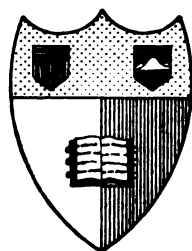






AP  
30  
M734  
†



**Cornell University Library**  
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE  
**SAGE ENDOWMENT FUND**

THE GIFT OF  
**HENRY W. SAGE**

1891



The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give  
to the librarian.

HOME USE RULES

MAY 3 1985 II

PHOTODUPLICATION

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.





AP  
30  
M734  
+



**Cornell University Library**  
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE  
**SAGE ENDOWMENT FUND**

THE GIFT OF  
**HENRY W. SAGE**

1891



The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give  
to the librarian.

# HOME USE RULES

MAY 3 1985

## PHOTODUPLICATION

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

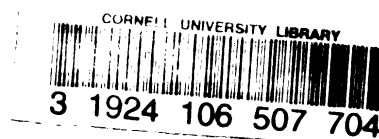
Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.







# Westermanns Monatshefte



**66. Jahrgang. 131. Band. 1. Teil**

**September bis November 1921**

**Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig**

CORNELL  
UNIVERSITY  
LIBRARY



A510252

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Anthes, Otto, Prof. Dr., in Lübeck, 213. Bauer, Curt, in Berlin-Südende, 284. Bäte, Ludwig, in Melle in Hannover, 127. Behrends, Ernst, in Mölln i. L., 264. Berner, Karl, in Freiburg i. Br., 205. Bittrich, Max, in Freiburg i. Br., 37, 181. Böhm, Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 36. Braungart, Richard, in München, 139. Cornegh, Robert, Dr., in Darmstadt, 229. Düssel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 104, 199, 208, 305, 312. Engelbrecht, Louis, in Braunschweig, 176. Forstreuter, Hedwig, in Magdeburg, 190. Freitag-Loringhoven, Gunda von, in Weimar, 228, 292. Ginzkey, Franz Karl, in Wien, 62, 163, 293. Grambow, Otto, Prof. Dr., in Berlin, 225. Güssow, Gerhard, in Quedlinburg, 156. Harder, Agnes, in Berlin, 17, 109, 248. Haufmann, Anna, in Berlin, 237. Herrmann, Paul, Dr., in Berlin, 69. Holstein, Günther, in Berlin, 277. Jørgensen, August, in Wilhelms- haven, 92. Katté, Martin von, in Berlin, 146. Rudnig, Fritz, in Friedrichswalde bei Huditten (Königsberg), 311. Leitzmann, Else, in Jena, 270. Liliensein, Heinrich, in Weimar, 49. Piffauer, Ernst, in Wiesbaden, 100. Masse, Grete, in Hamburg, 276. Müllenhoff, Emma, in Kiel, 81. Müller, Paul, Dr.-Ing., in Dortmund, 238. Müller-Guttenbrunn, Adam, in Wien, 54. Münchhausen, Bötties Frh. von, Dr. jur., Kammerherr, Sahlis bei Rohren (Sachsen), 86. Neumann, Carl W., in Leipzig, 271. Niebergall, Friedrich, Professor Dr., in Heidelberg, 82. Per- konig, Josef Friedrich, in Graz, 191. Pohlmann, Hannis, in Wilhelmshaven, 92. Quensel, Paul, Professor, in Wei- mar, 182. Schaffner, Jakob, in Berlin, 87. Schellenberg, Ernst Ludwig, in Elgersburg, 121, 301. Schönemann, Friedrich, Dr., in Kiel, 77. Schussen, Wilhelm, in Stuttgart, 247. Sergel, Albert, in Karlshorst bei Berlin, 103. Servaes, Franz, Dr. phil., in Berlin-Steglitz, 93. Spann-Rheinsch, Erika, in Wien, 53. Vohler, Karl, Prof. Dr., in München, 157. Wega, H., in Berlin-Friedenau, 34. Werner, Heinrich, Prof., in Berlin, 1. Winter, Otto, in Berlin, 147. Wolzogen, Ernst von, in Puppling bei München, 122, 265. Zorn, Philipp, Geh. Justizrat, in Ansbach, 203.

# Inhalt des hunderteinunddreißigsten Bandes

1. Teil. September bis November 1921

## Beiträge nach der Reihenfolge

	Seite		Seite
Paul Plontke. Von Prof. Heinrich Werner . . . . .	1	Deutsche Heim-Volkshochschulen. Von Otto Winter . . .	147
Himmelgarten. Roman eines bürgerlichen Hauses. Von Agnes Harder . . . . .	17, 109, 248	Ein Wiedersehen. Gedicht von Gerhard Giffow . . . . .	156
Ehe. Gedicht von Hans Böhm . . . . .	36	Dante. Von Prof. Dr. Karl Vohler (München) . . . . .	157
Freiburg im Breisgau. Von Max Bittich . . . . .	37	Erinnerungen an Wilhelm Raabe. Von Louis Engelbrecht . . . . .	176
Die weißen und die roten Rosen. Novelle von Heinrich Müllersheim . . . . .	49	Abendland. Gedicht von Max Bittich . . . . .	181
Erzengel Deutschlands. Gedicht von Erika Spann-Rheinsch . . .	53	Aus einem wunderlichen Tiergarten. Von Paul Quenjel . . .	182
Die letzten Tage des Kronprinzen Rudolf. Auf Grund eines neu aufgefundenen Quellenberichtes. Von Adam Müller-Guttenbrunn (Wien) . . . . .	54	Einsamer Weg. Gedicht von Hedwig Jostreuter . . . . .	190
Kositta. Novelle von Franz Karl Ginzkey . . . . .	62, 163, 293	Schmetterling. Novelle von Josef Friedrich Perkonig . . .	191
Ludwig Bortnings Blumenbilder. Von Dr. Paul Herrmann . . .	69	Scherenschnitte von Georg Hempel. Von Friedrich Düssel . . . . .	199
Deutsche und amerikanische Romane. Von Dr. Friedrich Schönmann . . . . .	77	Deutsche Briefe. Zeitberichte von Philipp Jörn . . . . .	203
Gruß. Gedicht von Emma Müllersheim . . . . .	81	Die stillen Tage. Gedicht von Karl Verner . . . . .	205
Die Jugendbewegung im Rahmen der gegenwärtigen Kulturkrise. Von Prof. Dr. Friedrich Niebergall (Heidelberg) . . . . .	82	Herklostersee. Novelle von Otto Anthes . . . . .	213
Der Alternende. Gedicht von Böttcher, Freiherren von Münchhausen . . . . .	86	Der gegenwärtige deutsche Zeitgeist. Von Prof. Dr. Otto Grambow . . . . .	225
Der befreite Sohn. Novelle von Jakob Schaffner . . . . .	87	Wer bin ich? Gedicht von Gunda von Freytag-Loringhoven . . . . .	228
Sie singen das Lied vom Rheine. Gedicht von Hannes Pohlmann . . . . .	92	Georg Schreyögg. Von Dr. Robert Lormegg (Darmstadt) . . .	229
Karl Schenkers Bildnisaufnahmen. Von Franz Serovaes . . .	93	Vom großen Herzen. Ein Märchen von Anna Hausmann . . .	237
Es werden Menschen sitzen und lesen. Gedicht von Ernst Vissauer . . . . .	100	Halborg-Norresundby. Betrachtungen zum internationalen Brückenwettbewerb. Von Dr.-Ing. Paul Müller (Dortmund) . . . . .	238
Von Kunst und Künstlern . . . . .	101, 206, 310	An Edith. Gedicht von Wilhelm Schuffen . . . . .	247
Sternenkreise. Gedicht von Albert Serget . . . . .	103	Deine Liebe. Gedicht von Ernst Behrends . . . . .	264
Herbst. Gedicht von Ernst Ludwig Schellenberg . . . . .	121	Des Lebens Sinn. Gedicht von Elfe Reihmann . . . . .	270
Aus meinem Leben. Erinnerungen von Ernst von Wolzogen . . . . .	122, 265	Hinnerk Swinogel. Eine Tiergeschichte von Carl W. Neumann . . . . .	271
Osnabrück. Ein Stadt- und Landbild von Ludwig Bäte Thomas Baumgartner. Von Richard Braungart (München) . . .	139	Meermann. Gedicht von Grete Massé . . . . .	276
Schreitlied. Gedicht von Martin von Ratte . . . . .	146	Hans Meyer und sein Totentanz. Von Günther Holsteln . . .	277
		Anticoli, ein Malerparadies. Von Curt Bauer . . . . .	284
		Rühle Nacht. Gedicht von Gunda von Freytag-Loringhoven . . . . .	292
		Dostojewski. Von Ernst Ludwig Schellenberg . . . . .	301
		Die Laube. Gedicht von Fritz Rudnig . . . . .	311

## Beiträge nach dem Abc

Halborg-Norresundby. Betrachtungen zum internationalen Brückenwettbewerb. Von Dr.-Ing. Paul Müller (Dortmund) . . . . .	238	Erzengel Deutschlands. Gedicht von Erika Spann-Rheinsch . . .	53
Abendland. Gedicht von Max Bittich . . . . .	181	Es werden Menschen sitzen und lesen. Gedicht von Ernst Vissauer . . . . .	100
An Edith. Gedicht von Wilhelm Schuffen . . . . .	247	Freiburg im Breisgau. Von Max Bittich . . . . .	37
Anticoli, ein Malerparadies. Von Curt Bauer . . . . .	284	Gruß. Gedicht von Emma Müllersheim . . . . .	81
Aus meinem Leben. Erinnerungen von Ernst von Wolzogen . . . . .	122, 265	Heim-Volkshochschulen, Deutsche. Von Otto Winter . . .	147
Bortnings, Ludwig, Blumenbilder. Von Dr. Paul Herrmann . . . . .	69	Hempel, Scherenschnitte von Georg. Von Friedrich Düssel . . .	191
Baumgartner, Thomas. Von Richard Braungart (München) . . .	139	Herbst. Gedicht von Ernst Ludwig Schellenberg . . . . .	121
Dante. Von Prof. Dr. Karl Vohler (München) . . . . .	157	Herzen, Vom großen. Ein Märchen von Anna Hausmann . . .	237
Deine Liebe. Gedicht von Ernst Behrends . . . . .	264	Herklostersee. Novelle von Otto Anthes . . . . .	213
Der Alternende. Gedicht von Böttcher, Freiherren von Münchhausen . . . . .	86	Himmelgarten. Roman eines bürgerlichen Hauses. Von Agnes Harder . . . . .	17, 109, 248
Des Lebens Sinn. Gedicht von Elfe Reihmann . . . . .	270	Hinnerk Swinogel. Eine Tiergeschichte von Carl W. Neumann . . . . .	271
Deutsche Briefe. Zeitberichte von Philipp Jörn . . . . .	203	Jugendbewegung im Rahmen der gegenwärtigen Kulturkrise, Die. Von Prof. Dr. Friedrich Niebergall (Heidelberg) . . . . .	82
Die stillen Tage. Gedicht von Karl Verner . . . . .	205	Kronprinzen Rudolf, Die letzten Tage des. Auf Grund eines neu aufgefundenen Quellenberichtes. Von Adam Müller-Guttenbrunn (Wien) . . . . .	54
Die Laube. Gedicht von Fritz Rudnig . . . . .	311	Rühle Nacht. Gedicht von Gunda von Freytag-Loringhoven . . . . .	292
Dostojewski. Von Ernst Ludwig Schellenberg . . . . .	301	Kunst und Künstlern, Von . . . . .	101, 206, 310
Ehe. Gedicht von Hans Böhm . . . . .	36		
Einsamer Weg. Gedicht von Hedwig Jostreuter . . . . .	190		
Ein Wiedersehen. Gedicht von Gerhard Giffow . . . . .	156		

# IV Inhalt des hunderteinundbreißigsten Bandes

	Seite
Meermann. Gedicht von Grete Massé . . . . .	276
Meyer, Hans, und sein Totentanz. Von Günther Hofstein . . . . .	277
Osnabrück. Ein Stadt- und Landbild von Ludwig Bäte . . . . .	127
Plontke, Paul. Von Prof. Heinrich Werner . . . . .	1
Raabe, Wilhelm, Erinnerungen an. Von Louis Engelbrecht . . . . .	176
Romane, Deutsche und amerikanische. Von Dr. Friedrich Schönmann . . . . .	77
Rosen, Die weißen und die roten. Novelle von Heinrich Villenfein . . . . .	49
Rositta. Novelle von Franz Karl Ginzkey 62, 163, . . . . .	293
Schenkens, Karl, Bildnis aufnahmen. Von Franz Serdaes . . . . .	93
Scherenschnitte von Georg Hempel. Von Friedrich Düssel . . . . .	199
Schmetterling. Novelle von Josef Friedrich Perkonig . . . . .	191
Schreidied. Gedicht von Martin von Ratte . . . . .	146
Schreyögg, Georg. Von Dr. Robert Cormog (Darmstadt) . . . . .	229
Sie singen das Lied vom Rheine. Gedicht von Hannis Pohlmann . . . . .	92
Sohn, Der befreite. Novelle von Jakob Schaffner . . . . .	87
Sternkreise. Gedicht von Albert Sergel . . . . .	103
Tiergarten, Aus einem wunderlichen. Von Paul Quensel . . . . .	182
Wer bin ich? Gedicht von Gunda von Freytag-Loringhoven . . . . .	228
Zeitgeist, Der gegenwärtige deutsche. Von Prof. Dr. Otto Grambow . . . . .	225

## Das Reich der Frau. LVII

Die Ehe. Unter die Zeitlupe genommen von H. Wega . . . . .	34
--	----

## Literarische Rundschau

Vertram, Ernst: Nietzsche-Biographie . . . . .	212
Braun, Fritz: Die Ohmork . . . . .	316
Dantreuerfahrungen und Dantewürdigungen . . . . .	315
Deertjen, Werner: Sie sollen ihn nicht haben . . . . .	316
Deutsche Wanderungen. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin . . . . .	108
Dreyer, Max: Die Ecke der Welt . . . . .	104
Elfter, Dr. Hanns Martin: Deutsche Dichterhandschriften . . . . .	316
Engel, Eduard: Frankreichs Geistesführer . . . . .	108
Ginckh, Ludwig: Zwölf Zeichnungen von Paul Jouch . . . . .	108
Ginckh, Ludwig: Ahnenbüchlein . . . . .	212
Glaifchen, Cäsar: Im Schloß der Zeit; Mandolinchen, Feierkassenmann und Ruckuck . . . . .	107
Juch, Hanna: Heidekinder . . . . .	107
Ginzkey, Franz Karl: Rositta . . . . .	316
Gödmann, Karl: Ruma . . . . .	210
Grube, Max: Ob Theater! . . . . .	105
Haarhaus, Julius R.: Ahnen und Enkel . . . . .	313
Halber, Max: Die Cat des Dietrich Stobäus . . . . .	212
Hermann, Georg: Schnee . . . . .	208
Heubner, Rudolf: Lied von Rosemunde . . . . .	210
Hohlbaum, Dr. Robert: Leben und Schaffen Ginzkeys . . . . .	316
Literarische Bausteine des Phoebe-Verlages in München . . . . .	314
Märker, Friedrich: Zur Literatur der Gegenwart . . . . .	208
Menzel, Adolf: Oeuvre-Katalog von Dr. Elfried Bock . . . . .	316
Schleich, Carl Ludwig: Besonnte Vergangenheit . . . . .	312
Schopenhauer, Adele von: Gedichte und Scherenschnitte. Herausgegeben von Prof. Dr. H. H. Houben und Dr. Hans Wahl . . . . .	314

	Seite
Schrickel, Leonhard: Das Buch der Könige . . . . .	106
Söhle, Karl: Der verdorbene Musikant . . . . .	212
Sperl, August: Der Archivar . . . . .	209
Steinmüller, Paul: Die Rhapsodien vom verlorenen Königreich . . . . .	211
Wendt, Ebyra: Heiliges Land . . . . .	107

## Dramatische Rundschau von Friedrich Düssel

Anarchie im Drama — Deutsche Dramaturgie und deutsches Nationaltheater — Der Schauspieler und der Mensch auf der Bühne — Schauspieler aus deutscher Vergangenheit — Bilder und Schatten — Der Guckkasten — Emil Deorient und Heinrich Theodor Rötcher — Jofens Bühnentechnik — Zirkus Reinhardt — Berliner Spielbeginn: Die Räuber und Herodes und Mariamne — Kran — Spielerei einer Kaiserin — Alles um Geld — Die Jungfern von Bischofsberg — Franzosen in Berlin — Russisches Gattenspiel und Stanislawski — Jüdisches Künstlertheater — Wilhelm Schmidtbonn: Die Schauspieler — Ernst Collet: Masse Mensch . . . . .	305
--	-----

## Kunstblätter und Einschaltbilder

### September:

Vortning, Ludwig: Sehet die Lilien auf dem Felde.
Brandis, August von: Die blaue Schale.
Dreuer, Wolfgang W.: Der Wanderer — Vor Beginn des Rennens.
Riemlen, Emil: Betender Krieger.
Meier-Bitsch, Walther: An Freiburger Münster.
Plontke, Paul: Maria, das Kind und Johannes.
Schanker, Karl: Die Sängerin Bianca Stagno Bellincioni.
Schulter-Woldan, Raffael: Die Geigerin Gertrud Schulters-Woldan.
Sohn, Carl: Die Schwestern.
Wiedemann, Otto: Küsternalleen.

### Oktober:

Baumgartner, Thomas: Mädchen mit Hahn.
Eimer, Ernst: Großvater und Enkelin.
Fechner, Hanns: Wilhelm Raabe.
Hecker, Franz: Niederländische Bäuerin im Sonntagsstaat.
Hell, Willy ter: Der Daniel bei Ehrwald — Im oberen Poischthal.
Rede, Otto: Dorfmusikanten — Madonna.
Meheroth, Arno: Der rote Hahn.
Schlubek, Arthur: Damenbildnis.
Schrader-Weigen, Karl Hans: Winter Strauch.

### November:

Jahrenbruch, Wilhelm: Gebet.
Freytag-Loringhoven, M. von: Hauseingang — Kopfstudie.
Hipp, Emil: Weibliche Figur.
Merker, Max: Herbsttag in Oberfranken.
Schrag, Julius: Viele in Stralsund.
Schreyögg, Georg: Junges Mädchen — Abschied.
Türcke, Franz: Herbst.
Wolters, Georg: Herbstmorgen im Hils — Saubach im Harz.





Paul Plontke: Maria, das Kind und Johannes

*(Aus der großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1941)*



# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

**Band: 131. I** **Sept. 1921**

## Paul Plontke Von Prof. Heinrich Werner

Mit einem farbigen Einschaltbilde, sowie acht farbigen und zwölf schwarzen Textbildern  
Aufnahmen von Hermann Voll in Berlin



**S**töhlisch will ich bekennen, daß ich für die Leistungen allerjüngster Ismenkunst nicht von Natur aus heilfichtig und empfänglich geschaffen bin. Als Expressionisten, Futuristen und Kubisten vor Jahren in den Ausstellungen auftauchten, stand ich ihren neuen Offenbarungen zuerst ganz hilflos gegenüber, und auch die Versuche, bei den Schriftgelehrten in den Zeitungen und in Kampfbüchern für die junge Kunst Hilfe und Aufklärung zu finden, schlugen fehl. Da regnete es für meine Begriffe immer nur Phrasen und Phrasen, und fast in jedem Einzelfalle kam ich schließlich zu der Überzeugung, daß der just zu Rate gezogene Herr Gewährsmann auch nicht besser Bescheid wußte als ich und nicht in unehrlicher, sondern durchaus ernster und guter Absicht, nämlich den Anschluß an die neue Zeit nicht zu verlieren, sich selbst in eine Aufnahmefähigkeit, in ein Mitfühlen, ja in eine Begeisterung für Neukunst hineinredete. Aber jeder wurde — verächtlich schnell — sehr grob, wenn man ihm auf den Kopf zusagte, er mache sich nur blauen Dunst vor.

Nun versuchte ich mein Heil bei den Künstlern selbst. Zuerst bei mir befreundeten, in langjähriger Bemühung und hingebender Arbeit gefestigten Vertretern guter und anerkannter Namen, Leuten, die selbst in der Jugend bei Begründung der Münchner und der Berliner Sezession mitgetan und gegen verpöppeltes Ak-

demisertum frisch draußlos gewettert hatten. Da machte ich eine überraschende Entdeckung. Den Freunden ging es wie mir selbst. Sie standen den neuen Dingen ohne Anpassungs- und Einfühlmöglichkeit gegenüber, aber sie begriffen auch, daß nicht mit billigem Schimpfen und Hohnlachen darüber hinwegzugehen sei, daß in der Arbeit vieler Kunstrevolutionäre die lauteste Ehrlichkeit einer tiefen Überzeugung und ein Idealismus wurzelten, die schon oft zu freiwilligem Verzicht auf leichten Erwerb in anderen Bahnen, ja zum Darben und Hungern geführt hatten. Die Erkenntnis hat sich danach durch persönliche Beziehungen zu den jungen Stürmern und Drängern gefestigt und zu der Einsicht gebracht, daß die Umsturzbewegung aus einem Grunde entsprossen sei, aus der Verzweiflung über den Mangel eines Eigenstiles der Gegenwart. Damit ist ja eine vom großen Publikum noch immer kaum bedachte und erfasste Tatsache bezeichnet, die in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit einzigartig ist, für die jede Vergleichsmöglichkeit fehlt. Seit dem Ende des vom Sturm der französischen Revolution hinweggelegten Rokoko ist der die abendländische Kultur tragende Erbteil Europa unfähig, dem Inhalt seines geistigen und seelischen Lebens in der bildenden Kunst formalen Ausdruck zu leihen, wie das zuvor von der romanischen Zeit an durch Gotik, Renaissance und Barock die Jahrhunderte vermocht hatten. Mit dem aus Forderungen der Gelehrten und

Literaten, der die Kunst an feststehende Gesetze und Regeln fesselnden Ästheten erwachsenen Klassizismus setzte eine Zeit nachahmender Abwandlung der Folge aller Stile ein, die naturgemäß zu einer Verflachung, weil zu einem Stilgemengsel schwächlicher Art, zu einer Geschmacksverwirrung ohnegleichen führen mußte und geführt hat. Was half die Eroberung aller guten handwerklichen Fertigkeiten, die virtuoseste Beherrschung der nach Willkür verwendeten Form? In der äußeren Fassung der Werke wirbelten und quirlten die Einflüsse

großer Vorbilder aller Zeiten durcheinander. Es war in den großen Ausstellungen für den kunstgeschichtlich Bewanderten immer ein Leichtes, die Bilder nach ihrer — wenn auch oft schamhaft verbräunten — Herleitung aus dieser oder jener stilistischen oder landschaftlichen »Schule« der Vergangenheit einzuteilen und zu sondern. Auch die für einige Jahrzehnte zu Führern und anerkannten Meistern emporgehobenen Großen des 19. Jahrhunderts verharrten in der formalen Abhängigkeit von den Alten, und es ist aus ihrem heißen Bemühen



Das gestreifte Kleid



Junge mit Schlitten

Original im Besitz von Dr. Hermann in Berlin

um den großen, den persönlichen Stil oft schmerzlich herauszulesen, wie sie unter dem Unermöglichen der ganzen Zeit zur Schöpfung einer ihrem Geiste gemäßen allbeherrschenden Form gelitten haben.

Da schien nun in den letzten vierzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Schlagwort von der Entdeckung des Lichtes die Erlösung bringen zu sollen. Der Impressionismus spürte den letzten und feinsten Farb-reizen im Luftmeer und an den Dingen in ihm nach und nutzte dabei eine Technik, die sich schließlich die allerjüngsten optischen Erkenntnisse und Forschungsergebnisse dienstbar zu machen wußte. Aber just dadurch ging die Kunst-wirkung ganz und gar im Handwerklichen unter, schwand der letzte Rest von fester Gebundenheit aus den Bildern. Schreckender und bedrückender als je zuvor tat sich just der wagemutigen Jugend die Erkenntnis des Stilmangels dar. Aus einer Art Verzweiflung heraus brach nun der Kampf gegen die künstlerische Grund-anschauung der Zeit los, gegen die Anerkennung der Natur als Ausgangs- und Zielpunkt des Kunstschaffens. Das alte Dürerwort: »Die Kunst steckt in der Natur, und wer sie heraus kann reißen, der hat sie«, wurde gewandelt in

die Lehre: Kunst bedeutet die Verneinung der Natur, die Lösung von ihrer Erscheinungswelt. Kunst lebt im Geiste und wird geboren aus ihm. Wie dann die neuen Strebungen und Richtungen diese Lehre in Schaffen und Beispiel um-gekehrt haben, das zu zeigen ist hier nicht die Aufgabe. Aber das schmerzliche Bekenntnis ge-hört noch hierher, daß die Hoffnungen auf den »neuen Stil«, wenn nicht alles trügt, auch vergeblich gewesen sind. Anstatt zu frisch ein-setzender Entwicklung und zur Offenbarung inneren Lebens zu leiten, ist die neue Kunst bereits in ödem Mechanismus erstarrt, wandelt sie — härter im Banne festgelegter Begriffe als irgendeine frühere — das Schema ihrer Farben und Rhythmen in erschreckender Gleich-artigkeit ab, sofern sie nicht aus eigener Er-kenntnis ihrer Langweile auf das verzweifelte Mittel verfällt, durch Narrenspotten Aufsehen zu erregen.

Was soll nun dieser Einblick in die Wirrnis der Gegenwartskunst zur Einleitung der Besprechung eines zu jungem Ruhme aufgestie-genen Malers? Nun: die Zeit bestimmt die Entwicklung von Mann und Werk, und wenn schon früher die Durchsetzung als Persönlichkeit

1 \*



Madonna auf der Wolke

im drängenden Wettkampf der Gleichstrebenden eine Tat bedeutete, wieviel mehr heutzutage unter dem Ansturm einer die Grundfesten des Aberkommenen unterwühlenden Brandung, im Auflösungsprozeß einer künstlerischen Anschauungswelt, die für unerschütterlich gegolten hatte. Ein ganzer Kerl gehört dazu, sich durchzusetzen, helläugig und aufrecht schreitend, dem Fährmann aus Goethes »Seefahrt« gleich:

Doch er stehet männlich an dem Steuer,  
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen —  
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.  
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe  
Und vertrauet, scheiternd oder landend,  
Seinen Göttern.

Paul Plonke, dem dieser Aufsatz gilt, ist solch ein wagemutiger Steuermann, und wenn er heute, siebenunddreißig Jahre alt, Professor an der Berliner Akademie der Künste, durch Galerieankäufe und Medaillenverleihung geehrt, aber von all diesem dekorativen Schnickschnack keineswegs geblendet und innerlich gerührt, zurückblickt auf seinen Weg aus mühsamen und ärmlichen Anfängen, dann hat er Grund genug, den Göttern, die ihn geführt, dankbar zu sein. Die Götter aber wohnen in seiner eignen Brust, und sie heißen: Ehrlichkeit und Treue. Wie das gemeint ist, wird zunächst die Aberschau über seinen Lebens- und Werdegang zeigen.

Paul Plonke ist ein Schlesier, am 8. Juni 1884 in Breslau geboren, armer Leute Kind. Was half's,

daß schon den Buben die Kunst lodte und erschütterte? Die Dürftigkeit im Elternhaus zwang nach der Schulzeit zum frühen Geldverdienen, und das schien der Kaufmannsberuf zu verheißten. Also wurde die übliche Lehrzeit brav erledigt, aber 1902 glückte es dem Achtzehnjährigen, in die Breslauer Kunstschule zu kommen und dort nach nur zwei Jahren das Zeugnis als Zeichenlehrer zu erwerben. Die glückliche Gabe rascher Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit im Unterricht der Lehrer Adolf Busch — für zeichnerische Schulung — und Eduard Kämpfer — für die Farbentkunst — hatten diesen Geschwindprozeß des als nächstes Ziel erstrebten äußeren Abschlusses wegen und damit zur Anbahnung eines künstlerischen Berufes ermöglicht und beschleunigt. Aber der Besuch der Kunstschule hatte auch eine zum weiteren Aufstieg leitende per-



Madonna über den Bergen





Pflege des heiligen Sebastian

sönliche Beziehung gebracht. Eine Dame, die Schwester des Pfarrers Schönsfelder im märkischen Dorfe Mühlbed, Hospitantin auf der Breslauer Kunstschule, hatte Fleiß und Ernst, aber auch die tiefwurzelnde Begabung des stämmigen jungen Schlesiens erkannt. Ihre Empfehlung an den Bruder im geistlichen Amt nahm ihm für eine Reihe von Sommern die Last, der Fron nur gelegentlicher, verschiedener Beschäftigung nachzugehen. Das Pfarrdorf wurde der Hafen für die ersten Freiflüge seines Schaffens. Die große Lehrmeisterin Natur schulte ihn besser und tiefer, als es irgendein berühmter Professor der Akademie vermocht hätte. Was als Unglück schmerzvoll beklagt wurde, die Anmöglichkeit einer systematischen, schulgemäßen weiteren Ausbildung zur »höheren« Kunst, war in Wahrheit ein Glück für ihren nach Klärung und Festigung

ringenden Jünger. Der Zufall half. Adolf Busch wurde krank, und Paul Plontke wurde für ein halbes Jahr sein Vertreter. Just zu der Zeit hatte der fördernde Freund Schönsfelder ein bescheidenes Kapital zur Stiftung eines Altarbildes für sein Kirchlein zusammengebracht. Plontke hatte einen ersten »Auftrag« und schuf eine Madonna mit einem geigenden Engel. Das gab Mittel, den Besuch der Akademie in Dresden wenigstens versuchsweise zu beginnen, und 1907 im Frühling trat Plontke bei dem trefflichen Karl Banger, der heute Direktor der Akademie in Kassel ist, in die Lehre. Er hatte Bangers Bilder aus den bis in die jüngste Zeit abgeschlossen gebliebenen heftigen Bauernlande des Schwalmgrundes kennengelernt und gleich empfunden, daß seine prachtvoll schlichte und kraftvolle Art, frei von aller Theatralik und





Ruhe auf der Flucht

Pose, das Wesen der Modelle in der köstlich malerischen Schwärmer Tracht, in all seiner Verbtheit und Wahrheit erfasst und herausgebildet hatte. Das entsprach Plontkes eigenem Sinn. Auch insofern war er vor die rechte Schmieße geraten, als Banzer von engender Schulmeisterei seiner jungen Malerkameraden nichts wußte. Er — selbst ein Sohn des heftigen Bodens, auf dem er Sommer für Sommer malte — hatte die Bedeutung des Lernens in Freiheit an sich am besten erprobt. So war er auch seinen Schülern Ziel- und Wegweiser in feinsten Anpassung an die Eigenart ihrer Begabung, von der er allerdings viel verlangte, wenn eine dauernde Gemeinschaft bestehen sollte. Mit seiner kleinen Jüngerschar hatte er just 1907 seine Sommersiedlung aus dem alten Malerort Willingshausen in die nahe Rhön verlegt, und dort in Klein-Cassen spürte Plontke nun den Wundern des über Wiesen und Wälder fließenden Lichtes nach. Das brachte Sicherheit im Landschaftlichen, aber deshalb blieb das Studium der Figurenmalerei nicht liegen, und just sie zu pflegen erschloß im Frühling 1908 die Möglichkeit, in Hermann Prells Werkstatt zu Dresden als Meisterschüler einzutreten. Plontke kam bereits mit so viel Gelehrtheit des Könnens und Klarheit seiner malerischen Auffassung, daß sein Meister ihn sofort an der Vollenbung des gerade auszuführenden Deckenbildes im Dresdner neuen Rathaus beteiligen konnte. Die Arbeit warf bescheidenen äußeren Gewinn ab und gewährte wachsende

Sicherheit in der Darstellung bewegten Figurenwerkes. Plontke zögerte nicht, die neue Errungenschaft in der angewandten Kunst des Plafates zu nutzen. Mehrere Siege in Wettbewerben machten ihn mehr und mehr bekannt und brachten auch klingenden Lohn.

Aber ein neuer Erfolg des rastlos betriebenen Mühe und Voranstrebens unterbrach die Fortsetzung dieser Tätigkeit; das war 1910 die Zuertheilung des Preises der Raugendorfs-

stiftung zu einer Italienreise. Viertausend Mark! Damit kann heute kein Reisender im süblichen Lande mehr prunken und prassen, aber vor zehn Jahren war das für einen jungen Künstler noch eine üppige Summe, und Plontke, froh, zum erstenmal auf eigne Verantwortung in die Welt fahren und sich künstlerischer Arbeit widmen zu können, nutzte sie auf seine Weise. »Augen, Augen, das ist ja doch alles, was man mitbringen sollte zu einer italienischen Reise, Bücher nur so viele, daß sie die Augen nicht verderben!« Das ist ein Wort vom alten Hans Thoma, und Paul Plontke ist seinem Sinne gefolgt, indem er sich in freier Umschau vor allem an das brausende, ihn umschließende Gegenwartsleben der Arnstadt Florenz hielt und daraus und aus der eignen Frische und Spannkraft die Gegenwehr gegen einen zu tief ins Historische lenkenden Einfluß der alten italienischen Kunst gewann, der schon so manchem jungen Deutschen gefährlich geworden ist. Wohl trieb es auch ihn zu den Meistern in die Galerien, und zumal die Primitiven des 15. Jahrhunderts sind ihm lieb geworden. Seine Verehrung für sie grüßt auch aus manchem in Italien und danach — der Aufenthalt dauerte dreiviertel Jahr — aus manchem daheim in Deutschland in frohlicher Rückerinnerung entstandenen Bild.

Das Frühjahr 1912 sah den Künstler wieder in Deutschland, nun als selbständigen Mitarbeiter Hermann Prells. Die Erinnerungen an Italien trug er in Kopf und Herz, und aus



ihnen blühte einer der edelsten und kennzeichnendsten Leistungen Plontkes auf, die Madonna, umgeben von den lautestpielenden und singenden Jünglingen (Abbild. S. 13). Das Werk erzwang sich — gleich dem noch in Italien entstandenen Florentiner Fuhrwerk (Abbild. S. 9) — selbst in der Riesenschau der Großen Berliner Kunstausstellung von 1912 die allgemeine Beachtung und wurde von der Kunstdeputation des Berliner Magistrats für die städtische Gemälbefammlung erworben. Als erst kürzlich für Berliner Arbeiter und die Zöglinge der Gemeindeschulen der Reichshauptstadt leichtverständliche Kunstausstellungen aus städtischem Besitz zusammengestellt und in Schulfestfälen der Arbeiterquartiere gezeigt wurden, war auch Plontkes Madonnenbild eingegliedert. Ich habe wiederholt mit Freuden gesehen, wie seine stille Anmut die naiven Besucher zum Verweilen und zu lauter Befundung freudigster Anteilnahme an seinem Inhalt angeregt hat. Nun kamen auch private Ankäufer in die Werkstatt des der Anerkennung frohen Malers. Neue Bilderpläne reiften; guter Verkauf sowie die Verleihung der kleinen, gleich darauf der großen goldenen Medaille auf Dresdner Ausstellungen wiesen in eine aussichtsreiche Zukunft und brachten den Künstler auf den Gedanken, die Kraft seines Willens und Schaffens einmal in schärferer Luft, als sie in Dresden wehte, zu erproben. — Er zog 1913 nach Berlin. Dort begonnene Werke glückten und fanden Absatz. Zu Beginn des nächsten Jahres konnte Paul Plontke eine junge Frau, aber eine schon »alte« Liebe aus den Breslauer Tagen, die Malerin Anna Breuer, ins eigne Heim führen, und die schönste

selbsterrungene Hochzeitsgabe war die Botenschaft von der Verleihung des großen Staatspreises für Malerei durch die Berliner Akademie der Künste. An den Preis war die Bedingung einer Studienfahrt nach Paris geknüpft; so bot sich die französische Hauptstadt als das gegebene Hochzeitsreiseziel. Aber gleich nach der Ankunft jagte der Kriegsturm das Künstlerpaar aus dem in lodender Feindschaft aufgestandenen Lande, und nur mit knapper Not entrannte es noch gerade dem Schicksal der Internierung. An ein Zuhausebleiben, wo das Vaterland seinen Lebenskampf durchzufechten hatte, war für den ferngejunden Paul Plontke nicht zu denken. Im Frühjahr 1915 kam er ins Feld und hat bis zum Oktober des Jahres in



Der heilige Christophorus



Kinderkopf

Flandern die Waffen getragen. Da aber warf ihn eine Verwundung nieder; mit dem Frontdienst war's vorbei. Der Künstler wurde dem Oberkommando der vierten Armee zugeteilt und wirkte in Gent als Zeichner für die vom Besitzer des Leipziger Inselverlags geleitete Genter Kriegszeitung, die künstlerisch besonders gut hergestellt und ausgestattet wurde. Das Leben im Felde, eigne Beobachtungen und Berichte lieferten genug Stoff zu Illustrationen und freien Zeichnungen für das Blatt. Aber es gab auch Gelegenheit zum Studium in den malerischen Gassen und Winkeln des alten Gent und des nahen Brügge, und viel kleine und große Aquarelle hielten die gewonnenen Eindrücke fest, so glücklich und in der Durchbildung so ausgezeichnet, daß einige davon von der Verwaltung der Nationalgalerie angekauft wurden.

Dann folgten Zusammenbruch und traurige Heimkehr, Revolution und Unruhen in Berlin. Es litt den Künstler nicht in solcher Wirrnis. Nach der schlesischen Heimat zog es ihn, und dort in Langenau, in der verlassenen Werkstatt des verstorbenen Münchner Akademieprofessors Paul Höder, suchte Plontke Lösung vom seelischen Weh um des Vaterlandes Not in der Arbeit an religiösen Bildern. Das bedeutendste der so aus tiefster innerer Versenkung in den Vorwurf entstandenen Werke ist die Pflege des heiligen Sebastian (Abbild. S. 5). Ihm hat der Maler die Befiegelung der Erfolge seines arbeitsreichen Mühe zu verdanken: seine Berufung als Professor an die Berliner Akademie und die Ernennung zu deren Mitglied — ein Ergebnis,

auf das der kaum siebenunddreißig Jahre alte Künstler wohl stolz sein konnte. Daß Plontke durch dies äußere Gelingen, durch Titel und Würden zu professoralem Dünkel und zum Beharren beim Errungenen verführt werden sollte, ist bei seiner kernfrischen Art, seinem schlesischen Draufgängertum nicht zu fürchten, und gerade in seinen jüngsten künstlerischen Gaben zeigt sich, wie er neuen Zielen zustrebt und diese mit neuen Mitteln zu erreichen gesonnen ist.

Das zwingt nun zu einer ruhigen Durchsicht seiner Werke von Anfang an und zu einem Versenken in ihre Art und in den schöpferischen Willen, der sie gestaltet hat. Eine knapp zusammenfassende Kennzeichnung von Plontkes Kunst war schon zuvor niedergelegt in den Worten »Ehrlichkeit und Treue«. Das will so genommen sein: Aus allen Werken Plontkes ist deutlich herauszulesen, daß dieser Maler aus einem in seinem Blute liegenden Triebe zur



Die Gratulantin





Kind (Zeichnung)

bende Farbenlust, hier aber meisterte deutsche Entbederfreude den malerischen Eindruck des in der Buntheit des Gegenstandes liegenden fremdartigen südländischen Reizes und in der Aus-  
führung mit aller tüftelnden, den Kleindingen und Einzelheiten nachspürenden Liebe germanischer Kunstgesinnung. Auch die »zire Venus« (Abbildung S. 9) mit dem langen Flatterfächer, dem koketten Halschmuck und

ihrem Sinnbild, der erblühten Rose in der Rechten, ist italienischer Herkunft. Lorenzo di Credi hat einen dieser Venus verwandten schlanken Mädchenakt gemalt, für Plontkes künstlerisches Gefühl so zwingend, daß er die gute Gabe des Alten aus dem 15. Jahrhundert als seine schmale Bildtafel wiedererstellen ließ. Leicht zu merken, daß das Modell aus der Lautenmadonna wiederum benutzt wurde. Mit

gutem Grunde, denn das puppenhaft zarte Köpfchen mit dem schweren Haarschmuck gibt auch für den sinnfrohen, blühenden Alt die geeignete Krönung, zumal da er in seinem lieblichen Ausdruck die Nachtzeit im holdesten Zauber der Unschuld erstrahlen läßt. Madonna — Fuhrwerk — Venus — ein fröhlicher Wechsel, die Vielfältigkeit des Plontkeschen Wollens und seiner Freude am Schauen und Erfassen andeutend.

Es gesellen sich zum voranschreitenden Werk des Malers noch andre Motive. Beim Wandern und Streifen durch Stadt und Land auf deutschem Boden hält ihn die Schönheit der im stillen liegenden Winkel. Dann ist er sinkt am Werk, und es kommen mehr solch lustiger Kleinstadtbilder zustande wie die Einsicht in die alte Gasse in Glaz mit dem Durchblick durch den wuchtenden Torbogen, wo die Herren Gevattern sich aus Anlaß einer erregenden Neuigkeit vor einem Hause drängen. Bemerklich hier die Mischung einer impressionistisch flotten Behandlung im Verein mit der Einzelschilderung der Häuser und aller Architekturteile und des bis in die äußerste Tiefe genutzten Figurenbestandes. Just dies Bild aber ist nach der äußeren Durchführung kennzeichnend für Plontkes Art der Darstellung. An ihm läßt sich in knapper Drängung erkennen, was in breiter und ins Große dringender Behandlung die umfangreicheren Hauptwerke wahrnehmen lassen, daß die Auffassung des Künstlers ganz und gar im Malerischen wurzelt. So ist denn auch für die Gasse in Glaz nicht das Gegenständliche, sondern die Lichtaufgabe Ausgangs- und Zielpunkt der Arbeit. In strömender Flut schlägt

der Sonnenglanz vom hohen Himmel herab in die Gassenenge, wird vom Holperpflaster des Fahrweges in die Breite gezogen und brandet hoch auf zur Rechten und niedrig zur Linken an den Häusern empor. Selbst in den dunklen Torgang schlüpft er hinein und hat über einen schmalen Schattenstreifen Verbindung zu dem ungehemmter einfallenden Licht der hinteren, im Durchblick liegenden Gasse. Nur sind die Dunkelteile des Bildes ganz unter dem Gesichtspunkt der

Eindämmung und Fesselung dieser Helle gegeben, durchgebildet in den Einzelheiten: die Fronten mit Fenstern und Regentafeln, mit Türen und vorgebauten Pfeilern besetzt, aber auch diese Dinge malerisch, nicht zeichnerisch mit scharfer Abgrenzung des Linienguges zur Schau gebracht. Es ist leicht nachzuprüfen, wie die gleichen Mittel in andern Stadtbildern (Abbildung S. 14) erkenntlich sind, wenn auch der Druck von der sprühenden Wirkung der bunten Originale nur einen schwachen Begriff zu geben vermag.

Aber zu den Gipfeln des



Aus der Festung Glaz

Plontkeschen Schaffens leitet doch erst die Versenkung in seine großen Gemälde empor. Da ist denn zunächst auszusprechen, daß der Maler ein Führer zu einer Erneuerung der nur auf ganz wenige gute Namen gestellten, zumeist im abgebrauchten Schema der nazarenischen Schule daniederliegenden religiösen Malerei der Gegenwart genannt werden muß. Ein Führer im Sinne eines Entbeders neuer Bahnen und Wege. Die innere Berufung dazu hängt ganz und gar mit Plontkes künstlerischer Natur zusammen. Sein Drang zum malerischen Schaffen hatte eine ihn ganz erfüllende mystische Gewalt. Je mehr er

Plontkeschen Schaffens leitet doch erst die Versenkung in seine großen Gemälde empor. Da ist denn zunächst auszusprechen, daß der Maler ein Führer zu einer Erneuerung der nur auf ganz wenige gute Namen gestellten, zumeist im abgebrauchten Schema der nazarenischen Schule daniederliegenden religiösen Malerei der Gegenwart genannt werden muß. Ein Führer im Sinne eines Entbeders neuer Bahnen und Wege. Die innere Berufung dazu hängt ganz und gar mit Plontkes künstlerischer Natur zusammen. Sein Drang zum malerischen Schaffen hatte eine ihn ganz erfüllende mystische Gewalt. Je mehr er





Anbetung der Hirten

die äußeren Schwierigkeiten überwand und der technischen Mittel Herr wurde, um so mehr trieb es ihn, das tiefe Glück, sich schöpferisch ausleben zu dürfen, in einer Sprache zu künden,



Madonna mit Jünglingen



die seinem Gehalt, seiner läuternden Kraft gerecht wurde. Daß die schon besprochene frühe Florentiner Madonna nur ein lyrischer Vorflang war, ein Repräsentationsbild in gutem Sinne sozusagen, zeigt der Vergleich mit den hier abgebildeten späteren Studien auch flüchtigstem Zusehen. Darin nämlich ist alles mehr innerlich, mehr gefestigt und gestrafft, dramatisch

position! Im Liniengefüge aufsteigend von der füllenden unteren Gestalt der in das Waschbecken greifenden jüngeren Frau zu dem diagonal die Bildmitte durchbringenden Körper des toten Märtyrers und zur darüber gestaffelten alten Pflegerin mit dem verwitterten guten Gesicht. Dann der Fall, die Sentung der bildnerischen Architektur in den nebengeordneten



Am Brunnen

bewegter. Da ist die »Pflege des heiligen Sebastian«. Unverkennbar der frei aufgenommene Einfluß der großen Rubens- und van-Dyck-Bilder, die der Maler im Kriege in Antwerpen und Brüssel kennengelernt hatte. Statt der früheren zierlichen nun die breite Behandlung. Die Gruppe ganz an den vorderen Bildrand gehoben, vom Rahmen scharf und knapp umrissen, so daß die Figuren das ganze Quadrat füllen und nur in der linken oberen Ecke noch ein spärlicher Ausblick auf Landschaft und Meer gegönnt ist. Welch großartig aufgebaute Kom-

Frauen zur Rechten. Ein Klagelied auf deutschen Soldatenopfertod nach herrlich tapferem und dann doch zum Niederbruch lenkenden Kämpfe. Bleibt auch das Gedenken an die großen Niederländer spürbar, es ist doch der eigne Wille Paul Plontkes darin.

Auch die Madonna auf der Wolke (Abbildung S. 4) mit der dichten Menge der Putten ringsum läßt rein äußerlich an Barockmalerei denken, aber die lyrische Stimmung schlägt durch deren immer betonte dekorative Absicht. Die kleinen Bildchen Landschaft



mit Ruhe auf der Flucht und Christophorus, launige Zwischenspiele, neben den großen Werken gemalt (Abbild. S. 6

Wie geht von der kleinen Madonna milde Glut von Mütterlichkeit durch das herbstlich kahle Gefild! Wie lustig das weidende Grautier im



Schlesischer Schäfer

und 7), zeigen Plontke als behaglichen Erzähler. Man hat unwillkürlich den Wunsch, er möchte einmal als Illustrator biblischer Geschichten hervortreten. Köstlich, wie er im umschließenden Bau der Landschaft die winzigen Figuren zum Sammelpunkt der Stimmung zu machen versteht!

Grunde und in der Mitte das pudige Puppenstädtlein! Im Christophorusbild prangt beherrschend das weiche, flächig vertriebene Grün, aber das Auge heftet sich doch auf den Riesen in Miniaturformat unten im wilden Fluß, der wohlbedacht in all dem grünen Schimmer ein

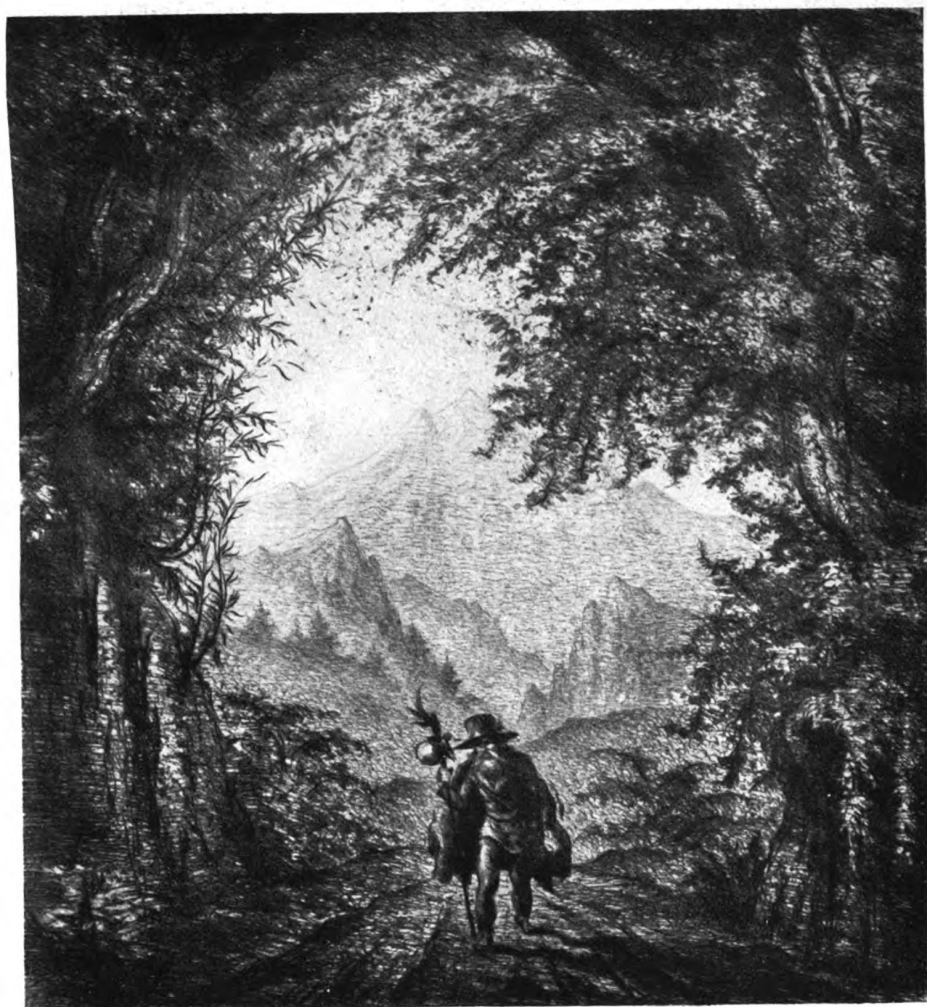


Tischgesellschaft

im Farbton dazu komplementäres Rot als Rödlein bekommen hat.

Für Plontkes »große« Malerei wird aber keine Übersiedlung nach Berlin bedeutungsvoll. Der farbige Vortrag wird nun aus der früheren Festigung und Gebundenheit gelöst, wird bewegter, loöderer. Beweis: die Anbetung der Hirten von 1920 (Abbildung S. 13) mit größerer Wirkung durch Minderung der Perspektive, durch Zusammenfassung der Hauptgruppe fast zu einer Fläche. Aber es ist nicht zu verkennen, daß dadurch die in das Bild getragene Stimmung gegensätzlich zur zarten Lyrik des Inhalts gekommen ist. Der Maler hat das wohl selbst empfunden und im Hauptwerk seiner jüngsten Schaffenszeit, Maria, das Kind und Johannes (farbiges Einschaltbild), einen Ausgleich gefunden. In seiner starken Echtheit und in der Innigkeit seines Gefühls steht es wohl allen andern religiösen Gemälden Plontkes voran, und in der geschichtlichen Folge der vielen Madonnen mit dem Jesusknaben und Johannes in freier Landschaft bringt es eine neue Lösung. Zur Rechten der mit den Kirichen spielende Jesus und der die Früchte darbietende Johannes, in ihrer naiven Unbewußtheit Verkörperungen der

Kindlichkeit schlechthin. Dagegen Maria vom tiefsten Empfinden des Mutterglücks bis zur Entrücktheit durchschüttert — Erinnerungen an den großen Matthias Grünewald klingen auf. Das Bild gewinnt an menschlich ergreifender Bedeutung, wenn man hört, daß der Jesusknabe Plontkes eignes Söhnchen darstellt, und daß dies prächtige Bürschlein ihm noch vor Vollendung des Gemäldes vom Tode genommen worden ist. Auch bei der Madonna über den Bergen (Abbild. S. 4) mögen historische Erinnerungen neben der Lust, sich auch einmal mit ganz modernen Problemen auseinanderzusetzen, dem Maler die Hand gelenkt haben. Daß ihm neben den aus tiefer seelischer Bewegung reisenden künstlerischen Aufgaben auch beruhigtere Freude machen, zeigen die schönen Bildnisse (Abbild. S. 2 u. 16). Nach der Ausbeutung der größeren Gemälde Plontkes erübrigt sich ein Eingehen auf ihre Eigenwerte, für die ja nur wieder schon gespendetes Lob zu erneuern wäre. Aber sie helfen die Kennzeichnung einer künstlerischen Persönlichkeit ergänzen, die in einer kultur- und kunstverwirrten Zeit mit klarem Willen und stets sich erneuerndem Können zu Zielen der Höhe und Vollendung aufwärtsstrebt.



W. Wolfgang Breuer:

Der Wanderer

Verlag von Stiefbold & Co. in Berlin





# Himmelgarten

Roman eines bürgerlichen Hauses  
Von Agnes Harder

I

Der Sonnentempel zu Baalbek leuchtet weit durch die Wüste. Die mächtigen Säulen seiner zerfallenen Ruinen tönen von Erinnerungen an Untergegangenes und Vergangenes und heben sich über den fliegenden Sand, der sich hie und da zu festen Rissen übereingelagert hat, wie die Riesenarme stehender Götinnen. Die wachhabenden türkischen Soldaten sehen starr nach dem Rand des Himmels. Die Sonne neigt sich dem Untergang zu. Die Stunde des Gebetes naht. Jetzt steht die glühende Scheibe auf der westlichen Horizontlinie, ein Feuerball, der den ganzen wolkenlosen Himmel in ein Meer von Glut verwandelt hat. Die Türken heben die Arme hoch und werfen sich zu Boden. »Allah ist groß!« —

Auf einer der halbverwehten Tempelstufen saßen ein paar Europäer. Ein Mann und eine Frau. Auch sie sahen unterwandt in die goldene Unendlichkeit. Ihre Hände waren verschlungen. Des Weibes blonder Kopf ruhte an des Mannes Schulter. Um sie her die Einsamkeit der Wüste, das große Schweigen; in ihren Herzen der Widerchein der Ewigkeit vor ihnen. Nichts predigt so stark die Vergänglichkeit des Irdischen wie die Aberreste der alten Kulturen. Es scheint so unsagbar, daß die Kraft, die imstande war, Paradiese zu schaffen, verlöschen konnte und vergehen.

»Verstanden! Das Wort ist mir immer besonders traurig vorgekommen. Der Ausbruch eines Vulkans, eine Springflut erschüttern. Im Verstanden liegt der allmähliche Niedergang, die Dumpsheit, der Mangel an Auflehnung gegen das Schicksal, liegt das Gebrochensein.«

Sie sah von der Sonne fort in seine Augen. Seine Stirn trug das Kreuz des Baumes, der gefällt werden soll. Sie wußte es beide, daß er ein Gezeichnete war, daß sie ihre Tage dem Leben abrangen. Darum hatte der Vater die junge Frau nicht mit ihm ziehen lassen wollen. Nach einjähriger Ehe, mit dem Söhnchen auf dem Arm, war sie ins Elternhaus zurückgekehrt, als der frische Dragoneroffizier eines Tags tot vom Exerzierplatz gebracht wurde, nach einem unglücklichen Sturz vom Pferde. Aber als dann Doktor Precht um sie warb, hatte sie auf keine Mahnung gehört.

»Einmal habt ihr mich verheiratet, damals, als ich achtzehn Jahre war. Ich bin nicht unglücklich gewesen. Mein Mann war gut zu mir, und ich kannte mich selbst noch nicht. So lief

das Wagnis glücklich ab. Ein hübsches Kind, süßsam erzogen, und ein verliebter Mann. Was wußte ich von mir selber? So hat mir der Himmel eine reine Erinnerung gelassen. Precht aber liebe ich mit Bewußtsein. Wie kurz die Zeit für uns auch sein möge — keinen Tag will ich verlieren!«

Und Vater Elfermann, der die irdischen Dinge besser abwog als die himmlischen, dachte, daß der Arzt, der drüben in Beirut sein Heim aufgeschlagen hatte, weil er von dem Klima Kräftigung erhoffte, wohlhabend genug wäre, um die Tochter zu sichern, wie kurz oder lang ihre Ehe auch sei. Mit dem Kopfschütteln eines Kaufmanns, der ein Geschäft auf eine gute Versicherung wagt, ließ er sie ziehen. —

Herbert Precht sah den Ausdruck in den Augen seines Weibes. Ein Lächeln lag um seinen Mund. »Ja, was wir hier schaffen, ist vergänglich, Lisbet. Aber sieh der Sonne nach, dann hast du die Ewigkeit.«

Er stand auf. Die Dämmerung war hier kurz. Nicht lange, und die Sterne würden aufgehen. Der Weg zu dem kleinen Dorf, das halb versteckt zwischen den Sandbergen lag und nicht viel mehr enthielt als ein paar armselige Hütten Eingeborener und ein oder zwei einfache Gasthäuser für die Fremden, war freilich nicht zu verfehlen. Schon schritten sie die Stufen herunter. Der Sand knirschte unter ihren Füßen auf dem alten Marmor, dessen Glätte er längst abgerieben hatte, daß die formvollendeten Reliefs der Treppenwangen kaum noch sichtbar waren. Da hielt sie wieder an.

»Ich möchte dir noch sagen, gerade hier vor der sinkenden Sonne, in all dieser verflungenen Herrlichkeit, daß ich unendlich glücklich bin. Vier Jahre sind wir nun verheiratet, und so feierliche Geständnisse liegen uns beiden nicht. Aber dies ist eine Ausnahme an Ort und Stunde, nicht wahr, und hier möchte ich's wieder in dein Herz graben.«

»Und doch spricht die Sehnsucht aus dir!«

»Wenn du sie hörst, Geliebter, dann erfülle sie! Immer, wenn du Walt hochhebst, denke ich daran. Es gibt nur eins, ein Letztes, Größtes, was die Frau von dem Manne will, dem sie sich geschenkt hat. Du hast mich gelehrt, von einer Zeit zu sprechen, in der du nicht mehr bei mir bist, und könntest doch neben mir wieder auferstehen und neue Gegenwart werden und neues Glück. Versagst du es mir?«

Webermanns Monatshefte, Band 131, I; Heft 781

2



Er antwortete nicht. Er wußte lange, was ihre Augen verlangten, wenn sie über ihren blühenden Knaben hinweg in die Ferne blickte. Sein Gewissen als Arzt hatte sich immer dagegen gestemmt. Ein kranker Mann soll keine Kinder haben, auch wenn Vererbung nicht in Frage kommt. Darum hatte er Walter Heper umfaßt wie einen eignen Sohn und ließ sich lieben wie ein Vater. Er mußte stark und wachsam sein für sie beide. Aber wie sie so stehend die Arme um seinen Hals legte und er die Wärme ihres blühenden Körpers fühlte, hier auf dem Felde des Todes und der Vergangenheit, da erfüllte ihre Liebe ihn ganz, da teilte sich ihre Sehnsucht ihm mit, da rollte ihr Verlangen auch in seinen Adern. Ja, für den Menschen blieb die sichtbarste Unsterblichkeit das Kind, das seinen Wesensstern bezieht. Er würde nicht ganz scheiden von dieser leidenschaftlich geliebten Frau, wenn sie sein Kind umfassen konnte. Waren nicht auch vom Sonnentempel ein paar Säulen stehengeblieben, die der Nachwelt von der Kühnheit und Größe seiner Erbauer sprachen?

»Ich bin stark,« sagte sie. »Da draußen im fernem Himmelsgarten im alten Kloster bin ich stark geworden. Warum fürchtest du das Leben für mich? Wer ein ganz großes Glück sein eigen genannt hat, der kann gar nicht klein und schwach werden. Du hast mein Herz für immer durchglüht. Es kann wohl Nacht werden; aber es wird doch immer wieder Morgen. Kulturen mögen vergehen. An wie mancher Todesstätte bin ich an deiner Seite vorübergeschritten in diesen Jahren, seit wir um die Küsten des Mitteländischen Meeres gestreift sind in unsern freien Tagen! Auch wir werden ja vergehen. Aber was ewig in uns ist, das ist wie die Sonne und kehrt immer wieder. Du sollst nicht für mich fürchten, Herbert. Ich werde tragen, was kommt.«

Schweigend gingen sie nach dem Gasthaus zurück. Nun waren die Sterne da. So stark leuchteten sie, daß sie das Dunkel auffogen. Lisbet liebte diese Nächte des Südens. Sie blieb an der Fede langstieliger Christusbornen stehen, hinter der der Scheich saß, der ihren Wagen begleitet hatte. Ein Feuer brannte. Das gefaltete Pferd und die gespannte Büchse waren in Griffweite. Drinnen in dem zeltartigen Raum hockten wohl die Weiber, die ihn bedient hatten. Precht sagte ihm ein paar Worte. Weich strich die fremde Sprache durch die Nachtlust wie der Wind, der über die Frühlingssprache der kleinen Dase ging.

Lisbet verstand das »Auf morgen« und wiederholte es. Als sie nach einer Stunde mit den Händen in den lebenden Gipsinenvorhang ihres Fensters griff, um ihn zurückzuschieben und noch einmal nach den Sternen dieser Nacht

zu sehen, saß der Scheich noch am Feuer. Er schien kaum seine Haltung verändert zu haben. —

In ihrem weißen Haus in Beirut hoch über dem Meer lag Lisbet auf der Terrasse und sah hinüber nach der weißen »Hohenzollern«, die gestern eingelaufen war. Der deutsche Kaiser war nach Beirut gekommen, nachdem er die Erlöserkirche in Jerusalem eingeweiht hatte. Gestern abend war große Hafenbeleuchtung gewesen. Vorher hatten einige deutsche Herren bei ihnen gegessen. Professor Schwarz war darunter, bei dem ihr Mann Assistent gewesen, und den er dankbar verehrte. Das hatte aus jedem seiner Worte gesprochen. Es beglückte die liebende Frau, den Mann ihres Herzens im Spiegel der Vergangenheit zu sehen, selbst noch Lebensschüler, nach Erkenntnis ringend. Jedes Wort bezieht sie in ihrem Herzen wie Maria.

An die dachte sie so oft, seit der Moseskorb mit dem kleinen Herbert, der erst wenige Wochen alt war, neben ihr stand. Wie ein Kind der Verheißung hatte sie diesen Sohn getragen, den sie am Sonnentempel empfangen. Wie ein Unterpfeiler des Schicksals. Sie hatte heut zum erstenmal wieder an einem Essen im größeren Kreise teilgenommen.

Professor Schwarz war noch zurückgeblieben, als die andern gingen. Sie hatte ihm das Kind gezeigt, und ihre Augen hatten über den Knaben hinweg in einer stummen Bitte die seinen gesucht. Und als er sie nicht verstehen wollte, hatte sie geradezu gefragt: »Wie finden Sie meinen Mann? Wir täuschen einander nie. Ich weiß, was kommen muß. Aber es scheint mir, daß es bald kommt.«

Der Professor sah sie gütig an. »Der Wille kann viel tun, und er will leben. Für das Kind fürchten Sie nichts. Zum Glück erbt jeder von beiden Eltern, und Sie sind das Leben selbst.« —

Nun reiste Herbert mit den Herren nach Damaskus. Sie folgte ihm in Gedanken von einer Station zur andern. Sie kannte den Weg, sie kannte Damaskus, die Märchenstadt am plätschernden Barada. Sie dachte an die Jahre des Glücks, an die seltsam schönen Jahre, wie sie wenigen Sterblichen beschied sind, weil ihre Liebe das Pathos des Leids und der Vergänglichkeit abelte. Sie dachte daran, daß sie dieses Haus in einem schwarzen Kleide verlassen würde, ihr Kind auf dem Arm. War ihre Liebe zu Herbert Unrecht gegen Walt, das Kind ihrer ersten Ehe? Hätte sie sich begnügen sollen mit all der köstlichen Heimlichkeit ihrer Seele? — Dann sah sie wieder den Ausbruch in den Augen ihres Mannes, als er ihr seinen Sohn reichte. Sie wußte, daß sie recht getan hatte. Wer kann sagen, ob nicht in dem zarte-

am Feuer. Er  
rt zu haben. —

— — —  
rut hoch über  
asse und sah  
zollern, die  
ische Kaiser  
em er die  
ist hatte.  
chtung ge-  
e Herren  
arz war  
gewesen,  
hatte aus  
beglückte  
Herzens  
gen, selbst  
ringend.  
erzen wie

Mosesford  
t wenige  
Wie ein  
Sohn ge-  
nmpfungen.  
Sie hatte  
Essen im

geblieben,  
ihm das  
über den  
die sei-  
verstehen  
e finden  
der nie-  
scheint

Wille  
für das  
bt jeder  
Leben

nach  
n von  
e den  
entstalt  
in die  
Jahre,  
weil  
Ger-  
s sie  
ver-  
War  
das  
igen  
brer  
rud  
nen  
tan-  
te-

sten Kind die stärkste Kraft wohnt? Der alte Streit der Kulturen stand wieder in ihr auf: Kraft oder Geistigkeit? Sie war keine Spartanerin, die ein schwaches Kind aussetzte. Sie kannte die hohen Möglichkeiten des seelischen Lebens. Das war ja der Kern ihrer Liebe, die ihr Mann ihr erschlossen hatte! Dene unvergängliche Schönheit, die kein Welken kennt. Als Walter jetzt hereinstürmte und fast gegen das Körbchen des Kleinen stieß, als er die Mutter umarmte, lächelte sie.

»Wir müssen auf das Brüberchen aufpassen, Walt: du und ich.«

»Und Elmira,« fügte er hinzu.

Elmira war die treue Hüterin ihres Hauses, und Ahmed, ihr Sohn, in Walters Alter und sein Spielgefährte in dem Garten über dem Meer, den Kaktusheden abschlossen.

»Ahmed will nicht gehorchen, Mutter.«

Das glaubte Lisbet nicht: Ahmed war die verkörperte sanfte Gefügigkeit und lächelnde Gebuld des einfachen Türken. »Du bist ein Barbar, Walter,« sagte sie lachend, »warum quälst du ihn?«

Der Junge warf den blonden Kopf zurück. Er trug ihre Züge und war ihr Ebenbild. »Ich bin der Herr, und er ist mein Sklave. Und nun will er nicht den grünen Turban tragen, wenn wir Mohammeds Flucht spielen. Er sagt, es ist die heilige Farbe des Propheten, und er ist doch getauft und ein Christ geworden. Was geht ihn der Prophet an!«

»Es ist schön, daß er ehrt, was sein Volk ehrt. Das tun wir auch, die wir hier in der Fremde sind. Und nun bleibe bei mir. Du hast dich ganz verspielt, und es ist heiß. Sieh, wie weiß die »Hohenzollern« heraussunkelt! Auf dem ganzen Meer sprüht das Sonnenlicht, als ob es Funken wären.«

»Wenn du mir vom Kaiser erzählst!« sagte Walt und drängte sich neben die Mutter. »Ich habe ihn gesehen, als er vom Schiff kam. Nicht dabei habe ich mit Vater gestanden. Du darfst ja noch nicht herunter. Und die Frau Kaiserin ging neben ihm. So freundlich haben sie gegrüßt, und eins der Kinder der Türken hat sie auf den Arm genommen und geküßt.«

Da erzählte sie. Von Deutschland erzählte sie. Wie anders es war als das Sonnenland hier, und wie schön im Schatten seiner Wälder. Von der großen Stadt, wo der Kaiser hergekommen, von der lustigen kleinen Garnison, in der Walt geboren war. Nicht genug konnte er hören, wie stolz sein Vater zu Pferde gesessen hatte in dem blauen Rod.

Und dann wollte er vom Großvater wissen, von dem alten Klosterhaus Himmelgarten, in dem die Fabrik war, die nun dem Onkel Josias gehörte. Ahmed und der grüne Turban waren vergessen. Noch nie war das ferne Deutschland

so nahe gewesen wie heute, wo die weiße »Hohenzollern« vom Meer unten zu der Höhe heraussunkelt. Als unter dem grünen Schleier ein leises Weinen ertönte, erschien Elmira wie aus dem Boden gewachsen und reichte ihrer Herrin das Kind. —

Nach drei Tagen kamen die Herren zurück. Man aß in größerem Kreise in dem gastlichen weißen Hause. Herbert war angeregt, wie Lisbet ihn kaum jemals gesehen hatte. Das Zusammensein mit den deutschen Gelehrten hatte ihn erfrischt. Und wie strahlten seine Augen Lisbeth an, die in der Glücksfülle ihrer jungen Mutterschaft in voller Schönheit neben Professor Schwarz saß!

Er hob sein Glas und trank Lisbet zu. Alle sahen auf sie. In ein paar jungen Studenten-  
augen stand ehrfürchtige Bewunderung.

»Ja, junger Freund, vergessen Sie Frau Lisbet Precht nicht in Ihrem Zukunftswerk über die Nordeuropäer am Mittelmeer. Solche blonden Frauen sind schon in grauen Zeiten mit den Küstenwanderern gekommen und haben ihnen das Leben in der Fremde zur Heimat gemacht. Hinter allen Dolmen und Steinsetzungen, über allen Leerthronen und Hafenkreuzen steht die Wahrheit der Empfindung. Tausen Sie Ihre junge Gelehrsamkeit mit deutschem Familienglück. Es wird Ihrer Arbeit nur förderlich sein.«

»Geben Sie mir die Erlaubnis dazu?« fragte Voss, als man später unter der Pergola den Kaffee nahm. Ein paar vergessene Weintrauben hingen noch an den schlaffen Zweigen. »Ich will winterüber hier arbeiten und meine Aufzeichnungen über die neuen Ausgrabungen in Palästina sichten. Die Beweise für die germanische Herkunft der Kanaaniter häufen sich.«

Sie sagte freundlich zu. Walt, der von einem zum andern gegangen war, stand plötzlich neben ihnen und schlang seine Arme um die Hüften der Mutter. In seinem weißen Matrosenanzug sah er neben der weißen Frau wie ihr verkörpertes Ebenbild aus.

»Vielleicht können Sie sogar bei uns wohnen. Ich muß das nur noch mit meinem Mann besprechen. Wir haben uns kaum gesehen, seit er zurück ist. Walt muß Unterricht haben, mehr als eine Schulstunde bei mir. Wenn es Ihnen keine zu große Last wäre —«

Am Abend fuhr die »Hohenzollern« aus dem Hafen. Ihre Begleitschiffe folgten. Wieder war Hafenbeleuchtung. Scheinwerfer legten sich mit weißem Licht wie schimmernde Seidenteppiche auf das dunkle Meer.

Herbert Precht ging in das Schlafzimmer, um Lisbet zu holen, daß sie das Schauspiel neben ihm genieße. Als er den Vorhang zurückschlug, hielt er den Fuß an. Sie hatte das lange Kleid von weißer golddurchwirkter



türkischer Seide über der Brust zurückgeschlagen und trankte den Kleinen. Still sahen ihre Augen auf ihn herab. Jener gesammelte Ausdruck hingebender Liebe und vollkommensten Glückes lag in ihren Augen, der jede Mutter zur Madonna macht. Sein Weib. Sein Kind. Wie reich war das Leben!

Aber Walts ungedulbige Stimme wedte sie beide: »Wenn ihr euch nicht eilt, löschen die Lichter aus.«

Elmira nahm der Frau das Kind ab.

»Komm, Lisbet! Hörst du, sonst löschen die Lichter aus.«

Josias Elfermann war selbst auf dem Bahnhof der Industriestadt, um seine Schwester abzuholen. So war nun das Leben. Als ein überzeugter Junggeselle hatte er sich eingesponnen in seine Arbeit. Das väterliche Haus hatte er übernommen und die kleine feine Fabrik für Webklämme, die als Muster ins Ausland gingen. In dem alten Kloster war sie untergebracht, das in der Nähe der Stadt lag, nicht zu fern von den Walbbergen des Osning, wie die Leute den Teutoburger Wald nannten. Geborjam duckte sich Josias unter seine Wirtschaftlerin Frau Donner, die ihrem Namen Ehre machte. Denn Ruhe wollte er haben, nichts als Ruhe. Geschäftsräger gab es genug. Den konnte man ins Kontor sperren. In den sonnigen niedrigen Zimmern des alten Hauses sollte Frieden herrschen. Freilich liebte er die einzige Schwester Lisbet, die strahlende, lustige Lisbet, die viel jünger war als er. Heimlich hatte er sie immer bewundert, wie sie mit allem fertig wurde, mit Menschen und Dingen. Gar keine Schwierigkeiten hatte es für sie gegeben. Und wie sie lachen konnte! Damals, als sie mit ihrem Bübchen ins Elternhaus zurückgekommen in ihrem schwarzen Witwenschleier, hatte sie das Lachen bald wiedergefunden. Er hatte sich gewundert und entrüstet, daß ihr Schmerz so kurz war. Nun würde sie wieder schwarze Kleider tragen und wieder ein Bübchen im Arm halten, das sie in die Kinderheimat leitete. Aber nun war auch der Vater tot. Josias war Besitzer der Fabrik, und Lisbets Erbteil war bei ihm eingetragen. Sie brauche es nicht, hatte sie geschrieben, sie habe Geld genug. Das wußte er. Das Vermögen Prechts hatte bei den Eltern einst den Ausschlag gegeben. Auch Josias dachte hoch vom Gelde. Man mußte es nicht nur eintauschen für die Notwendigkeiten des Lebens. Man mußte es auch besitzen und festhalten. Er sah der Ankunft der Schwester mit ruhigerem Herzen entgegen, seit er auf der Bank in Köln auf ihre Bitte als ihr Bevollmächtigter gewesen war. Vielleicht hatte sie ihn deshalb darum ersucht.

Da, und nun stand Elfermann auf dem Bahn-

hof und sah dem heranbrausenden D-Zug entgegen, der die Industriestadt berührte, und sein Herz war geteilt in Freude und Unbehagen. Die Erinnerung an die Schwester hatte ihm warm gemacht in diesen Tagen. Aber als er sie dann aus dem Wagen hob, machte er doch ein glückliches Gesicht. Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn, daß er sich ganz schau umsah, ob sich im Getriebe auch jemand befände, der mit ansah, wie eine junge Frau Josias Elfermann mitten auf den Mund küßte. Ein siebenjähriger Bub stand neben ihr, blond mit blauen Augen, die waren lauter Wissensdurst und trunken von allem Neuen.

Dann nahm sie einem schwarzäugigen sanften Geschöpf in fremdländischer Tracht ein Kind vom Arm und hielt es dem Bruber entgegen. »Gud, Josias, das ist sein Vermächtnis. Den Schatz werden wir hüten, du und ich.«

Josias sah nachdenklich auf die fremde Frau, in deren Rodfalten sich ein brauner Junge barg, der so alt sein mochte wie Walter. Die Schwester hatte wohl geschrieben, daß sie ihre Kinderfrau mitbrächte, deren Sohn bisher Walts Spielgenosse gewesen sei und es auch bleiben solle. Es kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein, daß das ja Törken waren, und erschrocken rieb er sich die Hände, eine ihm geläufige Bewegung.

Aber Lisbet ließ ihm keine Zeit, Schwierigkeiten zu suchen, wie er es liebte. »Das wird sich alles finden. Nur erst nach Hause. Wir wollen Frau Donner nicht warten lassen.«

Der leichte Jagdwagen nahm nur die Geschwister und Kinder auf. Die Fremden, die nun doch von allen Seiten begafft wurden, kamen mit dem Handgepäck in eine Droschke, und rasch ging's zur Stadt hinaus nach Himmelgarten. Elfermann kam in seiner steifen Art gar nicht aus seiner Verwunderung heraus. Die Schwester hatte den Mann doch über alle Maßen geliebt. Nun trug sie ein buntes Reiselleid und einen kleinen Hut mit grünem Schleier ohne ein äußeres Abzeichen der Trauer, und ihr Wesen war so frisch und rasch wie je.

Sie mochte ihm die Gedanken von der Stirn lesen, ihre alte Kunst. Denn sie legte ihre Hand plötzlich auf die seine und sagte leise: »Josias, ich bin nicht zerbrochen, als er starb. Dazu habe ich ihn viel zu lieb. Er wollte auch nicht, daß ich Trauer trüge, weil mir Schwarz so schlecht stehe, wie er sagte. Aber das war nur ein Vorwand. Er wollte eben nicht, daß ich mich vor dem Leben verschließe.«

Im stillen fügte sie hinzu: Ich will es nicht so machen wie du, mein lieber Bruber. Und als Frau Donner sie jetzt empfing mit einem recht wehleibigen Gesicht, der Gelegenheit angemessen, da nahm sie deren beide Hände, brückte sie und sagte: »Kein Wort des Bei-

leids, Frau Donner. Gott gibt es, Gott nimmt es, und ich habe meine beiden Jungen. Ich empfehle uns alle Ihrem Schutz, und meine Töchter, die da eben um die Ecke biegen — denn mit den Himmelgarter Schimmeln hält keine Droschke Schritt —, vor allem. Die Frau hat meine persönliche Bedienung, und mit Achmed werden Sie gut sein. Ohne den kommt der Walt überhaupt nicht mehr aus.« Und als sie einen Schrecken in den runden Augen Frau Donners auftauchen sah, fügte sie tröstend hinzu: »Es sind keine Heiden. Sie gehörten der dortigen Mission an, und Achmed ist von demselben Pfarrer getauft worden wie mein kleiner Herbert.« —

Ja, nun waren sie daheim im Elternhaus. Gut, daß es so geräumig war. Den oberen Stod nahm Lisbet für sich. Er hatte leer gestanden seit dem Tode von Vater und Mutter. Der Bruder war schon damals unten eingerichtet. Ihn störte sie nicht. Sie hatte gebeten, daß man vorläufig nichts ändere; denn es würde einige Zeit dauern, bis ihre Sachen von Beirut kämen. So war nur gelüftet und gereinigt worden. Frische Vorhänge waren aufgesteckt, und die ganze altmodische Herrlichkeit, die noch von den Großeltern stammte, umfing sie mit dem leisen Lavenbelust der Vergangenheit. Ja, das war die Heimat, an die sie gedacht hatte in der schönen, berausenden Fremde, die ihr heißes Glück gesehen, fünf Jahre lang. Die Heimat aber hatte immer gewartet. Als ob sie ihr gehöre und sie sie zurückverlangen würde, wenn ihre Zeit kam, wie sie das kindliche Weib damals zurückgerufen hatte, als sie noch den Namen Peyer trug. Den hatte sie jetzt dem ihren wieder hinzugefügt. Walters wegen. Es war ihr wie ein Symbol, als sie sich zum erstenmal »Lisbet Peyer-Precht« unterschrieb. Weiber Söhne Namen — weiber Söhne Liebe. Da lag ihr Zukunftsweg.

Sorgsam trug sie den kleinen Herbert, ehe sie ihn ins Bettchen legte, durch die alten Zimmer mit den Bildern der Eltern und Großeltern, die von den Wänden grüßten und den schlichten Räumen den bürgerlichen Stolz der Vergangenheit übertrugen. Als sie ihn dann Elmira übergab, sah sie in Walters Frageaugen. »Warum hast du mir nicht auch das alte Haus gezeigt, Mutter?«

Sie setzte sich lächelnd auf das Gitter des Bettchens, in dem sie selbst als Kind geschlafen hatte. »Weil ich wohl gesehen habe, daß sich mein Großer alles im Voraus betrachtet hat. Und dann kehrtst du ja in deine Heimat zurück, Walter. In Deutschland bist du geboren. Die-  
 sem Boden entstammt dein Vater. Zu dir spricht alles. Du wirst alles verstehen. Klein Herbert aber kommt aus weiter, weiter Ferne. In der warst du nur zu Gast. Ihm müssen wir

beide helfen, wenn er größer wird, daß er Wurzeln faßt und nie die Fremde fühlt.«

Walt sah nach dem Bettchen des Bruders. Dann nickte er mit dem Kopf. Er fühlte mit der feinen Eifersucht des Kindes, daß die Mutter anders für ihn empfand.

Die Mutter ging hinunter zum Bruder, wo heute abend der Tisch für sie gedeckt war. Josias empfing sie, sich die Hände reibend und ein wenig verlegen, denn der ursprüngliche Empfang auf dem Bahnhof war ihm jetzt in der Erinnerung fast peinlich. Neugierig sah sie sich um. Er hatte sich von dem Urväterhausrat das ausgesucht, was zu ihm am besten paßte. Den steifen Viktoriastil, das Sofa mit der geschweiften Lehne, auf dem man nur sitzen konnte, wenn man ein paar Kissen hinter sich steckte, den ovalen Tisch davor, der so wenig zu gebrauchen war, die geschnitzten Zierchränke, die viel vorstellen sollten und doch kleinbürgerlich waren. Aber dem Sofa hingen zwei Bilder, die beiden Onkel Josias, von denen er den Namen geerbt hatte. Der aus den sechziger Jahren und der Großonkel aus den vierziger Jahren mit den Bartkoteletten, der hohen schwarzen Halsbinde und dem zugeknöpften Oberrock über der breitgestreiften farbigen Weste. In dem Biedermeiergesicht schienen die Augen nach innen gerichtet. Diesen Blick hatte Josias geerbt. Der Großonkel und der Onkel, deren Namen er trug, waren die Sonderlinge der Familie gewesen. Der Onkel unbeweibt, ein Hagestolz echter Art, von dem man noch heute in der Stadt allerlei Schnurren erzählte. Das Lebensfrische war dem alleingefessenen Geschlecht immer durch seine Frauen gekommen.

Lisbet saß dem Bruder gegenüber und sah zu, wie er das junge Huhn zerlegte, zierlich und feierlich im Bewußtsein seiner hausherrlichen Würde. Während des Essens, das wußte sie, liebte er keine ernstesten Gespräche. Sie ließ sich von ihm die Pfirsiche schälen, die an der Südseite des Hauses wuchsen, und erfreute ihn mit der Versicherung, daß sie lange kein so schönes Obst gegessen habe. Die Trauben in Beirut hätten wie gekochter Honig geschmeckt.

»Wir können ganz getrennte Wirtschaft halten, Josias. Ich schrieb es dir schon. Es ist sicher das Beste. Die Kinder werden dir oft genug auf die Nerven fallen auch ohne das. Bei Frau Donner mußt du meine Partei nehmen. Die wird mit Kindern schwer fertig. Sie soll sie auch nur dulden. Donner in seinem Gartenparadies wird mehr unter ihnen leiden. Aber er wird sie lieben. Er hat mich auch geliebt. Ich blühte wohl wie seine Blumen; aber ich machte Lärm dabei.«

Er sah nachdenklich zu ihr hinüber, wie sie in ihrem blühenden Frauentum da vor ihm saß, mit den frischen Farben unter dem blonden

Kraushaar, der stolzen aufrechten Haltung und den lebhaften Bewegungen ihrer schönen gepflegten Hände. Er dachte daran, daß sie schon einmal nach kurzer Ehe ins Elternhaus zurückgekehrt war und es bald wieder verlassen hatte. Aber er sagte kein Wort. Diese äußere und innere Vorsicht war bezeichnend für ihn. Liebte er es doch auch nicht, daß man an seinem Innenleben rührte. —

Am andern Morgen ging Lisbet durch den Aufgang an der Gartenmauer nach dem Nachbargrundstück hinüber, wo Holders wohnten. Es war ein klarer Augusttag. Die Haselnüsse bräunten sich. Ein Eichlägchen mußte einen Besuch abgestattet haben, denn leere Schalen lagen auf der Erde. Da kam Donner ihr entgegen, die Hülse über der Schulter.

»Gegen das Rotröschchen, Donner? Wissen Sie noch, wie ich die Tierchen liebte?«

»Aber die Nüsse auch, Frau — Precht.« Er zögerte ein wenig. Lisbet nickte ihm ermutigend zu. »Die Nüsse sind doch noch ein Erbe von den Mönchen her. Auf die ist der Himmelgarten stolz, und der alte Donner auch. Es sind aber heute früh zwei andre Eichfater drin gewesen, der junge Herr Walt und sein fremder Kamerad. Haben die Zähne!« Er lachte.

Und Lisbet lachte auch. »Ja, Donner, nun werden im Himmelgarten nicht nur Nüsse und Sonnenblumen gezogen, sondern Menschenkinder. Nun wird er seinem Namen recht Ehre machen.«

Ein kleiner Blauspecht flüchte vor ihr durch die Zweige, als sie weiterging. Ein Gefühl warmer Freude stieg in ihr auf. Holders drüben waren alte Freunde ihrer Eltern. Die Klostermühle hatte ihren Namen behalten, obgleich sie lange ein großes Werk geworden war und der alte Holber stolz war, die neuesten Einrichtungen und einen weiten Umsatz zu haben. Am Ende des Aufgangs war in der Mauer die kleine Tür, zu der sie den Schlüssel mitgebracht hatte. Früher war sie immer offen gewesen. Aber seit Josias zum letztenmal von seiner Braut, der schönen Maria Holber, gekommen war und auf ihren Wunsch den Ring abgestreift hatte, den sie ihm sechs Wochen vorher gegeben, hatte er die Tür abgeschlossen und den Schlüssel in seinen Schreibtisch gelegt. Er war nicht mehr benutzt worden, ob auch der seit Generationen vererbte Verkehr mit der Klostermühle nie unterbrochen worden war. Als Maria dann geheiratet hatte, ging Josias Elfermann immer über seinen Fabrikhof zum Steg nach dem Fluß, hinter dem das behäbige alte Wohnhaus lag, unter dessen Wohnstube, die noch die Mühlenstube hieß, das schmale Flößchen so rasch einherflog. Das neue Werk stand schon lange in hohen roten Backsteinbauten mehrgeschoslig dahinter. Es störte Josias, der sich selbst

an keinen Neubau heranwagte und sich im alten Kloster einschachtelte, so gut oder schlecht es ging.

Der Bruder hatte so sonderbar ausgesehen, als er ihr den Schlüssel gab. Jetzt knirschte der in der verrosteten Pforte.

Lisbet mußte den alten Donner zu Hilfe rufen. »Das Schloß muß geölt werden, Donner. Wir schließen künftig nur abends ab. Sie nehmen den Schlüssel wohl an sich.«

Und dann lag die Mühle vor ihr, die Erweiterung des Heimatgedankens, und die Fenster der Mühlenstube blinkten. Ob man das Wasser noch glucksen hörte, wenn es still war? Aber es war selten still gewesen bei Holders, nur immer so sonnig, weil die Fenster des Erdzimmers nach Süden und Westen gingen. Von oben konnte man gerade auf das Hermannsdenkmal sehen, wenn die Luft klar war und der Osning drüben im blauen Dunst stand.

Sie täuschte sich auch nicht. Hier fand sie offene Arme und kein mühsames Überwinden innerlicher Hindernisse.

»Ja, das Leben, Kind,« sagte Frau Holber, als sie sie endlich losließ. Es war ihr Lieblingswort, weil sie von dem Leben draußen so wenig wußte und nie herausgekommen war. »Ja, das Leben, Lisbet. Nun bist du wieder da, und das ganze Türkenland liegt hinter dir.«

»Du hast dir zwei lebende Andenken mitgebracht,« meinte Vater Holber, der hereingekommen war, ein wenig bepudert von seinem Beruf, ob er ihn auch längst vom Stuhl des Kontors ausübte und nur noch beaufsichtigend durch das Werk zu gehen pflegte. »Wir haben schon davon gehört. Wie ein Kreuzfahrer bist du zurückgekommen.«

Da öffnete sich die Tür, und ein vielleicht sechsjähriges Mädel stürmte herein, warf sich mit offenen Armen der Großmutter um den Hals und blickte über die Schulter durch einen Schleier rotblonder Locken schelmisch zu Lisbet hinüber. »Eine fremde Frau,« flüsterte sie eifrig, »eine ganz fremde Frau und ein wunderschöner Junge, Großmama. Sie sind durch die Tür in der Mauer gekommen und stehen auf der Brücke. Warum ist die Tür heute offen, und warum sind die Augen des Jungen so dunkel wie die Nacht, wenn ich nicht einschlafen kann?«

Holber lachte. »Da siehst du den ersten Einbruch, den deine Schützlinge machen. Ich will hinausgehen und sie zurückbringen. Meine Leute denken sonst, es ist Zirkustag.«

»Das ist Dutta — nicht wahr?« Lisbet winkte dem Kind, das willig näher kam. Ein geschmeidiges Zsigürchen, ein strahlendes Gesichtchen mit weichen, dunklen Augen, wie sie Maria hatte.

Mutter Holber nickte. »Es ist Maria nicht schwer geworden, mir das Kind zu lassen, als



sie mit ihrem zweiten Mann nach Rio hinüberging. Für das Einleben drüben wäre die kleine Dutta doch nur eine Last gewesen. Auch erwartet sie nun schon ihr Kindchen aus zweiter Ehe und hat Erbsatz. Wir Alten aber brauchen Leben. Nur die Kleine, die uns ins Haus gescheit ist, macht mir Kummer.«

»Mein Bruder hat es mir schon erzählt. Die Frau Ihres Sohnes ist im Kindbett gestorben?«

»Da nahm ich die kleine Oda gleich mit, denn Hermann war in Verzweiflung. Am liebsten wäre er wohl mit ins Grab gesprungen. Das ist nun das Ende einer so leidenschaftlichen Liebe! An dich habe ich gedacht, Lisbet, als du damals mit dem kleinen Walter nach Hause kamst. Es wird doch nichts mehr mit meinem Sohn hier in Europa. Nun hat ihm Marias Mann von Brasilien geschrieben, er solle hinüberkommen und in sein Geschäft eintreten. Er zögert noch, aber ich glaube, er wird annehmen. Dann bleiben mir die beiden Mädels als Erbsatz für meine beiden Kinder, und ich muß wieder von vorn anfangen. Ja, das Leben!«

Sie führte Lisbet aus dem Wohnzimmer hinüber nach dem Kinderzimmer. Da lag ein Kindchen, das schwamm in den weißen Kissen seines Korbwagens wie eine Wasserblume auf dem See und hatte so große tiefe Augen, als spiegelten sie die Unendlichkeit.

»Ich muß immer an seine Mutter denken, wenn ich dies Kleine ansehe. Schwiegertöchter wachsen uns ja nur selten ganz ans Herz. Aber die Oda hatte es mir angetan. Freilich, daß sie aushalten würde im Leben, habe ich nie geglaubt. Sie war nicht für diese Welt geschaffen. Ihr Kind aber soll bleiben. Es soll nicht nach Brasilien, was Maria auch schreibt von aller Herrlichkeit dort, von den Früchten, die im Munde zergehen wie süße Speisen, von den Wunderblumen und dem blauen Meer. Marie war immer ein Irriwisch. Sie hatte den frömmsten Namen, aber das unbändige Herz. Nun, Josias kann ein Lied davon singen. Und Dutta ist ihr Kind. Aber die kleine Oda ist eine Himmelsblume. Die paßt in die Klostermühle.«

Langsam ging Lisbet durch den Garten zurück. Im Aufgang brannte die Sonne. Der Blauspecht saß an einem dicken Ast und pickte eifrig. In seinem blaugrauen Rock mit der malvenfarbenen breiten Brust mahnte er sie unwillkürlich an das Bild des Onkels Josias im Zimmer des Bruders.

Es kommt alles wieder, dachte sie, die kleine Oda, mein Herbert. Sind wir nun Hüter für die Zukunft? Weiß Mutter Holber wohl, was sie sagt, wenn sie in jeder Stunde bekräftigt, so sei das Leben? Und sie dachte an die Jugendgepielin Maria Holber, wie schön sie gewesen in der Fülle ihrer roten Locken. Maria

war gerade eingesegnet, als sie Hoyer heiratete, und konnte Brautjungfer sein und mit dem steifen Bruder hinter ihr in die Kirche gehen und ihren Strauß halten während des Ringwechsels. Da hatte Josias wohl sein Herz in Brand gesteckt an den roten Haaren. Genedt hatte Marie ihn ja immer. An wem sollte sie denn auch all ihren Übermut auslassen, wenn nicht an dem steifen Nachbarssohn, der so früh und würdig auf dem Kontorstuhl saß, als die andern Honoratiorenöhne von der Prima auf die Universität zogen? Aber an Lisbets Hochzeit war sie merkwürdig sanft. Machte das ihre Würde als Brautjungfer? Oder war es nur der Eindruck des Weißen, des Schleiers, der langen Schleppe und der Worten, jener Symbole eines so oft entweihten Opferdienstes?

Ein halbes Jahr später bekam Lisbet einen seltsamen Brief von Marie, voller Laune und Nührung. Josias hatte sie gebeten, seine Frau zu werden, und sie hatte ja gesagt. Die Eltern seien sehr glücklich. So viel Vernunft hätte ihr niemand zugetraut. Heute hätte sie sich den Ring ansetzen lassen. Er drückte sie aber. Immer müsse sie ihn hin und her drehen. Und einige Wochen später: »Es ist nicht das Rechte, Lisbet, ich drehte zu viel, da ging er mir von selbst vom Finger. Josias geht in eine Fabrik nach England. Er wird sich trösten. Ich habe keinen Trost nötig. Ich bin froh, daß ich wieder atmen kann.«

Als Lisbet dann ins Elternhaus zurückkam, war Maria schon verheiratet. Ihre Scheidung und ihre Ehe mit Merd fielen in die Zeit ihres Aufenthaltes in Beirut. Sie hatte die Jugendgepielin nicht wiedergesehen. Nur ihre Tochter fand sie in der Klostermühle.

Elmira saß auf den Stufen der Haustreppe und sah ihr mit ängstlichen Augen entgegen. »Menschen hier nicht gut,« stammelte sie. »Elmira und Achmed angefaßt wie Tiere. Niemand weiße Menschen so anfassen in Beirut.«

Lisbet dachte an die vornehme Zurückhaltung der Türken, an die Ruhe, mit der sie in den Kaffeehäusern in Damaskus auf den Matten sitzen und ihre Wasserpfeifen rauchen, ohne aufzusehen, wenn ein Europäer eintritt. Sie schämte sich ein wenig. »Warte nur, Elmira. Sie werden sich an dich gewöhnen. Wir müssen uns ja auch gewöhnen!«

Es hat sich keiner darum gekümmert, wie Lisbet durchkam in diesen ersten Jahren in der alten Heimat. Jeder war gut zu ihr, der Bruder und die alten Holbers. Wer sonst in dem Kreis der Fabrikstadt wieder mit der schönen jungen Frau in Berührung kam, meinte, sie würde sich trösten, wie sie sich schon einmal getröstet hatte. Oder sie hätte ja die Kinder. Die seien Lebenszweck. Sie erzählte auch nie-

mand von der großen stürmischen Sehnsucht nach dem Verlorenen, die da war Tag und Nacht. Das war der Zoll, den sie zu zahlen hatte, und sie entrichtete ihn mit mancher heimlichen Träne. Den Eltern zeigte sie stets ein heiteres Gesicht. Es war von Himmelsgarten aus nie viel Geselligkeit gepflegt worden. Lisbet knüpfte keine neuen Bande an. Sie lebte für sich, wie es ihr das natürlichste war, und allmählich, als der Bruder mehr Zutrauen faßte, ließ er sie teilnehmen an den Sorgen und Freuden seines Geschäftes und räumte ihr sogar einen Stuhl in seinem Kontor ein und ein Fach in seinem Schreibtisch. Ihr eignes Vermögen und das Herberts verwaltete sie selbst. Ihr väterliches Erbteil aber stand in der Fabrik des Bruders.

Walt und Achmed gingen in die Schule. Walt auf das Gymnasium und Achmed auf die Realschule. Jeden Morgen ließen sie durch die Gartentpforte über den Mühlensteg und stiegen mit Dutta zusammen in den kleinen Korbwagen, der sie nach der Stadt brachte. Er hatte eigentlich nur für zwei Personen Platz. Achmed kauerte zu ihren Füßen. Da nahm Dutta dem Jungen, der hinter ihr saß, die Zügel aus den Händen und trieb das Pferdchen an. Es gab dann jedesmal Streit mit Walt, der sich von einem Mädchen nicht fahren lassen wollte. Einmal sprang er mitten im Fahren ab und lief neben dem Wagen her, um sein Gymnasium noch rechtzeitig zu erreichen. Von nun an teilten sie sich in die Gewalt. Auf der Hinfahrt regierte Dutta, auf der Rückfahrt, wenn mehr Leben auf den Straßen war, Walt.

Der war oft in hellem Streit mit dem Mädchen. Dann nannte er sie wohl »Füchsen«. So hieß Frau Donners rote Kage.

Das war ein feines Tier mit rotem, weichem Fellchen, der Zankapfel der Donner'schen Eheleute. Denn Donner hatte geschworen, sie zu erschießen, wenn er sie einmal vor den Vogelnestern im Garten fände. Frau Donner hatte sie auch gut erzogen. Nun lag sie meist auf dem Fensterbrett ihrer Stube und lugte hinter dem Astlepiatopf mit grünen, listigen Augen hinaus.

Dutta gefiel der Vergleich. »Füchsen ist schön,« sagte sie selbstgefällig. »Solange er Mäuse hat und süße Milch, braucht er sich um die mageren Grasmüden nicht aufzuregen. Wenn sie zweimal gebrütet haben, wiegen sie fein halbes Lot.«

Achmed sah dann unverwandt in ihr Gesicht. Sie trug im Sommer meistens helle Waschleider, über denen ihre rote Loden wie ein Gespinnst lagen. Die jede kleine Nase paßte gut zu dem sprudelnden Übermut der roten Lippen. »Sieh mich nicht so dumm an, Achmed, sonst nehme ich dich nicht mehr mit.«

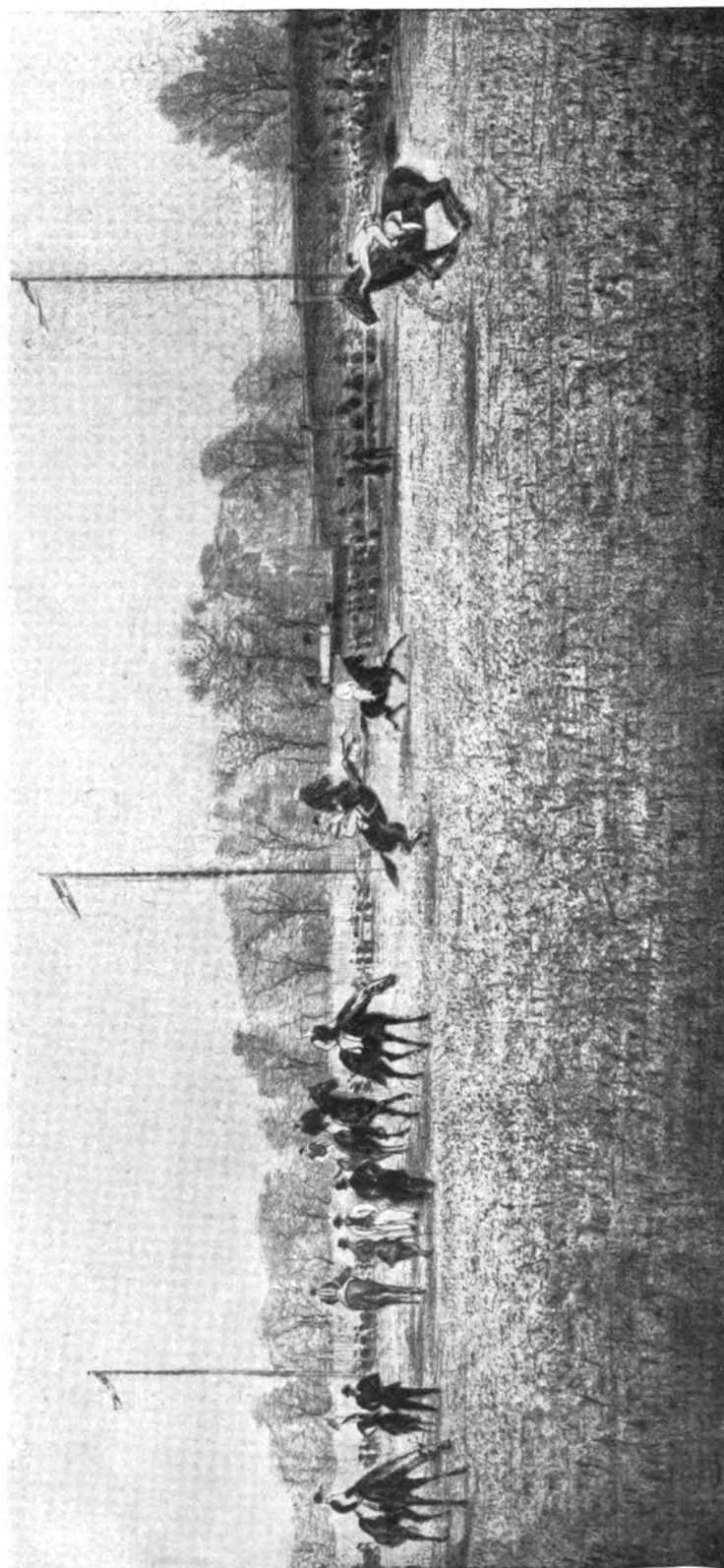
Auch Achmed hätte manchmal aus der Schule

erzählen können. Mit Hallo hatte ihn die Klasse empfangen. »Ein Türke! Ein Fremder! Ein Mohammedaner!« hatten sie gerufen und ihn umringt wie ein wildes Tier. Mit herabhängenden Armen, mit der ganzen Würde seiner Rasse und stillen, in sich gefehrten Augen hatte er den Sturm über sich ergehen lassen, bis der Lehrer ihn auf seinen Platz geführt hatte. Solche Überlegenheit hatte in seinem Gesicht gestanden, daß die junge Horde widerwillig nachgelassen hatte. Nach ein paar Tagen war in der großen Keilerei auf dem Schulplatz, bei der er wieder abseits stand, einer an ihn herangetreten und hatte ihn einen Feigling genannt. Wie der Blick hing der schlankste Junge an seinem Hals, so fest umklammerte er den großen Jungen mit Armen und Beinen, daß die andern sie nur mit Mühe trennen konnten. Seitdem hatte er Ruhe. Am Zeugnistage, wenn Walt und Dutta mit ziemlich bedrückten Gesichtern in dem Korbwägelchen saßen, hätte Achmed über sie triumphieren können. Doch tat er es nicht. Es war selbstverständlich, daß er lernen mußte. Er wußte auch, weswegen: um zurück in die Heimat zu können, in die weiße Stadt auf den Bergen über dem blauen Meer.

Im Sommer lebten die Kinder fast ganz und gar im Garten, dessen Pforte nun niemals mehr geschlossen wurde. Herbert und Oba erwachten hier zum Bewußtsein. Der große Walnuzbaum mitten im Garten wurde ihnen zum Baum des Lebens. Da saß Elmira auf einem Kissen auf dem Boden, in der heimischen Art fauernd und doch mit nie müßigen Händen. Sie war Meisterin in der armenischen Durchbrucharbeit in feinstem Stoff. Die Kinder hatten keinen Sandhaufen, liebten überhaupt keine tätigen Spiele. Sie lebten durch die Augen. Das Rasenrund unter dem Walnuzbaum war für sie das Paradies. Die Käfer, Würmchen, Schnecken, die sie dort fanden, seine Bewohner. Lust und Leid, Kampf, Sieg und Tod sahen sie dort in ewigem Wechsel. Der blaue Kleiber vom Ruhlgang kam auch zu ihrem Baum, lief am Stamm auf und ab und untersuchte die Rinde. Der kleine Mönch mit dem schwarzen Käppchen kletterte durch die Zweige. Jeder Sommertag gab ihnen endloses Erleben.

Donner war der Wächter dieses Paradieses. Seiner Stimme gehorchten sie wie der Stimme des Herrn. Aber sie hatten nie nötig, sich vor ihm zu verstecken, wie Walt so oft, wenn er im Mutwillen Blumen abgerissen. Einmal hatte Donner gar eine Falle mit einer Kohlmeise drin gefunden. Walt hatte vergessen, sie herauszunehmen, ehe er in die Schule ging. Es war sein erster Fang. Er hatte die Falle erst am Abend vorher aufgestellt. Ein Junge seiner Klasse hatte ihm ein Klappmesser versprochen, wenn er ihm zwei Kohlmeisen brächte. Er





W. Wolfgang Breuer: Vor Beginn des Rennens

Verlag von Stiefbold & Ko. in Berlin



wollte sie zusammen einsperren, daß sie miteinander stritten und eine der andern den Kopf aufpide.

»Bist ja noch schlimmer als das Füchsen,« hatte Donner gesagt.

Walt stand ganz still. Eine dunkle Röte lief bis unter seine blonden lockigen Haare. Plötzlich brach er los: »Nimm das Wort zurück, Donner!«

»Ist doch wahr. Ein Tier hat seinen Trieb. Aber du hast ein böses Herz.«

»Nein,« schrie der Junge los und stürzte auf den Gärtner zu. »Ich hab' kein böses Herz. Ich wollte nur das Messer haben. Mutter,« und er ließ von Donner und eilte Lisbet entgegen, »sag' du, daß ich nicht bin wie das Füchsen.«

Lisbet strich über sein heißes Gesicht und hörte zu. »O Walt, wieder einmal: Haben! Haben! Und bist doch nun mein großer Junge! Aber wie das Füchsen ist er nicht, Donner, so dürfen wir ihn nicht kränken.« —

Die Jahre fielen vom Baum des Lebens wie die Walnüsse, die schon die Mönche aus dem Klostersgarten verschickt hatten. In den Zweigen hing an Seilen ein Schaukelbrett. Um das stritten sich Walt und Dutta ebenso wie um die Zügelführung bei der Schulfahrt. Aber Walt wollte Dutta nie anschwingen, wenn sie auf dem schmalen Brett stand und die Hände um das Seil gefaßt hielt. Er konnte allein anfangen, sie sollte es auch lernen. Aber sie wollte nicht. Denn sie liebte es, die Jungen als ihre Diener zu halten. Dann sah sie nach Achmed, der unbeteiligt am Etamm lehnte. »Komm, Achmed, und kaufte mich!«

Und Achmed kam. Dann slog sie jubelnd in die Luft, und seine schlanken, kräftigen Hände faßten immer wieder nach dem Brett, wenn sie höher, höher verlangte. Die Augen des Jungen hingen groß und sehnsuchtsvoll an ihr. Er war frühreif. Noch ein Knabe, machte er alle Stufen der Leidenschaft für das hübsche Kind durch. Dutta fühlte es unbewußt und spielte wie Füchsen mit seinem Empfinden. Einmal, als sie von der Schaukel sprang, ließ sie Achmed ohne Dank stehen und warf sich Walt stürmisch an den Hals. »Ich mag die deutschen Barbaren lieber als die Türken. Gib mir einen Kuß, Walt.«

Aber der stieß sie unwirsch zurück. »Ich habe Elmira lieber als dich,« sagte er in vollem Knabenstolz. »Laß mich aufstehen.«

Achmeds Augen brannten.

»Ach gut,« meinte Dutta und schüttelte ihre Locken. »Willst du mein Sklave sein, Achmed?« Er kreuzte die Arme über der Brust.

»So bist du in Gnaben angenommen.«

Seitdem hatte er ein gewisses Anrecht auf sie, und der stolze Junge, der sich der ganzen

Klasse gegenüber behauptete, kam in eine Abhängigkeit von dem roten Mädchen, die ihn den Sklavennamen verdienen ließ. Er fühlte sie bitterlich und knirschte mit den Zähnen, und große Tränen traten in seine Augen. Aber er konnte nicht widerstehen. Dutta kannte genau die Grenzen ihrer Macht. Hatte sie sie einmal überspannt, so gab sie ihm ganz rasch einen flüchtig streifenden Kuß. Hielt er sie dann fest, so kam eine Süßigkeit in ihr Gesicht, die ihn beim ersten Male fast toll gemacht hatte. Es war ein gefährliches Spiel, das sie trieben. Lisbet sah's und verbot zuerst das tägliche Zusammenfahren in die Schule. Achmed mußte jetzt gehen. Sofort schloß sich Walt ihm an. Aberholte sie Dutta, die jetzt allein in dem Korbmärgelchen thronte, so warf sie ihnen ein spöttisches Wort zu und trieb den Pony an.

Lisbet hatte den größten Teil ihrer Sachen in Beirut verkauft. Von dem, was sie sich hatte nachschicken lassen, war inmitten des Altväterhausrats ein türkisches Zimmer entstanden, das sich zu den andern Räumen verhielt wie ihr wechselreiches Leben zu ihrer kleinstädtischen Umgebung. Weiche Teppiche bedeckten den Boden, der im Himmelgarten noch einfach gestrichen war. Kelims und seidene Gebetteppiche hingen an den Wänden. Einer vor allem trieb Walt zu immer neuer Bewunderung. Er besann sich noch gut darauf, wie ihn der Händler mit dem langen weißen Bart und dem hohen Turban ins Haus gebracht hatte. Pelles Rot gab den Grund, den eine wunderzierliche Borte einfasste, ein Glücksmuster, sagte der Türke, der etwas Deutsch konnte. Ein sandgelber Baustamm wuchs darauf empor, und Fabeltiere rannten übereinander auf beiden Seiten darauf zu, Einhörner, Elefanten und Pantherfagen. Walt hatte den Teppich für sein Eigentum erklärt. Als die Sachen ankamen, war er dabei gewesen, wie er über dem Diwan angebracht wurde. Seitdem übte das türkische Zimmer den geheimnisvollen Reiz der Erinnerung auf ihn aus. Ohne seine Rissen und Dedden hätte er das ferne Sonnenland vielleicht vergessen, denn wie ein rechter Junge lebte er dem Augenbild. Aber hier sprach die Vergangenheit, daß er den Atem anhielt. Auf hölzernen Ständern lagen die großen geschnittenen Bronzeplatten, die die Tische ersetzten. Seltsame Gefäße mit der matten Glasur der türkischen Brennerei, mit zierlichen Arabesken bemalt und mondscheinschimmernd, standen umher. Eine schlankte Vase trug jene Zeberäpfel des Libanon, die der Vater damals von der Kaisersfahrt mitgebracht hatte. Lange waren die Nabeln abgefallen, aber die festen, feinschuppigen runden Zapfen hatten sich gehalten. Eine türkische Ampel hing in dem Zimmer, das sonst nur mit Lichten erhellt wurde. In diesem Zimmer hatte Lisbet am Anfang



beilige Tage verbracht. Dann hatte sie sich der Verweichlichung entzogen und es nur noch selten betreten, auch wohl ein Buch oder eine Handarbeit mitgenommen, die ihm seinen träumerischen Charakter nahmen.

Als sie eines Tags zu ungewohnter Zeit etwas darin suchte, fand sie Achmed auf der Erde liegen, den Kopf in ein Kissen gedrückt.

„Achmed,“ sagte sie. Er fuhr in die Höhe. Sie sah in ein zerstörtes Gesicht. „Was gib't's? Hast du Ärger in der Schule gehabt?“

Er stand auf und zog die Schultern hoch. „Sie können mich nicht ärgern, ob sie mich auch wie ein wildes Tier betrachten und Fragen schneiden vor meinem Gitter wie in der Menagerie.“

Sie zog ihn neben sich auf den Diwan. Seine Hände mit den schlanken, dünnen Fingern waren heiß, die Pulse zuckten.

„Achmed, was regt dich so auf? Ist es Dutta?“

Der Knabe riß sich los. Er schämte sich, daß er sich nicht besser in der Gewalt hatte. Aber er konnte den Tränen nicht wehren, die über sein Gesicht rannen. Plötzlich warf er sich vor Lisbet in die Knie und drückte seinen Kopf gegen ihr Kleid. „Herrin,“ sagte er leise.

Sie legte ihre Hand auf seinen Kopf und strich über die weichen, glänzenden Haare. „Ich bin nicht deine Herrin, Achmed. Ich bin deine Freundin. Ich habe euch mit aus der Heimat genommen, deine Mutter und dich. Ich trage die Verantwortung für euch. Ich kann deinem Herzen nicht gebieten, wenn es zu früh spricht. Das mußt du selbst tun. Ihr seid dreizehn Jahre, du und Dutta. Ihr seid Kinder.“

Da schüttelte der Junge den Kopf. „Man bleibt kein Kind in der Fremde, Herrin. Du weißt nicht, was es heißt, immer im Kampfe zu leben. Aber ich will durch! Ich will in die Heimat zurück. Darum danke ich dir, daß du mich lernen läßt. Ein Kaufmann will ich werden. In den Basaren von Damaskus, von denen du mir erzählt hast. Ich weiß, daß ich vorwärtskommen werde, denn man lernt viel auf euren Schulen. Darum danke ich dir.“

„So halte dich im Zaum, Achmed; laß von Dutta.“

Er schüttelte den Kopf. Sie erschrak vor der frühen Leidenschaft in diesem Kinde. „Sie will ja gar nicht, daß ich von ihr lasse.“

„Weil sie mit dir spielt, weil sie es liebt, einen Sklaven zu haben und ihren Kinderfuß auf deinen Nacken zu setzen. Ich habe es neulich gesehen. Ich habe nichts gesagt, denn ich wollte dich nicht beschämen. Sieh doch, wie es Walt macht. Mach' dich frei von ihr.“

Ein Lächeln trat um den schmalen, dunelroten Mund. „Walt's Zeit wird kommen,

Herrin, nur später. Ich bin ein Kind meines Volkes. Du weißt nicht, wie es in mir brennt.“

Auch Lisbet lächelte. „So tritt das Feuer aus, Achmed. Versuche deine Kraft an dir selbst. Jeden Tag wirst du jetzt zu mir kommen, und wir werden zusammen sprechen. Du bist kein Kind mehr. So werde ich dich behandeln wie einen Jüngling. Hier in diesem Zimmer werden wir zusammen sitzen, wenn du deine Arbeiten gemacht hast. Hier, wo alles zu dir von der Heimat spricht. Und von der Heimat wollen auch wir beide reden. Oftern kommst du in die zweite Klasse. Du bist fleißig gewesen. Mit fünfzehn kannst du die Schule verlassen. Wir berechnen dann, ob du noch ein Jahr nach Köln auf die Handelsschule gehst. Ich will dir forthelfen. Dein Traum soll sich erfüllen. Wenn wir einmal zusammen in die ferne Heimat reisen, Walt, Herbert und ich, werden wir in den Basaren von Damaskus bei dir eintreffen. Dann kannst du uns eine Handvoll Halbedelsteine geben, damit wir die Türken aussuchen, die ich so liebe. Warte, ich erzähle dir von meiner Reise dorthin, wenn du erst ruhig geworden bist. Heute nicht. Heute bleib noch eine Weile allein und finde dich. Sieh, Achmed, das müssen wir alle, uns selbst finden, und das ist für uns Westländer schwerer als für euch Orientalen, deren Wesen von selbst nach innen gerichtet ist. Und nun versprich mir, daß du Dutta meidest.“ —

Es war schon dämmerig, als sie durch den Garten nach der Klostermühle ging. Es war Tauwetter; der angeschwollene Fluß gludste, ging in schaumigem Etrubel. Hier und da trieb er ein par losgerissene Schollen. Drüben aus dem Wasserzimmer winkten leise die Vorhänge. Sie waren nicht heruntergelassen. Das Zimmer war niedrig, so daß sie hineinsehen konnte. Sie hatte ein Tuch umgeschlagen, denn der Frühlingswind ging und trieb Tauperlen in ihre krausen Haare. Drinnen saß Frau Holder, stridte und las das Abendblättchen. In einer Ecke aber spielten Oda und Herbert. Er war um diese Zeit meistens drüben. Elmira holte ihn dann zum Abend zurück. Lisbet sah unverwandt auf die beiden Kinder. Sie waren jetzt sechs Jahre und paßten gut zueinander. Wie Geschwister sahen sie aus mit den dunklen Haaren und großen verklärten Augen. Oda hatte ihre Puppen um sich, die lagen im Bett und unter Kissen und waren offenbar krank. Der kleine Herbert ging von einer zur andern und legte mit einem unbeschreiblich innigen Ausdruck die Hand auf ihre Stirnen.

„Was spielt ihr denn?“ fragte die Mutter, als sie Frau Holder begrüßt hatte und bei den Kindern kniete.

„Herbert ist Doktor,“ sagte Oda feierlich. „Meine Kinder sind alle krank, und er legt

ihnen die Hände auf und macht sie wieder gesund.«

»Das ist ihr gewöhnliches Spiel,« erklärte Frau Holber. »Du glaubst nicht, wie still sie sind. Man kann die Bibel lesen, wenn sie nebenbei spielen. Wenn ich noch an Dutta denke! Manchmal wird es mir ganz ängstlich. Aber sie sind immer zufrieden, und wenn sie voneinander Abschied nehmen, macht Oba ein ganz verklärtes Gesichtchen. Woher der Junge das nur hat? Er hat neulich gesagt, der Heiland habe die Hand auch aufgelegt, und Oba weiß mehr biblische Geschichten als Dutta, obgleich noch kein Lehrer ins Haus gekommen ist.«

»Das haben sie von Elmira. Die ist eine glühende Gläubige, und in ihrer kindlichen Art, zu sprechen — denn richtig beherrschen wird sie das Deutsche nie —, erzählt sie um so eindrucksvoller. Die Türken, die erst als Erwachsene von der Mission bekehrt werden, nehmen den ganzen Gedankenkreis ihrer alten Religion mit. Moses und Christus sind ja auch ihnen Propheten, nur nicht so groß wie Mohammed. Da geben sie nun dem Heiland die realistischen Züge, mit denen sie Mohammed ausgestattet haben, daß er ihnen greifbar wird und ganz gegenwärtig. Die Märchen des Orients mit ihren Geistern in Wasser und Luft, die in Flaschen gefesselt werden und in Bäume gefangen, die hält sie wohl für Sünde. Auch habe ich sie gebeten, die Phantasie des Kleinen nicht zu belasten. Spricht er doch von selbst mit allem, was lebt, mit Tieren und Vögeln und den Fliegen am Fenster. Nun erzählt sie ihm vom Heiland. Ich habe sie nie gehindert. Das er sich gerade seine Heiligkeit ausgesucht hat, ist wohl väterliches Erbteil. Er hat so viel von meinem Mann. Ich bin aber herübergekommen, um mit Dutta zu sprechen. Ist sie oben?«

Frau Holber seufzte ein wenig. »Sie macht sich zurecht, um in die Tanzstunde zu gehen. Es wäre besser gewesen, Walt hätte an dem Zirkel teilgenommen. Im nächsten Jahre wird sie eingeseget, da wäre der Unterricht unmöglich. Ich weiß ja nie, wann Maria sie zurückfordert. Und jetzt hielt ich den Tanzunterricht noch für ungefährlich. Es ist ein Privatzirkel, nur Kinder aus den besten Häusern. Dem Jungen hätte es gutgetan, und er hätte sich ein bißchen um sie kümmern können.«

»Walt wollte nicht. Mädchen sind ihm gräßlich, und mit Dutta zankt er sich unaufhörlich.«

»Ja, so ist das Leben, Lisbet. Sei froh, daß du zwei Jungen hast. Sie sind verschieden voneinander wie Wasser und Feuer. Und doch ziehen sie sich selber. Weiß es ja von meinem. In der Schule hat es gehapert, und Versetzungstag war Gramtag. Aber sonst ging alles glatt. Als er bei Vater ausgelehrt hatte, ging er nach Holland, und als er Obas Mutter

kennengelernt hatte, machte er sich selbständig. Lebte sie noch, er wäre im Lande geblieben und nicht zu Maria hinübergegangen. Damals machte er sich nicht viel aus der Schwester. Die war wie Dutta, klapperte wie das Mahlwerk und brachte das ganze Haus in Unruhe. Schön war sie ja, schöner als du, Lisbet. Weiß nicht, ob die Tropen das fortgenommen haben. Sie schreibt ja, das Klima bekäme ihr ausgezeichnet. Aber wenn ich denke, wir beiden Alten sollten die Zeit noch einmal durchmachen, als sie dann mannbar geworden — du besinnst dich ja auf die Sache mit Josias —, es wäre hart.«

Lisbet stieg die Treppe empor und klopfte an die Tür von Duttas Mädchenzimmer. Das hatte sie zu ihrem zwölften Geburtstage geschenkt bekommen und phantastisch genug zurecht gemacht mit gebleichten Palmsäckern und allerlei bunten Seidenlappen. Ein großes Bild von Rio und den Bergen seiner Bucht hing über dem Kistensofa. Dutta stand vor dem kleinen Spiegel an der Kommode und versuchte, wie ein Seidenschal zu ihrem hellblauen Tanzstundenkleidchen paßte, das einen kleinen Ausschnitt am Halse hatte und halblange Ärmel, an denen sie beständig zupfte, weil ihre Ellenbogen spitz aus ihnen hervorsahen. »Ich bin noch zu mager, nicht wahr, Tante Lisbet,« sagte sie, sich rasch umwendend. »Sieh nur die Knochen am Hals und die häßlichen Arme! Meine Loden müssen es gutmachen, sonst würde ich ganz garstig aussehen. Ich wünschte nur, ich wäre schon ein wenig vollständiger. Emmi Mint sieht schon ganz wie eine Dame aus.«

»Warte nur, Dutta, das kommt noch zeitig genug. Aber nun seh' dich her, ich habe einen Augenblick mit dir zu sprechen. Nein, sieh nicht so ungeduldig aus, du hast noch Zeit. Das Wägelchen ist noch nicht vorgefahren. Ich will es auch ganz kurz machen.«

»Ich weiß schon, weshalb du kommst, Tante Lisbet. Ich kann doch nichts dafür, daß Ahmed so verrückt ist.«

»Aber du mißbrauchst ihn. Es ist nicht edel, seine Macht zu mißbrauchen.«

»Edel? Ich will auch gar nicht edel sein. Spaß will ich haben, solange ich noch in die dumme Schule muß. Zu Ostern fängt der Konfirmandenunterricht an, da wird einem so wie so alles beschnitten. Großmutter ist ja so fromm! Zuerst dachte ich, sie hielte nur der Leute wegen Morgenandacht, daß sie ihnen eins verlesen könne, wenn sie den Text ausfindet aus Jesus Sirach, der sich um alles gekümmert haben muß in seinem Leben, was ich nicht gerade vornehm von ihm finde. Aber sie ist wirklich fromm. Sie betet für mich, daß ich nicht ein verirrttes Lamm werde und der Heiland mich in den Dornen finde. Ja, so ist das Leben,

Tante Lisbet,« sagte sie mit frommem Augenausschlag. »Und du glaubst gar nicht, wie hübsch Achmed aussieht, wenn seine Augen so funkeln. Wie ein Bogen ist er, so geschmeidig. Es ist schön, ihn spannen zu können, bis der Pfeil abfliegt.«

Lisbet sah erstaunt auf das Kind neben sich. »Tutta, wenn du schon solch tiefes Empfinden beurteilen kannst, so mußt du doch auch die Schmerzen richtig einschätzen können.«

Tutta schüttelte den Kopf. »Er ist doch nur ein Sklave, Tante. Warum läßt er es sich gefallen? Ich weiß, daß du gesehen hast, wie ich ihm im Herbst beim Nussammeln den Fuß auf den Naden gesetzt habe. Du standest am Fenster. Damals dachte ich, daß ich eine Strafpredigt erhalten würde. Aber du bist sehr klug. Du redest nicht unnötig wie die Großmutter. Ich will doch nichts von ihm. Er ist doch nur mein Spielzeug.«

Lisbet nahm die schmale Kinderhand in ihre schöne feste. »Tutta, ich möchte wohl, daß du Vertrauen zu mir fähest. Wir leben so nahe beieinander. Es werden noch viele Stürme über dich gehen, und du wirst noch viel Tränen weinen müssen.«

Die ungeduldige kleine Hand machte sich los. »Das werde ich ganz gewiß nicht. Wenn's mir hier zu eng wird, daß ich mich stoßen muß, dann gehe ich rüber zu Mutter, nach Rio. Darum hab' ich das Bild hier aufgehängt, daß ich mich immer daran erinnere. Mutter schreibt, dort sind alle Menschen immer froh, weil die Sonne immer scheint, und jeder kann tun, was er will. Keiner kümmert sich um den andern, wie hier, und ganz jung sind die Mädchen schon erwachsen, und immer ist es warm, und überall gibt es Blumen und Früchte. Es ist schöner als das Märchen vom Schlaraffenland.«

»Schickst du mich fort, Tutta?«

»Nein, Tante Lisbet, wie werde ich dich fortschicken? Du bist doch hier die Schönste und auch die Reichste, und ich begreife nicht, warum du so lebst, so allein, drüben im stillen Himmelgarten, und die ganze Welt steht dir doch offen! Ich habe dich schrecklich gern, und meinetwegen lasse ich auch Achmed laufen. In der Tanzstunde sind sowieso ein paar Jungen, die mir besser gefallen. Soll ich nun den rosa Schal umnehmen oder den weißen? Es ist nur zum Hereinkommen, weißt du, und wenn ich zuviel getanzt habe; aber ich kann mich nicht entscheiden.«

In tiefen Gedanken ging Lisbet zurück. Ließ Art nicht von Art? Oder machte man sich die Erziehung zu leicht, wenn man die Kinder nur nach den Eltern beurteilte? Wieviel Gegebenes auch in der Vererbung liegt — jeder Seele wird doch ein Eignes mitgegeben, ein Keim ihrer neuen Art. Sie sah es an den eignen Kin-

dern. Walt war ja wohl ihr Sohn, aber viel mehr Eroberer als Erhalter. Herbert seines Vaters Kind, doch weicher, ohne die Selbstbehauptung, die schon das Kinderspiel verlangt. Sie dachte oft, daß die Hand des Mannes in seiner Erziehung fehle. Onkel Josias verstand es so schlecht, mit den Kindern umzugehen. Er liebte sie auf seine Art, wie er den Garten mit seinen Blumen liebte — er sah sie an.

Aber sie merkte doch, daß sie nicht vergebens gesprochen hatte. Tutta kam seltener herüber, und Achmed, der wirklich versetzt worden war, vergrub sich in seine Bücher.

Als der Frühling kam, wanderten Herbert und Oda zwischen den Rabatten des alten Gartens einher, wo Perlhyazinthen, Aurikeln und gelbe Osterlilien standen. Sie hatten sich an den Händen gefaßt, wie sie es so gern taten, und blieben bewundernd vor jeder neu erschlossenen Blüte stehen.

»Siehst du, Herbert, da kommen Tulpen. Die grünen Spitzen, das sind sie! Und die roten sind hängende Herzen! Ich besinne mich noch vom vorigen Jahr. Donner hat mir's gesagt. Und hier ist ein Zitronenfalter! Laß uns ihm nach, dann sehen wir, wie er an den Osterglocken seinen Hunger stillt.«

»Bruder Schmetterling,« rief Herbert jubelnd, »da bist du ja! Wie lange habe ich auf dich gewartet! Du bist das aller schönste. Besinnst du dich noch darauf, wie du eine häßliche Raupe warst, und wie lange du in der Erde gelegen hast in deiner engen Puppe wie in einem Sarg?« Und mit ausgebreiteten Armen lief er dem gelben Sommervogel nach.

Lisbet kam gerade den Gang herunter. Auch sie voll Sonne und dankbarer Freude für die neuen Schönheiten des Lebens. Denn das dunkle Haus verlangte diese Erweiterung des Himmelgartens, sehnste sich nach dem Sommer. Das Haus der beiden Geschwister, die so friedlich nebeneinander hergingen und doch nicht zueinander fanden: der Junggehilfe im Erdgeschloß und die blühende einsame Frau in dem seltsamen Zwiespalt des Väterhausrats und des türkischen Zimmers. Lisbet sah auf ihren kleinen Jungen, wie er mit ausgebreiteten Armen den Schmetterling begrüßte. Nicht um ihn zu fangen; der Gedanke wäre ihm gar nicht gekommen. Und sie dachte an ihren großen Wildfang, der Ostern gerade mit knapper Not nach Sekunda gekommen war, und wie sie um diese Zeit für ihn das Schmetterlingsnetz hatte rüsten müssen. Denn Walts Freude hieß besitzen. »Haben, haben« war eins der ersten Worte gewesen, das er mit geballten kleinen Fäusten ausgestoßen hatte. Als die beiden Kleinen genug bewundert hatten, kamen sie zu der Mutter. Vor ein paar Tagen waren die grüngestri-



henen Holzbänke im Garten aufgestellt. Jetzt in der Mittagssonne konnte man wohl schon eine Weile auf ihnen sitzen.

»Und nun kommen auch die Schwalben wieder, meine Schwestern die Schwalben, meine vielen, vielen Schwestern am blauen Himmelszelt! Erzähle, Mutter, wie der heilige Franz den Vögeln predigte. Wir haben schon die Lerche gehört, Oba und ich, schon lange ehe die Perlblümchen blühten, und der Fink im Apfelbaum ist auch wieder da.«

Die Kinder hatten sich neben sie gesetzt und ihre erwartungsvollen Gesichtchen ihr zugewandt. Als sie damals dazugekommen und den kleinen Wunderdoktor an den Puppenbetten gesehen, hatte sie ihn zum erstenmal vom heiligen Franz erzählt. Er mochte keine Märchen. Da war ihr das Schatzkästlein des Blütenfranzes eingefallen, und nun hatte sie nie endenden Stoff.

»Aber du mußt es genau sagen, ganz genau, Mutter. Du weißt, wie es anfängt.« Und feierlich sprang er auf: »Da erhob der Heilige die Augen und sah auf dem Rand am Weg eine schier endlose Menge Vögel sitzen. — So, nun sag' weiter.«

Seine Mutter nahm den Ton auf und erzählte, wie sich der heilige Franziskus wunderte und zu seinen Gefährten sprach, sie möchten ihn erwarten, denn er wolle erst seinen Geschwister, den Vögeln, predigen gehen. Und wie er in das Feld trat zwischen die Vögel, die dort auf der Erde saßen, und die Vögel von den Bäumen dazukamen und unbeweglich sitzenblieben, bis er seine Predigt beendet hatte, und warteten, bis er ihnen seinen Segen erteilte. Wie Franziskus unter ihnen wandelte und sie mit seiner Rutte streifte, ohne daß sich ein Vöglein rührte. »Ihr, meine Geschwister, ihr Vögel, ihr solltet stets eurem Schöpfer sehr verbunden sein und mühtet ihn stets und allerorten loben, denn er hat euch die Freiheit gegeben, überall hinzuliegen. Auch gab er euch Kleidung doppelt und dreifach. Dazu noch, daß er euren Samen in der Arche Noah bewahrte, so daß eure Sippe nicht weniger geworden ist. Dann solltet ihr auch dankbar sein für das Gebiet der Luft, das er euch bestimmt hat: und überdies: ihr säet nicht und mähet nicht, und Gott gibt euch Speise und gibt euch die Flüsse und die Quellen, er gibt euch die Berge und Täler zu eurer Zuflucht und die hohen Bäume, um eure Nester zu bauen; und ob ihr gleich nicht zu spinnen wißt und nicht zu nähen, so kleidet euch Gott doch und eure Kinder. So liebt euch denn euer Schöpfer sehr, da er euch so viel Gutes tut, und darum hütet euch, ihr meine Geschwister, vor der Sünde des Unbannes und seid allezeit eifrig zum Lobe Gottes.« Lisbet hielt eine Weile inne.

Herbert bewegte leise seine Lippen. »Die Predigt kann ich noch nicht ganz, Mutter. Was dann kommt, weiß ich. Alle Vögel samt und sonders öffneten ihre Schnäbel und begannen die Hälse auszureden und die Flügel aufzutun und ehrerbietig ihren Kopf zu Boden zu neigen und mit Sang und Gebärden kundzutun, wie froh sie waren. Und der Heilige wunderte sich über eine solche Menge Vögel und über ihre Aufmerksamkeit und Zutraulichkeit, und als er dann über ihnen das Zeichen des Kreuzes machte, erhoben sich alle Vögel mit wunderbarem Singen in die Luft und teilten sich in vier Gruppen wie ein Kreuz, und ein Haufe flog gen Aufgang, und einer gen Untergang, und ein andrer gen Mittag, und der vierte gen Norden.«

»Ja,« sagte Oba nachdenklich, »doppelt und dreifach, sagt der Heilige, war ihre Kleidung. Mir hängt die Großmutter mehr als drei Kleider in den Schrank, und ich brauche mich nicht zu mauern und die Federn zu verlieren wie unsre Hühner. Muß ich da nicht noch mehr danken, Tante Lisbet?«

Wenigstens ist sie ein kleines Mädchen, dachte Lisbet aufseufzend, und vergift ihre Kleider nicht. Das ist gut, sonst würden sie mir noch ganz Heilige, diese beiden. Ich glaube, ich werde etwas zu ihrer Ernüchterung tun müssen.

Als dann die ersten Bienen schwärmten, wurde ihr das noch deutlicher. Der Himmelgarten war nun auf der Höhe irdischen Entzückens. Das Bienenhaus stand nach Süden. Donner hatte jetzt alle Hände voll zu tun. Oba und Herbert wichen bei seinen geheimnisvollen Hantierungen nicht von seiner Seite. Wenn er sich das Drahtgitter vor das Gesicht band und die biden Wollhandschuhe anzog, war er ihnen förmlich ehrfurchtgebietend. Ebe ein Volk schwärmte, sah es tagelang in biden Klumpen vor dem Ausflugsloch. Dann fieberte der ganze Stod, und das Summen hörte sich an wie der tiefe Urton der großen Sommerharfe. Zog dann das Volk mit seiner Königin davon, in Windeseile, ein winziges Wölkchen gegen azurnen Himmel, gar über die alte Mauer ins Weite, so trauerte der Bienenater ihm nach. Darum hielten die Kinder eifrig Ausschau nach den bräunlichen Trauben und riefen den Alten eilig herbei, wenn sie einen Schwarm am Apfelbaum hängen sahen, von zueilenden Bienen umgittert wie von einem Schleier. Als aber Donner einmal fort war, stieg Herbert auf die Leiter, die noch am Baum stand. »Hol' mir den Strohforb aus dem Bienenhaus, Oba!«

»O Herbert, sie werden dich stechen. Du hast ja keine Handschuhe an.«

»Sie tun mir nichts. Ich bin ja ihr Bruder und habe sie lieb.« Ruhig strich er mit sei-



nen schmalen, merkwürdig schönen Kinderhänden die Bienen in den Korb. »Sieh die Königin, Oba. Da, die mit dem langen, spitzen Leib.« Er nahm sie heraus und setzte sie auf seine Hand. »Meine Schwester Königin, warte, du sollst ein neues Wohnhaus bekommen und Kammern bauen dürfen für alle Süßigkeiten unserer Blumen.« Und er trug den Korb in das Bienenhaus und bedeckte ihn zu.

Als der alte Donner Lisbet die Geschichte erzählte, sprach sie mit Frau Hoiber und fuhr dann in die Stadt zu Könnedes. Herr Könnedes war der reichste Fabrikant am Ort. Aber seine einzige Tochter machte keinen Geräusch von diesen Schätzen. Sie war ein borniges Köstlein, spöttisch und von obenher. Die Tante, die dem verwitweten Mann den Haushalt führte, konnte ihr die Wirtschaft ebenso wenig genehm machen wie der Vater die Freier. Auf die Universität, wie es ihres Herzens Wunsch war, ließ er sie freilich nicht. Aber ihr Abitur hatte sie durchgesetzt und sich damit so unbeliebt wie möglich gemacht.

»Was suchst die schönste Frau aus dem Himmelsgarten bei mir?« sagte Herr Könnedes, der Lisbet entgegenkam.

»Ihre Tochter.«

Sein Gesicht beschattete sich.

Sie teilte ihm ihren Plan mit. Sie wolle Hanna bitten, die Kinder zu unterrichten -- wenn er nichts dagegen habe.

»Freilich nicht -- wenn Hanna will. Außer der Universität verbiete ich ihr ja überhaupt nichts. Sie kann sich in ihre Bücher vergraben. Vielleicht ist es ein Glück für sie.« Er sah Lisbet warm an. In ihrem weißen Sommerkleid stand sie so hübsch und leuchtend vor ihm. Seit sie in die Heimat zurückgekehrt war, hatte sie ihm das Herz bewegt. »Ich meine immer, von Ihnen kann nur Gutes kommen.«

»Dieses Mal aber will ich mir Gutes holen. Herbert wird mir zu weich. Ich wollte ihm noch sein volles Sommerglück gönnen. Professor Schwarz war zufrieden, als er, wie immer, für die Osterfeiertage bei uns war. Ein sanfter Übergang zu des Lebens Härten wird ihm nicht schaden.«

»Nun verstehe ich -- Hanna soll ihn entzaubern!«

»Warum so bitter?«

»Weil ein Vater von seinem einzigen Kind gern etwas anderes hätte als Entzauberung.« Er sah sie wieder an. »Versuchen Sie Ihr Glück. Ihnen ist so viel gegeben.«

»Mir ist viel genommen, das wissen Sie.«

Er verstand die Abwehr und erhob sich.

»Wir wollen zu Hanna gehen.«

Auch Lisbet fühlte, wie leer die reichen Räume waren, durch die sie schritten. An Hannas Tür klopfte der Vater an. Sie sah in

ihrer Bibliothek, die nach dem Garten ging. Der Schreibtisch stand am Fenster. Das war offen, und die Sonne spielte um den Kopf des eleganten Mädchens, das sich über die Bücher neigte und erstaunt aufsaß, als der Vater mit Lisbet eintrat. Sie nahm die Brille ab und empfing sie herzlich. »Willkommen, Frau Herber-Precht!«

Und dann sprach Lisbet. Könnedes war gegangen.

Hanna nickte. »Ja, gern. Es wird mir vor kommen, als gebe ich Etwas Stunden. Als sei ich Doktor Faust und unterrichte auf einer Himmelstiefe.«

»Und darf ich zuweilen zuhören?«

»Wenn das Abo und das kleine Einmaleins Ihnen Spaß machen?« Sie lächelte flüchtig. Das stand ihrem scharfen Gesicht gut. »Wir schwärmen hier im Hause alle für Sie. Sie ahnen ja gar nicht, wie interessant sie dem Städtchen sind.«

»Aber ich gebe doch keinen Anlaß.«

»Eben deshalb. Jemand, der keinen Anlaß zum Gerebe gibt! Wissen Sie denn auch, daß ich eine Zuwiderwurzeln bin?«

»Das fürchte ich nicht. Ich habe Mut.«

In Hannas Augen, die ohne Brille ihren scharfen Glanz verloren, stand ein nachdenklicher Ausdruck, als sie Lisbet herausgeleitet hatte und in ihr Zimmer zurückkehrte. Ihr Blick glitt über die Bücherrücken an den Wänden. Auf den Gestellen standen die Büsten von Treitschke und Mommsen, in der Ecke eine gute Nachbildung des römischen Redners mit den schönen Falten in der Toga.

Hanna fühlte noch die lebensfrische warme Hand in ihrer kühlen. »Ich bin eben Fischblut. Ob es nicht gewagt von mir ist, in den Himmelsgarten zu gehen?« -- -- --

Es wurde ein arbeitsamer, schöner Sommer. Wenn es irgend ging, hielt man die Stunden draußen, unter dem Nußbaum. Da saß Hanna Könnedes ihren beiden Schülern gegenüber. Elmira arbeitete an ihrer Durchbrucharbeit auf einer Matte am Boden. Sie verlor kein Wort und lernte mit. Wie sie so den Faden durch den seidenweichen Batist schlang, lag etwas Parzenhaftes über ihr, etwas Eitiges, Ruhendes und Erhabenes, der Atem jener östlichen in sich selbst gegründeten Welt. Der Duft der Rosen zog durch den Himmelsgarten. Wenn Hanna Könnedes die Brille abnahm und die Bücher schloß, hatte Herbert immer noch einige Fragen. Sein junger Geist war gesammelt genug, um das, wogegen sich Widerspruch regte, für den Schluß aufzubewahren.

»Muß ich weiter von Jakob hören?«

»Willst du denn nichts von ihm hören, Herbert?«

»Nein,« sagte er entschieden. »Gott ist gut

zu ihm gewesen und hat ihm die Engel geschickt, daß er sehen durfte, wie sie auf der Leiter auf und ab stiegen, obgleich er seinen Bruder betrogen hatte. Walt war gestern abend noch hungrig. Da hat er den Rosinenkuchen aufgegessen, den Oda mir herübergebracht hat. Aber ich habe nicht daran gedacht, ihm zu sagen, er solle mir seine Erstgeburt dafür geben. Jakob ist ein schlechter Mensch, ich will nichts mehr von ihm hören.«

Hanna Könneke sah zu Lisbet hinüber, die vor einer Weile gekommen war und hinter den Kindern stand. »Du mußt von guten und von bösen Menschen hören; denn gute und böse wandeln auf Erden. Auch können wir Menschen oft nicht wissen, was vor Gott gut oder böse ist. Der Gott der Juden hat Jakob lieb gehabt, darum hat er ihn beschützt und in seine Heimat zurückgeführt. Wir Menschen wissen nicht immer das Beste.«

Herbert dachte nach. Oda hatte ihre Sachen schon zusammengelegt und war vom Stuhl heruntergesprungen. »So werde ich erst zu Ende hören. Ich weiß vom heiligen Franz, daß auch die schlimmsten Bösewichte sich bekehren können.«

»Darauf war ich vorbereitet,« sagte Lisbet, als sie mit Hanna Könneke nach dem Hause ging. »Ich habe seit acht Tagen unter Jakob zu leiden. Der Dunge hat diese Abneigung gegen den Vater Israels von mir geerbt.«

Aber nach dem Kampf mit Gott war Herberts Gerechtigkeitsgefühl befriedigt, und als die Zeit der Richter kam, Josua und der starke Simson, da nahm er die Erzählungen des Alten Testaments wie Märchen, und niemand hinderte ihn. Nur führte er jetzt im Gegensatz Hanna Könneke auch in seine Welt ein. Sie blieb nach den Stunden oft im Himmelgarten. Da lernte sie Franz von Alfisi kennen, wie dieses Kind den Heiligen sah.

»Ich bin auf meiner Bildungsreise in Alfisi gewesen, Herbert; aber nun sehe ich, daß ich in seiner Kirche blind gewesen bin.«

»Was ist eine Bildungsreise?«

»Etwas, was hier im Städtchen für heranwachsende junge Damen ebenso notwendig ist wie die Einsegnung. Man macht solch eine Reise mit einer möglichst gut empfohlenen Erziehlerin.«

»Wird Oda auch so reisen?«

»Wer im Himmelgarten groß wird, braucht diese Bildung nicht.« Es war ein Geständnis ihrer Zuneigung zu Lisbet. Es reute ihren Stolz, und sie erröthete.

Lisbet aber lächelte. Sie war gut Freund mit Hanna geworden in gegenseitigem Nehmen und Geben.

»Ich glaube, der heilige Franz war gar nicht gebildet,« sagte Herbert nachdenklich.

»Doch. Er war eines reichen Mannes Sohn.«

»Dann hat er all seine Bildung vergessen, als er zu Gott ging.«

»Lernst du denn so ungern, Herbert?«

»Nein. Ich muß ja rechnen können. Ich bin ja auch eines reichen Mannes Sohn, sagt Onkel Josias. Der kann rechnen. Wenn ich es nicht lerne, kann ich mein Geld einmal nicht richtig einteilen.«

»Wie willst du es denn teilen?«

»In drei gleiche Teile. Ein Teil für Mutter, eins für Walt und eins für die Armen.«

Walt war bei den letzten Worten herzugelommen. »Hör' auf, Kleiner. Hilf mir Mutter bitten, daß ich den Wolfshund bekomme, den der Oberförster mir abgeben will, bei dem wir Pfadfinder immer Quartier machen. Alle Jungen beneiden mich schon jetzt um ihn. Er wird den ganzen Himmelgarten bewachen und die Fabrik nebenbei. Er ist auf den Mann dressiert.«

»Und könnte das größte Unheil anrichten,« unterbrach Lisbet. »Denk' an unsre Arbeiter und ihre Kinder.«

»Er kommt ja gar nicht heraus, er würde doch hierbleiben. Herbert kann mit ihm die Geschichte vom Wolf von Gubbio spielen, Mutter, das ist ja sein Lieblingswunder des heiligen Franz. Du fürchtest dich doch nicht, Kleiner? Du wirst ja mit allem Viehzeug fertig. Gestern am Bienenstand steckte er den Finger in das Flugloch, und die Bienen krabbelten über ihn hinweg. Ich hatte gleich einen Stich weg. So stachelige Schwestern mag ich nicht.«

»Sprich mit Onkel Josias. Den Hund darfst du dir ohne seine Erlaubnis nicht anschaffen.«

An Onkel Josias wurde Walt nicht gern verwiesen. Allzu gut kam er nicht mit ihm aus. Der hüftelnde und händereibende Onkel mit den vorgebeugten Schultern und dem verbindlichen Lächeln in dem Junggesellengesicht war ein zu starker Gegensatz. Die Welt da unten, in der Frau Donner herrschte, war ganz für sich geblieben. Nur Lisbet fand den Weg zum Herzen ihres Bruders. Aber sie ging ihn nur selten, klopfte nur verstohlen einmal an seine Herzentür und ließ ihm seine Eigenart, deren Wurzel sie in der Überlieferung fand. Ging Josias durch den Garten, so blieb er wohl bei Herbert und Oda stehen und nidte zufrieden mit dem Kopf. Das waren Kinder nach seinem Herzen. Walt war ja wohl imstande, den ganzen Himmelgarten auf den Kopf zu stellen.

»Also ich darf den Hund haben, Onkel?«

»Wenn du die Verantwortung übernimmst! Er liegt natürlich an der Kette, wenn du nicht da bist. Geschieht ein Unglück, so wird er sofort totgeschossen.«

Walt beehrte auf. »Er ist ja dressiert. Geradese wie mancher Mensch,« entfuhr es ihm.

Der Onkel nahm die Brille ab und sah ihn

an. Seltsam, was er für klare graue Augen hatte. Sie erinnerten in der Farbe an die Augen seiner Mutter, nur fehlte der Untergrund tiefinnerlichen Erlebens, das Ausstrahlen einer reichen Seele. »Das Leben wird dich selber noch in Dressur nehmen, mein Junge. Warte es ab.«

Damit war Walt entlassen. Der Wolfshund, der auch den Namen Wolf trug, zog ein. Alles im Haus hielt sich in scheuer Entfernung. Nur Herbert ging sofort furchtlos auf ihn zu. In dem Kind war vielleicht weniger Mut als Vertrauen. Aber dieses Vertrauen zu allen Geschöpfen Gottes war so grenzenlos, daß es dem Selbstum zum Verwechseln ähnlich sah. Er legte seine Hand auf den Kopf des Hundes und sah ihn an. »Sei willkommen in Himmelgarten, Bruder Wolf,« sagte er herzlich. »Du hier niemand etwas zuleide, dann wird auch dir keiner gram sein. Futter sollst du reichlich haben.«

Walt lachte und hob den Bruder hoch. »O heiliger Franz!«

Aber Herbert wehrte sich. »Seh' mich gleich wieder zur Erde,« sagt er ernst. »Menschen sind kein Spielzeug.«

Damit war Wolf eingeführt und wurde Walt's unzertrennlicher Begleiter. Vielleicht bebauerte er es zuweilen, daß er seine Kühnheit nicht auf die Probe stellen konnte. Das mochte er draußen besorgen, denn von den Übungen der Pfadfinder kamen beide, Hund und Herr, oft so erschöpft zurück, daß man sie nebeneinander schlafend finden konnte wie nach gewonnenen Schlachten.

Eines Tags, als Oda und Herbert im Mühlenzimmer saßen und auf das Wasser lauschten, das fröhlich glucksend unter ihnen dahinschoß, hörten sie plötzlich gellendes Geschrei. Sie ließen zum Fenster und sahen die Mühlenfinder, die am Wasser Schiffe getrieben hatten, in Todesangst und wie gebannt um Wolf stehen, der seine Tagen einem größeren Knaben auf die Schultern gelegt hatte und ihm unverwandt in die Augen sah. Sein Rachen stand offen, die rote Zunge hing heraus, und die scharfen Zähne bligten.

Herbert überlegte keinen Augenblick, machte das Fenster auf und sprang hinaus. Er straukelte, raffte sich aber sofort auf und lief etwas hinkend der Brücke zu. »Wolf, Wolf!« schrie er. Und als das Tier, das auf den Befehl seines Herrn wartete, von dem Jungen nicht abließ, legte Herbert seine Hand in den Rachen des Hundes. »Sei ganz ruhig, Heine Jordan, und warte noch einen Augenblick. Er darf dir nichts tun, solange ich da bin.«

Walt stürzte in diesem Augenblick aus der offenen Gartenpforte und rief den Hund an. Der ließ seine Tagen von der Schulter des

Knaben sinken. Herbert nahm ruhig die Hand aus seinem Maul, die das Tier leckte.

»Hast du ihn gereizt?« fuhr Walt den Jungen an.

»Ich habe bloß einen Stein nach ihm geworfen,« stammelte der, vor Angst noch zitternd.

»Daß ihr nichts sagt, alle miteinander, das bitte ich mir aus. Wenn die Sache zu meines Onkels Ohren kommt, heße ich Wolf auf euch, das verspreche ich euch, und dann rufe ich ihn nicht zurück. Dann habt ihr es euch selbst zuzuschreiben, was geschieht.« Er ging mit dem Hunde davon und warf die Gartenpforte zu.

Herbert blieb inmitten der Kinder stehen. »Ich werde mit dir nach Hause gehen,« sagte er zu dem Jungen, der einen guten Kopf größer war als er selber. »Du mußt keine Furcht haben. Wenn man keine Furcht hat, ist alles leicht.« Er begleitete den Knaben. Auch Oda lief nebenher.

Jordan wohnten in einem der Arbeiterhäuser, die zur Klostermühle gehörten. Als sie eintraten, schälte die Mutter die Kartoffeln zum Abendessen an dem Bett ihres kranken Kindes. Der Karl lag nun schon ein ganzes Jahr an der Knöcheltuberkulose. Der Arzt hatte den Kopf geschüttelt. Trost aussprechen konnte er nicht. Das Kind durfte sich kaum rühren und litt furchtbare Schmerzen, wenn Eiterung herzutrat. Es war schlechte Luft in dem Stübchen.

»Was ist denn los?« fragte die Frau, um deren Mund ein bitterer Zug lag, »und was bringst du den Kleinen vom Himmelgarten mit? Hier ist kein Ort für die Kinder.«

Aber Herbert war gleich an Karls Bett getreten. »Ich habe ihn gebeten, Frau Jordan. Ich wollte so gern einmal Ihren Sohn besuchen.«

Er hatte erst vor ein paar Tagen von dem kranken Kind gehört. Frau Holzer hatte ein Körbchen mit frischem Himbeermost und weißem Brot in seiner Gegenwart zurechtgemacht. Er hatte gleich mitgehen wollen; aber die Großmutter hatte den Kopf geschüttelt. Das fehlte gerade noch, daß diese Kinder, die immer nur Leiden und Erlösen spielten, an die bittere Wirklichkeit des Lebens herantamen!

»Was war denn für ein Geschrei?« fragte die Frau über die Kinder hinweg, die stumm am Bett des Knaben standen.

»Der Wolf war da, und wir fürchteten uns,« sagte der große Junge.

»Ist schon was Rechtes für dich, Heine, noch mit den Kleinen zu spielen und im Bach Mühlen zu treiben, wenn ich Arbeit habe bis zum Hals hinauf. Könntest schon lange helfen, Wasser tragen und Holz haben, anstatt dich mit fremden Hunden abzugeben.«

»Der Wolf?« fragte der Kranke, »der große Hund, den der junge Herr hat?«





August von Brandis:

Die blaue Schale

Aus der Galerie Eduard Schulte in Berlin





»Ja,« sagte Herbert. »Ich werde ihn dir einmal hereinbringen, daß du ihn sehen kannst. Er ist so groß wie der Wolf von Gubbio.«

Der Knabe sah ihn verständnislos an.

»Soll ich dir von ihm erzählen?« fragte Herbert.

In den Augen des Knaben, die dunkel und traurig waren, stand deutlich der seelische Hunger. Und Herbert erzählte. Unwillkürlich hörte die Frau mit dem Kartoffelschäl auf. Er erzählte, wie der Wolf von Gubbio in Italien alle Wanderer angefallen, und wie niemand mehr gewagt hatte, aus der Stadt zu gehen, weil alle Leute sich fürchteten. Aber da war der heilige Franz gekommen und hatte sich dem Wolf entgegengestellt. »Bruder Wolf,« hatte er gesagt, »du richtest viel Schaden an in dieser Gegend und hast große Missetaten begangen, indem du unerlaubt Gottes Garten verwüdest und umtrittst. Darum bist du des Galgens schuldig als ein Dieb und schlimmer Mörder. Ich aber will, Bruder Wolf, Frieden machen zwischen diesen und dir.« Und er erzählte, wie der Wolf nach diesen Worten zu weheln begonnen und mit dem Kopfe genickt hatte, daß er auf den Vertrag eingehen wolle, den der heilige Franz ihm vorschrieb. Und er brachte ihn in die Stadt auf den Marktplatz, wo sich das Volk versammelte, und schloß den Pakt mit ihnen, daß sie ihm freiwillig so viel Futter geben sollten, wie er brauche, und der Wolf gab ihm seine Tage, daß er hinfürder keinem Menschen noch Tier ein Leid zufügen wolle, und lebte noch zwei Jahre bei ihnen und ging von Haus zu Haus in Frieden, weil er den Segen des heiligen Franz bekommen hatte.

Die Frau war aufgestanden und in die Küche gegangen, wo sie auf dem Herd hantierte. Die Kinder hatten sich nebeneinander auf ihren Stuhl gesetzt und sahen zu dem Kranken hin.

»Das war schön,« sagte der.

»Soll ich jeden Tag kommen und dir etwas erzählen? Bleibt die Gemeindegewesener nicht bei dir? Ich kenne sie. Sie ist gut.«

»Ja, aber sie hat viel zu tun. Sie bringt mir zuweilen ein Bildchen.« Er zeigte auf ein paar Christusbilder, die neben dem Bett lagen.

»Kannst du nicht Geschichten lesen?«

Der Knabe schüttelte den Kopf.

»So werden wir unsre Tafeln mitbringen, Oda und ich. Warte nur, es wird schon gehen.«

Als die Kinder hinausgingen, hatte seine wirklich Holz.

»Wir kommen morgen wieder,« sagte Herbert zu der Frau am Herd.

»Wird dir bald über werden,« war die Antwort. »Es will keiner gerne beim Karl blei-

ben. Der Herr Pfarrer kommt wohl einmal und der Herr Lehrer; aber das ist alles. Ihr habt's besser in Himmelgarten. Ich nehm's euch nicht übel, wenn ihr wegbleibt. Mitteil, das ist für den Augenblick.«

Aber sie kamen wirklich. Diesmal gab es freilich einen Kampf mit Mutter und Großmutter. Die Jordans waren ordentliche Leute. Die Frau war verbittert durch das Leiden des Kindes, obgleich Frau Holzer tat, was sie konnte. Aber Oda sollte nicht in der schlechten Luft sitzen; auch mochte die praktische Frau nicht die seelische Verweichlichung, die in dieser vollständigen Hingabe an das Kranke lag, und Lisbet gab ihr recht.

Als die Mutter dann aber selber hinging und die Kinder beobachtete, wie sie da zugleich Lehrer und Pfleger waren, wurde ihr Herz doch weich. »Richtige kleine Johanniter. Ich finde doch, wir haben kein Recht, einzugreifen, Großmutter. Ich habe mit der Gemeindegewesener gesprochen. Es kann noch manches für Desinfektion geschehen, wenn wir dafür sorgen. Ich habe nicht das Herz, sie fortzubringen. Haben Sie die Augen des Knaben gesehen, wie er an ihnen hing? Auch die Mutter ist nicht so schlimm, wie ich dachte. Es liegt eine zu schwere Last auf ihr, das ist es.«

So durften die Kinder ungestört ihr Liebeswerk ausüben. Die Zeit des Puppenspiels war für Oda rascher vorbei als sonst für Mädchen. An Herberts Hand trat sie in die Welt der Nächstenliebe und richtete sich an Karl Jordans Bett ein wie unter ihren kranken Puppen in der Mühlenstube. Der Ausbruch des Hungers und der Sehnsucht verschwand aus den Augen des Kranken. Auch körperlich kam eine bessere Zeit, denn die Wunden schlossen sich. Freilich mußte er aufs Streckbett. Er lernte mit glühendem Eifer. Selbst Hanna Könnede mußte ihn besuchen.

»Er ist nicht dumm,« sagte Frau Jordan stolz. »Er wollte Lehrer werden von klein auf. Er hat es gleich gesagt, als er das erstemal aus der Schule kam. Deht liegt er zwischen den Hölzern. Für andre gibt es Professoren.« Sie warf einen Blick auf Herbert. »Für uns müssen's die Kassenärzte tun. Dreizehn aufs Duzend, das ist noch ein Glück.«

»Warten Sie, Frau Jordan, ich komme mit Professor Schwarz her, wenn er das nächste mal bei uns ist. Er soll Karl untersuchen. Ich verspreche es Ihnen.«

»Meinetwegen ja, meinerwegen nein. Aber mein Mann darf es nicht wissen, daß ich geklagt habe. Der will so nichts annehmen von den Reichen.«

(Fortsetzung folgt.)

# Das Reich der Frau

LVII

## Die Ehe

Unter die Zeitlupe genommen von H. Wega

Es steht wohl fest: noch niemals war die Eheschließung so erschwert durch äußere Umstände — Wohnungsnot, Verteuerung der notwendigsten Gebrauchsartikel — wie gerade heute. Und noch in keiner Zeit wurde trotzdem so viel und so leichtfertig geheiratet wie in der heutigen. Mag sein, daß der unwürdige Rahmen — man heiratet zumeist nur »möbliert«, ohne eignes Heim, ohne eigne Möbel — auch die Ehe auf eine niedrigere Stufe herabbrückt und ein Gefühl des Gebundenseins nicht in dem Maße aufkommen läßt wie die Eheschließung alten Stils mit all ihren Formalitäten, Aufwendungen, ihren äußeren und inneren Erschütterungen. Es war immerhin eine Wichtigkeit, daß beide Teile ihr bisheriges Heim aufgaben, sich aus der bisherigen Umgebung — der Mann zumeist aus der Ungebundenheit seiner Junggesellenjahre, die Frau aus der Wohlbehütetheit des elterlichen Hauses — lösten, sich ein eignes Heim mit eignen Dingen nach eignem Geschmack gründeten und nach einer mehr oder weniger prunkvollen, aber in jedem Fall vor der Welt gefeierten Hochzeit zu einem neuen, gemeinsamen Leben zusammenfanden.

Heute ist das anders. Von einigen wenigen Fällen abgesehen, wo eigne Wohnung, Möbel, Wäsche und alles übrige wie früher geliefert werden kann, zieht »er« zu »ihr« oder »sie« zu »ihm« in das »möblierte Zimmer mit oder ohne Kochgelegenheit«, nachdem man sich ein paar eigne Sachen und etwas Wäsche mit Hilfe guter Beziehungen zusammengehamstert hat. Oder der eine Teil bleibt bei den Eltern, der Mutter, in der Wohnung, der andre »heiratet ein«. Die Hochzeit findet in größter Stille, da Essen unerschwinglich teuer sind, statt, oft nur standesamtlich, aus Sparsamkeits- und andern Gründen.

Auch der jungen Frau bietet sich nicht die Entfaltungsmöglichkeit wie früher. Sie bekommt unter diesen Verhältnissen weder von praktischer Wirtschaftsführung noch von Selbsteinteilung einen Begriff. Sie lebt in andrer Leute Sachen, kocht meist nicht einmal selber und übt in vielen Fällen ihren vorehelichen Beruf weiter aus.

Juristen werden mir bestätigen, daß heute, wo so viele Ehen trotz widrigen Umständen geschlossen werden, auch die Scheidungen sich in erschreckender Weise häufen. Ich sehe darin wieder einen Beweis dafür, daß der Durchschnittsmensch den festen Rahmen, den wir früher einer Ehe zu geben vermochten, braucht, damit ihm ihre Heiligkeit und Unantastbarkeit klar werde.

Ferner, daß der augenblickliche Zustand, der sich oft nur durch den standesamtlichen Akt von einem »freien Verhältnis« unterscheidet — denn auch das Kinderkriegen wird aus mehr oder weniger berechtigten Gründen vermieden —, den geheimsten Wünschen von Mann und Weib nicht entspricht, daß vielmehr das Ziel ihrer Sehnsucht das durch Gesetz und Kirche geheiligte Zusammenleben im eignen Heim mit der Möglichkeit, für Nachkommenschaft zu sorgen, sein und bleiben wird. Daran hat, wie mir scheint, keine Revolution etwas geändert, und alle Versprechungen von dem »Glück der freien Liebe« und dem »Recht auf das Ausleben seiner eignen Persönlichkeit«, Schlagworte, mit denen besonders den Frauen der Sinn verwirrt worden ist, haben den gesunden Selbsterhaltungstrieb, der zur Ehe drängt, nicht zerstören können. Schon aus praktischen Erwägungen heraus wird sie immer das erstrebenswerte Ziel der Menschheit bleiben.

Die Frage wäre allerdings, ob nicht auch Ehen idealer gestaltet werden könnten, wenn die äußeren Bedingungen erst wieder bessere sind als heute. Daran zweifle ich nicht. Wir haben uns bisher viel zu wenig mit der Frage der Eheverbesserung beschäftigt und viel zu viel damit: Was könnten wir an ihre Stelle setzen? Jetzt wäre es an der Zeit, der Lösung der ersten Frage näherzutreten.

Die »freie Liebe« lehne ich schon aus praktischen Erwägungen für den Durchschnitt ab, ganz besonders und nachdrücklich aber für die Frauen. Sie bietet keine Gewähr, daß das Menschengeschlecht dadurch glücklicher wird; hingegen scheint mir sicher, daß der ungleich schwächere Teil, worunter ich Frauen und Nachkommenschaft verstehe, noch mehr als durch die heutigen Verhältnisse zu leiden hätte. Nicht immer treffen zwei anständige Menschen mit gleich großem Verantwortungsgefühl aufeinander. Tun sie es aber, wird auch die Ehe nie zu einer unwürdigen Fessel für sie werden. Nicht immer lassen sich alle Zufälligkeiten des Lebens bei Beginn einer Ehe übersehen, nicht immer ist Schuld, was der Welt so erscheint. Aber der Ausbeutung des Schwachen legt die gesetzliche Eheschließung einen Niegel vor und eine Kette an den Fuß des Leichtfertigen. Zur »freien Liebe« gehören zwei freie, auch wirtschaftlich unabhängige Menschen. Sonst wird immer der eine Teil darunter leiden, und zwar mehr als unter der unwürdigsten Ehe. Denn hier steht wenigstens das Gesetz ihm als Schutz zur Seite.



Sollen wir die Ehe als solche verbessern, müssen wir des Übels Wurzel erfassen und fragen: Woran scheitert das Glück der Ehe in den meisten Fällen?

Daß Mann und Frau so wenig füreinander und für die Ehe erzogen werden! Mann und Frau, wohlverstanden. Es genügt nicht, daß man einseitig die Frauen hierzu heranbildet. Schon dem Knaben muß der Gedanke ins Herz gepflanzt werden, im Mädchen die gleichwertige, wenn auch andersgeartete Gefährtin zu sehen. Dem heranreifenden Jüngling bringe man Achtung vor der Jungfrau als vor der zukünftigen Gattin und Mutter bei. Wieviel gerade hierin selbst von erziehenden Müttern gefördert wird, beweisen die Resultate. Den jungen Menschen beiderlei Geschlechts gebe man vor der Ehe reichliche Gelegenheit, sich bei gesundem Sport, bei harmlosem Spiel und Tanz, sofern es sich nicht um dessen moderne Auswüchse handelt, kennenzulernen. Man lasse ihnen jede erdenkliche Freiheit und zerstöre ihre Harmlosigkeit nicht, ziehe jedoch nie seine schützende Hand ganz von ihnen ab. Vertrauen ist eine schöne Sache, aber man vergesse nicht, daß der Naturtrieb stärker sein kann als alle ererbten und anerzogenen Hemmungen, daß er sie niederreißt, wenn die Gelegenheit sich bietet. Und da wir nicht darauf hinarbeiten, Mann und Frau abgelebt, durch alle Schulen gegangen in die Ehe hineinzusteden, sondern glauben, daß zu einem wahren Eheglück zwei junge, frische, aufnahme- und wandlungsfähige Wesen verschiedenen Geschlechts gehören, so müssen wir sie vor diesen Gelegenheiten, möglichst ihnen selber unbewußt, behüten. Am besten aber bereiten wir sie auf das Zusammenleben und das gegenseitige Sichverstehen vor, indem wir ihnen die Augen öffnen über Dinge, die jeder wissen mußte, wissen möchte, und die doch aus falscher, ungesunder Schamhaftigkeit mit einem Schleier umgeben werden, der das Verhängnis so mancher Ehe wird. Gewähren wir dem jungen Mann einen Einblick in die Natur der Frau! Es wird ihn nicht abstoßen, nicht von ihr fortbrängen, im Gegenteil seine Liebe und Achtung nur erhöhen. Und lassen wir auch das junge Mädchen Einblick gewinnen in die Natur des Mannes! Manche Illusion wird dadurch zerstört werden, aber nicht zum Schaden des späteren Gemeinschaftslebens. Besser, unsere jungen Mädchen lernen die ganz anders geartete Natur des Mannes vor der Ehe kennen, als sie gehen später an Enttäuschungen zugrunde oder verbittern durch Nichtverstehenkönnen dem Mann und sich selber unnütz das Leben. Die Ehe ist, darüber dürfen wir uns keiner Illusion hingeben, eine Kette von Ausgleichen und Zugeständnissen, und ihrer Natur, ihrer Stellung im Haus, im öffentlichen und rechtlichen Leben

nach wird meist die Frau es sein, von der man das größte Entgegenkommen verlangt.

Das wären innere Verbesserungen, aber es fehlt in demselben Maße an äußeren. Von großer Wichtigkeit für das Glück einer Ehe scheint mir z. B. die Forderung eines Gesundheitsattestes. Hier gilt es, den Unwissenden vor einer Gefahr und die unschuldige Nachkommenschaft vor schweren Schäden zu schützen. Man wird mir entgegenhalten, daß wir durch die Forderung eines Gesundheitsattestes vor der Eheschließung nur diese, nicht aber die Verbreitung der Krankheiten verhüten, daß dann der kranke Teil in einem außerehelichen Verhältnis das suchen wird, was er braucht. Dieser Einwand erscheint mir von geringer Bedeutung. Das Gesetz würde in jedem Fall erziehlisch und abschreckend wirken, würde den Unreinen abhalten, schweres Unglück über den Reinen zu bringen, wie wir es heute so vielfach beklagen müssen. Vor allen Dingen aber bietet es demjenigen Teil, der voller Verantwortung in die Ehe hineingeht, Gelegenheit, sich über das, was ihm bevorsteht, aufzuklären.

Doch dürfen wir nicht beim Gesundheitsattest, das wohl meist den Mann schwerer als die Frau treffen wird, stehenbleiben. Glück und Unglück der Ehe hängt vielfach von den praktischen Vorkenntnissen des Mädchens ab. Ich will unter den heutigen schwierigen Verhältnissen von einem sogenannten »Frauenbienstjahr« absehen. Es wäre eine ungerechte Forderung in Anbetracht der geringen Ehemöglichkeiten. Aber ich stelle mich auf den Standpunkt, daß eine Prüfung des jungen Mädchens vor der Ehe gefordert werden könnte und mußte. Wie sie sich dann die erforderlichen Kenntnisse in Kochen, Haushalten, Buchführen, Nähen, Kinderpflege und erster Hilfe bei Unglücksfällen aneignet, ist ihre Sache. Jedenfalls würde es manches Mädchen, das ihre freie Zeit jetzt verändelt, dazu treiben, sie mit nützlichen Dingen auszufüllen, indem sie der Mutter zur Hand geht, Kurse in weiblichen Beschäftigungen belegt oder soziale Arbeit verrichtet. Der Gedanke, daß Forttrott gut, Kochen aber vorteilhafter ist, würde viele wieder zum Kochherd ziehen. Und für mich steht es fest, daß ein großer Teil aller Ehen an schlechter Wirtschaftsführung der Frau, ihrem mangelnden Verständnis für die Bedürfnisse von Mann und Kind, an ihrer Unkenntnis den geringsten Dingen des Lebens gegenüber scheitert. Eine Form für die Eheprüfung ließe sich unter Mitberatung praktisch erfahrener und geistig hochstehender Frauen, die es mit ihrem Geschlecht gut meinen, wohl finden.

Man könnte man mit einigem Recht einwenden, daß diese Vorschläge für eine Eheverbesserung den heutigen Verhältnissen wenig entsprechen, und daß wir uns lieber ihnen anpassen und

nicht vagen Zukunftsplänen nachjagen sollten. Als unverbesserlicher Optimist halte ich den augenblicklichen Zustand für einen Übergang und beklage ihn im Hinblick auf die Unrast und Zerkahrenheit, die er in unser Leben gebracht hat. Immerhin mag er einige Jahre dauern und hat daher ein Anrecht auf Berücksichtigung. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind heute so schwer, daß in den meisten Fällen, besonders da, wo der Mann nicht oder nicht voll arbeitsfähig aus dem Kriege heimgelehrt ist, die Frau beruflich tätig sein und daher ihren Haushalt so einfach wie möglich einrichten muß. Denn Familienangehörige, die für die fehlende Hausfrau und Mutter einspringen, sind jetzt eine Seltenheit, da jeder mit sich zu tun hat und bezahlte Kräfte teuer und unzuverlässig sind. Für berufstätige Frauen käme hauptsächlich das Wohnen in Einfamilienhäusern in Frage, und es wäre wohl zu wünschen, daß im Interesse jener vielfach geplagten Wesen mehr Häuser als bisher dieser Einrichtung böten, und daß praktisch erfahrene *Nurhausfrauen* sich recht zahlreich in den Dienst der Sache stellten. Auch den Kindern berufstätiger Frauen müßte mehr als bisher Gelegenheit geboten werden, sich gemeinsam zu beschäftigen und sich unter Leitung in geschützten Räumen aufzuhalten. So wären die Einfamilienhäuser großen oder kleinen Stils ein Not-

behelf, aber jedenfalls besser als der heutige Zustand, wo jeder der Familienangehörigen sich getrennt durchs Leben schlägt, niemand ein Heim hat, die Kinder in Krippen, Horden, Internaten, in andern Familien aufwachsen und Mann und Frau ihr Zusammenleben g *o*stenteils auf die Nächte beschränken. Ein »Ideal« kann ich hierin nicht erblicken, und wo die bittere Notwendigkeit nicht dahintersteht, sollte auch heute noch die Frau als Hüterin und Erhalterin eines *H e i m s* für Mann und Kind ihr schönstes Lebensziel sehen. Es ist seltsam, daß Berufstätigkeit der Ehefrau meist von unverheirateten Mädchen oder von solchen Frauen gefordert wird, denen jemand die volle Wirtschaftslast von den Schultern nahm, damit sie ungestört ihrem Beruf nachgehen können. Die vielen, vielen andern, die Krieg und Verarmung dazu zwingt, ihren Haushalt, die Sorge für Mann und Kind aufzugeben, um draußen ihr Brot zu verdienen, werden es mir bestätigen, daß sie sich aufreiben im täglichen Zwiespalt mit ihren doppelten Pflichten, und daß sie nur *e i n e* Sehnsucht kennen: sich nicht mehr zersplittern zu müssen! Die *E h e* als *B e r u f* — das wäre ein Kapitel für sich. Wenige haben es wohl begriffen, daß sie es sein sollte und, so aufgefahst, dem Manne wie der Frau reinstes Glück bringen und auch den Kindern nur zum Segen gereichen könnte.

## Ehe

Stille bau'n aus Blut und Geist  
Wir das Haus der Ehe.  
Weil es in den Himmel weist,  
Steht's auf Erdenwehe.

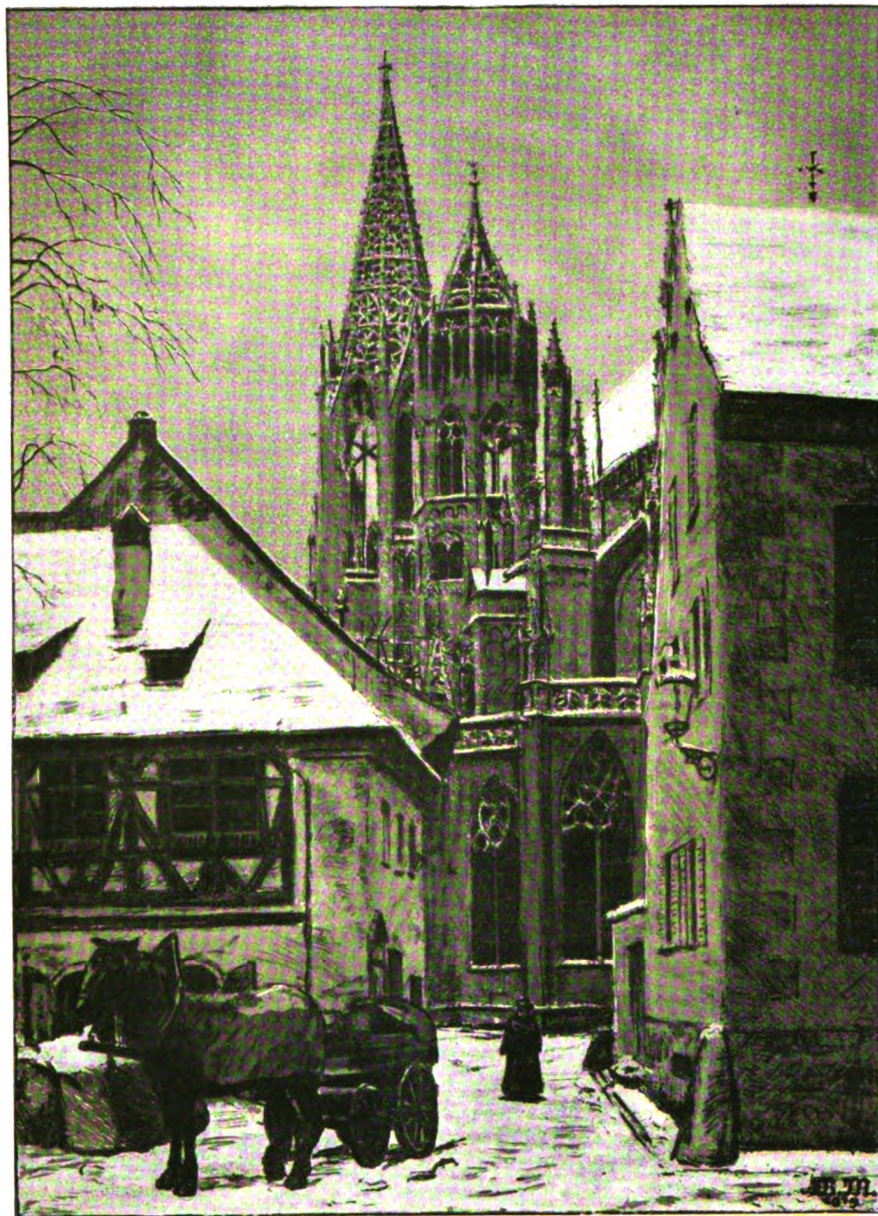
Sonne grüßt und Wetterstrahl,  
Segnen Sternennächte.  
Fromm im Garten manch ein Mal,  
Daß man still gedächte.

Jedes Wort und Schweigenschaft  
Mit am heil'gen Werke,  
Jedes Lächeln gibt uns Kraft,  
Jeder Blick uns Stärke.

Also heimlich-sichtbarlich  
Wächst es aus dem Grunde.  
Und wie's steht, so öffnet's sich  
Froh in alle Runde.

Wer da gutes Willens ist,  
Heiter sei geladen:  
Tat und Spiel und Freundeszwist  
In des Himmels Gnaden.

Hans Böhm



Walther Meier-Bitsch:

Am Freiburger Münster

Verlag von Hans Schoof in Freiburg i. B.







Johannes Thiel:

Bild auf Freiburg

## Freiburg im Breisgau

Von Max Wittrich

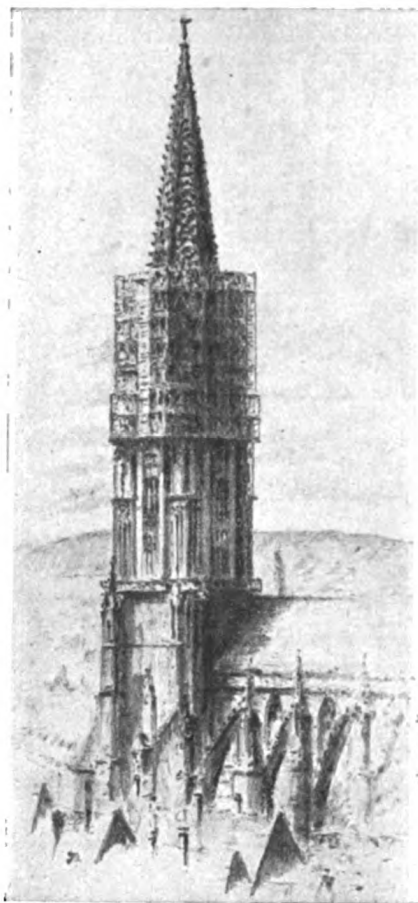
Mit zehn Textbildern nach Radierungen von Johannes Thiel (Verlag von Hans Schoof in Freiburg i. Br.)  
und zehn Textbildern von Bruno Schley

**D**em alten Köln lebt am Rhein, wo er sich nach seiner Schweizerfahrt in deutsches Land ergießt, seit 800 Jahren eine liebliche Verwandte: die Hauptstadt des Breisgaus, Freiburg. Der Glanz des gewaltigen deutschen Stroms ist freilich im Oberlauf, zu dem die Freiburger Münsterpyramide hinüberblickt, nicht berauschend wie dort, wo der truhige Dom vielgestaltiges, buntes, fröhliches Leben auf dem Rhein grüßt; allein Schwarzwald, Oberrheinebene, Kaiserstuhl und die zu Zeiten malerischen Sonnenuntergangs besonders berückenden blauen Fernen des Wasgenwalbes sind der kostbare Kranz einer Stadt, in der sich rheinische Leichtfüßigkeit mit der dem alemannischen Blut selbstverständlichen zähen Beständigkeit des Kopfes verbunden hat.

Suchen wir das Gestrüpp der Geschichte durch einige Blicke zu teilen:

Der Abkömmling eines Breisgauer Grafengeschlechts, Berthold II., tritt im Kampf gegen den Kaiser hervor, wird, nachdem er kurz vorher bedeutende Besitzungen in der Schweiz und in Burgund geerbt hat, 1092 Gegenherzog in Schwaben, versöhnt sich später mit Heinrich IV., verzichtet auf das Herzogtum, fügt seinem Namen den der Lebensburg Zähringen an, sieht

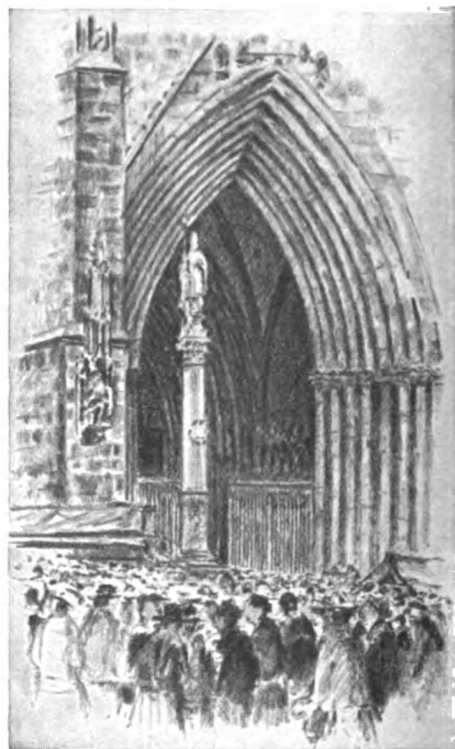
seinen Bruder Berthold III. oft auf Kriegspfeilen für Kaiser Heinrich V. Und dieser Kriegsmann gerät in die Hand des Feindes, wird nach Köln gebracht. Unternehmungslustig wie er ist, gehen ihm weniger die Sünden des Gefangenen auf, als vielmehr Reiz und Vorteile des blühenden Lebens einer gesunden deutschen Stadt in verheißungsvoller Umgebung. Der Segen geschäftlichen Fleißes, künstlerischer Betätigung, weltumfassenden Handels wird ihm klar, dazu der Vorteil, eine derartige Stadt zu besitzen. Gesättigt mit solchen Eindrücken, kehrt er heim zum stillen Oberrhein, zum verstehenden Bruder, und der wird der unablässig fördernde Schöpfer Freiburgs, der Stadt, die Strahlen ausschießt nach seinem mannigfachen Besitz, zugleich den Handel anzieht des Vorlandes, Sitz einer mit Fleiß herbeigerufenen regamen Kaufmannschaft und einer aus hörigen Handwerkern und unfreien Bauern zu Freien und Bürgern aufsteigenden Einwohnerschaft wird und so die Macht der Herzöge vermehrt. Ein Erfolg, der wohl anregt zu weiteren Gründungen der Zähringer, so Freiburg in der Schweiz und Bern. Einem späteren Zähringer, Berthold V., wird durch deutsche Fürsten sogar — vergeblich — die Königskrone angeboten. Als er 1218 stirbt, eine Linie des Geschlechts



erlischt, zeigen sich Zeichen des Zerfalls zähringischen Besitzes. Doch die Breisgaustadt ist bereits zum Hort der Beständigkeit geworden, hat sich Festungswehr, Tore und Türme zugelegt, seit sie, im Jahre 1120, Herzog Konrad als Markt unterhalb der Burg gegründet hat »durch eine beschworene Einigung von Kaufleuten, welche aus weiter Umgebung hierher zusammen beschickt worden«. Das Geschäft der Kaufleute gewinnt gleichlich Rückhalt am Segen des Breisgauer Bergbaues, wie der Schwarzwald frühzeitig und bis zu Ende des 16. Jahrhunderts viele Bergleute in den Tiefen sah und wiederum in neuester Zeit, bei Freiburg, in Rappel, Badenweiler usw., Erze hergibt. Weinhandel, Safranbau, Kunstgewerbe und Handwerk blühen; Gold- und Silberschmiede gewinnen Ruf; Edelsteine werden geschliffen, verarbeitet, gehandelt, wie man noch heute im nahen Städtchen Waldbach die Granatschleiferei kennt. Das Handwerk schließt sich zusammen zu mächtigen Zünften, wie sich der Kauf-

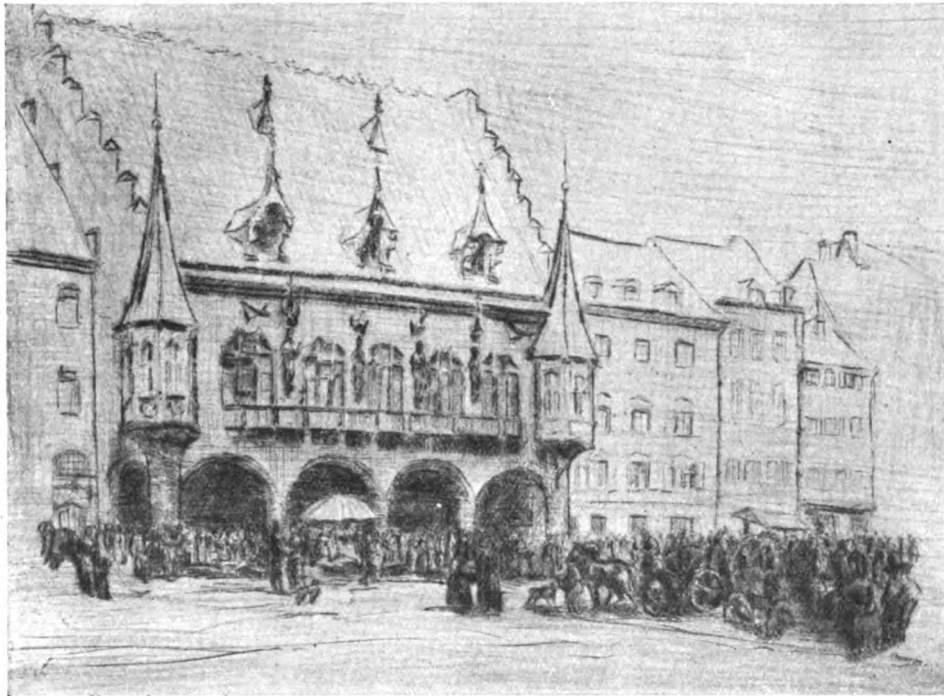
mannsstand schon im 12. und 13. Jahrhundert in Ritterburgen der Gegend festsetzen kann, den Grund zu vielen Freiburger Adelsgeschlechtern legt. Die Zähringer erleben im Jahrhundert ihres Regiments zwar Kreuzzüge, Belagerung durch Barbarossa und seinen Sieg über die Schloßburg; doch der Wohlstand ist groß genug, den um 1200 begonnenen Bau der Hauptkirche an den beiden Verlehrsadern der Stadt zu fördern. Die zuerst bescheidenen Absichten erweitern sich, man denkt an ein Münster. Die den Zähringern durch Verwandtschaft folgenden schwäbischen Grafen von Urach bringen entscheidende Opfer, die Bürger freuen sich des Schmucks ihrer jungen Stadt, schenken z. B. das beste Kleidungsstück jedes Gestorbenen der Kirche; Zünfte und Adelsgeschlechter stiften Geld und Kunstwerke. Jahrhunderte entfliehen trotzdem, bis, im Mittelalter, das Werk vollendet ist, dessen Stilarten an die lange Bauzeit erinnern, vom romanischen Bau zur Gotik gelangen, doch im bezwingenden Gesamteindruck zu einer der edelsten Zierden deutschen Landes verschmelzen.

Während der Geburt des Münsters bleibt das der Schweiz vorgelagerte Gebiet ein rechter Wetterwinkel weltgeschichtlicher Ereignisse. Einige Jahrzehnte nach dem Tode des letzten



Bruno Schler: Münsterportal





Johannes Thiel:

Kaufhaus

Jähringers wächst die Stadt über den wehrhaften Mauergürtel hinaus, gliedert sie sich Vorstädte an, wiederum Kriegsgewittern preisgegeben. Die Uracher Grafen ziehen gegen Habsburg aus. Die Stadt wird belagert, der Kaiser erscheint, versöhnt sich mit den Bürgern, steht ihnen gegen den Uracher Egeno bei, der Freiburg derart empört, daß die Zünfte, militärisch organisiert, 1299 eins seiner Schlösser zerstören. Als sich Egenos Schwager, Bischof von Straßburg, mit andern Mächtigen in den Streit mischen will, wird er in Kämpfen beim nahen Dorf Bezenhausen durch einen Freiburger Mehger erschlagen. Wiederum nach blutigen Auseinandersetzungen kündigen die Bürger dem letzten Uracher den Gehorsam. Sie stellen sich unter den Schutz der Herzöge von Österreich, müssen sich bald für die neue Herrschaft an Kriegszügen beteiligen. Der erste der österreichischen Herzöge fällt in der bekannten Schlacht von Sempach, reißt manchen Freiburger mit in den Tod, deren einer, Ritter Martin Malterer, noch die Leiche des Herrn schützt — eine Szene, die festgehalten wird von einer Gruppe auf der Dreisambrücke am Schwabentor. An einen andern österreichischen Erzherzog erinnert der Albrechtsbrunnen auf der Kaiserstraße: Albrecht ist der Vater der Freiburger Universität. Der letzte österreichische Erzherzog verpfändet Länder und Städte an Karl den Kühnen, und als er ein zweites Mal

an so trübes Geschäft denkt, befreit ihn Erzherzog Maximilian, der spätere Kaiser Maximilian I., von Schulden, übernimmt die Landschaft, um sie mit anderm Besitz zusammenzuschließen unter vorderösterreichischer Regierung, die ihren Sitz im Elsaß, nach dem Dreißigjährigen Krieg in Freiburg nimmt und Freiburg folchergestalt als Hauptstadt des Breisgaues zu hoher Blüte bringt, wogegen die also Geehrte freilich wiederum in allerlei Kämpfe verstrickt wird, die Maximilian gegen Italien, Frankreich, Venedig ausficht — ein Fürst, der seinen Dant bezeugt durch Verleihung von Freiheiten, durch Besuche der Stadt, durch die Verlegung des Reichstags nach Freiburg im Jahre 1498, durch ein steinernes Denkmal: er läßt sich einen in spätgotischem Stil gehaltenen Ruhesitz für Tage des Alters bauen, den er freilich nicht mehr zu beziehen vermag, der aber ein Schmuck Freiburgs geblieben ist und jetzt in sein rotgoldenes Gewand die städtische Sparkasse hat schlüpfen lassen. Die in die österreichische Zeit fallende Kirchenspaltung mit mancherlei Folgen, so die Aibernahme Freiburgs zu des Reiches Händen durch den Nürnberger Burggrafen Friedrich von Zollern (bis 1427), die Aufstände des Bundschuhes infolge wirtschaftlicher Nöte sollen nur erwähnt sein.

Wenden wir uns gleich zur letzten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges. Das oft belagerte Freiburg wechselt die Herrschaft fünfmal, wird



Johannes Thiel: Markt am Rathaus

elend. Endlich, in großer Schlacht, erringt Mercy 1644 für einige Zeit entscheidenden Sieg über schwedische Besatzung und französische Hilfstruppen unter Turenne und dem Herzog von Enghein. Drei Jahrzehnte später wird das nur noch lüdenhaft besetzte Freiburg unvermutet durch eine französische Armee überfallen und kommt durch den Friedensschluß von Nimwegen an Frankreich, das, während sich die vorderösterreichische Regierung nach Waldshut, die Hochschule nach Konstanz flüchtet, von Vauban zur Festung ersten



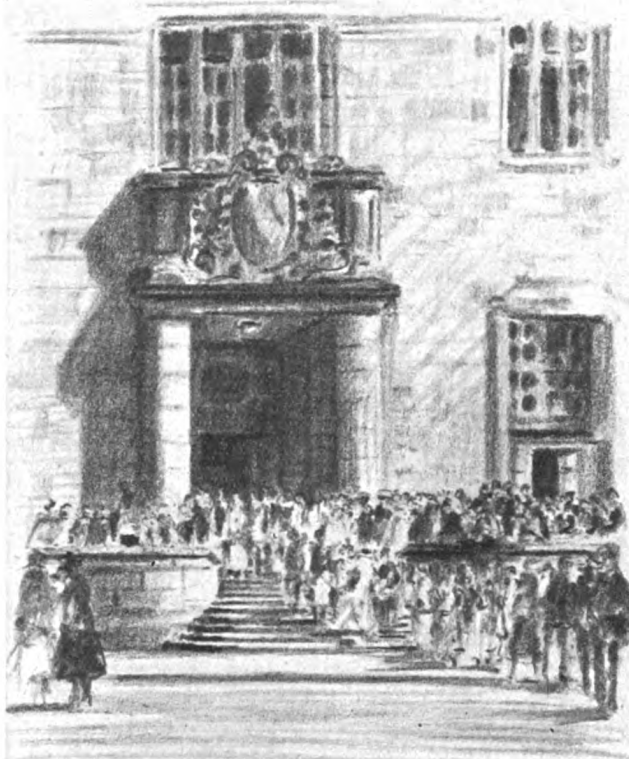
Johannes Thiel:

Rathausbogen

Ranges ausgebaut wird, damit die Stadt als »Vorplatz für Frankreich auf die Dauer behauptet werde. Vorstädte mit Kirchen und Klöster fallen, der Schloßberg erhält Forts, die Stadt Bastien; Ludwig XIV. und Gemahlin besichtigen die Errungenschaften. Doch 1697 wird Freiburg wieder österreichisch. Zwanzig Jahre danach, im Spanischen Erbfolgekrieg, widerstehen wenige tausend Mann unter Freiherrn von Harrsch monatelang — in der Stadt und zuletzt auf dem Schloßberg — den 150 000 Belagerern, denen 20 000 elsässische Bauern als

Erdbarbeiter beigegeben sind. 200 Grenadiere opfern sich für Freiburg am Tag des Generalsturms. Nur durch den Mut des Stadtschreibers Dr. Mayer, der im Kugelregen die weiße Fahne aufpflanzt und Verhandlungen ermöglicht, wird die Stadt vor Plünderung bewahrt, wofür der Kaiser den Dr. Mayer zum Freiherrn von Hahnenberg macht. v. Hartsch wird Reichsgraf. Im Tagebuch übt dieser Kritik an manchem Zeitgenossen; so meint er, »die Leut von der Feder pflegten gleichwie allezeit in Militarisch kindische Gedanken zu haben«.

Ein Jahr später, nach dem Frieden von Rastatt, nimmt Österreich die schwergeprüfte Stadt zurück. Aber dann — merkwürdige Zickzackwege der Geschichte! — stürzt sich als Verbündeter Preußens der Nachfolger des Ludwig, der sich eine französische Zwingburg Freiburg gewünscht hat, im bayerisch-österreichischen Erbfolgekrieg auf diese selbe Feste und läßt, als die schwach verteidigte Stadt



Bruno Schley:

Universitätsportal

gefallen ist, alle Werke sprengen. Noch einmal wird die Stadt von Franzosen besetzt, im Revolutionskrieg.

In der alemannischen Freiburger Mundart haben sich bis heute Erinnerungen an Franzosen- und französelnde Zeit erhalten, wenngleich die Broden mehr und mehr zermürben. Aber zur Feuersbrunst eilt mitunter noch ein Bumbse; weil's pressiert. Und nachdem die Gefahr gebannt ist, reinigt er sich vielleicht im Wafsch-Lasohr.

Um die Jahreswende 1813/14 sieht Freiburg in seinen Mauern Vorbereitungen zur weltgeschichtlichen Auseinandersetzung mit Frankreich: die Kaiser von Österreich und Rußland

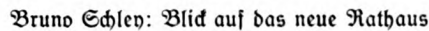
weilen hier, mit dem König von Preußen und dem badischen Herrscher verbündet zum Werk der Befreiung Deutschlands. Ein Freiburger, Gründer des später weltbekannt gewordenen katholischen Verlagshauses, Bartholomäus Herder, wird Feldbuchdrucker.

1806, im Preßburger Frieden, fällt Freiburg dauernd Baden zu, nachdem es jahrhundertlang für die verschiedensten Herren gekämpft und gelitten hat, ohne für solche Aufopferung stets gleiche Hingabe und Beistand zu finden. —

Ja, die engen Gäßchen, über die sich Nachbarn die Hand reichen können, nebst den geschäftigen beiden Hauptstraßen könnten endlos erzählen von verwehelter Lust und schwerem Leid; mancher stille Platz steht wie in Sinnen über so viel Erleben. Ober- und Unterlinden haben zwar recht laute Stunden, doch ihre bauliche Ausgestaltung wirkt weiter jammelnd, beruhigend. In Oberlinden soll schon vor Gründung der Stadt

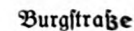
eine Linde als Grenzbaum gestanden haben. Der Platz ist dem vor einigen Jahrzehnten, ähnlich dem Martinstor an der Kaiserstraße, etwas hochfahrend ausgebauten Schwabentor vorgelagert. Oberlinden ist jahrhundertlang eine beliebte Versamlungs- und Tanzstätte. Hier wohnt viele Jahre der kindlich gütige Dichter Johann Georg Jacobi, der erste protestantische Professor der Freiburger Hochschule, und schaut mit der Frau Professor, dem ehemaligen Hirtenmädchen von St. Peter, den Frühlingsfesten zu. An dem im Schwarzwald fortlebenden Hammeltanz vergnügen sich beide wie am Küfertanz, dem Jacobi im poetischen Taschenbuch »Tris« ein Gedicht widmet, und zu dessen Ver-

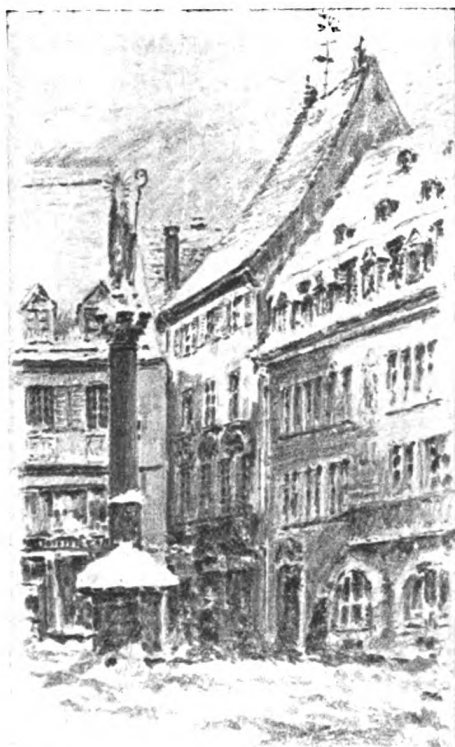




Selbst der Münsterplatz mit seinem himmelanstrebenden Mittelpunkt und dem gebiegenten Rahmen, ein einziges Denkmal der Vergangenheit, einst Friedhof und zugleich, zwischen Friedhofsmauer und Häusergürtel, Schauplatz lebhaften Markttreibens, ist heut zumeist freundliches Märchenreich. Fast lauter enge Gäßchen führen ihm Besuch zu. Verschaulicht er atmet er um so mehr, als sich mannigfache geschichtlich merkwürdige Zeugen verfloßener Tage um das Münster reihen neben der Garde mindestens altehrwürdiger Wohnhäuser, dem einfachen erzbischöflichen Palais und der früheren Münsterbauhütte, mit ihrem Lagerwinkel für gewaltige Münsterbausteine im Bild echt festgehalten ist von Meier-Bitsch. Der Fremde kann lange am weißgedeckten Tisch vor Gasthaus oder Weinstübchen am Straßenbächlein träumen, sein Viertelc Neuen oder Alten zu Rierle, Leberle oder Schwarzwaldforellen trinken, ohne Schritte wahrzunehmen. Sogar eine wandernde Kunstarena kann er mitunter noch antreffen zwischen Münster und Kornhaus. Ehe-

Münster, Münsterturm — oft gepriesen und besungen, unerschöpflicher Born von Friede und Andacht, Anregung und Staunen geblieben, obwohl sich die Baumeister im Lauf der Jahrhunderte nicht an Gedanken und Stilrichtung des Vorgängers klammerten, sondern dem Erbe Denkmale eigener Tage anfügten. Der romanische Theil kommt um den Abschluß; die Gotik steigt sieghaft auf. Wer um das Münster wandert, gar über seine Dachgalerien schreitet, nimmt bald wahr, wie verschieden sich die Bau-





Bruno Schlegel:

Bankhaus Krebs

geschichte eines halben Jahrtausends an dem Werk steinern verkörpert, so auch in der ausgiebig vorhandenen Plastik, historischen Gestalten, Aposteln, Heiligen, Engeln neben drastischsten Darstellungen menschlichen Lebens und Irrtums. Die künstlerische Ausgestaltung des Baues verschmäht nicht Sprünge, läßt Vergonnenes liegen, wendet sich Neuem zu. Auch die Beschickungen Freiburgs werden eingegriffen haben. 1744, so berichtet die Chronik, fielen beim französischen Bombardement da und dort die schönsten Zieraten, Figuren und Steine von Kirche und Turm. So deutlich sich am Münster die Unterschiede im Ergebnis von Kraft und Wagemut, Unvermögen und Taten, auch die Einflüsse des Wetters trotz unausgesetzter Erneuerungsarbeit, offenbaren — umfaßt der Blick das Gesamtbild, so zeigt sich die Gewalt der Einheit, wird offenbar, wie hemmungslos sich bleibende Schöpfungen der Romantik und der zuerst unbeholfenen, im Turm und an benachbarten Langhausjochen zu letzter Vollkommenheit geförderten Gotik verbinden. Die natürliche Entwicklung der Bauformen führt zur Harmonie zurück; erst willkürliche, erst Moderationen besleiden solche Schönheit.

Von der einzig kühnen und leichten Pyramide des 115 Meter hohen Turms fällt jetzt, nach

Jahren, ein Baugerüst. Sie, die sich recht nach Dichters Wort »aufschwingt zum Sternentreise«, wie aus erlesensten Spitzen gewoben, alle steinerne Schwere vergessen läßt, feingliedrig in Wolken steigt, mit dem blauen Himmel samt Sonne, Mond und Sternen spielt, wird als nie verklingendes volkstümliches Heimatlied, meisterlichster Wurf eines dichtenden Architekten, die Liebe der Schönheitswanderer bleiben. Der über das Münster ausgestreute Reichtum an Funken und Flammen der Kunst gipfelt in der weithin leuchtenden Fadel des Turmes, der auch Anselm Feuerbach in seinem Vermächtnis gedenkt. Dem Besucher des Turms tritt in der Vorhalle ein figurenreiches Werk der Plastik entgegen, nicht gleichmäßig vollendet zwar, doch durch Kühnheit verbindender Gedanken, künstlerische Reife der Menschenbarstellung von unvergänglichem Reiz. Das Reich Gottes auf Erden, eine Reihe biblischer und anderer Gestalten haben nicht viel gleichwertige plastische Charakteristiken aufzuweisen.

Im Inneren des Gotteshauses mit seinen Epitaphien, Kapellen, prächtigen Altären, Zeugnissen der Spätgotik und der Renaissance, fesseln neben Bildhauerarbeiten insonderheit die Gemälde Hans Holbeins d. J. und, am Hochaltar, Hans Baldungs, auf den zugleich einzelne der Kirchenfenster zurückzuführen sind, vollendete Beispiele abgeklärter Kunst.

Zu den bemerkenswertesten Gebäuden am Münsterplatz zählen das schmucklose Korn- und das reichere Kaufhaus, ein leuchtendes Denk-



Johannes Thiel:

Merianstraße



Johannes Thiel:

Kaiserstraße

mal der Spätgotik mit Tönen der Renaissance, zu dessen äußerem Schmuck die Standbilder des Kaisers Maximilian und seiner Nachfolger gehören. Der Bau, ehemals Lagerraum und Heim städtischen Güterverkehrs, hat im oberen Saal geschichtlich bedeutenden Festlichkeiten, später auch feuchtfröhlichen Studentenkommissen gebietet. In stillen Nächten konnte unser Geschlecht noch Gast des Gaugrafen und der Gaubrüder des der Geschichtsforschung beflissenen Vereins Schauinsland in einem lauschigen Stübchen des Hauses sein und nach vollbrachter Sitzung Heimatlieder mitsingen, in deren Klang sich oft die wie aus Vorzeit herüberdröhnende Mitternachtsklänge des Münsters mischte. Neuerdings sitzen die Schauinsländer gern in der Wolfshöhle, einer soliden Gasterei in traulichem Winkel Freiburgs, in den unser Bild der Burgstraße blicken läßt und der vordem insgesamt als Wolfshöhle bezeichnet wurde — wie die Sage meint, nach einem nahen wölfischen Heim.

Andre Geister als im Kaufhaus waren und sind im Kornhaus daheim. In seinen Hallen wurden Getreide und Mehl gehandelt, von 1517 an verkauften die Metzger hier ihre Ware; jetzt findet die Hausfrau Früchte des

Feldes. Der weite Saal darüber, in dem man anlässlich des Reichstags Kaiser Maximilians und später zum Tanz aufspielte, nahm auch Seiltänzer und Springer, von 1770 an Berufsschauspieler auf. Seit Jahrzehnten beraten darin die Stadtverordneten. Neben diesem zeitweiligen Komödienhaus bestand eine ältere Bühne, die der Jesuiten, die wiederum die Schauspielkünste der Zünfte auf dem Münsterplatz und »vagierende Komödianten« abgelöst hatte. Einem Freiburger »solennen Spektakel« hat Erzherzogin Maria Antoinette auf der Reise nach Frankreich beigewohnt. Zu Ehren des Besuchs mußte die Gesellschaft Korn aufs Seil steigen, Mannheim mußte Theatergewänder schicken, die Kurpfalz ein Ballett, und, ganz unerhört: acht goldene Armleuchter mit Wachskerzen gaben einen prächtigen Schimmer und schenken ihn dem Lustspiel »Jagdlust Heinrichs IV.« Vorher aber hatte sich in den Straßen ein Trauerspiel vollzogen: um Freiburg festlich zu puzen, hatte man die Häuser weiß angepinselt, die bunten Wahrzeichen, nach denen die Häuser genannt wurden, übertüncht. Zur Erinnerung an die Kaiserin hieß die Salzstraße vorübergehend Dauphinestraße, wie ein Besuch Kaiser Josephs II. (1777) der ehemali-



gen Großen Gasse den ihr verbliebenen Namen Kaiserstraße eintrug. An die Salzstraße grenzt das Palais des früheren Großherzogs von Baden, ein Werk des Baumeisters d'Inard, der die berühmte Klosterkirche in St. Blasien schuf, und dem kühl berührenden Bau gegenüber das ehemalige Heim des Komturs des Deutschen Ritterordens. Und dann überrascht da auch eine Ruine, hinter deren schadhaftem Gemäuer und zerbrochenen Fenstern das Grauen haust: das alte Theater, vorher ein halbes Jahrtausend Kloster der Augustiner und Franziskaner, bis (1823) die Kirche zum Bühnenhaus umgebaut wurde, das vor Errichtung des jetzigen großen städtischen Musenheims (1910) gute Dienste leistete. Da ist der zwölfjährige Albert Vorhing in Kinderrollen aufgetreten; Sophie Schröder hat den Freiburgern die erste Medea geschenkt; Franz Wallner, Leiter der Bühne, hat den »Compositeur« Richard Wagner mit dem »Tannhäuser« eingeführt (1853). Und Franz Nissel erzählt in seinen Erinnerungen aus dem Leben, wie er (1861) über alte Leichensteine diesen Tempel Thaliens betreten, Requisiten in ehemaliger Gruft, links von der Bühne frühere Mönchszellen bewundert habe. »Und gerade in der Damengarderobe, an jener Stelle, wo Täfelchen mit Namen die Plätze der Opersoubrette und der muntern



Bruno Ehlen:

Unterlinden

Liebhäberin bezeichnen, soll Berthold Schwarz das Pulver erfunden haben ... Die Sache ist so pilant, um nicht zu wünschen, daß sie begründet wäre,« so schließt Nissel nicht ohne Grund. Jedoch muß das Theater auf diese Pikanterie verzichten. Denn noch ein zweiter Freiburger Raum gilt als Bertholds Pulverföche, und dazu steht die Lebensgeschichte des Franziskanermönchs Ankliger, der im Kloster ein »Bertholdus« wurde, nicht genau fest. 1853 hat man ihm auf dem Franziskanerplatz ein Denkmal gesetzt, das als Jahr der Erfindung 1354 verzeichnet. Hansjakob meint, der schwarze Berthold habe die treibenden Kräfte zwar nicht durchaus neuer, sondern wiederentbedter Pulvermischungen zuerst erfahren und für Geschöze ausgenüßt. Die Freiburger schossen schon 1366 die untere Burg zusammen. Fester als Schießpulvers Beziehungen zur Soubrette hängen mit der Geschichte des alten Freiburger Theaters andre, nicht minder freundliche, unser Schmunzeln weckende Aberlieferungen zusammen: Als der Schauspieler Mayerhofer vom Kaiserlichen Theater an der Wien den Freiburgern einen Leoparden im Spektakelstück »Der Leopard und der Hund« zeigt, erklärt ein Kritiker, die Wiener Größe habe »alles, was menschlicher Weise möglich war, aufgeboden, sich wirklich als Leoparden geltend zu machen, wenn auch leider die hohe Stellung der Hinterfüße, dem Bau des Leoparden zuwider, nicht vermieden werden konnte.« Der »Compositeur« Richard Wagner will auf



Bruno Ehlen:

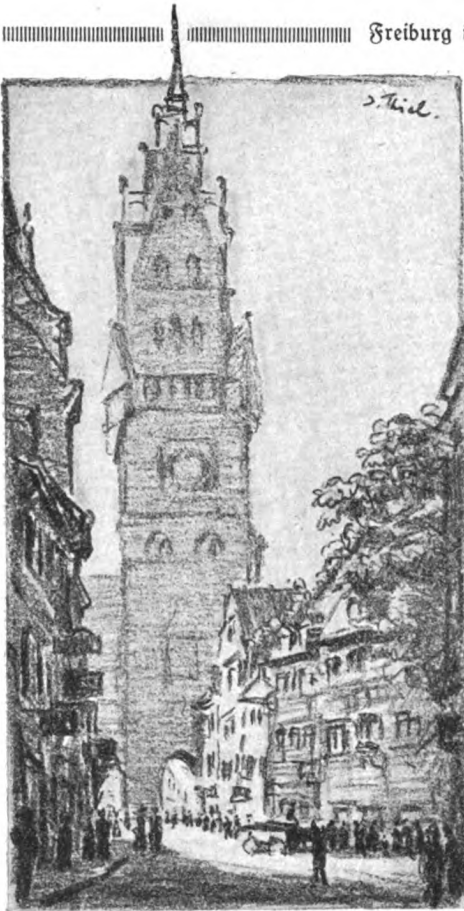
Oberlinden



Das im Jahre 1910 auf erhöhtem Punkt, den Resten einer französischen Bastei, als Bühne für das badische Oberland nach Plänen des Berliner Baurats Seeling fertiggestellte neue Theater mit seinen lichten Borräumen, zahllosen Künstlerzimmern und mächtigen Magazinen für das die Stadt vier Millionen ge-

Dicht am Theater wirken zwei Stätten der Wissenschaft: die künstlerisch gestaltete Universität mit 23 Hörsälen und 22 Seminarräumen (1906—11) und die Hochschulbibliothek (1896 bis 1902 erbaut), nachdem das Jahrhundert alte Heim an der Bertholdstraße längst zu eng geworden war. Die Stiftung der Hohen Schule durch Erzherzog Albrecht fällt in die Tage harter Auseinandersetzungen zwischen den gemäßregelten, weil übermäßig machthungrigen Zünften und der Regierung. Auftauchenden Widerstand gegen den neuen Selbstverwaltungsträger beseitigte der Rat der Stadt, und wenn auch nach einem Jahrhundert raschen Aufschwungs politische Zustände und verheerende Krankheiten die Hochschule wiederholt aus Freiburg vertrieben, so rechtfertigt der spätere glänzende Aufschwung die ersten Schritte von Stifter und Rat für alle Zukunft. An die bescheidenen Anfänge der für Freiburgs Entwicklung mitentscheidend gewordenen Stiftung erinnern noch Reste ursprünglicher Heimstätten. Die ersten Hochschulprofessoren lehrten in Gebäuden am jetzigen Franziskanerplatz, so auch in dem durch Umbau zum neuen Rathaus gewordenen, geschmackvoll an die Vergangenheit erinnernden Gebäude, auf dessen malerische Ede uns ein Bild Bruno Schleys bliden läßt. Dann, 1620, waren die Jesuiten in Freiburg eingezogen, hatten an der Bertholdstraße Kirche, Kolleg und





Johannes Thiel:

Martinstor

Gymnasium errichtet. Die Hochschule kam unter ihren Einfluß. Nach ihrem Abschied, in der mächtig anregenden Regierungszeit Maria Theresias, wurden die Gebäude der Universität geschenkt, und hier hat die Hochschule nachher bis vor wenigen Jahren gewirkt. Heut ist im ehemaligen Kollegiengebäude der bedeutende Stamm des geplanten oberrheinischen Heimatmuseums untergebracht, und im vormaligen Gymnasium läßt sich mitunter das vom eifrigen Professor Willibald Gurlitt ins Leben gerufene Collegium musicum hören.

Mit der heut 86 000 Einwohner zählenden Stadt ist die noch um 1870 fast nur von Badenern geschätzte Universität gewachsen; die aus aller Welt besuchte Pflegstätte der Wissenschaft, erfreut sie sich regsten Lebens. Viel tausend ehemalige Freiburger Musensohne denken gern zurück an Semester, die, neben dem durch berühmte Lehrer vermittelten Wissen, fröhliche Stunden in behaglichen niedrigen Weinstuben der Stadt brachten, befreienden Bummel in sauberen Anlagen, auf Schloßberg, Lorettoberg, zum alten Zähringen, weinseligen Glotter- oder lieblichen Günterstal, dazu Tage

wonnigster Jugendfahrten in das Blütenmeer des Kaiserstuhls, in sommerlich prangende Schwarzwaldbäler oder auf winterliche Höhen.

Dorf Zähringen, heute ebenso wie Günterstal ein Teil Freiburgs, beide älter als die Stadt, bewahrt auf mäßiger Höhe noch Turm und Grundmauern der Zähringerburg. Günterstal, das in weiche Naturfülle gebettete, von Höhenreinheit umwobene Idyll, besaß vom 13. Jahrhundert an ein reich begütertes Kloster, dessen grünumpsonnene Mauern heut das städtische Waisenhaus einschließen. Wie das Tal vorher wiederholt Kriegslärm vernommen hatte, so zur Zeit der 1848er Revolution, als Freischaren über die Höhen gegen Freiburg und die Bundestruppen vordrangen. Wer heut nach Günterstal wandert, findet am Walbesrand ein an die Kämpfe mahnendes Soldatengrab. —

Wer etwa in der Dämmerstunde, eingehüllt in den Gesang der Feierabendglocken, vom Walbsee oder dem kleinen Dorf Ebnet aus, in dem Berthold Auerbach das Vorbild zum Wädelwirt fand, über den Schloßberg heimkehrt und zum Münster niedersteigt, der kann sich ohne Zwang in die Vergangenheit verlegt glauben. Ein Gang durch die Straßen der Altstadt mit den geheimnisvoll in die Nacht eilenden Bächen wird ihm die Täuschung nicht rauben. Und stößt er, nachdem er einige der zwischen Gärten und unter Kastanien ruhenden



Johannes Thiel:

Schwabentor





# Die weißen und die roten Rosen

Novelle von Heinrich Lilienfein

Es sah gar nicht wie eine Bezeugung höflicher Achtung aus, als Silvester Fresenius sich im Kursaal vor der dichtgereihten, harrenden Zuhörerschaft verneigte. Viel eher war es ein trotziges Schütteln, ein stolzes Ablehnen jeder Gemeinschaft mit denen, die gekommen waren, sein Spiel zu bewundern. In den paar Akkorden, die er anschlug, als er vor dem Flügel saß, zitterte es von Groll. Der gleiche Groll schien die starken Linien des Gesichts noch fester zu schließen, den gedrunghenen Körper zu versteifen. Es konnte nicht anders sein. Er empfand jedesmal diese wehrhafte Scham, ehe er sich hingab; und empfand sie nur immer quälender, je höher sein künstlerischer Ruf wuchs. Aber dann — mit den ersten Tönen der alten Fuge — war er an das Kunstwerk verloren, das er nachschuf. Gleich dem meißelnden Bildner schlug und formte er aus den Tasten hervor die klingenden Wunder, und nicht mehr aus einem Flügel — aus der Fülle eines mächtigen Orchesters schienen sie zu steigen. Keiner vor ihm hatte die strenge Schönheit Sebastian Bachs und seiner Vorläufer mit auch nur ähnlicher Wucht und Sinnenfälligkeit vor die Seele der Gegenwart gehoben. Heute wie immer zwang er die Hörer zu jener Stille, die nicht nur den Beifall, sondern fast den Atem zurückhält. Bis nach einer knappen Stunde die letzte Klangwoge verhallte und das starre, feierliche Schweigen in tosendem Jubel sich löste.

Zwei-, dreimal rüdte Silvester den Kopf mit den falben, zurückgestrichenen Haaren gegen die stürmische Menge. Dann ging er vom Podium, trat in das rückwärtige Zimmer. Der Beifall schwoll hinter ihm drein durch die geschlossene Tür und wollte ihn, immer gebietender und ausgelassener, in den Saal zurückfordern. Unbekümmert trat er an ein Fenster, sah zwischen den Bäumen des Gartens hinaus und suchte den matten Schimmer des Sees, der sich im Sternenlicht fernen, unsichtbaren Ufern zudehnte.

Jrgend jemand hatte das Künstlerzimmer betreten, näherte sich ihm, sagte schmeichel-

hafte Worte und rebete ihm zu, sich doch dem ungestümen Ruf der Begeisterten zu fügen. Silvester antwortete nur mit einem flüchtigen Kopfschütteln, einem rätselhaften Lächeln, während er noch immer, ohne sich umzuwenden, aus dem Fenster schaute. Seine Seele, als hätte sie sich erschöpft in dem tief erlebten Spiel, ruhte sich aus in dieser Starrheit. Der Kurdirektor — denn der war es, der auf ihn einsprach — ließ achselzuckend ab und entfernte sich. Das Beifalls-lärmen im Saal ebhte ab . . .

Aber der Seefläche glänzten Lichter auf. Erleuchtete Scheiben, schattenhafte Umrisse ließen den noch entfernten Dampfer erraten. Also kam doch noch ein Schiff und würde ihn querüber mitnehmen an die Bahnstation, von wo er noch in der Nacht wieder sein abgelegenes Bergnest erreichen konnte. Silvester fuhr auf. Man hatte ihn im Hotel falsch berichtet. Es galt, keine Zeit zu verlieren, dann war es noch möglich, sich reisefertig zu machen und die Dampferhaltestelle zu gewinnen.

Hastig schritt er nach der dem Saal entgegengesetzten Tür.

»Herr Fresenius!« Eine angenehme, klingende Frauenstimme holte ihn ein.

Er hatte beim ersten Laut seine Eile verdoppeln wollen, um jeder, jetzt erst recht unwillkommenen Belästigung zu entinnen. Aber die Stimme traf ihn mit einem unerklärlichen Zwang, so daß er sich dicht vor der Tür zurückwanbte.

Eine Dame in Halbtrauer, hochgewachsen, blond, stand ihm gegenüber, ein fragendes Lächeln auf den Lippen.

Er runzelte die Stirn, machte eine ungeduldige Bewegung.

»Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit! Sie kennen mich wohl nicht mehr . . .«

Zum Teufel! Er hatte sie nie gekannt. Unhöfliche Worte schwebten ihm auf der Zunge. Und doch — die Stimme . . . Jahre, viele Jahre durchlief seine Erinnerung in einer Sekunde . . . Zugleich hörte er von drüben, vom See her — oder war es nur seine Einbildung? — die Räder des Damp-

fers schaufeln, nah und näher. Er mußte fort. Er wollte.

Verlegen, zögernd nannte sie ihren Namen. Eva — er hatte nur den Vornamen vernommen, und wurzelte wieder und maß sie aus seinen grauen, tiefliegenden Augen. Aus der vollen, reifen Frau löste sich ihm das junge, schlankte Mädchen. Es war noch das üppige, ins Rötliche schimmernde Haar, das klare Auge in seiner blauen, lodenden Röhre, die weiße, durchsichtige Haut — nur einige fremde Fältchen lagen am Mund, an den Schläfen, und der Ausdruck ...

Er riß sich zusammen. Ein Unbehagen, einen fernen, leise stechenden Schmerz, der mit dem Erkennen durch ihn hinging, drückte er nieder und nahm eine gleichgültige Miene an, sagte einige höfliche Worte, während er sich über ihre Hand neigte. »Ich bedaure nur, mich unhöflich schnell verabschieden zu müssen, gnädige Frau. Ich will noch mit dem Dampfer fort!«

»Und Sie erlauben mir nicht einmal, Ihnen zu danken? Ich habe ja freilich keinen Anspruch ...« Die letzten Worte kamen fast ohne Ton. Eine leichte Röte war auf ihre Wangen getreten, und sie senkte die Augen, ohne den Satz zu vollenden. Dies Erröten und Verstummen, es war nicht nur ein gefallsüchtiges Spiel. Ein schweres Leid, die Bitterkeit der Enttäuschungen beschattete plötzlich ihre Züge. Die feinen Nasenflügel bebten, und um die Lippen lief ein Zuden. Ihr ganzes Schicksal gab sie ihm preis: sie war unglücklich gewesen, Jahre, viele Jahre, mit dem Manne, den sie ihm vorgezogen hatte.

Ein Gefühl des Triumphes schoß in ihm empor, der fast wilden Befriedigung. Seine törichte, jugendliche Liebe von einst war gerächt. Doch was war ihm diese späte Genugtuung? Was ging ihn das alles noch an? Er mußte und wollte fort, jetzt erst recht!

»Es war mir eine Freude, Sie wiederzusehen,« murmelte er mit beinahe verlegener Höflichkeit. »Ich bedaure, wie schon gesagt ...«

Sie schlug die Augen wieder gegen ihn auf. Voll, beherrscht sah sie ihn an, neigte das Haupt zum Gruß, ohne ihm wieder die Hand zu bieten.

Seine Rücksichtslosigkeit kam ihm zum

Bewußtsein, seine Unritterlichkeit. Er zauderte noch einmal.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür zum Saal. Sein Blick glitt unwillkürlich hinüber. Zwei neugierige, jugendlich aufstrahlende Augen forschten herein.

»Ich komme, Kind!« Frau Eva ging auf das junge Mädchen zu, das erwartungsvoll unter der Tür stand.

Silvester rührte sich noch immer nicht. Die Erscheinung in der Tür hielt ihn gebannt. Was ihm zuvor nur eine phantasievolle Erinnerung wiedergegeben hatte, war dort Gegenwart und Wirklichkeit. Das junge Mädchen — in Anblick, Gestalt, Haltung war es das täuschende Ebenbild derjenigen, die er geliebt hatte. War die Beschämung schuld, die er noch eben über sein Benehmen empfunden hatte, oder die staunende Benommenheit oder nur die Einsicht, daß er das Dampfsboot nun doch nicht mehr erreichen würde — mit jähem Entschluß holte er Frau Eva ein, ehe sie bei ihrer Tochter war.

»Man soll einer freundlichen Fügung nicht ausweichen!« sagte er einfach, beinahe herzlich. »Ich reise morgen so gut und gerne wie heute!«

Er saß zwischen Mutter und Tochter auf der Terrasse des Kurhauses.

Es war ein Spiegrutenlaufen gewesen, zwischen den menschenvollen Tischen durch, und auch jetzt, obwohl sie den abgelegensten Tisch gewählt hatten, nahm das Gaffen kein Ende. Besonders Neugierige streiften unter irgendetwas Vorwand bis an den Tisch heran, um den berühmten Klavierspieler genau und recht nah zu sehen. Widerwärtig war ihm das, und er zog die Stirn kraus vor Pein über dies Preisgegebensein. Warum war er aber auch so schwach gewesen, zu bleiben?

Frau Eva erriet den Grund seines verstimmtten Aussehens. »Wir hätten uns drinnen einen Platz suchen sollen!« meinte sie besorgt. »Ich hätte daran denken müssen, daß Sie hier zu sehr belästigt werden!«

»Und ich find' es gerade famos, daß ...« Eva Maria stodte und wurde über und über rot, weil sie so unvernünftig dahergeschwätzt hatte.

Ein vorwurfsvolles Kopfschütteln der Mutter strafte ihre vorlaute Kindlichkeit. Da war Silvester fast versucht, das junge Mäd-



chen in Schutz zu nehmen: die stolze Freude darüber, daß sie, gerade sie den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wie einen guten Bekannten in nächster Nähe haben durfte, hatte gar so unverhohlen ihr aus Worten und Augen gesprochen. Und wie sie nun in ihrer Verlegenheit auf den See hinausah, so daß ihm ihr feines Gesicht von der Seite zugelehrt war, glückte sie wieder so völlig dem Bild seiner Erinnerung, daß sich ihm Gegenwart und Vergangenheit ineinanderschieben wollten.

Er hatte Wein auftragen lassen und füllte die Gläser. Die Unterhaltung schleppte sich nur gerade fort, obwohl Frau Eva sich bemühte, sie in Fluß zu bringen. In ihrem Reden wie in ihren Gebärden war eine eigentümliche Erregtheit, die sie nur mühsam meisterte, und die im Gegensatz stand zu der sicheren Ruhe, mit der sie Silvester zuerst entgegengetreten war. Sie begriff ihre Kühnheit nicht mehr. Das Fremde, Unausgesprochene stand feindlich zwischen ihnen. Sie mußte die Schuld wegheben, die sie gegen ihn empfand; sich selber und das Vergangene mußte sie ihm erklären, wenn dies verlängerte Wiedersehen erträglich sein sollte. Dabei war ihr Eva Maria im Weg. So mild die Sommernacht war — sie klagte über Kühle und schickte das junge Mädchen nach dem nahen Hotel hinüber, die Tassen zu holen.

Dann leitete sie mit einer entschlossenen Wendung das Gespräch auf sich und ihr Erleben. Nur in andeutender Zurückhaltung redete sie von ihrer Ehe. Was Silvester schon geahnt hatte, bestätigte sich: sie hatte neben einem grobsinnlichen, launenhaften und dabei treulosen Mann, der in langem Siechtum endete, ein nur äußerlich glänzendes Dasein geführt und aus dem Martyrium von bald zwei Jahrzehnten als einziges inneres Gut ihr Kind gerettet. Hinter ihren gemessenen Worten — nur um so eindringlicher, weil ungesagt — zitterte die Reue, und eine stumme, demütige Abbitte barg sich hinter dem beherrschten Gesicht.

Silvester hörte ihr Schweigend zu. Fern draußen, im Dunkel über dem stillen See, schwand allmählich die Lichter des Dampfers, der ihn hätte fortführen sollen. Nein — er hatte kein Mitleid für sie! Sie hatte es so gewollt, nicht er! Er sah sich selbst wieder vor sich, den jungen Men-

schen von damals, der ihr sein überschäumendes, zu allen Sternen emporschlagendes Herz entgegengetragen hatte. Seine Liebe zu ihr — eine selige Torheit, zu jedem Opfer fähig, auch zu dem der Kunst, von der er sich schon begnabet wußte — war ihm gegenwärtig, und sein fassungsloser, himmeltürzender Schmerz, als sie ihn, fast ohne zu zaudern, für das gesicherte bürgerliche Los der reichen Frau drangab ... Dafür gab es kein Verzeihen. Der, den sie damals in ihm gemordet hatte, war nie wieder auferstanden. Lächerlich kam sie ihm vor mit ihrer verhaltenen Beichte, mit ihrem unausgesprochenen Betteln um Vergeffen und Vergebung. Lächerlich war er auch sich, daß er dasaß und ihr zuhörte, wie sie auf der grellerleuchteten Terrasse, unter all den gepuhten, lauten, gaffenden Kurgästen zu ihm redete, als wäre nur er da und sie. Er richtete sich schon auf, stemmte die Hände gegen den Tisch, um sich zu erheben und mit einer beliebigen Entschuldigung davonzugehen.

Da kehrte Eva Maria zurück. Ihr unschuldiges, glückliches Lächeln entwaffnete ihn. Alle Feindschaft, die er noch eben gegen die Mutter empfunden hatte, sein unverföhnlicher Groll tauchte unter, und der Anblick des jungen Mädchens, das so ganz die Geliebte von einst ihm wiederverkörperte, ließ von jener Liebe, die so stürmisch in ihm war aufgeregt worden, statt des Bittern das Süße, Wehmütig-Köstliche aufklingen.

Er zog sie ins Gespräch. Als er merkte, wie tief der Eindruck war, den sein Spiel ihr gemacht hatte, plauderte er, was sonst seine Sache nicht war, von seiner Kunst. Er sprach Persönliches aus über sein Verhältnis zur Musik, seine Laufbahn, seine Reisen durch die halbe Welt. Sie lauschte mit verträumten, bewundernden Augen, in denen mitunter eine innige Wärme, ein unbewußtes Sichhingeben glänzte, das ihm ihre Mutter einst nur in seiner Einbildung verheißen hatte. Die geräuschvolle Umgebung, die ihn zuvor nur abgestoßen hatte, das bunte, lachende Menschengewimmel, von Licht übergossen, und dahinter der im Sterndämmer entschlafene weite See mit seinen ungewissen Fernen wirkten berausend auf ihn, erweckten ein seltenes, pridelndes Lebensgefühl.

Frau Eva bemerkte die Verwandlung, die mit ihm vorging, zunächst mit beglückter Verwunderung. Auch sie gab sich freier und überwand ihre Zurückhaltung. Nicht die staunende, mädchenhafte Andacht — die wissende Anmut und Schmiegsamkeit der Frau mischte sie ins Spiel.

Silvesters Augen gingen indessen von der Tochter zur Mutter und wieder zurück zur Tochter. Dies Werben beider steigerte noch seine Lebendigkeit, setzte ihr einen dämonischen Tropfen zu. Da wurde Frau Eva stiller, zog sich fröstelnd in sich zurück, warf kaum mehr ein Wort in die Unterhaltung. Er achtete nicht darauf oder wollte es nicht. Er war allein mit Eva Maria und redete jung und trunken durch die staunenden Augen mit ihrer jungen Seele . . .

Es ging auf Mitternacht. Die Terrasse begann sich zu leeren.

Silvester hätte noch nicht an Ausbruch gedacht, hätte nicht Frau Eva an die vorgerückte Stunde gemahnt. Wertwürdig, wie scharf, müde, alt sie bei zunehmender Nacht aussieht — stellte er mit gleichgültigem Blick fest, während sie sich erhoben. Sie ging allein voraus, zwischen den Tischreihen hin. Er hielt sich neben Eva Maria. Es ärgerte ihn nicht mehr, daß zubringliche Blicke nach ihnen zielten. Im Gegenteil. Er freute sich in des jungen Mädchens Seele mit, das die huldigende Neugier, die dem berühmten Begleiter galt, lächelnd und mit froh leuchtenden Augen genoß. Ja, er lächelte übermütig mit: er war stolz auf die jugendliche Gefährtin, wie sie auf ihn.

Zu dreien, er in der Mitte, wandelten sie durch die Kuranlagen nach dem Hotel hinüber, in dem auch er abgestiegen war.

In der Vorhalle blieb Frau Eva stehen, reichte ihm die Hand. »Wir danken Ihnen, daß Sie uns den Abend schenken,« sagte sie seltsam leise und unsicher. »Wir werden Sie morgen kaum wiedersehen dürfen?« War es Wunsch oder Befürchtung, was mit Schwang? War es Erregung oder Müdigkeit, was ihre Stimme so dämpfte?

»Wer weiß!« sagte er aufgeräumt. »Ich bin ein Langschläfer. Sagen wir immerhin: Auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen!« gab Eva Maria fröhlich zurück. Ihre Hand erwiderte ungezwungen den Druck der seinen. Erst als seine stahlgrauen Augen sich beinahe herrisch

in die ihrigen senkten, wandte sie sich scheu und hastig fort.

Silvester Grefenius ging mit angeregten Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Dann riß er die Balkontür auf und trat hinaus.

Die Lampen am Kurhaus waren erloschen. Der Strandgarten lag finster. Sacht, kaum hörbar schlugen die Wellen gegen die steinerne Uferwand. Der See ruhte in wunderbarem Hellbuntel, gleich einem metallenen Schild, unter dem hochgestirnten Nachthimmel. In ihm aber war draußendes Leben. Das Blut pochte ihm bis in die Schläfen. Seine Seele dehnte und höhte sich in ungestümer Kühnheit erd- und sternwärts. Er war wieder jung — so jung wie damals, da er geliebt hatte. Was das Schicksal ihm damals neidisch versagt hatte, blühte ihm entgegen. Triumphierend fühlte er seine Macht: er brauchte kaum mehr als zu winken, und die wiedergeborene Geliebte, Eva Maria in Evas Bild, neigte sich in seine Arme, barg sich an seiner Brust. Was schabete es, wenn die Mutter darum litt! Er hatte eher, tiefer gelitten. Er hatte seine überschwengliche Liebe in die strenge, unerbittliche Zucht der Kunst gezwungen. Ein paar flüchtige Leidenschaft von Wochen oder Tagen zählten nicht, waren nur ebenso viele Ernüchterungen. Der berufene, später berufene Richter war er in eigener Sache. Doppelt köstlich die Liebe, eine rechte Liebe für ihn, wenn diesmal sie, die Mutter, den Schmerz des Entlassens hineinwirkte! . . . Wie er am Flügel mit starken, gebietenden Händen aus Tönen, aus jauchzender Lust und weinendem Leid das Kunstwerk formte, so formte er nun — und die Schaffensfreude stürmte in ihm — das zweite Leben der Jugend, seiner Liebe . . .

Ein lauer, aufwühlender Wind rührte seine Schläfen. Der See hüpfte in leichten Wellen, die im Sternenlicht zitterten und lauter ans Ufer schlugen. Ob sie es hörte? Ob sie noch wachte? Hinter irgendeinem Fenster seitwärts oder unter ihm? Eva Maria . . . Eva Maria . . .

Spät, er wußte nicht wie spät, legte er sich nieder, sank in einen schweren Schlaf ohne Träume. Gleichwohl erwachte er nach wenigen Stunden schon. Draußen stand der frühe, lichte Tag. Klar und blank der



Raffael Schuster-Woldan: Die Geigerin Gertrud Schuster-Woldan

Aus der Großen Münchner Kunstausstellung vom Sommer 1920





See. Jenseits die Berge, die gestern im Dunst sich verloren hatten: hoch, scharfgezeichnet. Er übersah sie und das weite Wasser von seinem Bett aus durch die offene Tür, über deren Schwelle schon die Sonne rann.

Was war da gewesen, gestern? Langsam ließ er die Hand sich über die Stirn gleiten. Scharf und hart wie den Bergtrand, blank und klar wie den Seespiegel sah er sich und die Geschehnisse. Ein einziger dumpfer, grollender Ton wie ein tiefer Trommelschlag pochte in ihm zu jedem Gedanken. Zu jeder Bewegung, die er machte, während er aufstand und sich ankleidete. Silvester formte das Leben, aber nicht im Rausch, sondern mit der überlegenen Sicherheit, die ihn zum Meister in seiner Kunst gemacht hatte.

Mutterseelenallein frühstückte er in der Glasveranda. Fern drüben auf dem See nahte ein Dampfboot. Eine graufilberne

Fahne zog der Rauch durch die reine Luft. Er bezahlte seine Zechen. Immer im Geleite des tiefen, sicheren Baßtones ging er hinüber nach dem Blumentrost in den Anlagen.

Er wählte einen Strauß aus weißen, einen aus roten Rosen. Auf zwei Karten schrieb er die gleichen Zeilen. Auf den Umschlag zur einen schrieb er den Namen der Mutter, auf den zur andern den der Tochter. Daß er die roten Rosen für Eva Maria bestimmte, die weißen für Eva, war allein seine kleine Rache.

Nun war auch der Dampfer herangerommen und legte an. Silvester bestieg ihn. Auf dem Verdeck waren außer ihm nur wenige Fahrgäste. Schaufelnd drehte das Schiff von Land. Er stand barhaupt in der fliegenden Frühsonne und sah vorwärts, über den sprühenden See, auf die hohen, kantigen Berge. Weit hinter ihm die weißen und die roten Rosen ...

## Erzengel Deutschlands

Erzengel Deutschlands! Laß dich rufen!  
Nicht länger bleib uns abgekehrt!  
Führ' uns hinan die Leidensstufen  
Zu wahrhaft deutschem Sein und Wert!

Erzengel Deutschlands! Flammenschürer!  
Noch glühen wir in falscher Brunst,  
Noch ziehn uns schwächliche Verführer  
In immer dunklern Qualm und Dunst.

Erzengel Deutschlands! Laß dich kennen  
In einem Manne, den du feist!  
Sein Blut sei deutsch, der Menschheit Brennen  
Sein Herz, und gottentstammt sein Geist!

Im Sturme sammle er die Herzen  
Der Brüder unter sein Gebot!  
Laß ihn die Ernte unsrer Schmerzen  
Einbringen zu lebendigem Brot!

Erzengel Michael! Nun bilde  
Dein Volk, vom Unglücksfeuer weich!  
Nun blühe unter deinem Schilde  
Das Reich erst auf, das Gottesreich!

Erika Spann-Rheinsch

## Die letzten Tage des Kronprinzen Rudolf

Auf Grund eines neu aufgefundenen Quellenberichtes

Von Adam Müller-Guttenbrunn (Wien)

Als ich am 30. Januar 1889 nachmittags, wie alltäglich, zwischen vier und fünf Uhr aus dem Vorort Währing stadtwärts wanderte — ich war damals Feuilletonredakteur der »Deutschen Zeitung« in Wien —, bligten mir von allen Seiten weiße Blätter entgegen. Jeder Mensch, der seines Weges dahinhastete, hatte das Gesicht in einer Zeitung steden; auf der Pferdebahn, die mir von der Stadt her entgegenkam, las jeder sein Abendblatt. Und da und dort standen auch Gruppen von Menschen und redeten aufgeregt mit den Händen. Es mußte irgend etwas Besonderes geschehen sein. Ich trat an eine der Gruppen heran.

»Sö wissen no nix?« fuhr eine Frau mich höhniß an. »Der Kronprinz! Der Kronprinz!« rief eine andre. »Tot is er! — Umbracht haben ' ihn!« eine dritte.

Ein Weib mit einem Arm voll Abendblättern schnaupte an mir vorüber zur nächsten Tabak-Trafik; ich setzte der Frau nach und entriß ihr eins. Es war die »Neue Freie Presse«. Im Fluge verschlang ich die fettgedruckte Mitteilung, der Kronprinz Rudolf sei in dem Jagdschloß Maperling plötzlich gestorben. Und ein Gerücht sage, er wäre von einem Jäger, der ihn bei seiner Liebsten überrascht hätte, erschossen worden. Wie betäubt stand ich da. Nie hatte ich mich sonderlich um den Kronprinzen Rudolf gekümmert, aber dieses Ereignis packte mich doch mächtig.

Als ich in die Redaktion der »Deutschen Zeitung« kam, war die »Neue Freie Presse« schon polizeilich beschlagnahmt worden. Ein Heer von Wachmännern und »Vertrauten« war aufgeboten worden, das vorwichtige Blatt aus der Welt zu schaffen, das das Gerücht von der Ermordung des Kronprinzen bei einem galanten Abenteuer verbreitet hatte. Um 6 Uhr aber trugen eigne Boten eine Sonderausgabe der »Kaiserlichen Wiener Zeitung« zu den Redaktionen, die die offizielle Todesmeldung enthielt. Diese Meldung war wunderbar genug, schon weil sie sich mit keinem Wort über die Ursache des Todes äußerte.

Die Verwirrung in den Redaktionen war schon vorher groß gewesen. Keine Amtsstelle gab Auskunft, in der Hofburg herrschte völlige Kopflosigkeit, niemand stand Rede. Was sollte man jetzt mit diesem offiziellen Text beginnen? Man mutete der gesamten Presse wohl zu, dieses Verlegenheitsgerede abzubruden? Es herrschte bei aller Erschütterung über das große Unglück eine Art Empörung. Und es gab Szenen im Obersthofmeisteramt mit aufgeregten Zeitungsberichterstattern. Endlich entschloß man sich dort zu einer Erklärung. Man gab einen Zettel aus des Inhalts, der durchlauchtigste Kronprinz Erzherzog Rudolf habe infolge eines Schlaganfalles seine edle Seele ausgehaucht.

Das war die ganze Information für die hauptstädtische Presse, und diese Meldung ging auch in alle Provinzen und ins Ausland. Die Morgenblätter vom 31. Januar hatten keine andern Grundlagen für ihre Berichte. Einzelne deuteten wohl auf einen möglichen Jagdunfall hin, aber sie verfielen der Beschlagnahme. Im Ausland blieb es zunächst beim Jagdunfall, denn einige Berichterstatter waren noch des Nachts nach Maperling im Wienerwald hinausgefahren und hatten dort allerlei halbe Worte und unheimliche Andeutungen aufgeknappt. Auch vom Selbstmord des Kronprinzen war die Rede. Und die Zensur verhielt sich schon am zweiten Tage solchen Andeutungen gegenüber nicht ablehnend. Es herrschte völlige Ratlosigkeit und Unentschlossenheit in den offiziellen Kreisen. Alle Welt fühlte, daß da etwas verheimlicht werden sollte und daß man sich nicht entschließen konnte, bei welcher Todesursache zu bleiben wäre. Während die Kaiserliche Wiener Zeitung am 31. Januar an der Spitze des Blattes den Schlaganfall verkündete, redete sie schon am 1. Februar von einem Revolverchuß. Der Leibarzt Dr. Widerhofer habe die Zerschmetterung der Schädeldede des Kronprinzen festgestellt, hieß es; in der Nähe der rechten Hand sei ein entladener Revolver gelegen, und es sei wohl zweifellos, daß die Tötung mit eigner Hand erfolgt wäre. Viele Worte wurden

aufgewendet, die Tat zu erklären: Nerven- zustände, ein verheimlichter Sturz vom Pferde, tagelange Kopfschmerzen, momentane Sinnesverwirrung und so weiter. Und eine ärztliche Obduktionskommission unter Führung des Professors Dr. Widerhofer bestätigte schließlich den wahrscheinlichen Selbstmord. Das Protokoll darüber, das im Hof- und Staatsarchiv hinterlegt wurde, ist aber nicht vollständig veröffentlicht worden. Und es enthält Wendungen, die mindestens unwissenschaftlich sind oder als bloße Schlussfolgerungen angesehen werden müssen. Daß »ein Revolver mittleren Kalibers genügend war«, die grauenhafte Zertrümmerung der Schädeldecke herbeizuführen, wie es da heißt, ist ja möglich. Aber daß der Kronprinz sich diese Verwundung »ohne Zweifel« selber beigebracht habe, muß man den Herren Professoren nicht glauben, auch wenn sie es selber geglaubt haben sollten, denn sie wußten vieles nicht, was auch wir erst später erfahren haben. Es ist eine bloße Schlussfolgerung.

Etwa fünf Stunden nach des Kronprinzen Tode erst kam der Leibarzt Dr. Widerhofer in Mayerling an, und die Vertrauten des Prinzen hatten dort längst »Ordnung gemacht«. Daß hinter einer spanischen Wand die Leiche der Baronesse Vefjera auf blutiger Wäsche lag, davon dürfte Dr. Widerhofer nichts erfahren haben, und als die ärztliche Kommission am 31. Januar dort eintraf, war diese Leiche schon weggeschafft. Denn der gemeinsame Tod des Kronprinzen mit seiner Geliebten sollte um jeden Preis verheimlicht werden.

Ich hatte als Redakteur des Feuilletons wenig zu tun mit dem großen Ereignis; man verlangte von mir bloß eine literarische Würdigung des Toten. Er hatte einmal eine reizende Studie unter dem Titel »Fünfzehn Tage auf der Donau« veröffentlicht, die mir ungemein gefiel, auch eine Weltreise hatte er hinter sich, und deren Beschreibung lag vor. Eine Broschüre aber, die anonym in einem Münchner Verlag erschienen war, schrieb man ihm ebenfalls zu. Sie hieß »Der österreichische Adel und sein konstitutioneller Beruf«, war ganz politisch und hatte mit mir nichts zu schaffen. Sein wichtigstes Werk aber war die seit Jahren in Lieferungen erscheinende, von hundert Fibern geschriebene Schilderung der »Öster-

reichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild«. Josef Weilen war der Redakteur, der Kronprinz der leitende Protektor. Aber den Schriftsteller Rudolf schrieb ich also. Das große Sensationsereignis aber rauschte an mir vorbei. Als der Kronprinz in der Hofburg aufgebahrt und der allgemeinen Besichtigung zugänglich war, ging ich jedoch hin, um ihn zu sehen. Es wurde eine Enttäuschung. Wie eine Herde ließ man das Publikum an dem ungewöhnlich hohen Katafalk vorbeiziehen, man sah nur eine Seite des bleichen Gesichtes und eine ganz mit Wachs verklebte Stirn, die augenscheinlich neu aufgebaut war. Schon waren wilde Gerüchte ins Publikum gedrungen von einem Gelage in Mayerling, bei dem dem Erzherzog Rudolf der Schädel mit einer Champagnerflasche eingeschlagen worden wäre. Wer diese wächserne Stirn sah, der glaubte daran. Und diesem Gerücht gesellten sich andre, noch schlimmere. Es setzte alsbald eine Broschürenliteratur über das Ereignis von Mayerling in Deutschland ein, die das denkbar Unsinnigste und Ärgerlichste verbreitete, die in Österreich aber mit Stumpf und Stiel vertilgt wurde. An den Selbstmord glaubte niemand; der Kaiser hatte sich wohl bloß aus Staatsräson dazu bekannt, und eine andre beglaubigte Darstellung des Falles setzte sich nicht durch. So stand es jedem frei, sich seine eigne Legende zu bilden.

Erst ein Jahr nach diesem Ereignis äußerte Kaiser Franz Joseph, daß öffentlich von seinem Neffen Franz Ferdinand als dem künftigen Thronfolger gesprochen werde. Und als einmal solch eine Notiz im Blatt stand, kam ich mit einem alten Mitredakteur der Deutschen Zeitung, der auch zeitweilig schon die oberste Leitung innegehabt hatte, in ein Gespräch über den toten Kronprinzen, das mir so wichtig erschien, daß ich am nächsten Tag seinen Inhalt in einer Skizze festzuhalten suchte.

Die Arbeiten für das Morgenblatt waren abgeschlossen, und R. wartete auf die Fahren seines Leitartikels, die er noch durchsehen wollte, ehe er heimging.

»Also Franz Ferdinand. Nicht sein schwaghaster Vater. Sm! Die Wahl ist vielleicht ganz gut. Den kann man noch erziehen,« sagte R. Und plötzlich: »Wenn mir nur ein Mensch sagen könnte, warum



man die Welt mit einem solchen Schwall von Lügen überschüttet hat beim Tode des Kronprinzen Rudolf. Ich habe nie ein Unglück erblicken können in seinem Untergang.»

Ich verteidigte den Toten, betonte Rudolfs geistige Begabung, seine vielfachen wissenschaftlichen Interessen, seinen lebendigen Verkehr mit dem berühmten Tierforscher Alfred Brehm, den er in die besondere Fauna der Donaulandschaften einzuführen suchte; ich erinnerte an seine gar nicht bloß scheinbare Herausgeberchaft des großen Werkes »Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild«, in das kein Beitrag aufgenommen wurde, den er nicht gelesen hatte, und für das er selber mehrere Jagd-Studien schrieb, die von großem landschaftlichem Reiz waren und ihn als einen von Verstandnis erfüllten Naturfreund zeigten.

»Ja, ja,« entgegnete mein Gegenüber. »Der in dem Prinzen gezüchtete Jägerwahnsinn — Sie wissen doch, daß er schon mit vierzehn Jahren seinen ersten Hirsch erlegt hat — entwickelte in ihm eine gewisse Feinheit für diesen Sport, er ist kein Schlächter geworden wie so viele andre. Aber was bedeutet das! Er war eine nervöse, zerfahrene Natur, moralisch geradezu minderwertig und hätte diesem Staat kein Heil gebracht. Jedenfalls hätte ihn immer irgendetwas beherrscht. Es war ganz unnötig, so viel zu lügen, um seinen unrühmlichen Untergang zu bemänteln. Kein Mensch hat ein andres Ende seiner Laufbahn erwartet.«

Dagegen lehnte ich mich auf. Mich habe dieses Ende eines Kronprinzen, auf den man so viele Hoffnungen setzen durfte, doch sehr überrascht und erschüttert. Wer konnte im Ernst solch eine Katastrophe voraussehen?

»Mein Lieber, die lag schon lange in der Luft. Wissen Sie denn gar nichts von seinem Leben und seinen Streichen?« fragte mein Widerpart.

»Genug! Aber solche Dinge treiben doch all die jungen Herren, die sich erhaben hüten über unser bürgerliches Leben und unverantwortlich zu sein glauben. Und er ahnte wohl nie, unter welcher scharfen Beobachtung der Öffentlichkeit er als Kronprinz stand. Es ist viel zu viel geklatscht worden über ihn.«

»Geklatscht? Erlauben Sie! Ein künftiger Kaiser, der unter den Augen des Vol-

kes, das er einmal regieren soll, heranwächst, ist ein Teil von uns selbst. Wir haben das Recht, jeden Schritt, den er macht, und jedes Wort, das er spricht, zu verfolgen, sobald er als mündig erklärt ist und sein eignes Leben lebt. Wir haben uns nicht um den Vierzehnjährigen gekümmert, der in der Ischler Sommerfrische schon Hirsche schoß, aber wir belächelten es, als man ihm um dieser Tat willen im Kainzental sogleich einen Denkstein setzte. Und aufmerksam wurden wir, als man dem Achtehnjährigen, der mündig erklärt worden war, eine erfahrene junge Burgschauspielerin als Vorleserin an die Seite gab, die ihn vor den Irrwegen der Liebe bewahren sollte. Das tat sie. Und ein alter Graf nahm sie ihm rasch ab, als der Beweis erbracht war, daß die Dynastie sich auf ihn verlassen könne. Und jetzt setzte man ihn auf Freierrsfüße. Aber er widerstrebt. Wohl reiste er an einen deutschen Hof, um eine für ihn erwählte Prinzessin zu sehen, doch sie mißfiel ihm, und er ließ sich am nächsten Morgen krank melden. Er war heimlich nach Berlin abgefahren. Und von dort brachte er sich ein Ballettmädel als Vorleserin mit. Sie wohnte einen Sommer in Ischl neben der kaiserlichen Villa, und alle Welt merkte, wer sie war. Aber im Herbst ging sie wieder in ihr Berliner Engagement. Und von da ab wechselten die »Vorleserinnen« rasch. Als man ihn in seinem zweiundzwanzigsten Jahr aber auf die Freierfahrt nach Brüssel schickte, war eine erste Wiener Schönheit in der Gnade, eine Frau, die sich um seinetwillen hatte scheiden lassen. Die Vorbereitungen für diese Fahrt wurden offiziell verlautbart, die Verlobung war eine abgemachte Sache, es gab kein Zurück. Eine Schwester der Braut lebte schon am Wiener Hofe als Gattin des Prinzen von Koburg, jetzt sollte auch Stephanie, die jüngste Tochter des Königs Leopold, geholt werden. Ihre Mutter war eine Erzherzogin von Österreich, und man liebte diese Verwandtenehen in Wien.

Rudolf wußte, jetzt kostete es die Freiheit, jetzt begann ein andres Leben. Aber er lag in festen Banden; die Frau, die er liebte, wollte ihn nicht lassen. Und er nahm sie mit in dem Hofzug, der ihn zur Braut nach Brüssel führte. Sein ganzes Gefolge kannte die schöne Frau. Dem ganzen Troß von Journalisten, der mitfuhr, um Fest-



berichte für Wien zu schreiben, war sie ver-  
traut. Der Skandal war offenkundig. Da  
schüttelten wir alten Männer denn doch die  
Köpfe. So etwas wäre noch nicht dagewe-  
sen, meinten wir. Führt mit der Mätresse  
im Salonwagen zur Verlobung mit einer  
unschuldsvollen siebzehnjährigen Königs-  
tochter! Der Grad von moralischer Verderb-  
theit, der sich darin ausdrückte, benahm uns  
den Atem. Alle Festberichte aus Brüssel  
begegneten in Wien einer eifrigen Stimmung.  
Die Wiener Schönheit war in Brüssel nicht  
unbemerkt geblieben, sie wußte sich überall  
 Zutritt zu verschaffen. Und es gab eine  
Aussprache zwischen dem König Leopold  
und dem Kronprinzen Rudolf, deren Inhalt  
nicht unbekannt blieb. Der König, der sonst  
im Rufe eines weitherzigen Lebemanns  
stand, drohte mit der Annullierung der Ver-  
lobung, wenn die Dame nicht augenblicklich  
aus Brüssel verschwinde. Und sie ver-  
schwand. Nicht freiwillig, aber sie ver-  
schwand. Und als die Prinzessin Stephanie  
im Mai nächsten Jahres in Wien als Braut  
ihren Einzug hielt, mußte jene Schönheit auf  
Befehl des Kaisers polizeilich »abgeschafft«  
werden aus Wien, denn der Kronprinz hatte  
keine Beziehungen zu ihr nie aufgegeben.

»Warum zwingt man einen so veranlag-  
ten jungen Prinzen zu einer Ehe?« warf  
ich ein.

»Warum! Warum!« lachte mein Wider-  
part. »Weil es höchste Zeit war, wenn man  
einen gesunden Erben von ihm haben wollte.  
Aber es kam nach Jahresfrist ein Töchter-  
chen. Und die Mutter erkrankte. Und nach  
einem weiteren Jahre hörte man, es wäre  
dem Kronprinzenpaar jede Aussicht auf Kin-  
dersegung geschwunden. Von da ab wurde  
sein Leben noch ausschweifender. Er verkehrte  
in Kreisen, die seiner nicht würdig waren. Er  
war Feldmarschall-Leutnant und Vizeadmi-  
ral, er wurde zum Generalinspektor der  
Armee ernannt, der Kaiser suchte ihm einen  
Pflichtenkreis nach dem andern zuzuweisen,  
aber es nützte nichts, denn er hatte kein Ge-  
fühl für Pflichten. Jagd, Sport, Weiber,  
Trinkgelage. Und nebenbei pfuschte er an-  
onym auch in die Politik. Minderwertige  
Journalisten rühmten sich seines Vertrauens,  
seiner Briefe, und es gab beständige Rei-  
bereien und Unstimmigkeiten in der Hofburg.  
Auch in Ungarn pflegte er solchen Verkehr;  
man flüsterte sogar von weitergehenden

Plänen. Er wollte seiner Frau lebig werden  
und geizte nach dem ungarischen Thron,  
denn als König von Ungarn hätte er auch  
unebenbürtig heiraten können. Und eine  
solche Frau war zur Hand — die himmlisch  
schöne Baronesse Vessera.

Wir hörten alles, sahen manches und  
mußten zu allem schweigen. Aber ich gebe  
Ihnen die Versicherung, daß ich, als die  
Nachricht von seinem Ende einlief, den Aus-  
ruf tat: »So hat es doch kommen müssen!«  
Ich habe nie etwas andres erwartet. Hof-  
fentlich ist sein Erbsmann anders geartet.

Der alte Kollege war etwas betroffen,  
als ich, das Gespräch schließend, sagte:  
»Wissen Sie, daß Sie mir da einen echten  
Tragödienstoff erzählten? Einen Stoff von  
größtem Zuschnitt? Schade, daß er unter  
so viel Schmutz begraben wurde! Wir heu-  
tigen Dichter werden ihn leider nicht be-  
arbeiten können. In hundert Jahren aber  
wird dieser Prinz wieder auferstehen.«

Mehr als dreißig Jahre sind seit dem  
Ereignis von Mayerling verfloßen,  
die Legendenbildung um Rudolf von Habs-  
burg und die liebliche Baronesse Vessera hat  
nicht aufgehört. Niemand kann sagen, daß  
er um das Geheimnis ihres Todes wisse;  
jeder zweite Mensch in Österreich hat eine  
andere Meinung darüber. Hundert Fiebern  
haben den Fall zu entschleiern gesucht, aber  
sie verbunkelten ihn immer mehr, und in  
allen Nachschlagebüchern steht zu lesen:  
»Rudolf starb eines unnatürlichen, noch  
heute unaufgeklärten Todes.« Keine  
von den hundert Darstellungen hat vollen  
Glauben gefunden, da offiziell vom ersten  
Augenblick an zu viel gelogen wurde und  
den unmittelbaren Zeugen des Ereignisses  
der Mund durch Eide versiegelt war.

Aber ein Studiendirektor und Biblio-  
thekar in Olmütz, namens Willibald  
Müller — er ist vor einiger Zeit gestor-  
ben —, kam nach so vielen Jahren durch  
Zufall in den Besitz eines Quellenberichtes  
aus der unmittelbaren Umgebung des Kron-  
prinzen Rudolf. Und seine Witwe übergab  
ihn vertrauensvoll der Leitung dieser Blät-  
ter. Ihr Gemahl habe seinen Fund für die  
Öffentlichkeit bestimmt, und er glaubte schon  
deshalb keinen Unglimpf gegen den toten  
Kronprinzen zu begehen, weil aus diesem  
Bericht klar und unzweideutig hervorgehe,

daß Rudolf von fremder Hand getötet wurde und nicht als Selbstmörder gestorben sei.

Dieser Quellenbericht über die letzten Tage in Mayerling ist keine »Sensation«. Auch rührt er nicht etwa von einer der beteiligten Standespersonen oder einem Gaste des Kronprinzen her, sondern von dem bescheidenen Unterförster Karl, der ihm stets zu persönlichen Dienstleistungen zugeteilt wurde, wenn Jagd in Mayerling war. Zustande gekommen ist dieser schlichte, volkstümliche Bericht fünf Tage nach der Katastrophe, und zwar auf folgende Weise: Die Wirtschaftlerin eines im Wagtal angesiedelten deutschen Barons erinnerte sich anlässlich des ungeheuerlichen Ereignisses, daß sie eine gute Freundin in Heiligenkreuz habe (Mayerling gehört zu Heiligenkreuz), und sie schrieb dieser und bat sie bringend um nähere Mitteilungen. Sie würde gewiß mehr wissen als die Zeitungen. Nein, sie wußte nicht mehr. Aber sie kannte ja den Unterförster Karl, der dem Kronprinzen die Gewehre und

die Stiefel putzte, so oft er hier war. Der konnte mehr wissen. Und sie lud ihn für den Abend des 4. Februar 1889 ein. Die Frau hatte einen Sohn, einen Obergymnasiasten, der zufällig daheim bei der Mutter weilte. Er war ein guter Stenograph und wollte alles aufnehmen, wenn der Unterförster etwas zu erzählen wußte.

Und so entstand dieser Bericht. Anwesend waren Mutter und Sohn, ein ungenannter »Onkel« des Hauses und der Unterförster, der, als man ein Glas getrunken und zur Pfeife gegriffen hatte, gerne bereit war, unter Verschwiegenheit alles zu erzählen, was er wußte. Der Obergymnasiast aber schickte am andern Tag einen großen brieflichen Bericht ins Wagtal. Die beglückte Wirtschaftlerin des Barons weichte ihre Herrschaft ein, und eine zu Gast dort weilende adlige Dame nahm sich eine Abschrift von der Erzählung. Diese Abschrift aber lag, nach dreißig Jahren, Willibald Müller vor.

Hier ist der Wortlaut des Berichtes:

Sonntag nachmittag, am 27. Jänner, hat uns der Herr Oberförster Bauer rufen lassen und uns gesagt, daß Montag früh bei der Klemm gejagt wird und daß Se. Hoheit kommen wird. Zu mir hat er gesagt, ich soll Montag früh ins Schloß gehen, ob man mi net brauchet. (Dazu bemerkt der Brieffschreiber: Der Karl ist nämlich immer, wenn Se. k. u. k. Hoheit ohne Leibjäger kam, zu seiner Bedienung ins Schloß befohlen worden.) Na, ich hab mir denkt, i geh' glei no heut hin und bin wenigstens glei bei der Hand, wann m'r mi brauchet.

Montag, den 28. Jänner, hab'n m'r überall schon eing'heißt g'habt, und um 7 Uhr früh sind die Herren a schon da gewesen, der Prinz, Coburg und der Graf Hapos, aber der Kronprinz net. Se hab'n gesagt, er kommt später, hab'n gefrühstückt und sind zur Klemm gefahren. Dort hab'n die andern alle schon auf sie gewart'. Um a zehn is der Herr Loschel mit an Fialer aus Baden kommen. Er is mit der Bahn bis Baden g'fahren und hat g'sagt, Se. kaiserl. Hoheit wird bald kommen. I hab' g'fragt, ob der Leibjäger a kommt. Er hat g'sagt, er wack' net. Und so hab' m'r gewartt und gewartt, der Kronprinz is aber net kommen.

Da auf amal, so um 3 Uhr, steht er da. Er is g' Fuß kommen. Wie er mi g'sehn hat, sagt er: »Sind die Herrn schon auf der Jagd?«

»Ja,« hab' i g'sagt, »auf der Klemm.«

Dort im Vorzimmer hat er i glei niederg'setzt und hat g'sagt: »Bin i aber müd! Wann der Wagen kommt, weiß i nit. Der ist steden blie-

ben und fahrt mit Schneden.« Dann hat er zum Loschel g'sagt, er soll ihm an Cognat, Thee und was zum Essen bringen, und is in sein Zimmer gangen.

Der Herr Loschel hat den Cognat neintragen, und i bin in die Kuchl gangen und hab' das Essen für n' Kronprinzen g'holt. Die waren alle überrascht, daß er da is; niemand hat ihn kommen g'sehn. Wie i ins Vorzimmer kommen bin, hab' i anklopft. Der Herr Loschel is 'rauskommen und hat das Essen 'neintragen. In aner Weil hat er mir seine (des Kronprinzen) Kleider und seine Stiefel 'rausbracht zum Puzen. Die waren voller Kot.

Die Stiefeln hab' i net puzen können, weil's ganz naß waren. Die hab' i aufg'schlagen. Die Kleider hab' i glei auspußt und wie ich's in's Vorzimmer bracht hab', hat der Herr Loschel g'sagt, ich soll nur still sein, Se. kaiserl. Hoheit hat si glei niederg'legt und schlaft fests, weil er die ganze Nacht net g'schlafen hat.

In aner Stund drauf is der Bratfisch [der Leibfialer des Kronprinzen] kommen ohne Jäger, und so bin i im Schloß blieben. Der Bratfisch hat nur g'futtet und is glei wieder fort.

Na, dann sind die Herrn von der Jagd kommen. Um sechs wurde gespeist, und da war der Kronprinz a dabei. Nach dem Essen is der Schloßverwalter beim Kronprinzen g'wesen, und wie er fortgegangen is, der Oberförster Bauer.

Sie sind bald alle schlafen gangen. Wir waren a bald fertig. Am Dienstag den 29. in

der Früh — 's wird so a fünf Uhr gewesen sein, i bin grad aufgestanden — is der Herr Loschek kommen, hat mi schredlich ausg'schimpft und hat dem Kronprinzen seine Stiefel haben wollen. »Na,« hab' i g'sagt, »hat er denn fane ändern? Die da seind no naß.« — »Na,« hat er g'sagt, »er will nur die hab'n und is wild, daß 's net da sein.« Jetzt hab' i 's müssen a so geben.

Um 8 Uhr war der Kronprinz schon zurück, hat mit die Herrn gefrühstückt, is aber net mitgegangen auf die Jagd.

Der Jäger und die andern Leut' waren befohlen zur Glashütte; dort war am Dienstag die Jagd.

In aner Stund vielleicht hat mi der Kronprinz rufen lassen und hat mir g'sagt: »Du nimmst den Wildwagen und fährst mit no zwei Leuten auf d' obere Bläß. Dort holst du den Hirsch a, den i heut früh' auf der Pirsch g'schossen hab'.« Und wie i schon 'nausgegangen bin, hat er mir noch nach'grufen: »Gebt's nur auf's Geweih acht,« und wann er kommt, solln wir ihm rufen, er will beim Abkrönen dabei sein.

Der Verwalter war grad a drinnen bei ihm, wie er mi hat rufen lassen.

Wie i noch im Hof war, is der Herr Verwalter 'rauskommen und hat g'sagt: »Ich glaub's Se. kaiserl. Hoheit, daß ihm da gut is. Grad hat er mir g'sagt: Wenn i in Wien bin, denk' i immer, wenn i nur a Ruh' hätt' und arbeiten könnt', und wenn i da bin, is mir so gut, daß i faul werd' und net arbeiten will.«

Na, dann bin i fortg'fahren.

Auf der Bläß is der Hirsch g'legen und der Herr Förster hat sehr g'schimpft, daß i so spät komm' und daß er so lang hat warten müssen.

Wie wir den Hirsch bracht' hab'n, hab' i's glei den Herrn Loschek g'meld't. Der hat aber g'sagt: »Jetzt muß i warten, weil die Baronin scho da is.« I weiß net, wie's geheißn hat, aber i hab's gut kennt. Die war oft im Schloß, zuerst mit aner andern, dann immer allan. Is a oft auf d' Jagd mitgegangen und hat mitg'schossen. Sie war a recht a saubres fesches Frauenzimmer. Daß s' mit ihm was hat, das hat man ja g'wußt. E' war auch nix neues. Sind oft Frauenzimmer dagewesen. Auch zu die andern Herrn sein's kommen, aber sagen hat ma halt nix dürfen. Mein Gott, er war halt no jung. Wild war er scho oft, aber glei wieder gut. Is schab' um ihn, so an kriegen m'r nit mehr.

Also der Herr Loschek hat mir dann a paar Brief geben; die hab' i wegg'schickt. An wen sie waren, waß i net, ich hab' net geschaut.

Nach dem Gabelfrühstück bin i g'rufen worden, und da hab' i den Hirsch abkrönen müssen, und da hat mir der Kronprinz und die Baronin zug'schaut. Dann sind's fortgegangen in den Wald, der Kronprinz mit 'm G'wehr.

Um a viere herum sind's alle zurückkommen, und alle waren sehr lustig. Der Prinz Coburg hat nur bissel was gessen und is glei wegg'fahren. (Dazu bemerkt der Brieffschreiber: Zum Diner beim Erzherzog Karl Ludwig.) Die andern hab'n dann g'speist.

I hab' den Befehl g'habt, daß der Bratfisch um achte eingespannt hat. 's war aber scho lang neune vorüber, so is die Baronin erst wegg'fahren, wohin weiß i net. Aber wie i zum Bratfisch g'sagt hab': »Na, da werdt's schön spät nach Hause kommen,« hat er g'sagt: »Mir hab'n ja net weit.«

Der Graf Hoyos und der Kronprinz hab'n sie zum Wagen geführt. Der Herr Loschek hat die Kleider tragen und i hab' das Licht g'halten. Der Kronprinz selber hat's einpaßt.

Das letzte Wort, was er g'sagt hat, war: »Also morgen.« Was sie g'sagt hat, hab' i net verstanden, weil i in der Tür g'standen bin, daß mir der Wind net das Licht auslöschen tut.

Aber g'lacht haben's, und lustig waren beide.

Drauß is Schnee g'fallen. Wie der Kronprinz mit 'm Grafen neingangen is, war ihm kalt. Er hat si' d' Händ g'rieben und hat zum Grafen g'sagt: »I's g'scheit, daß 's schneit; da hab'n wir morgen gute Spur.«

Na, und da hab' i ihm zum letztenmal g'gehn.

Dann war noch der Förster Bauer bei ihm. Der hat g'meld't, daß d' Jagd am Krottenbach sein wird. Der Kronprinz soll g'sagt hab'n: »D' Leut sollen um 8 Uhr schon alle dort sein, denn lang können wir morgen net jagen, weil i nach Wien muß.«

Bei der Nacht hab' i beim Verwalter a Tür gehn g'hört. Da hab' i wissen woll'n, wer dort so spät umgeht. I bin aufg'standen, bin um's ganze Schloß rumgegangen, hab' aber niemand net g'gehn.

Beim Kronprinzen war a fa Licht mehr. Das kann so um ½2 Uhr g'wesen sein. (Dazu bemerkt der Brieffschreiber: Die Schwester des Verwalters, Anna, ist Karls Geliebte.)

Mittwoch, den 30. Jänner früh hab' i schon die Stiefel in's Vorzimmer tragen, damit i net wieder was frieg. Da war der Loschek schon da und hat zu mir g'sagt: »Gut, daß Sie's bringen. Er i's scho auf.« Dann hab' i auf der Seiten nix mehr zu tun g'habt.

Um sieben Uhr hat mi der Graf Hoyos g'schickt, i soll im Speiszimmer schau, ob der Graf net sei Zigarrentaschen hat liegen lassen. I hab' nix gefunden und hab' auch im Vorzimmer beim Kronprinzen schau'n woll'n. I hab' die Tür aufg'macht, und da hab' i den Loschek sitzen g'gehn. Der hat g'schlafen. Da hab' i d' Tür wieder ruhig zug'macht, daß er net wach wird, und bin zum Grafen g'gangen. Da hab' i mir denkt, der Kronprinz muß wieder auf der Pirsch sein, weil der a so schläft.



Wie i beim Grafen fertig war, bin i gangen, und da hat mir der Graf nachg'rufen: »Schaun's, daß das Frühstück net zu spät kommt.« Dann bin i in die Küche gegangen, hab' g'frühstückt, dann dort ein bißel Späß g'macht. Dann bin i zum Verwalter und hab' mit der Anna g'redt.

Na und wie wir halt so reden, hör i auf einmal schrein: »Karl! Karl!« I lauf, der Loschel schreit: »Karl, schnell nach Baden, an Doktor, an Doktor!«

Im Vorhaus stehn zwei Jäger, der Böttel und der Werostel. I frag: »Was macht's denn da? Was is g'schehn?« — »Den Kronprinz hab'n's umgebracht,« sagen's. — »Jesus, Maria,« schrei ich. I lauf hin, i lauf her, i wuß net, was i tu. Der Bratfisch is net zurüd; der Kronprinz hat sein'n Wagen mit; was soll i tun? Da lauft aber der Verwalter daher und reitet nach Baden um den Doktor.

I lauf zurüd in's Vorzimmer, um no was zu erfahren. Da macht der Graf die Tür auf.

»Schnell 'n Telegramm nach Wien!« Ja, aber der Verwalter is schon fort.

»Schnell, schnell,« ruft er.

Ich lauf wieder rum und schick' das Telegramm fort.

Der Hof is schon voller Leut'. Jetzt komm i zurüd, will fragen, was g'schehn is, aber i kann nimmer 'nein.

Im Vorhauszimmer stehn der Jäger Böttel und Werostel und lassen niemand mehr 'nein und sagen mir auch nichts andres mehr als: »Dem Kronprinzen ist heut früh auf der Pürsch bei der roten Buchen a Unglück g'schehn.«

Wie's zugegangen is? Ob ihn die zwei bracht haben? Ob's was g'sehn oder g'hört haben? Sie sagen kein Wort mehr.

Jetzt ruft mi der Loschel in's Vorzimmer; jetzt lassen's mi 'nein.

I hab' müssen in der Waschküßel Schnee bringen und alle Servietten, die bei d'r Hand waren. Auch Leintücher hat mir die Anna geb'n. Damit hab'n's den Kronprinzen eingebunden — das hab' i mir aber nur a so denkt.

Der Doktor is von Baden mit an Fiaker kommen, und wie 'r in's Zimmer is, hab' i 'neinsehn können.

Der Kronprinz is auf'n Bett gelegen, Stiefeln und Hosen hat er angehabt, mehr hab' i net seh'n können, weil die Tür nit so lang offen war und weil der Loschel vor ihm g'standen is.

Wie der Doktor a weil' drin war, is der Kronprinz zu sich kommen, hat d' Augen aufgemacht, hat alle ang'schaut und hat gelächelt, aber sprechen hat er nit können. Der Loschel is weinend herauskommen und hat's uns d'rählt.

I hab' ihn g'fragt: »Was is denn g'schehn?« Er hat g'lagt: »Das kann ma no net sagen.«

Nacher is der Prinz Coburg kommen. Der

hat no nix g'wußt. Da hat der Kronprinz no g'lebt, dann aber hat er glei zum Ziehen (Röcheln) angefangen. Bis in's Vorzimmer hat ma's g'hört. Bald darauf is er g'storben.

Dann sind alle 'rauskommen und hab'n g'weint, na und i halt a.

Alle Dienstleut' vom Schloß sind z'sammen-g'rufen worden, und da hat uns der Doktor g'lagt: »Er. kaiserlichen Hoheit is die Herzaber g'sprungen und da hat ihn der Schlag troffen.«

Und der Prinz hat g'lagt: »Wer sich untersteht, was andres zusammenzulügen, verliert den Dienst.«

Dann hat der Prinz Coburg die Leut' weg-g'schickt; die hab'n alle g'weint.

Dann is der Loschel 'nein in's Zimmer, hat finster g'macht und Lichter anzunden.

Beim Aufmachen der Tür hab' i g'sehn, daß der Kronprinz schon auszogen is und im Bett zudeckt liegt. Das Gesicht war bedeckt mit an Tuch.

Dann hat der Prinz die Tür zug'sperrt und den Schlüssel eing'stedt und is ins andre Zimmer gegangen.

Dann is der Graf mit 'm Doktor in sein' Fiaker weggefahren, der Doktor nach Baden, der Graf nach Wien.

Im Vorzimmer is der Verwalter, der Loschel und i blieben, damit niemand zu seiner Tür geht. Nit amal in 'n Hof haben die Leut' 'nein dürfen; da is der Gendarm und der Oberbofer g'standen.

Auf einmal is der Bratfisch ankommen mit der Baronin. Den Bratfisch hab'n's glei 'nein-g'lassen. Der hat ausg'schaut wie a Narr, so weg war er.

Die Baronin war so weiß wie a Leintuch. Sie is auf die Tür gestürzt und hat geschrien: »Is wahr, is er tot?«

Wie's nit hat 'neinkönnen, is zum Prinzen gegangen. Der hat sie zum Kronprinzen nit 'nein lassen wollen. Sie hat g'weint, g'schrien, g'bitt — das hab'n wir alle gehört. Na und nachher is sie mit dem Prinzen 'rauskommen und hat mir befohlen, a Tasch'n aus 'm Wagen zu bringen.

I hab's bracht. Sie hat's auf 'n Tisch g'stellt und aufg'sperrt und hat zum Prinzen g'lagt: »Nur die Rosen lassen's mit 'neingeben.« Der Prinz hat ihr dann gesagt: »Nur auf a Viertelstund!« und hat ihr dann den Schlüssel geben. Und zum Loschel hat er g'lagt: »Niemand darf hinein.« Dann is er ins andre Zimmer gegangen.

Die Baronin hat zum Loschel g'lagt: »Ach, wär i nur nit fortgegangen gestern.« Dann hat's um a Glas Wasser bitt' und dann is 'neingangen und hat die Tür zug'sperrt.

Und dann haben wir sie schrein und weinen g'hört, dann is still geworden. Wir haben an der Tür gehorcht, aber es war ganz still.





**Emil Riemen: Vertender Krieger**

Aus der Deutschen Kunstausstellung in Stuttgart vom Sommer 1921



Dann is der Prinz kommen und hat g'fragt, ob 's no drin is. Dann hat er 'nein wollen. Weil's aber zug'sperrt war, hat er geklopft und g'sagt, sie soll scho kommen.

Sie hat gerufen: »Glei, glei!«

Der Prinz is wieder weg, und drin war's wieder still.

Da auf amal hat's an Knaller g'macht — a Schuß.

Wir sind auf'sprungen, konnten aber nit 'nein. Dann hab'n m'r den Prinzen g'rufen und die Tür aufbrochen. Da sind halt alle nein, und i halt a.

Der Kronprinz is im Bett g'legen. Den Kopf hat er einbunden g'habt, in der linken Hand die Rosen. Die Baronin war auszogen; nur im Hemd und Unterrod. Die is auf ihm g'legen, und die linke Hand hat sie um seinen Hals g'habt, und ihr Gesicht ist ganz bei seinem Gesicht g'wesen, als wenn's ihn hätt' küssen woll'n. Und von ihren Blut war er ganz begossen.

Wir sind dag'standen wie dumm; aber der Prinz hat g'sagt: »Herunter mit ihr!«

Na, da hab'n wir sie auf die Erde g'legt, aber sie war schon maustot.

Und dann hab'n wir 'naus müssen, und der Prinz hat g'fragt: »Ihr werdet schweigen! Wer was sagt, wird lebenslänglich eing'sperrt.«

Dann is der Wiener Doktor (Prof. Widerhofer) kommen, dann der Graf Bombelles [der Obersthofmeister des Kronprinzen].

Dann hat uns der Prinz wieder alle zumengerufen und hat g'sagt: »Der Wiener Doktor hat auch g'sagt, daß a Schlag war und von der Baronin darf niemand a Wort sag'n.« Dann hat er lang mit dem Loschel g'redt, und dann hat der Loschel mi und den Verwalter g'rufen, und da sind wir hinein zum Kronprinzen. Im Vorzimmer hat der Graf gewacht.

Wir haben aus den andern Zimmern an Divan geholt, haben den Kronprinzen drauf g'legt, hab'n sein Bett frisch aufgemacht, ihm das Gesicht abgewaschen — das war voll Blut —, ihm ein andres Hemd geben, und da hab' i g'sehen, daß er ganz in a Leintuch eing'wickelt is. Dann hab'n wir ihn wieder ins Bett gelegt, zugebedt und halt a so herg'richt wie an Toten.

Die schmutzige Wäsche hab'n wir müssen hinter die spanische Wand legen; darauf hab'n wir die Baronin g'legt und alle ihre Sachen dazu.

Drauf sind wir 'naus, und der Verwalter hat dem Grafen a paar Brief' geben, die er drin g'funden hat und die die Baronin g'schrieben haben soll. I glaub, es waren ihrer zwei.

Bei der Nacht hab'ns dann den Kronprinzen fortg'führt. Der Baronin ihre Leut' sind a dagewesen, haben aber net 'nein dürfen.

Die Tür hat man nit mehr zusperrn können. Da hat man, wie der Kronprinz drauß war,

den Rasten vorg'stellt und an Strid drüber geben. Der is an der Mauer links und rechts ang'nagelt worden, und dann is der Nagel versiegelt worden.

Donnerstag früh am 31. Jänner hat man den Förster Bauer bei der obern Bläß an der roten Buchen erschossen g'funden.

Die einen sagen: »Er hat sich selbst erschossen.« die andern: »A Wildschütz hat's tan.« und no andre sagen: »Man hat ihn erschießen lassen.«

Na, was dran is, weiß nur der liebe Gott allein, und was man sich denkt, sagen darf man's nit.

Bei der Nacht sind die Herrn wieder kommen und hab'n gesagt: »Man muß die Bettwäsche vom Kronprinzen nach Wien bringen.«

Da sind wir also wieder 'nein gangen, der Loschel und i und der Verwalter. In die Risten, die 's bracht hab'n, hab'n wir die Baronin 'nein g'legt, die blutige Wäsche a dazu. Dann hab'n wir's zug'sperrt und 'naustragen und selbst auf'n Wagen aufg'laden. Dann, in aner Stund' vielleicht is der Graf Hoyos und der Loschel mit 'm Wagen weggefahren, wohin, das weiß i net.

Am Freitag den 1. Februar bin i mit 'm Verwalter nach Wien g'fahren, und da hab'n wir alles erzählen müssen, was wir g'wußt haben. Da hab'n 's uns g'sagt: »Der Kronprinz hat sich selbst erschossen.« Na, und das muß man glauben.

Wir sind in an Zimmer aus'fragt worden vom Grafen Bombelles, und der hat alles aufg'schrieben, was wir g'sagt haben. Die Tür in a andres Zimmer war offen, und wie wir abgegangen sind, hat der Verwalter g'sagt, daß in dem Zimmer der Kaiser zug'hört hat.

Also, wie i's Ihnen da erzählt, so hab' i's gestern in der Burg erzählt, und mehr weiß i net und kann i net sagen. Was i mir denk', darf m'r net sagen. I weiß, bei Ihnen is gut aufgehoben und Sie werd'n mi net ums Brod bringen.«

So schließt der Bericht.

Der Briesschreiber fügt hinzu: »Soweit die Mitteilung des Sohnes unsrer alten Kathi. Er ist gleich den Tag nach seinem Bericht in der Burg als Förster angestellt und versetzt worden. Ebenso die beiden Unterförster, die den Kronprinzen gebracht haben. Auch das andre Forstpersonal wurde versetzt.

Dieser treuherzige Bericht, dessen innere Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit niemand bezweifeln wird, löst das Geheimnis von Mayerling nicht, er gibt sogar neue Rätsel auf. Aber er entkleidet den berühmten »Fall« von so manchem Lügengewebe und all den hinzugebichteten romantischen Schnurren phantasievoller Köpfe.



Franz Karl Ginzkey

Originalaufnahme aus der Werkstatt von F. C. Kofel in Wien

## Rositta

Novelle von Franz Karl Ginzkey

### I

Mein Freund Adermann, der Maler, hauste im siebenten oder achten Stockwerk einer der neuen Zinskasernen in der Nähe der Stephanskirche. Der Aufstieg zu ihm war wie ein Gleichnis: aus der lärmdurchtobten Gasse, aus dem Wirrsal einer vielfach so zwecklos überhitzten Welt, stieg man eine immer stiller werdende Treppe empor und kam an allerlei eisenbeschlagenen Boden- und Waschkammertüren vorbei, bis man schließlich in Adermanns gläserner Behausung unter dem Dache landete. Dort stand der Künstler von früh bis abends vor der ungebärdigen Leinwand und rang mit seinem Gotte, auf daß er ihn segne.

An seinen Fenstern zog der eifrige Rauch aus fremden Kaminen vorüber, der Himmel war voll Helle und Eindringlichkeit, man befand sich hier über dem Dachgebrause der Millionenstadt jenseits aller Gebundenheit, der Geist sprang leicht und rasch seine Ziele an, durch nichts beeinflusst als durch seine innere Forderung.

Dieses durch das Getöse der Welt zur befreiten Einsamkeit gelangen, ich empfand es nirgends deutlicher, als wenn ich zu Adermanns lustiger Werkstatt hinaufstieg. Ich kam meist gegen Abend, vor dem Dunkelwerden, zu ihm, da wußte ich seine Tagesarbeit vollendet und konnte noch erforschen, was er etwa Neues zuwege gebracht. Adermann nahm seine Sache nicht leicht. Er erblickte in jeder Kunst und besonders in seiner eignen etwas sich fortwährend Wandelndes und Erneuerndes; es schien ihm durchaus unwürdig, an der Krücke der Überlieferung fremde und eigne Fertigkeit totzubehen. Er wollte sich sein Bekenntnis zum Leben täglich neu und in neuer Form erobern, so wie jeder Augenblick immer wieder eine völlig neue Welt bedingt. Das hatte aber zur Folge, daß er täglich wieder als Lernender auftrat, wo er bei einiger Beschränkung längst ein Vollendeter hätte sein können. Er wollte in seinem Eifer nicht zugeben, daß der Weg zum Meisterlichen in der Beschränkung liege; er



pflegte zu sagen, er wolle in dieser Hinsicht lieber hungrig sein als satt. Es war auch sonst eine Unstetigkeit in seinem Wesen, die mir wie die Spiegelung eines unüberwundenen inneren Leidens erschien. Nunmehr, da ich weiß, um welch ein Schicksal es damals für ihn ging, ist mir manches begreiflich geworden.

Als ich die Nachricht vom Tode Adermanns erhielt, war ich eben nach kurzer Abwesenheit wieder nach Wien zurückgekehrt. Die Künstlergenossenschaft, deren Vorsitzender er war, hatte mir die gedruckte Todesanzeige geschickt. Ich fand sie ahnungslos auf meinem Schreibtisch, und die förmliche Art, in der ich da den Tod des mir so lieben Menschen erfuhr, wühlte mich um so schmerzlicher auf. Die tödliche Grippe, die damals eben wieder — es war um die Nachkriegszeit im Herbst 1919 — die Stadt durchseuchte, sie hatte mir auch den Freund in diesen wenigen Tagen dahingerafft. Zugleich mit der Anzeige war auch ein Päckchen an mich gelangt, im letzten Auftrag des Sterbenden, wie ich hernach erfuhr. Es befand sich darin eine größere Anzahl beschriebener Blätter und überdies ein kleiner schwarzer Spiegel, wie ihn Malersleute verwenden, um die Tönungen der Landschaftsfarben abzuschätzen. Ich hatte das unscheinbare Ding, über dessen Verwendung ich erst später von ihm aufgeklärt wurde, mehrmals in seiner Werkstatt gesehen, und es ist mir noch in Erinnerung, daß er meiner Frage nach der Bedeutung zuerst in seltsam schroffer Weise ausgewichen war. Dann aber, als täte ihm das Leid, erklärte er mir den Zweck des Gegenstandes und fügte, wie ich mich wohl noch erinnern kann, mit einiger Ironie hinzu: »Bleibt leicht erfahren Sie noch, was dieses Ding, ganz außerhalb seines handwerklichen Zweckes, für mein Schicksal einst bedeutete. Es war sozusagen ein Requisit auf der Bühne meines Lebens. Sie lieben ja solche Beziehungen zu den scheinbar toten Dingen, wie Sie sie nennen. Hier gäbe es einmal einen guten Stoff für Sie.« Er spielte damit auf meine Gesplogtheit an, zu jeder Erzählung, an der ich arbeitete, irgendeines Gegenstandes aus der Wirklichkeit zu bedürfen, damit ich gleichsam an dessen unbestreitbare Tatsächlichkeit den Faden der Phantasie anknüpfen könne.

Nun saß ich da, um mein bestes Stück kameradschaftlicher Freude betrogen, und hielt das Vermächtnis des Freundes in der Hand, den schwarzen, in schlichtes Holz gefaßten Spiegel, der das Licht meiner Lampe gierig in sich sog und es geheimnisvoll widerstrahlte, wie aus einer dunkel hinter den Dingen liegenden abgründigen Welt. Und ich dachte heute noch mit Beschämung daran, daß ich plötzlich inmitten meines Schmerzes in den mir hinterlassenen Blättern geistige Beute zu wittern begann, wie

der Jäger die Nähe des Wildes. Es war wie eine Gewalt von außen, die mich da ins Begierige trieb, sozusagen noch am Sarge meines Freundes, der nun, da er mir verloren war, in seltsam neuer Lebendigkeit vor mich hintrat. Ich schlug in Hast die beschriebenen Blätter auf, und es war da plötzlich, mir selbst verwunderlich, ein Hauch verstörter Besorgnis in mir, es könnte hier das Schicksal meines Freundes von ihm selbst in solcher Vollenbung wiedergegeben sein, daß ich aus Eignem nichts mehr hinzuzufügen hätte.

Mir war, als öffnete ich mit diesem Vermächtnis das Tor zu einem Tempel, wobei ich zugleich wünschte, ich träte über die Schwelle meiner Werkstatt. Ich las und las und trank in mich, was Adermann in einsam verponnenen Stunden sich selbst bekannt hatte, in seiner schlichten, oft rührend ungelenten, aber niemals menschlich inhaltslosen Art. Und bald erkannte ich: es war ihm lediglich um Befreiung seiner selbst, nicht um eine Schilderung für andre zu tun gewesen, und damit begann es nun in mir entscheidend mitschaffend lebendig zu werden. Mir war, als sei mir die Mission zuteil geworden, die Wiedererzählung von Adermanns Schicksal auf mich zu nehmen, ja als entspräche dies seinem besonderen Wunsche. Ich glaubte das aus dem Umstand schließen zu dürfen, daß er mir auch den kleinen Spiegel gesandt hatte, diesen berebten Zeugen einstiger Wirklichkeit, wohl als »Impuls zu meiner Dichtung«, wie er damals sagte.

Der Spiegel lag, während ich das Nachfolgende in wenigen Tagen niederschrieb, stets auf dem Tische neben mir, als das einzig Greifbare aus diesem zarten Gespinnst von seelischen Schmerzen und Abenteuern. Er strömte aus seiner dunklen Tiefe das Geschehnis aus, dessen Zeuge er von Anfang an gewesen war. Und in dem Maße, als ich immer näher davon Kenntnis nahm, begann ich selbst eine Art von suggestiver Zauberei mit ihm zu treiben. Ich sah in ihn hinein und erschaute, was ich wollte: das blaue Gestade des Gardasees, Adermanns farbig durchlittenes Schicksal, der stolzen Rositta lachendes Antlitz und geheimnisvoll im tieferen Hintergrunde das ganze fremde, traumhaft schöne und auch ein wenig trügerische Land. Er belehrte mich aufs neue, daß kein Mensch und keines Menschen Schicksal sich lösen kann aus seiner Umwelt, so wie ja auch im Spiegelbild kein Gegenstand allein für sich in Erscheinung zu treten vermag.

Doch nun zu Adermanns Erzählung:

Im Herbst des Jahres 1913 befand ich mich wieder einmal in dem uralten Städtchen Klausen in Südtirol. Dort wimmelt es ja von Malersleuten, die aber gemeinlich andre

Suede verfolgen als ich. Sie suchten fast alle »Romantik« dort, sie malten Melancholie der Vergangenheit, Kulturgeschichte, übermooste bauliche Angelegenheiten, die der Zahn der Zeit (entsetzliches Bild!) so fleißig benagt hat. Also eigentlich doch mehr literarische Dinge. Mir aber war es dort im Eisadtal um allerlei besondere abseitige Beziehungen des Landschaftlichen mit dem Lichte zu tun, um seltene, wunderbare Buchen- und Weinlaubtönungen an den Abhängen unter Gufidaun oder um farbig verwegene Abenteuer in den blauüberglänzten Düstereiten der Thinnebachschlucht. Liebhabereien, wenn man will, mir seit Jahren vertraut und noch immer nicht ausgeschöpft, immer noch sprühend von neuer Erkenntnis und neuer Deutungsmöglichkeit. Auch die ernste Wehmut jener Landschaft tat das ihre, mich immer wieder zurückzurufen. Es war hier das starke, fast plötzliche Abschiednehmen des Südens, wie ich es nirgends so deutlich empfand. Und dem meine Seele gehörte, der Norden, er trat aus den silbernen Tälern hervor und entfaltete sein klares, unerbittliches Panier, gerecht und herb in seiner Farbe wie in seiner Gestalt.

Ich blieb ihm jedoch nicht immer treu, dem heimatischen Norden, besonders wenn es am Eisad gar zu novemberlich wurde. Dann regte sich spitzbübisches Wanderblut in mir, und ich brach mit meinem Malergewissen ins lombardische Leuchten hinab, um mich dort in den kleinen beweglichen Nestern tüchtig mit Glanz zu erfüllen, bis ich zuletzt, meist erst vor Weihnachten, doch wieder an beruhigte Heimkehr dachte.

So hatte ich Italien immer aufgesucht: als das helle Erlebnis, das wir dankbar suchen und bereichert wieder verlassen, das uns wohl zum Abenteuer, doch nicht zum Schicksal werden darf. Und vielleicht war es gerade dieses Überlegene, etwas allzu Selbstbewußte in meiner Betrachtung, was die Götter gegen mich empört haben mochte, so daß sie mich schmerzlich belehrten, daß Demut allzeit der beste Leitstern bleibt.

Begonnen hatte es so: Ich saß an einem melancholisch grauen Nachmittag, auf abendlichen Regen vorbereitet, an der Straße, die zum hochgelegenen Kloster Säben führt, und beschäftigte mich eben mit einer ganz merkwürdigen, leidenschaftlich durchbligten Stabfarbe des Hühnhimmels über den Brigner Bergen, als mein Blick, durch einen plötzlichen Glanz gerufen, auf den kleinen Spiegel fiel, den ich wie immer seitwärts an die Staffelei gelehnt hatte. Er zeigte mir die Landschaft in meinem Rücken, und die war im Hühnwind nun mit einemmal zur wunderbarsten azurnen Felle aufgerissen, voll rufender Sehnsucht, voll Botschaft italienischen Himmelslichts, so daß die alte Wanderlust unermittelt in mir aufsprang und ich ihr ohne Umschweife und Überlegung so schnell als mög-

lich nachzugeben beschloß. Schon morgen wollte ich reisen, hinab ins Lombardische, nahm ich mir vor. Mich hielt der köstliche Gegensatz zwischen dem Licht und dem Dunkel so sehr im Bann, daß ich es nicht für nötig fand, mich umzuwenden und das farbige Wunder mit eignen Augen zu schauen. Ich ließ es lediglich im Spiegel auf mich wirken und erlebte so beides zugleich, den Süden und den Norden, mit der abseitig durchtriebenen Freude, daß ich da eigentlich Mutter Natur um eins ihrer schlichten Gesetze betrog.

Es geschah nun aber, daß es in meinem Spiegel nicht allein beim Landschaftlichen blieb. Ich sah auf der Straße, die sich hinter meinem Rücken aus dem Tale aufbog, plötzlich eine dunkle Gestalt erscheinen, ein junges weibliches Wesen offenbar, das mit ungewöhnlicher Eile auf mich zuzukommen im Begriffe war. Die Umstände, unter denen das geschah, ließen mich die Erscheinung zuerst als etwas durchaus Traumhaftes, Visionäres empfinden. Als Schattenriß vor dem lichten Himmel flog sie wie vom hellen Hühn getragen auf mich zu, auf den Zehenspitzen, wie mir schien, vielleicht um von mir nicht gehört zu werden. Sie hielt, wie ich zugleich bemerkte, einen aus Laub geflochtenen Kranz in der Hand, und so schien sie mir wie eine der Tiefe entstiegene Göttin oder Muse, die vielleicht nichts Geringeres vorhatte, als mich für irgendein Verdienst zu krönen, dessen ich mir nicht bewußt war.

Das Gehaben der eiligen jungen Dame berührte mich jedenfalls höchst sonderbar. Zeit zur Überlegung hatte ich nicht. Ich verbielt mich für alle Fälle ruhig und vermied, mich vorzeitig umzuwenden.

Dann spielte sich alles rascher ab, als es sich erzählen läßt. Ich sah die geheimnisvolle Fremde plötzlich dicht hinter mir mit erhobenem Kranz, sie hatte, es war kein Zweifel, tatsächlich vor, ihn mir aufzusetzen. Schon aber war ich aufgesprungen, entriß ihr den Kranz und stand ihr Auge in Auge gegenüber.

Ein junges, auffallend schönes dunkeläugiges Mädchen war es, das sich da schweratmend und verärgert vor mir befand, jetzt mit dem Fuße aufstampfte und mich im unverkennbaren Deutsch der Italienerin in drolliger Erbitterung anherrschte: »Nun also, jetzt haben Sie mir die ganze schöne Wette verdorben!«

»Schöne Wette?« fragte ich erstaunt.

»Nun ja, eine Wette,« fuhr sie mich halb zwischen Lachen und Weinen an. »Da haben wir's. Jetzt lachen die da unten und verhöhnen mich! Und ich bin doch so leise gegangen! Wie vermochten Sie mich zu hören? Haben Sie denn Augen im Rücken, mein Herr?«

Diese originelle Art, meine Bekanntschaft zu machen, ließ mich zunehmend heiterer werden.

Zugleich bemerkte ich unten an der Straße ein Grüpplein junger Leute, die unternehmend zu uns heraufwinkten und sich mit Zuruf und Gebärde als zu uns gehörig zu betrachten schienen.

»Ah, nun beginne ich zu verstehen, meine Dame,« lächelte ich mit höflicher Verbeugung. »Wir beide sind hier, scheint es, die Opfer einer Wette geworden. Mir ist das in diesem Falle durchaus angenehm. Mein Name ist Adermann.«

Die Schöne musterte mich ein Weilchen von Kopf zu Füßen, dann lachte sie heraus: »Ja, wissen Sie, mein Herr, die Idee war nämlich gar nicht von mir, sondern von meinem Vetter Tonio, Tonio Levati, dem Maler, den Sie ja zweifellos kennen. Er wohnt ja mit Ihnen in der »Blauen Traube«. Er meinte, es fehle mir der Mut, Ihnen diesen Kranz aufzusetzen. Ich aber sagte: Per bacco, das wollen wir doch sehen! Ich hatte mir vorgenommen, mich von rückwärts an Sie heranzuschleichen, ganz lautlos, wissen Sie, Ihnen schnell den Kranz aufzusetzen und dann davonzulaufen, so rasch ich nur konnte. Ja, das wollte ich! Und jetzt, jetzt bin ich aufs schönste blamiert.«

Sie sprudelte das in so reizend kindlicher Unbekümmertheit hervor, daß das bißchen Arger, das mich noch erfüllen mochte, wie Schnee an der Sonne zerrann. »Wissen Sie was, Fräulein —, begann ich.

»Ich heiße Rositta, Rositta Levati.«

»Nun wohl, Fräulein Rositta, gestatten Sie mir vor allem, Sie zu Ihrer Unternehmungslust zu beglückwünschen. Nein, im Ernst, mich freuen solche entschobene Formen befreiten Menschentums. Und nun hören Sie! Wir wollen jetzt den Spieß umbrehen und die dort unten ihrerseits ein wenig blamieren. Sie hatten gewettet, mich zu bekränzen, nicht wahr? Nun gut, das können wir immer noch tun. Dazu ist es keineswegs zu spät. Ich knie also hier vor Ihnen, und Sie bekränzen mich, Fräulein Rositta.«

»Bravissimo!« lachte sie und tat einen zierlichen Luftsprung. Und schnell entschlossen drückte sie mir den mächtigen Weidenkranz bis über die Ohren.

»In diesem Zeichen wollen wir siegen,« rief ich nun meinerseits, übermütig geworden. Ich alter Knabe fühlte mich plötzlich jung und töricht, wie schon seit langem nicht mehr. War es der Südwind, war es das Leuchten, war es das Licht in den Augen dieser kleinen Dame Rositta?

»Und nun wollen wir zu Ihrem Herrn Vetter hinab und zu den übrigen Herrschaften und sie unsererits tüchtig auslachen!«

Rositta war mit Freuden einverstanden. Einen Augenblick nur huschte ein Schatten von Besorgnis über ihr frischgarnes Jungengesicht.

»Sie sind mir aber nicht böse, nicht wahr?« fragte sie, plötzlich ernst geworden.

Wie lächerlich wäre es, jetzt pathetisch zu werden, empfand ich in diesem Augenblick. »Fällt mir nicht im Traume ein, Fräulein Rositta,« lachte ich. »Und nun in Eile eingepackt und aufgebrochen! Mit dem Malen ist es heute ohnehin nichts mehr.«

Die Gesellschaft auf der Straße war uns indessen ein Stüd entgegengekommen. Tonio Levati, der Maler, vermittelte die Bekanntschaft. Es waren junge Leute aus Salò und Gardone, Freunde Tonios, darunter auch Rosittas Bruder, Besitzer des Hotels »Regina« in Salò. Sie waren auf einem mehrtägigen Ausflug, wie ich nun erfuhr, und über Trient und Bozen bis nach Klausen gelangt, wo sie Vetter Tonio den längst versprochenen Besuch abstateten. Morgen in aller Frühe wollten sie wieder in die Heimat zurück.

Ich trug während dieses Gespräches, das italienisch geführt wurde, noch immer den Laubkranz auf dem Haupte und bemühte mich auch keineswegs, ihn abzunehmen. Ich wollte sein, wozu der Augenblick mich geschaffen: der von froher Hand Bekränzte, der Laune einer stark unbürgerlichen Stunde hingegeben. Nur so, empfand ich, konnte es mir möglich sein, meine Stellung hier zu behaupten. Immer noch ein Stüd unternehmender, temperamentvoller hatte ich zu sein als diese Leute hier vom Gardasee, mit ihrem keden Vetter Tonio in der Mitte. Sie hatten, wenn auch in aller Gutmütigkeit, ein Späßchen mit dem schwerfälligen Deutschen vorgehabt. Nun galt es, ihnen zu zeigen, daß man auch ihresgleichen zu sein vermochte und womöglich noch ein Stüd darüber.

Die kleine Gesellschaft wieder war, mit dem Spürsinn des Italieners, feinfühlig genug, meine Absicht zu verstehen. So wurde hier Höflichkeit verschiedenen Geblütes ausgetauscht, wurde Fremdbheit begrüßt und zugleich überbrückt.

Es gibt in Klausen eine alte Künstlerstube »Zum weißen Kreuz«, dort saßen wir abends in der Bugenscheibennische vor einem herbbblütigen Traminer und setzten mit Ernst und Scherz unsre neue Bekanntschaft fort. Von den jungen Männern war der eine Jurist, der andre Apotheker. Sie waren, gleichwie Rosittas Bruder, von jener leichten Beweglichkeit des Geistes, die der Italiener so geschickt mit einer Art ironischer Anmut zu verbinden weiß. Ich kannte und liebte das von meinen Reisen her, und es fiel mir nicht schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen, ohne mich innerlich aufzudrängen.

Rositta saß mit ihren sonnigen Augen mir gegenüber. Mir war von Anfang an bewußt, daß sie allein die Triebkraft meiner neuen Geselligkeit bildete. Lebe ich jetzt, vom Geschehnis



wohl weit schon ins Gedankliche entfernt, jene ersten Anfänge zurück, so entsinne ich mich, damals gedacht zu haben: Diese junge italienische Seele soll mir ein Kahn sein für die sehnsuchtsvolle Fracht meiner Träume. Es gibt kein schnelleres Gefährt über Traum- und Wirklichkeitsland als die Seele der Frau. Die Welt, an deren Toren ich stand, sie begrüßte mich hier in Rositta. Sie schien mir wie ein Symbol ihres Landes. Hier ist Dunkelheit und Licht zugleich, empfand ich, aufschäumendes junges Geblüt am Gestade alter Überlieferung, Felsblume an sonnigen Hängen, auch weites gesegnetes Land, überrauscht vom Getön frommgläubiger Gloden, Volk, seit Jahrtausenden durchwühlt von vulkanischem Feuer, ein wenig ermüdet vom ewigen Wechsel innerer Zwietracht und Wiederverjüngung. Jahrtausende lang Sehnsucht und Beute nordischen Eroberungstraums, Volk voll Freude an klingendem Spiel und flatternder Farbe, von Berg- und Seeluft zugleich gebräunt, selbst zum farbigen Stil und zur Landschaft geworden auf seiner Landschaft. Dies alles, wohl ein wenig phantastisch gedeutet, schien mir von Anfang an Rositta.

Und sie? Wie mochte sich mein Bild bei ihr zuerst gestaltet haben? Sie hat es mir später bekannt in ihrer rückhaltlosen Art, die doch immer auch voll präziösem Verschweigen des Lehten war. Hier ist ein gefälliger blonder Deutscher, hatte sie zu Anfang gedacht, er gefällt mir, er ist galant. Er weiß eine Brücke zu schlagen zwischen hier und dort. Er kommt aus der Fremde und ist doch bei uns zu Hause. Was er spricht, erscheint mir interessant, denn seine Form ist nicht die meine. Ich hoffe seine Bekanntschaft fortzusetzen.

Im übrigen war es, außer der Darsit unsrer ersten Begegnung, noch ein zufälliger äußerer Umstand, der bei ihr für mich zu sprechen schien.

Rositta war durch mehrere Jahre in einem Pensionat in Wien erzogen worden, womit auch ihr erstaunlich gutes, wenngleich im Klang nicht immer einwandfreies Deutsch zu erklären war. Die Anstalt lag im Bezirke Josefstadt, wo ich zu jener Zeit ebenfalls wohnte, ehe ich in die Nähe des Stephansplatzes zog. Der weite Garten des Pensionats stieß im Hintergrunde mit einem kleinen Hofe zusammen, in den das Fenster meiner bescheidenen Wohnung mündete. Ich konnte zuweilen über die Mauer hinweg die jungen weißgekleideten Damen zwischen den Bäumen lustwandeln sehen, immer paarweise, sehr gestittet, ein wenig verschüchtert scheinbar vom Ernste der als äußerst streng bekannten Anstalt. Mich beschäftigte dieses Bild sehr oft: die jungen anmutigen Gestalten in ihrer beherrschten Lebendigkeit, unter dem winternden Laub der alten Kastanien, von Sonnen-

lichtern überspielt, jede ein kleines wandelndes Geheimnis, Trägerin kommenden Schicksals, Jugend, sich ihres Wertes noch kaum bewußt.

Es waren auch viele fremdländisch dunkeläugige Geschöpfe darunter, Töchter begüterter bulgarischer und rumänischer Familien, vom Bezirksrath mit Vorliebe die Balkanmädel genannt. Unter ihnen also hatte sich, wie ich nunmehr erfuhr, auch die kleine dunkle Rositta befunden, und ich unterließ es nicht, ihr den Garten ihrer Jugend in farbiger Erinnerung aufleuchten zu lassen, wobei ich scherzhaft behauptete und es selbst fast schon glaubte, ich hätte sie damals bereits unter den spazierenden Mädchen erkannt, was sie mit schalkhaftem Lächeln bestätigte.

Es war schon spät am Abend, als man sich entschloß, den kleinen Felsbühl zu den Ruinen der Burg Branzoll hinaufzusteigen. Die Höhe war in wenigen Minuten erreicht. Die Eichel des zunehmenden Mondes stand inmitten des schmalen Tales, von silbrigen Nebeln umflort: sie ließ die kleine schlafende Stadt uns zu Füßen deutlich erkennen. Das Rauschen des wilden Eisads warf sich ungestüm, fast drohend empor. Die Berge umschlossen das Bild mit Wucht und stützten ein Firmament von rätselhafter Dunkelheit.

Es überraschte mich nicht, ja ich hatte es erwartet, daß Rositta hier auf dem Hügel plötzlich zu singen begann. Sie stand am Rande des alten Gemäuers und sang, traumhaft leise, wie für sich allein, eine schlichte Kanzone ihres Volkes in die Nacht hinaus. Ich verstand den Sinn der Worte nur zum Teil, es war vom schönen Wellenschlag des Gardasees die Rede und von zwei Liebenden im Kahn. Das Rauschen des Flusses in der Tiefe mochte sie wohl an Ähnliches gemahnt haben.

Ich sah ihr feingefchnittenes Profil mit dem köstlichen Spiel des singenden Mundes vor dem helleren Teil des Firmaments. Sie war jetzt ganz Melodie und damit auch, seltsam geheimnisvoll, von der Fremdheit entfliehenden Wesens umhüllt. Dem Gespräch mit der Nacht und ihren leuchtenden Schatten schienen sie Schwesterlicher zuzugehören als den Freunden an ihrer Seite. Wieder einmal war es das Mysterium Weib, so fühlte ich, vor dem ich da befinnlich stand, diesmal in Gestalt dieses zierlichen dunklen Mädchens, das sich durchaus sieghaft behauptete, und für das mir, ich wußte nicht wie, im Augenblick nichts Besseres einfiel als ein leise an Literatur gemahnendes Gleichnis: eine singende Blüte vom Gardasee.

Und da sie, Rositta, nun Siegerin war, so beschwerte es mich nicht weiter, mich von Anfang an und gerne besiegt zu erklären. War es die Nacht, der Wein, mein dürstendes Herz, ich flüsterte ihr in einer Pause ihres Gesanges



leise zu: »Sie sind sehr schön, Signorina Rositta!«

Sie aber verriet mit keiner Bewegung, daß sie mich verstanden hatte. Sie sandte eine neue Strophe in die Nacht hinaus, klar und bestimmt, voll der großen Sicherheit ihrer inneren Harmonie.

Mich wieder reizte das, ihr nun zum zweiten Male zuzulüftern: »Sie sind sehr schön, Fräulein Rositta!«

Und ich hätte es vielleicht, bei aller Gefahr anbrechender Lächerlichkeit, auch noch zum dritten Male versucht, nunmehr schon als Refrain zu ihren Strophen sozusagen, da war sie aber mit ihrem Liebe bereits zu Ende.

»Nun wollen wir nach Hause gehen, mein deutscher Freund,« sagte sie plötzlich in ihrer Muttersprache, mir einen Augenblick voll zugewandt. Sie hielt das schöne Haupt noch immer erhoben, wie früher beim Gesange, und ich glaubte in ihrem dunklen Blicke etwas merkwürdig Entschlossenes, fast kriegerisch Forderndes zu lesen, das mir in halber Verhüllung gestand und zugleich verschwieg: Wenn es den Kampf gilt, nun wohlan!

Und ich wußte von diesem Augenblick, daß ein neues Schicksal sich mir zu entrollen beginne.

Der nächste Mittag vereinte uns alle im Hafen von Niva, nachdem wir gemeinsam die Eisenbahnfahrt über Bozen, Trient und Mori zurückgelegt hatten. Ich war der Einladung von Rosittas Bruder, bei ihm im Hotel Regina abzustiegen, ohne Bedenken gefolgt.

Der See, wie immer um diese Zeit von der Dra gehoben, gebärdete sich bereits voll Mittagsfröhlichkeit. Auf seine kleinen Wellen von der Bläue des Turmalins hatte er weiße Silberglöckchen aufgesetzt, vielleicht nur als Vorspiel zu stärkeren kommenden Dingen.

An der kleinen Mole lag bereits das zierliche Schiff Vesuvia unter Dampf. Wir durften nicht zögern, unsre Plätze einzunehmen.

Auf dem Aussichtsdock drängte sich herbstliches Reisepöbel, das zur Sonne strebte. Man kannte sich nicht, fremdete aneinander vorbei, wünschte sich nicht zu kennen. Rositta und die Ihren aber schienen sich hier wie zu Hause zu fühlen. Sie wechselten scherzhafte Worte mit dem Kapitän, wurden auch von der Mannschaft gegrüßt und von einigen Landsleuten, die in Niva offenbar geschäftlich zu tun hatten.

Wie nun der Dampf, die Mole verlassend, mit aufgeregtem Pochen den See gewann, begann das Tor der Landschaft sich immer strahlender zu öffnen. Noch dräuten in Ost und West geharnischte himmelanragende Mauern, als letztes Aufgebot einer chaotisch nordwärts sich türmenden Welt. Doch schienen sie, auch in der bläulichen Sanftheit ihrer Beleuchtung

und wie sie sich da in gebändigtem Stufenfall der dämmernden Ebene zuneigten, mehr schon besiegte Trabanten des magisch einziehenden Lichtes zu sein.

Zum grottenhaft tiefen Geleuchte des Sees, zu allen symphonisch aufjubelnden Farben genosß mein Auge noch zweierlei, was es malerisch entzückte: den wehenden weinroten Schleier Rosittas und das Geflatter der Möwen um unser Schiff. Beides warf in die bewegte Landschaft den letzten ausblitzenden Reiz entscheidenden Abenteuers, beides schien sich siegreich ob allen Farben zu behaupten, wetteiferte miteinander in Temperament und Eindringlichkeit. Rositta schien das zu wissen, denn wenn der Schleier sich zeitweilig versing, löste sie ihn mit anmutig träger Gebärde und gab ihn wieder dem Winde frei.

Mit diesem roten Schleier Rosittas wehte nun auch mein Herz. Es glaubte in gleicher Beweglichkeit über aller Beengtheit und allen Fesseln des Tages zu flattern und hing am Wesen des bestaunten Gegenstandes doch auch wieder fest, wie der Schleier am Haupte der schönen Fahrtgenossin.

Indessen polterte unser Schiffchen unternehmend von Ufer zu Ufer, als ginge es über das Weltmeer, und landete dabei alle Viertelstunden in einem andern Hafen. Alles Reisehafte war hier in fröhlichster Verkleinerung beisammen, man feierte Ankunft und Abschied, gaffte und wurde begafft, indes die Pfeife schrillte und Auslader und Vater sich mit Gezänk und Geschrei ganz überseeisch gebärdeten.

Es war im Hafen vor Malcesine, diesmal wieder an der Ostküste, daß ich im Angesicht des alten Turmes der Scalierburg an Rositta die Frage richtete, ob sie wisse, welch merkwürdiges Abenteuer unserm größten Deutschen hier vor länger als hundert Jahren zugestoßen sei.

Nein, sie wußte es nicht.

Da zog ich, den Augenblick nützend, das einzige Buch aus der Tasche, das ich mitzunehmen vermocht hatte, Goethes italienische Reise, mit der unsterblich leuchtenden Anschrift: Auch ich in Arkadien! Ich las ihr die köstliche Schilderung von Goethes drohender Verhaftung vor, da man ihn für einen Spion gehalten, nachdem er, dem alten Turm gegenüber, »zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen« gefunden. Und wie nun allerlei Menschen herbeikamen und einer ihm plötzlich »mit wahrer italienischer Gelassenheit« die Zeichnung zerriß und sie ihm ruhig wieder hinlegte. Und wie nun auch der Podestà und sein Aktuarier erschienen, im sicheren Gefühl, daß hier die Republik Venedig von einem höchst gefährlich verwegenen Rundschafter bedroht sei. Und wie sich der Olympier, hier wahrhaft olympisch, voll innerer



Feiterkeit anschickte, den versammelten Einwohnern von Malcesine einen Vortrag über die Freude des malerischen Schauens zu halten, und wie und warum es Leute gäbe, die das Geschaute auch gern zu Papier brächten.

Rositta, mit Goethe immerhin pensionatsmäßig vertraut, schien eine artige Freude am Gehörten zu haben, und auch der Bruder und die Freunde, die ja alle des Deutschen ein wenig mächtig waren, bekundeten jene höflich rege Aufmerksamkeit, die dem lebhaften Geiste ihres Volkes entspricht. Ja, Luigi, der Apotheker, hielt sich nun seinerseits für verpflichtet, auch etwas fürs Klassische zu tun, und deklamierte, seines Gymnasiums froh, Virgils berühmte Strophe: »Der du mit Wogen des Meers und Gebraus aufsteigst, o Venacus!«, wobei es mich amüsierte, daß ein hinter uns stehender Berliner zu seiner Gattin sagte: »Det hat er aus dem Bucheler!«

Rositta kam indes noch mit einigen Fragen auf Goethe zurück. Wie alt er damals gewesen sei, ob verheiratet, und was ihm an Italien besonders gefallen habe.

Es ist mir noch in deutlicher Erinnerung, daß da eine meiner Antworten sie besonders zu betreffen schien. Ich meinte nämlich von ungefähr, der Meister habe alle jene Träume und Erwartungen, die sich ihm im ersehnten Lande erfüllen sollten, bereits aus seiner nordischen Heimat mitgebracht. Es lag gar nicht an ihm, und es lag auch nicht an Italien, daß geschehen sollte, was geschah. Er brachte das fertige Schicksal mit, der Stoff lag bereit, es erfüllte sich alles aus seinem Wunsche heraus von Minute zu Minute.

Ich sehe noch heute das schelmische Aufblitzen im Antlitz Rosittas, wie sie da plötzlich einwarf: »Sind Sie am Ende auch ein solcher Italiener, mein Herr, dem sich alles erfüllen soll?«

Mich verblüffte diese Antwort bei ihrer Augenblicklichkeit, und es betraf mich zugleich, wie rasch Frau Eva immer wieder alles in Beziehung zu sich selbst zu bringen weiß. Ich hielt es für gut, mich lächelnd hinter dem vorsichtigen Worte zu verbergen: »Vielleicht!«

Wir waren nun schon ein gutes Stück seeabwärts gelangt, die österreichische Grenze war bereits überschritten. Befreiendes Licht des Südens, umschließende Schatten des Nordens, sie hielten sich hier die Wage. Nun schien der See gebreiteten Glanz des Meeres zu gewinnen, das Rollen seiner Wogen wurde entschiedener, majestätisch fast, der freischwebende Ruf der Möwen über den Wassern vollendete die Vision. Und, rückschauend, glaubte ich in die kühl-dämmernde Arena eines einstigen Fjordes zu blicken, der noch erfüllt war vom großen

urewigen Herzschlag des fern abgetrennten Adriatischen Meeres. Ich sah die Zeit zu nichts verrinnen, verspürte den wechselnden Tanz der Ewigkeit und vernahm neben mir das Lachen Rosittas. Doch hielt ich in den Händen das schwer erworbene Glück des Schauens, den Willen zur Freude, das Verweilen im Augenblick.

Und vermochte mich dabei doch dem harmlosen Geplauder des Mädchens und ihrer Freunde mit Eifer hinzugeben.

Wir standen eben vor der Landungsstelle unter der kleinen Ortschaft Tremosine, die hoch über den Felsen nur zu ahnen war. Von oben warf sich, eine leuchtende Schlange, die neue gewaltige Serpentinastraße kopfüber und wie zwecklos in den See. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß dieses mühselige und gewiß auch kostspielige Bauwerk für die wenigen Bewohner der Gegend sich lohnen könne.

»Wir sind nicht fern von der Grenze,« lächelte Rosittas Bruder und zog vielsagend die Brauen hoch.

Nicht fern von der Grenze? Ah so, das sollte wohl sagen, es sei eine Straße für Heereszüge? Nun ja, natürlich, das hätte ich wohl selbst bemerken können! Und im Augenblick dachte ich: Wie seltsam! Rositta, die jungen Männer und die andern alle, das ganze Volk, zu dem ich da eine warme, frohe Brücke befreiten Menschentums zu schlagen im Begriffe war, sie konnten unversehens, jeden Tag, schon morgen, heute noch, zu einer ganz von außen zu bestimmenden Stunde, für mich verändern, verschlossen, ins Unabbbare entrückt, meine »Feinde« geworden sein.

Ein Hauch des Fremdschins schlug sich plötzlich um mein Herz, aber es erniedrigte nicht, es erhöhte den Augenblick. Zugleich sprang etwas Neues, Helles, Festliches mich an: ist es das Fremde, das hier zu bezwingen ist, empfand ich, so ist es auch das Abenteuer! Ich suche sie ja, die neuen Bildnisse, die neuen Gestaltungen, den neuen Herzschlag der Welt!

Unvergesslich bleibt mir diese kleine bewegte Reise von Ort zu Ort, die immer verklärtere abendsonnige Küste entlang, zuletzt am strahlend stolzen Gelände Gardone-Rivieras vorbei, bis in den ruhig verträumten Hafen von Sald, vor dem bereits die bläulich weymütigen Schatten des Abends uns erwarteten.

Rositta wies auf ein niedriges langgestrecktes Gebäude am Strande mit vielen Balkonen. Es lag am Südrande der Stadt, in seinem Äußeren völlig den für diese Gegend typischen älteren Seehotels gleich. »Ecco, dort sind wir zu Hause,« sagte sie und verbarg dabei die kindlich stolze Genugtuung nicht, mit der sie ihre Heimat begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)

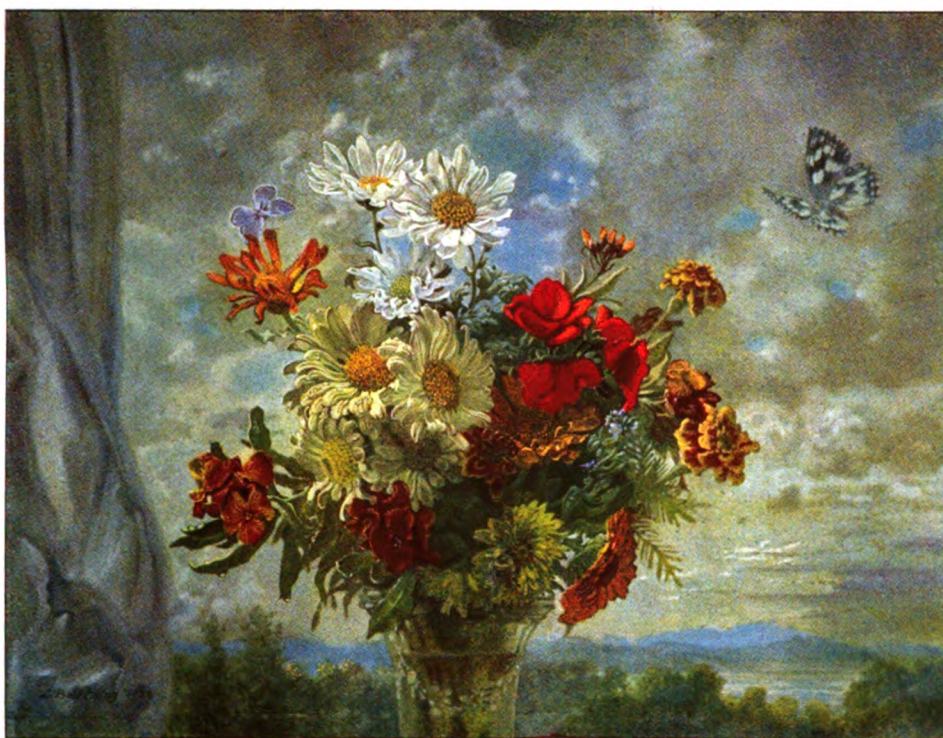


Ludwig Bartsch: Behet die Lilien auf dem Felde

Mit Genehmigung der Kunsthandlung Beruhard Heyde in Berlin







Estrauß am Fenster

## Ludwig Bartnings Blumenbilder

Von Dr. Paul Herrmann

**I**n einem Roman von Bianchi »Primo Maggio« steht folgende Kunstbetrachtung: »Die Natur ist ein Garten, der sich darbietet; der Künstler ist ein Gärtner, der ausjucht. Im gleichen Garten können hundert Gärtner nach Belieben viele hundert verschiedene Esträue zusammenstellen, verschieden nach Art und Anordnung der Blumen, und jeder Estrauß wird den Geist seines Schöpfers offenbaren.«

Der von dem Verfasser gewählte Vergleich hat ja nur symbolische Bedeutung. Aber tatsächlich gehört die Auswahl von Blumen zu den häufigsten Themen der Malerei, und fast jede Schülerin wagt sich an einen Estrauß in der Vase, fast jeder Meister hat Blumenstillleben komponiert.

Von allen diesen Kollegen ist Ludwig Bartning nach Art und Wesen grundverschieden. In ehrfürchtiger Naturergriffenheit betet er Blumen auf die Leinwand.

Als Sohn eines angesehenen Hamburger Kaufmannes im Jahre 1876 geboren, gelangte Ludwig Bartning im Alter von sechs Jahren nach Karlsruhe, der Heimat seiner Mutter. Schon als Gymnasiast genoß er Zeichenunter-

richt bei dem damaligen Akademiesthüler Paul Schulze-Naumburg, der dann länger als ein Jahrzehnt als Lehrer und Freund auf ihn wirkte. Denn auch während seiner Münchner Studienjahre 1895/97, die er in der Zeichenschule von Ludwig Schmid-Reutte bei emsiger Arbeit zubrachte, spielten die in Thüringen mit Schulze-Naumburg verlebten Sommermonate eine wichtige Rolle. Hier entstanden in ländlicher Einsamkeit die ersten selbständigen Bilder. Einem kurzen Berliner Aufenthalt folgte eine dreijährige italienische Studienreise. Ohne den üblichen Werdegang nach Regeln akademischer Kunst abzuschließen, glaubte Bartning in der Zurückgezogenheit eines römischen Ateliers durch autobiografische Arbeit persönlichen Stil entwickeln zu können. Mit sicherem Instinkt vertiefte er sich in die strengen Linien der Campagna. Seinen mit der Auffassung des Jos. Ant. Kochschen Kreises verwandten Bleistiftstudien folgten ebenso vortreffliche Temperawerke, für die er in der Frührenaissance Vorbilder fand. Die in Florenz und Rom empfangenen Eindrücke beeinflussten die Ziele des jungen Malers derart, daß er auf lange Zeit dem Zusammenhang mit seinen deutschen Kollegen entfremdet wurde. Zwar leitete er einige

Westermanns Monatshefte, Band 131, I; Heft 781





Jahre lang mit Schulke-Raumburg teils in Berlin, teils in Saaleck bei Kösen eine Zeichen- und Maltschule, doch blieb er den damals heftig tobenden Gärungs- und Zerlegungsprozessen kopfschüttelnd fern. Seinen Standpunkt hat er auch an der Berliner Kunstgewerbeschule gewahrt, zu deren Lehrkörper er seit 1913 gehört. Neben Landschaften, deren Motive meistens aus Thüringen, mitunter auch aus der Campagna stammen, schuf Bartnig bedeutende Figurenbilder; einige behandelten religiöse Themen und waren zum Teil für die von seinem Bruder gebauten Kirchen bestimmt. Ein 1912 entstandenes Altartriptychon mit eigenartiger Auffassung des Abendmahls ist ein solches Hauptwerk. Eine andre Reihe von Gemälden galt Szenen aus der Odyssee. Die Figurenbilder führten zu Bildnissen, deren vornehme Durchgeistigung besonders in edlen Frauengestalten in Erscheinung trat. Von Bartnings vielseitigem Schaffensdrange interessiert uns für seine spätere, jetzt zum vorläufigen Abschluß gelangte Entwicklung nichts so sehr wie die der Pflanzenwelt gewid-



mete Neigung. In Thüringen, wo er mit seinem Freunde bei jedem Wetter Naturstudien trieb, handelte es sich anfangs um großzügige Darstellung mit pastosem Auftrage der Farbe. Dieses damals billige Material verwendete er so verschwenderisch, daß für die Beförderung einer Ausstellungssammlung besonders große Kisten angefertigt werden mußten. Später aber (zuerst im Engadin) erfüllte ihn die der Landschaft entsprossene botanische Kleinwelt mit religiöser Andacht und begeisterte ihn zu fast bildnismäßiger Gewissenhaftigkeit, so daß er uns nun auf diesem Sondergebiete sein gesamtes Können offenbart.



6\*





Amaryllis

einem Berliner Villenvorort erbautes Heim zurück. Es liegt am Rande des Grunewalds an einsamer Straße, die »Hohe Ahren« heißt — nomen et omen. Ein großer Garten gehört zu dem idyllischen Besitz. Dort fand der Kranke durch seine auch künstlerisch begabte Gattin sorgsame Pflege. Allmählich schwanden die schauerlichen Erinnerungen. Als ihm milde Frühlingstage den Aufenthalt im Freien gestatteten, ruhten seine Augen in froher Dankbarkeit auf den knospenden Blumen. Zu jubelnder Freude entfalten sich leuchtende Blüten, neu erwacht seine Schaffenslust — die Kunst hat ihn wieder.

Auf einem zu Florenz gehörigen Hügel steht in wundervollem Park die von Fremden wenig beachtete Villa Stibbert. Sie enthält als Vermächtnis an die Stadt die umfangreichen Sammlungen von Kostbarkeiten und Seltenheiten aller Art, die der verstorbene englische Kunstfreund als Weltreisender in Jahrzehnten erworben hatte. Nach Durchwanderung der Ausstellungssäle gelangt der Besucher in die intimen Räume, die Mr. Stibbert bis zu seinem Tode bewohnt hat. Hier befindet sich eine Anzahl der von ihm in den letzten Lebensjahren gemalten Bilder. Sie sind sämtlich im Sinne jener altholländischen Blumenmeister gehalten.



Nichts wäre zur Bezeichnung solcher Bilder falscher als das oft mißbrauchte Wort: Stillleben = nature morte. Bartenring will das stille Leben der Natur nach seiner Künstlerart



erfassen und schildern — das stille, heilige Leben. Er sucht nur Kunst, nichts Künstliches als Ausdruck seiner inbrünstigen Liebe. Er ist ganz unkompliziert, er will nicht geistreich sein. Keine Spielerei, keine Alerbietung. Ihm wäre es Entweihung, einen Stiel zu stilisieren. Ein Beet wird ihm zum Gebet. So nannte er sein vorjähriges Hauptbild auf der Berliner Kunstausstellung nicht »Lilien«, sondern »Sehet die Lilien auf dem Felde« (s. das farbige Einschaltbild). Zeichnung und Farbigeit werden wie auf Werken seiner berühmten Vorgänger mitunter durch Käfer und Schmetterlinge bereichert, deren Revier in Wirklichkeit die betreffende Blumenwelt ist.

Am liebsten malt Bartning unmittelbar vor der Natur, wo die Pflanzen aus feuchtem





Moose zum blaßblauen Himmel sprießen. Wenn er sich aber mit einzelnen Blüten im Atelier beschäftigt, so sieht er in der wassergefüllten Vase nur ein notwendiges Übel und vermeidet, sie mitzumalen. Ungern arrangiert er ein Büfett: jede Blume soll in eigener holder, nader Wahrheit prangen.

die Domäne der Deutschen. Der rötliche Herbstbaum ist wahr gemalt, wenn er vom Scheiden spricht und von der Schönheit im Scheiden.«

Ein Barningsches Blumenstück zeigt nicht die abgeklärte Ruhe eines Hans Thoma oder die pridelnde Lebhaftigkeit eines Friedrich Stahl. Als Hauptmittel benutzt Barning wie Rembrandt das Licht. Es gewährt hohen Genuß, die zitternden Sonnenstrahlen und die huschenden Schatten auf den einzelnen Blättern und Blüten zu verfolgen.

Ein bedeutender japanischer Maler soll auf einem großen Bilde nichts weiter als einen

Manche auf moderne Richtungen eingeschworene Kritiker stehen Barning's Kunst ablehnend gegenüber. Sie erkennen allenfalls das gute Handwerk an, kennzeichnen aber die Bilder mit jetzt schon ironisch klingenden Lobesworten: hübsch, geschmackvoll, geschickt, gekonnt usw. Am häufigsten wird der Vorwurf pedantischer Naturnachahmung erhoben, die etwa zur Illustration botanischer Bücher ausreiche. Diese Herren sehen von ihrer tendenzbeherrschten Plattform am Wesentlichsten vorbei. Von einer nicht mehr dem Tagesgeschmack dienbaren Kunstwertung wird ihr Urteil verworfen werden. Wohl hat sich Barning durch langjährige Naturstudien und nüchterne ehrliche Zeichnung die materielle Grundlage geschaffen. Aber er befruchtet den Stoff trotz keuscher Ehrfurcht innerhalb der Grenzen der Malerei durch den göttlichen Funken seines Künstlerturns. Auf ihn paßt vorzüglich, was Wilhelm Steinhäusen vom schaffenden Künstler sagt: »Er will die Natur bloß nachahmen, aber seine Fähigkeiten, seine Hände und seine Farbtöpfe lassen das gar nicht zu. Er überlasse sich all diesem unwillkürlich, und es wird etwas ganz anderes als das Vorbild — ein Kunstwerk. Naturbeseelung ist



Grashalm dargestellt haben. Mit diesem Japaner ist Bartning verwandt.

Nach Würdigung des Gesamteindrucks vertieft sich der Beschauer gern in die paar Quadratcentimeter eines stillen Winkels, der die Seele wie das Waldweben aus Siegfried gefangen nimmt. Dann schweift der Blick zu einer einzelnen Blüte, deren Abtönung von glühendem Purpur bis zum zartesten Rosa in weichen Übergängen verläuft.

Die Wiedergabe Bartnigscher Blumenstücke in schwarz-weiß würde die künstlerische Vollendung kaum ahnen lassen. Darum treten sie hier sämtlich farbig auf und werden so eher befriedigen, wenn auch die erforderliche Verkleinerung die Wirkung ein wenig beeinträchtigen mag.

Als Vorläufer ist das wie eine Symphonie in Grün empfundene Bild »Gräser« (S. 70) anzusprechen, das schon vor dem Kriege in der Schweiz entstanden ist. Es behandelt noch wildwachsende Pflanzen. Neben dem nicht sichtbaren Bächlein, das sich zum Hintergrunde windet, sprießt aus feuchtbrauner Erde das formenreiche Gewirr der Halme am sonnigen Hang bis zum blaugrün leuchtenden Buschwerk des Walbes. Dem Entenjäger ist der Reiz solcher Stimmung vertraut.

Das Bild auf Seite 76 ist für die Gewissenhaftigkeit des Künstlers kennzeichnend. Trotz eifriger Tätigkeit konnte er die Arbeit im Frühling 1920 nicht vor der Natur vollenden, weil sich die Formen des Krokus beim Wachsen wesentlich veränderten. Auf Grund seiner Studien hätte er das Bild schnell im Atelier fertig malen und verkaufen können. Er zog aber vor, ein ganzes Jahr zu warten, um dann wieder den gleichen unmittelbaren Natureindruck festzuhalten.

Ganz aus dem vollen bringt das Bild auf Seite 71 einen Ausschnitt aus dem Sommergarten, der den horror vacui der Natur widerzuspiegeln scheint. Selbst bei dem als Mittelpunkt aufragenden Mohn ist das Allzugrelle durch die sonnendunstige Luft vermieden;



Kaktus

diese mildert auch die sonst steife Parallele der fast senkrechten Stiele des Rittersporns.

Auf dem Kaktusbild (S. 75) ist die fleischige Beschaffenheit der Blätter ebenso sicher wie die erotische Pracht der Blüten mit ihren leuchtenden Staubfäden getroffen.

An der fadenlosen Unberührtheit der Lilien (S. 74) erkennt man, daß Weiß die vornehmste Farbe ist.

In den Herbstblumen (S. 73) ist, obwohl fast alle Farben vertreten sind, wie in einem schönen Perser Teppich ruhiger Ausgleich erzielt. Die optische Wirkung ist auf geschickte Weise zur Verstärkung des plastischen Eindrucks





benutzt worden, indem neben dem schrägen Lichtstrahl beschattete Stellen rechts oben und links unten das Körperhafte des Straußes betonten.

der kleinen Szene die Flucht nach Ägypten zu vermuten oder dem Bilde als Motiv zu unterstellen: »... und neues Leben blüht aus den Ruinen«. Durch solche Kommentare wird meistens mehr herausgedeutet, als der Maler hingelegt hat. Bartning empfand solche Gestaltung des Winkels eben als künstlerisch notwendige Ergänzung seines Themas — ähnlich wie eine geheimnisvoll schwüle Landschafts Bild und Lächeln der Mona Lisa unterstreicht.

Der Strauß am Fenster (S. 69) zeigt frei und locker angeordnete Gartenblumen in gläserner durchsichtiger Vase. Ein wolfig verhüllter Hintergrund verliert sich in eine See- und Gebirgslandschaft, zu der ein von draußen hereinflatternder Schmetterling die natürliche Verbindung herstellt, während links ein graugetönter Vorhang für den sanften Übergang zwischen den lebhaften Blumenfarben und den gedämpften der Landschaft sorgt.

Gleichviel ob Wartning, der in der Vollkraft seines Schaffens steht, den mit so viel Liebe beschrittenen Weg fortsetzen oder sich neuen Zielen zuwenden wird, seine Blumenstücke bringen in trüber Zeit frohe, lebensbejahende Andacht und werden gleich denen von Sussum und Heem auch noch nach Jahrhunderten leuchten.





# Deutsche und amerikanische Romane

Von Dr. Friedrich Schönmann



Der erste nennenswerte deutsche Roman, Grimms Hausens »Abenteuerlicher Simplicissimus«, erscheint 1668, der erste amerikanische Wirklichkeitsroman, Coopers »Epion«, 1821. Grundverschieden ist die Geschichte des einen von der des andern: der deutsche Roman geht Hand in Hand mit der deutschen Volksentwicklung, kommt unmittelbar aus deutschem Boden und entfaltet sich ganz natürlich mit der deutschen Kultur, während der amerikanische sich von der Überlieferung des englischen Schrifttums loszureißen und noch heute loszureißen hat, um wirklich echt amerikanisch zu werden. Und es ist ohne Zweifel dem amerikanischen Roman nicht förderlich gewesen, daß seine Verfasser und Kritiker immer wieder nach London geblickt haben.

Der deutsche Roman wächst vom »Simplicissimus« über Goethes »Wilhelm Meister« ins 19. Jahrhundert hinein; er gebiet bis jetzt am fruchtbarsten zur Zeit des »poetischen Realismus«, des großen poetischen Sichbefinnens Deutschlands in den fünfziger und sechziger Jahren. Seine Gestalten, die zugleich die Probleme darstellen, sind unverkennbar Entwicklungsstufen des deutschen Ringens um einen geistigen Lebensgehalt. Im Streben nach Innerlichkeit haben sich die Deutschen oft in formlose Tiefen oder in verwickelte Probleme verloren; auch ihr Roman stellt zu oft »problematische Naturen« dar. Wo er wirkliche Kunst ist, hat er teil an dem Hauptfaden der deutschen Kunst als einer Kunst der sich stetig erweiternden und vertiefenden geistigen Sehnsucht.

Der erste echte amerikanische Roman erschien ein paar Jahre nachdem der letzte englische Schilder den Boden der Staaten verlassen hatte. Es ist Coopers amerikanischer Erstling mit dem Unabhängigkeitskrieg als Hintergrund. Harwey Birch, der Epion, fühlt sich als selbständiger Amerikaner; die Landschaft, in der er als lebendiges Teil lebt und weht, ist amerikanisch, und ernst und klar weht durch das ganze Buch der Hauch der Vaterlandsliebe. Der erste amerikanische Romanbichter ist Cooper jedoch erst als Verfasser der Lederstrumpferzählungen geworden. Damit hat er die Romanwelt mit einer neuen und echtamerikanischen Gestalt bereichert: dem Indianer. Freilich nur für die moderne Romanliteratur bedeuten Coopers Indianer etwas Neues; für die Weltliteratur im allgemeinen hat der »edle Indianer« schon jahrhundertlang vor ihm seine Rolle gespielt.

Coopers Velterfolg erreichte erst wieder Harriet Beecher Stowes Buch »Onkel Toms

Hütte«. Zum nordamerikanischen Indianer kommt der Neger. Beide Gestalten sollten nun nicht mehr aus der amerikanischen erzählenden Literatur verschwinden. Aber während sich später der Indianer hauptsächlich mit dem Roman »Ramona« (1884) begnügen mußte, hat der Neger in den achtzehnhundertachtziger Jahren mit dem Süden zusammen seine volle Beliebtheit erlangt. Und fügen wir dazu noch den Yankee im engeren Sinn, in der Art also von Sam Lawson, David Harum oder Silas Lapham, und den Circuit Rider, den Grenzer und Cowboy, wobei man an Egglestons, Crabods und Owen Wisters Gebiet denken mag, und schließlich den »Pike« und seine Nachbarn, Mark Twains Colonel Sellers und Pubb'nhead Wilson, dann hat man echtamerikanische Romangestalten genannt. So hält der amerikanische Roman im großen und ganzen verschiedene Kolonisations- und Zivilisationsstufen fest, wie sie teilweise noch heute nebeneinander in manchen Teilen des Landes bestehen.

Neben solcher Zustandschilberung hat man in Amerika ähnlich wie bei uns die Heimatgeschichte, bei der die Darstellung der Landschaft und des Volkstums wesentlich ist, während bei dem eigentlichen Roman, wenigstens nach deutscher Auffassung, das Hauptgewicht auf dem Zeit- oder Weltbild liegt. Romane in diesem Sinne sind z. B. die Goethes, Frentags, Spielhagens, Fontanes und Raabes oder einige von Howells, Winston Churchill und Edith Wharton. Amerikanische Heimatromane, etwa den Werken Immermanns, Gotthelfs, Frenssens entsprechend, sind Mark Twains »Tom Sawyer«, Tarkingtons »The Gentleman from Indiana« und Joseph C. Lincolns beste Cape Cod-Geschichte, »Cap'n Erie«. Neben Howells verbinden noch F. Hopkinson Smith und Tarkington recht glücklich die intime Heimatgeschichte mit dem großzügigeren modernen Roman.

Der erste moderne amerikanische Roman erschien 1850 mit Hawthornes »Scharlachbuchstaben« (The Scarlet Letter). Es ist der erste Versuch eines Amerikaners, mit dem Puritanertum künstlerisch abzurechnen; und daß dieser Versuch nach seiner ganzen Form puritanisch geblieben ist, zeigt deutlich die geschichtliche Fähigkeit des Puritanismus. Echt puritanisch gibt nämlich Hawthorne nicht die Geschichte einer Leidenschaft, sondern die Schilderung von Gewissensqualen nach den Gesetznissen: »eine Geschichte menschlicher Schwachheit und Not.«

Einen Schritt weiter führt uns der Bürgerkrieg, bei dem man von einer zweiten Ent-



bedung Amerikas und von einem Sturm und Drang des neuen Amerika gesprochen hat. Sicher hat er Amerika ruhelos gemacht und damit erziehen helfen, was sich auch darin äußerst, daß so etwas wie Selbstkritik erst jetzt möglich zu werden beginnt. Und mit dem Gefühl der politischen Zusammengehörigkeit wurde ein wirkliches Bedürfnis des Sichkennennlernens geweckt: der Westen und der Süden wurden in kaum zwanzig Jahren im amerikanischen Schrifttum abgebildet. Ein neuer Realismus suchte seinen Ausdruck in der Prosa, und wenn er auch im ganzen feinere Eigenschaften des deutschen poetischen Realismus vermissen läßt, so hat er doch ähnlich wie in Deutschland neben der Heimats- und Dialektdichtung ein Aufquellen des Humors gebracht. Auf dem Boden dieser immer amerikanischer werdenden Wirklichkeitsdichtung wachsen die Probleme unserer Tage.

Man kann dem amerikanischen und dem deutschen Roman am besten von innen her, vom Gehalt des Romans herkommen; denn keine andre Kunstform gibt so unmittelbare Kunde von Land und Leuten wie der Roman. Hinter allen künstlerischen Problemen stehen zuletzt Deutschland und Amerika, jedes Land mit seinem eignen Denken und Fühlen, seinem politischen Sinn und seinen staatlichen Einrichtungen, seinen Sitten und Gebräuchen. Ja, die Bücher selber sind gar nicht ohne eine gründliche Kenntnis der »Realia« zu verstehen. Ein kurzer Hinweis genügt. In Margaret Delands Roman »Die Frau von Eisen« (*The Iron Woman*) wird alles Unheil damit angerichtet, daß die Selbstin ihrem Verlobten davon und zum andern läuft, dem nicht wirklich geliebten Jugendfreund. Der Zwiespalt des Romans hängt an der Tatsache, daß sich die beiden Unbedachten in einer Stunde rechtsgültig heiraten. Da das nur in den Unionstaaten Amerikas möglich ist, läßt sich der ganze Romankonflikt in einer andern als der amerikanischen Literatur nicht denken. Zwei Länder, die sich bis vor kurzem als Kaiserreich und Republik gegenüberstanden, werden auch im Roman grundlegende Unterschiede von politischen Motiven und Problemen aufweisen, im deutschen z. B. den Adel, im amerikanischen das Republikanertum, oder auf anderm Gebiet im einen die Auswanderung und im andern die Einwanderung. In der Entrüstung gegen deutschen »Feudalismus« übersehen die Amerikaner natürlich die Demokratie der Gesinnung, die sich im deutschen Roman in einer umfassenden und verständnisvollen Liebe für das gesamte Volk, für alle Volksklassen und Gesellschaftskreise zeigt. Demgegenüber findet der deutsche Beobachter im amerikanischen Roman eine einseitige Bevorzugung der reichen und wenigen politisch ein-

flussreichen Kreise, z. B. der *college men* und der Richter.

Zu dem verschiedenen politischen Gesicht kommt die verschiedene Weltanschauung: die Puritanismus, die Idealismus, womit der geistige Grundunterschied zwischen dem Amerikaner- und Deutschtum immer noch am besten bezeichnet ist. Das heißt selbstverständlich nicht, daß der Amerikaner nicht Idealist im allgemeinen Sinn sein kann, also einer, der sich für Ideen einsetzt. Man versteht den Puritanismus am besten, wenn man ihn nicht nur als eine zeitlich oder örtlich begrenzte Denkart, sondern als eine nationale Geistesbewegung auffaßt, die ihren Höhepunkt mit dem Kreis um Emerson erreicht hat und danach um so tiefer wirkte, je weltlicher und feiner sie sich gab. Vom Puritanismus aus begreift sich die Haltung des Amerikaners zuerst im Religiösen, dann im Verhältnis zur Natur und schließlich zum Liebesproblem. Auch der amerikanische Optimismus und Humor gehen auf das puritanisch gefärbte Jankeetum zurück, wenn sie auch in ihrer modernsten Entwicklung kaum noch etwas davon an der Außenseite erkennen lassen. Man kann besonders deutlich an der Geschichte des religiösen und Liebesromans verfolgen, wie sich ständig ein unpuritanischer Amerikanismus im Sinne einer neuen Lebensansicht entwickelt. So sagt Booth Tarkington in seinem Roman »Aufruhr« (*The Turmoil*): »Des Puritaners trodne Stimme ist nur wie das Ratteln eines Blattes unter dem Fuß des hereinstürzenden neuen Ägyptens.« Und von modernen amerikanischen Kritikern wie Randolph Bourne (+), Van Wyck Brooks und S. L. Mendon ist eine regelrechte Bewegung zur Entpuritanisierung des amerikanischen Schrifttums im Gange.

Am religiösen Puritanismus übte bereits Hawthorne Kritik, so puritanisch er selber noch war. Sein »Scarlet Letter« z. B. ist auch eine sittlich-religiöse Anklage; und er hofft im Schlusswort dieses Romans auf eine lichtere Zukunft, wobei die gesamte Lebensführung gemeint ist, ausdrücklich »die vergessene Kunst der Lebensfreude«. Ebenso ausgesprochen ist zwanzig Jahre später Harriet Beecher Stowes Haltung in ihrem bedeutenden Werk »Leute der Altstadt« (*Oldtown Folks*). Vorzüglich in Sam Lawson, einer der Meisterfiguren der amerikanischen Literatur, schildert sie die leise ironische oder humoristische skeptische Stellung zur Gnadenwahl und zum Schicksalsglauben des Puritanismus. Von Kritik im modernen Sinn kann man hier noch nicht reden, es ist einfach »jenes Recht, das jeder freigebohrne Yankee heilig hält, nämlich seinem Geistlichen zu widersprechen«. Erst wieder in Margaret Delands Pastorenroman »John Ward, Preacher« und besonders eindringlich 1912 in Churchill

»Innenseite des Kelches« (The Inside of the Cup) begegnen wir solch ehrlichem Anpöden des religiösen Lebens. Bei Churchill, wo der Haupterklärer der modernsten Bibelkritik der deutsche Bibliothekar Engel ist, wird eine Religion gefordert, die im gut deutschen Sinne Idealismus ist. Die gesamte Lebenshaltung des Amerikaners müsse im Geiste von Kant und Goethe geändert werden; denn, sagt der Verfasser: »Wir Angelsachsen täuschen uns gern über das Leben, schmühen es in schönen Farben und machen's uns vor, als enthielte es wirklich das Glück«. Leider geht auch der bessere amerikanische Romanschreiber zurückhaltend und vorsichtig um das religiöse wie um manch andres Problem herum, was selbst Werke von Henry James und Howells beweisen. Sehr selbständige Charaktere wie Howells' Mr. March oder Westcotts David Harum lassen es bei skeptischen oder groben Bemerkungen bewenden. Ganz originell humoristisch behandelt Owen Wister z. B. im »Virginian« religiöse Dinge. So heißt es einmal: »Ein Gott und fünfzehn Religionen. Das ist 'ne ganze Masse Religionen für einen einzigen Gott.« Und wie dieser Held aus Virginien weder religiös noch unreligiös sein möchte, so ungefähr stellt sich auch Lincolns Cap'n Erie.

Während Deland und Churchill die religiösen Nöte des modernen Menschen ernst anfassend, sind zwei andre Romanschriftsteller von Ruf Robert Herrick und Edith Wharton zutiefst fast unberührt vom Religiösen. Herricks »Zusammen« (Together) ist eins der trostlosesten Bücher der amerikanischen Literatur. Nüchtern kann das Geiste der Menschenseele kaum gesagt werden. Man darf hier den Einfluß des englischen Pessimismus eines Thomas Hardy annehmen. Und Edith Wharton versucht sich schon länger in einem französisch gearteten Skeptizismus nach Bourget und Anatole France. In dem Roman »Die Frucht des Baumes« (The Fruit of the Tree) spricht sie vom »hassenswerten Ich des Christen«, und in ihrer Geschichte »Ethan Frome« vom Jahre 1914, einer Schilderung neuenglischer Entartung, gibt sie nur Verzweiflung und geistigen Tod. Es liegt ein weiter Weg der amerikanischen Seelenentwicklung zwischen »Oibtown Folks« mit seiner warmherzigen Lebensbejahung und Edith Whartons Entsagungsphilosophie: »Sei passiv, dulde, widerstehe nicht, und du wirst glücklicher sein!« Diese tatsächliche Änderung im Verhältnis zum Religiösen ergreift allgemein die Weltanschauung; drum nimmt es nicht wunder, daß auch der allbekannte amerikanische Optimismus angegriffen wird.

Als ganz junges unerforschtes und wenig besiedeltes Land hatte Amerika mit seinen naturgegebenen Möglichkeiten ein Anrecht auf allen

möglichen Optimismus. Dieser zukunfts-sichere Kolonisationseifer bekam die sittliche Begründung durch den Puritanismus, so seltsam das klingen mag. Schon Howells sieht die Entwicklung von »dem grimmigen alten Sichunterwerfen des Yankee« zu »dem merkwürdigen modernen amerikanischen Fatalismus«. Und fügt man dazu jugendlichen Leichtsinns und rosiggefärbten Patriotismus, so hat man die noch heute vorherrschende Stimmung im amerikanischen Leben und Roman. Solchem Glauben geben sich die Leute aus dem Süden viel leichter hin als die vom Norden, wie F. Hopkinson Smiths köstliche Gestalten zeigen, etwa sein Colonel Carter; aber selbst der Neuyorker Ingenieur in seinem »Caleb West« hat den Lebensgrundsatz, »sein Bestes zu tun zu jeder Zeit und das übrige dem Schicksal zu überlassen«. Und im Grunde teilen Churchill, Howells, Joseph C. Lincoln u. a. diesen Glauben mit Würde oder einem ironischen Augenzwinkern. Solange diese Lebensauffassung künstlerisch gefaßt wird, kann man wenig dagegen einwenden; nur wenn sie in Büchern von Kate Douglas Wiggin und Mrs. Porter und viel zu vielen andern als ganz unkritischer und redensartlicher Optimismus mit den Geboten »Lächle!« und »Sei froh!« auftritt, wendet sich der Gast mit Grausen. Man vergleiche hierzu einen der größten Bucherfolge der letzten Jahre, »Fredles« (b. h. Sommerproffen), mit dem ungefähr gleich großen von Frenssens »Dörn Uhl«, und man wird den Unterschied an Geistesarbeit verstehen. Kein Wunder auch, daß dem unproblematischen Amerikaner allgemein der Grundton des deutschen Romans zu traurig und trübe ist.

Vom amerikanischen Optimismus gelangt man leicht zum amerikanischen Humor; denn naive Gutmütigkeit und Herzenseinfachheit, die Grundlagen dieses Optimismus, dienen auch dem Humor, den wir im modernen Roman etwa in den Geschichten von F. Hopkinson Smith, Owen Wister und J. C. Lincoln besonders hübsch finden. Meistens besteht dieser Humor in einzelnen humoristischen Bemerkungen oder Erklärungen oder zugespitzten Geschichten, weshalb dem Deutschen das meiste Humoristische im amerikanischen Roman zu trocken oder nüchtern oder als bloßer Witz erscheint. Verhältnismäßig arm ist die amerikanische Romanliteratur an Gestalten, in denen der Humor wirklich lebendig ist, wie sie z. B. Wilhelm Raabe und Fritz Reuter aufweisen. Colonel Carter und Cap'n Erie kämen der deutschen Auffassung des Humors noch am nächsten, aber der Colonel wäre uns nicht tief und bedeutend genug. Allgemein vermissen wir im amerikanischen Roman die allumfassende Menschenliebe, die uns Fritz Reuter und Raabe so



teuer machen. Der prächtige Cap'n Erie hat sie, und er ist fast eine Ausnahme; denn seine meisten Verwandten haben einen lauernden Zug um die heruntergezogenen Mundwinkel.

Die Natur spielt im ganzen eine viel geringere Rolle im amerikanischen als im deutschen Roman. Es gibt auch hier selbstverständlich die Liebe zur Scholle, nur daß sie dem jüngeren Land entsprechend nicht so zäh wie bei uns ist, und auch die Liebe zur Heimat — wie hätten wir sonst zahllose Heimatserzählungen in Amerika. Doch die Natur an sich bedeutet dem Amerikaner längst nicht das, was sie dem Deutschen innerlich ist. Auch in amerikanischen Romanen spazieren die Liebesleute in den Wald, freuen sich über die Schönheit um sie her, aber vom Waldweben hören sie nichts. Sie sind vorwiegend Augenmenschen, die das Schöne sehen müssen, um es zu glauben. Sie beobachten nur, sie belauschen nicht die Natur. Deshalb haben ihre nüchternen Brüder und Schwestern eine große Vorliebe für das eigentliche Studium der Natur, und von Thoreau an bis Burroughs oder Roosevelt sind es immer dieselben offenen scharfen Augen, die prüfend Natur und Welt in sich aufnehmen. Fast gar nicht findet man in Amerika die seelenvolle, innige Idyllik eines Stifter und nie die grandiose Symbolik eines Böcklin. Es fehlt das romantische Einfühlen, vielleicht die wirklich schöpferische Phantasie.

Viele und bedeutende Naturschilderungen bietet der amerikanische Roman aus diesen Gründen nicht. Die Geschichten aus dem Westen, besonders Kalifornien, scheinen noch am meisten davon zu haben. Auffallend tief kommt in Tarlingtons »The Gentleman from Indiana« die Heimatliebe zum Ausdruck. Das Einssein von Mensch und Landschaft ist hier im Kapitel »Der große Hartkeß kehrt heim« geschildert. Und ein Satz wie: »Es dauert lange, bis die volle Schönheit der flachen Gelände eines Menschen Seele erreicht; aber dann werden ihm weber Hügel noch Meer noch auch wehende Palmen genügen« läßt uns an Fontanes Wanderungen in der Mark denken.

Mit der amerikanischen vergleiche man die deutsche Liebe zur Natur. Oder man stelle Grenssens herrliche Meerbilder den targen Schilderungen gegenüber, die J. C. Lincolns Seegeschichten geben. Das einleuchtendste Beispiel davon, wie ein Mensch und Natur im deutschen Roman sein können, ist vielleicht aus Zahns »Albin Undergand« zu entnehmen.

Eine ähnliche verstandesmäßige Entfernung wie die zwischen Mensch und Natur findet sich nun auch zwischen Mann und Weib im amerikanischen Roman. Wie in der Natur, fehlt auch bei der Liebe die warme Phantasie. Geradezu ungeschlechtlich kann man Dichter wie Cooper,

Hawthorne, Howells und Churchill nennen. In der Auffassung und Darstellung der Liebe gelingt der Frau in der amerikanischen Literatur viel eher ein warmer Gefühlston als dem Mann. Hauptsächlich hemmend hat hier wieder der Puritanismus gewirkt, wie einige »Liebesgeschichten« von Hawthornes »Scarlet Letter« bis Mary E. Wilkins »Pembroke« bezeugen, weil er nach Wilkins' Worten »die Liebe als eins der geheimsten Naturgesetze« auffaßt, als »etwas, was mit Scham zu verbergen ist«. Und wo nun dieser Puritanismus im Roman überwunden werden soll, kommt wie immer der andre ungesunde Rückschlag: die kalte Verächtlichkeit eines Robert Herrid oder die kranke Entsagung Edith Whartons. Für die Romantik ist aber alle »Gefühlschirurgie« von Schaden, ob sie nun religiös-puritanisch oder modern-naturwissenschaftlich ausgeübt wird.

Menschlich wie künstlerisch angenehm ist die ganze Art z. B. der Margaret Deland im Roman »Das Erwachen der Helene Ritchie« (The Awakening of Helena Ritchie). Es ist die Entwicklungsgeschichte einer sinnlichen Frau, und zwar vom sittlichen Standpunkt des modernen Amerikaners aus gefaßt. Schon die Erklärung der Tugend als »just besiegte Versuchung« klingt nicht mehr puritanisch, und noch weniger der Satz: »Keiner von uns darf tun, was die Gesellschaft zerstören würde, wenn alle es täten«. Eine Eheirrung wird danach nicht mehr als Sünde im alten Sinn, sondern als ein Verbrechen gegen die Gemeinschaft, die Gesellschaft, gebrandmarkt.

Das Verhältnis von Mann und Frau im Leben und in der Literatur Amerikas wird nicht nur durch den Puritanismus bestimmt, sondern auch durch eigentümlich amerikanische Zustände, vor allen die einzigartige Stellung der Frau, die natürlich in den ersten Kolonialzeiten des Landes wurzelt und die sich heutzutage ändert. Schon in Coopers »Epion« wird Amerika wegen der guten Behandlung seiner Frauen gepriesen, und Howells nennt in der Geschichte »The Lady of the Aroostook« sein Land »das Paradies der Frauen«. Das hat Hermann Hagedorn, einen antideutschen Amerikaner deutschen Stammes, neuerdings im Roman »Gesichter der Dämmerung« (Faces in the Dawn) dazu verführt, die Amerikanerin zu verhimmeln und ihr gegenüber die deutsche Frau als ein gänzlich bemitleidenswertes Geschöpf herabzuziehen. Mark Twain, Crawford und Theodore Dreiser denken etwas anders über die amerikanische Frau. Daß die Frauenfrage in Amerika auch eine Rehrseite hat, geht allein aus der ersten Kritik hervor, wie sie sich z. B. in Herrids »Together« in folgenden Worten Luft macht: »Frauen in Amerika, herrlich frei und Königinnen! Was habt ihr mit den Männern



gemacht, die in eure Obhut gegeben waren? Klug, schön, glänzend, unser hellster Preis — aber was habt ihr für die Seelen der Männer getan, die euch anvertraut waren? — — Die Antwort erhebt sich von den Straßen der Stadt: das genußlüchtigste Zeitalter und die innerlich größten Männer und die geringste Kultur auf Gottes Erden.»

Als Antwort auf die unbeschränkte Herrschaft der Frau im amerikanischen Leben und Roman ist bereits eine männlichere Note durch Schriftsteller wie Owen Wister in die moderne Literatur gekommen. Mit der Überwindung des Puritanismus und des einseitig angelfächischen Amerikanertums werden auch die »Geschlechter von Tafelsilber und Selbstbeherrschung« in den Romanen zurücktreten. »Unmaß ist der Weg zum Palaste der Weisheit« kann der Engländer Blake die amerikanischen Schriftsteller lehren, freilich ist der Begriff Unmaß so innerlich wie möglich aufzufassen. Denn Zartheit und Keuschheit, »die scheue amerikanische Form der Zärtlichkeit« soll nicht aufgegeben, sie soll nur vertieft, vergeistigt werden. Und Bleichheit und Verschommenheit sollen rechte Kraft werden, wie das Owen Wister einmal treffend gesagt hat: »Ein Mann, jeder vollgewachsene Mann sollte eine Menge Temperament sein eigen nennen. Und wie bei all seinem wertvollen Besitz sollte er auch hierbei — an sich halten!«

Der deutsche Roman andererseits behandelt unerschrocken und unbedenklich die Liebe mit allen ihren Tiefen und Höhen, wie er denn überhaupt im ganzen offener und ehrlicher in aller Kritik ist. Seinem Reichtum an starken und zarten Liebesromanen gegenüber wird die Einförmigkeit des amerikanischen Liebesromans deutlich, aber es ist auch keineswegs zu leugnen, daß gerade auf diesem Gebiet zahlreiche deutsche »Moderne« zu ausgeflügelte, ungesunde und

lebensunwahre »Probleme« verfolgen. Wenn man daher dem amerikanischen Roman mehr Tiefe und Innerlichkeit wünscht, so dem deutschen mehr Natürlichkeit und gesunde Schlichtheit.

Die Zukunft des deutschen und amerikanischen Romans hängt eng mit der weiteren Entwicklung der deutschen und amerikanischen Volkskultur zusammen: aus einem vertieften Geistesleben geht notwendig und natürlich eine bessere Literatur hervor. Es gibt bereits zahlreiche »amerikanische« Romane, nur fehlt es ihnen an dem, was Amerika vom Standpunkt des Deutschen aus fehlt. Vor allem die Gemüdstiefe, die aus so verschiedenen deutschen Romanen redet, wie Peter Kossegers »Heidepeters Gabriel« und Fontanes »Effi Briest«, und die volle reiche Kultur, die schon aus den Gesprächen in guten deutschen Romanen hervorschaut. Trefflich erläutern kann das der Vergleich von zwei Persönlichkeiten wie Ricarda Huch und Edith Wharton oder noch besser der Vergleich von Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel« mit Howells' »Aufstieg des Silas Lapham« (The Rise of Silas Lapham). Etwas von dem feinen Kulturton Fontanes findet sich am ehesten in Howells' größtem Roman »Der neue Reichtum« (A Hazard of New Fortunes). Doch schlägt der Deutsche seinen amerikanischen Kollegen durch die größere weltmännische Lebenswürdigkeit des Plauderns, durch die seelenvolle Kunst des Eicheinfühlens und die Kunst, mit dem Herzen zu denken, die noch fast allen modernen Romanbildnern Amerikas fremd ist. Und zwar zuletzt, weil sie mit ihrem ganzen Volk das größte Kulturerlebnis des modernen Europa, die Romantik, nicht in der eignen Seele gespürt haben. Erst mit dem Romantischen wird dem Amerikaner die urpoetische Kunst des Stauens im Leben kommen, die dann von selbst den amerikanischen Roman poetisch machen wird.

## Gruß

Tief aus meinem Herzen blühen  
Goldne Lieder, dir zum Strauß;  
Meiner Seele heißes Glühen  
Atmet sich in ihnen aus.

Was dem Blick der Welt verborgen  
Und des Tages kühlem Schein,  
Steigt, ein voller Rosenmorgen,  
Lächelnd in sein wahres Sein.

Duft und Klang und Lachenlachen,  
Meines Herzens süße Not,  
Alle Hügel rings erwachen,  
Schimmernd wie im Morgenrot.

Und zur Nähe wird die Ferne,  
Und zur Freiheit wird der Bann,  
An den Silberring der Sterne  
Knüpft' ich meine Lieder an.

Emma Müllenhoff

## Die Jugendbewegung im Rahmen der gegenwärtigen Kulturkrise

Von Prof. Dr. Friedrich Niebergall (Heidelberg)

Nicht umsonst versucht man alle größeren geistigen Bewegungen in einem umfassenderen Rahmen zu sehen. Das gibt nicht bloß eine hohe Freude in der Erkenntnis weiter Zusammenhänge, sondern auch eine heilsame Befreiung von kleinen Gesichtspunkten und einen wertvollen Blick in große Aufgaben. Man kann sagen: Es gehört zur Bildung, Großes im Kleinen und Kleines im Großen zu sehen und wiederzuerkennen. Denn nur so erschließt sich ein tiefes Verständnis für das, was geworden ist, und für das, was werden will. Dann kann die praktische Aufgabe einsehen, dem Werden die Bahn zu bereiten und das eigne Schaffen richtig anzuschließen an das, was sich als der Wille des Weltgeistes im Werden offenbart.

Die Jugendbewegung muß man eng mit dem Gang der Kultur zusammendenken. Aus ihr kommt sie, auf sie führt sie wieder hin. Aus ihr kommt sie: als ihr Ausfluß oder als ihr Gegenfluß; auf sie führt sie hin: was heute Jugend ist, wird morgen Alter; was heute gärt, wird morgen Wein.

Was ist Kultur im Unterschied von Zivilisation? Der Inbegriff der höchsten logischen, ästhetischen und ethischen Leistungen einer Zeit, die höchste Wertsteigerung eines völkischen Daseins. Wir fassen den Begriff weiter: wir prüfen die Stellung der Zeit zu diesen hohen Werten. Wir fassen die beherrschenden Mächte, man möchte fast sagen die Dämonen der Zeit ins Auge, um ihr Wesen zu verstehen und sie als Rahmen der Jugendbewegung zu erfassen.

Zwar ist jede Zeit ein Übergang. Aber heute haben wir das Gefühl, in einer der großen weltgeschichtlichen Krisen zu leben, wie sie bloß alle paar hundert Jahre als große Brüche den braven Glauben an die Entwicklung Lügen strafen. Mag dem, was dabei bricht, nachtrauern, wer will; wir halten es aller Not zum Trotz mit einem Geist aus der vorletzten großen Bruchzeit: Die Geister wachen auf! Es ist eine Lust, zu leben!

In ganz großen Zügen wollen wir die Zeiten kennzeichnen, in deren Mitte die unsre steht, nur um ein ganz rohes Verständnis zu erzielen. Denn wie nun einmal die Zeiten laufen, so ist immer noch, was da war und was sein wird, schon keimhaft da. Wir unterscheiden also das Vorgestern, das Gestern, das Morgen und das Übermorgen; dazwischen liegt das Heute. Zahlen werden nicht genannt; es soll ja nur die Art der Zeit gedeutet werden. Ihr Nacheinander

werde ebenfalls ganz schematisch erfaßt: die folgende erscheine stets als ein Umschlag oder als ein Rückschlag gegen die vorige, zumal wenn diese ihre Vorzüge einseitig gesteigert hat, bis sie zu Fehlern wurden. Noch einmal: so geht es nie in Wirklichkeit zu; Geschichte ist kein Lehrbuch; aber mit dem Lehrbuch kann man versuchen, etwas von dem dunklen und ungeheuren Geschehen zu erfassen.

Das Vorgestern war die gute alte Zeit. Jede Zeit ist gut und alt in den Augen der übernächsten, während sie in denen der nächsten als beschränkt erscheint. Ein paar Striche mögen sie in die Erinnerung zurüdrufen. Handwerk, Manufaktur, Bauerntum bestimmten ihre wirtschaftliche Art, Herr, Knecht und Magd, Patrizier und kleine Leute ihre soziologische Struktur. Das Landstädtchen war ihr Sammel- und Höhepunkt. Obrigkeit und Kirche bildeten die hohen Autoritäten, Religion und vaterländischer Geist herrschten naiv und selbstverständlich. Die alten Gemeinschaften der Familie, der Sippe, der Nachbarschaft, der Ortsgemeinde hielten die Menschen zusammen. Brauch und Sitte, Autorität und Pietät waren Mächte, die das Leben der Einzelnen wie das der Gemeinschaften regelten. Es war alles eng, aber gemütlich. Äußerlich war man zwar arm, innerlich aber war man reich. Eine ideale Kunst und eine idealistische Philosophie, beide im Bunde mit der Religion, stellten den ganz selbstverständlichen metaphysischen Rahmen des Lebens dar. Gut und Böse waren Gegensätze wesentlicher Art, die ihre Begründung in dem übersinnlichen Hintergrund der Welt hatten. Es ist im ganzen die geistige Welt, die uns aus Hebbels »Maria Magdalena« entgegenweht. Meister Anton stellt das Vorgestern dar. Die Jugend wurde in Respekt gehalten. Teils ging sie willig mit, teils trug sie wie die Selbin jenes Stüdes nur murrend das väterliche Joch.

Das Gestern ist die Aufstiegszeit. Sie muß es sich heute gefallen lassen, daß wir sie anklagen, wie sie sich über ihre Vorgängerin lustig gemacht hat. Wir tun es vielleicht nicht ohne das Bedürfnis, uns von dem Vorwurf loszumachen, daß wir uns durch sie haben blenden lassen. Wir folgen diesem unserm Bedürfnis und überlassen es einer späteren Zeit, sie gerechter zu würdigen, wie wir es jetzt im Gegensatz zu ihr mit jener guten alten Zeit tun. Blendendes war gewiß genug in der Auf-

stiegezeit. Alles ging ins Große. Ihr Hauptkennzeichen ist die Großindustrie, die aus der dämonischen Macht der Kraftmaschine erwachsen ist. Ihr äußeres Merkmal ist die Großstadt, in der sich diese Industrie sammelt. Aber Großstadt und Großindustrie geht es noch hinaus: Welthandel wird die Lösung und Weltmacht das Ziel der Völker. Unendlicher Luxus und Reichtum ziehen ein. Ihn verdankt die Welt der gewaltigen Macht der Technik und dem, was man nun Arbeit nennt.

Dieser Aufstieg war nur möglich, nachdem alle alten Bindungen gefallen waren. Das »Ich will« als die Triebkraft starker, rücksichtsloser Geister hat die neue Welt an den Tag gezauert. Sie verstand, was die Organisation als ein großes Bündel von solchem starken Ichwillen vermag, ansehnend viel mehr als die alten, natürlich in der Vergangenheit gewachsenen Gemeinschaften. Der ganze ungeheure Betrieb galt den meisten als ein Mittel, um Geld, viel Geld zu verdienen. Das Geld wiederum war ein Mittel, um Genüsse, viele und starke Genüsse zu erhaschen. Alle alten Werte sanken. Die Familie löste sich langsam auf, die Kinderzahl wurde eingeschränkt, alte Verbindungen zwischen den Menschen wurden morsch, Sitte und Brauch wurden Gegenstand der Komik, die Natur berührte man bloß hastig am Sonntag und im Urlaub. Man dünkte sich frei und wurde doch Sklave, vor allem einer der sogenannten Arbeit, die nichts als eine blöde Hege war. Dazu vernichtete man sich der Mode und einem tollen Genußleben. Leben hieß immer mehr: zwischen diesen beiden Sklavereien hin und her jagen. Dabei pflegte man ein tomisches Persönlichkeitsgigertum, und das Großstadtweib tauchte als übelste Erscheinung in der Galerie der Weiblichkeiten der Jahrhunderte auf. Das Gestirn, das diese Zeit regierte, war der Intellekt. Ihm verdankte die Technik ihre großen Erfolge. Ihm gelang es ebenso die Welt zu durchschauen wie das Leben zu regeln. Alles wurde mit der wichtigsten Denkform des Verstandes, dem Verhältnis von Ursache und Wirkung, bewältigt. Das ganze Leben wurde rationalisiert, technisiert, mechanisiert. Die Natur wurde als ein großes Maschinenwesen begriffen, das Leben maschinell gestaltet, alle tieferen geistigen und seelischen Werte wichen vor der Eiszeit technischer Erstarrung. Der Ausdruck des Zeitgeistes in der Kunst hieß Naturalismus, in der Wissenschaft Materialismus, in dem wirtschaftlichen und politischen Leben Streben nach Macht. Paedel und der einseitig verstandene Nietzsche wurden die Götter der Zeit, die Sozialdemokratie bestimmte mit ihrem Klassenkampf das innerpolitische, der Imperialismus als Streben nach wirtschaftlicher Weltmacht das äußere Leben. Im

Schlepptau der herrschenden politischen und gesellschaftlichen Mächte und im Gegensatz zu den vorwärtstrebenden geistigen Mächten der Zeit verloren die Kirchen immer mehr an Einfluß, und es wuchs ein Geschlecht heran, das sich von Religion und Moral, von Sitte und Brauch weithin emanzipierte. — Kennzeichnende Erscheinungen aus der Welt der Jugend waren der junge Mann mit dem hohen Kragen oder das traurige Gebilde der höheren Tochter, das gehakte und doch eifrig kopierte Modell aller Stände der Leutnant und der Korpsstudent.

Aus dieser Atmosphäre kam das Gewitter des Weltkrieges. Er war die »Explosion einer seelisch unmöglichen Situation«. Die Niederlage des Geistigen in der Welt vorher führte zu dem furchtbaren Bankrott der Diesseitsstimmung und des Machtwillens. Der Zusammenbruch einer ganzen Welt war unvermeidlich, die keine mystischen und metaphysischen Fundamente besaß, sondern auf Sand gebaut war. Denn alle Gemeinschaften leben von dem Absoluten und dem geheimnisvollen Hintergrund des Ewigen.

Aus diesem Zusammenbruch erwuchs das Heute. Wir lesen täglich die Ausbrüche, die es bezeichnen. Elend um Scheinreichtum herum, der Weg am Abgrund vorbei; Trümmer, Chaos; das Gefühl, sich ausgelebt zu haben; Weltuntergangsstimmung. Wir sind wieder einmal an allem irregeworden, was uns noch eben geleuchtet hatte. Wir sind übersättigt an Wirtschaft, Technik und Macht. Wir haßen die Großstadt. Wir beklagen die geistige Zerrissenheit. Wir geben dem Individualismus und Subjektivismus die Schuld am Unglück. Wir verbrennen, was wir angebetet, und fangen an anzubeten, was wir verbrannt haben. Nichts wird mehr gescholten als der Intellekt. Alles ruft nach Gemüt, Seele, Tiefe, Mystik. Spiritismus und Theosophie und andre Künste, die bisher das Licht scheuten, treiben sich nun umher wie Nachtvögel in der Dämmerung. Naturalismus und Impressionismus sind der neuen Kunst gewichen, die es darauf abzieht, Seele und nichts als Seele zum Ausdruck zu bringen. Überall spürt man nun Seele auf, bis tief in die Naturwissenschaften und in die Technik hinein. Seele und alles, was mit ihr zusammenhängt, ist ein Modewort geworden, auf das die Masse hört, das seelisch gerichtete Menschen gar nicht mehr hören können. Im Gegensatz zum Ichwillen der Aufstiegszeit ruft nun alles nach Gemeinschaft. Arbeitsgemeinschaft ist ein andres Modewort der Zeit. Man hat einen großen Hunger nach Natur, nach Land; auch Siedelei ist Mode geworden. Zugleich geht die Sehnsucht nach etwas Großem und Gutem aus: einer großen zusammenfassenden Geistigkeit voller Wahrheit und Einfachheit — ein Heimweh nach



der guten alten Zeit. Langsam steigt damit auch wieder der Sinn für das Sittliche auf; man begreift, wie man mit jenem Relativismus den Grund für alles gemeinschaftliche Leben unterwühlt hatte. Der Rationalismus schlägt in Enthusiasmus um: was sind Kommunismus und Bolschewismus in ihrer reineren Form anders als Gegenläufe zu der altmodischen rationalen Sozialdemokratie? Im Gegensatz zu dem Materialismus sind wieder seelische Urgefühle erwacht. Man darf wieder »Gott« sagen und von ihm in Tageszeitungen schreiben. Ja, manchmal möchte man die Neufrommen von heute an das Gebot erinnern: Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen. Das Schlimmste, was dem Gottesglauben begegnen kann: er ist Mode geworden. Mancher sagt, wenn ihm nur etwas Unfaßbares und Geheimnisvolles aus der Tiefe der Welt oder der Seele entgegentönt, allzu schnell: Gott. Nicht weniger ist das Jenseits Mode geworden. Aber Unsterblichkeit, Ewigkeit, Wiederverkörperung wird viel geredet und geschrieben. Man sucht und sucht. Immer hat man aber noch so viel Stoffglauben in sich, daß man es nicht wagt, rein an das Geistige und Ewige als etwas Wirkliches für sich zu glauben; darum sucht man es in der Weise des Spiritismus als Feinmaterie zu begreifen.

So geht viel Suchen und Sehnen durch die Welt. Es sind Wehen ohne Geburt, wie jemand treffend gesagt hat.

Und die Tugenden dieser Gegenwart? Sicher wird das Bild von ihr noch stark durch wenig erfreuliche Erscheinungen beherrscht: der Zigarettenjüngling, das Pärchen, geschlechtskranke Volksschülerinnen, die jugendlichen Arbeiter, die die ruhigere Arbeiterschaft terrorisieren. Natürlich gibt es aber auch andre Bilder, die den Rückschlag dagegen und gegen die ganze Zeit darstellen, Bilder, die aus dem besseren Geist der Zeit geboren sind.

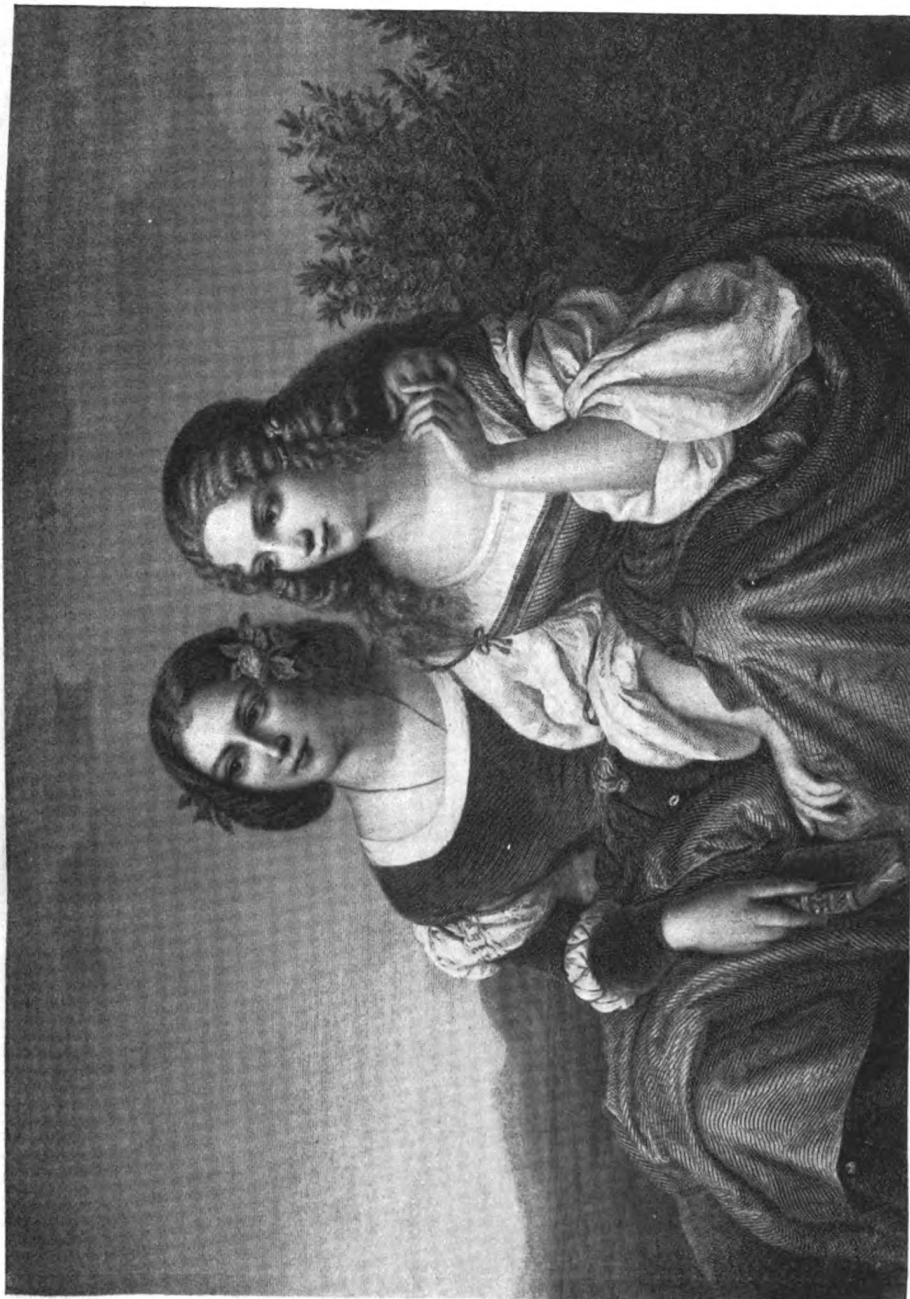
Und das Morgen? Es ist eine üble Sache, zu prophezeien. Verborgene lenten immer Wünsche und Befürchtungen, also Affekte die Gedanken der Propheten. Aber mit Hilfe unsrer Denkform vom Rückschlag können wir vielleicht versuchen, etwas in den Nebel hineinzubringen. Wenn sich ein äußerstes Ende ausgelebt hat, kommt das entgegengesetzte zur Herrschaft. Neue Ideale, neue Maßstäbe und Kräfte tauchen auf. Natürlich waren sie schon leimhaft oder sogar reifend vorhanden; bleibt doch auch das Gestern und das Heute, wenn nicht sogar hier und da noch das Vorgestern. Aber nun werden sie Mächte, diskutierbare Ismen. Und manchmal meint man im Heute etwas vom Vorgestern, im Enkel etwas vom Großvater zu sehen.

Wenn die Not steigt, wird sie uns zuerst widerwillig, dann einigen unter den Besten

gern zur Tugend werden. Nur diese freilich werden den Mut zur Armut finden und aus ihr heraus freudig den Weg zu innerem Reichtum suchen. Die Masse wird, äußerlich und seelisch arm, widerwillig weiter murren gegen die alten Führer, die sie von den Fleischstöpfen Ägyptens weg in die Wüste geführt haben. Der Gegensatz zu der Vorherrschaft des Intellekts, der Gang zum Irrationalismus wird wohl noch weitergehen, und die okkultistische Flut wird noch steigen. Weil man seelische Kraft braucht, wird man sie holen, wo man sie findet. Die Kritik an den alten seelischen Heiligtümern, an der Religion und der Moral, wird der naiven Freude an ihnen und dem Bedürfnis nach Sinn und Halt weichen, das die höchsten Preise zahlt. Im Zusammenhang damit und im Gegensatz zu dem Chaos wird die Autorität steigen. Es werden mehr Menschen da sein, die sie begehren, als die gesammelt und gläubig genug sind, um sie aufzurichten. Die Not der Zeit wird zum Zusammenschluß und zur Vereinheitlichung des wirtschaftlichen Lebens drängen. Dem Zwang war einst die Freiheit gefolgt, und die Freiheit wird bereinst wieder von dem Zwang abgelöst werden.

Das alles gilt unter der Voraussetzung, daß wir noch Lebenswillen genug in unfrem Volke haben, daß aus seinen Tiefen solche lebenserhaltenden Kräfte hervorprudeln können.

Und das Übermorgen? Ja, darf man darüber etwas zu sagen wagen? Wenn es geht, wie es in der Welt gegangen ist, dann wird uns dies die großen Synthesen bringen. Hart stoßen die großen kritischen Zeiten mit ihrem Entweder-Oder widereinander. Ruhigere folgen und vereinigen die Gegensätze mit ihrem Sowohl-Als-auch. Es ging nicht mit dem einen, es ging nicht mit dem andern, wie es die Leidenschaft gewollt hatte. Darum versucht es die Vernunft mit einem Kompromiß. Oder werden wir irgehen, wenn wir vermuten, daß sich im wirtschaftlichen Leben individualistische und sozialistische Züge zu einem logisch unbefriedigenden, aber praktisch erfolgreichen System mischen? Daß sich einem überstiegenen mystischen Irrationalismus gegenüber die Menschheit wieder besinnt auf Vernunft und Wissenschaft als ihre allerhöchste Kraft? Daß der schrankenlosen Freiheit, die doch immer nur die gepriesene Errungenschaft von bisher gebundenen Kreisen war, die Autorität wieder als unentbehrliche Ergänzung zur Seite treten wird? Und wo Rationalismus in Internationalismus umgeschlagen war, wird er in der harten Welt bald wieder seine Einschränkung durch einen erweiterten Sinn für das eigne Volk finden, ebenso wie die Träumer von jenseitigen Welten, die Schwärmer von Utopien zu der festgegründeten Erde zurückkehren werden.



Carl Ferdinand Sohn: Die Schwestern





Aber auch dieser Knoten wird sich wieder lösen. Die in ihm verschlungenen Fäden werden auseinanderstreben und sich verlieren. Das Weberstüpfchen webt ganz neue in das Gewebe hinein. So geht es immer weiter. Das Heute wird Gestern, das Übermorgen Vorgestern, wie einmal das Gestern Morgen und das Vorgestern Übermorgen war. Wozu, weshalb dies alles? Als Weg zu einer Zeit der Vollenbung? Zu Gott? Alle Zeiten sind zu Gott, sagt Ranke. Wir stehen staunend still vor diesem großen gewaltigen Werden, das wie Kronion all seine Kinder verschlingt, um immer neue zu gebären. Wir fühlen nur die Verpflichtung, in einem auf Ewiges gegründeten Innenleben dem Werden selber Sinn zu verleihen. Aber es ruft uns auch das Werden dazu auf, ihm in unserm Schaffen an der Welt um uns herum einen Ausfluß, wie unserm Schaffen an dem großen Werden Sinn und Richtung zu geben.

In diesen Rahmen gehört auch das Bild hinein, das in dem Novemberheft 1920 dieser Zeitschrift von der Arbeit an der Jugend gezeichnet worden ist. Zuerst werde an seine wichtigsten Züge erinnert, dann sollen einige neue eingetragen werden.

Zum Vorgestern gehörte nicht bloß die alte autoritäre Jugendberziehung, sondern auch die bezeichnende älteste Form aller Jugendarbeit, der Jünglingsverein. Er entsprach der Zeit, in der er entstand, wenn er orthodoxe Gläubigkeit mit pietistischer Weltabgewandtheit verband. Ihm traten freiere Gebilde zur Seite. Auf kirchlichem Boden pflegten sie eine freie religiöse und pädagogisch ungebundene Art. Aber beide Zweige der Arbeit waren reine Jugenpflege. Außer ihnen geschah noch mancherlei in demselben Geist auf sozialer oder humaner Grundlage: eine jede kräftige Gruppe im Volk, mochte sie nun Interessen oder Ideale pflegen, suchte sich gleich die Jugend zu sichern; wer die Zukunft haben wollte, bemächtigte sich der Jugend.

Und das Gestern? Es ist durch das ganz Neue des Wandervogels bezeichnet. Freilich gehört er schon an das Ende der Aufstiegszeit. Er bedeutet, echt großstädtisch wie er ist, den Gegensatz zu der Großstadt wie den zu jener autoritären Haltung. Er ist aus dem Schrei nach der Freiheit wie aus dem nach der Wahrheit und Einfachheit des Lebens geboren. Im Gegensatz zu der Pflege will er Bewegung sein. Die Jugend will ihr eignes Leben leben. Ihr Selbst ruft nach seinem Recht; sie wehrt sich gegen seine Knechtung unter die Zwecke der Alten. — Es ist am angegebenen Ort gezeigt worden, wie der Wandervogel mit seinem neuen frischen Geist einbrach in die alternde Kulturwelt und wie er die ganze Jugendbewegung bis

heute bestimmt hat. Aber heute merken wir: unsre Zeit rast, auch er ist schon von gestern. Man erkennt ihn als eine Durchgangsstation, für die ganze Entwicklung wie für die Einzelnen. Man findet, daß er in seiner Verachtung der Form zwar mit einem gewissen Recht der überfeinerten Zeit entgegengetreten, aber dabei zu weit gegangen sei. Zumal die Mädchen habe er um den Vorzug der Anmut gebracht. Auch seine Abschließung vom Leben sei übertrieben gewesen. Ganz besonders aber entsprach seine ewige Distanzierung dem Geist des Intellektualismus von gestern. Dieser zeigt sich in seiner verheerenden Macht sehr bezeichnend in der beständigen Spaltung. Der Streit über die Prinzipien hat immer neue Sekten hervorgerufen. Man kennt sich gar nicht mehr aus, wenn man all die Bünde und Gruppen der Freideutschen und der andern Jugendverbände nennen hört. Aber er hat der Jugend ihr Recht erobert und einen Anstoß gegeben, der nicht mehr verlorengehen kann.

Das Heute ist gekennzeichnet durch die Nachwirkungen des Krieges und den Geist der Gegenwart. So erklärt sich sowohl die mystische Stimmung wie auch die Wendung in politische und soziale Arbeit, die man mit dem Mobewort aktivistisch bezeichnet. Wie die Zeit, so ist die Jugend teils romantisch, teils revolutionär geworden. Der Schwärmerische Zug, den, wie alle Übergangszeiten, auch die unsrige aufweist, hat sich der Jugend bemächtigt, der er noch am besten ansteht. Wer einmal gärendes, brausendes Jugendleben aus dieser Bewegung kennenlernen will, schaue in das Heft »Junge Saat«, das im Neuwelt-Verlag in Schlüchtern erschienen ist. Da flammt glühende Hoffnung dem sich mit Macht nahenden Reich Gottes entgegen, das alles ändern, alles bessern wird. Und der Christus ist der Stern, auf den die Augen voller Sehnsucht und Begeisterung schauen. Diese Stimmung geht weit in die revolutionäre proletarische Jugend hinein, soweit sie sich vom alten materialistischen und intellektualistischen Geiste gelöst und der Gewalt umschaffender geistiger Kräfte verschrieben hat.

Aber schon meldet sich das Morgen. Man könnte erraten, was es bringen wird. Es wird alles bleiben, was die Jugendbewegung groß gemacht hat, die Romantik, die Begeisterung und die Schwärmerei. Aber im gewohnten Rückschlag will die Autorität die Freiheit ablösen, wenigstens einschränken. Von ganz verschiedenen Seiten her meldet sich die neue Wendung. In dem wertvollen katholischen Sonderheft der »Tat« (April 1921; Eugen Diederichs, Jena) schreibt Guarbini über die katholische Jugendbewegung. Er sieht klar und scharf ihre Aufgabe. Sie soll das Freideutschtum ablösen, das daran ist, sich selbst zu zer-

setzen. Diesem individualistischen Geist stellt er einen andern entgegen. Es komme darauf an, zwei Größen wieder zu würdigen, die über dem Sturm der »Bewegung« zu kurz gekommen sind, einmal das Ganze und dann die Gewalten. Und auf evangelischer Seite vernimmt man ähnliche Töne. Ein Jugendführer, der die Seele seiner Jugend genau kennt, sieht das starke Bedürfnis nach Autorität in ihr aufkeimen; des Diskutierens müde, wollen sie von Führern gesagt haben: So ist es, und so sollt ihr es machen! Und ein anderer, Wenzel Holsel, der in der Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft von Fr. Siegmund-Schulze mitarbeitet, sagt in der ausgezeichneten Zeitschrift »Die Eiche« (München, Christ. Kaiser; Januar 1921), daß höchstens 20 v. H. der Jugend reif seien für das Selbstregiment, die andern bedürften ganz einfach der Pflege und der Leitung. So hat der Ausbruch Jugendbewegung wie so viele Wörter anderer revolutionärer Zeiten bloß die Bedeutung eines kritischen Janals gehabt. Sowenig wie Sozialisierung und Demokratie ist sie wirklich durchzuführen, aber das Wort gab einem neuen Zeitwillen Richtung und Stoßkraft gegen ein überlebtes Altes. Romantik und Autorität — es wäre ein Wunder, wenn nun nicht die Zeit wieder entdeckt würde, die beides vereinigte: das Mittelalter. Sehr bezeichnend ist ein Aufsatz in der »Freideutschen Jugend« für die Stimmung von heute, die auf ein andres Morgen geht. Unstre zwiespältige Seele fühlt unmittelbar, daß von dem Mittelalter her ihr eine

mächtige Richtung gegeben werden könnte. Denn es hatte in der religiösen europäischen Idee der einen Kirche die Unerfüllbarkeit, die wir in unsrer Zerfaserung suchen.

Das scheint das Morgen zu werden. Hinter ihm ragt verborgen ein Übermorgen auf, das die Autorität mit der Freiheit, den Sinn für die Gemeinschaft mit dem für die Persönlichkeit auch in der Jugend verbindet.

Aber das sind spätere Sorgen. Heute ist heut. Wer seine Gegenwart verstehen will, der muß sich durch Zeitschriften und Bücher oder durch lebendige Menschen mit der Jugend, der neuen Jugend, in Verbindung setzen. Oder noch besser: er mache einmal eine Tagung mit, wie es ein Redakteur der Frankfurter Zeitung getan und dann darüber berichtet hat (Sonderbrud, Frankfurter Sozietätsbruderei). Ob hoch oben auf Bergeshöhen, ob am grünen Ufer des Flusses, es ist quellendes Leben, das sich da entfaltet, ein ganz neuer Lebensstil, ohne daß man sagen kann, was es ist. Es ist ein Geist der sonnigsten Heiterkeit, der sich ohne chemische Lustmittel, aus unbändigster, echtester Lebensfreude heraus in Reigen und Volksliedern zum Ausdruck bringt. Zugleich ist es ein Geist echten, inhaltreichsten Seelenlebens, der nicht ohne jugendlichen Sturm und Drang, alten und jungen Philistern zum Entsetzen, ein Stück Neuland zum Vorschein bringt, das der beste Grund für unsre deutsche Hoffnung ist. So will die Jugendbewegung, aus der Krise unsrer Kultur geboren, dazu helfen, sie zu überwinden.

## Der Alternde

Ich passe nicht mehr in diese Welt,  
Mir fehlt Geschick und Glück und Geld.

Die Jungen lachen wie früher da,  
Mir steht das Weinen näher als nah.

Sie stehen in Wägen, wie Bäume in Laub,  
Ich ward für Wiße von heute taub.

Ihre Sprache und ihre Moden sind neu,  
Mich macht mein Schlips schon menschenscheu.

Ich fühl' mich in jedem Belange gering  
Und werde sachte zum Sonderling. —

Es gab eine Brücke, die Brücke brach,  
Ich gleite den bröckelnden Pfeilern nach.

Das Wasser fließt so grün und breit —  
Ich fließe mit aus dieser Zeit.

Börries, Freiherr von Münchhausen



## Der befreite Sohn

Novelle von Jakob Schaffner



Valentin Gerke war nun ein Mann von gut dreißig Jahren, der selbst aus großer Nähe betrachtet einen erwünscht unabhängigen und machtvollen Eindruck machte. Er hatte bei den Gardeulenanen gebient, seine Jahre nicht verloren, die Mädchen nicht gerade gemieden, aber auch nicht mit übergroßer Hast gesucht, und beinahe so nebenher einen ordentlichen Beruf gelernt, der seinen Mann kleidet und auch ordentlich nährt, selbst wenn eine Knochen- und Fleischsäule von hundertundachtzig Zentimetern zu unterhalten ist. Am allen Einreden vorzubeugen, sei gleich mitgeteilt, daß er dabei keineswegs irgendwie ungeschlacht und sonst von aufdringlicher Riesenhaftigkeit des Benehmens gewesen wäre.

Er war ein Kind fortgeschrittener zivilisierter Verhältnisse, wußte, was sich schickt, hatte keine größere Schuhnummer als 47, einen bildungsfähigen blonden Schnurrbart, mit dem er sich nur aus Zurückhaltung vielleicht nicht genug beschäftigte, richtige germanische blaue Augen voller Treuerichtigkeit, mit einem jähzornigen Teufel in der Tiefe, wie er ganze Weiber anzieht und gleichzeitig auch ein bißchen bedenklich macht: kurz, es fehlte ihm keine körperliche oder sonstige Lodung, soweit man sie mit einigem Recht fordern oder erwarten kann. Er stammte von ordentlichen Leuten, war auch keine arme Kirchenmaus, jedenfalls konnte er jeden Tag, an dem er sich's einfallen ließ, ein eignes Baugeschäft gründen und eine Frau nehmen.

Allein hier lag die Sandbank, auf der sein Kahn festhing. In aller Kraft und aller Herrlichkeit schien dieser Mann und Städtebauer von einer geheimen Schwermut befallen, einem Zweifel, irgendeiner wunderbaren Unfertigkeit. Es fehlte ihm die rechte Durchschlagskunst im Leben. Als Angestellter stand er vollkommen seinen Mann, war er sogar eine geschätzte Hand von vielfacher Verwaltung. Aber in der Liebe gibt es nur selbständige Meister oder Arbeitslose, und auch zur etwaigen Gründung einer Welt-

firma muß man sich sozusagen eigenmächtig erdreisten.

Dennoch wäre es falsch, aus den bisherigen Personalien auf einen schönen Holzbod zu schließen, mit dem man an Sonntagen öffentliche Plätze ungefährlich garnieren kann. Erstens hatte er verschiedene anstrengende Freundeshochzeiten gründlich hinter sich gebracht, war also kein Temperenzler, und wenn er in Schwung kam, so mußte man mit ihm rechnen. Auch Heldestüchchen verabscheute er durchaus nicht grundsätzlich. Mit zunehmenden Jahren und Würden ging er ihnen zwar aus dem Wege, wo er konnte, aber doch hatte sogar die Bekanntschaft mit einem schönen, großen Mädchen einen kurzen, wenn auch unblutig verlaufenen Krieg gegen eine ganze rübe Lummelbande noch unlängst zur Begleiterscheinung gehabt, wobei er allerdings auf das Mädchen mehr durch seine schwerblütige Mäßigung als durch seine Fähigkeit, Knochen zu zertrümmern, Wirkung ausgeübt hatte. Am Ende wäre sie auch selber Kerl genug gewesen, um mit dem Gelichter fertig zu werden. Sie verließen miteinander den Platz als die hochragenden Respektspersonen, die ihresgleichen nicht so oft finden, und die Gottfried Keller, der kurzbeinige Sitzriese, mit einem verliebten und einem aufgebrachten Auge feiert.

Valentin Gerke hatte ein solches Mädel in all seinen Tagen noch nicht gesehen. »Die oder keine!« sagte er sich schon nach dem ersten Zusammentreffen. Sie war das Leben selber, rotwangig, hochgebaut, auch ein bißchen rothaarig, von dem tiefen Kupferrot, das ihr stand wie bestellt, mit langen dunklen Wimpern über wetterleuchtenden Augen, wild wie eine Raze und zart wie ein Vogel in der Hand, so eins von den kostbaren jungen Weibern, die auch zugeben können, daß sie nicht ungern mit einem braven Kerl in erlaubter Weise zu Bett gehen werden, wenn die Zeit erfüllt ist, ohne sich deshalb jedem Windhund an den Hals werfen zu müssen, sogar mit haarscharfen Reserven versehen — alles in allem ein



Menschenkind, mit dem sich leben lassen mußte; auch ein Mannsbild würde bei ihr, überschlagsweise beurteilt, seine subtile Oberboheit behalten können — eine sittliche Begabung, die bekanntlich noch angrifflicher ist als manche Jungfernschaft.

Mit diesem Mädchen also pflegte Valentin künftig eine wohlangelegte Beziehung, aus der sich schließlich eine besonnene und ehrenwerte Freundschaft zusammenwebte. Er holte sie zu Ausflügen ab, erbat sie sich als Dame für seine »Anlässe«, wie Kriegerball und Abendunterhaltung des Architektenvereins, und oft traf er sie gerne und sichtlich erfreut, ohne etwas Besonderes von ihr zu wollen. Trotzdem fuhr er fort, auf der Stelle zu rudern. Das Verhältnis machte keine Fortschritte. Eingeleitete Aussprachen versandeten plötzlich. Fest vorgenommene Angriffe blieben auf halbem Weg unentschlossen liegen. Auch begonnene Verhandlungen wegen zu kaufender Geschäfte oder zu erwerbender Teilhaberschaften kamen nicht von der Stelle, ja, er fing sogar langsam an, bekannt zu werden als un feste Figur, als unfruchtbarer Trager, beinahe als Plachenderer, wie in seiner Heimat ein Mensch heißt, der ziellose Gespräche liebt.

Marie merkte ziemlich früh, wo es bei ihm haperte. Es schreckte sie nicht sofort ab. Es machte sie bedenklich, wie eine Sache, die gut, aber auch schlimm sein kann, und einstweilen legte sie sich aufs Zusehen. Wenn er, was von Zeit zu Zeit geschah, seine Mutter besuchen ging, so hätte seine Wirtin ebensogut von ihm sagen können: »Ach, Sie wollen zu Herrn Gerle? Der ist aber zu seiner Behinderung gefahren!« Kurz und knapp das Unpassende ausgedrückt: Sobald Valentin eine seiner Werbereden oder sonstigen kavalleristischen Einzelangriffe bis zu einem gewissen oder vielmehr ungewissen Punkt gebracht hatte, kam er an die Stelle, wo unweigerlich seine Mutter wie ein Geist mit warnender oder traurig-jürrender Miene sich aus dem Boden erhob, und ihm war auf geheimnisvolle Weise die »Stimmung verdorben«, wie er das sich selbst gegenüber ausdrückte. Er konnte die Sache gar nicht begreifen. Es waren doch mit ihm Dinge passiert, die ihm nicht mehr erlaubten, sich als ganz reinen Konfirmanden zu betrachten, wenn er sich auch seine

groben Vergehungen vorzuwerfen hatte. Aber doch war er zu manchen Zeiten mehr gefährdet gewesen als jetzt. Warum hatte die Mutter nicht dort gewarnt? Obendrein handelte es sich hier um ein Mädchen, das, kurz gesagt, nur nach ihrem Geschmack sein konnte, ja das, ohne in Selbstgefälligkeit versinken zu wollen, ihr glich wie eine Tochter. Sollte er der Vergangenheit Mariens nachforschen? Das lehnte er mit berechtigtem Stolz ab. Das Mädchen war gut und eine ganze Sache, ein Wurf; insofern gab es bei ihm nichts zu fadeln. Sein letztes taktisches Manöver war gewesen, daß er den Mut faßte und sich ein Herz gegen sich selber nahm, um dem Wagnis vorzustehen unter dringender innerer Beunruhigung, die zwar keine Furcht, aber eine weitgetriebene Bedenklichkeit war, mannhaft trotz der dauerlich abwesenden Erfolgsfreudigkeit seine Marie sozusagen der Mutter persönlich vorzustellen. Was sein mußte, das mußte sein, und nun würde man sehen, und über das Lehrlingsalter war er ohnehin schon ziemlich weit hinaus. Die Folgen stellten sich sofort ein.

Erstens sagte die Mutter, eine große, gewitterhaft dreinblickende Frau von vielen Graden an der Grenze des Greisenalters, merkwürdig wenig zu dem Gast. Er hatte nachher die Erinnerung, daß die beiden Frauen umeinander herumgegangen seien wie zwei große Kagen, die sich prüften, mit spärlichem achtungsvollem Knurren in der Kehle, ohne einander anzugreifen, doch auch ohne die Ohren aneinander zu reiben. Wollte er aufrichtigen Rassensturz machen, so wußte er am Abend genau soviel, wie er am Morgen gewußt hatte.

Denn auch Marie, und das war das zweite, hatte ebenso wenig zu der alten Frau gesagt, dagegen begann sie am nächsten Tag von der wohl unvermeidlichen Trennung zu reden. Es hatte ihr, nach ihren spärlichen Äußerungen zu schließen, alles dort nur gefallen; von der alten Frau zeigte sie sich stark und nachhaltig beeindruckt, und für das innige Zusammenleben von Mutter und Sohn fand sie bloß ernste und berechtigende Ausbrüche. Aber nun war da dies Angebot nach Dänemark, und sie zeigte jetzt starke Neigung, es anzunehmen. Solche Dinge wachsen manchmal über Nacht aus der Erde. Valentin fürchtete, oder er wollte es

sich glauben machen, daß Marie bei seiner Mutter doch vielleicht etwas falsch aufgefaßt oder ungünstig gedeutet habe, und unwillkürlich begann er zu erklären. Nun, er sagte nichts, was sich Marie schon selber gedacht hätte. Endlich meinte sie mit still entsetztem Ton: »Gewiß, es muß auch schwer sein für ein Mädchen, dazwischen hineinzuhelfen.« Betroffen verstummte er.

Das dritte war dieser neue unerklärliche Schicksalsbruch auf dem Herzen, mit welchem er seit dem Besuch herumging. Das gerechte Schweigen der Mutter, ihre willige und selbstverständliche Vereinsamung, ihre eindrucksvolle Größe und fortschreitende Vollenbung, alles das waren Dinge, die er weder planen noch bauen konnte. Keins seiner Handbücher enthielt Erklärungen dafür. Alle Tabellen blieben stumm. Er verstand nur, daß da Geheimnisse warteten. Sie war ihm immer übermächtig und beinahe wunderbar erschienen, und von den Schauern seiner Geburt und ersten Kindheit hatte sie für ihn noch keinen verloren. Als Junge hatte er lange fest darauf bestanden, nur sie heiraten zu wollen, wenn er einmal ein Mann sei. Später war es ihm klar gewesen, daß seine künftige Frau seiner Mutter gleichen mußte. Nun glückte sie ihm, und die Folge war eine vollkommene Ratlosigkeit, und wenn es noch lange so weiterging, so wurde eine Demoralisation daraus, irgendein nicht vorherzusehender Skandal von europäischen Ausmaßen, vielleicht daß er zur Sozialdemokratie ging. Manchmal maulte und grollte er auch etwas im geheimen, daß Marie ihm nicht zu Hilfe kam. Aber diese Monologe endigten stets damit, daß er sich schämte.

Als er mit Marie die Störche hatte abziehen sehen, war es ihm eine vergnügliche Sicherheit gewesen: »Wenn sie wiederkommen, finden sie ein Brautpaar mehr!« Nun kamen sie zurück und fanden alles beim alten. Marie fing an, müde zu werden; das war vielleicht der ganze Fortschritt. Sie war keine Freundin von langen Quälereien, da sie nichts weniger gut aushielt. Sie streifte Valentin immer öfter mit einem halb verwunderten, halb spöttischen Blick, denn was für ein Mann war das schließlich, und führte wenig respektvolle Reden über die Helden der Weltgeschichte, soweit sie in ihren Bereich fielen, die Staatsober-

häupter eingeschlossen, denen sie unterwarf, daß sie in der Schule die Knaben bezeiten zu kleinen altklugen Weibern machten, um sie später bequemer regieren zu können. Dabei wurde sie zusehends blässer und schmäler und bekam einen so sehnächtigen und verlangenden Ausdruck, daß es Valentin manchmal das große Herz sehr ernsthaft beunruhigte.

Aber auch der Architekt wurde schmal. Bläß und süchtig stieg er auf seinen Bauplätzen herum, verlor den Appetit und den Schlaf, und schließlich glaubte er steif und fest, daß die Dinge auf seinen vorzeitigen Untergang ausgespißt seien. Sein Großvater war fünfzig geworden, sein Vater nur vierzig; nichts lag näher, als daß er ruhm- und verdienstlos mit dreißig abging. Er fühlte gar keinen Lebensakt mehr in den Knochen und war richtig betrübt und verwirrt, wenn ihm doch wieder einmal gegen seinen Willen eine Kraftleistung passierte war. Wenn Marie jetzt nicht mit ihm zankte, wozu sie in der letzten Zeit bei seiner ganz unproduktiven Anhänglichkeit manchmal Anlaß nahm, dachte er darüber nach, wie er sie zu seiner rechtlichen Leibeserbin machen könne, ohne die Dinge zur trassen Gewalttat einer Heirat übertrieben zu haben. In schlaflosen Nächten allerdings heiratete er sie kreuz und quer, so daß er aufgeregt und händelsüchtig aufstand, und stellte er sich Leibeserben auf ganz andern Wegen vor. Seine Methoden waren alles, nur nicht wissenschaftlich begründet, aber sie machten ihm Eindruck, denn ohne Leiden liebt man nicht. Er konnte blaß werden, wenn er nur an Marie dachte.

Nun war es an einem schönen Maien-sonntag früh. Valentin saß eben am Tisch und rasierte sich. Rechts hatte er den Bart schon herunter; links stand ihm noch der Seifenschaum auf der Wange, und vor dem Schaum vorbei lief eine einsame, gütig bittere Leidensfalte, die ihn geradezu lebenswert machte. Da klopfte seine Wirtin und brachte die Post; sie bestand in einem Briefchen von Marias Hand. Ihm ahnte gleich nichts Gutes. Ohne sich fertig zu rasieren, öffnete er. Sie schrieb ihm mit drei Sätzen, die voll waren von Müdigkeit, uneingestandenem Kummer und Wortfargheit, daß sie die Verbindung als gelöst betrachte und ihn bitte, keinen Versuch zur Umstimmung zu

machen. Von Dänemark stand indessen nichts darin.

Mit einer rasierten und einer schaumigen Wange erhob er sich und ging im Zimmer hin und her, nahm ein Buch und legte es auf einen andern Platz, verrückte die Rippfiguren seiner Wirtin, stellte sich ans Fenster und blickte auf die Straße, ohne etwas zu sehen, und bei allem war ihm, als rebete er sich unausgesetzt zu: »Schreien und Umsichschlagen hat jetzt gar keinen Zweck! Jetzt geht's auf Biegen und Brechen!« An sich haltend trat er wieder zum Tisch, auf dem der Brief lag, klopfte in tiefen Gedanken einen Trauermarsch auf die Platte, den er bei der Beerdigung eines Veteranen neulich gehört hatte, wollte irgend etwas Gewagtes oder vielleicht auch ganz Richtiges sagen, gestattete es sich aber nicht, weil es jetzt auf letzte Grünlichkeit ankam, und nahm schwer besorgt und unruhig suchend seine Wanderung wieder auf. Am Fenster blähten sich im Wind die weißen Vorhänge seiner Junggesellenbude. Die Sonne schien voll herein; er fühlte es als wahre Erleichterung, daß wenigstens die selbstverständlich existierte. Die Gloden fingen an zu läuten. Wer dazu Lust hatte, ging zur Kirche; auch dies war in Ordnung. So vieles war auf der Welt in Ordnung, daß es geradezu zu denken gab.

Irgend etwas geisterte im Spiegel. Als Valentin mit fragendem Blick hinsah, bemerkte er darin das Bild eines Zitronenfalters, das dort auf und nieder gaukelte. Er sah ihm lange zu, während eine große Verwunderung in ihm aufkam. Was hatte das denn eigentlich auf sich mit diesen Schwierigkeiten im Leben, während dieses undernünftigen Tierchen ohne alle Umstände seinen Tag geradehin verflatterte? »Das Weib verläßt Vater und Mutter und hängt dem Manne an!« sagte jemand zu ihm. Die Stimme wiederholte sich mit einer so merkwürdigen Betonung zu mehreren Malen, als wollte sie ihm bedeuten: »Mensch, pass' doch immerhin mal auf!« Er hätte jetzt schwören mögen, daß es der Falter war, der da das Gespräch mit ihm begonnen hatte. Natürlich: »Das Weib verläßt!« hieß es. Und was wird dann der Mann tun? Oder sollten da tatsächlich übernatürliche Einflüsse walten? Müßte ihn wundernehmen, in einer so natürlichen Familie!

»Jetzt geht sie in die Kirche!« dachte er dann mit einer eifersüchtigen Regung. Liebenb erinnerte er sich, was sie ihm noch neulich auf eine Anzapfung dieserhalb heimgegeben hatte. »Von etwas kommen wir vielleicht alle nicht weg!« achselzuckte sie halb ziellos und halb spöttisch. »Dem einen ist's die Kirche, dem andern das Schürzenband der Mutter.« Valentin wandte sich wieder dem Fenster zu. Er sah schon viel erleuchteter aus, obwohl er's gar nicht war, und noch weniger sich so vorkam. Jetzt bemerkte er auch den Falter selber. Er schwebte und weberte wie ein gefangenes Seelchen um die frisch vergoldete Hängelampe herum. Gott mochte wissen, was ihn faszinierte. Na, den einen fasziniert die Lampe, den andern seine Mutter! dachte er schon mit Marias Gedanken. Dann strich ein Storch so schräg und tief über die Straße hin, daß sein Schatten drunten über die Leute lief. Er dachte: Ehrwürdig! Warum, konnte er nicht sagen. Ihm erschien jetzt vieles ehrwürdig. Lieben mußte man diesen Storch. Auch die Sonne! Diesen tiefen, sonntäglichen Himmel! Die Wälder draußen, die man jetzt nur fühlte, ohne sie sehen zu können. Wem gehörte das alles eigentlich? Na, wie die Mädchen. Dem, der's an sich brachte.

Wieder kehrte er sich ins Zimmer hinein. Der Storch hatte so eine große Richtung gezeigt! — Das war's: die große Richtung im Leben. Na, genau wie in der Architektur. Ich hab' ja noch gar nicht gezeigt, was ich kann! dachte er mit gedämpfter Freubigkeit. Er ging zum Tisch und las den Brief zum drittenmal sorgfältig, langsam, Wort für Wort. Nein, von Dänemark stand nichts darin. Beinahe hätte er vergnügt aufgelacht, aber noch zuviel hing im Unfertigen. Ohne besonderen Plan schritt er nun auf das Bild seiner Mutter zu. Es war eine Photographie auf Glas, das die Frau in ihren jungen Jahren darstellte, umflossen von vielen Falten und Bändern, wie es damals Mode gewesen war, ein geschwungenes Geländer hinter ihr, und ein Eisbärenfell mit ausgestopftem Kopf zu ihren Füßen. Er nahm es vom Nagel und betrachtete es lange. Konnte man eigentlich sagen, daß Marie dieser Frau zum Beispiel auch nur mit einem Zug feindlich war? Doch gewiß nicht. Das heißt — im Gegen-



teil, was hatten sie eigentlich miteinander zu tun? Gedankenvoll wog er den geliebten Scherben in der Hand. Dies war ein Bild aus der Vergangenheit, und die Wirklichkeit war jetzt ein zur Reize gehendes schönes, fernes Leben, während hier neue Schönheit blühte und Gegenwart grünte. »Dort schiffst sie dahin,« philosophierte er selbstvergessen, während der Falter seine Aufmerksamkeit wieder auf sich zog. »Vom Ufer abgestoßen vor sechzig Jahren. Ziel unbekannt. Versiegelte Orde. Das ist das Leben.« Wieder verehrte er, und beinahe wäre ihm das Bild entglitten; traumhaft und unvollkommen brachte er es wieder in seine Gewalt. Ganz dichterisch und wunderbar wurde ihm zumut. Er vergaß die seemannischen Vergleiche und kam auf architektonische. Dann sah er sich unvermittelt vor der Kirche, wie er die hochgewachsene junge Kirchgängerin überraschte. Darüber war ihm auch der gläserne Schemen schon beinahe ganz durch die Finger gegangen; er hielt ihn nur noch an der äußersten Kante. Jetzt stürmte der Falter plötzlich auf ihn zu, als ob sich ihm das Leben selber an den Hals werfen wollte. Fast hätte er die Arme ausgebreitet. Das nahm das Frauenwesen in seiner Hand wahr. Kühn entschlüpfte es seinen Fingern vollends, leuchtete noch einmal lachend auf, als wollte es spottend sagen: »Was hast du mit mir zu tun? Halte dich an die Deine!« Und als er von seinen Visionen halb zurückkommend nun doch ein bißchen erschrocken danach sah, zersprang es eben klingend in hundert Splitter.

Eine Weile stand er sehr nachdenklich geworden bei den Scherben und suchte etwas Passendes dazu zu denken. Allein ihm schien die Sache schon recht klar. Ein wenig verbugt und mit einem leichten Seufzer setzte er sich jetzt an den Tisch und rasierte sich fertig. Dann zog er sich an. Wenn er hin und her ging, geschah es stets mit einem zärtlichen und achtungsvollen Bogen an den Scherben vorbei. Sonderbar kam ihn dies an: er hatte zuerst gedacht, er werde ein schlechtes Gewissen bekommen, oder die Mutter werde ihm leid tun. Aber sein Gewissen war sehr gut, und auch die Mutter hatte er noch nie so vergnügt und selbständig gesehen. Geradezu sein Staunen forderte das heraus. Er fing leise an zu pfeifen und zu summen: »Jetzt geh i ans Brünnele,

trink aber net!« Dazu nahm er den breitesten und rötesten Schlips heraus, den er besaß, zog die weiten, hellen Hosen an, in denen er ausah wie ein Amerikaner, und zum Schluß ergriff er den Stod mit der Hirschhornkrücke. »Jetzt geh i ans Brünnele,« fuhr er fort zu summen.

Vor der Kirche sah er erfreut, daß er noch viel Zeit hatte. Drinnen sangen sie das Lob der seligen Jungfrau Maria. Valentin hatte nichts dagegen; eine andre Marie sollte aber nun wirklich die längste Zeit Jungfrau gewesen sein, wenn nicht sämtliche Vorzeichen trogen.

Als diese überfällige Jungfrau aus der Kirche trat und er plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihr stand, wurde sie zuerst bleich wie der Mauerbewurf hinter ihr. Sie legte die Hand aufs Herz, blieb wie ratlos stehen und sah ihn an mit den Blicken eines verfolgten Wildes, das nun keinen Weg mehr sieht. Links und rechts von ihnen schoben sich die Gläubigen mit ihren Gebetbüchern vorbei wie im Frühling die Schollen des Treibeises am Brückenpfeiler. Es roch nach Weihrauch. Die Orgel brauste über den Platz mit den Ahornen. Feierlich und froh wurde Valentin zumut; noch nie hatte er sie so schön gesehen.

Sie hatte sich inzwischen so weit gefaßt, daß sie ihn fragen konnte: »Was — willst du hier? — Hast du denn meinen Brief nicht bekommen?« —

Eben flog der Storch wieder zu; auf dem Kirchbach war das Nest.

»Weißt du wohl nichts von einem Brief!« sagte er mit solch einem ernsten Übermut, daß sie ihn ganz traurig und verzweifelt anblickte, als wollte sie sagen: »Ach, du armes Blut, und wie wirst du heute abend wieder nach Hause schleichen!« Still setzte sie sich mit ihm in Bewegung, damit man wenigstens den Leuten aus den Augen kam. »Es ist wahr,« gab er noch zu, »wir hatten am Donnerstag nichts für heute ausgemacht. Darum bin ich eben selber hier!« Sie blieb stumm, aber jetzt kam ihr das Blut langsam in die Wangen zurück. Mühte kein Vollblüter sein, erwog er, wenn sie nicht spüren sollte, daß ein anderer Geist herrscht.

Er nahm ihr jetzt das Gebetbuch weg und steckte es in die Tasche. Dann ergriff er sehr

»Wenn dir daran liegt.«





Otto Wiedemann:

Rüfsterallee







Lucy Kieselhausen

## Karl Schenkers Bildnisaufnahmen

Von Franz Servaes

Mit vierzehn Abbildungen nach Aufnahmen von Karl Schenker

Verlag von M. J. Mörlins in Berlin

**M**an tritt in ein vornehmes bürgerliches Heim ein. Behaglichkeit umgibt einen, leise abgebämpft durch einen Hauch stilvoller Feierlichkeit. Nach kurzem Harren wird man in einen hohen lichten Raum geführt, neben dem ein molliges Plauderedchen dämmert, und man sitzt dort in angenehm abgetöntem und keineswegs grellem Licht, dem weltmännischen Hausherrn gegenüber, der sich in zwanglos-liebenswürdiger und geistig-bewegter Weise mit einem unterhält. War man vielleicht anfangs ein wenig befangen, weil man ja weiß, daß man photographiert werden soll — und Photographen wirken auf unsern Nervenzustand wie die Zahnärzte —, so verliert sich dies allmählich völlig, ja, man vergißt, weswegen man gekommen ist, geht zwanglos aus sich heraus, plaudert, interessiert sich, fühlt sich geistig angeregt. Nach einem Stündchen erhebt sich der Hausherr lächelnd und dankt verbindlich mit einer Verneigung. »Ja, wollten Sie denn nicht Aufnahmen machen, Herr Schenker?« Jagt man erstaunt. »O bitte, ist bereits geschehen, ich habe wohl ein halbdutzendmal auf

den Ball gebrückt. Übermorgen werde ich mir erlauben, Ihnen einige Rohbrude als Proben zu übersenden.« Und wirklich, übermorgen hat man die Bilder in Händen, die einem in so scharmanter Weise abgelistet worden sind; zu denen man beigetragen hat, man weiß gar nicht wie.

Warum ich dies so eingehend berichte? Weil es zur Kunst Karl Schenkers mit hinzugehört; weil es vielleicht die nächstliegende Erklärung für deren distinguierte Eigenart bietet. Ich möchte es die psychologische Methode in der Kunst des Photographierens nennen. Der Aufnehmende schaltet sich scheinbar ganz aus und legt alles darauf an, seine ihm gegenüberstehende Jagdbeute in völlige Sicherheit zu wiegen. Sie soll sich gänzlich unbeobachtet fühlen, soll niemals glauben, etwas »machen« zu müssen, sondern so sich geben, wie es ihr natürlich ist. Allein in der Natürlichkeit liegt vornehmer individueller Reiz. Alles Aufgeregte, absichtlich Angenommene verwischt nicht bloß die Linien der Wahrhaftigkeit, sondern auch den Sinn jeglicher Schönheit. Der Feinerblickende bemerkt bei »gestellten« Bildern sehr

Westermanns Monatshefte, Band 131, 1, Heft 781



Erna Morena

balb einen peinlichen Mißklang, irgend etwas nicht ganz Echtes, das in seiner Posenhaftigkeit bis zur Kitschigkeit gehen kann. Auch spürt man mehr und mehr das Handwerk heraus, das leicht etwas Seelenloses und Gleichmachendes hat. Wie rasch ähnelt dann ein Bild dem andern! Man kann Frau Kommerzienrat X. in ihrer Aufmachung kaum noch von der Filmdiva Y. unterscheiden, und bei der Institutsvorsteherin A. wird man aufs seltsamste an die Schriftstellerin B. oder die Parlamentarierin C. erinnert. Alles Derartige vermeidet Echenker grundsätzlich. Er will die einmalige Persönlichkeit wiedergeben, diese und keine andre, ihre Art, sich zu bewegen und sich hinzusetzen, die Unwillkürlichkeiten ihres Mienenspiels, ihre Besonderheit, ihren Reiz, ihren Stil. Dies ist es wohl vor allem: daß Echenker den Stil der jeweiligen Persönlichkeit sucht, und daß er eine seltene Gabe hat, ihn zu finden und zu treffen. Wo bei man unter »Stil« hier dasjenige verstehen möge, was äußeren Ausdruck für inneren Kern bedeutet, was also die wesentliche Harmonie sowohl als die besondere Eigenart einer Persönlichkeit ausmacht.

Zu alledem bedarf es des Scharfblicks eines Psychologen. Doch ist das nicht jene wissenschaftliche Psychologie, die bohrt und zerlegt, sondern es ist eine rein künstlerische, die aus dem Instinkt hervorgeht. Es ist gleichsam eine frauenhaft feine Empfindlichkeit, die still auf der Lauer liegt und im Fluge das Richtige trifft. Es gehört Witterungsvermögen dazu, rasche Einstellungsfähigkeit, Einfühlungskraft und behendes Auf-dem-Posten-sein. Es gehört auch ein innerstes Wohlwollen dazu, eine bewegliche Sympathie, ja ein Stück liebevoller Herzengüte. Kurz, alles das, was das Geheimnis des »Kontaktes« ausmacht. Echenker hat mit denen, die er photographisch wiedergibt, sehr viel Kontakt. Er hat den Kontakt nötig, um dasjenige ausdrücken zu können, was er anstrebt. Darum ist er in der Wahl seiner Modelle wählerisch. Zum mindesten wartet er so lange, bis, rein gefühlmäßig, der Kontakt sich einstellt. Im andern Falle verzichtet er lieber. Ist das »Launenhaftigkeit«? Nur der Nichtverstehende kann es so nennen. Dem Verstehenden enthüllt es sich im Gegen-



Helene Thimig





Leontine Kühnberg

teil als künstlerische Gewissenhaftigkeit,  
als Lauterkeit des Empfindens.

So hat denn Karl Schenker naturgemäß seine Spezialität. Er liebt vor allem die Künstler und die Frauen; und dann auch die Kinder. Das gibt ihm die Atmosphäre, in der er sich schöpferisch angeregt fühlt.

Die sogenannten scharfen Profile, die knorrigen Männerköpfe oder auch die glatten Alltagsgesichter, die charakterlosen Gesellschaftstypen liegen der Kunst Schenkers nicht. Auch das Hausbadene, Prosaische, Philiströse lehnt er ab. All dieses setzt ihn nicht in Schwingung. Man kann ihn daher in gewissem Sinne einen Ästheteten nennen. Doch möchte ich das Wort nicht mit jenem verächtlichen Beigeschmack, der ihm manchmal anhaftet, hier verstanden wissen. Bei Schenker ist das Ästhetische gleichsam angeborenes Naturbedürfnis, mindestens unentwurzbares Kulturergebnis. Es ist aufs innigste mit demjenigen verädelte und verknüpft, was er als Produzieren der anstrebt: die künstlerische Linie. Diese sucht er nicht bloß in seinem Schaffen, sondern auch bei seinen Modellen. Das Bedürfnis hierzu quillt bei

ihm aus der Einheit der Persönlichkeit. Es gehört zu seinem innersten Wesen.

Das Gebiet männlicher Darstellungen mag hierdurch bei Schenker seine Beschränkung erfahren. Doch möge man dies nicht allzu ängstlich nehmen. Auch bedeutende Heerführer, wie der österreichische General Böhm-Ermolli, gehören zu denen, die aus Schenker's Kamera ihr Wesen im Bilde erschlossen erhielten. Vornehmlich sind es freilich Musiker und Schauspieler, an deren bildnismäßige Wiedergaben man sich erinnert. Wir sehen Köpfe vor uns auftauchen wie die von Nitsch und Weingartner, Puccini, Kubelik und Becsen, ferner von Wegener, Decarli, Michael Bohnen, Conrad Veidt, Vallenberg und andern Beherrschern der Bretter. Bezeichnend ist jedoch, daß Schenker niemals das Komödiantische, sondern stets das Menschliche sucht. Ihn interessiert nicht so sehr die einzelne Rolle als der Mensch, der dahintersteht, um Rollen aus sich zu gestalten; also das Fluidum, das den Künstler umgibt, sein Ausbruch von Phantasiehaftigkeit, angespanntem Seelenleben, innerer Verfenkung. Eins



Mia May



Kinderbildnis

seiner höchsten Meisterwerke ist das Trio Deman - Pozniak - Beyer. Diese drei Männer sind gleichsam zu einem musikalischen Gottesdienst vereinigt. Jeder einzelne lebt und webt in seiner Aufgabe, ganz hingegen dem, was er im ganzen zu erfüllen hat. Darum lebt auch das Ganze in jedem einzelnen, ist aufs wunderbarste verschmolzen zu einem Rhythmus, der so viel Zwingendes als Schwingendes hat.

Diese Weichheit und Musikalität der Auffassung und Stimmungswiedergabe kommt Schenker sehr zustatten, wo er sich dem Frauenbildnis zuwendet. Wenn wir heute leider unter unsern modernen Malern kaum einen ausgesprochenen Frauenporträtisten haben — Klimt war vielleicht der letzte —, so sind wir

auf dem Nachbargebiete der Photographie besser daran, und hier scheint mir Schenker an der Spitze zu stehen. Abermals ist es die Künstlerin — Theater, Ballett, Kino —, die er bevorzugt. Und doch ist es nicht die Künstlerin allein, sondern es ist mindestens ebenso sehr die interessante, sprühende, räthelhafte, verführerische, gefühlsstarke Frau. Auch wo diese nicht Künstlerin ist — nicht Künstlerin von Beruf —, vermag sie unsern Lichtbildner in gleichem Maße zu fesseln. Bei der Frau verweisen sich ja die Grenzen des Individuellen und des Künstlerischen weit leichter als beim Manne. Man darf sagen: In jeder echten Frau steckt eine Künstlerin. Oder auch: Je stärker, je machtsicherer das spezifisch Weibliche aus ihr hervorbricht, desto enger und instinktiver ist in ihr die Verbindung mit dem Künstlerischen. Muß ich Goethe zitieren? Jede echte Frau



Knabenbildnis



Frau Sch.

und so auch jeder echte Mann wird wissen, was gemeint ist.

Das Vibrierende, das Blutvolle, das Nervös-Verfeinerte, doch auch das Elegante, das Geschmackvolle, das Geschmückte ist es, was Schenker anzieht. Das sogenannte Naturweib, wie alles Verbe, läßt ihn kalt. Er will im Weib die Dame finden. Aber ebenso freilich auch in der Dame das Weib. Je enger diese beiden zusammengehen, ich möchte sagen: wo sie knisternd ineinander übergleiten, da ist Schenker in seinem Element. Und da fühlt er mit manchmal hellseherischer Sicherheit die persönliche Eigennote heraus, das unterscheidende Merkmal, den fraulichen Stil. So trifft er in Erna



Erna

Morena die schwermütige und doch wachsame Schwärmerin; in Maria Carmi die selbstbewußt-rassige, stilvoll-graziöse Südländerin; und in der andern Südländerin Bianca Belincioni das Mädchenhaft-Verträumte, Verjüngt-Horchende. Wie deutsch wirkt dagegen etwa Helene Thimig mit ihrem geradgerichteten Blick und in der noblen Anspruchslosigkeit ihrer »Aufmachung«; fast stärker noch Elsa Wagner, die alles Schöne verschmährt und doch in ihrer Klugheit einen höchst aparten Reiz besitzt. In andern Fällen wieder finden wir das volle Sprühen naiv-lostetter Jugend, Leontine Kühnbergs sanft gleitender Blick, leichtgeschürztes Lächeln, zärt-





Michael Bohnen

lich-geschmiegte Haltung atmet den Zauber feinsten Verführung; und neckisches Entzücken, frisch-entbundene Schwungkraft, heiter-tosendes Jungfeuer tanzt uns, wirbelt uns, schwingt uns in Lucy Kieselhausens wienerscher Anmut entgegen. Doch auch in der kauernden Orientalin und der Dame mit der Haarkette wie in den vielen andern anonymen Damenbildnissen Schenters begegnet uns das Frauenhaft-Künstlerische in oft berückender Weise und stets mit einem wahrhaft souveränen, zugleich kühnen und bezogenen Geschma.

Ebenso köstliches aber bietet uns das Kinderbildnis. Auch hier wendet sich Schenters Neigung von allem Verberen und Bäurischen ab und spürt bereits im werdenden Menschlein die künftige Grazie, Selbstsicherheit und Klugheit auf. Oder wenn er ausnahmsweise doch einmal das Pausbackige wählt, dann in jener drolligen Art, die an die Kruse-Puppe erinnert. Doch das Prinzliche, das Vornehm-Verwöhnte liegt ihm noch mehr. Sein Reizvollstes aber gibt er sicherlich im kindlichen Alt, wo er ebenso schelmisch wie zart, keusch wie sinnensfroh sich zu ergeben weiß. Abgesehen hat der Künstler auch im Frauenakt Wundervolles geleistet, worüber uns, in hoffent-

lich nicht zu ferner Zeit, eine ganze Sammelmappe Zeugnis ablegen soll.

Unsre bisherige Betrachtung führte uns gleichsam nur bis in den Vorhof von Schenters photographischer Kunst. Schöne und interessante Modelle zu photographieren — man muß sie nur zu kriegen wissen! —, das glaubt wohl manch einer leisten zu können. Aber aus solcher Gunst eine Kunst zu entwickeln, das ist's, worauf es ankommt. Doch in dem, was Schenter darbietet, liegt stets auch ein sehr hohes Können. Er selbst ist sich darin der strengste Richter, und nicht leicht ist er mit dem, was er leistet, zufrieden.

Eine Zeitlang, als die Photographen anfangen, sich Künstler zu nennen, war es Gepflogenheit und Sitte (Unsitte sollte man es eher nennen), im Lichtbilde die Art und Manier großer Maler oft täuschend nachzuahmen. Man photographierte, wie Velasquez, wie Tizian, wie Rembrandt, oder wie Lenbach, wie Manet, wie Gainsborough malte. Kein Maler von einigem Namen war sicher davor, im photographischen Bildnis wiederum aufzutreten. Sogar Greco, Liebermann, Kosloska hat man schon aus der Kamera hervorgehen sehen. Es ist bei Schenter rühmend anzuerkennen, daß er derlei



Elsa Wagner

meidet. So sehr er sich innerlich mit der ganzen Kultur der vornehmen Bildnismalerei angefüllt hat, so streng weicht er dem aus, sich einem einzelnen Maler zu verpflichten. Er will weder Manierist noch Nachahmer sein. Wohl kann es ihm begegnen, daß er ein wenig nach der Seite des Süßlichen und Hypereléganten hin ausgleitet, daß er gelegentlich in Geschmäckertum und bewußte Kletterie verfällt: aber dann läßt er sich wohl zumeist durch die Modelle verführen. Jeder Künstler hat indes Anspruch darauf, daß man ihn nach seinen Höchstleistungen bewertet. Schwächere Stunden hat ein jeder.

Schenkers ernstestes Streben und vornehmstes Können ist aber durchaus auf künstlerische Haltung gerichtet. Mit der bloßen Natürlichkeit, mit dem Treffen der Ähnlichkeit und des Charakteristischen ist noch nicht allzuviel getan. Man kann damit immer noch sehr schlechte Bilder machen. Erst wie das Ganze disponiert und rhythmisiert ist, wie die Tonwerte darin »sitzen« und verteilt sind, wie eine Harmonie und innerste Geschlossenheit im Kontrastspiel erreicht wird, das macht den künstlerischen Wert eines photographischen Bildnisses aus. Gerade hierin aber wurzelt Schenkers tiefster Ehrgeiz. Seinen Bildnissen Tonschönheit zu geben, Linienfluß



Maria Carmi

und harmonische Ausgefülltheit, das ist sein oberstes Ziel. Im Erreichen solcher Vorzüge erst unterscheidet sich die künstlerische Leistung von der Dilettantenarbeit.

Greifen wir nochmals auf einige der hier wiedergegebenen Schenker-Bildnisse zurück. Verweilen wir vor allem noch einmal bei dem schon gerühmten Trio. Wie gut sind die drei Figuren zueinander gestellt! Wie stark wachsen die Gestalten aus tiefem Dunkel in gemäßigtes Licht empor, dann wieder von weichem Dämmer umschwebt! Während Hände und Instrument des Klavierspielers verschwinden (und man ihn doch spielen sieht!), sind die der beiden andern in genau soviel Licht gestellt und so geschickt über den Raum hin verteilt, daß sie die richtig abgewogenen Akzente bilden, um schließlich das gesammelte Hauptinteresse auf die drei Köpfe zu lenken, auf denen unsre Blicke ausruhen sollen. Auch dieses sind psychische Faktoren, die den Stimmungswert des Bildes genau so sehr bestimmen wie etwa der (in seiner Stille und Versunkenheit freilich sehr schöne) Ausdruck in den Köpfen der Spielenden. Auch auf dem Bilde der Leon-tine Kühnberg sind die Hände meisterhaft geordnet. Wie sie als halbhelle Flecke



Frau G. J.



Trio

zwischen die halbdunklen Pelzteile hingelegt sind, führen sie von der schwarzen Masse des Samtmantels in feinen Übergängen zum mäßig erhellten Gesicht empor, über dem wie ein kleines Kapriccio die Nase des Hutes als hellster Punkt des Bildes nedisch aufleuchtet. Das Ganze aber ist in die Form eines steilen Dreiecks gebracht, das sich ebenso reizvoll wie ungezwungen aufbaut. Bei der Kiebelhausen ist dafür die Form eines stumpfen Dreiecks gewählt, das nicht dunkel, sondern licht ist und hierdurch eine fast elfenhafte Leichtigkeit atmet. Darauf sitzt dann, schier wie der Knopf einer Teepuppe, der dämmerig gehaltene Kopf, aus dem nur Zähne und Augen lebhafter hervorblicken. Hervorragend schön in den Ton-

werten ist der vom Rücken gelehene kleine Kinderakt. Nicht die Spur von etwas Grellem, das ja Schenker überhaupt nicht liebt. Selbst die betontesten Lichter auf dem glatt-rundlichen Körperchen sind sanft gehalten und schmiegen sich gleichsam scheu hervor. Mit ihnen korrespondieren, nur gedämpfter noch, einige Lichtwerte auf dem gestreiften Tafeltuch, zu dem der Kleine sich emporreckt. Ist dies selbst in Mittelönen gehalten, so schlingen sich von den Ecken her die tieferen Tinten drum herum, um sich auf dem dunklen Haar wie in einem durchbligten Sammelpunkte zu vereinigen. Dies alles ist gleichsam musikalisch empfunden. Es klingt wie ein zum Scherzo hinübertänzelndes mozartisch-heiteres Adagio.

## Es werden Menschen sitzen und lesen

Es werden Menschen sitzen und lesen,  
Von meiner toten Seele beschienen;  
Was ich gesonnen, was ich gewesen —  
Da ich dies schreibe, bin ich bei ihnen.

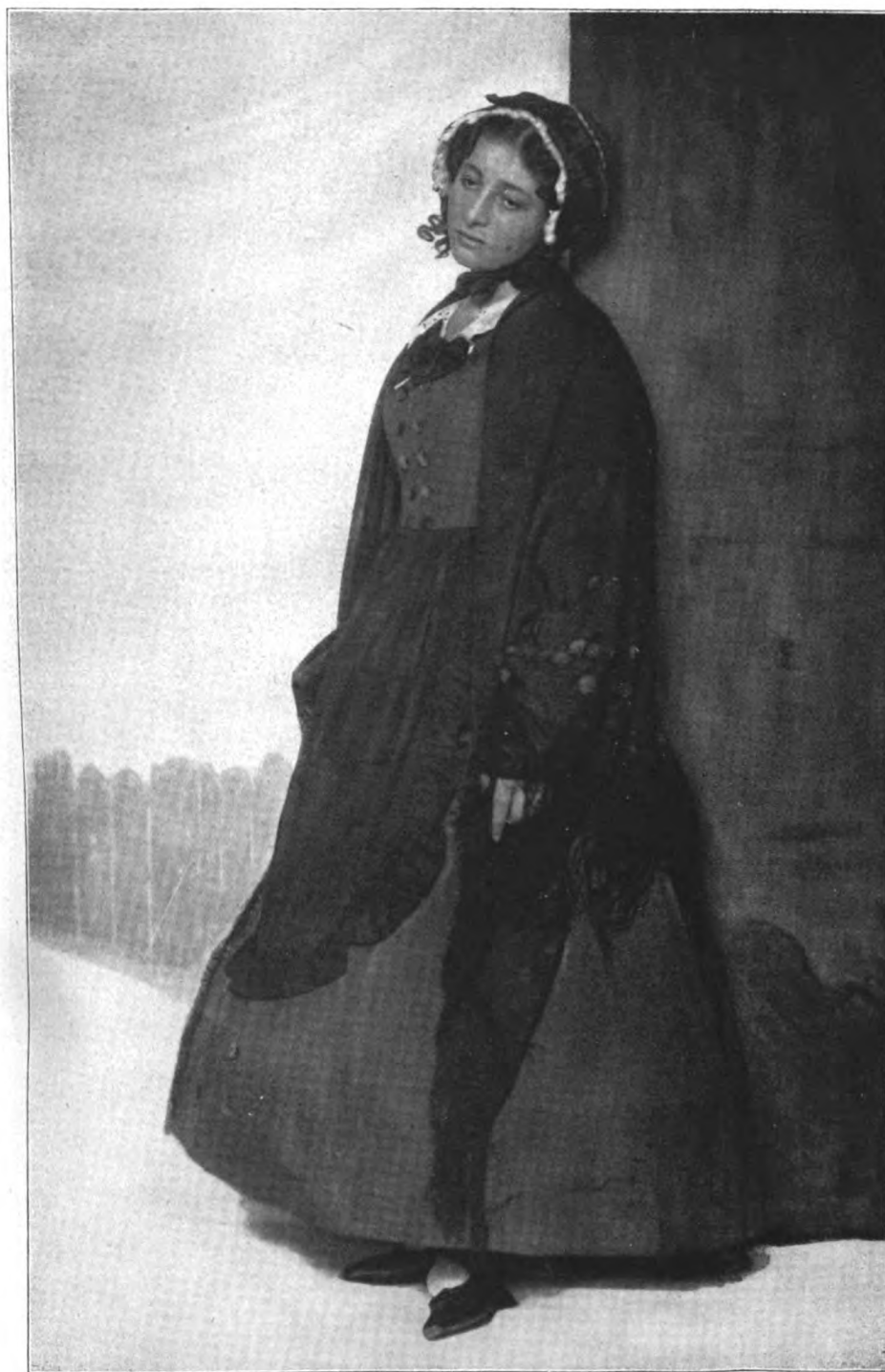
Helfen will ich, daß sie sich bauen,  
Menschen von einstmals will ich dienen,  
Reicher zu leben und tiefer zu schauen,  
Ich liebe sie, und ich bin bei ihnen.

Ich habe nicht Kinder, nicht Mädchen, nicht Knaben,  
Wie eine Mutter doch will ich säugen,  
Söhne im Geiste will ich haben,  
Und noch im Grabe will ich zeugen.

Sie werden essen von meinem Leide,  
Mit meinem Glücke werd' ich sie tränken.  
Ich bin gesäet, Gottes Getreide,  
Und noch im Grabe will ich mich schenken.

Ernst Lissauer





Die Sängerin Bianca Stagno Bellincioni  
Nach einer Aufnahme von Karl Schenker in Berlin  
Verlag von W. J. Mrlins in Berlin



# Von Kunst und Künstlern

Carl Ferdinand Sohn: Die Schwestern (vor S. 77) — Raffael Schuster-Woldan: Die Geigerin Gertrud Schuster-Woldan (vor S. 53) — August von Brandis: Die blaue Schale (vor S. 33) — W. Wolfgang Breuer: Der Wanderer (vor S. 17); Vor Beginn des Rennens (vor S. 25) — Anton Scheurigel: Radierungen (S. 102 und 103) — Otto Wiedemann: Rüsternalle (vor S. 93) — Emil Kiemlen: Retender Krieger (vor S. 61) — Paul Blontke: Maria, das Kind und Johannes (vor S. 1) — Ludwig Partning: Schet die Lilien auf dem Feide (vor S. 69) — Walter Meier-Wisch: Am Freiburger Münster (vor S. 37) — Die Sängerin Bianca Stagno Bellincioni, Aufnahme von Karl Schenker in Berlin (vor S. 101)

Das Doppelbildnis »Die Schwestern« von Carl Ferdinand Sohn führt uns in der Geschichte der deutschen Malerei fast um ein volles Jahrhundert zurück. Von dem Glanz und Ruhm der damaligen Düsseldorf-Schule unter Friedr. Wilh. Schadows Leitung macht man sich heute kaum noch den rechten Begriff. Ihre Bilder hingen in allen guten deutschen Bürgerstuben und zogen weit über die Meere ins Ausland. Und wie waren die Schadow-Schüler selbst sich dieses ihres Welt Ruhmes bewußt! Als wiedererstandene Größen der Vergangenheit feierten sie sich gegenseitig. Der Realist Hildebrandt war ein neuer van Dyck, Bendemann der Michelangelo der Neuzeit, Carl Ferd. Sohn der wiedererstandene Tizian, wobei man hauptsächlich an sein Kolorit gedacht haben mag. Aber auch seine Stoffe schienen an den großen Venezianer zu erinnern. Historie, Mythologie, Allegorie und monumentales Bildnis — er griff nach den höchsten Vorwürfen, wenn er auch fast allen einen romantisch-sentimentalen Stempel aufdrückte. Seine »Rinaldo und Armida«, »Diana und Aktäon«, »Romeo und Julia«, seine »Vier Jahreszeiten«, seine »Lautenschlägerin« und »Lorelei«, sein »Raub des Hylas« und »Urteil des Paris«, seine »Beiden Leonoren« und »Schwestern«: so viele Titel, so viele Berühmtheiten. Uns wird es schwer, das heute noch zu verstehen. Aber die Bilder müssen doch wohl den damaligen Zeitgeschmack getroffen haben. Man sieht, die Frauengestalten herrschen vor, und eine weibliche Empfindsamkeit bemächtigt sich nicht selten auch der männlichsten Stoffe. Frauengestalten, sagt Richard Hamann mit besonderem Bezug auf Sohns berühmtestes Bild »Die beiden Leonoren« (Goethes im »Tasso«), Frauengestalten, die leicht als monumentale, würdevolle Figuren hätten gebildet werden können — denn die Betonung des Fiktionellen und eine gewisse repräsentative Anordnung knüpfen an monumentale Bildkomposition an —, gleiten aus der Repräsentation in die gefühlvolle Anelobte hinab (die betrübte und die heitere tröstende Freundin), und die Gedanken des Beschauers werden sofort nach dem Grunde der Betrübtheit fragen, die in solchen Fällen meistens nicht sehr fern liegt. Die Figuren selbst haben so wenig Fiktionelles: in bunter, reicher Tracht erinnern sie an kultivierte Dorf-

schönen, und im Ausdruck des Gesichts erheben sie sich kaum über die verführte Lieblichkeit des Dorfgenres dieser Zeit. Ein Schmachten herrscht im Ausdruck, in jeder Linie und Farbe, das den Geschmack der dreißiger Jahre kennzeichnet... Das alles trifft, wenn man nur für die Verwandlung des Fiktionellen ins Dörflische umgekehrt die des Bürgerlichen ins Heroisch-Mythologische setzt, auch auf die nach ihren Modellen doch wohl der Düsseldorf-Gesellschaft der dreißiger oder vierziger Jahre angehörenden »Schwestern« zu, deren Komposition auf das berühmte Dresdner Bild »Die drei Schwestern« von Palma Vecchio zurückgeht... Wann und wo mag eine Zeit sich so sehen, wie sie ist?

Auch Raffael Schuster-Woldans Porträtkunst geht dem Wirklichen und Nüchternen geflissentlich aus dem Wege. Auch er liebt die Anknüpfung ans Mythologische oder Allegorische, auch er erhöht seine Gestalten, zumal die weiblichen, gern ins Idealistische, hebt sie in eine Lebenssphäre, die hoch über dem profanen Alltag schwebt. Körperzeichnung und Farbe müssen ihm dabei gleich dienstbar sein. Kann man sich diese Geigerin (des Künstlers Schwester), der ein Putto die Notenblätter umschlägt, im Konzertsaal vorstellen? Sie thront über der Menge auf den Wolken oder auf entferntem Podium; fast möchte man sie als eine heilige Cäcilie mit der Viola ansprechen. Nicht nur das Beiwerk, auch die Behandlung der Farbe, der Faltenwurf des Gewandes, die ganze Haltung der Figur, sogar der Bildausschnitt unterstützen diese edle, allem Profanen weit abgewandte Auffassung.

Ausgesprochener Impressionist der Farbe, wie der Berliner Schuster-Woldan, ist auch der Aachener August von Brandis. Seine Bezeichnung »Die blaue Schale« für einen Innenraum, noch dazu mit Ausblick in die freie Landschaft, könnte auffallen, wenn wir nicht wüßten, daß er zu denen gehört, die das Interieur gerne ins Stillebenhafte übersetzen, daß er weniger den licht- oder schattenerfüllten Raum als solchen malt, sondern die Wand, die ihn abschließt, häufiger noch den Tisch, der ihn gliedert und schmückt. Und wiederum: wie gern und reich schmückt dieser Tisch sich selbst, mit schillernder Dedek, farbigen Vasen, Schalen, Tassen, Geräten, wobei es selten an bunten, leuchtenden Blumen fehlt. Diesmal ist es ein





Anton Scheurigel:

Landschaft mit Erlen

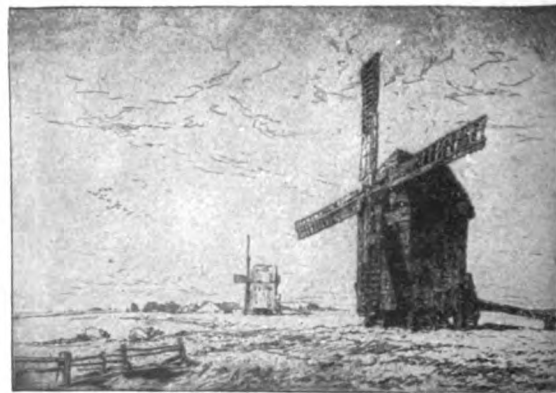
zartes, sanftes, gedämpftes Tonstück, das Brandis uns vorspielt: ein leichter, durchsichtiger Schleier scheint sich über das Ganze zu breiten, ein Farbenkonzert *con sordino* umschmeichelt unser Auge. Stilleben pflegt man sonst ins Wohn- oder Esszimmer zu hängen, dies würde auch ins Musikzimmer passen.

W. Wolfgang Breuers an altdeutschen Meistern geschulte und doch durchaus selbständige, aus eigener Empfindung und einem tiefen poetischen Gefühl quellende Radierkunst ist uns erst kürzlich (Februarheft 1921) von einer Feder geschildert worden, die auch den feinsten Linien dieser Nadel, den leisesten Schwingungen dieses Künstler- und Dichterherzens nachzugehen verstand. Im Bereich des damals Gezeigten liegt der »Wanderer«, der wieder den wundervoll reinen Einklang von Figur und Landschaft hat und unsre Phantasie wie mit Märchengewalt zum Nachfühlen und Nacherleben aufruft. Dagegen beweist das andre Blatt »Vor Beginn des Rennens«, wie Breuer dabei ist, seinen Kreis zu erweitern, wie er auch lebhaft bewegte Wirklichkeitszenen zu bezwingen sucht und auch hier die verborgene Poesie zu erwecken weiß, die in solchen »realistischen« Dingen schlummert.

Den letzten erschöpfenden Stil für diese modernen Lebens- und Wirklichkeitsdinge soll Breuer freilich erst finden. Anton Scheurigel, von dem wir hier in starker Verkleinerung vier Radierungen zeigen, hat ihn, ja er hat eine Stilhöhe und eine Stilreinheit erzielt, wie sie sich nur aus jenem Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerklichkeit, zwischen freier schöpferischer Auffassung und sachgemäßer, verständiger Werkzeugbeherrschung ergeben, den die alten

Meister zur Vollenendung ausgebildet hatten. Aus dem Kunsthandwerk ist Scheurigel (geb. 22. März 1847 im Anhaltischen) denn auch hervorgegangen. Als Sechzehnjähriger war er bei einem Dessauer Hofmaler in der Lehre, in Berlin und Dessau hat er der Theatermalerei obgelegen. Am 1908 kam er dank Hermann Struds Anregung zur Radierung, wofür er zuvor schon auf seinen Studienreisen mannigfache Stoffe gesammelt hatte. Wie ein kürzlich im Kunstverlag von August Scherl in Berlin erscheinendes, von Prof. Dr. Hans W. Singer eingeleitetes Verzeichnis belegt (Das Graphische Werk des Maler-Radierers Ant. Scheurigel. Ein beschreibendes und chronologisch geordnetes Verzeichnis mit 81 Abbildungen und einer eigenhändig

signierten Originalradierung des Künstlers), sind in 12 Jahren über 150 Platten entstanden. Da finden wir Landschaften, hauptsächlich aus der Mark und Norddeutschland, aber auch aus Mittel- und Süddeutschland, aus Italien und dem Karst, alte Burgen und Städte, Mühlen und Bäche, Seestücke und Baumschläge, Fabrikanlagen und Industriewerke, in den verschiedensten Stimmungen und mannigfaltigsten Ausführungen. Doch nicht die Vielseitigkeit ist das Entscheidende, sondern, wie Singer hervorhebt, die »liebvolle Verfeinerung des rein Technischen, die Ehrfurcht vor der Schönheit des Materials, mit dem gearbeitet wird«. Die Radierung hat ihre eignen Gesetze. Und das ist so erfreulich an den Leistungen Scheurigels, daß er Nadel und Ahwasser nicht zwingen will, seine vorgefaßten eigenwilligen künstlerischen Absichten auszudrücken, sondern daß er sie im sanften Zaum hält und sie gewähren läßt, der höchstmöglichen Entfaltung der Nadelkunst dienlich zu sein. Nur so erzielt er das vornehme Ebenmaß seiner Blätter.



Anton Scheurigel:

Landschaft mit Mühlen

Von Otto Wiemann, bei dem man über dem weithin bekannten Schattenrißzeichner nicht den Maler vergessen soll, zeigen wir eine herbstliche Rüsterallee, ein Landschaftsmotiv aus der Havelgegend, in einer farbigen Wiedergabe, die dem Ätzer und Drucker einmal wieder glänzend, fast möchte man sagen originalgetreu gelungen ist. Namentlich das Spiel des Sonnenlichts durch das Laubwerk und auf dem Wege gibt dem Blatt ein Leben, das keine schwarzweiße Wiedergabe erreichen könnte.



Anton Scheurigel:

Flußufer

Wie schön und würdig unsre gefallenen Krieger auch von einer kleinen Gemeinde mit bescheidenen Mitteln öffentlich und für alle Zeiten geehrt werden können, mag die Plastik dieses Festes zeigen, ein Werk des Stuttgarter Bildhauers Emil Riehlen. Dieser »Betende Krieger« steht seit dem Frühling dieses Jahres an der Außenwand der alten Gemeindefirche in Stetten im Remstal, einem Dorf von zwei- bis dreitausend Einwohnern, als Hochrelief auf einem einfachen Steinsockel, der die Inschrift trägt: »Ihren gefallenen Söhnen die dankbare Gemeinde Stetten i. N.« Rechts und links vom Pfeiler sind die Tafeln mit den Namen der Gefallenen in die Wand eingelassen. Das Ganze ist in Sandstein ausgeführt, wie er in der Nähe von Stetten auf Gemeindegrund gebrochen wird.

Eine Reihe von Kunstblättern dieses Festes lehnt sich an besondere Aufsätze an: Paul Plontkes »Maria, das Kind und Johannes« (ein Gemälde, das die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung



Anton Scheurigel: Niederländisches Bauernhaus

Bellincioni an die Studie von Dr. Franz Servaes über Karl Schenkers künstlerische Bildnisaufnahmen.

Für die Freiburger Radierungen von Johannes Thiel hat die Vorlagen ein Mappenwerk hergegeben, das in der Kunsthandlung von Hans Schoof in Freiburg i. Br. erschienen ist. Es enthält eine Folge von 17 Kaltnadelarbeiten und ist nur in 20 nummerierten, vom Künstler handgedruckten und handschriftlich gezeichneten Exemplaren herausgekommen. Der Preis beträgt einschließlich Luxussteuer 2000 M. Außerdem ist noch lieferbar eine Probedruckmappe mit insgesamt 21 Radierungen, die teilweise nur in einem Exemplar gedruckt und nicht in der nummerierten Mappe zu finden sind. Nähere Mitteilungen vom Verlage. — Johannes Thiel selbst ist geborener Rheinländer (geb. 11. 9. 1889 zu Speich

schmüdt) an den führenden Aufsatz von Professor Heinrich Werner, Ludwig Bartnings »Sehet die Lilien auf dem Felde« an den von Dr. Paul Herrmann, das Freiburger winterliche Münsterbild an das Städtebild »Freiburg« von Max Bittrich, das Bildnis der Sängerin Bianca Stagno

in der Eifel). Er arbeitete vor seinem Eintritt in die Akademie kurze Zeit unter Rudolf Hesse in München, studierte 1910—12 unter Peter Halm in München, ging 1912 nach Stuttgart zu Christian Landenberger, machte 1913 Studienreisen durch Italien und England und lebt seit Beendigung seiner Felddienstzeit als Radierer in Freiburg i. Br. F. D.

## Sternentreise

Al! unser Denken und Fragen  
Haben wir abgetan;  
Zwei flammende Sterne, kreisen wir  
Umeinander die selige Bahn.

Durch leuchtende Weltenmorgen  
Seht unser kühner Flug.  
In der Schwebel hält uns Gottes Hand:  
Das sei uns, Herz, genug!

Albert Sergel

# Literarische Rundschau

Max Dreher: Die Ede der Welt — Max Grube: Oh Theater! — Leonhard Schridel: Das Buch der Könige — Thyra Wendt: Heiliges Land — Emma Kueß: Heidekinder — Gábor Hailichon: Im Schloß der Zeit; Randolinschen, Leierkastenmann und Rudud — Verschiedenes

Max Dreyers neues Buch (Leipzig, Staadmann) fängt an wie eine Stormische Chroniknovelle. In der Dorfkirche von Harbeslaff schwebt zwischen den kleinen Schiffen, wie sie an der Küste als Dank- oder Bittgeschenke üblich sind, ein nachgebildeter Sarg, schwimmend zu denken wie die Fahrzeuge. Was hat das zu bedeuten? Ein schwimmender Sarg ... Der Pastor des Fischerdorfes weiß Auskunft zu geben: der schwimmende Sarg ist die Stiftung eines seiner Vorgänger, der in den Jahren 1781 bis 1805 seines Amtes waltete. Und es sind auch noch allerlei Papiere da, Aufzeichnungen des Pastors selbst, ein Tagebuch seines Stellenvertreters, Erinnerungen und Briefe von andern Beteiligten, Bruchstücke nur; aber wenn ein Dichter sie in einsamer Nacht liest, so erzählen sie oder die Nacht ihm wohl die vollständige Geschichte des schwimmenden Sarges.

Diese Geschichte selbst klingt nun freilich ganz anders, als sie Storm erzählt hätte, so verwandelt auch noch ihr Stoff mit den seinen erscheinen mag. Was bei ihm in süße Wehmut getaucht und in sanfter Resignation still erloschen wäre, hier bohrt es sich knirschend in die letzten Zellen des Gewissens und endet mit einem Schrei der Qual. Eine junge reizvoll schöne Frau zwischen drei Männern; Einnenglut — Seelenglut — Gewissenssturm in einer zarten Brust und das unter den Schauern der beraufziehenden französischen Revolution. Mit einem einzigen Griff seiner Erobererfaust reißt der wilde Bossart von Rotenfür die verängstete Taube Hildegard Oestergaarden an seine Brust: »Ich will sie haben — ein Englein will ich irdisch machen.« Es gelingt ihm beinahe, das wüste Feuer der Sinne, das durch seine geschwellten Atern rinnt, auch in ihr, seiner Frau, zu entzünden. Leicht scheint ihm in dem ungleichen Kampfe zwischen seiner Unheiligkeit und des Pastors Morbrand Heiligkeit, die beide in ihrer Art leidenschaftlich um sie werben, der Sieg zuzufallen. Bald ist Hildegard ganz in die Einnenglut ihres Gatten eingeschlossen wie in einen Feuerkreis; die herrlich aufrüttelnden, geißelnden Buzpredigten des Pastors prallen wirkungslos an ihr ab, weil sie ihr statt des Friedens nur neue Kämpfe verheißt. Aber bei dem dritten, dem sanften, stillen, beherrschten Ditmar von Langenbruch, winkt ihr die Wohltat dieses Friedens. Aus Vertrauen wird Freundschaft, aus Freundschaft Liebe, aus Liebe in einer vertraumten, welt- und selbstvergesenen Stunde Ehebruch. Als Hildegards

Mann es erfährt, springt seine trunkene Einnenglut sie nur noch gieriger an. Im Ringen mit ihm entläßt sich sein Terzerol auf seine eigne Brust; ohne Hilfe und Erbarmen läßt sie ihn verreden. Auf einer schmalen Uferstelle unter einem Hindlingsbloß wird Bossart ohne kirchliches Geleit beigelegt, wie ein Selbstmörder. »Die Ede der Welt« — so heißt die Erzählung nach der Schroffen düsterbewaldeten Landzunge, auf der sie spielt — ist den beiden Liebenden nun völlig vergällt; weit weg in ein helleres Land wollen sie flüchten. Doch ein furchtbares Wetter (wie es so pöndend nur ein seelundiger Erzähler von der Waterlant schildern kann) schleudert seine Blitze und Springsluten auf die Fliehenden und zwingt sie zurück an die Küste. Und mit dem Wetter und der Erkenntnis, daß Ditmar wohl ein milder Tröster, aber kein kraftvoller Halt für eine schwache, bangende Seele, steht das Gewissen in Hildegard auf. Schwimmende Särge, losgerissen von der Flut, treiben an ihnen vorüber. Darunter gewiß auch der des »Selbstmörders«, den sie doch getötet hat. Da bekennet sie dem Geliebten ihre Schuld. Aber statt des starken Kämpfgenossen und Führers findet sie nur eine matte gütige Zurede. Nun erst scheint des Pastors Stunde zu schlagen. Bei ihm, dem Starlen, Herrischen, Gewaltigen, wird sie Halt, Sühne und Selbstbefreiung finden, wenn auch erst — aber danach lechzt sie ja — nach hartem, schwerem Kampf. Doch nun zeigt sich, daß auch dieser Richter und Zwingherr über die Seelen, dieser Verweiser des Gewissens nur ein Mensch, ein die Süße und Lieblichkeit des Weibes begehrender Mann ist, der sehnuchtsvoll die Hand ausstreckt nach dem unerwarteten Geschenk eines lergen, lieblosen Lebens. Da fühlt sie sich ihrer Sünde losgesprochen und flieht abermals hinaus in die Welt, zu der sie ihren Schlüssel gefunden hat, jetzt allein und so weit, daß niemand sie je wieder entbedt. Auch Morbrand nicht, obgleich er wie ein Irrwisch durch die Lande fuhr, die Kreuz und die Quer. Er war wie ein Vergifteter fortan, schrieb sein Nachbarsparrer ins Tagebuch, einer, der sich selbst zu Asche brannte. Und stiftete den schwimmenden Sarg für seine Kirche als Symbol des Lebens und Menetekel für die Ewigkeit.

Dies ist wohl die einbringlichste und tiefste Geschichte, die Dreher, einem sonst mehr den lichten als den dunklen Seiten des Menschenlebens zugewendeten Erzähler, bisher gelungen. Die Kunstform der Novelle, nach der sie ver-



langt, ist zwar nicht erfüllt, dazu bleibt zuviel, was Handlung sein müßte, in wühlenden und nagenden Reflexionen steden, und das Feuer schwelt mehr, als daß es flammt. Auch hätte der Umschwung in der Seele des Pastors sorgfamer vorbereitet und eingehender begründet werden müssen. Doch schwingt das Lebensgefühl und das Schicksalsbewußtsein, mit dem die Erzählung uns überrieselt, lange in uns nach, und so düster der Abgrund ist, in den wir bliden, die ewigen Gestirne mit ihrem Schein bringen auch in ihn.

Um den modernen Theaterroman hat sich schon manche Feder stumpf geschrieben, aber seit dem »Wilhelm Meister« scheint kein Segen drauf zu ruhen. Von Laubes »Louison« (die eigentlich nur eine Novelle ist) bis auf Ompeda, Selig Pollaender, Rudolf Lothar, Hans von Sobellitz und Hermann Bahr — im glücklichsten Falle immer nur Achtungserfolge. Aber die Spuren, die in die Höhle des Löwen verschwinden, schrecken ein mutiges Herz nicht. Wer unter den Lebenden, fragt sich Max Grube, der einstmalige Meiningener, dann Berliner Hofschauspieler und Oberregisseur, endlich sogar Hamburger Direktor, wer hat so viele und schöne Theatererinnerungen wie ich? Wem sonst hat es die Presse so einhellig bescheinigt, daß er ein geistreicher und unterhaltender Plauderer ist? Sollte es nicht auch zu einem Roman langen? ... Nein, verehrter Meister der Kulisse, es langt nicht. Was Sie da unter der Marke »Oh Theater!« (Leipzig, Grethlein & Co.) aus Erfahrungen, Beobachtungen, Erinnerungen und freier Phantasie zusammengebraut haben, ist eine gar matte Bowle, in der das Selterwasser völlig den Champagner verschluckt hat. Dabei welch bedeutsame Hintergründe und interessante Persönlichkeiten: das alte Meiningen mit dem Theaterherzog, daheim und auf der Walze: Georg II. in höchsteigener Person; Ellen Franz, als Frau von Helldorf zu seiner Gemahlin erhoben; der kluge, bewegliche Chronegk, der grotest-würdige Weilenbed; Pauline Ulrich, Döring, Maximilian Ludwig, sogar »ein gewisser Grube«; weiter Lübed mit Emanuel Geibel und Ida Hop-Eb; Schmierer und Meerfchweinchen in Wurzen, Otsch, Walbheim und Annaberg; Düsseldorf mit Gebhardt und Peter Janssen, Brüssel und die ganze Kette der Meiningener Triumphstätten — was hilft's: der Roman humpelt auf elenden Krüden.

Ein junger begabter Schauspieler, der es in Meiningen zunächst nicht über den »Völkerspieler« hinausbringt, klettert in Lübed dank seinem Freunde, dem Direktor, und dessen in ihn, den »herzigen Bub«, verliebter Gattin, schnell die Ruhmesleiter bis zum Romeo

empor, wird dann aber, durch eigne unglückliche Liebe und fremde Eifersucht, aus dem Gleichgewicht gebracht, kontraktbrüchig und so allmählich auf den Weg des Schmiererelends gedrängt. Doch wer seinen Helben in die Grube fallen läßt, kann ihn auch wieder erheben. Die bei ex machina, die hilfreichen Geister aus der Maschine, geben ihre Gastrolle nicht nur auf der Bühne. Ein Jude und ein Herzog, nein, ein Herzog und zwei Juden helfen dem Kollegen wieder auf die Füße. Er darf in seinem geliebten Meiningen den Marc Anton spielen, wird wohlbestallter Hofschauspieler, bekommt seine alte Liebe, die Lübeder Senatorstochter, nachdem ihr der Verfasser aus idealen Gründen ein paar Hunderttausende ihres Millionereichtums abgeknöpft und ihren standesstolzen Vater in ein besseres Land befördert hat, fliegt mit seiner jungen Frau den »Siegesflug der Meiningener Fahnen mit«, spielt in Hamburg unter Pollini und dem »genialen Baron« Berger, wird von seiner Frau abgöttisch geliebt und bewundert — mehr als seiner Kunst gut ist —, erlebt auf den letzten acht Seiten noch den Weltkrieg, befeuert als Prologspächer und als Dunois in der »Jungfrau von Orleans« die nationale Begeisterung und stirbt dann, noch vor der Schwelle des Alters, in den Eielen, als Kleists Großer Kurfürst mitten in der Probe.

Eine mühsam, willkürlich, ohne äußere und innere Folgerichtigkeit, ohne Überzeugungsraft zusammengeflachte Geschichte, die nicht warm noch kalt macht. Das Beste am Kleid ist der Besatz. Zwar sind die vielen Zitate, eine Schauspielermode von vorgestern, fast alle etwas ausgefranst — »Man macht eine Anleihe bei fremdem Geiste, wenn der eigne versagt«, meint der gute Pastor em. Jakobs, der zusammen mit dem »Trompeter von Sädlingen« ein wenig den Kuppler für Lehnfeldt und seine Helene spielen muß —, zwar sind die Bilder und Vergleiche meist schief, abgeschmact oder hergebracht, zwar wird's oft etwas viel der Plattitüderie aus der Seelenkunde des Schauspielers: aber dennoch Dank, tausend Dank den Seiten, die uns Kulissen- und Garberoben-zenen, Proben und Aufführungen skizzieren, die mit Anekdoten und Geschichten aus der Theaterwelt aufwarten, die Nebenwerk und Zwischen-spiele bringen. Denn mit diesen Episoden und dem eigentlichen Roman geht es mir nicht anders als Lehnfeldts waderer Lübeder Wirtin mit Tizians »Himmliſcher und irdischer Liebe«, die symbolisch genug ist, um an einem bedeutsamen Wendepunkt der Geschichte in Scherben zu zerbrechen: »Ein verrücktes Bild. Die eine hat zuviel Klebasche an und die andre zu wenig. Es is keine richtige Verteilung von dem Maler.«

Carl Rosner hat leghin, in seinem Buch über den Kaiser, versucht, auch etwas von der Tragik des Königtums zu gestalten; aber da sich seine Darstellung zu sehr auf die Psychologie einer bestimmten Persönlichkeit der unmittelbaren Gegenwart zuspielt und mehr vom Verteidiger- als vom Richtertisch kam, konnte er nicht recht in die Gründe, Ursachen und Notwendigkeiten jener Tragik eindringen. Leonhard Schridel packt den Stoff tiefer an der Wurzel, taucht in die Geschichte der Staaten und Kronenträger hinab, beleuchtet den Königsgeanken und das Königsamt von den verschiedensten Seiten und gibt wirklich ein »Buch der Könige« (Leipzig, Verlag von Theodor Weicher).

Die literarische Form des Wertes ist nicht neu und doch wiederum höchst eigentümlich. Eine Rahmenerzählung oder auch eine Novellenkette könnte man das Ganze nennen, die durch eine das Geschmeide umspannende Hauptgeschichte zusammengehalten wird. Diese spielt oder besser spiegelt sich während des 17. Jahrhunderts in einem einsamen Kloster des Illuminatenordens, in das die Welt mit ihren Händeln und Nöten, Sorgen und Anfechtungen nur durch eine die Mönche ab und an besuchende Handelsfrau aus dem Volke und durch den bei ihnen zugeiten Raft und Sammlung suchenden König bringt. Dieser König ist mild, gütig und friedliebend, aber was hilft ihm das? Er wird schließlich doch, nicht nur von seinen ehrgeizigen Großen, sondern auch von nationalen und politischen Notwendigkeiten zum Kriege gedrängt. Während er nun draußen im Felde ist und den Kampf mit wechselndem Erfolge führt, und während nur selten einmal durch Frau Korbula Kunde von dem Fortgang des Krieges und den auf und ab wogenden heimischen Volksstimmungen ins Kloster bringt, lassen sich die Mönche unter Führung ihres weisen Priors sein und des Volkes Geschick durch Kopf und Herz gehen. Dabei steigen allerlei alte und neuere Geschichten aus der Klosterbücherei auf. Diese Königsgeschichten und -novellen nun werden zum eigentlichen Inhalt des Buches; jede stellt das Königsproblem in neuem Licht dar, alle aber münden sie in der Erkenntnis, wie gebunden, wie schicksalsbestimmt das Amt des Kronenträgers ist, und wie es nur darauf ankommt, ob er sich in Glück oder Unglück, Sieg oder Niederlage, Recht oder Wahn als König bewährt. Da entdeckt einer, daß einer seiner Vorfahren, Abkomme einfacher Leute aus dem Volke, nur vermittle einer betrügerischen Mänschaft schlimmer Priester auf den Thron gelangt war, überwindet sich und enthüllt seinem Volke die Wahrheit: er wird dafür erschlagen, aber er stirbt als König. Ein anderer geht an seinem unerforschlichen Glauben an

die Menschheit zugrunde und stirbt wie Christus am Kreuze, mit einer Bitte für die Verirrten auf den Lippen; auch er ein wahrhafter König, dessen Liebe alles Leid überwand, dessen Menschheitsglaube alle Zeiten überdauerte. Noch ein anderer, erfüllt von der stolzen Überzeugung, daß ein König allezeit und überall seinen Mannen voranstehen müsse, daß nur der Beste im Volke, der Ruhmreichste und Tapferste König heißen und sein dürfe, wird durch seinen brennenden Ehrgeiz in Reib, giftigen Argwohn und blutiges Verbrechen getrieben. Gewiß war dies kein wahrhafter König, aber auch was er erlebte, war ein Königs[schicksal]. Und schließlich liest Bruder Bastian aus der Zeit der Hofnarren die Geschichte von dem König eines kleinen sächsischen Reiches, der mit all seiner Liebe, Freimütigkeit und Kraft die Fesseln nicht zerbrechen kann, in die Überlieferung und Hofzeremoniell ihn und seine Königin eingespinnen haben. Er muß es ohnmächtig leiden, daß die fröhliche Jugend seiner unschuldigen Gemahlin auf das Strohbett alter starrer Bräuche gespannt wird, ja schließlich sogar mit eigener Hand die Rute der Verbannung über sich schwingen. »Oh, wir sind Sklaven! Herr Gott, so laß uns endlich Könige werden!« ... Indessen ist der Krieg beendet. Der König des Landes hat mit Aufopferung seines Selbst, nur auf das Wohl seines Volkes bedacht, in Demut und Schmerzen seine Pflicht getan; nun braucht ihn das Volk nicht mehr, nun darf er sich seinen Frieden gönnen. Still, von wenigen nur gekannt, fast schon vergessen, stirbt er im Kloster: ein Sieger, Mensch und — König. Die Mönche aber, vom Papst nicht bestätigt, zerstreuen sich in die fremde, kalte Welt.

Das Buch mag nach dieser Skizze seines Inhalts ein wenig konstruiert erscheinen. Doch vergißt man das beim Lesen, so gut sind die einzelnen Geschichten erzählt, ein so blühendes Eigenleben entfaltet jede einzelne. Und doch bleibt man immer im Banne des Hauptthemas von der ungeheuren Schicksalsmacht Königtum, daran die Herrscher und Völker mächtig emporwachsen, aber auch grausam scheitern, um dann in Blut und Wunden schuldig zu vergehen. Eine Dichtung vom Menschenleben, die ihr Sentblei in die letzten Tiefen schickt ... Es heißt, der Kaiser habe Rosners Buch in Haus Doorn mit Bewegung gelesen. Man sollte ihm auch dieses »Buch der Könige« schenken. Es würde ihm, fern und frei von aller Monarchenschmeichelei, Trost im Unglück sein und Kraft in die Seele senken. »Es sind den Königen«, sagt der Prior, »viele Aufgaben gestellt und viele Gruben gegraben. Wer könnte jene alle erfüllen und diese alle umgehen?« Und vor dem Buche stehen anstatt eines Mottos die Verse von Schridel:

Er schmäht mich? Ei, so sagt dem Knecht,  
Der seine Zunge zu mißbrauchen  
Sich kühn und kindisch hat erfrecht,  
Er soll im Staube niedertauchen!

Geht zu ihm hin —  
Er weiß nicht, daß ich König bin.

... Er schmäht noch immer? Schmäht noch mehr?  
Und darum wollt ihr, daß ich strafe —  
Nein, sag' ich! Bringt den Armen her,  
Der, ein erbarmungswürd'ger Sklave,  
Sich so vergift —  
Er weiß nicht, was ein König ist. —

Ein Erstlingswerk mit allen typischen Schwächen und Blößen weiblicher Anfängerschaft: Überschwenglichkeit des Gefühls, lyrische aufgelöstheit der Sprache, Unbestimmtheit des Schauplatzes und der Charaktere, Lebensfremdheit und Wirklichkeitsverachtung, und doch eine unverkennbare Begabungsprobe, die hinter ihrer unreifen Halbwürdigkeit bereits die reizvolle Eigenart einer literarischen Persönlichkeit ahnen läßt: so erscheint mir Thyra Wendts Dreitagenovelle »Heiliges Land« (Hannover, Hans Hübners Verlag). Dreitagenovelle? Etwa eine dreigliedrige Kette von Novellen nach Art der alten Italiener, ein Novellentriptychon? Nein, nur eine kleine, enge und bescheidene Geschichte, die drei Tage braucht, um sich zwischen den zwei innerlich Beteiligten — das alte Brunszmütterchen ist nur Behelf — abzuspielen, wobei man an eine Spieluhr denken mag. Aber ein feines, nach innen weisendes Thema, öfter schon am Knaben-Jüngling, selten nur am Mädchen dargestellt: wie es nämlich unter einem starken und tiefen Seelenerlebnis zur Lebens- und Liebesreise kommt, nachdem es durch frühes bitter-süßes Herzeleid herb und verschlossen geworden. »Erlebnis« ist fast schon ein zu gutes Wort für die garten Gärten, die die kleine Mimose Josepha Lind mit ihrem an Alter, Erfahrung, Schicksalswissen, Menschengüte und Menschengröße unendlich überlegenen Freunde, dem Freiherrn Hennig von Gleichen, in reiner, lauterer Seelenfreundschaft verbinden. Ein Adler nimmt sozusagen das Schwälbchen unter seinen Flügeln mit in den Äther seiner Freiheit hinauf; hinfort wird es selber fliegen können, reif sein zum Glückseligkeit und Glückmachen ... Mehr will ich nicht sagen. Viele Worte würden den Glanz der Novelle — und das ist ihr Schönstes — zerstören. Ich hoffe, wir werden der, die sie geschrieben hat, bald wieder begegnen.

Auch der Name Hanna Fuchs steht noch in keiner Literaturgeschichte; nur daß sie sich früher und besser als andre um den Vortrag bönscher Dichtungen verdient gemacht hat, ist bekannt geworden. Doch muß sie selbst schon eine geraume Weile — zunächst wohl an der

Hand des Meisters — mit offenem Auge und Herzen, mit gezüchter Feder sozusagen durch »Walb und Heide« des Hannoverlandes gestreift sein: über Nacht lernt sich die Beobachtungs- und Schilderungskunst nicht, die uns gleich das erste Natur- und Menschenbild »Malfahrt« in ihren »Heidekindern« offenbart (mit Schattenrißzeichnungen von Annemarie Schünemann; Bremen, Carl Schünemann). Und diese »Malfahrt«, da Voss und Kiese Pastors Tante im leichten Köhrwagen zu Besuch auf ihren Heimatshof fahren, mit der meisterhaften Belebung von Wind und Wolken, Walb und Wiese, Mensch und Vieh, sie ist nicht etwa nur ein Lockvogel für diese Geschichten aus der Lüneburger Heide, wie ihn der Jäger vor die Krähenhütte setzt, nein, diese Gabe, alles, Kleines und Großes, Altes und Junges, in Bewegung und tätiges Mitleben zu setzen, bleibt der Dichterin bis zuletzt treu. Ja, aus den Bildern werden herzbewegende Geschichten, in denen sich Menschenchicksale entfalten: Ludwig Rehwindels stumme Liebe zu dem schönen goldhaarigen Fräulein Hilbe von Mahrenholz, die ihn trübsinnig und doch so glücklich macht, Onkel Hermann und Tante Doris, Verlobungsfeier, Polterabend und Hochzeitmachen, Kirche und Schule, Ostertag und Winter Sonnenwende, Kantors Geburtstag und Sommer Sonntag — das ganze niederdeutsche Volks- und Naturleben der Heide singt, rauscht und stürmt durch diese Blätter.

Aus Cäsar Fleischlens Nachlaß grüßen uns zwei Büchlein, leichtbeschwingte muntere Sommervögel, wie er zu Lebzeiten ihrer so viel ins Land geschickt hat, auf daß sie den Samenstaub seiner sonnenfrohen Glücklichseiterkeit in die unfrohe Welt trügen.

Das eine ist uns ein lieber alter Bekannter: die Silvester-Paraphrase »Im Schloß der Zeit«, jetzt in neuer Ausgabe mit einem Titelbild von Hibus und einer Skizze des Palastringes erscheinend (Berlin, Fleischel & Co.). »Skizze des Palastringes« — sieht das nicht fast ein wenig nach Dante aus? Ja, dieser Palastring ist der Schauplatz einer weit ausgespannenen Gleichnisdichtung: in seinen Schlössern haufen und thronen gar verschiedene Herrscher, die, obgleich selbst souverän, sich doch alle dem Zepter der Zeit beugen und zu Silvester huldigend an ihrem Hofe erscheinen müssen: das Schicksal, die Not, der Streit, die Zwietracht, der Zweifel, die Sorge, das Glück, der Friede, die Eintracht, der Glaube, die Liebe, die Hoffnung — einsam weilt fern von allem nur das Ideal, das die Menschen vom Throne gestoßen haben. Und die Fürsten und Fürstinnen ziehen zum Empfang in das Kronschloß und werden mit einer Botenschaft beglückt,



wie sie eben nur eine Monarchin von Cäsar Kaisers Gnade geben kann: aus dem Kampfe mit Not, Zweifel und Zwietracht soll dem Menschen Segen erwachsen, denn Mensch sein heißt Sieger sein ... Der Dichter spricht hier in Prosa, und diese Prosa klingt voll und tief wie Glorion, und es tut ihrer beweglichen Feierlichkeit gar keinen Schaden, daß ab und an das helle Glöcklein des Humors und des Späzes hereinbimmelt.

Das zweite Buch aber ist ein Versuch, und seine Verse sind manchmal — daß wir ehrlich seien! — genau so holprig und unharmonisch wie sein Titel: *Manolinchen, Leierkastenmann und Kudud* (ebenda; mit Buchschmuck von Schwind, Thoma, Tibus u. a.). Unreine Reime und aussehender Rhythmus haben diesem Dichter nie viel Kummer gemacht, und auch an prosaischen Wendungen hat es bei ihm selten gefehlt. Hier aber geht die Poesie doch manchmal in gar zu ausgetretenen Pantoffeln und gar zu losem Hausrock einher.

Auch ihr »Inhalt« ist meistens recht bescheiden. Aber wann war es diesem lebenswerten Schwaben je um »prunkvolle Stoffe und Edelmetalle« zu tun? »Mit Vergnügen: auch aus nichts was zu schaffen, nenn' ich Kunst.« Kunst ist ihm »Sehnsucht nach Leben in Schönheit, nach Wandel in Licht«, Kunst ist ihm »die aus stillen Höhen klar und rein herleuchtende schaffende Sonne«. Und darauf kommt es an: »ob dich was gemüthlich zwingt, ob es in die Seele klingt und beschwingt.« So singt und schalmeit er uns denn auch als Fünzigjähriger das Glück und die Wonne des Frühlings ins Herz, wie er als Zwanzigjähriger getan, pußt uns die Augen hell, jubelt der Jugend und der Liebe zu, pfeift auf die Großstadt, jubelt mit dem Wanderburschen die Straße entlang, freut sich seiner Genügsamkeit und freiwilligen Entlassung, trinkt Schmollis mit dem Alter, das gar nicht so böse ist, wie man's sich vorgestellt hat, und ruft den Rörgelern und Verneinern sein übermütig höhnenbes »Kudud!« zu. F. D.

### Verschiedenes

Ludwig Lind, der Dichter des »Rosenbockers« und der »Jakobsleiter«, schickt uns aus Gaienhofen die *Mappe mit zwölf Zeichnungen von Paul Jach*, die seinen letzten Roman, eben die »Jakobsleiter«, begleitet hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Diese Kunstmappe, die für heutige Buchpreise so erstaunlich billig ist (10 M.), haben wir den Lesern der Monatshefte zwar schon um Weihnachten gleichzeitig mit dem Roman empfohlen, als Musikbegleitung zu dem Dichtertext sozusagen, aber so Schönes und Liebes, wie diese schwäbischen Landschafts-, Garten- und Hauszeichnungen, Blätter, die so viel Sonne in Auge und Herz tragen, verdient wohl auch eine doppelte Empfehlung. Wer nach einer glücklichen Stunde lechzt oder sie andern bereiten möchte, kann nichts Besseres tun, als sich diese Mappe zu bestellen, in der Hans Thoma eine der seinen verwandte, also im Innersten deutsche, edle und gemüthvolle Kunst entbedt und der Dichter selbst die Seele seines Buches wiedererkannt hat.

Die »Deutschen Wanderungen«, kleine handliche, mit Bildern und Karten ausgestattete Hefte, die Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa schildern, sind neuerdings um

einige Darstellungen vermehrt worden (herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin; Braunschweig, Westermann; jedes Bändchen 4 ½ M.). So kann man nun, wenn man Zeit und Geld hat, mit diesen Bändchen im Ränzel von der nordfriesischen Inselwelt (Nr. 3) durch die Nordseemarschen zur holländischen Grenze (Nr. 7) und weiter in die Lüneburger Heide (Nr. 1) und ins Bismarckland der Altmark (Nr. 8) oder auch vom Nordosten Deutschlands aus, von Westpreußen (Nr. 6) über Dresden und die Sächsische Schweiz (Nr. 9) ins Riesengebirge (Nr. 4), ins Harzgebirge (Nr. 5) und ins Harzgebirge (Nr. 10) reisen und unterwegs noch Absteher auf die Insel Rügen (Nr. 11) oder ins Rappbühnergebirge und ins Anstruttal (Nr. 2) machen.

Eduard Engels gehaltvolles Buch »Psychologie der französischen Literatur«, eine Sammlung von 18 Charakterbildern (darunter Rabelais, Montaigne, Corneille, Molière, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Beaumarchais, Victor Hugo, Balzac, Zola), ist unter dem Titel »Frankreichs Geistesführer« in fünfter, neubearbeiteter Auflage bei Heinr. Diederichs (Halle a. S.) erschienen.

### Herausgeber: Dr. Friedrich Dösel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Dösel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Osterreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Dorgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Karl Hans Schröder-Delgen: Gunter Strauß

Für den Kreis der Kunstschaffenden und ihrer Werke in Wien



# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düfel

Band: 131. I

Okt. 1921

## Simmelgarten

Roman eines bürgerlichen Hauses  
Von Agnes Harder

### II

Um die Zeit, da Walt in den Vorarbeiten seines Examens stand und mehr an die Bücher gebunden war als früher, kam Maria Holder, die jetzige Frau Kaufmann Merd, aus Brasilien herüber zum Besuch in die Klostermühle. Was für eine schöne Frau sie doch war, diese Jugendliebe des Onkels Josias! Und wie sie es verstand, ihre Umgebung in Atem zu halten! Mutter Holder konnte den Stolz auf die Tochter doch nicht verleugnen, die sich in dem alten Nest wie ein Paradiesvogel vorkam. Die Kindergepielinchen waren sich in ihrem Leben sehr fremd geworden, aber Maria schien ohne weiteres anzunehmen, daß Lisbet, die ja ebenfalls in die Ferne verschlagen worden war, dasselbe Gefühl der Überlegenheit über die Heimat in sich ausgebildet hatte wie sie.

»Du bist nach Osten gegangen und ich nach Westen, Lisbet. Wir müssen uns eigentlich unendlich viel zu erzählen haben.«

Doch blieb das Erzählen auf Marias Seite. Man hatte ihr zu Ehren ein feierliches kleines Mittagessen gegeben, und Onkel Josias führte sie zu Tisch. Er hatte darauf bestanden, daß man bei ihm aß, nicht oben bei Lisbet. Er wollte seine Würde als Haupt des Hauses Elfermann betonen.

Niemand wußte, was es ihn kostete, als sie ihre gepflegte Hand in seinen Arm legte und mit ihm an dem schmalen Spiegel vorbeischnitt, der in der Mitte zusammengeklappt war, daß immer ein Bruch durch die Gestalt zu gehen schien, die vor ihm stand. Einen ganz scheuen Blick warf er hinein. Auf den Bruch besann er sich wohl. Der war durch sein Leben gegangen. Seine Spur war nie verschwunden. Aber er ließ sich nichts merken und rieb die Hände und verbeugte sich und war so altmodisch und umständlich, daß Maria sich in ihrem Herzen beglückwünschte, die Fessel zur rechten Zeit abgestreift zu haben. Sie hätte diesen Josias Elfermann längst vergessen, wenn eine eitle Frau überhaupt einen Mann vergäße, auf den sie einmal Eindruck gemacht hat. Nun war er plötzlich wieder da, und sie gedachte das alte Spiel wieder aufzunehmen, wäre es auch nur für eine Ferienwoche. Frau Donner trug feierlich die Gerichte auf. Donner, der bei solchen Gelegenheiten in eine uralte Livree schlüpfte, servierte. Die Speisefolge der Hausfestlichkeiten war erweitert worden. Josias, der sehr mäßig war, aber ein Kenner, hatte den Johannisberger Schloßabzug aus seinem Keller geholt. Die alten grünen Römer

standen auf dem Tisch und das englische Service mit den Landschaften. Gleich nach der Suppe erhob er sich und brachte den Trinkspruch aus »auf den Paradiesvogel, der für kurze Rast in das alte Nest zurückgelehrt, dem er durch eine wunderliche Laune des Schicksals entschlüpft sei«.

Walt, der mit Mühe einem lateinischen Aufsatz entgangen war, um das Wunder eines Festes bei Onkel Josias zu erleben, machte große Augen. Der Paradiesvogel aber breitete sein Gefieder, bis er blendete.

Während draußen der Regen, der mit Marias Ankunft eingeseht hatte, gleichmäßig niederrauschte, wie je ein Landregen, erstand im altmodischen Zimmer eine Gata Morgana, die zeigte die weite blaue Meeresbucht in Hufeisenform, an der Rio liegt, die laute, freudige, moderne Stadt. Die Urwälder gingen bis dicht an sie heran. Aber die dunklen Wipfel der Bäume aber stiegen die Berge, launisch in ihrer Form wie der Zuderhutberg, oder mit der Zahnradbahn zu erreichen wie der Corcovado, daß das Auge der Schauenden sich satt trinke an Meer und Strand, an dem bizarren Zusammenstoß von Urwald und hochgetriebener Zivilisation. Denn während in der Rio-Branco-Straße brasilianische Farmer und Franziskaner Mönche sich auf ihren Maultieren zwischen Autos und Equipagen hindurchwinden, liegt über den eleganten Vororten eine vornehme Ruhe. Sie ziehen sich an der Bucht entlang, und überall laden aus dem Grün weiße Gasthäuser zum Genuß.

Maria schüttelte sich, wenn sie von dem deutschen Klima sprach. Josias erinnerte sie an die Regenzeit der Tropen. Aber sie lachte nur. Die war kurz und heftig. Dann regnete es sich in ein paar Wochen für das ganze Jahr aus. Später schien dauernd die Sonne. Wie die leuchtete auf dem weichen Sand der Küste und auf dem Meer, diesem tiefblauen Meer, das seine Schaumwellen in regelmäßigem Takt an die Uferpromenade schlug! Was waren alle mitgebrachten Bilder anders als blasser Erinnerungen? Man mußte dort leben, mußte die köstlichen Früchte essen, die Abakate, in die man ein Gläschen feinen Likör goß, und die man dann auslöffelte wie eine Schale Eis. Waren doch selbst die Apfelsinen dort von einer Süßigkeit, von der man sich hier keine Vorstellung machen.

Und die Blumen! Maria zu Ehren waren ein paar Orchideen auf die Tafel gestellt worden. Eine davon hatte sie an ihrem Kleid befestigt. Ja, die Orchideen! Was man hier zog, gab ein ebenso schwaches Abbild jener Herrlichkeiten wie die Photographien, die sie mitgebracht hatte. Hundert blühten auf einmal, daß man den süßen Duft kaum ertragen konnte; und dazu das Schwirren der Kolibris, dieser Bienen der Tropen. Oh, die schöne Welt! Wie gut, daß sie sich frei gemacht hatte!

»Ich werde Tutta schon das rechte Bild geben, daß sie ihre Jugend gar nicht erst in Deutschland vertrauert, wo die Frau doch schließlich nur geduldet ist, ertragen wird wie ein notwendiges Übel, während sie dort die gefeierte Herrin des Lebens ist, die Krone der Schöpfung.«

Josias rieb sich die Hände. Er konnte es nun einmal nicht vertragen, wenn die Fremde übermäßig gepriesen wurde. Er kam sich dann immer zurückgesetzt vor, vom Leben benachteiligt. Er gab Donner einen Wink, schneller zu servieren, und atmete auf, als man sich erhob.

Man nahm den Kaffee oben im türkischen Zimmer. Elmira bediente in türkischer Tracht, die sie nur noch selten trug. Es gab echten türkischen Kaffee, bid gelochten, und echte Zigaretten. Maria wollte in die Brüsseler Pension, um Tutta abzuholen. Sie beabsichtigte noch eine Reise mit ihr zu machen und sie dann für die nächste Zeit in die Klostermühle zurückzubringen.

»Ich kann sie drüben noch nicht brauchen. Wir haben einen Verwandten meines Mannes im Geschäft, der würde sich sofort in sie verlieben, und das will ich nicht. Ich lasse sie erst kommen, wenn die passende Partie für sie da ist. Ich werde ihr das auch sagen. Aber du mußt in den nächsten Jahren jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß ein Telegramm sie zurückholt, Mutter. Von ihren Mädchenjahren hat sie in Deutschland mehr als drüben. Dort gilt erst die Frau.«

Mutter Holzer hatte, seit ihre Tochter da war, so oft Gelegenheit: »So ist das Leben!« zu sagen, daß sie nur mit dem Kopfe nickte.

Maria hatte auch in der Stadt bei ihren alten Freunden Besuche gemacht. Jeder beeilte sich, sie einzuladen. So kam man mitten im Sommer in einen gesellschaftlichen Wirbelwind hinein, der seltsam abwich von



den steifen Mittagessen, zu denen sich die Fabrikbesitzer im Winter um sieben Uhr abends baten. Das Wetter war schön geworden. Jrgend jemand war auf den Gedanken gekommen, im Garten unter den Bäumen zu essen, der Südländerin zu Ehren. Das gefiel. Man wiederholte es. Ganz von selbst verlor sich die Steifheit, die hier üblich. Man kam nicht aus Pflicht zusammen, sondern der Fremden zu Ehren. Alles war anders als sonst. Hanna Roennede glaubte die schwerfälligen Menschen, von denen jeder sich vor dem andern verbarg, nicht wiederzuerkennen. Onkel Josias und Lisbet nahmen an diesem raschen Wirbelwind teil. Sie hätten sonst Frau Holber gekränkt, die selbst mittam. Der Großvater weigerte sich und blieb zu Hause.

Es war merkwürdig, wie Josias Elfermann von den andern abstach. Wie er nicht imstande war sich selbst zu vergessen, auch nur für eine Stunde. Wenn der Hausherr die schöne Maria führte, so bekam er meist den Platz auf ihrer andern Seite. Man dachte an die zarten Beziehungen, die einst zwischen beiden geherrscht hatten; auch lag ein versteckter Spaß darin, den Allzuförmlichen gelegentlich zu necken. Es waren ja Sommerferien, auch geistig. Walt, der in einigen Wochen sein Abitur machte, war nur selten dabei. Einmal saß er neben Hanna Roennede in ihrem Elternhause.

»Damit Sie sich geistig nicht anzustrengen brauchen, lieber Walt.«

»Danke für das Kompliment. So stumpf bin ich doch noch nicht, trotz alles Büffels. Genieren Sie sich gar nicht, Hanna. Jede Bosheit von Ihnen ist mir ein Labfal.«

»Warum mögen Sie den Paradiesvogel nicht gern? Macht es Ihnen nicht Freude, zu sehen, wie sie alle um ihre Kaffeeläden tanzen? Rio führt jährlich drei bis vier Millionen Sad Kaffee aus. Die Zahl hat hier eingeschlagen. Und Frau Maria macht so, als besorge das die Firma Merd allein.«

»Das glaube ich nicht einmal. Hier ist ja selber alles reich. Da beneidet keiner den andern.«

»Sie Anschuß vom Himmelgarten! Aber ist es nicht wie ein Roman der Marlitt? Etwa wie »Die zweite Frau«! Die Indierin unter der Musa! Es kommt doch alles wieder in der Welt!«

»Ich kenne keinen Roman der Marlitt,«

sagte Walt lachend, »aber eins weiß ich: meine Mutter ist tausendmal schöner als der Paradiesvogel.«

»Ja,« pflichtete Hanna eifrig bei, »das finde ich auch. Und wissen Sie auch, warum? Weil sie ganz echt ist. Diese Maria unterstreicht immer sich selber. Ich denke dabei nicht einmal an all die kleinen äußeren Hilfsmittelchen, sondern an das Innerliche. In ihrer Art ist Frau Merd ja auch echt, ihre Natur ist sich wohl treu geblieben. Ich kenne zufällig ihre Tochter, da ich zuweilen in der Tanzstunde war. Seit ich in den Himmelgarten komme, ist Tutta ja in Pension. Sie haben ganz recht, sie »Füschchen« zu nennen. Es ist seltsam, wie sich die Natur wiederholt.«

Sie sah von Lisbet zu ihrem Nachbar, zu dem frischen schönen Jungen mit den lachenden Augen und dem stolzen Munde. »Kann denn Herbert seine junge Heiligkeit von seinem Vater haben?«

»Ich weiß nicht. Ich besinne mich doch nur unklar auf meinen Stiefvater. Ich weiß nur, daß er sehr gut war, und daß die Leute ihn ganz besonders grüßten. Der Türke ist ja so feierlich. Meinen Vater Precht hielten sie wohl geradezu für einen Liebling des Propheten. Um den Kleinen ängstige ich mich oft. Er ist doch gar zu sanftmütig.«

»Das finde ich eben nicht. Er hat Ihnen doch schon Proben von Mut gegeben, die für seine Art erstaunlich sind. Denken Sie an die Szene mit Wolf. Es ist etwas anderes mit dem Kind. Ich kann es mir nicht erklären. Aber sein Einfluß ist stark. Ich selbst kann mich ihm nicht entziehen. Vater und Tante behaupten, ich sei eine ganz andre geworden, seit ich in den Himmelgarten gehe. Es wäre schade, finden Sie nicht? Ich war eine so hübsche Ausnahme in diesem Kreis.«

»Ich glaube, daß die Gefahr für Sie nicht groß ist, Fräulein Hanna.«

»Oba freilich ist ohne Herbert nicht denkbar. Sie leben ein Leben. — Sehen Sie denn auch, wie der Paradiesvogel mit Ihrem Onkel kolettiert? Er kann sich kaum wehren.«

»Oh, das bringt er doch fertig, seien Sie unbesorgt. Es ist ihm übrigens sehr zuträglich. Er geht ordentlich leicht beschwingt umher, seit die Fremde da ist. Aber sind Jugendlieben nicht ganz unverantwortlich?



Onkel Iosias und eine solche Frau! Daß sie ihn jetzt so streichelt, tut ihm doch wohl. Er schnurrt wie ein Kater.»

Man stand auf und machte einen Gang durch den Garten. Der Hausherr richtete es so ein, daß er an Lisbets Seite kam. Hanna, die zurückgeblieben war und der Tante half, die den Kaffee nach dem Rosenrondell schickte, sah ihnen mit eigentümlichem Blick nach. Eigentlich hatte der Vater doch keine Gelegenheit versäumt, in dieser Windhose von Geselligkeit, die sie überfallen, sich der lieben Frau vom Himmelgarten zu nähern. Hanna seufzte leise. Er würde eine Enttäuschung erleben. Als ob er mit der gelehrten Tochter nicht genügend gestraft wäre!

Iosias war an Marias Seite gedrückt worden.

»Übermorgen reise ich, Iosias. Tutta hat geschrieben. Die Pension gibt acht Tage früher Ferien, weil ein junges Mädchen Diphtherie bekommen hat. Wir treffen uns in Köln. Können Sie es nicht so einrichten, daß Sie mich hinbringen? Für euch Kaufleute findet sich ja immer ein geschäftlicher Vorwand. Mir wäre es angenehm.«

Iosias lächelte verlegen, halb beglückt, halb beschämt. Aber als der Abreisetag kam, stieg er wirklich mit der schönen Maria in den Zug. Es war nicht bestimmt, wann Tutta aus Brüssel eintreffen würde. Man hatte noch zwei Tage Zeit und verbrachte sie auf die angenehmste Weise. Maria schenkte ihrem Begleiter alle alten Kunstsammlungen. Diese Madonnaen mit den hohen Stirnen und den dünnen Fingern waren ihr einfach gräßlich, wie sie offen erklärte. Und die heiligen Sippen der alten Schule ließen sie gähnen. Nur durch den Dom gingen sie und ließen sich den alten Domschatz zeigen. Denn für diese Kostbarkeiten, die Goldschreine mit den Gebeinen der drei Könige, für all den alten Schmutz, die prächtigen Messgewänder und die edelsteinbesetzten Reliquien hatte Maria das Interesse eines Kindes an einem Märchenbuch. Er hatte sie zu einem Mittagessen im ersten Gasthaus Kölns eingeladen. Er hatte selbst den Tisch ausgesucht, in einer Nische, aber doch so, daß jeder Vorübergehende sie sehen konnte. Als der Kellner vorschlug, den Vorhang zuzuziehen, hatte er entrüstet abgewehrt. Er hatte rote Rosen auf den Tisch

gelegt, das fand er vornehmer als einen Strauß, und Sekt kalt stellen lassen. Und dann sang Maria doch wieder von Rio an! Aber diesmal nur als Übergang.

»Das ist ja so schön drüben in Brasilien, daß alles ganz neu ist,« sagte sie und trant ihm lächelnd zu, nachdem sie schon einen ganzen Berg abgezupfter Rosenblätter neben sich liegen hatte, von denen sie hin und wieder eins in sein Sektglas warf, »das hat mich so entzückt, als ich das Leben dort kennenlernte. Keine Vergangenheit! Für eine Weltstadt ist das gerade so gut wie für eine Frau. Ja, Iosias, nun ziehen Sie ein ganz verschmitztes Gesicht. Sie nennen doch wohl nicht Vergangenheit, was wir beide einmal miteinander erlebt haben? Einen Kuß an einem Sommerabend und ein Schaukelspiel. Immer, wenn ich an der Schaukel vorbeigehe, die am Walnußbaum hängt, muß ich lachen. Ich kann mir so deutlich vorstellen, wie Tutta da auf und nieder schwebt. Gerade wie ich damals. Und Sie stießen das Schaukelbrett, Iosias, und Sie liebten mich.«

Er war über die Maßen verlegen.

»Ich hoffe, die Liebe hat bei Ihnen nie aufgehört. Denn Sie hier im alten Europa haben ja Zeit zu solcher Verschwendung. Ich bekam zuviel zu tun, in der Liebe und im Leben, und drüben fing ich ganz von vorn an. Wundervoll, dieses Ganz-von-vorne-anfangen! Und wie mir die Tropen bekommen! Es ist gar nicht wahr, daß sie die Frauen ruinieren. All die Sonnenglut macht ja so jung.«

Iosias war froh, als sie an diesem Abend Tutta von der Bahn holten. Diese lebenssprühende Frau war wirklich imstande, ihn zu überrumpeln. Er merkte es an seiner Börse. Die Rechnung heute mittag war weit größer gewesen, als er gewollt hatte. Morgen würde man sich wohl trennen.

Aber Tutta bestimmte anders. Aus Köln fort, ehe sie Achmed gesehen? Nein, das ging nicht. Das wäre ja undankbar gegen den Jugendgepielen. Sie hatte an ihn geschrieben. Er war doch hier auf der Handelshochschule. Noch ganz kurze Zeit; schon im Winter ging er nach Beirut zurück. Sie hatte ihn für morgen früh ins Hotel bestellt. Einen schönen Tag mußte man ihm bereiten, war es doch der erste Tag ihrer Freiheit!

Maria war von Jutta entzückt. So hatte sie sich die Tochter gedacht. Brüssel hatte ihr noch den letzten Schliff gegeben. Aber nun war es doppelt unnötig, daß man drüben erwog, wer schöner sei, die Mutter oder die Tochter. Selbst wenn sich ihre Bahnen einen Augenblick trafen, gab es darüber hinaus doch für sie nur ein Fallen, für jene ein Steigen.

Ähmed kam, stolz und doch schüchtern, mit der ganzen Leidenschaft in den Augen, die er noch aus den Knabenjahren für das schöne Mädchen in sich trug, die nie erloschen war, nur unterdrückt; immer noch der Unterwürfige, aber jeden Augenblick bereit, die Fesseln zu sprengen.

»Dein Probepfeil,« sagte die Mutter, als sie mit der Tochter allein war. »Ich dachte, Walt würde es sein.«

»Ach, der Barbar!« lachte Jutta. »Er ist noch so grün! Aber ist Ähmed nicht ein schöner Junge? Und so gefügig. Weißt du, Mutter, ich konnte mit ihm machen, was ich wollte. Großmutter und Tante Lisbet paßten ja auf, und er selber am meisten. Es tat ihm ja so weh, daß er von mir abhängig war. Sein Stolz knirschte. Als die Tanzstundenjungen kamen, hatte ich auch zuviel mit ihnen zu tun und ließ ihn in Ruhe. Nur zuweilen, wenn wir uns trafen und ich an ihm vorbeistreifte, fühlte ich, wie er glühte. Heute schenkst du ihn mir, nicht wahr, Mutter? Heute, wo ich zum erstenmal eine richtige junge Dame bin, die tun kann, was sie will.«

»Und damit anfängt, einen armen Menschen unglücklich zu machen, nicht wahr?«

»Ach, Mutter, du machst ja Onkel Josias auch warm, ich habe es beim Frühstück gesehen.«

»Ich bin verheiratet, das ist der große Unterschied. Bedenke, daß wir hier in der Stadt der elftausend heiligen Jungfrauen sind.«

Da lachte Jutta, daß ihre roten Waden flogen. »Es ist eine so unwahrscheinliche Zahl, Mutter.« Und sie faßte die schöne Mutter um und tanzte mit ihr durch das große Zimmer, in dem die geöffneten Koffer standen, aus denen die Sommerjacken quollen wie Schaum auf Fruchteis.

Das war ein Tag in dem alten Köln! Sie gingen noch einmal in den Dom und standen vor Stephan Lochners holdem

Marienbild mit dem langen goldenen Haar und fühlten, daß die beiden Männer neben ihnen doch nur ihre Haare sahen, nur ihre Schönheit empfanden, wie irdisch sie auch war! Sie aßen in demselben teuren Haus, in dem Elfermann und Maria nun Stammgäste waren, und genossen die guten Dinge dieser Erde. Dann machten sie eine weite Wagenfahrt am Rhein entlang, wo die Schleppdampfer die schweren Rähne zogen und die ganze Last des Lebens und der Arbeit in Ketten zu liegen schien. Der Rhein bei Köln ist nicht mehr der lustige Springinsfeld, nicht der romantische Strom, sondern der Fluß der Arbeit und der menschlichen Mühe; und an seinen Ufern aufgehäuft liegt der schwer errungene Reichtum und der breite volle Besitz.

Abends sah man in einem Kino irgendeine lächerliche Sache, eine Detektivgeschichte, die drüben in Amerika spielte, wie Maria es gern hatte. Ähmed und Jutta saßen nebeneinander. Sie hatte ihre Hand in seine geschoben, und er preßte sie fest, fest. In der Dunkelheit des Saales fanden sich ihre Lippen in einem langen Kuß, sein Mund streifte ihre Waden, und sein Atem ging heiß und stürmisch.

An der Tür ihres Fremdenhofs sagten sie sich Lebewohl. Josias mußte mit dem Nachtzug fahren. Zwei Telegramme waren im Laufe des Tages gekommen.

»Grüßen Sie Himmelgarten. In vier Wochen sind wir zurück,« sagte Maria. »Wir gehen den Rhein hinauf wie die Lachse. Irgendwo, wahrscheinlich im Schwarzwald, werden wir Quartier nehmen. Da ich nun in der Heimat bin, will ich das von ihr genießen, was wir drüben nicht haben: die törichte Romantik. Ich habe mir heute den »Trompeter von Säckingen« gekauft. Jutta wird ihn mir vorlesen. Sie dürfen nie mehr sagen, Josias, daß ich nicht eine echte Deutsche bin.«

Josias hielt ihre Hand noch immer, obgleich er sie schon zweimal geküßt hatte. Jutta und Ähmed waren zur Seite getreten und flüsterten miteinander. Aus der Halle des Hauses fiel ein starker Lichtschein auf die schöne Frau. Die Damen waren am Abend ohne Hut ausgegangen. Nun klimmerten ihre Haare in der letzten Modestilur, von blassen Schildkrotkämmen gehalten, wie flüssiges Gold.

»Ich danke Ihnen, Maria.« Es würgte ihn. In einer halben Stunde ging der Zug. Dann war er in Sicherheit. »Es waren unvergeßliche Stunden.«

Er küßte die weiche Hand zum drittenmal. Da rief sie Tutta. Ihr Kleid raufte noch einmal auf. Der Glorſchal, der im Kino ſo verführeriſch auf ſeinen Knien gelegen, ſtreifte ihn flüchtig, und Joſias Elſermann empfand halb entzückt, halb erleichtert, daß er eine Erinnerung beſaß. —

»Ich möchte noch einmal hinunter, an den Dom, Mutter. Es iſt Mondſchein. Achmed ſagt, er ſieht dann ſo ſchön aus.«

»Und der Blick vom Fenſter genügt dir nicht?«

Tutta lachte. »Nicht ganz.«

»So geh! Aber ſei vorſichtig, Tutta. Und bleib höchſtens eine Viertelſtunde.«

»Ich werde an die elftauſend heiligen Jungfrauen denken.«

Die Mutter trat ans offene Fenſter. Eben trug man den Koffer Elſermanns zum Wagen. Jetzt ſtieß er ein. Der Portier dienerte und ſchloß den Schlag. Drüben löſte ſich eine Geſtalt aus dem Schatten des Doms und eilte Tutta entgegen. Nicht aneinander gedrückt tauchten ſie in das Dunkel der Strebepfeiler. Frau Maria Merd ſeufzte. Da ſing nun Tuttas Leben an! Und ſie beneidete die Tochter um ihre Zukunft, während die Räder, die Elſermann in die Wirklichkeit zurückbrachten, in der Ferne verhallten.

Als ihr Bruder in Köln war, kam Herr Könnede eines Tags zu Lisbet. Sie ſaß im Kontor und ſah die eingegangenen Briefe durch, worum ſie ihr Bruder gebeten hatte. Hanna unterrichtete draußen. Zuerſt glaubte ſie, Könnede hätte eine geſchäftliche Beſprechung mit Joſias. Er zeigte ſich aber über die Gewohnheiten des Hauſes gut unterrichtet und wußte, daß er ſie um dieſe Stunde allein treffen würde. Dann ſah ſie auch, daß er nicht im leichten Sommeranzug, ſondern feierlich angetan war, und nun wußte ſie plötzlich, was er wollte. Da führte ſie ihn ergeben ins türkiſche Zimmer.

»Meine Tochter nennt Sie immer »die liebe Frau vom Himmelgarten«. Wenn Sie das ſind, ſo müſſen Sie auch wiſſen, warum ich komme, und mir ein wenig helfen. Wenn

Ihr Bruder nicht fortgefahren wäre, ſo hätte ich geſchrieben. Nun aber gibt er uns einen ſo überrafchenden Beweis verſpäteten Leichtſinns, daß ich mich über die Ausflucht des geſchriebenen Wortes ſchäme, wenn die Gelegenheit zu einer ruhigen mündlichen Ausſprache ſich von ſelbſt ergab.«

Lisbet ſah zu dem Manne hin, der die Höhe des Lebens erreicht hatte und deſſen Tochter ihr ans Herz gewachſen war. Er ſah gut aus. Ein wenig ſchwerfällig, aber würdig. Er hatte das Selbſtbewußtſein des Mannes, der vorwärtsgekommen iſt. Darüber hinaus aber lag in ſeinen Augen die Sehnsucht nach Wärme, die ſie ſchon damals empfunden hatte, als er ſie zum erſtenmal zu Hanna geführt hatte. Da wünſchte ſie ſehr, ihm über dieſe Stunde hinwegzuhelfen.

»Ja, Maria hat uns tüchtig gerüttelt in dieſen kurzen vierzehn Tagen. Auf ganz wunderliche Gedanken hat uns ihre Lebensluſt gebracht.«

Er ſah ſie unſicher an und blidte dann auf den türkiſchen Hausrat. Empfang ſie ihn hier, um gleich zu zeigen, daß ſie ihren Erinnerungen treu bliebe?

»Ich für mein Teil bin ihr dankbar. Sie hat mir gezeigt, daß man ſich ruhig zu ſeinem Glücksverlangen bekennen ſoll. Es iſt nicht möglich, daß eine Frau wie Sie nur der Vergangenheit lebt.«

»Das wäre eine ſchlechte Vergangenheit, die nicht die Kraft hätte, ſich in Gegenwart umzuſetzen.«

Er wurde ungeduldig. Als Mann der Tat fühlte er, daß er auf dieſem Wege nicht weiterkam.

»Ich bin ein ſchlechter Philoſoph. Auf Wortgeſechte, auch wenn ſie noch ſo gut gemeint ſind, kann ich nicht eingehen. Ich würde draußen ſtehen und nicht wiſſen, ob Sie nein oder ja geſagt haben, wenn ich Sie nicht offen frage, ob Sie meine Hand annehmen wollen. Walt kommt nun aus dem Hauſe, und Herbert iſt mir durch Hanna ſchon verbunden. Ich ſpreche zuerſt von Ihren Söhnen. Sie ſind es aber, Frau Lisbet, die ich brauche, mehr als ich ſagen kann. Ja, nun iſt es heraus!«

Er holte tief Atem. Er hatte nicht von ſich geſprochen, nicht von ſeinem Reichtum und ſeiner Bedeutung im Kreiße. Daß er ſie brauche, mußte das Wichtige für ſie ſein.



»Ich danke Ihnen, Herr Rönneke. Von Herzen danke ich Ihnen. Aber ich kann nicht zu Ihnen kommen. Nicht meiner Jungen wegen, oder weil Josias es schmerzlich empfinden würde, oder wegen der Vergangenheit. O nein, ich denke nicht nur an andre. Ich lebe auch für mich. Und ich bin am liebsten hier in Himmelgarten, in meinem eignen Reich. Die Ehe aber, ob sie nun früh oder spät beschlossen wird, muß eine innere Notwendigkeit sein. Sie brauchen vor allem Wärme. Wollen Sie unser Freund werden? Nicht nur meiner, sondern der Freund des Himmelgartens. Sie sehen, wie selbstfüchtig ich bin. Ich möchte Sie nicht verlieren, nun ich Sie kenne. Und für Josias wäre es ein Geschenk des Himmels.«

»Das ist doch ein zu altes Rezept, Frau Lisbet. Drei Tropfen Freundschaft, in abgekühltem Zustand zu nehmen —«

Sie gab ihm die Hand. »Es ist eben ein Himmelgartenhausmittel. Wir vergessen diesen Besuch. Wenn nicht der schwarze Rod wäre, müßten Sie mit mir hinunter in den Garten und Hannas Stunde beizubringen. Nun gehen Sie fort, ehe die Beendigung ist — und kommen ganz bald wieder. Wollen Sie?«

»Ich muß. Für mich ist es eben eine Notwendigkeit! Schlimm genug, daß ein Mann nicht zustande bringt, was ihm eine Frau vormacht: im ruhigen Bewußtsein seiner selbst wunschlos zu leben. Vielleicht helfen Ihre Tropfen! Wollen's abwarten.« —

Kurz vor Walts Examen bekam Lisbet einen Brief von Erich Voß, dem Studenten, der im letzten Jahr ihrer Ehe in Beirut in ihrem Hause gewesen war. Sie war in einem losen Briefwechsel mit ihm geblieben. Er hatte eine glänzende Doktorarbeit gemacht, und man hatte sich etwas von ihm versprochen. Aber gerade um diese Zeit hörten seine Zuschnitte auf. Der Onkel, der sie ihm gegeben, starb, und da er noch auf seinem Totenbett seine Wirtschaftlerin geheiratet hatte, so machte diese mit Erfolg Anspruch auf das Erbe, auf das Erich zu hoffen berechtigt war. Er mußte der Universitätslaufbahn entsagen und Lehrer werden. Hin und wieder hatten in wissenschaftlichen Blättern Artikel von ihm gestanden, die sich alle mit der Ausbreitung der Germanen auf der alten Erde beschäftigten. Sein eigentliches Lebenswerk schien vergessen. Nun schrieb er wieder:

»Ich habe einen Strich gemacht durch meine Tätigkeit. Ich kann nicht mehr vor einer Klasse stehen und unterrichten, nicht bei den Mädchen, nicht bei den Knaben. Ich habe beides versucht, und meine Vorgesetzten sagen: mit Erfolg. Aber wir sind ja unsre besten Kritiker, und ich weiß, daß ich nie gegeben habe, was ich hätte geben können. Die rasche Auffassung der Mädchen ist mir entgegengesprochen und hat sich befriedigt wie eine Schar Tauben, die sich auf ein frisch gesätes Erbsenfeld niederlassen. Und mit meinen Jungen, denen ich doch den Vorzug gebe, habe ich oft geackert wie mit schweren Pferden auf einem steinigten Boden. Allerlei Samen habe ich ausgestreut. Gewiß bin ich froh über das Etliche, was vielleicht hundertfältig getragen hat. Für mich selbst waren es harte zehn Jahre. Und nun habe ich einen Strich gemacht. Mein Hauptwerk über den Einfluß des römischen Rechts auf die germanischen Völkerschaften braucht einen ganzen Menschen. Jetzt habe ich nur die Freistunden und die Ferien. Wenn eine Arbeit von unsrer ganzen Seele Besitz ergreift, dann wird sie unser Herr. Sie kann auch unser Tyrann werden. Wir müssen uns ihr fügen. Ich habe mir etwas gespart und will es mutig wagen. Aber ehe ich ins neue Leben gehe, will ich Sie wiedersehen, Frau Lisbet. Warum ich damit so lange gezögert, das sage ich Ihnen ein andermal. Vielleicht sage ich es Ihnen auch nie. Ich glaube, Sie müssen es wissen, seit ich damals nichts zum Andenken haben wollte als Ihre Hand, die in Marmor gehauen auf dem Schreibtisch Ihres Mannes lag. Ich weiß, daß es eine kühne Bitte war; aber ich habe es nie bereut, daß ich sie aussprach. Es hat mir sehr wohlgetan in mancher fast verzweifelter Stunde, meine heißen Finger um diese Hand zu legen. Es ist viel Segen ausgegangen von Ihren Händen damals in Beirut, und es wird auch jetzt nicht anders sein. Schreiben Sie mir, ob ich kommen darf. Vielleicht kann ich gerade Walts Examen mitfeiern.«

So war's. An demselben Tage, an dem Walt mit einem tiefen Aufseufzen seine Bücher von sich warf und die rote Mütze auf seine blonden Locken stülpte, traf Doktor Voß ein, wie ein Heimatberechtigter empfangen. Das hübsche Gastzimmer im Giebel war zurechtgemacht, das über die

Klostermauer nach dem Osning sah, zu dem Hermannsdenkmal auf der Grotenburg, derselbe Blick, den auch die Klostermühle hatte. So grüßte ihn Deutschland, das dieser Hermann verkörperte, und als er am ersten Abend im offenen Fenster lehnte, schien es ihm ein endliches Heimkommen nach langer schwerer staubiger Wanderschaft.

Die ersten Tage gehörten dem Einleben, denn Lisbet wollte nichts davon wissen, daß Voss nur ein vorübergehender Gast sei. Er sollte heimisch werden in Himmelgarten, das andre würde sich finden. Da ging er nun mit Onkel Josias durch die Fabrik und sah die Maschinen im Refektorium stehen und die Fertigfabrikate in den Klosterzellen liegen, und wenn das Räbersaufen seinen Ohren weh tat, ging er in den Himmelgarten. Da ward es ihm selbstverständlich, daß die Menschen dort so werden mußten, wie sie waren. Im alten Nußgang reisten wieder die Nüsse, und der Kleiber war wieder da und das Eichlägchen. Die duftigen Blätter an dem großen Walnußbaum strömten noch ihre Würze aus. Hier und da lagen schon die Walnüsse in ihren grünen Hülsen auf der Erde, und Oda und Herbert hielten an jedem Morgen reiche Lese, denn Donner ließ ihnen die Freude und stieß mit einer Stange heimlich an die Zweige, daß ihre Ernte reicher wurde. In den Beeten standen die Malven und die Dahlien in bunter Herbstpracht, auf der Erde trocknen Flock und Verbenen, und süß dufteten aus dem Rondeil die blaßblaue Heliotropen.

Hanna Könneke gab ihre Stunden noch unter dem Walnußbaum. Voss setzte sich zu ihr und hörte zu, wie sie mit den Kindern sprach und wie Oda und Herbert ihr antworteten. Sie hatten Heimatkunde und nahmen den Osning durch und die Geschichten, die in ihm spielten von den Tagen Hermanns des Cheruskers bis zu jener Zeit, da sich das Denkmal auf der Grotenburg erhob. Die Augen der Kinder hingen an den Lippen der Lehrerin. Er wunderte sich, daß dieses kluge, etwas spöttische Gesicht einen so weichen berebten Ausdruck haben konnte, und er fühlte den Strom, der von den jungen Herzen zu dem der Frau ging, die eine so seltsame Mischung von Eleganz und Härte zeigte. Immer mehr wollte Herbert von dem Bildhauer Wandel wissen, immer mehr erzählte sie. Wie er ein Süb-

deutscher gewesen, dessen ganzes Herz seinem Volke gehörte, und wie er ihm in den Zeiten der Zerrissenheit ein Sinnbild schaffen wollte, in dem sich seine Kraft verkörperte. Niemand anders konnte das für ihn sein, als Hermann der Cherusker. Er suchte einen Platz aus, auf dem das Denkmal stehen sollte, und fand bei Detmold die Grotenburg, von der man weit hineinsah in das Herz Deutschlands. Da gab er alles, was er hatte, um den Bau zu beginnen, und war fertig mit seinem Vermögen, als der Unterbau beendet war. Lange Jahre des Wartens kamen. In dem Deutschland vor siebzig war kein Geld für den großen Gedanken der Gemeinschaft. Bismarck mußte sich erst in die Schmiede stellen und das Schwert neu schmieden, das den Drachen der Zwietracht erschlug, den einst schon Hermann gefällt hatte. Aber als das deutsche Reich erstanden war, war auch das Geld da. Es strömte aus der Begeisterung der Auferstehung, und Wandel selbst konnte das Denkmal dem ersten deutschen Kaiser übergeben, in Gegenwart seiner Paladine, und es raufte um die Grotenburg wie alte Herrlichkeit.

Lisbet war gekommen und lehnte am Baum. Die goldene Septembersonne füllte den Garten. Die Kinder lauschten atemlos. Als die Stunde beendet war, fragte Voss, ob er auch etwas sagen dürfe. Hanna Könneke nickte.

»Wißt ihr, was ich glaube? Hermann dem Cherusker zu Ehren entstand das Siegfriedslied. Hermann war Siegfried. Vielleicht hieß er auch so. Sein Vater war Sigmar. Was soll da der Hermann? Das Volk hatte ihn nicht vergessen durch die Jahrhunderte, in denen wir niemals seinen Namen hören. Die Sage hatte ihm nur eine andre Gestalt gegeben. Sie hatte ihn verkleidet und hatte ihm Siegfrieds Hornhaut geschenkt und seine Tarnkappe. Denn wie Siegfried den Drachen tötete, so hatte Hermann die Römer besiegt, und Siegfrieds Ermordung war Hermanns Tod durch seine Verwandten, und Ariemhildens Trauer die Thusneldas. Niemand wußte von seinem kleinen Sohn, der als Fechter starb, fern in der Arena von Ravenna. Das Volk hat den eigentlichen Sinn der Siegfriedsage später vergessen; aber wir ahnen ihn wieder, und wenn wir Hermann





Willy ter Selt: Der Daniel bei Ehrwald

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921





sehen, wie er sein Schwert schwingt zu Deutschlands Schutz, dann denken wir auch an Siegfried.«

»Ja,« sagte Lisbet, »und zusammen wollen wir ihn besuchen. Wir wollen Walts Examen damit feiern, daß wir zum Hermann pilgern. Eine richtige deutsche Wallfahrt wollen wir machen. Seib ihr dabei?«

»O Mutter!« rief Herbert begeistert, breitete seine Arme aus und umschlang sie.

»Solch ein Mann wie Bandel, Mutter! Sein ganzes Leben hingeben für einen Gebanten! War er nicht wie ein Heiliger?«

Lisbet strich über seine dunklen Haare.

»Ein deutscher Heiliger, freilich, wie Hermann, wie Siegfried. Und du, Oda?«

Oda saß noch auf ihrem Platz. Ganz still saß sie. Ihre großen grauen Augen hingen verklärt an dem Erzähler. »Ich weiß nicht, ob es heilig ist; aber es ist wunderschön.«

»Nun legt die Bücher zusammen und lauft noch einmal durch den Garten, ehe Oda hinübergeht.«

Die Kinder folgten. Die Großen gingen langsam zwischen den Rabatten nach dem Hause. Die bunten Malven standen hoch wie Wächter zu beiden Seiten.

»Geben Sie immer solche Stunden, Fräulein Könnede? Dann sind Sie zu beneiden.«

»Das bin ich auch. Sie müssen aber nicht denken, daß ich so angefangen habe. Ich war ein ganz abscheulicher hochmütiger Intelligenzmann. Da kam ich in Herberts Hände. Eigentlich sollte er in meine kommen, und ich sollte ihn verweltlichen, nicht wahr, Frau Lisbet, so war's? Aber dann geschah's, daß der Schüler Einfluß bekam auf den Lehrer. Nun habe ich gelernt, auch die Dinge des Verstandes mit dem Herzen zu betrachten.«

In diesen Tagen war die kleine Oda drüben in Himmelgarten, denn die Großeltern waren nach Bremerhaven gefahren, um dort der Tochter noch Lebenswohl zu sagen und Tutta zurückzubringen, die ihre Mutter bis zu ihrer Abreise nicht mehr verlassen hatte. Obas Liebe durchsonnte das ganze Haus. Dieses stille Kind trug eine wahre Leuchtkraft in sich. Lisbet verglich sie und Herbert einem Pärchen Glühwürmchen.

»Ich glaube wirklich, Mutter, du spinnst schon Pläne für die Zukunft,« lachte Walt sie aus.

»Nein, Walt, da irrst du. Es gibt ein so wunderschönes Lutherwort, an das ich oft

denke. Gott ist Gegenwart. Darin liegt die Aufhebung der Zeit. Mich hat's mein Leben gelehrt. Ich warte nicht auf die Zukunft und traure nicht um die Vergangenheit. Aber sieh doch die Kinder an. Glaubst du, daß sie sich je trennen können?«

»Ich bemerkte jedenfalls an unserm kleinen Heiligen einen männlichen Einschlag, seit Doktor Voß da ist. Fast hat er den heiligen Franz über der Doppelgestalt von Hermann-Siegfried vergessen.«

Seinen kranken Freund vergaß Herbert auch über der Bereicherung des Lebens nicht, die Voß ihm gab. Täglich wanderte er mit Oda zu ihm. Alles, was ihm Neues zuströmte, brachte er ihm ebenso getreulich wie Früchte oder Kuchen, die die Mutter ihm zuteilte. Karl Jordan war damals von Professor Schwarz genau untersucht worden. Er hatte Hoffnung gegeben, wenn es möglich sei, den Kranken für mindestens ein Jahr in eine Heilstätte in den Bergen zu bringen. Nun war die Zeit dafür gekommen. Aber dazu reichten die Mittel nicht, die Herbert von seiner Mutter zur freien Verwaltung erhielt. Er bekam kein Taschengeld, sondern jährlich zweitausend Mark, die er bei Onkel Jossias nach Belieben abheben konnte. Nur mußte er Buch darüber führen. Wenn er bei Karl Jordan saß, kam dieser und jener mit einer Bitte zum jungen Herrn aus dem Himmelgarten. Frauen mit Kindern auf dem Arm, Kranke und Sieche. Frau Jordan hielt scharfe Musterung und wies manch einen zurück.

»Betrügereien dulb' ich bei mir nicht. Ausgeplündert soll er nicht werden, merkt euch das. Wer nur lahm ist, solange man ihn sehen kann, auf den soll er den Wolf hegen.«

Dennoch war Herbert im ersten Jahr seiner Schlüsselgewalt schon im Herbst sehr beschränkt, als eine Diphtheritisepidemie einsetzte, und Weihnachten vollständig bankrott. Niemand half ihm. Onkel Jossias sagte: »Lerne mit Geld umgehn! Das müssen auch Heilige können, denn die verwalten ja die Gnadenschätze. Goethe war für mich mehr als ein Heiliger. Der schreibt ganz vorsichtig an einen armen Teufel, mit wieviel Talern er ihn in den nächsten beiden Jahren unterstützen könne. Von dem Genie, das nur draufloswirtschaftet, habe ich auf keinem Gebiet etwas gehalten. Diese Herren machen sich die Sache zu einfach.«





sich als erwachsene Dame im Himmelgarten vorzustellen. Josias und Lisbet sahen mit Bosz und den Kindern oben in dem altmodischen Wohnzimmer, in das Lisbet am ersten Abend ihren kleinen Jungen getragen, um ihm die Großeltern an der Wand zu zeigen und den Segen des alten Hauses auf ihn herabzubitten. Da stand Jutta plötzlich unter ihnen, in einem hellen Kleid, den Rosenkranz im Haar. Die Männer sahen alle drei auf sie, Josias, Bosz und Walt. Es waren die drei Lebensalter, die so auf die strahlende Jugend blickten, die einen kleinen Augenblick den Triumph ihrer Erscheinung genoß und sich dann neben Lisbet setzte und zu erzählen anfang. Endlos hatte sie zu berichten, aus dem Schwarzwald und vom jungen Rhein, von der Wallfahrt, die sie nach Säckingen gemacht hatten, da ihre Mutter sich ganz rasch in den Trompeter verliebt hätte, im Gegensatz zu ihrem Leben in Rio. Wie mit Puppen hatte sie mit den Gestalten des Liebesliebes gespielt und sich in den Kopf gesetzt, die Kirche mit den beiden Türmen zu sehen und den Pavillon, den Gludribus ausgemalt hatte, und hatte es natürlich erreicht, wie die Mutter alles erreichte.

»Überall sind wir gewesen, durch ganz Franken sind wir im Auto gefahren, in allerlei altmodische, ganz vergessene Nester. Klöster haben wir gesehen und richtige Nonnen und alte Schloßler. Menschen haben wir gefunden, so unmodern und weltvergessen, daß Mutter kaum die Zeit erwarten konnte, drüben von ihnen zu erzählen, bei einem recht eleganten Frühstück. Aber dann hatte sie sich plötzlich den Magen verborgen an all der deutschen Romantik, gerade wie ich an den ewigen Pralinen und Kognatbohnen des alten Barons in Bayreuth. Denn natürlich waren wir zu den Wagnervorstellungen dort. Umsonst hatten wir unsre Toiletten nicht mitgenommen! Von Bayreuth gingen wir nach München und dann im letzten Augenblick zu den Großeltern nach Bremerhaven.«

Walt, der keinen Blick von dem schönen Mädchen ließ, nahm doch den alten Ton der Überlegenheit sofort wieder auf.

»Mit Methode seid ihr gerade nicht gereist!«

»Meinst du denn, wir wollten uns nach einer Methode amüsieren, Walt? Das war ja so schön; gerade unsrer Nase nach sind

wir herumkutschiert. Glänzende Chauffeure hatten wir. Bildschöne darunter. Mutter nannte es die Bildungsreise, den Abschluß meiner Erziehung, wie er hier Mode ist — nur anders.«

Lisbet fragte, ob sie Lust hätte, am nächsten Tage mit nach dem Hermann zu kommen, oder ob sie müde sei und sich von den Anstrengungen der Reise ausruhen wolle. Oda schlief heute noch bei ihnen, der morgende Tag solle den Abschluß ihrer Ferien bilden.

»Fahrt ihr alle mit?«

Ja, alle fuhren. Selbst Onkel Josias wollte sich freimachen. Der ganze Himmelgarten sollte einen Tag leerstehen. Donners allein sollten in ihm herrschen. Der alte Donner sollte sein wie Petrus; alle Heiligen gingen auf Reisen.

»Ich komme mit,« sagte Jutta lachend, »obgleich ich mir aus dem alten Hermann nicht viel mache. Meine Klasse wurde in jedem Jahr hingeführt. Es regnete deutsche Reden und Sprüche. Aber ihr werdet's gnädig machen.«

»Nach deinem Brüsseler Aufenthalt kann dir das nichts schaden,« erklärte Walt. »Es ist eine Mohrenwäsche für dich.«

Sie drehte ihm eine allerliebste kleine Nase, ehe sie hinauslief.

»Der Irrwisch wird uns zu schaffen machen,« sagte Josias. »Ganz die Mutter,« fügte er für sich hinzu und schickte Jutta einen kleinen Seufzer nach.

»Aber schön ist sie,« sagte Lisbet bewundernd. »Ich fürchte allerlei Verheerungen unter der Männlichkeit hier. Haltet eure Herzen fest!«

Am nächsten Tage fuhr man früh nach Detmold und war schon am Vormittag auf der Grotenburg. Oda und Herbert zum erstenmal in ihrem Leben. Da saßen sie an der breiten Steinbrüstung unter dem Denkmal und sahen zu der einfachen, kraftvollen Gestalt empor, die das Schwert mit dem leuchtenden goldenen Spruch trug. Sie sprachen nicht viel. Alles war vorher erklärt, und sie erlebten nur und fragten nicht. Nur in das kleine Haus mußte Bosz mit ihnen gehen, in dem Bandel gelebt hatte, solange er an dem Denkmal arbeitete. Ganz ehrfurchtsvoll betraten sie es.

Dann stiegen alle bis zum Umgang empor. Nun lag das Lipper Land vor ihnen.

von Sonne übergossen im bunten Herbstglanz. Sie sahen in so viel Fruchtbarkeit und Lieblichkeit hinein, daß sie begriffen, warum dieses Land die Rose im Wappen trug. Zu beiden Seiten breitete sich der Osning aus. Bis hinüber nach jenen Bergen, hinter denen ihre eigne Stadt lag, zog sich das Grün, in dem schon die gelben Flecken der herbstlichen Buchen aufflammten. Alles, was Geschichte und Sage mit seinem Namen verknüpft hatte, wurde lebendig in ihren Herzen. Noch waren sie allein und genossen den Vorzug des frühen Aufstiegs.

»Sieh dich satt!« sagte Lisbet zu Herbert. »Der Blicd von hier oben ist so stark und gut wie ein Trunk Wein.«

Und Herbert sah. Ein eigner Ausbruch lag in seinen dunklen Augen.

»Ich wünschte wohl, Mutter, daß Deutsch-land meine Heimat wäre.«

»Wie kommst du darauf, Herbert? Denkst du denn oft an das Sonnenland?«

»Ja, wenn Juttas Mutter von den Tropen erzählte, dann dachte ich daran. Sie hat mir auch einmal gesagt, ich solle mich nicht um mein Erbteil betrügen lassen. Aber da waren ihre Augen wie die von Füchsen, und ich glaubte ihr nicht.«

»So mache Deutschland zu deiner wahren Heimat, Herbert, in Liebe und Arbeit.«

Beim Heruntersteigen von der Grotenburg trafen sie Vereine, viel eiserne Kreuze, ein paar schwarzweißrote Fahnen und fröhlich bewegte Gesichter.

»Schade, daß Mutter nicht hier ist,« sagte Jutta. »Dies hätte sie doch erleben müssen.«

»Sie kennt es ja. Ist sie doch in dieser Gegend groß geworden.«

»Ich glaube, sie hat's vergessen, Tante Lisbet, oder es wäre ihr irgendwie neu wie der Schwarzwald und Franken. Mir war's auch ganz neu. Ich glaube wirklich, die Mohnenwälsche ist gelungen. Und doch haben wir kein einziges deutsches Lied gesungen. Nicht einmal Doktor Voß hat eine Rede gehalten.«

»Trotzdem seid ihr alle verklärt; du auch,« rief Walt. »Es steht dir übrigens sehr gut. Es ist ein seltener Ausbruch, den ich an dir noch nicht kenne.«

»Du kennst vieles noch nicht,« meinte sie lachend. »Denke nur nicht, daß ich mich so leicht durchschauen lasse.«

»Ich weiß, du bist eine Spigbübin. Du bist eben noch immer das Füchsen. Sie war Wolfs Todfeindin; aber Herbert hat eine Art Frieden zwischen ihnen hergestellt. Ich glaube, er hat beiden gepredigt, daß man seinen Nächsten lieben solle wie sich selbst. Jedenfalls kommen sie jetzt ganz gut miteinander aus.«

»Das wollen wir auch von uns hoffen, Walt. Schade, daß du nun zur Universität gehst.«

Von Detmold fuhren sie mit der elektrischen Bahn nach Horn, mitten durch das Ländchen, das wie ein Garten war.

»Wissen Sie, wo wir jetzt hingehen?« fragte Lisbet Voß.

Er schüttelte den Kopf.

»Jetzt kommt meine Überraschung für Sie.«

Sie gingen durch die kleine altertümliche Stadt, die Kastanienallee entlang, bis plötzlich vor ihnen mächtige Steine aufragten, zerklüftet wie die Überreste einer uralten Mauer.

»Die Externsteine,« sagte Voß. »Wie wunderschön, Frau Lisbet! Was für ein herrlicher Abschluß dieses Tages!«

»Wir bekommen die sieben germanischen Weihen,« meinte Josias lachend. »Diese Steine sind noch weit älter als die Hermannsschlacht.«

Die Jugend kletterte überall umher, winkte mit den Tüchern und war jung. Dann wurde Boot gefahren. Der See spiegelte die geheimnisvollen Urzeitreden. Walt und Jutta saßen in einem Boot, Voß ruderte Oda und Herbert. Plötzlich stand Jutta auf und fing an zu schaukeln. Aber Walt nahm sie um die Mitte und drückte sie wieder auf den Sitz.

»Auf dem Wasser bin ich Herr.«

»Aber ich bin die Nixe. Ich lode dich.«

»Nein, Jutta, mich lode die Ferne und das Leben. Du mußt schon fein geduldig in Himmelgarten sitzen und warten, bis ich wiederkomme.«

»Meinst du, daß ich geduldig bin?«

Sie warf einen lodenden Ruf nach dem andern Boot. Voß wandte den Kopf und grüßte.

»Scheußlich, daß er ein Oberlehrer ist. Ich hasse die Schule.«

»War, Jutta, war. Ich liebe die Schule gewiß nicht. Ein Hurra für die Freiheit!«

»Barbar!«

Da hörte er den alten Fehderuf ihrer Kinderzeit. Aber er lachte nur. Jetzt nahm er das Wort wie einen Orden.

Es war Zeit, daß man an den Ausbruch dachte. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang. Die Kastanienallee, die nach Horn zurückführte, hatte schon einen Teil ihrer Blätter verloren. Sie lagen wie zwei flammende Streifen rechts und links vom Wege. Durch das sanfte Dämmerlicht ging man zurück. Wolt und Jutta, Oda und Herbert. Mit einem Zögern hatte sich Voss zu den Geschwistern gesellt. Das Gespräch verstummte allmählich. Nebel lagen über den Wiesen. Der Mond stieg auf und hing rot über der Erde, als sie die Stadt erreichten. Die Straßen waren still, ganz dunkel. Das Altertümlische ihrer Häuser, über deren Dächer das Mondlicht floß, verlegte sie in das Mittelalter zurück. Giebel hob sich an Giebel. Der große runde Torbogen der niedersächsischen Aderbürgerhäuser war rechts und links von ein paar Fenstern eingefast. Eine Fensterreihe lief darüber hin, dicht aneinander, kaum von Mauern unterbrochen. Sie und da war Licht. Dann sah man in die kleinen Stuben hinein, durch die Geranienstöcke und den Sommeresfeu, der in den Fenstern stand. Selten war ein Vorhang herabgezogen. Das einfache Leben scheute den Blick des vorübergehenden Wanderers nicht. Da sah man die Eltern und die Kinder um den Abendtisch sitzen, sah die Mutter die Suppe einschenken. Sie und da stand

eine Frau mit dem Kind auf dem Arm in der uralten Haltung der Mutter. Der Mann saß gebückt nach der Arbeit des Tages. Kind und Arbeit, und darüber hinweg der rückschauende Blick bis zu jenem Glück, aus dem aller Segen des Lebens gekommen war.

Die nächtlichen Wanderer hörten auf den Hall ihrer Tritte. Es schien ihnen, sie wanderten durch ein Stück deutscher Vergangenheit. Vor dem Rathaus am Markt plätscherte der Röhrenbrunnen. Er warf die hohe Gestalt einer Brunnenfrau als Schatten auf das Pflaster vor ihren Füßen. Einen Augenblick blieben sie stehen.

»Werdet ihr aushalten, Herbert und Oda? Sonst können wir hier auf die Elektrische warten. Es ist noch weit bis zum Bahnhof.«

Aber Herbert hingte sich an den Arm der Mutter, und Oda ging an ihre andre Seite, so daß Lisbet nun zwischen den Kindern schritt. Josias und Voss schlossen den kleinen Zug.

Als man im hellen Wartesaal saß, fragte Voss, ob sie denn die beiden Wanderer beobachtet hätten, die vor ihnen gegangen wären.

»Zwei Handwerksburschen mit Stod und Ranzel. Ich glaube, sie kamen aus einem Lieb von Eichenborff. Ich mochte sie aber nicht fragen. Sie gingen im Giebel Schatten der Häuser. Als wir heraus in den hellen Mondschein der Landstraße kamen, zerfloßen sie.«

(Fortsetzung folgt.)

## Herbst

Schon sprach der Herbst die ersten Silben  
Des blassen Worts: Vergänglichkeit;  
Und wie sich zart die Birken gilben,  
Wird auch der Himmel leicht und weit.

Ein Traum liegt auf dem Feldgebreite,  
Ein weiches, abgeklärtes Licht;  
Der Teich an der geborstnen Weide  
Ist unbeweglich, hell und schlucht.

Nun hör' ich oft die Sense dengeln,  
Es ist so seltsam weher Ton;  
Und auf den schlanken goldnen Stengeln  
Zittern die letzten Ähren schon.

Verstreute Fäden schweben, weben,  
Umspinnen Baum und Strauch gemacht —  
Und Erntewind haucht lau, ergeben:  
Der Sommer zog den Schwalben nach.

Ernst Ludwig Schellenberg



# Aus meinem Leben

## Erinnerungen von Ernst von Wolzogen

### XIII

Ich habe bereits erwähnt, daß in mir der Plan aufgetaucht war, die Wiener Operette durch eine Neubelebung des deutschen Singspiels und der romanischen komischen Spieloper zu bekämpfen. Ich hatte an der Verwirklichung dieses Gedankens in den vier unruhigen Jahren von 1901—1905 stetig weitergearbeitet, Umschau gehalten nach etwa vorhandenen unbekannten Werken, die meiner Absicht entsprachen, und selber zwei Opernbücher verfaßt, die als Musterbeispiele gelten sollten für den Stil, der mir vorschwebte. Es waren das: eine biblische Offenbachschiene »Daniel in der Löwengrube« und eine Dramatisierung der Episode: »Die Bäder von Lucca« aus Heines Reisebildern. Dieses Werk stellte, ich muß es zu meiner Schande gestehen, eine schöne Spekulation auf die Gunst der Judenthümlichkeit dar, ohne die beim Theater bekanntlich kein Erfolg zu erwarten ist. Aus der Periode der Heinebegeisterung war ich selbstverständlich längst heraus und bereits ziemlich klar darüber, welche fürchterlichen Schäden dieser Gesinnungslump nicht nur dem deutschen Schrifttum, sondern auch der deutschen Seele zugefügt habe. Meine Erfahrungen als Bühnenleiter hatten mir mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht, daß es schon seit Jahrzehnten ein deutsches Theater überhaupt nicht mehr gebe und ein solches auch nicht früher zu erwarten sei, als bis die verruchte schlafmüchtige Gleichgültigkeit des deutschen Michels einer leidenschaftlichen, tatkräftigen Teilnahme an der Kunstpolitik gewichen sei. Schon damals waren wir ja so weit, daß es z. B. gänzlich unmöglich war, ein Drama mit antisemitischer Tendenz oder auch nur die Figur eines Juden mit irgendwelchen bedenklichen Charaktereigenschaften auf die Bühne zu bringen. Junge Dramatiker, die einigermaßen gerissen waren, pflegten schon damals den Eintritt zu den heiligen Hallen des deutschen Theaters durch den Kniff zu erzwingen, daß sie einen vor Edelmut triefenden Juden verherrlichten und in kraffen Gegensatz stellten zu idiotischen arischen Abblenden, verblödeten Idealisten oder anmaßenden Krafstrüpfeln. Damals sah ich dem groben Anflug mit ingrimmigem Lächeln zu und sagte mir: Geschieht uns ganz recht, wenn die Judenthümlichkeit den Rahm abhebt von der Milch unsrer Schöpferkraft — warum buttern wir nicht selbst rechtzeitig! — Ohne die jüdische Lust am Neuen, am Umwälzen, am Schüren und Segen in geistlichen Kampfszeiten hätten wir die raschen Fortschritte des letzten Jahrhunderts vermutlich

niemals für die Bühne nutzbar machen können. Wir hatten es ja erlebt, daß so ziemlich alle deutschblütigen Bühnenleiter sich der gestrengen Gesellschaftskritik Hofens, dem gesunden Realismus wie dem rücksichtslosen Naturalismus des jungen deutschen und ausländischen Dichtergeschlechtes ängstlich verschlossen. Nur wo ein jüdischer Bühnenleiter oder ein großes jüdisches Theaterpublikum ausschlaggebenden Einfluß besaß, war die Moderne zu Worte gekommen und die muffige Stubenluft des klassischen Epigonenstums wie der platten Epischbürgerkomödie zum Tempel hinausgejagt worden. Man hätte damals mit einiger Berechtigung den Satz aufstellen dürfen: ohne Juden kein Fortschritt. Und dieser Satz hätte ebenso gut für die Politik wie für das Theater Geltung gehabt. Aber freilich sah ich damals ebensowenig wie die überwältigende Mehrheit meiner Volksgenossen ein, daß der Fortschritt, den der geheime und öffentliche jüdische Einfluß gekliffentlich unterstützte, keineswegs einen Aufstieg zu freien Höhen bedeutete, sondern vielmehr ein tödliches Seitabdrängen zum tödlichen Abgrund. Selbstverständlich ärgerte ich mich darüber, daß ich mir nicht einmal diesen harmlosen Seitensprung der Überbrettelei hatte leisten können, ohne jüdische Komponisten, Dichter und Darsteller in Nahrung zu setzen, und noch mehr darüber, daß einzig die beteiligten Juden samt ihrem Anhang Vorteile von meiner Idee gehabt hatten und mit heiler Haut aus dem geschäftlichen Zusammenbruche davongelommen waren, während ich selbst und meine wenigen arischen Epischgesellen elend hatten Haare lassen mußten.

Aber dafür gedachte ich mich nunmehr schadlos zu halten, indem ich die jüdische Eitelkeit und Profitgier für mein neues Unternehmen ausnützte. Ich war überzeugt, daß die Juden, die so schwer an mir verdient hatten, leicht dafür zu haben sein würden, in mein neues Unternehmen Geld zu steden. Denn ich hatte ihnen ja doch bewiesen, daß ich eine gute Nase für das zeitgemäße Neue besitze, mich auf die Psychologie des Publikums verstehe und als Talententbeder von besonderem Glück begünstigt sei. Wenn ich nun obenrein noch meine »Romische Oper« (so sollte mein neues Unternehmen heißen) mit einer Fußbügung für ihren Nationalheros Heinrich Heine eröffnete, so konnte es mir doch eigentlich nicht fehlen. Aber ich sollte mich schwer getäuscht haben. Kein roter Pfennig war aus meiner gesamten jüdischen Bekanntheit herauszubringen. Und aus den verlegenen Antworten dieser Herrschaften

hörte ich mit ausreichender Deutlichkeit heraus: Du hast ja so gut wie Pleite gemacht in der Köpenicker Straße, du bist ja nicht imstande, deine Ideen rücksichtslos durchzuführen, du läßt dir ja die Konkurrenz über den Kopf wachsen; für beinesgleichen haben wir kein Geld übrig.

An der Weidenbammer Brücke sollte ein neuer Theaterbau entstehen, und ich gedachte mich dort mit meiner komischen Oper einzunisten. Da mußte ich eines Tags in der Zeitung lesen, daß der bis dahin in Berlin gänzlich unbekannte Herr Max Gregor aus Elberfeld von der Baugesellschaft des neuen Theaters an der Weidenbammer Brücke erwählt worden sei, um dort eine — »Komische Oper« aufzutun! Woher hatte dieser Herr Gregor das Geld bekommen? Er hatte einem blutjungen Kapellmeisterzögling des Elberfelder Theaters, der der Sohn eines schwerreichen Holzhändlers und Neffe eines ebenso reichen Kunsthändlers und Verlegers war, versprochen, ihn zum ersten Kapellmeister an seinem neuen Berliner Theater zu machen, wenn er ihm die nötigen Gelder dazu verschaffe. Und die Gelder waren im Handumdrehen da. Selbstverständlich war der junge Mann Jude. Und mit dem jüdischen Gelde stand dem tüchtigen Herrn Gregor auch die ganze jüdisch beeinflusste Presse zur Verfügung.

Ich hätte mir eigentlich sagen können, daß solcher Trümpfen gegenüber die Karten, die ich in der Hand hatte, viel zu schwach waren, um ein Solo anzulegen. Aber mein schöpferischer Ehrgeiz ließ mir keine Ruhe. Ich sah es für eine Ehrenpflicht an, keinem andern den Ruhm zu vergönnen, dereinst Wiedererweder der komischen Oper und Bezwingen des Operettenfeufels genannt zu werden. Und Feigheit dünkte es mich geradezu, kampflos das Schlachtfeld zu verlassen, ohne meinen Truppen Gelegenheit zu geben, ihre Tüchtigkeit zu erproben. Als solche Truppen, die meiner Idee zum Siege verhelfen sollten, sah ich, neben meiner bewiesenen Tüchtigkeit als Bühnenleiter, Spielordner, Talententdecker und Erzieher, vornehmlich meine feste Stellung in der Gunst des Berliner gebildeten Publikums an. Und schließlich vertraute ich auch meinem guten Glücke, das bisher den meisten meiner Unternehmungen hold gewesen war und mir auch aus sehr schwierigen Lagen doch noch herausgeholfen hatte. Auf alle Fälle mußte mir mein Elberfelder Nebenbuhler einen Vorsprung von reichlich einem Jahre lassen, denn sein Theater mußte ja erst gebaut werden. Wenn es mir nur gelang, innerhalb dieses Jahres einen wirklichen Schlager herauszubringen, so war es gar nicht ausgeschlossen, daß ich mich auch neben dem neuen Unternehmen an der Weidenbammer Brücke mit dem meinigen durchsetzte. Und schließlich kam auch

noch als treibende Kraft hinzu der brennende Ehrgeiz meiner Gattin, die nur an einem von mir geleiteten Theater erwarten durfte, ihren Traum einer glorreichen Bühnenlaufbahn verwirklichen zu können. Sie hatte sich so völlig berauscht an diesem Traum, daß sie einen ihrer kataleptischen Ohnmachtsanfälle erlitt, als ich eines Tags von einer geschäftlichen Verhandlung mit dem Entschluß heimkehrte, meinen Plan als undurchführbar aufzugeben. Sie wurde schwer krank und lag wochenlang, an einer Körperhälfte gelähmt, zu Bett. In dieser Zeit fand ich in Dr. Bruno Decker, einem begüterten Stettiner Bürgersohn, den »Theaternarren«, der bereit war, einen ansehnlichen Teil seines Vermögens in irgendeinem Unternehmen anzulegen, das ihm die Laufbahn eines Bühnenleiters zu eröffnen versprach. Die Schwierigkeit, die mir unüberwindlich erschienen hatte, bestand nämlich darin, daß die Berliner Polizei die Hinterlegung einer sehr ansehnlichen Kaution von mir forderte, ohne welche sie die Erweiterung meiner Konzession auf einen Opernbetrieb nicht genehmigen wollte. Es war mir schon reichlich schwer geworden, diese Konzession für den Betrieb meines Bunten Theaters in der Köpenicker Straße zu erhalten; denn der mehr berühmte als berühmte Feld- und Weltmarschall Graf Waldersee hatte sich durch ein witziges Couplet mit Schattenbildern schwer gekränkt gefühlt, das am Alexanderplatz viel belacht worden war. Ältere Zeitgenossen werden sich noch mit wehmütigem Lächeln der großen Paradezüge dieses Lieblings Wilhelms II. erinnern, der, bevor er endgültig nach China aufbrach, um das Oberkommando über die verbündeten Truppen zu übernehmen, sämtliche Hauptstädte Europas bereiste, sich überall auf Festgelagen Redelorebeeren auf Vorschuss spenden und sich allerorten in eindrucksvoller Pose photographieren ließ — »den Marschallstab in seiner Hand«. Bismarck wußte, warum er diesen Erzjesuiten, höfischen Intriganten und salbungsvollen Frömmeler so inbrünstig haßte. Man kann wohl sagen, daß dieser unglückselige Berater der Jugend Wilhelms II. den Weltkrieg vorbereiten half, indem Engländer, Franzosen, Italiener und Japaner seine Eitelkeit und geringe militärische Fähigkeit als typisch für das ganze deutsche Heereswesen ansahen und dadurch ihre Hoffnung bestärkten, uns mit vereinten Kräften besiegen zu können. Waldersee hatte überall seine Kreaturen sitzen, gefügige Werkzeuge seines Hasses, die jedem das Spiel zu verderben suchten, der Sr. Erzellenz irgendwie auf die Hühneraugen getreten hatte. Wäre der Weltmarschall damals nicht in China gewesen, so hätte ich sicher nicht in der Köpenicker Straße überbretteln dürfen. Schade darum! — Denn dieser mächtige Feind hätte mir durch



solch gewaltfame Verhinderung meines großen FINEINFALLS vermutlich Vermögen und Reputation gerettet. Also, wie gesagt, der Schatten Walberjees reichte auch 1905 noch bis hinauf in die Theaterabteilung der Berliner Polizeidirektion. Nun aber fand sich besagter Bruno Weder bereit, die geforderte Kautions in sicheren Wertpapieren zu hinterlegen, und ich konnte tatsächlich mein tollkühnes Unternehmen eröffnen, wenn auch nicht unter der anspruchsvollen Flagge »Römische Oper«, sondern unter der weniger verfänglichen Bezeichnung »Wolzogen-Oper«, die mir Spielraum ließ, in die Bezirke des harmlosen Singspiels oder auch der Operette abzuschwenken.

Ich hatte das alte Thalia-Theater in der Dresdner Straße für die Sommermonate gepachtet, weil ein größeres für meine bescheidenen Mittel unerschwinglich gewesen wäre. Die schwierige Aufgabe, meine dekorativen Ideen in dem engen, böß verbauten Bühnenhause zur Ausführung zu bringen, wurde, dank der Geschicklichkeit meiner Maler und Techniker, recht hübsch gelöst; mein Orchester dagegen war in dem engen dafür vorgesehenen Raume des Thaliatheaters durchaus nicht unterzubringen und mußte zum Teil auf gleicher Höhe mit den ersten Zuschauerreihen sitzen, von denen einige geopfert wurden. Außerdem war dieses Orchester durchaus nicht ein erstklassiges zu nennen, ebenso wenig wie mein Chor und meine Solisten; denn meine Lösung mußte ja Billigkeit heißen. Immerhin wies meine Truppe neben einer Mehrheit von Mittelmäßigkeiten auch ein paar tüchtige Kräfte auf. Der Allgemeinheit fehlte es nicht an gutem Willen und künstlerischem Ernst. Unter meiner und der beiden vortrefflichen Kapellmeister, Leo Falls und Erich Bands, Leitung wurde sehr fleißig gearbeitet, so daß wir alle der Eröffnungsvorstellung mit gutem Zutrauen entgegenzusehen.

Zu dieser feierlichen Handlung versammelte sich denn auch wirklich dem schönen Maienstage zum Troß das sogenannte »Ganz Berlin« in dem unfreundlichen und nichts weniger als vornehmen Possentheater der Dresdner Straße. Aber es sollte kein »großer Abend« werden. Ich hatte als Vorpiel, das den Geist, in dem mein Unternehmen geleitet werden sollte, symbolisch verdeutlichte, ein Satorspiel in Versen von dem guten alten Papa Wieland, betitelt »Das Urteil des Midas«, gewählt, zu dem mein lieber Freund Hans Hermann eine famose volltönende Musik geschrieben hatte. Diese Musik verwandte sehr geschickt altgriechische Originalmelodien und war reich an melodischen, kontrapunktischen Feinheiten und orchestralen Klangreizen. Aber der verstaubte klassische Witz des alten Weimarißchen Fopsträgers ließ mein modernes

Berliner Publikum begreiflicherweise völlig kalt. Dessenungeachtet wäre der altbekannte Spaß vielleicht mit freundlichem Beifall bedankt worden, wenn nicht der Darsteller des Midas, der in letzter Stunde für einen erkrankten Kollegen eingesprungen war, versagt hätte und die Darstellerin des Apollo, eine Altistin von rühmlicher theatralischer Vergangenheit, nicht an jenem Abend völlig heißer und außerdem in igres Leibes Fülle dermaßen ins Übermenschliche geraten wäre, daß schon der Anblick des untersten Teiles ihrer Waden genügte, um das ganze Haus in sichernde Heiterkeit zu versetzen. Die Schändung des Marskaps durch einen solchen Apollo konnte also, zumal da der Marskaps ausgezeichnet gesungen und gespielt wurde, keineswegs überzeugend zugunsten der symbolischen Absicht wirken. Die Spring, also die Binfenkunst, triumphierte schon im Vorpiel über die goldene Leier. Und in den schüchternen Beifall der guten Hausfreunde fuhr derb ablehnend das Schlangengeziß der kompakten Majorität hinein. Gegen dieses Midasurteil war jede Apellation an einen höheren Gerichtshof ausgeschlossen. Dagegen konnte ich mit der Aufnahme meiner »Bäder von Lucca« recht wohl zufrieden sein. Zwar die spezifisch jüdischen Wigeleien des Peine von 1830 wirkten kaum weniger verstaubt als die des Herrn Hofrats Wieland von 1780. Der von mir frei hinzu erfundene zweite Akt in seinem echten lustigen Spieloperstile löste dafür auch bei dem blasierten Berliner Premierenpublikum das beabsichtigte freundliche Bebagen aus. Und von der anmutig buntschillernden Musik meines lieben Bogumil Zepler schlug fast jede Nummer ein. Den minder anspruchsvollen Aufgaben wurden meine mäßigen Kräfte weit besser gerecht als dem Wagnerstile Hans Hermanns. Der Chor und auch etliche Solisten hätten auch einer größeren Opernbühne Ehre gemacht. Meine Frau, der die schwierigste Aufgabe zugefallen war, die Tänzerin Francesca darzustellen und dabei ihre kleine Stimme in allen möglichen Stilgattungen vom Volkslied zur Gitarre bis zum großen italienischen Opernfinale zu tummeln, bestand in allen Ehren; aber freilich, ihre Kunst war und blieb Kammerkunst. Ihrer Darstellung ging noch die Optik der Bühne und ihrer Gesangsleistung die brutale Kraft völlig ab, die dazu gehört, das Orchester zu besiegen und den Hörer unmittelbar an den Nerven zu packen.

Das Urteil der Berliner Presse fiel vernichtend für mein junges Unternehmen aus; denn auch der mir wohlgefällige Teil der Kritik, der die Unterhaltsamkeit und die künstlerischen Eigenschaften gelten ließ, konnte doch die offensichtlichen Mängel, das Improvisierte und Unfertige des ganzen Betriebes nicht verschweigen





Franz Hecker: Niedersächsische Bäuerin im Sonntagsstaat



Ich kam mir vor wie ein geprügelter Hund und mochte mich in Berlin nicht mehr bei Tageslicht auf der Straße sehen lassen. Nur fort, fort um jeden Preis aus dieser grausamen Weltstadt, die heute Hofianna und morgen Kreuziget schreit — die aber auch so leicht vergift! Für mich, den Gedemüthigten und dabei Schuldbewussten gab es nur noch ein Ziel des Strebens: den Überbrettlbaron vergeßsen zu machen und den Dichter wieder zur Geltung zu bringen. Aber auch meine Rechnung mit der Vergesslichkeit sollte sich als trügerisch erweisen. Prostitution der Persönlichkeit wird nicht vergessen. Ich bin mir heute noch nicht recht klar darüber, ob diese Fähigkeit im Nachtragen eines Seitenprunges einer im übrigen wohl angesehenen Persönlichkeit, diese Unfähigkeit, die Berechtigung des »desipere in loco« einem ernsthaften Charakter zuzubilligen, ein Beweis für deutsche Tiefe oder für deutsches Barbarentum sei. Aber es ist am Ende von mir auch nicht zu verlangen, daß ich in dieser schwierigen Frage ein objektives Urtheil haben sollte. Kein billiger Denker wird es mir verübeln, daß in mir manch liebes Mal während der Jahre der Überbrettlherrlichkeit und sogar noch in den darauffolgenden jüngsten zwei Jahrzehnten die helle Wut aufkochte und mir die stärksten Schimpf- und Spottreden wider deutsche Tölperei und Unkultur erprehte, sooft sogenannte »Salonhumoristen« des Tingeltangels oder Chanfonetten bei mir anfragten, zu welchen Bedingungen ich die Lieferung von Coupletvorträgen übernehmen oder Kaffeehaus-

Weitermanns Monatshefte. Band 131. I; Heft 782



blühenden Außerlichkeiten ihr eigentliches Ziel, nämlich die Verächtlichmachung aller deutschen Begriffe von Recht, Sitte, Menschenwürde, Vornehmheit usw. verbergen zu können. Und das gelang ihr mit spielender Leichtigkeit, weil ihr der deutsche Kulturspießer willig in die plumpe Falle ging, die darin bestand, daß ihre besten Feuilletonisten in den führenden Blättern einfach jedermann für einen Idioten erklärten, der an den von ihnen emporgelobten neuen Modesezereien keinen Geschmack fand. Wenn es ihnen auch selbst mit ihren blendendsten Schreibern nicht gelang, den vernunftgemäßen Massegeschmack des deutschen Viedermannes zu ändern, so erreichten sie doch tödlich ihre Hauptabsicht, besagten Viedermann zum Schweigen zu bringen. Der Massenmensch der deutschen Mittelschicht ist nun aber einmal jämmerlich feige von Natur. Solange ihm nicht die Kommandostimme eines Führers, den sein Gemüt anerkennen muß, mit einem gellenden »Du sollst« in die Knochen fährt, folgt er stumpfsinnig ergeben dem lautesten Schreier oder bestverkleideten Fuchsen. Wir haben das in diesen letzten Jahren des Chaos schauernd erlebt. Ebenfogut wie es im deutschen Bürgertum der verschiedensten Bildungsschichten ehrliche Liberale und wilde Demokraten in Massen, aber sicher nur ein verschwindend kleines Häuflein wirklicher Republikaner gibt und der ganze Umsturz nur von Gnaden der Angst vor dem radikalen Pöbel lebt, ebenso sicher ist in bezug auf Kunst und Literatur der Geschmack des deutschen Bürgertums immer auf Seiten der natürlichen Entwicklung innerhalb der Grenzen des raffischen Empfindens geblieben. Am Theater offenbarte sich das am deutlichsten: nachhaltige Erfolge wurden, wie zu allen Zeiten, nur solchen Dramen zuteil, die dem Theater gaben, was dem Theater gebührt, die einen zeitgemäßen Gedankeninhalt klar und deutlich zum Ausbruch brachten oder dem deutschen Wesen sympathische Charaktere zu Selben hatten, während die von der jüdisch beeinflussten Presse übermäßig gepriesenen und von den Premierentigern angejubelten blutlosen Symbolisten- oder krampfhaften Expressionistenstücke regelmäßig nach wenigen Vorstellungen in der Versenkung verschwanden. Obwohl nun dieser Tatbestand offen vor jedes Sehenden Augen liegt, muß es sich das deutsche Theaterpublikum

gefallen lassen, daß ihm nur die Kost vorgesetzt wird, welche die fremdrassigen Pressemachthaber ihm zubilligen. Die paar deutschblütigen Bühnenleiter, die es noch gibt, dürfen einfach nicht wagen, Werke aufzuführen, die ihrem eignen wie dem Geschmack des besten und auch zahlreichsten deutschrassigen Publikums unfehlbar willkommen sein würden, sobald die Tendenz dieser Werke irgendwie den Absichten Judas zuwiderläuft. Die eigentlichen deutschen Dichter müssen also ebenso in der Verbannung leben wie die deutschen Fürsten, obwohl doch Millionen deutscher Herzen ihre Rückkehr ersehnen.

Ich habe ein gutes Recht, von diesen Dingen zu reden und die deutsche Schmach rüchhaltlos aufzudecken, denn ich habe die Wahrheit meiner Behauptungen am eignen Leibe erfahren und bin ebenso wenig in blinden Antisemitismus wie in irgendeinen andern Parteisanatismus verannt. Solange ich in lustigen Werken deutsche Philisterei liebenswürdig verurteilte, wurde ich von der jüdischen Presse hoch gepriesen; als vollends an meiner Überbrettelei die gesamte Judenchaft glänzend verdiente, hoben sie mich auf ihren Schilben empor und bliesen meinen Ruhm mit gewaltigen Schofartönen über die Ozeane. Sobald ich mich aber erfrechte, gegen ihr Operettenmonopol etwas zu unternehmen, und vollends als ich mein völliges Herz entdeckte und alle mir verliehene Berebbarkeit dazu verwendete, das deutsche Gewissen zum Kampfe wider alles Rassefremde in Religion, Kunst und Leben aufzurufen, da ließen sie mich ihre Macht strafend fühlen, indem sie meine neuen Hervorbringungen entweder ganz totschwiegen oder sie mit jenem zweideutigen Lächeln beiseiteschoben, das schlimmer fränkt als ein grober Fußtritt — jenem Lächeln zwischen Mitleid und Verachtung.

Und dennoch wäre es der regierenden Judenchaft mit allen ihren Machtmitteln nicht gelungen, mich so gründlich totzukriegen, wie es gegenwärtig den Anschein hat, wenn ich mich nicht selbst umgebracht hätte. Ich hätte eben doch mit jenem vielleicht echt deutschen Instinkte rechnen müssen, der einem vornehmen Menschen die Preisgabe seiner Persönlichkeit an die Masse nicht verzeiht. Von diesem erfolgreichsten meiner Selbstmorde habe ich mich bis auf den heutigen Tag noch nicht erholt.

(Fortsetzung folgt.)





Theodor Friedrich Koch: Waterlootor in Osnabrück

(Befiger: Frau Senator Ehemann, Osnabrück)

## Osnabrück

Ein Stadt- und Landbild von Ludwig Bäte

**D**er Bahnhof schon ist ein Zeichen für die schnell aufgeschlossene Stadt, die sich nach Einbeziehung der Vororte langsam den Hunderttausend nähert. Überall erweitert, zusammengedrückt, eilig den gesteigerten Bedürfnissen der neuen Zeit angepaßt, gibt er dem Reisenden just keinen erfreulichen ersten Eindruck von dem Orte, der, obwohl in einem Brennpunkt des Eisenbahnverkehrs liegend, immer noch recht unbekannt im weiten Deutschland ist. Vielfach freilich verdunkelte ihn das benachbarte Münster mit seiner geschlossenen, tief ans Herz greifenden Architektur, dem er solche Einheitlichkeit nicht entgegenzusetzen vermag. Immerhin pulst hier das Leben beherber als in der eingebämmerten Beamtenstadt Münster, und doppelt ergreifend ragt das alte Sein in einen lauten, erregten Tag. Da rauchen hinter den Gleisen des riesigen Industriebahnhofs, den man zusammen mit dem Stichanal Bramsche-Osnabrück der Rhein-Leine-Wasserlinie anlegte, die Schornsteine des großen, mit der Georgs-Marien-Hütte und den Piesberger Steingruben zusammengeschlossenen industriellen

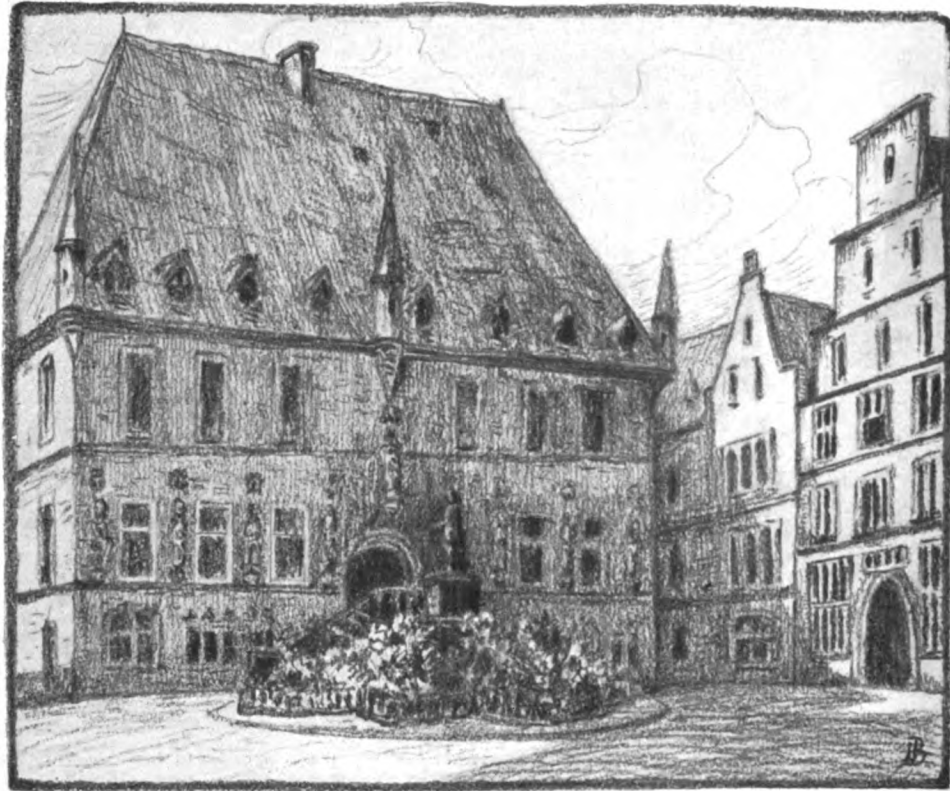
Vereins, und dahinter steigen die Essen zahlreicher anderer Fabrikanlagen auf, welche die Stadt zu einem der bedeutendsten Stützpunkte nordwestdeutscher Gewerbetätigkeit machten.

Aber das ist das eigentliche Osnabrück nicht. Es gibt nicht mehr viele Orte, wo bei starkem modernem Leben dies so wenig das Stadtbild beeinflusst hat wie hier. So tritt die eigentliche Seele der Stadt bald klar heraus.

Osnabrück ist eine alte Siedlung. Tief in das Tal zwischen den letzten, aber immer noch bergigen Ausläufern des Teutoburger Waldes und des Wiehengebirges gebuddelt, fand sich hier schon vor Karl dem Großen, der als ihr Gründer gelten muß, eine sächsische Kultstätte. Vielleicht ist Osnabrück osena bruggi, Götterbrücke (Brücke der Äsen). Lichtenberg freilich übersehte Ochsenbrücke.

Beziehungsreich heißt die Straße, die vom Bahnhof aus ins Innere führt, nach dem größten Sohn der Stadt, Justus Möser (1720—1794). Dieser bedeutende Volkswirtschaftler und Staatsmann, einer der erlauchten Köpfe seines hellen 18. Jahrhunderts, lebt hier immer noch (nicht nur als »berühmter





Lotte Buff:

Rathhaus

Name»), und dankbar hat sich seine Vaterstadt in einer wunderschönen Gedächtnisfeier bei seinem zweihundertjährigen Geburtstage zu dem Werke des *advocatus patriae* und ewigen Deutschen bekannt.

Die Wittelindstraße überquerend — ein grüner Kranz von Sagen schließt sich um den alten Helden dieses Landes — kommen wir bald am Bergmannsbrunnen vorbei auf den Herrnteichswall, der, nur wenig abgetragen, als lebender Rest der teilweise doppelten Ummauerung stehengeblieben ist. Tief unten strömt ruhig und breit die Hase, manchmal von leisem Ruder Schlag oder dem edel gleitenden Weiß der Schwäne durchschnitten. Gegenüber, ganz in Gärten eingebettet, das Gymnasium Carolinum, eine der ältesten Bildungsstätten des Reiches, mit dem Steinbild seines Gründers an der Außenwand, das bischöfliche Priesterseminar, die grauen Mauern der ehemaligen kurzlebigen Jesuitenuniversität, die der bedeutendste der Osnabrücker Kirchenfürsten, Franz Wilhelm von Bartenberg, zur Ausbildung seiner Geistlichen aus dem alten Karls-Gymnasium heraus errichtet hat. Darüber die heitere Rokoko-Silhouette des großen grünen Domturms, daneben der bleibedachte kleinere Genosse und

vor beiden die breite Behäbigkeit des achteckigen Bierungsturms. Rechts hebt sich leicht und zierlich die feine Nadel der Marienkirche, und links steht ruhig und gelassen der große Turm von St. Katharinen.

Hier mußt du gehen, wenn in linden Spätsommerfrühlingsnächten der Mond hoch im Blau steht und flüßentlang in den silbernen Weiden die Nachtigallen schlagen. Manchmal fällt ein Uhrenschlag schwer von den Türmen, geht ein zitterndes Schauern durch die dichten grünen Walllinden, und dumpf donnert das Wehr. Der Perniselturm nebenan, in dem während einer Hungersnot das erste Schwarzbrot (Pumpernickel) gebaden sein soll, schläft gleichmütig im Wassergestiebe zu deinen Füßen. Aber Lieder umleuchten den grauen Findling, den man ein paar Schritte weiter Justus Wilhelm Lora setzte, dem Komponisten des unsterblichen Frühlingsliedes von Emanuel Geibel »Der Mai ist gekommen«. In Osnabrück ist er geboren, und in der Nacht zum 1. Mai versammelten sich hier in Friedenstag die Gesangsvereine, um mit der beginnenden ersten Stunde des holden Monats sein Lied zu singen. Der Krieg hat leider auch dem ein Ende gemacht.

Wenig bekannt ist, daß Lora, der Sohn eines



unsrer ersten wertvolleren niederjächsischen Mundartdichter, sehr viele, seit langem schon Volksgut gewordene Melodien geschaffen hat, und daß man ihn nicht sehr weit von Eilcher und Methfessel einzuordnen braucht. Nach seiner Weise singen wir Herweghs schwermütiges »Die bange Nacht ist nun herum«, das frohe Geibelsche »Mein Muß ist gegangen«, Hoffmanns von Fallersleben »Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald«, auch eine Melodie zu Eichendorffs »Durch Feld und Buchenhallen«. Ein bemerkenswertes Weihnachtsoratorium und tüchtige kirchenmusikalische Arbeiten seiner Feder rückt man allmählich wieder ins Licht.

Hinter seinem blumenüberschütteten Denkmal greift der im Herbst weinlaubüberloderte trugige Barenturm mit der Vitischanze in den Himmel, unentwegt fest wie damals, als er noch seinen Dickschädel den Feinden bot, die mehr als einmal ihre Eisenmäuler vom gegenüberliegenden Gertrudenberg gegen ihn richteten. Heute herbergt er eine behaglich ausgemalte Trinktätte, und der einst kahle Berg ist sorgsam gehegter Stadtpark.

Man hat, als man die Wälle in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts niederlegte — das Festungsverbot, das den Anbau in der Feldmark verwies, fiel erst 1843 —, ihre Wachtürme stehen lassen. So auch den Bürgergehorfam (»um störrische Bürger zur Raison zu bringen«), den Bodsturm, in dem ein starker, eisenbandgefaßter Kasten sechs Jahre den gefangenen Grafen von Hoya barg, auf der Neustadt den Plümersturm.



Theodor Friedrich Koch: Vernidelturm



Theodor Friedrich Koch: Mörserhaus  
(Befitzer: Herr Adolf Hell, Berlin)

Der Dom! Er hat trotz des höheren Katharinenturms den Turm und ist die Kirche der Stadt. Seine Anfänge gehen auf Karl den Großen zurück, unter dem er wohl zunächst als Holzbau errichtet worden ist. Dieser brannte wie das erste Steinhaus ab. Seine Grundform ist romanisch, und wenn das Gebäude auch immer wieder von dem jeweiligen Stil durchsetzt wurde, ist es doch von starker, einheitlicher Wirkung, deren Harmonie auch der gotische Hauptturm mit dem Rokodach nicht zerreißt. 1772 beim tausendjährigen Bistumsjubiläum setzte man es auf. Georg Christoph Lichtenberg arbeitete damals im Auftrage der Ritterschaft an der genauen Bestimmung der geographischen Lage Osnaabrüds und ärgerte sich halb tot über das unaufhörliche Böllern von den Wällen. Überhaupt gefiel ihm sehr wenig das zugeknöpfte fürstbischöfliche Residenzchen mit seinen knapp sechstausend Einwohnern. »Im Lande des Schinkens und des Pumpernickels«, bei dem er sich nicht erklären konnte, wie Gott ihn in zartes Mädchenfleisch verwandelte, »hält man etwas auf Etikette«. Zweierlei nahm er freilich aus, die Viesberger Steinkohlen und Justus Möser. Vielleicht auch den mit allen Raketen seiner Laune überschütteten »Meisterfinger« Bellindhaus, den er in einer köstlichen Rezension verspottet hat.

Man hat den Dom in langjähriger Arbeit ausmalen lassen, und so klar gegliedert und stilvoller auch alles erscheint, es ist doch mancherlei von der dunklen, feierlich getragenen Stimmung des dreischiffigen Raumes verlorengegangen.



Hedwig Freiin Ostman v. d. Leye:

Blick auf den Dom

gen. Viele wertvolle Werke kirchlicher Kunst sind erhalten. So ein sehr altes bronzenes Taufbecken und ein Triumphkreuz aus dem 12. Jahrhundert. Dann gehört ein trotz der häufigen kriegserpreßten Abgaben und Einschmelzungen noch immer hervorragender Schatz an kostbaren Reliquiaren, Kelchen, Kreuzen, die zu einem kleinen Teil in dem angegliederten Dözesanmuseum aufgestellt sind, der Domgemeinde. Zu beiden Seiten wird das breitgelagerte Gotteshaus von der großen und kleinen Domsfreiheit abgeschlossen, auf der der flüchtende Verbrecher für »Jahr und Tag« frei war. Mitten auf dem großen Platz steht Mößers Standbild, das Drake formte und unter Rauchs Anleitung goß. Gegenüber der bischöflichen Kanzlei, schräg dem Domportal vorgelagert, erhebt sich der Löwenpudel, vielleicht ein Hoheitszeichen Heinrichs des Löwen, doch auch von einer Sage aus Karls Tagen überrannt. Das neue Stadttheater schließt im Süden die

kirche. Neben dem ernsten, dunklen Mönch des Domes ein frumher und frischer Landsknecht, der hellen Auges den Markt, den Mittelpunkt bürgerlichen Lebens, bewacht. Bemerkenswert ist die von Professor Fuchs in Köln nach dem alten Original geschaffene Brauttür mit den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen, der dunkelgold ausleuchtende reiche Flügelaltar und die herrliche, wenn auch stilwidrig von korinthischen Säulen getragene Orgelwand mit ausgezeichnetem Werk, das ebenso wie das der St. Katharinenkirche oft geistlichen Konzerten dient. Osnabrück ist überhaupt eine musikkreudige Stadt, und es ehrt den Opfersinn seiner Bürger, daß er in wenigen Tagen für die Erhaltung des städtischen Orchesters, das unter F. Max Antons Leitung eine beachtenswerte künstlerische Höhe im niederländischen Musikleben erreicht hat, über hunderttausend Mark aufbrachte.

In der Marienkirche führte am 2. Februar

weiträumige, im Frühling und Herbst vom dreitägigen Stadtmarsch farbenvoll belebte Fläche ab.

Der steinerne Löwe schaut unverwandt, in Wahlen gefühlsrob mit Plakaten besetzt, auf das zierliche Chor der Marienkirche, in deren Schatten das schlacht - bescheidene Geburtshaus Mößers sinnt.

Das schon 1177 genannte Gotteshaus stammt in seiner heutigen Gestalt aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts. Es ist eine dreischiffige, streng gotische Hallen-



1543 Hermann Bonnus aus Lübeck die Reformation ein, die durch Luthers ehemaligen Lehrer im Erfurter Augustinerkloster, Gerhard Hefker, schon vorbereitet war. Seinen Briefwechsel mit dem einstigen Schüler hat man in den Tagen der Gegenreformation in die Hufe geworfen.

Im Chorumgang ruht auch der Schöpfer der »Patriotischen Phantasien«. Sein Grabdenkmal widmete »die einzige Tochter Joh. Wilh. Jul. Möser, verehelichte von Voigts, nebst ihrem



Hedwig Freiin Ostman v. d. Leye:

Gildewart

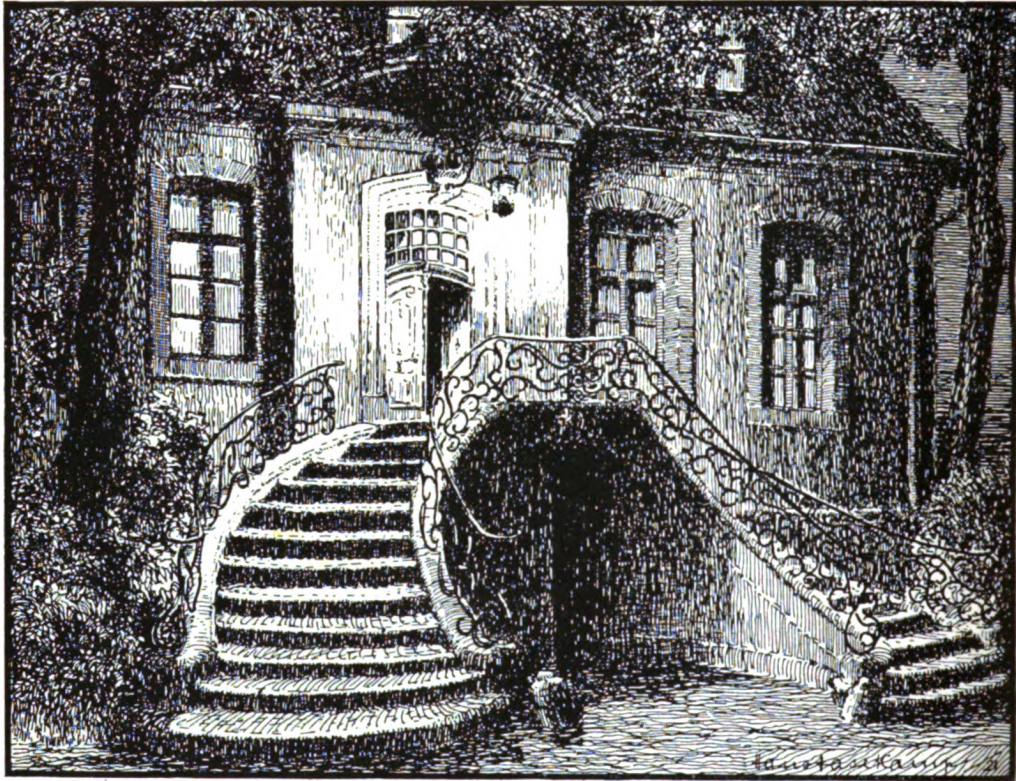
Gemahl«. Diese kluge Frau gilt als Herausgeberin seines Hauptwerkes, das Goethe, der mit ihr im Briefwechsel stand, durch Herder in Büdeburg kennenlernte.

Wie eine Burg, trohig und schwer, wuchtet an der Schmalseite des dreieckigen Platzes das Rathaus auf, das zwischen 1487 und 1512 entstand. Von der alten, später entfernten Freitreppe wurde am 25. Oktober 1648 vom Stadtsyndikus Dr. Böger der Westfälische Friede verkündet, und vom Turmumgang der Marienkirche bliesen an jenem denkwürdigen Herbstsonntag die Musiker das »Nun lob, mein Seel, den Herren«, wie noch heute an jedem Sonnabend und Sonntag laut altem Vermächtnis die schöne Sitte des Turmblasens geübt wird. Professor Gev hat in einem großen Gemälde in der Aula des Realgymnasiums den denkwürdigen Augenblick festgehalten. Hinter den hohen Fenstern, zwischen denen heute die Steinbilder der um die Stadt verdienten Herr-

scher stehen, überragt von dem großen Karl, haben einst die protestantischen Staaten fünf Jahre lang mit den Schweden um deutsche Erde gehandelt, während die katholischen Vertreter mit Frankreich in Münster feilschten, sich erschöpften in leeren Formalitäten, indessen unbekümmert die Heere ihre Schlachten schlugen. Leider hat man später den Friedenssaal in Malermeistergotik erneuert, während in der Nachbarstadt noch jedes Lebertiffen die Zeit Terborchs atmet, der dort die Ankunft des holländischen Gesandten und in einem späteren Bilde alle Teilnehmer malte. Immerhin gewährt der noch heute benutzte Saal mit den Bildern einer Reihe von Gesandten, dem schönen Leuchter und manchem später eingefügten Stuck noch einen einheitlichen Anblick.

Für das Bistum Osnabrück brachte der Friede das Kuriosum, daß es abwechselnd von einem katholischen und einem evangelischen Fürsten (dieser immer aus dem Hause Braun-





Hans Hasekamp:

Das Konvikt in Osnabrück

schweig - Lüneburg) regiert werden sollte, was bis zur Säkularisation auch bestand. Es haben je drei Bischöfe das Land verwaltet, selten aber dort residiert.

Der Wohlstand der Stadt war wie der Deutschlands überhaupt gebrochen. Einst ging Osnabrücker Leinen, »Löwend« genannt, bis in die Kolonien Englands, jetzt war der Ort zu dem bedeutungslosen Dasein eines westfälischen Landstädtchens herabgedrückt. Der große Brand von 1613 hatte unheilvoll dem Zusammenbruch bürgerlicher Tüchtigkeit vorausgeleuchtet.



Lotte Buff:

Bodsmauer

Reste des einstigen Wohlstands sind die Häuser an der Bierstraße mit den reich geschnitten, fast nur ornamentierten und bemalten Giebelseiten.

Vor dem Rathaus steht, versehen mit dem schlimmen Goethischen Partizipial:

Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,  
immerfort das Nächste denkend,  
nicht vom Weg, dem graden, weichend,  
und zuletzt das Ziel erreichend,

das Erzbild Johann Karl Bertram Stüves, des Osnabrücker Bürgermeisters und Befreiers der hannoverschen Bauern.

Die Krabnstraße leitet mitten in die neue Zeit, die sich hier durch erregteren Verkehr und mancherlei häßliche Geschäftsbauten kennzeichnet. Dennoch findet sich hier, am Nicolaiort und an der Großenstraße, noch manch feines, sondergeprägtes Werk aus Osnabrücks klassizistischer Zeit, so das Schwarzeische Haus, das der Hirschapotheke und das der Düttingschen Weinhandlung, dem sich das köstliche Knabenkonvikt des Gymnasiums Carolinum an der Hafenstraße würdig anschließt.



Franz Heder:

Schloß im Schnee

Abgesondert von der Altstadt entwidelte sich die Neustadt, die 1306 mit dem Kern zusammengeschmolzen und mit einer gemeinsamen Mauer umgeben wurde.

Ihr beherrschendes Bauwerk ist die Johannisikirche, wie die von St. Marien ein dreischiffiger gotischer Hallenbau, aber aus der Übergangszeit stammend. Wunderschön, wenn um Johanni das farbenglühende Leben aus den Bogen des Kreuzganges quillt, die Seidenfahnen sich leise bauschen und schwer die Stryngen- und Goldregentrauben von den Mauern der Pfaffenstraße in das wogende Meer von Lieb, Farbe und schwelendem Weihrauchdunst sinken, indes die Glocken anschlagen und ver-



Franz Heder:

Dorf im Winter



Theodor Friedrich Koch: Alte Tür in Osnabrück  
(Befiger: Frau Geheimrat Dr. Gilbert)





Theodor Friedrich Koch:

Mühlenstraße in Osnabrück

kleine quedsilberne Prinzess in Hannover und Burg erzogen, mit Liebe und Strenge, und hat so den Anteil an diesem prächtigen Stück deutschen Edelwuchses in den verschnittenen Gartengängen von Liselottes gestrengem Schwager Ludwig XIV.

1679 wurde Ernst August, nach dem Tode seines Bruders Johann Friedrich, Herzog und siedelte nach Hannover über. 1692 erlangte er die Kurwürde. Das Schloß stand nun leer und hat später nur noch für Wochen höfisch bewegtes Leben gesehen. Zurzeit sind Bureaus in den Gemächern und Sälen neben und über der Portalhalle mit den mächtigen Welfenlöwen des Osnabrücker Bildhauers Rosenthal, und an schönen Sonntagvormittagen spielt das städtische Orchester unter den Bäumen des Schloßgartens, durch die der Turmhelm von St. Katharinen in seiner edlen Patina lugt.

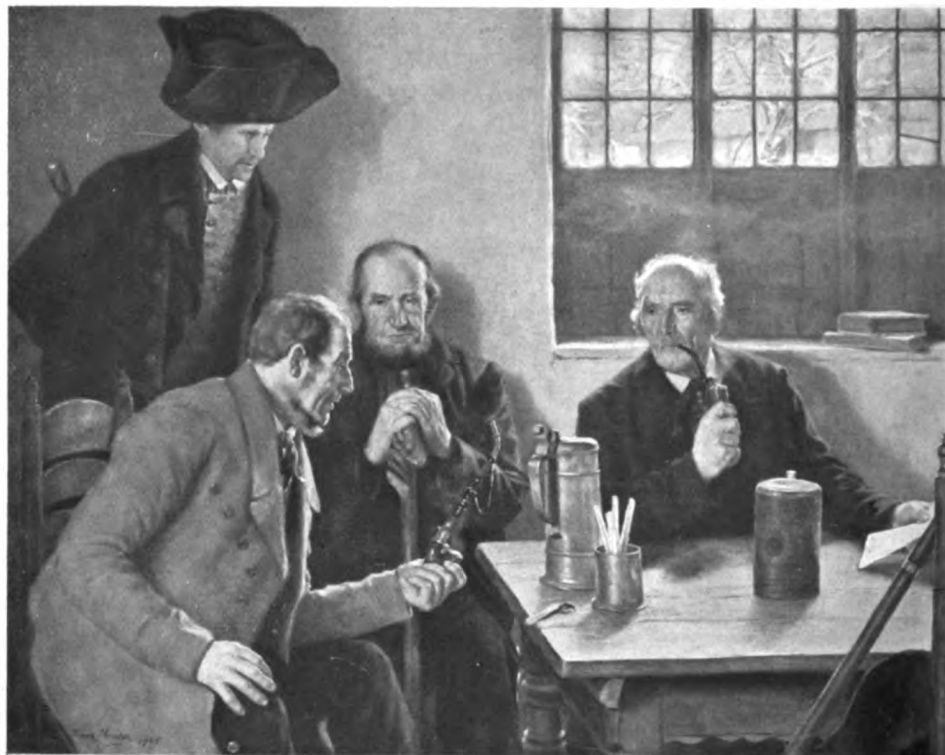
Der Osnabrücker gilt als verschlossen und zugeknöpft. Er ist Niedersachse, und der trägt sein Herz nicht auf der Zunge. Doch hat sich noch viel gesunder Bürgergeist hinter die hohen Giebel gerettet, und wer einmal bedächtigen Ganges durch die Gassen der Altstadt schritt, in denen man noch Platt spricht, der fühlt sich ganz in die Tage versetzt, als das Horn des

Hirten allmorgendlich das Vieh aus den Ställen zusammentutete und abends die Postkutsche müde durch die zerfallenen Tore rumpelte. Willst du aber den Osnabrücker ganz kennenlernen, dann mußt du zum Schnatgangsfest kommen, das freilich nur alle sieben Jahre begangen wird, seit Jahren nur noch in der Hegerlaischaft.

Laischaft heißt wahrscheinlich Flurgenossenschaft und bezeichnet einen Zusammenschluß der Bürger zum Schutz des gemeinsamen Besitzes an Acker, Wiese und Holz oder zur Ausübung des Weiderechts auf den in der Brache liegenden Grundstücken der Feldmark. An jedem der sechs Tore bestand eine solche Vereinigung. Die älteste Urkunde der aber viel weiter zurückliegenden Einrichtung stammt aus dem Jahre 1293. In ihr tritt Laischaft als »letscap« auf. Alle sieben Jahre fand ein sogenannter Schnatgang (Schnat-Grenze) statt; der älteste bekannteste ist der vom Jahre 1648, bei dem der Bürgermeister Dr. Schepeler den Zank zwischen der Martinianer- und Johannis-laischaft dadurch schlichtete, daß er vom äußersten Grenzstein eine schnurgerade Abtrennungslinie zum Katharinenturm zog. Ein »aalt Ofsenbrügger« Reim erzählt davon:

Vor twe hunnert acht un vertig Joahr (1648)  
 bi us de erste Schnautgang woar,  
 de Niggenstäder kämen to wiet,  
 un datt wör Anlaß to etwas Striet.  
 Do göng Börgermester und Raut der Stadt  
 met us den ersten Schnautgangspatt.  
 Do seggte de Börgermester Ehepeler:  
 Kiek hier de Schnaut, dor geiht so her!  
 Bis auf die älteste, die Hegerlaifchaft, haben  
 alle ihren Besiß veräußert. Diese aber nennt  
 noch immer einen beträchtlichen Walbteil ihr  
 eigen und feiert wie die Alten alle sieben

Dann geht es unter dem feierlich gespielten  
 Liebe »üb immer Treu und Redlichkeit« mitten  
 durch das Rathhaus, durch das die Schnat  
 führt, voran die »Schütter« in langen Bärten  
 und mit Ärten und Schaufeln, im Zuge die  
 zerrissene Fahne und die Trommel, mit denen  
 man voreinst die Wölfe scheuchte. »Alle ufe«  
 (alles unser) winkt überall, und langsam schie-  
 ben sich die Getreuen durch die dichtgestauten  
 Menschenwälle. Mitten durch die Theater-  
 scheune oder das Scheunentheater, wie Mar-  
 Grube in seinen »Jugenderinnerungen eines



Franz Heder: Dorfpösitifer

(Befizer: Frau Agnes Schoeller, Osnabrück)

Jahre das Schnatgangsfezt. Dann versinken  
 die Straßen und das Waterlooort, das man  
 dem dort kämpfenden Osnabrüder Bataillon  
 setzte, in Grün und Fahnen. Von Haus zu  
 Haus spannen sich Kränze mit Schildern, die  
 plattdeutsche Verse in nicht immer gelinder  
 Deutlichkeit auf Nachbarn, Stadtreiment und  
 Zeitläufte tragen. Allerhand seltsame, aus-  
 wattierte Gestalten, zumeist Originale der be-  
 treffenden Straßen, reiten auf Laternen und  
 Mauerkrönen. Am Abend wird »General-  
 marsch« geschlagen, und am eigentlichen Fest-  
 tage versammeln sich frühnachmittags im alten  
 Friedenssaale die »Laifchaftsinteressenten« und  
 geladenen Gäste zum Vortrag des Buchhalters.

Glücksfindes« den ehemaligen Mufentempel  
 nennt, in dem er einst mit August Vichler in  
 Borsdorffs Truppe spielte. Auch Albert Fort-  
 zing hat hier hungrig dirigiert.

Früher kriegten die Jungen an jedem Grenz-  
 stein, damit sie sich ihn einprägten, eine nach-  
 her durch »Krengel« gemilderte Ohrfeige. In  
 unsern humanen Jahrzehnten ist nur der Krengel  
 geblieben. Eine »Ergöglichkeit« endet dieses  
 Volksfest, an dem die ganze Stadt freudig An-  
 teil nimmt. Ein Gang dann durch die grauen  
 Gassen im Gewoge von Grün, Fahnen und  
 Menschen, darüber ein frühherbstlich durchleuch-  
 teter Sommerhimmel — man braucht nicht Osnabrüder zu sein, um das Bild nie zu vergessen.





Franz Heder:

Unter den Linden

Es liegt immer noch viel Schönheit in der alten Hafestadt, durch deren ursprüngliche Teile kaum ein Hauch dieser lärmenden Zeit streifte. Und an heimlichen Wundern reich ist auch das trotz aller Bemühungen, Fremdenverkehr hineinzuleiten, stille Land. Auch hier griff die

Industrie kaum ein. Tat sie's, so entstand (von dem fast zur Hälfte abgetragenen Viesberg abgesehen) die entzückende, nach dem letzten hannoverschen Königspaare genannte Georgs-Marien-Hütte mit ausgedehntem Hochofenbetrieb und dem großen Stahmerschen Eisenwerk. Kaum



Franz Heder:

Kirchblüte



ahnt man, wenn man in Malbergen aussteigt, daß man sich in einem hervorragenden Sitz nordwestdeutscher Industrietätigkeit befindet, denn bis tief in den Ort greifen die Forsten des Teutoburger Waldes, die man hier unten zu schönen Parkanlagen umgestaltet hat.

Von hier aus führen weltabgekehrte Wege über den hohen Dörenberg in die Dörenschlucht, durch die nach einer Vermutung Varus seine Legionen geführt haben soll. Dahinter liegt Iburg. Schroff ragt der Burgberg aus dem fröhlich-bunten Geschachtel der kleinen grünen Stadt.

Der Teutoburger Wald (in seinen letzten Ausläufern auch Osnung genannt) trägt das hochgebaute Tedlenburg mit den Trümmern der ehemaligen mächtigen Grafenfesten. Wunder schön, wenn hier der Herbst flammend durch das Land geht und überall in den Hängen die mächtigen Wälder zum Brennen bringt. Weinlaubgewinde hängen um die Mauern, und weit gleißt die Münstersche Ebene. Mitten in den Trümmern hat man Wier, einem frühen Kämpfer gegen den Heerenwahn, ein Denkmal in einem Turm errichtet. Hier oben wurde der

fromme Adolf Krummacher geboren, und auf dem kleinen Kirchhof ruht der Dichter und Kritiker Heinrich Hart.

Ernste Anmut — das ist das kennzeichnende Wort der Osnabrüder Landschaft. Keine schroffen Feste, keine schluchtenzerreißenen Berge, keine breiten Ströme — aber edelgeschwungene Höhen, leichtbewegtes Hügellandschaft, helle Wälder, Wiesen und Äder. Mitten hindurch fließt die Hase, die bei Melle die ehemals sehr bekannte und recht winzige Flußgabelung bildet. Eingeschmiegt die wohlhabigen Höfe mit den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel und weiterhin mit dem geschnitzten »Gedpoal«, der das ehemalige Gebiet der Engern bezeichnen soll. Von Eichen umstanden, bewahren ihre Bewohner noch manchen Zug aus alter, eigenwüchsiger Zeit und aus den Tagen, als Möjer sich lauschend in den hohen Ehrenstuhl am Herd setzte und auf dem tragenden Boden des Volkstums seine wegweisende »Osnabrüdische Geschichte« aufbaute. Malerisch hat Franz Seder das bauerliche Leben unsrer Heimat gestaltet, wie auch in seinen Gemälden und Grisselarbeiten ihre Landschaft wundervoll aufleuchtet.



Hedwig Freiin Ostman v. d. Lehe:

Tedlenburg



Mädchen mit Krug

## Thomas Baumgartner

Von Richard Braungart (München)

**D**ie japanische und vor allem die chinesische Kunst erscheinen vielen von uns heute zuweilen so groß, daß sie gar nicht wagen, irgend etwas Europäisches auch nur von ferne damit zu vergleichen. Es gibt mancherlei Gründe für diese Empfindung; der wichtigste ist der, daß die Kunst dieser Völker sich immer wieder durch die unmittelbare Berührung mit der Natur erneuert hat. Sie kam aus dem Volk und ging wieder zum Volk, und das tut sie auch heute noch, soweit es die fortschreitende Europäisierung des Lebens dieser Länder zuläßt.

Wie aber liegen die Dinge bei uns? Die Entwicklung der Kunst ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. selbstverständlich noch mehr von den Künstlern der Großstädte ausgegangen. Gewiß hat es bei uns und im Ausland (in Frankreich z. B.) ganze Gruppen von Malern gegeben, die auf dem Lande gelebt und sich für ihre Kunst durch den unmittelbaren Verkehr mit der Natur inspiriert haben. Aber auch bei diesen Künstlern machte sich, je mehr es dem Jahrhundertende zuging, die Neigung zum Artistischen und die Lust an technischen Experimenten, also ein bewußtes Sichent-



Bauernfrau

fernen von der Natur, immer verhängnisvoller bemerkbar. Die neueste Kunst aber hat den Bruch mit der Natur vollkommen gemacht. Sie ist ganz und gar ein Großstadtprodukt, das an die Stelle des Gewordenen, Gewachsenen, Lebendig-Fließenden das tote Theorem und die Konstruktion setzt. Kann man sich unter solchen Umständen darüber wundern, daß eine Kunst, die den Weg zu den Urquellen sogar absichtlich verschüttet hat, dem Volk dauernd fremd bleibt und nur einem kleinen Kreis »Wissender« zugänglich ist? Und dabei wäre erst noch festzustellen, ob diese Erwählten tatsächlich auch empfinden, was sie bei modernsten Kunstwerken zu fühlen und erkennend zu ahnen vorgeben. Also: hier eine reine Großstadtkunst, die auf ihr Ursprungsgebiet auch in der Wirkung beschränkt bleibt und nie den Weg zu den vielen, zu allen findet; dort aber eine Kunst, die sozusagen vom Volk selbst und von seinem in einzelnen Persönlichkeiten — den Künstlern — schöpferisch gewordenen Kunstgefühl erzeugt wird und deshalb auch mühelos von jedem begriffen und genossen werden kann.

Selbstverständlich gehören nicht alle Künstler, die in den Großstädten leben, zu den Großstadtkünstlern im engeren Wortsinne. Es gibt glücklicherweise immer noch viele, die nicht vergessen haben, daß es ohne Beziehungen zur Natur kein Leben und keine Kunst gibt. Und man darf es ja auch ruhig aussprechen, daß so ziemlich

alles, was an der Kunst von heute wirklich gut ist, seine unmittelbare oder wenigstens mittelbare Herkunft von der Natur nicht verleugnen kann. Zum Beweis dafür könnte man so manchen berühmten Künstler nennen. Wir wollen uns aber heute mit nur einem Namen begnügen, der zwar in München und Südbayern bereits Klang und Ansehen genug hat, der übrigen Welt aber vermutlich noch nicht recht geläufig ist.

Dieser Name heißt Thomas Baumgartner. Und wenn das Prophezeien nicht eine gar so mißliche und in gewissem Sinne auch wohlfeile Sache wäre, so sagte ich voraus, daß dieser Name über kurz oder lang überall gekannt und geachtet sein wird, wo man Kunstwert in Verbindung mit Kraft, Gesundheit, Ursprünglichkeit und Bodenständigkeit zu schätzen weiß. In diesem Thomas Baumgartner finden wir, so seltsam das auf den ersten Blick auch scheinen mag, dieselben Elemente, nur in etwas anderer Bindung, wirksam, die der ostasiatischen Kunst ihre unbedingte Selbstverständlichkeit geben: das Verwachsensein mit den Kräften des Heimatbodens, Unmittelbarkeit und Einfachheit. Hier ist nichts Problematisches (wenn man von gewissen technischen Dingen absieht), nichts Verkünsteltes und Verknäueltes. Alles ist klar, gerade, natürlich, sachlich; und doch ist der erste Eindruck der einer starken, bezwingenden künstlerischen Leistung. Freilich: der Wert dieser Leistung darf nicht in der Neuheit, sondern nur in der Echtheit und Gediegenheit des Gewollten



Bauernmädchen

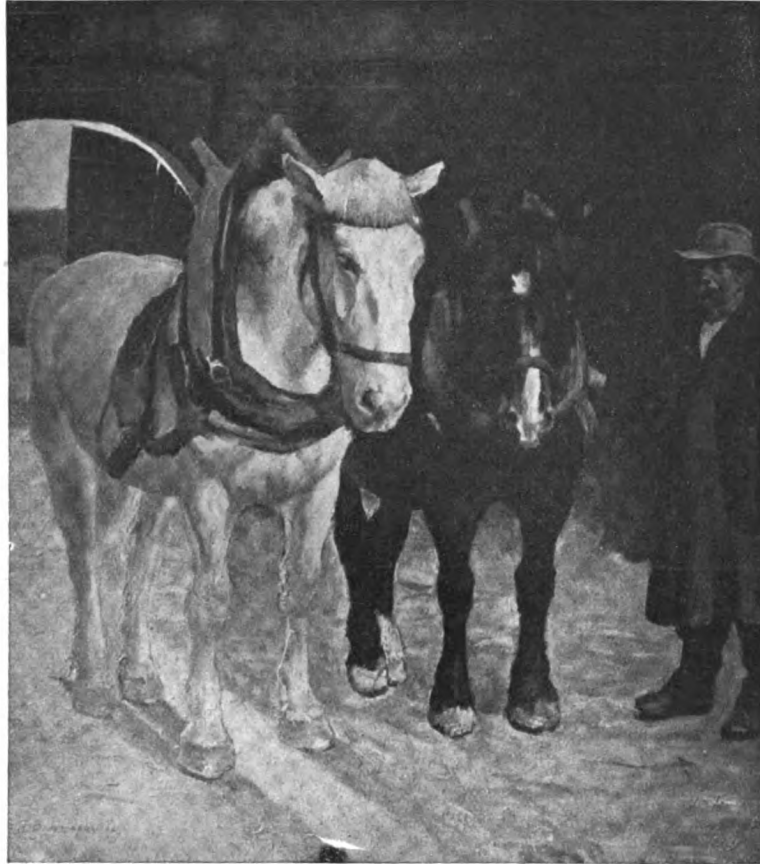




Thomas Baumgartner:

Mädchen mit Hahn





Gespann

gesucht werden; denn Baumgartner ist kein Neulandsucher. Er will weder im Technischen noch im Künstlerischen etwas noch nicht Dagewesenes. Ihm genügen die Mittel, die wir von den beiden letzten Generationen überliefert bekommen haben, was jedoch nicht ausschließt, daß er sie nach allen Seiten zu vervollkommen trachtet.

Also sein Ziel ist nicht Revolution, sondern Evolution, nicht Umsturz, sondern Entwicklung. Er geht den Menschen und Dingen, die er kennt oder denen er nahezu kommen hoffen darf, mit solcher Energie zu Leibe, daß sie ihr Letztes und Heimlichstes an Wesentlichem offenbaren müssen, und ist also, wenn wir den Fall einen Augenblick historisch betrachten wollen, der vorläufig letzte in einer langen Reihe von Malern,

zu denen u. a. auch Holbein, Hals, Velazquez und Leibl gehören. Es wäre freilich lächerlich und könnte der objektiven Wertung Baumgartners nur schaden, wollte man mit dieser Nebeneinanderstellung auch schon eine Gleichstellung bezwecken. Baumgartner selbst wäre wohl der erste, der sich dagegen sträubte. Es kann sich vielmehr für uns nur darum handeln, ungefähr die Richtung anzugeben, aus der ein Künstler kommt und nach der er sich zu entwickeln scheint. Will man das aber im Falle Baumgartner, dann ist seine »Genesis« nicht anders zu formulieren, als es hier geschehen ist. Baumgartners Ziel, das er bis jetzt immerhin schon verschiedene Male erreicht hat, ist eben nichts anderes, als das Wesen eines Menschen so gründlich mit den

Westermanns Monatshefte, Band 131, I, Heft 782





Chiemseer Bauernpaar

dafür tauglichsten Mitteln der Malerei auszu-schöpfen, daß auch nicht der geringste ungeläute Rest übrigbleibt. Daß es ihm dabei nicht ge-nügen kann, nur anzudeuten und den »Schein zu erwecken, als ob« (Mittel und Weg des Im-pressionismus), begreift sich leicht. Denn es ist nicht möglich, die Wirkungen der Natur zu erreichen, wenn man nicht versucht, auch ihre Mittel anzuwenden. Man wird ja dabei ziemlich rasch an einen Punkt gelangen, über den es ein Hinaus nicht mehr gibt. Denn nie wird der Mensch das Gleiche können wie die Natur. Aber bis zu dem erwähnten Punkt, der ja nicht feststehend ist, son-dern durch starke Persönlichkeiten jeder-zeit erheblich verschoben werden kann, vermag der Künstler unbedingt vorzu-bringen, was die Geschichte der Kunst an vielen Beispielen zu beweisen jeder-zeit imstande ist.

Es gibt nun freilich nicht wenige Künstler, die dieses Ziel auch im Bild hauptsächlich durch zeichnerische Mittel zu erreichen suchen. Baumgartner aber, der ein geborener Maler ist, erstrebt es ausschließlich mit der Farbe. Und zwar in der Weise, daß er die malerische Durchbildung eines beliebigen Bildteils bis zur äußersten Grenze des Möglichen und künstlerisch noch Wirksamsten steigert. Dabei preßt er in die Farbe so viel

Ausdruck, als sie überhaupt zu fassen und herzugeben vermag. Und es ist fast nicht möglich, Namen wie Holbein und Leibl im Zusammenhang damit nicht zu nen-nen. Denn es ist nicht zweifelhaft, daß Baumgartner den gleichen Weg wie die genannten und viele andre, allerdings ge-ringere, gegangen ist.

Daß er dabei auf der rechten Spur ist, beweist nichts unwiderleglicher als der starke Erfolg seiner bisherigen Bemühun-gen. Und wenn dieser Erfolg nicht so laut ist wie der so manches andern Talents, das heute von sich reden macht, so ist das wohl hauptsächlich im Stofflichen begrün-det. Bauernkunst und Bildnismalerei »lie-gen« nun einmal einem großen Teil der Bilderbetrachter nicht recht. Aber Baum-gartner kann sich damit trösten, daß auch ein Leibl unter fast ebenso ungünstigen Umständen zu schaffen und für seine Kunst zu kämpfen gezwungen war. Wie sollte es also einer besser haben, der auf ähn-lichen Wegen nach verwandten Zielen strebt?

Baumgartner ist 1892 in München ge-boren. Man beeilt sich, hinzuzufügen, daß sein Vater Zimmermann ist und aus dem niederbayerischen Rottal, einer geeigneten Gegend, stammt, wo noch der Großvater Bauer gewesen ist. Das ist wichtiger als die mehr zufällige Tatsache, daß Baumgartner in Mün-chen aufgewachsen ist, dessen Bevölkerung ja im



Wadersberger Hochzeitstaber



Japaner

Übrigen vielleicht mehr und lieber als die irgendeiner andern Großstadt in Sitten und Gewohnheiten die Herkunft vom Lande, dieser Urheimat aller Großstadtmenschen, betont. So finden wir in Baumgartner eine Mischung aus städtischen und ländlichen Elementen. wie man sie sich auch in rassehygienischer Beziehung nicht günstiger und erfreulicher denken könnte. Während nämlich die äußere Erscheinung durchaus den modernen Städter anzukündigen scheint, welchen Einbruch das verbindlich-liebenswürdige, wenn auch in der Regel etwas zurückhaltende Wesen Baumgartners noch verstärkt, weist die gesunde, berbe, ruhige, mehr besinnliche Art dieses »Städters« um so deutlicher auf die ländliche Herkunft. Eigentlich bewegt er sich also zwischen zwei Gegensätzen. Trotzdem ist er nicht etwa entwurzelt und heimatlos; denn es ist ja leicht zu sehen, daß letzten Endes doch das Land die Welt ist, auf der Baumgartner mit beiden Füßen fest und sicher steht. Hier fließen die reichsten, fast möchte man sagen: die einzigen Quellen seiner Kraft, und es zeigt sich an diesem Beispiel wieder einmal, was schon ausgeführt worden ist: daß eine wirklich wertvolle, tatsächliche Erneuerung und Auffrischung der Kunst nur vom intimen Umgang mit der

Natur kommen kann. Baumgartner hat schon viele Städter und Städterinnen vom Kaufmann bis zum König gemalt, und gerade seine ersten Bildnisse waren solche von Münchnern der gebildeten Stände. Selbstverständlich lehnt er auch keinen Porträtauftrag dieser Art ab, und er hat sogar, wenn ihn das Modell fesselt, seine Freude daran. Das Beste aber, was er bis jetzt gemacht hat, sind doch verschiedene seiner ländlichen Bildnisse und Figurenbilder. Hier ist sein Herz ganz und gar und ungeteilt mit dabei gewesen. Das merkt man sofort. Und so konnte es auch nicht an höchsten Leistungen fehlen, die dem Zufall wohl gelegentlich, der Liebe aber immer oder doch wenigstens meistens gelingen.

Baumgartner hat schon in seinem fünften Jahre zu zeichnen begonnen, und zwar frei aus dem Gedächtnis Tiere und Menschen, wie es eben kam. Unmittelbare praktische Bedeutung hat so etwas kaum. Aber es ist von Wert für die Feststellung des Beobachtungssinnes, der ja das Grundlegende beim Künstler, also auch beim Kinde ist, das Künstler werden will. Das nächste Stadium wäre die Phantasie: wir sehen den jungen Baumgartner mit etwa zehn Jahren von den Menschen und Tieren zu Kompositionen übergehen und ein paar Jahre lang nur Schlachten zeichnen. Eine gewisse Vorliebe für Phantastisches bis zum



Spanierin



Bildnis der Frau D. E.

Gruseligen ist ihm dann noch bis über die Akademiezeit hinaus geblieben. Und niemand kann wissen, ob diese »Jugendliebe« nicht später noch einmal in irgendeiner veränderten Gestalt von neuem Macht über ihn gewinnen wird. So etwas soll schon dagewesen sein.

Ungefähr vierzehn Jahre alt, hat Baumgartner mit Pastellstiften die ersten Köpfe gezeichnet, und mit fünfzehn versuchte er bereits mit Ölfarben zu porträtieren, ohne daß ihm jemand dazu eine Anleitung gegeben hätte. Er machte das alles für und aus sich selbst, aus eigenstem Antrieb und nebenbei: denn im Hauptberuf war er damals Lehrling bei einem Malermeister. Sein Vater wollte nämlich, daß der junge Thomas für alle Fälle einen soliden, handwerklichen Boden unter die Füße bekäme; und so hat Baumgartner die volle Lehrzeit — vier Jahre — auszuhalten müssen, bis zum Gesellenstück, das irgendeine dekorative Arbeit gewesen ist. Dazwischen besuchte er, was alle Begabteren tun, die städtische Fachschule für Dekorationsmalerei. Einer seiner Lehrer, der erkannte, daß Baumgartner zu etwas Besserem als zum Anstreicher geboren sei, vermittelte, daß er die Privatschule des hervorragenden Bildnismalers Professor Groeber besuchen konnte. Und hier ist jedenfalls die Richtung, der Baumgartner später gefolgt ist, bereits endgültig bestimmt

worden. Groebers eigne Quellen sind Leibl und Holbein gewesen; gerade diese beiden Meister aber sind es, die, wie wir gesehen haben, für die Beurteilung Baumgartners als Techniker und Künstler auch heute noch entscheidend sind. Und so dürfte ein gewisser Zusammenhang klar sein.

Nachdem Baumgartner seine Lehrlingsprüfung bestanden hatte, besuchte er für einige Tage einen befreundeten Malermeistersohn in Rottach am Tegernsee. Dort lernte er den Hauslehrer Dr. Hirths, des bekannten Gründers und Herausgebers der »Jugend«, kennen. Er porträtierte ihn, und die Folge davon war, daß Dr. Hirth sich ebenfalls malen ließ und Dr. Ludwig Thoma, der am Tegernsee ansässig ist, auch. Das war kein schlechter Anfang. Dr. Hirth tat dann noch ein übriges und brachte das neuentdeckte große Talent an die Münchner Kunstakademie zu Professor Angelo Jank. Und vielleicht kann nichts den verblüffenden Eindruck, den dieser vom Himmel gefallene Könnner

schon damals machte, besser veranschaulichen als die Tatsache, daß Baumgartner als Zwanzigjähriger auf der Internationalen Kunstausstellung im Glaspalast 1913 für das Bildnis eines Generals die goldene Medaille erhielt: ein Fall, der wohl noch nie dagewesen ist, trotz Ben Affa.



Bildnis des Herrn B.





Bildnis der Gräfin Arco

Baumgartner blieb im übrigen, als sogenannter Komponierschüler mit eigem Atelier, bis 1916 auf der Akademie bei Jank. Dann mußte auch er daran glauben: er wurde Kanonier beim 7. bayerischen Feldartillerieregiment. Ins Feld selbst ist er jedoch nie gekommen. Dagegen er-

hielt er durch Vermittlung Janks den Auftrag, für ein Werk des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg über die Kriegsgefangenen in den deutschen Gefangenenlagern, vor allem im Halbmondlager Wünsdorf bei Berlin, charakteristische Typen zu malen. Und er hat diese Aufgabe in

einer Weise gelöst, daß der Ethnograph, der ja zunächst daran interessiert ist, aufs höchste davon befriedigt sein wird, der Laie aber, der nur die Kunstleistung als solche beurteilt, die Fähigkeit Baumgartners, sich in die Klassebesonderheiten der verschiedenartigsten Völker der Erde einzuleben, ebenso bewundern wird wie das malerische Können, mit dem dieser im Grunde doch gar nicht künstlerische Auftrag ausgeführt worden ist.

Daß Baumgartner kurz vor dem Kriege im Auftrag der Hamburg-Amerika-Linie für den Dampfer »Vaterland« auch den früheren König von Bayern gemalt hat, ist bereits angedeutet worden. Aber während die meisten Königs-maler das Bildnis nach Aufnahmen anzulegen und vor dem Modell nur die letzten Korrekturen anzubringen pflegten, hat Baumgartner zum Erstaunen des Königs, der solches nicht gewohnt war, das ganze Bild vom ersten bis zum letzten Strich in vier Sitzungen vor der »Natur« fertiggemalt. Das ist äußerst bezeichnend für ihn und erklärt auch ohne weiteres die außerordentliche, zuweilen fast erschreckende Naturnähe und -treue der meisten Porträts Baumgartners. Vor allem gilt das für seine Bauern und Bäuerinnen, die er alle an Ort und Stelle malt, besonders gern in Griesbach bei Pfarrkirchen in Niederbayern, das seine zweite und eigentliche Heimat ist, und wo es außer eigensinnigen, nicht immer gleichwilligen Bauern gelegentlich auch einen Förster, einen Holzknecht, einen Wirt oder einen in der Umgegend begüterten Grafen oder Baron zu malen gibt. In neuester Zeit malt

Baumgartner öfters auch in Gstaad am Chiemsee gegenüber der Fraueninsel, wo seine Freunde und Gefinnungsgenossen Konstantin Werhardinger, Hiasl Maier-Erding und noch einige andre tüchtige junge Leute eine kleine Künstlerkolonie gegründet haben. (Allerdings nicht die erste in dieser von Malern immer schon gerne besuchten Gegend, wovon das berühmte, leghin herausgegebene Fremdenbuch der Fraueninsel manches Interessante zu erzählen weiß.)

Im übrigen ist es selbstverständlich, daß ein Künstler von kaum dreißig Jahren, mag er auch schon Dinge gemalt haben, die den Vergleich mit Leibl nicht nur herausfordern, sondern auch aushalten, noch nicht das Ende seiner Entwicklung erreicht haben kann. Sie wird wohl bald dazu führen, daß gewisse Härten, die Empfindlichere zuweilen an den Bildern Baumgartners gestört haben mochten, sich ausgleichen und dann ganz verschwinden werden. Bestimmte Anzeichen dafür lassen sich an seinen letzten Bildern nachweisen, deren Technik überraschend flüssig geworden ist. Aber schließlich sind solche Dinge, bei aller Wichtigkeit im einzelnen, doch nur Nebensächlichkeiten im Vergleich zu der kaum mehr anfechtbaren Tatsache, daß Thomas Baumgartner heute zu den stärksten Talenten des nicht radikalsten jungen künstlerischen Münchens gehört. Vermag er sich ungehindert zu entwickeln, dann kann er langsam einer jener Seltenen werden, deren Namen wir mit Bewunderung nennen. Ich weiß ganz genau, was ich wage, wenn ich so etwas, und noch dazu ohne irgendwelche Einschränkung, niederschreibe.

## Schreitlied

Wieg Sehnen und wieg Sorgen  
Im Gang des Pferdes ein,  
Laß in den hellen Morgen  
Dich weich getragen sein!  
Es ist die goldne Stunde,  
Die frühe Sonne schuf —  
Wie federt auf dem Grunde  
Der eisenlose Ruf!

Vor mir sind kleine Ohren  
Ganz spitz nach vorn gestellt,  
Ihm geht kein Laut verloren,  
Er sieht wie ich die Welt.  
Und auf dem Hals die Zügel,  
So geht es leicht dahin,  
Gefühl ist unser Zügel,  
Und Frühwind küßt den Sinn.

Im jungen Vorwärtschreiten  
Liegt ein verhaltner Sprung.  
Ein Klang verträumter Welten —  
Ein königlicher Schwung!  
In edler Ruhe schweben  
Die Dinge uns heran —  
Oh, ginge so mein Leben,  
Wie ich's nie leben kann!

Martin von Katte



Abbild. 1. Volkshochschule Tingleff

## Deutsche Heim-Volkshochschulen

Von Otto Winter

**S**ie nach dem Zusammenbruch von 1806, so rufen auch heute allerorten die Stimmen zu innerer Sammlung, zum Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft vom Inneren, von Grund und Herz des deutschen Volkes her. Alles Große, Tiefe und Gute der deutschen Seele soll wieder lebendig und gegenwärtig in uns werden, im Hinblick auf eine kraftvolle Gestaltung der deutschen Zukunft, so wie es Paul Ratorp ausgesprochen hat, »den Wirtschaftsstaat und den Rechtsstaat zum Erziehungstaat und den Rechtsstaat zum Erziehungstaat und damit zur Menschengemeinschaft zu entwickeln«.

Um dahin zu gelangen, bedarf es der rechten Führer aus der Mitte des Volkes. Den »seelischen Begabungen« muß, abseits vom lauten Markt des Tages in ländlicher Abgeschlossenheit, Gelegenheit gegeben werden, sich und ihr Volk finden zu lernen. Sie müssen von neuem geboren werden. Und mit diesem neuen Geist müssen sie, zurückgekehrt in den alten Lebenskreis, ihre Mitmenschen sauerteiliglich zu durchdringen suchen.

Dem soll die deutsche Volkshochschule dienen, besonders die Heim-Volkshochschule. Nur an wenigen Orten haben wir die Volkshochschulen zur Zeit in dieser Gestalt vertreten.

Durch einige dieser Heim-Volkshochschulen wollen wir einen Rundgang machen. Wir werden uns dabei nicht auf das Bauliche beschränken, sondern auch ein Bild des Lebens und Treibens in den Heimen zu gewinnen versuchen.

In dem an Dänemark abgetretenen nördlichen Schleswig liegt in dem Dorfe Tingleff die Volkshochschule gleichen Namens. Sie

war die erste unter den vor eineinhalb Jahrzehnten gegründeten Volkshochschulen in unsrer Nordmark. So stattlich angefangen, wie unser Bild (Abbild. 1) sie zeigt, hat sie freilich nicht. Ein altes Bauernhaus, das heute noch neben dem neuen Bau steht, gab die erste Heimstätte ab. Dank der Tatkraft der ersten Leiterin entwickelte sich die Volkshochschule so gut, daß sie schon im dritten Jahre ihres Bestehens das neue Heim beziehen konnte. Inmitten eines weiten, mit Bäumen und Büschen bestandenen Vorgartens erhebt sich der Bau. Schon dadurch, daß er nicht hart am Wege steht, sondern in den Hintergrund gerückt ist, erhält er etwas von der Ruhe eines einfach-vornehmen Landhauses. Die Bebauungshöhe ist absichtlich so niedrig gehalten, damit das Gebäude nicht aus dem Rahmen der ländlichen Bauweise herausfällt. An das Hauptgebäude schließt sich im rechten Winkel ein Flügel an (rechts im Bilde), der die Wirtschaftsräume enthält. Der Hauptbau wird durch den überdachten Haupteingang in der Mitte gleichteilig gegliedert. Der in der Türschwelle liegende mittlere von den drei aus der Dachfläche hervorspringenden Giebeln unterstützt diese Gliederung. Der Bau ist in rotem Backstein ausgeführt, jenem Material, das für den steinernen Norden Deutschlands von jeher den Baustoff abgegeben hat. Als einziger Schmuck der Schaufseite kommen die Rechteckformate der Fenster in Betracht, die im wohlthuenden Gleichmaß dahinlaufen und die Fläche gliedern. Das weiße Rahmenwerk verleiht dem Gebäude einen festtäglichen Eindrud.

Und so etwas Sonntägliches, wie es über dem Äußeren des Gebäudes liegt, überkommt einen auch, wenn man über seine Schwelle





gefehlt werden müssen, daß die äußeren Bedingungen, unter denen in dieser schönen Heimstätte Erziehungsarbeit geleistet wird, nicht erschüttert werden.

In dem an Dänemark abgetretenen Gebiet liegt noch eine zweite Volkshochschule, die ebenso wie Tingleff schweren Zeiten entgegensteht.\* Es ist die in dem ehemaligen Schloß der Herzöge von Norburg-Plön seit 1911 eingerichtete Volkshochschule Norburg im nördlichen Teile der Insel Alsen (Abbild. 3). Dieser an einem schönen See gelegene Bau hat recht wechselvolle Schicksale hinter sich. Zuletzt wurde er durch einen Brand zerstört und lag verlassen da. Mit erheblichen Kosten haben die Norburger das Schloß wieder aufgebaut und der Volkshochschule zum Teil überwiesen. Die Bücherei mag zeigen, wie hier selbst die kühnsten Erwartungen nicht enttäuscht werden. Jedenfalls wird man in dem Deutschland der Nachkriegszeit auf lange Zeit hinaus an eine solche Ausgestaltung für den fraglichen Zweck nicht denken können. Aber das ist gut so. Die Menschen, die für eine kurze Spanne ihres Lebens hier ein und aus gehen, sollen nicht mit gesteigerten Ansprüchen an Wohnkultur in ihre Heimstätten zurückkehren, sondern nur mit einem geläuterten Empfinden für Echtes und Wahres.

In Norburg finden im Sommer Mädchen und im Winter junge Männer Aufnahme. Nach dieser Richtung hin stellt es also in höherem Maße als Tingleff die Form der Volkshochschule dar, die beiden Geschlechtern dienen will. Der Lehrplan zeigt auch hier starken Einschlag in den einer ländlichen Fortbildungsschule. Diese Art, von der die jüngsten Volkshochschulschöpfungen geistlich abweichen, er-

klärt sich sicher zu einem Teil aus der Schwierigkeit der Schülergewinnung. Wie einst Christen Kold, der eigentliche Begründer der dänischen Volkshochschulen, in Nyllinge auf der Alsen benachbarten Insel Fünen, so mußte auch der Leiter der Norburger Volkshochschule von Anfang an auf die Landstraßen und an die Zäune gehen, um Besucher zu gewinnen.

Nachdem uns Tingleff und Norburg verlorengegangen sind, bildet die Volkshochschule Mohrkirch südlich von Glensburg den nördlichsten Vorposten für deutsche Kultur. Die Schülerinnen, in der Hauptsache junge Bauern-töchter aus den niedersächsischen Gehöften ringsumher, bleiben ein volles Jahr in der Schule. So schwer auch diese, getreu ihrer Stammesart, aus sich herausgehen, schlingt sich doch gar bald ein einigendes Band um Lehrende und Lernende. Das rührt daher, daß hier die Schranke des Katheders gefallen und an seine Stelle der Geist der Gemeinschaft, getragen von lebendigen Erzieherpersönlichkeiten, getreten ist. Wie dank der kernigen niederdeutschen Art des prächtigen Leiters sich die ganze Tiefe, Echtheit und Gesundheit dieser bäuerlichen Mädchen aus niedersächsischem Stamme erschließt, das vermag man nur dann zu ermessen, wenn man dort längere Zeit zu Gaste war und im Ernst des Unter-richtes wie bei frohen Festen einen Blick in das Innere dieser Menschen hat tun können.

Wenn in der Nordmark unsers Vaterlandes dank der Nähe Dänemarks der Gedanke der Heim-Volkshochschulen vor eineinhalb Jahrzehnten zuerst Wurzel geschlagen hat, so muß dem Thüringer Lande der Ruhm zugebilligt werden, nach dem verlorenen Kriege an vorderster Stelle die Idee der Volkshochschulen erfaßt und in mehreren Heimstätten verwirklicht zu haben.

Hatten sich Mohrkirch und Tingleff in der Hauptsache Bauern-töchter zu ihren Schülern

\* Inzwischen ist diese Anstalt der Not der Zeit leider erlegen und eingegangen.



Abbild. 3. Volkshochschule Norburg (Insel Alsen)

ertoren, so nimmt die alte Klosterschule Pforta zwischen Naumburg und Kösen Bauernjöhne in ihren von jahrhundertalter Geschichte geweihten Bau auf. In die Mitte des 12. Jahrhunderts fällt die Gründung des Klosters. In dieser, vom schön bewaldeten Knabenberge beherrschten Gegend des Saale-tales wandelten die fleißigen Zisterziensermönche durch Baumpflanzungen und Weinbergsanlagen, durch Kanalbau und Entwässerung die Gegend zu einer anmutigen Landschaft um und errichteten einen Bau nach dem andern. Zu den rein klösterlichen Zwecken dienenden Bauten gesellten sich noch allerlei Wirtschaftsgebäude, von denen unter andern die Mühle mit dem Badhaus heute noch steht. Die Reforma-

men. Als Wohnstätte ist ihnen die alte Mühle (Abbild. 4) überlassen worden, in der schon vorher Unterrichtsräume für die Pfortaschüler eingerichtet worden waren.

Die jungen Leute bezahlen für die drei Wintermonate von November bis Anfang Februar 300 Mark und erhalten dafür Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Beföstigung und Unterricht. Die Hausordnung, die für die Pfortaschüler gilt, ist bis auf einige Milderungen auch für sie verbindlich. Der altehrwürdige Speisesaal (Abbild. 5) wird von beiden benutzt. Auch in Gesang und Turnen sind beide, Pforta- und Volkshochschüler, vereint. In dem übrigen Unterricht aber findet eine Trennung statt. Ein junger Lehrer, der sich mit der ganzen Wärme



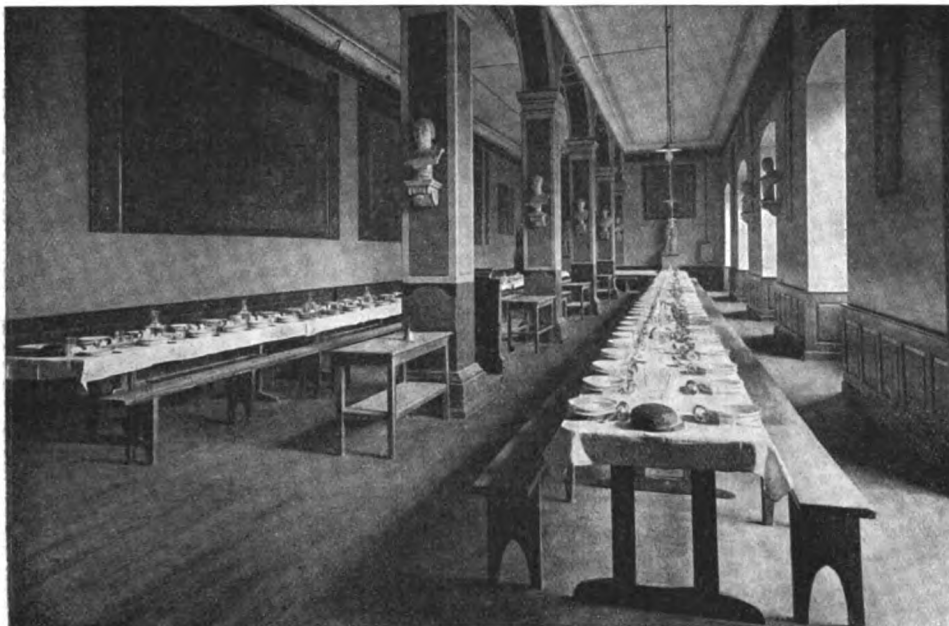
Abbild. 4. Volkshochschule Schulpforta (Außenansicht)

tion brachte die Umwandlung des Klosters Pforta in Schul-Pforta. Seine Mauern öffneten sich eines Tags. Abt und Mönche verließen das Kloster, und an ihre Stelle zog ein Rektor mit Scholaren. Der Herzog von Sachsen hatte als Landesherr das Kloster in eine gelehrte Schule umgewandelt, in der Knaben und Jünglinge Wohnung, Kost und Unterricht »umbsonst« haben sollten.

Aber viereinhalf Jahrhunderte sind über die alte Klosterschule dahingegangen. Im Ab und Auf deutscher Geschichte hat sie, abseits von der lauten Heerstraße des Lebens, still und treu ihre Arbeit getan. Da, in unsern Tagen hat der alte Stamm ein neues Reis getrieben in Gestalt einer Heim-Volkshochschule. In den beiden letzten Winterhalbjahren hat sie eine kleine Schar von Bauernjöhnen aus den Dörfern der Umgebung in ihre Mauern aufgenom-

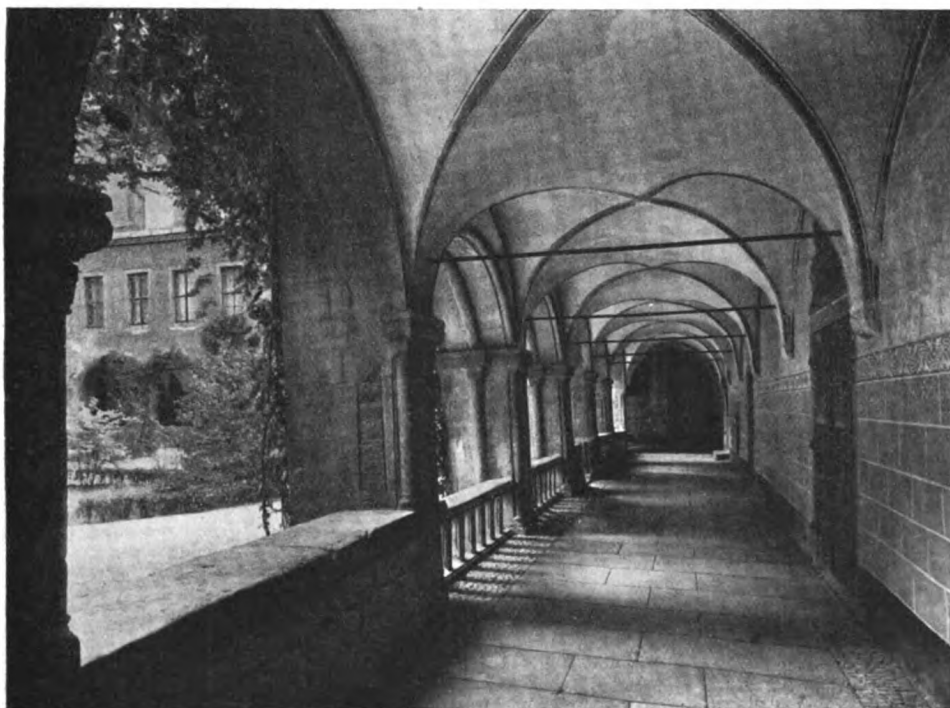
eines idealen Jugenderziehers besonders der Volkshochschul-Idee angenommen hat, ist für die drei Monate von seiner Tätigkeit als Lehrer an der Pforta entbunden, um sich ausschließlich den Volkshochschülern widmen zu können. Die andern Lehrer, allen voran der sich für die neue Sache mit seinem ganzen Idealismus einsetzende Rektor, wie auch die Beamten der Pforta (Oberförster, Schularzt, Kurator u. a.) sind als »Fachlehrer« mit am Unterricht beteiligt. Dieser Unterricht hat nun aber nicht bloße Wissensvermittlung zum Ziel, sondern er will die Volkshochschüler zu einer tieferen Einsicht in die Zusammenhänge des eignen Lebens mit den Grundlagen des politisch-wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Daseins führen, will die Urteilsfähigkeit gegenüber den Strömungen der Zeit und den Ereignissen des Tages stärken. Kurz, die jungen Menschen sollen im ernstesten geistigen





Abbild. 5. Speisesaal der Volkshochschule in Schulpforta

Mühen in der Auseinandersetzung mit Bildungs- | des Buches, sondern im lebendigen Verkehr mit  
werten sich selbst finden lernen. Dieses | Erzieherpersönlichkeiten, die sich den Volkshoch-  
Sichselbstfinden erfolgt weniger an der Hand | schülern gegenüber nicht als Weitergeber wif-



Abbild. 6. Kreuzgang der Volkshochschule in Schulpforta



jenſchaftlicher Erkenntniſſe fühlen, ſondern die mit leiſe vorſichtiger Hand Entbindungsdienſte nach der lebensfundlichen Seite hin leiſten wollen. Gerade dadurch, daß dieſe Männer ſich ihren Schutzbefohlenen gegenüber durchaus nicht als die Überlegenen fühlen, ſondern ſie als Wanderer auf dem gleichen Wege erkennen, gelten laſſen und behandeln, tauchen ſie die jungen Volksgenossen für drei Monate in eine Atmoſphäre ein, die ſie geiſtig-ſittlich in die Höhe winden muß. Wenn beſpielsweiſe eine abendliche Stunde damit ausgefüllt wird, daß der Geographielehrer die jungen Menſchen den beſonders ſchön geſtirn-ten Himmel durchs Fernrohr betrachten läßt, ihnen über Sternenbilder und die Bahnen einzelner Geſtirne dies und das erzählt und hinterher die ſicher in den Beſchauern ganz von ſelbſt aufſteigenden uralten Rätfelfragen aufwirft: Wer ſchuf das alles? Wer ſchreibt den Sternen ihre Bahnen vor? Wohnen auf ihnen auch Weſen wie wir?, ſo iſt die Ausbeute dieſer Stunde rein ſchulmäßi- g betrachtet recht gering. Aber vom »weltanſchau- lichen« Standpunkte aus iſt ſie nicht ohne Gewinn. Der junge Bauer wird ſpäter in den Geſtirnen nicht nur wohlfeile Beleuchtungs- förper ſehen, die in der Nacht ſein Gehöſt erhellen, ſondern Dinge, die ſeine Gedanken über den All- tag hinweg zu Höherem und Ewigem leiten.

Die Fälle werden ja nicht allzu häufig sein, wo einer jungen Volkshochschule so reiche Anschauungsmittel in altertums-, in erd-, natur- und geschichtlicher Beziehung zu Gebote stehen wie hier. Vor allem ist's die wech- selvolle Geschichte Pfortas — die das Ganze umschließende alte Grundmauer hat den Drei- ßigjährigen, den Siebenjährigen Krieg, 1806 und 1813 unmittelbar erlebt —, die eine Fülle von Anknüpfungspunkten nach der geschichtlichen, kultur- und kunstgeschichtlichen Seite hin bietet. Wenn irgendwo, so reden an dieser Stätte die Steine für den, der Sinn hat, der Sprache der altersgrauen Zeugen vergangener Jahrhunderte zu lauschen. Nur ein Beispiel für viele sei hier angeführt: der alte Kreuzgang, den die Schüler alltäglich auf dem Wege zum Speise- saal mehrere Male durchschreiten müssen, ist von den Mönchen für ihre Bet- und Bittgänge benutzt worden (Abbild. 6). Da hierbei das Kreuz vorangetragen wurde, wurde diese im Viereck herumlaufende Halle Kreuzgang ge- nannt. Der von der Halle umschlossene vier- edige Raum, jetzt der Primanergarten, hat wahrscheinlich, wie in andern Zisterzienser- klöstern, als Mönchsfriedhof gedient. Wie ein- dringlich mögen da diese Grabhügel den beten- den Mönchen das »Gedenke des Todes!« bei ihren Umgängen entgegengerufen haben!

Eine weitere Volkshochschule im Thüringer Lande ist die in dem alten schönen Schloßbau Tinz bei Gera untergebrachte Volkshochschule gleichen Namens (Abbild. 7). Das Schloß liegt in der Elsteraue in unmittelbarer Nähe des Dorfes Tinz. Wenn man nicht von Gera, sondern von dem Dorfe Langenberg her auf Tinz zuwandert, schaut bald ein gedruckenes stattliches Mansardendach mit breitem Giebel aus grüner Umgebung, die sich weithin in einem großen Bestand alter Bäume mit vollen Laubfröhen fortsetzt.

Es ist eine wundervolle bauliche Anlage, die der alte Schloßbaumeister hier mit ebenso reicher Sachkenntnis wie Liebe zur heimatischen Landschaft geschaffen hat. Seine Schaufseite wendet das Schloß dem günstigen Süden, die Rückseite mit den Treppensteinern dem sonnenlosen Norden entgegen. Die oberen Geschosse überblicken talaufwärts die Stadt Gera und das Schloß Osterstein mit ihren Höhen, talabwärts über Obstbäume hinweg die fruchtbaren Felder und Wiesen nach Langenberg und Köstzig zu.

Der Befestigung der Anlage dienten breite, tiefe Wassergräben, die von drei Seiten an die Grundmauer herantraten. Der Südseite ist ein großer Rasenplatz vorgelagert. Sonst ist das Gebäude durch die Gewässer vollständig aus seiner Umgebung herausgehoben und von ihr getrennt. Drei Brücken vermitteln den Zugang. Eine Brücke führt hinüber zu der »erweiterten

Wohnung«, dem Parl. Aber eine zweite hinweg gelangt man zum Gutschof, der für das leibliche Wohlergehen der Schloßbewohner sorgte. Endlich die vor dem großen Rasenplatz liegende dritte Brücke, die der Auffahrt diente und den Verkehr mit der Außenwelt vermittelte.

Der Schloßbau selbst bildet den Mittelpunkt aller Anlagen. Auf einem niedrigen Erdgeschosfodel erhebt sich ein hohes Hauptgeschosf mit schlanken Fenstern, darauf ein mächtiges Obergeschosf mit starkem Fries und Abschluß. Über dem ganzen Gebäude liegt eine straffe Gleichteiligkeit. Die Schaufseite zeigt eine Dreiteilung. Der mittlere Teil ist von den beiden andern durch Wandpfeiler getrennt. In der Mitte schneidet der Haupteingang ein, darüber ein Balkon mit schönem Gitter und ganz oben, ebenmäßig in das gebrochene Dach einschneidend, ein flaches Giebelbreit mit eirunden Fensterchen.

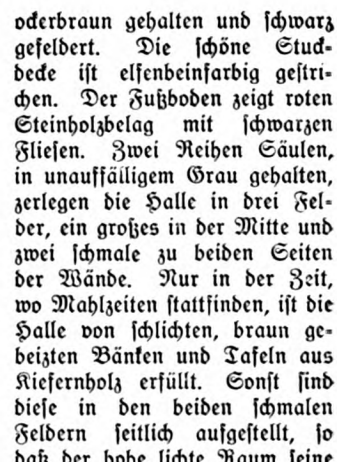
Dieser schöne Bau, dessen Inneres mit genau derselben Liebe gestaltet worden ist wie Gesamtanlage und äußeres Gesicht, hat nur wenig über ein halbes Jahrhundert fürstlichen Glanz gesehen. Von 1812 an hatte er keine ständigen Bewohner mehr. Bald waren polnische Landarbeiter, bald Soldaten darin untergebracht. Und diese Gäste haben die einst wundervollen Räume in einen derartig kläglichen Zustand versetzt, daß sie alle Zeichen des Verfalls tragen.

Die neue Zeit hat sich des einst nur für fürst-



Abbild. 8. Eingangshalle der Volkshochschule Tinz

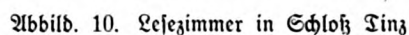




ohne jeden Miston ausströmen  
Schöne farbige Steindrude an den  
bige Gelbblumensträuße und grü-  
auf den Tischen lassen Kunst und  
orte kommen.

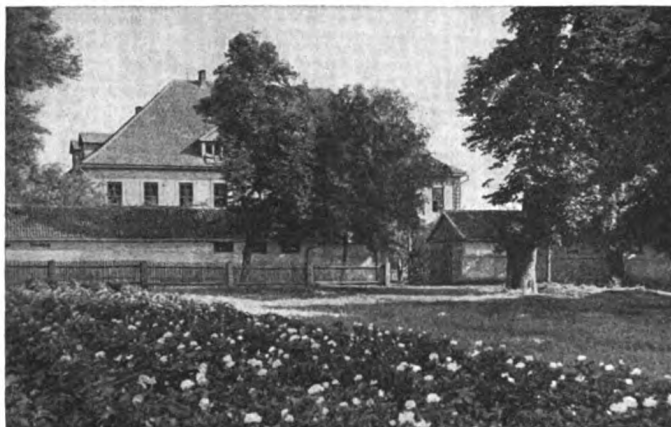
Feierwirkung ohne jeden Miston ausströmen lassen kann. Schöne farbige Steindrucke an den Wänden, farbige Feldblumensträuße und grünes Gezweig auf den Tischen lassen Kunst und Natur zu Worte kommen.

Die schöne große Treppe im Hintergrunde, deren Wände einen lichtgrünen Anstrich auf heliotropfarbenem Grunde zeigen, führt uns hinauf in das erste Stodwerk. Wie frei und ungebunden sich doch ein solcher Schloßbaumeister im Punkte Raumaufteilung betätigen konnte, mag der Grundriß (Abbild. 9) zeigen. Mit feinstem Nachempfinden für den Kunstgeist.



der vor anderthalb Jahrhunderten sich bis ins kleinste hinein hier auswirkte, hat der Baumeister von heute die Räume für die Zwecke einer Volkshochschule umgewandelt. Jedes Ornament der schönen Stuckdecken, die in jedem Räume von anderer Prägung sind, wurde liebevoll geschont. Durch klug gewählten farbigen Anstrich der Wände, durch guten Bilberschmud und in Form und Farbe angemessenes Gestühl ist jedem einzelnen Raum eine besondere Note gegeben worden. Eins der beiden Schreibzimmer (Abbild. 10) mit seinem warmen roten Wandanstrich und den olivfarbenen Ornamenten auf blaueschwarzem Grunde darüber mag ein Beispiel für viele abgeben.

Im zweiten Stock sind die überaus behaglichen und geschmackvollen Räume für zwei Lehrerfamilien und im dritten die Schlaf- und Wohnräume für 50 Schüler und eine Wohnung für einen unverheirateten Lehrer untergebracht. Das mächtige Dachgeschoß enthält Aufbewahrungsräume und einen Raum für eine Schülerherberge. Bis hinauf zu den letzten Stockwerken sind alle Räume in liebevollster Versenkung bis ins kleinste hinein mit den einfachsten Mitteln so wundervoll dem neuen Zweck angepasst und ausgestaltet, daß man die Volkshochschüler nur beneiden kann, denen es ver-



Abbild. 11. Volkshochschule Dreißigader bei Meiningen

gönnt ist, durch fünf Monate hindurch Bewohner von Tinz zu sein.

Wie in Pforta, so schlingt auch hier der Geist der Lebens- und der Erlebensgemeinschaft ein einigendes Band um die Schüler und ihre Lehrer. Die für Industriearbeiter gedachte Volkshochschule Esbjerg in Dänemark hat den Gründern von Tinz vor Augen geschwebt. Wie dort, so sind auch hier Lehrer und Leiter Sozialisten. Die sittlichen und geistigen Werte eines von aller Parteischablone freien Sozialismus den Schülern durch Leben und Beispiel zu vermitteln, unter diesem Gesichtswinkel treiben diese Männer Dienst an dem Volkshochschulgedanken.

In diesem Zusammenhang möchten wir nicht veräumen, auf die prachtvolle Arbeit der Jenaer Volkshochschulmänner hinzuweisen, die ganz getragen wird von dem hohen Geiste und der



Abbild. 12. Aus Dreißigader

selbstlosen Hingabe, mit der ein Ernst Abbe sich und die Früchte seines Fleißes in dem Gemeinschaftsgedanken und dem des Volkswohles aufgehen ließ, und aus dem heraus die einzigartige Schöpfung des Jenaer Volkshauses entstanden ist.

Das trifft auch für Leiter und Lehrer der zuletzt begründeten Thüringer Volkshochschule Dreißigader bei Meiningen zu.

Das Gebäude, in dem diese Volkshochschule untergebracht ist, ist weniger vornehmer Herkunft als in Tinz. Es hat den Zwecken eines Arbeitshauses gebient. Aber die Ausgestaltung im Äußeren und Inneren für den Zweck einer Volkshochschule ist, wenn auch mit einfacheren Mitteln, so doch mit der gleichen Liebe getroffen worden wie dort (Abbild. 11). Um den Heimgeist zu kennzeichnen, der die Schüler dort erfüllt, sei einem jungen Freunde das Wort verstatte, der in seiner ungebundenen frei-frohen Wandervogelart in einem seiner Briefe also berichtet: »Dreißigader ist lustig im Betrieb, und täglich wird's schöner — mit Grauen denkt man manchmal, daß schon ein Drittel der Zeit verstrichen. — Eins nur ist nicht schön: unser lieber Direktor W. ist krank und darf nicht mehr den Berg zu uns hinaufsteigen. Da sind wir zu ihm nach seiner Wohnung gegangen. Leider ist's jetzt wieder schlimmer, so daß wir uns nach einem Vertreter umsehen müssen. Na, das hindert uns nicht am Schaffen, und wir haben eben dann einstweilen andre Stunden, Geschichte, Stilübungen. — Ich habe jetzt angefangen, neben dem Unterricht Sozialismus zu studieren, lese jetzt Wilbrandt. Am meisten interessiert mich immer noch Volkswirtschaft. Auch hier kommen wir jetzt nach dem Kapitalismus zum Sozialismus. — Fein sind auch unsre gemeinsamen Seminare. Als letztes stand da Ehe, Prostitution auf dem Tapet. Diese Art Aussprache ist tatsächlich m. E. das Vorzüglichste.«

So weit unser Brieffschreiber, der vor acht Jahren eine Leipziger Volkshochschule verlassen hat, dann Elftrotechniker lernte, heil aus dem Kriege

zurückkehrte und nach kurzem Wandervogelleben nach Dreißigader ging. Sicher sind nicht alle gleiche »seelische Begabungen«, die mit unserm Wandervogel zusammen die Volkshochschule besuchen. Aber ebenso sicher ist, daß sie alle unterschiedslos nach dem Ablauf ihrer Zeit mit dem nötigen geistigen Hunger entlassen werden und befähigt sind, selbständige Wege zu gehen.

Sicher stellt die werdende deutsche Volkshochschule auch in der Form, wie wir sie hier vertreten sehen, nicht das Allheilmittel gegen alle gegenwärtigen und künftigen Nöte unsers Volkes dar. Die vierzigjährige Wanderung durch die Wüste wird uns nicht erspart bleiben. Doch es ist von hoher Wichtigkeit, nach diesen sieben Jahren der Zerstörung das äußere Getriebe des Staates durch politische und wirtschaftliche Maßnahmen wieder aufzubauen und in Gang zu setzen. Für alle Denkenden und Tiefschendenden ist es eine alte Wahrheit, daß Erneuerung und Rettung eines Staates niemals von außen her und durch äußerliche Mittel, sondern immer nur von innen heraus möglich sind. Auf Erneuerung und Wiederherstellung des Volksgeistes kommt es an. Ohne diese ist das ganze staatliche Getriebe nichts als ein über und sinnloser Mechanismus. Wenn uns diese Erneuerung gelingt, dann werden wir trotz allem Elend reich beschenkt in die Zukunft schreiten. Dann wird sich das Wort des reinsten und freiesten aller Erdenwanderer am deutschen Volke erfüllen: Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele. Zur Lösung dieser Aufgabe soll und muß auch die deutsche Volkshochschule an ihrem Teil mitbelassen. Wenn es uns trotz unsrer wachsenden Verelendung in den kommenden Jahrzehnten gelingen sollte, recht viele solcher Kraftstationen auf unserm Wanderweg zu errichten — das kleine Dänemark zählt mit seinen 5 Millionen Menschen gegen 400 Heim-Volkshochschulen —, dann würde es einer großen Zahl von Volksgenossen ermöglicht werden, sich selbst und ihr Volk zu finden.

## Ein Wiedersehn

Nur roter Schein aus der Ofentür	Du trugst des Verlobten goldenen Ring.
Gab unserm Geschickern Licht.	Mich hielt ein inneres Band.
Nur leise Worte wechselten wir,	Ein Wehes in unserer Stimme hing.
Sie sagten das letzte nicht.	Das jeder wohl gut verstand.

Einft gingen wir nebeneinander her.

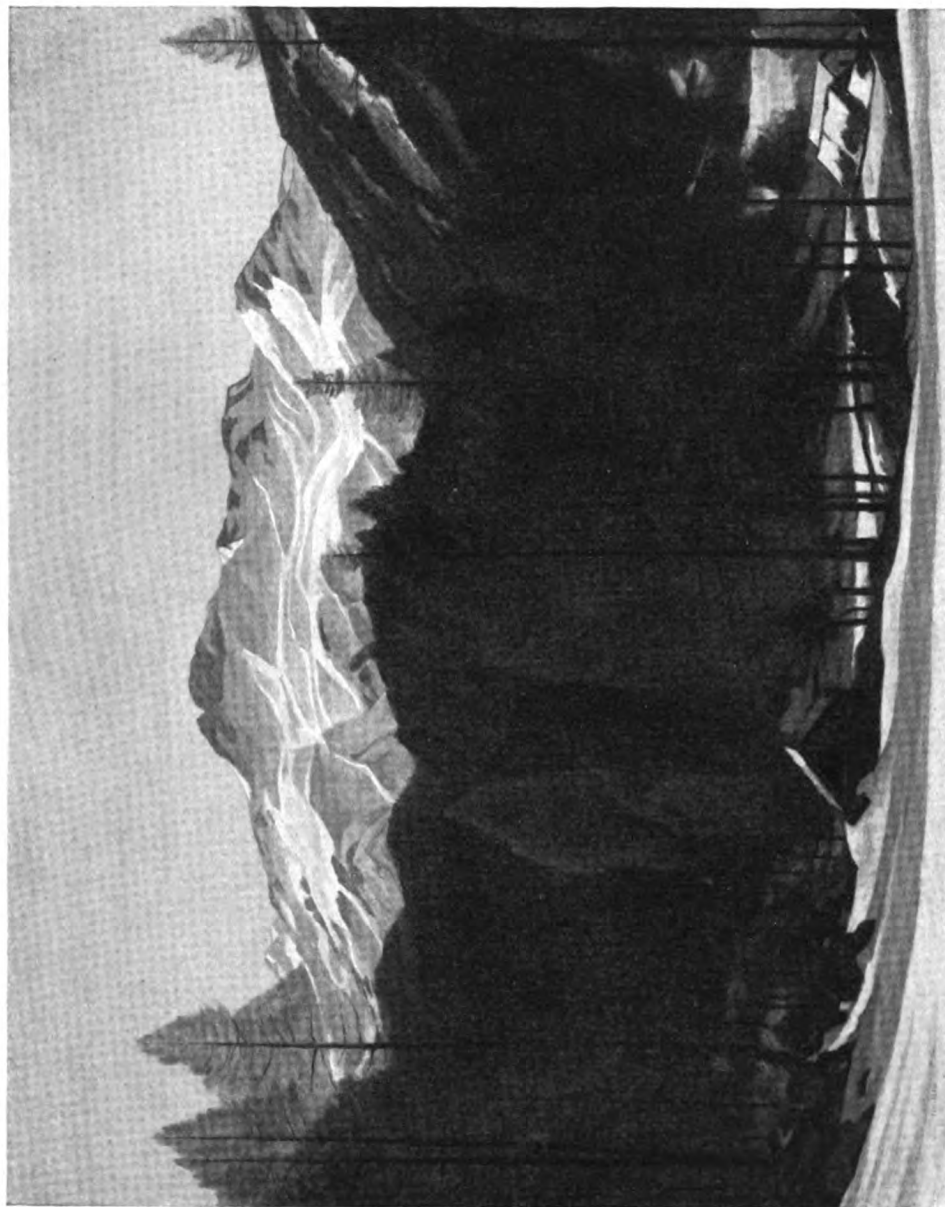
Da waren wir jung und frei.

Was einmal möglich, ist nun nicht mehr,

Wir gingen einander vorbei.

Gerhard Güssow





### Willy ter Hell: Im oberen Eisackthal

Aus der Großen Berliner Kunstaussstellung vom Sommer 1921



# Dante

Von Prof. Dr. Karl Vohler (München)

Wenn wir Deutsche Dante feiern, so hat es einen andern Sinn, als wenn es die Italiener tun. Es ist auch etwas andres, ob ihm in einem katholischen oder protestantischen Lande gehuldigt wird. Je ferner man ihm in völkischer und kirchlicher Hinsicht steht, desto entschiedener darf man ihm, nur ihm und seiner Menschlichkeit, seinem Herzen und seinem Genius die Ehre geben. Aus der Ferne sieht man nur, was in die Ferne leuchtet und wirkt. Ich will versuchen, diesen Vorteil zu nützen.

Von Hause aus ist Dante gewiß keine ins Ferne schweifende abenteuernde oder erobernde Natur gewesen. Er hätte Florenz, wo er im Mai 1265 als Sohn der Patriziersfamilie Alighieri geboren wurde — »die schöne Hürde, drin ein Lamm ich war« —, aus eigenem Entschluß wohl nie verlassen. Er hängt an der Heimat so zäh und fest wie an dem überkommenen Glauben seiner Väter. Aus dem Geist der Fremde, sagt er, sei das Abel über die Stadt gekommen. Und von seinem Urahn läßt er sich erzählen:

»In jenem alten Mauerring verschlossen,  
Wo heute noch die Tagesglode hängt,  
Sittsam und keusch und friedlich lag Florenz.  
Und keinen Fuß noch gab es, keine Ketten,  
Noch Kronen, noch gestickte farb'ge Röcke,  
Noch Gürtel, die das Auge blendeten.  
Und kam ein Mädchen auf die Welt, so freute  
Der Vater sich und sorgte nicht und bangte  
Um rasche Heirat gleich und große Mitgift.  
Kein leerer Prunksaal gähnte in den Häusern.  
Sardanapall'sches Leben war noch nicht  
In glänzende Gemächer eingezogen.  
Noch war die Herrlichkeit der Stadt am Tiber  
Von eurer Stadt nicht übertroffen. — Aber  
Nur um so tiefer wird für euch der Sturz! —  
Den edlen Bellincioni sah ich noch  
Mit Lebergürtel und mit Knochenzange;  
Und ohne Schminke kam sein Weib vom Spiegel.  
Mit rohem Fell begnügten sich die Großen.  
So sah ich noch den Nerli und den Vecchio;  
Beim Roden und bei'r Spindel ihre Frauen.  
Wohl ihnen! Denn zu Hause blieb ihr Gatte;  
Zog nicht nach Frankreich des Gewinnes halber;  
Und wo die Wiege stand, war auch das Grab.  
Die Mutter wachte an des Kindes Bettlein,  
Und lallend, spielend mit der lieben Sprache  
Der Kinderlein beruhigte sie den Kleinen.  
Ober vom Roden drehte sie ihr Fädchen  
Und fabulierte mit den jungen Leuten  
Von Troja und von Sisole und Rom.

So friedlich und so schön und traulich war  
Das Leben in der Bürgerschaft, so lieb  
Die Heimat ...»

(Paradiso XV, Vers 97 ff.)

Aus dieser Kleinwelt, in der es übrigens an leidenschaftlichem Pader nicht fehlte, hat der Griff des Schicksals den Dichter hinweggerissen. Im Jahre 1301 mußte er, verbannt, allein und arm in die Fremde ziehen und hat den eignen Herd nicht wiedergesehen. Erst die Verbannung hat sein Denken und Wollen von der Stadtpolitik auf Weltpolitik, auf das große christliche Kaiserreich gerichtet und hat aus dem Florentiner einen europäischen Menschen gemacht.

Und wie diese politische ist jede andre Erhöhung und Erweiterung seiner Gedanken- und Gefühlswelt mit Schmerz und Angeld über ihn gekommen. Als Döngling schrieb und sang er schmachtende Minnelieder nach provenzalisch-italienischer Sitte für eine junge Florentinerin. Ein früher Tod entrückte ihm die Dame (1290); und mancher Träne, mancher Enttäuschung in andern Minnebüchern hat es bedurft, bevor jene erste Jugendliebe sich ihm zur himmlischen Beatrix verklärte. Den Schritt von der galanten zu der religiösen Dichtung, den damals viele Sänger in modischer Weise leicht hin tänzelten, hätte ohne vielfache Bitternis ein Dante nie getan. Er war so schwer; fast muß man sagen pedantisch. Hat er doch eine Zeitlang versucht, den Minnesang zu einer moral-philosophischen Lehrdichtung mit scholastischen Begriffen und gequälten Wortkünsten umzuwandeln. Darüber geriet er in lateinische Studien, und es hat wenig gefehlt, daß er sich verkapstelt hätte in der »Grammatica«, und daß wir statt der Divina Commedia ein lateinisches Kunst- und Schullepos über die jenseitigen Dinge von ihm besäßen.

Aberlieferte Formen, seien es Sitten, Gesetze, Dogmen, Begriffs- oder Dichtungs- und Sprachformen zu zerbrechen und den Aufstieg seiner Entwicklung mit zertrümmerten Werttafeln zu bestreuen, ist Dantes Art nicht gewesen. Der Geist der Empörung und der vorwichtigen Neugier ist ihm verhaft. Als die gemeinste und tiefste aller Sünden gilt ihm der verräterische Bruch eines Pietätsverhältnisses: die Tat des Brutus an Cäsar und des Judas an Christus. Die römische Pietas, die etwas Ähnliches ist wie die germanische Treue, aber doch insofern etwas andres, als sie nicht so sehr gegen einzelne Menschen, sondern vor allem auch



gegen ideale Wesen wie die Haus- und Staatsgötter, ja gegen abstrakte Einrichtungen, wie Sitte, Gesetz, Kirche, Staat und Vaterland, sich bewähren muß, die Tugend, die Virgil in seinem Pius Aeneas verkörpert hat, ist in Dantes Charakter der Grundzug. Darum fühlt er sich als Abkomme der Römer, als Schüler des Virgil und bei seinem Gang in die Unterwelt als Nachfolger des Aeneas. Pietas ist eine religiöse Gesinnung, die sich in der natürlichen und rechtlichen Gemeinschaft der Menschen zu betätigen hat. Indem sie inniger und stärker wird, erweitert sie diese Gemeinschaft zu einem Weltreich. Kraft der römischen Pietas soll es dahin kommen, daß ein Gesetz, ein Staat, ein Reich die Kinder dieser Erde umspinnt und mit der Natur und mit der Gottheit verbindet. Pietas ist himmlischer Geist, der aus dem göttlichen Gesetz in das natürliche und weiterhin in alle menschlichen

Rechtsverhältnisse hinausflutet und zur Gottheit zurückkehrt. — Aber seit der Staat sich von der Kirche, der Papst vom Kaiser und die Welt von Gott feindselig abgewandt und losgerungen haben, hat das alte lateinische Wort der Pietas seinen guten Klang verloren. Es ist die Tragik Dantes, daß er in die-

sem stoisch-christlichen und römisch-katholischen Sinn der letzte Held der Pietas, der letzte Bürger eines zerfallenden Weltreiches gewesen ist. Er trug das Wunschbild des einzigen Weltalls im Herzen: ein Gott, eine Kirche, ein Kaiser und ein Reich in harmonischer Ordnung aufgebaut, wo alles Zeitliche sich zur Ewigkeit bereitete. Die eigne Zeit indes mit ihren Bürgerkriegen, verweltlichten Kirchenfürsten und schwächlichen Königen und Kaisern schüttete wie zum Hohn nur Fesseln und Fragen seines Ideals vor ihm aus. Je länger er es mit ansah, je mehr die Enttäuschungen sich häuften, desto düsterer und grimmiger spannte sich sein Zeitgefühl, und desto heller und reiner seine Sehnsucht nach Ewigkeit.

Diese beiden Stimmungen aber, die irdische und die himmlische, halten sich in Dantes Gemüt die Wage. Keine noch so bittere Erfahrung hat ihn vermocht, zu verzweifeln oder der Welt zu fluchen oder die Vaterstadt, die ihn ausgestoßen hatte und die er als Gefolgsmann des Kaisers Heinrichs VII. leidenschaftlich bekämpfte, aus seinem Herzen zu tilgen oder den simonistischen Päpsten, so tief er sie verachtete, die Ehrerbietung zu weigern. Er liebte das Maß und die Grenzen in jedem Ding. Er war, so viel man immer von seiner Leidenschaftlichkeit im Hasen, Lieben oder Sehnen sich erzählen mag, kein wilder Mensch, keine exzentrische oder über-

spannte oder einseitige Natur. Der

barbarische Dante ist eine Legende des überfeinerten Renaissancegeschmacks, wie der dunkle und unverständliche Dante eine Erfindung seiner Erklärer ist.

In den Jugendarbeiten zwar, in der Vita nuova, im Convivio und in einigen andern lyrisch lehrhaften Versuchen mag es noch Härten, Unklarheiten und bald gezielte, bald barbarische Pedantereien geben: die »Göttliche Komödie« aber ist ein reifes, ebenmäßiges Werk.

Getreu dem überkommenen Gut, wie Dante im Leben war, so macht er auch als

Dichter keine phantastischen Sprünge. Er führt den Bau des Universums so, wie die Bibel und Aristoteles und Ptolemäus und die Kirchenväter und die scholastischen Philosophen ihn gelehrt haben, vor uns auf und ergänzt und verschmilzt die Angaben des einen mit denen des andern. Wo die großen Autoritäten versagen, da hilft die Legende aus gläubigem Volksmund, und wenn er selbst einmal etwas Eigenes dazusetzt, so nimmt es sich aus wie die einfache, selbstverständliche, genial bescheidene Konjektur eines Gelehrten zu einem alten Text. Diese Himmel des Paradieses, mit ihren Gewölben und Gestirnen um die Erde kreisend, und der neunstufige Höllentrichter im Inneren des Erdballs und der Läuterungsberg, der aus dem südlichen



Das Dante-Bildnis auf dem »Jüngsten Gericht« in Santa Maria Novella zu Florenz von Andrea Orcagna

Ozean sich treppenartig erhebt und auf seinem Gipfel die Wiege der menschlichen Glückseligkeit trägt, dieses mythische Weltbild mutet uns an, als ob all die Menschengesichter der Vergangenheit, mit denen Dante es bevölkert, in tausend und aber tausendjährigem Forschen, Schauen, Ahnen, Dichten und Fabulieren einhellig und fromm daran gearbeitet hätten.

Das Verdienst des Dichters liegt weniger in der Erfindung, die ja nur ein gelehrtes, sinnreich und fleißig gefügtes Gerüst ist, als in dem dauerhaften, zuverlässigen und ehrwürdigen Aussehen, das er ihm zu geben wußte. Die altersgraue Patina ist nur zum Teil eine Wirkung der sechs Jahrhunderte, die darüber hingegangen sind. Schon als der Bau noch frisch war, sah er ehrwürdig und wetterfest aus: denn eine wetterfeste, ehrfürchtige, urahnenfromme Gesinnung hatte ihn gemauert. Eine solche läßt sich nicht erheucheln. Wenn pietätlose Phantastiekünstler dergleichen versuchen, wird es eine Bretterbude oder Strohütte, mag sie noch so anmutig bemalt und verziert sein.

Auf die Ornamentierung seines Quaderbaues hat übrigens auch Dante sich nicht schlecht verstanden. Ich will von den vielen Prunkstüden, grotesken Ungeheuern und mythischen Gestalten, mit denen die jenseitigen Klüfte und Simse und Gewölbe geschmückt sind, nur an den Drachen Geryon erinnern, das Sinnbild des Betrugs. Er hat ein gütig blickendes Menschengesicht, aber einen spitzgegebelteten giftigen Schwanz, haarige Taten und einen aalartigen Körper, der mit allerhand Knoten und Schnörkeln bunter als ein Türkenteppich übermalt ist. In der Bewegung wird er nun erst lebendig: wie er durch höllischen Dunst aus der Tiefe geschwommen kommt, mit Hals und Rumpf am Rand des Abgrunds anlegt, mit seinem Schweif im Leeren schnellt und ringelt, sodann die Freunde der Wahrheit, Virgilio und Dante, auf seinen Rücken nehmen und in vorsichtigen, langsamen Kreisen, schön und schwindelfrei sie durch die laufende Luft zu Tale tragen muß.

Neben solchen Schilderungen hat der Dichter noch allerhand Fabeln und Vergleiche oder Sagen gesprächsweise eingeflochten, wie den halb biblischen, halb klassischen Mothos von dem Riesen auf Kreta.

„Ein ödes Land liegt mitten in dem Meer,“  
 begann Virgil, „und Kreta heißt das Land.  
 Dort war ein Reich, und Unschuld herrschte einst.  
 Ein Berg ist drauß, wo früher Quellen spielten  
 Und Pflanzen sproßten. Ida hieß der Berg.  
 Deht ist er alt geworden und ist tot.  
 In seinem Schoße bettete ihr Knäblein  
 Die Rhea und verbarg's, und weil es weinte,  
 Ließ sie mit Lärm die Kinderstimme bedeen.  
 Im Berge aber steht ein alter Riese;

Den Rücken lehrt er nach Agypten hin  
 Und sein Gesicht gerabewegs auf Rom.  
 Aus feinstem Golde ist sein Haupt geformt,  
 Und pures Silber sind ihm Brust und Arme.  
 Sodann, bis an die Beine ist er ehern.  
 Das Ubrige ist von gutem Eisen —  
 Doch aus gebranntem Lehm der rechte Fuß.  
 Auf diesen aber stützt er sich am meisten.  
 Es läuft durch alles — nur das Gold ist ganz —  
 Ein Riß, und aus dem Risse triefen Tränen:  
 Die sammeln sich und fressen durch den Berg  
 Sich durch und stürzen nieder in die Hölle  
 Als Acheron, als Styx und Phlegethon.  
 Dann fließen sie von hier als dünner Strang  
 Hinab, soweit es geht, zur letzten Tiefe  
 Und bilden den Cocytus dort. Du wirst  
 Ihn sehen. Darum braucht es keine Worte.“

Es ist ein geheimnisvolles Zerrbild der Menschheit oder der Weltreiche, ohne Haß und ohne Hohn, mit ruhiger Hand entworfen, an dem der Wanderer die höllische Geographie studiert.

Wie so viel Sachlichkeit, Beschreibung, gelehrtes Wissen, astronomisches Rechnen und theologisches Spekulieren in einer Dichtung Platz haben kann, die im tiefsten Grunde doch ganz persönlich empfunden und lyrisch durchklungen ist, wie neben so viel Geist noch so viel Seele wohnen kann, ist ein Geheimnis, über dem die literarische Kritik noch heute brütet. Von Dantes Zorn und Haß und Gerechtigkeitswillen, von seiner Hoffnung und Himmelsliebe wird jeder Leser hingerissen; aber beinahe jeden stört und hemmt dabei der äußere Apparat. Das flügelnde und konstruktive Denken des mittelalterlichen Geistes verkümmert uns nur allzuoft den Einklang mit des Dichters Herzenston. Je heller und reiner seine seelische Stimme in den Gefängen der Hoffnung und der Liebe, im Purgatorio und Paradieso sich aufschwingt, desto weniger will uns die klanglos hölzerne Begleitung der Schulmeisterinstrumente gefallen, die sich nun immer breiter darüberlegt. — Dantes Zeitgenossen hatten freilich noch kein so heiliges Ohr. Der Mißklang, den die moderne Kritik glaubt feststellen zu können, störte sie wenig. Ihr Kunstempfinden war vielleicht gröber, aber gewiß auch geräumiger als das unsre. Besaß man doch im Allegorismus eine bequeme Form, um Begriffliches mit Bildlichem, Wissenschaft mit Phantasie und Schule mit Seele leichtbin und unbedenklich zu verknüpfen. Dem mittelalterlichen Leser, ja unserm Dichter selber galt die »Göttliche Komödie« als eine große Allegorie; und damit waren die ästhetischen Zweifel niebergelassen, die uns heute zu schaffen machen. Wir alle fühlen, der eine mehr, der andre weniger, Klanglosigkeiten oder gar Mißtöne in dem herrlichen Gedichte,

wissen aber nicht recht, wo sie eigentlich steden, und können uns darum nicht versichern, ob sie überhaupt vorhanden sind, ob's nicht an unserm Ohr statt an dem Dichter liegt. Darum haben wir uns in die Quellenforschung gestürzt, um unser Kunstverständnis anzufüllen und vertraut zu machen mit allerlei Motiven und Gewohnheiten des Denkens und Fühlens, die zu Dantes Zeit geherrscht und auf die Eigenart seiner Dichtung gewirkt haben können. Aber damit, daß wir den Katholizismus, Theologismus, Intellektualismus, Dogmatismus, Moralismus, Scholastizismus, Mystizismus, und was sonst noch an Zeitströmungen in dem gewaltigen Körper dieses Wertes zirkulieren mag, verstehen und kennenlernen, damit ist noch nicht gegeben, daß wir das alles auch billigen und schön finden müssen. Wer durch gelehrte Studien sein Gewissen, und wäre es auch nur das ästhetische, sich beschwichtigen läßt, von dem darf man annehmen, daß er überhaupt keins hat.

Da bleibt nun nichts andres übrig, als die Gelehrten zu verlassen und es mit den Dilettanten oder Liebhabern zu versuchen, die durch keine Sprödigkeit sich abweisen lassen und immer aufs neue den hohen Künstler umwerben, bis das letzte Geheimnis seiner Schöpfung sich aufkut. Es gibt erfahrungsgemäß zwei Arten, sich einzuschmeicheln in das Dantesche Gebicht, und beide können zum Ziele führen. Die erste wird am besten in Italien geübt und besteht darin, daß man dem Sprachlaut, den schönen Terzinen, dem kraftvoll gebrungenen, bildhaften und erhabenen Ausbruch Dantes lauscht, sich seiner Wortgewalt hingibt und von einer gelungenen Wendung zur andern sich tragen läßt. Dann schärft das innere Ohr sich mehr und mehr, und man hört auch dort noch den Dichter und spürt seinen Herzschlag und den Rhythmus seiner Lyrik, wo man früher nur einen Lehrer oder Theologen oder gar einen Pöbanten glaubte vernehmen zu können. So lesen und rezitieren und deuten kunstsinige Italiener ihren tiefsten und dunkelsten Dichter im Grunde nicht anders als ihre hellsten und heitersten, ihren Ariost oder Metastasio. Und weil das Geisteslicht der Sprache, das aus ihren großen Meistern strahlt, im Grunde doch dasselbe Italienisch ist, gelingt es ihnen in der Tat, die ganze Epopöe beinahe restlos zu erobern für ihr lyrisches Gehör, und das heißt soviel als wie poetisches Verständnis.

Wir Deutsche freilich, auch wenn wir Italienisch verstehen, müssen es anders anfangen. Uns muß die *Gesinnung* des Dichters besser als der Klang seiner Stimme helfen. Die ganze »Komödie« müssen wir, wenn anders sie in unsern deutschen Augen als geistige Einheit bestehen soll, als den Ausbruch dieser Gesinnung erfassen und deuten können. Dantes *Per-*

*sonlichkeit*, nichts andres, muß sich uns als das Einheitsprinzip seines Gebichtes erweisen.

In der Tat hat der Poet sich selbst zum Herzen seiner Darstellung gemacht und derart in den Mittelpunkt gepflanzt, daß alles schließlich sich auf ihn bezieht.

Die andern Gestalten kommen und gehen, erweisen ihm Dienste oder haben wenigstens nur darin, daß er sie anschaut, würdigen und kennenlernen soll, ihr dichterisches Daseinsrecht. Von diesem poetischen Gesetz sind selbst die Seligen, die Engel und Teufel, Christus und Gott und das Geheimnis der Dreieinigkeit nicht ausgenommen. Nichts ist hier für sich, doch alles für Dante allein. Daß er als gebrechlicher Pilger durch die ewigen Reiche, die im objektiven Geiste Gottes geheimnisvoll gegründet ruhen und an und für sich da sind, hinunter- und emporstreift, das ist das Schauspiel oder die dichterische Fiktion, die äußere Form. In der dichterischen Wahrheit aber, in der inneren, erlebten und gefühlten Form, die ein Künstler nicht machen kann, sondern von der er ergriffen ist, verhält es sich so, daß die jenseitige Welt mit ihren Göttern und Dämonen auf ihn einbringt, sich in seine Seele ergießt, sich um ihn herschlingt und von allen Seiten ihn beschattet, verbüffert, erhellte und verklärt. Was sich entfaltet, bewegt und entwidelt, das ist nicht er, das sind die Beschattungen und Beleuchtungen, die höllischen und himmlischen Tönungen und Stimmungen seines Gemütes, wie sie der Reihe nach über ihn hingehen. Im Grunde bleibt er sich gleich: derselbe Dante schon am Anfang wie am Ende, charaktervoll und monumental in seiner ebenso herben und geschlossenen wie kindlich offenen Gesinnung, in seiner römisch-christlichen, rechtlich-mystischen Pietas. Der Dante der Komödie macht keine faustischen Wandlungen durch. Seine Läuterung wird zwar Schritt für Schritt von der Hölle zum Heffeuer und Himmel hinauf dargestellt, aber wiederum nur in der äußeren Form einer beispieldmähigen Vorbildlichkeit; während in der inneren Form nicht die Sinnesänderung, sondern die Selbstkenntnis, Selbstdurchleuchtung Dantes das eigentliche Motiv ist. Warum hat Alighieri diese *Divina Commedia* geschrieben? Weil er nach all den schweren Schicksalen, die sein Gemüt erschüttert und aufgewühlt hatten, sich auf sich selbst besinnen wollte. Nachdem alle Hoffnungen auf Erden ihn betrogen hatten, alle Unternehmungen fehlgeschlagen, die Familie, die Heimat, die Habe, die politische Macht zerronnen waren, drängte es ihn, den Halt bei sich selbst zu suchen, sich innerlich anzuschauen und aller Welt zu zeigen, wie er allein seiner Augenblicke zu Beatrice, seiner Verehrung für Virgil, seiner Dankbarkeit gegen Lehrer und Freunde, seinem Trotz gegen die Feinde sogar,



seinem ganzen, das heißt seinem innersten Hoffen und Glauben, seinem Gott, und das heißt soviel als sich selber, treu geblieben war. Wir Kinder eines geächteten Volkes, dessen Unternehmungen und Hoffnungen nun auch zerschlagen liegen, können zu Dantes Dichtung jedenfalls nur so ein innigeres Verhältnis suchen, daß wir sie als das hohe Lied der Treue zu sich selbst verstehen. Darum ziemt es sich für den deutschen Leser, daß er mit seiner Aufmerksamkeit immer bei Dante bleibt, daß er aus allen scheinbaren Abweichungen des Textes ins Lehrhafte, Allegorische, Dogmatische, Tendenziose usw. sich dorthin zurücksetzt, wo er den Dichter Dante im Wanderer Dante und den Erzähler in der Persönlichkeit Dantes wiedererkennt, also immer die Dantesche Gesinnung aufsucht. Aus dieser heraus ist alles geformt. Motiv und Fiktion, Inneres und Äußeres, wie weit sie sich zeitweise voneinander entfernen, kommen unfehlbar in ihr zum Einklang.

Ich kann das im einzelnen durch die hundert Gesänge der Komödie hin nicht durchführen. Nur einige Beispiele.

Unter den Sündern in der Hölle ist vielleicht keiner dem Wesen Dantes so fremd wie Ulysses, der verschlagene, wandelbare Grieche, der jedermann täuschte. Aus Quellen, die wir nicht mehr kennen, glaubte Dante zu wissen, daß Ulysses ohne äußeren Zwang seine Rückkehr nach Ithaka verschoben und eine Entdeckungsfahrt ins südl. Weltmeer unternommen habe, bei der er umgekommen sei. Dieser Mensch ohne Treue und Gewissen, der über jede Schranke sich lächelnd hinwegsetzte, erzählt nun in der Hölle seinen Untergang. Dabei stellt sich das Merkwürdige heraus, daß er weder weiß noch fühlt, wie eine göttliche Macht es war, die sein kühnes Schiff auf offenem Meere zerbrach. Wir aber, die Zuhörer, ahnen es und erkennen in dem Gebirge, das sein Verhängnis wurde, den Fels des Purgatoriums. Ulysses bleibt also auch in der Hölle Dantes noch der unbefangene Heide, eine Art antiken Fremdkörpers; aber der Geist der Zuhörer und die Lust, in der seine Worte hallen, sind tragisch erleuchtet und gesättigt mit Dantescher Gesinnung. Erst dadurch fließt in diese Gestalt das poetische Leben hinein, und es ist, als ob die friische Meerluft der Odyssee wie ein verlorener Windhauch durch den Brandgeruch der Hölle ginge. Wenn man nun aufmerksamer lauscht, so zeigt sich, daß in der neuen Umgebung, in Dantes Nähe, auch Odysseus nicht mehr so ganz der alte bleibt. Denn was ihn aus dem Mittelmeer ins Weltmeer riß, erweist sich uns als eine höhere Sehnsucht, als Erkenntnistrieb und Forschergeist. In dem ungestillten wilden Wissensdurst des Griechen aber erkennen wir den Anfang seines bösen Gewissens; und so ist dieser

Fremdling durch die leise Berührung der Danteschen *Pietas* zu einer der echten Gestalten des Inferno geworden.

Da fladerte mit ihrem höchsten Gipfel  
Die griech'sche Doppelflamme und begann  
Zu brausen wie ein windgepeitschtes Feuer  
Und regte gleich die Spitze hin und her,  
Als wollte sie mit einer Zunge reden.  
Und eine Stimme kam heraus und sprach:  
»Da ich mich losgemacht von Rirke, die  
Mich länger als ein Jahr gehalten hatte  
Am Strand (Gaëta heißt er seit Aeneas),  
Da fesselte mich nichts mehr. Vaterglück  
Und Sohnesdankbarkeit und Gattenliebe,  
Wie sie Penelope um mich verbiente,  
Ward alles ausgezehrt in meiner Brust  
Vom heißen Drang, durch alle Länder hin  
Der Menschen Wert und Narrheit zu erfahren.  
Ich fuhr hinaus ins offne hohe Meer  
Auf einem einz'gen Schiff, mit meiner kleinen  
Gesellschaft, die nimmer mich verließ;  
Besucht' in Nord und Süd die Ufer bis  
Nach Spanien und Marokko, sah Sardinien  
Mit all den vielen Inseln jenes Meeres.  
Wir wurden alte Männer, bis wir endlich  
An jene enge Wasserstraße kamen,  
Wo Herkules die Warnungszeichen setzte,  
Auf daß der Mensch sich hier nicht weiter wage.  
Ich aber ließ Sibiläa zur Rechten  
Und hatte links schon Setta hinter mir.  
Und — 'Brüder,' sprach ich, 'die durch hundert-  
tausend

Gefahren nach dem Westen seid gelangt,  
Entziehet nicht dem kurzen Lebensabend,  
Der uns noch bleibt, die sinnliche Erfahrung  
Der unbewohnten Welt, dort nach der Sonne!  
Bedenkt, wes hohen Samens Kind ihr seid,  
Und nicht gemacht, um wie das Vieh zu leben!  
Erkenntnis suchet auf und Tüchtigkeit!  
Mit dieser kurzen Rede stachel' ich  
Meine Genossen auf und trieb sie vorwärts  
So scharf, daß niemand sie gezügelt hätte.  
Das Hinterschiff dem Morgen zugekehrt,  
Mit tollen Ruderschlägen ging der Flug  
Hinaus und vorwärts, immer mehr nach links.  
Bald sah man nachts des andern Poles Sterne;  
Und wie sie alle kamen, sank der unsre,  
Bis er sich nicht mehr aus dem Meer erhob.  
Schon fünfmal hatte volles Licht vom Mond  
Herabgestrahlt, und fünfmal war's geschwunden,  
Seit wir zur großen Fahrt uns aufgemacht.  
Da tauchte dunkel in dem fernsten Dunst  
Ein Berg herauf und schien mir riesenhoch,  
So hoch, wie ich noch nichts gesehen hatte.  
Wir jubelten. — Die Lust ward bald zunichte;  
Denn von dem fremden Lande kam ein Wirbel,  
Der saßte an der Spitze gleich das Schiff  
Und dreht' es dreimal um im Strudelkreise,  
Beim vierten hob er's hinten auf, und köpfte,

Wie fremde Macht es wollte, fuhr's hinab.  
Dann schloß sich langsam über uns das Wasser!«

Später, auf den Höhen des Läuterungsberges und in den übersinnlichen Wölbungen der Himmel, tritt eine andre Art von fremden Dingen an den Leser heran. Wunderbare Engelserscheinungen, merkwürdige Zeremonien, wie die an der Purgatoriumspforte mit den zwei Schüsseln, drei Stufen und sieben P, oder der kirchliche Festzug im irdischen Paradies, oder die Tänze, Disputationen und Examina im himmlischen. Auch diese scheinbar frostigen Veranstaltung wollen mit Dantescher Gesinnung hingenommen werden, etwa so, wie der Wanderer selbst: schüchtern, furchtsam, ahnend oder freudig staunend, sie über sich ergehen läßt, oder so, wie man in fremden Ländern allerlei wunderlichen Bräuchen sich fügt, die einem böhmisch oder chineesisch vorkommen, bis uns ihr tieferer Sinn in dem Maße aufgeht, wie wir mit Gottes Wunderwelt vertraut werden. Denn auch hier ist es die Dantesche Pietas, die den Apparat lebendig und sinnvoll macht.

Der Glaube und die persönliche Gesinnungstüchtigkeit genügen freilich allein noch nicht, um ein Kunstwerk zu schaffen. Es muß die dichterische Gestaltungskraft, das Können hinzukommen. Sonst wären all die vielen Denksteinstellungen, die apokalyptischen und allegorischen Schriften des Mittelalters, in denen irgendein Mönchlein oder andre wadere Seelen ihre persönlichen und weltlichen Interessen unter das Licht des Himmels und der Hölle stellten, vollendete Dichtungen. — Wer seinen Glauben im Herzen trägt und im Leben bewährt, ist ein Charakter; wer ihn mit echtem Klang, mit dem Klang der inneren Wahrhaftigkeit zum Sprechen bringt, ein Dichter. Dante war beides. Darum hat neben unsrer deutschen Betrachtungsweise, die auf das Ethos zielt, die italienische die nach dem Klang der Stimme und der Sprache lauscht, nicht nur ihre Berechtigung, sondern ist genau so unentbehrlich wie die andern. Durch ihr Ethos gehört die göttliche Komödie der gesamten Menschheit an. Sie ist das gläubige und philosophische Gebicht vom Menschen, der sich läutert, indem er sich selbst erkennt. Durch ihre Sprache gehört sie den Italienern.

Mit Unrecht hat man jenseits der Alpen in Dante einen Vorkämpfer des Nationalbewußtseins gesehen oder gar aus einigen Versen seines Gebichtes die Rechtfertigung für die neueste Gestaltung der italienischen Landesgrenzen herausdeuten wollen (Inferno IX, 113 f. und XX, 61 ff.). In seiner Politik und Staatslehre hat Alighieri gerade diejenige Idee vertreten, die das Erwachen des nationalen Gedankens in Italien wie in Deutschland nachweislichermassen

getrückt und verzögert hat: die universale Kaiser- und Papstidee. Das wahre und bleibende Verdienst dieses Dichters um sein Volk liegt in dem, was er für die italienische Sprache getan hat. Seine nationalen Taten figurieren in der Geschichte der Literatur und der Sprache, nicht des Staatswesens. Italien war ihm kein politischer, sondern ein geographischer, sprachlicher und geschichtlicher Begriff. Freilich, wenn er die Natur, die Sprache und die große Vergangenheit seines Landes sich vergegenwärtigte, wie hätte er es da nicht lieben sollen? Es wird ihm zum Garten des Weltreichs, zu der Europae regio nobilissima. Daß diese Vaterlandsiebe aber noch immer kein politisches Nationalbewußtsein ist, das zeigt sich gerade dort am klarsten, wo sie zum leidenschaftlichsten Ausbruch kommt, in den berühmten Versen (Purgat. VI, 76 ff.):

Wehe Italien, knechtisch Land des Elends!  
Ein steuerloses Schiff bist du im Sturm,  
Ein feiles Haus und keine Herrscherin! ...  
An deiner Meere Ufern ringsherum,  
Im Innern deines Landes such' und schau',  
Ob irgendwo in dir der Friede blüht.  
Wozu hat Justinian des Rechten Zügel  
Dem Pferde angelegt? Es fehlt der Reiter.  
Fehlte der Zügel, wär' die Schmach geringer.  
Weh ungehorsam weltlich Priesterzunft,  
Daß du den Kaiser nicht im Sattel leidest  
Und, was dir Gott befiehlt, nicht hören magst.  
Schau hin, wie störrisch schon das Roß geworden,  
Da es die guten Sporen nicht mehr fühlt,  
Seit du ihm in die Zügel hast gegriffen.  
Albrecht von Deutschland, wehe! preisgegeben  
Hast du das wilde, unbezähmte Roß,  
Anstatt in seinen Sattel dich zu schwingen.

Das ist keine national-italienische Fanfare, das ist das alte unheil kündende Rolandshorn, aus dem der kaiserliche Palatin seinen Hilferuf über die Berge schickt in das taube Ohr eines deutschen Imperators.

Uns, die wir, ähnlich wie die Italiener, schon lange ein Kulturvolk waren, bevor wir ein nationales Reich wurden, und die wir noch heute um unsre nationale Freiheit bangen und ringen, uns ist die innerliche, unpolitische, humanistische und humane Vaterlandsiebe, wie sie aus Dantes Büchern spricht, besonders vertraut. Sie erinnert uns an die unsrer größten Denker und Dichter. Es ist eine geistige Liebe, die keinen Schutz und keine andre Waffe als die Treue hat.

Der eignen Art und Vergangenheit treu bleiben, keine Sinnesänderung, keine Läuterung, keine Rettung, die nicht aus echter Selbstbesinnung quillt, für heilsam und möglich halten: das soll der Wille sein, in dem das deutsche Volk sich mit Dante verbunden weiß.



## Rositta

Novelle von Franz Karl Ginzkey

II

Mein Zimmer lag nicht auf den See hinaus. Ein solches war bei meiner Ankunft nicht frei. Es ging auf ein Stück des Hofes, auf die Dächer kleiner Nachbarhäuser, im weiteren auf den grünfrohen gemächlichen Abhang des Monte San Bartolomeo. Das Licht von Norden war mir für meine Arbeit willkommen, das Fenster groß; hier konnte ich, wenn es sein sollte, auch bei regnerischem Wetter einiges für mich vollenden.

Vorerst aber wollte ich im Ort und in der Gegend mich tüchtig umsehen, noch nicht auf der Jagd nach dem Bilbe. Nein, zunächst wollte ich dem Unbewußten, dem Absichtslosen angehören, geführt nur von Ahnung und Traum, bis sich das Deutliche, das Darstellbare von selbst ergab. So war es stets meine Art gewesen: den entscheidenden Augenblick nicht zu fordern, sondern ihn zu erwarten.

So schritt ich also aus und bewarb mich vor allem um die Seele dieser kleinen Stadt Salò. Ich konnte sie gleich von Anfang an erfassen, als eine Persönlichkeit sozusagen, ohne Zweifel und Zweideutigkeit, wie sie so dalag am Fuß ihrer Berge, an der Brust ihres Sees, mit den kleinen farbfrohen Patrizierhäusern an der schöngeschwungenen Uferstraße. Kroch man aber durchs Stadttor tiefer in sie hinein, so bekannte sie sich als das, was sie war, als eine durchaus italienische Angelegenheit, mit schmalen Dämmerstraßen, Familienfreuden bei offenen Türen, wehender Wäsche und Ölgeruch. Sie schien mir aber auch in ihrer Art Aristokratia zu sein, denn was sich da von Nord und Süd mit großweltlicher Betonung und Rivierahochmut an sie herandrängte, das schien nur wie bedingungsweise für sie vorhanden, es berührte sie nicht näher.

Ich hatte aus dem Reisebuche mit Verwunderung vernommen, daß hier, vor fünf Jahrhunderten, der Erbauer der ersten Weige zu Hause gewesen, Herr Gasparo da Salò. So war des Dors befeeltste Schwingung zuerst von dieser verborgenen Stelle ausgegangen. Das war gewiß nicht wenig. Forchte ich näher hin, so vernahm

ich ihn noch immer, den entscheidenden Ton, wie er sich aufschwang aus dem stillen Hafen und auszog, die Welt zu umspannen für alle Zeit.

Am meisten beschäftigte mich jedoch die oft ganz seltsam unwirkliche, ins Traumhafte entrückte Beleuchtung, die den Hafen und die Stadt zu jeder Stunde des Tages umfing. Ob das nun aus einer ungewöhnlichen Spiegelung der Luft, aus dem Schimmern des Sees, aus dem Abglanz des Olbaumbügels zu erklären war, es breitete jederzeit einen Mantel zarter Märchenhaftigkeit über alle Dinge, so daß ich bald im Verlangen entbrannte, dem optischen Wunder mit Pinsel und Farbe näherzuerücken und es entscheidend für mich zu erobern.

Vielleicht aber mochte all diese romantisch erhöhte Farbigkeit meinem eignen erregten Gemüte entstammen. Mich hatte eine Trunkenheit des Lebens, des Schauens, des Atmens erfaßt, die mir aus früheren Erfahrungen des Herzens nur zu wohl bekannt war. Es war kein Zweifel für mich, daß es dabei um Rositta ging. Gewiß, sie war für mich der eigentliche Sinn und Inhalt dieser verklärten Landschaft. Diese lag nur wie ein leuchtender Rahmen um sie herum. Sie, Rositta, sah daraus hervor und lachte mich an.

Ich sah meine schöne Wirtin in den ersten Tagen seltener, als ich es erhofft hatte. Sie schien zunächst ganz Hausfrau geworden zu sein, mit einem Eifer, einer geschäftigen Entschiedenheit, die mich bei ihrer Jugend einigermaßen verwunderte. Es schien ihr Ehrgeiz zu sein, dem um ein bedeutendes älteren Bruder in allem zur Seite zu stehen, in manchem auch die Führung ganz zu übernehmen. Sie sprang wie ein Sausewind durch alle Räume, oft eine trällernde Ranzone auf den Lippen, und verfuhr dabei nicht wenig gewalttätig mit den Köchinnen, Mägden und Stubenmädchen, die das aber lachend in Ordnung zu finden schienen.

Ähnlich lebendig, jedoch nicht ohne Betonung ihrer Damenhaftigkeit, verhielt sie



sich auch den Gästen gegenüber, die sich zu meist aus ihren Landsleuten, weniger aus deutschen Reisenden ergänzten. Man schien im ganzen Hotel, das stark aufs Familienhafte gestimmt war, übereingekommen zu sein, sie als Herrin und Kind des Hauses zugleich zu betrachten, man huldigte ihr, verzärtelte sie, umwarb sie mit mehr oder minder harmlosen Späßen und Komplimenten, die sie sich mit Grazie gefallen ließ.

An die Seeterrasse schloß sich südwärts der kleine Privatgarten der Familie Levati, zu dem nur wenige Vertraute Zutritt hatten. Man pflegte, um den Besuch unerbetener Gäste fernzuhalten, das Türchen in den Garten zu verschließen, und ich empfand es als eine feine Aufmerksamkeit, daß mir Rositta, vielleicht mit Absicht in Gegenwart ihres Bruders, einen Schlüssel dazu überreichte, damit mir der Eintritt jederzeit freistehe. Es ergab sich von dort, besonders von einer bastionartig vorspringenden Ecke der Strandmauer aus, der dankbarste Rundblick über den Hafen und die so vielfältig gestaltete Landschaft. Das mächtige Massiv des Monte Balbo, der bereits seine strahlende Schneehaube trug, lag hier in seiner ganzen Erhabenheit und wächterlichen Treue ausgebreitet; die zierliche Isola di Garba sprang wie ein traumhaft kühner Einschnitt mit Lorbeer und Marmor aus dem Blauen ins Blaue; im goldüberflimmerten Hintergrunde loberten die schwarzen Fackeln der Zypressen von San Vigilio. Wie viel lag hier an letzter Erfüllung der Schönheit beisammen! Doch auch Gefahr der Schönheit, indem hier allzu Beziehungsreiches den Rahmen eines einzigen Bildes füllte. Die Goldseligkeit dieser Landschaft mit der Herbheit wahren Lebensgefühls zu durchsetzen, schien mir hier, insoweit es um meine Kunst ging, das Wesentlichste zu sein.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes bereits begann ich meine Bastion zu mobilisieren und rüstete vor der Leinwand zum alten getreuen Kampf mit dem Darzustellenden. Die Tage blieben immer gleich voll biondischer Bläue, der Herzschlag des Sees ging auf und nieder mit dem Morgen- und dem Mittagwind. Von der Speiseterrasse vernahm ich das Geraune der plaudernden Gäste und hin und wieder eines Glases helleren Klang. Ich hielt ein wachsam

Ohr dorthin, denn zuweilen glaubte ich auch das kristallene Lachen Rosittas zu hören, und es konnte dann geschehen, daß sie auf eine Weise zu mir in den Garten kam.

Sie stand dann, solange ich den Pinsel nicht fortlegte, schweigend hinter mir, als wüßte sie aus dem Umgang mit den Malerleuten, daß man unfertige Arbeiten nicht bespricht. Erst wenn ich einhielt, begann sie zu plaudern in ihrer sicheren, sich so deutlich zu sich selber bekennenden Art, die doch niemals aus den Grenzen anmutiger Weiblichkeit herausfiel. Sie trug zumeist ein einfaches schwarzes Hauskleid, dem ein weißes Schürzchen vorgebunden war, was ihre volle und doch biegsam schlankte Gestalt nur noch wirksamer betonte. Stand sie so mit dem leuchtenden Antlitz neben mir, in ihrer jungen fremden Sieghaftigkeit, mußte ich stets mein Herz bezwingen, um ihr nicht wie damals in Klausen zu sagen: Sie sind sehr schön, Fräulein Rositta!

Ich tat es aber nicht, weil ich die Lebhaftigkeit galanten Spieles ihr gegenüber nicht mehr besaß. Und vielleicht auch weil ich hier — man belächle meine deutsche Gründlichkeit — im Hause ihres Bruders die Gastlichkeit eines fremden Volkes genoss, vor dem ich im Namen meines eignen bestehen wollte. Ich lächle jetzt selbst, indem ich dieses bekenne, in Erinnerung meiner schönen Jugendeinfalt, in den Stunden dieses Anbeginnes. Doch steht wohl auch ein Lächeln am Ende aller Dinge, und es mochte auch vielleicht von solcher Art sein.

Rositta mochte meine Veränderung wohl bemerken, und mit dem in solchen Fragen untrüglichen Instinkt des Weibes begriff sie sofort ihren eigentlichen Sinn.

Sie schien nun selbst den früheren neckisch scherzenden Gesprächen mit mir nicht mehr zugeneigt, sie legte dafür in den Ernst ihrer Rede einen milden, Schwesterlichen Sinn, der mit seiner fraulich sicheren Klangfarbe mich oft bis ins Innerste berührte.

Dabei berauschte mich immer stärker nicht das Leichterfühlbare, sondern das Fremde an ihr. Eine mir durchaus geheimnisvolle, aus Hunderten von Generationen völlig andern Blutes beschworene Welt traf mich aus dem Dunkel ihres Blickes. Ich nahm diese Fremdheit wie einen Strom in mich auf und empfand dabei doch auch das Rauhen vieler Gemeinsamkeiten.

Es war eine Stimme, die sang in mir: Herz, du bist auf der Reise! Reise immerzu! Reise immerzu!

Ob es nun ein Land war, ob eine Seele, ob beides zugleich, wohin meine Sehnsucht zu reisen hatte, der Zauber unbekannter Süße schlug seine Schwingen immer berauscher um mein Herz.

Es war dabei durchaus gleichgültig, wovon wir miteinander sprachen. Wenn ich etwa sagte: Sehen Sie, Fräulein Rositta, welch ein Zauber heute um San Vigilio weht!, so hatte ich doch eigentlich nichts andres gesagt als das Wort, das ich eigentlich verschweigen wollte: Sie erscheinen mir immer schöner, Rositta, und mein Herz ist sehr betört!

Nach verschiedenen Skizzen, die mich unbefriedigt gelassen hatten, wandte ich mich schließlich der ruhig gewaltigen Linie des Monte Baldo zu und seiner unerforschlichen Aussprache mit dem See. An klaren Tagen blühte dort auf der Höhe über Torri vor der grau-violetten Seide des Olivenhains das weiße Kirchlein von Albisano auf, wobei die dunklen Feuerlinien der Zypressen und Pinien sich seltsam harmonisch dem See einordneten. Es trank aber auch der See diese Fülle an Begebenheiten und gab sie wieder auf seine Art und warf sie mir bedeutsam wieder zu, zur erneuten Spiegelung in mir selbst.

Einmal, ich saß, dem Wasser zugewandt, vor der Leinwand und hatte aus alter Gewohnheit meinen kleinen schwarzen Mal-Spiegel an die Staffelei gelehnt, da warf ich von ungefähr einen Blick hinein und bemerkte, daß ich den Gartenweg in meinem Rücken und das Pförtchen am Eingang vollkommen darin übersehen konnte. Das brauchte mich nicht weiter zu verwundern, denn schließlich erfüllte das Ding ja nur seine optische Pflicht. Mich fesselte aber die Perspektive, die sich daraus ergab, und ich erwog eben, ob da nicht ein neues dankbares Motiv sich ergeben könnte, als ich im Spiegel gewahrte, wie sich jemand am Türchen zu schaffen machte und es auch tatsächlich öffnete.

Es war, wie ich deutlich erkannte, ein italienischer Offizier, weit über Mittelgröße, erhöht noch durch den wallenden hechtgrauen Älbertwurf und die mächtige schwarze Kappe,

wie sie damals in Mode stand. Er schien mich anfangs nicht zu bemerken, spazierte auf dem Wege auf und ab, betrachtete eingehend die Sträucher und Zierpflanzen wie etwas ihm Wohlvertrautes und stutete schließlich, als er mich gewahrte. Ich hielt es nicht für nötig, mich umzuwenden, und zeigte damit wohl auch, daß ich ungestört bleiben wollte. Er selbst wieder, obwohl er nicht wissen konnte, daß ich ihn bemerkte, schien gleicher Meinung zu sein, denn er wandte sich in Eile und schloß das Pförtchen wieder geräuschlos hinter sich zu.

Am Abend saß ich wie immer am Tisch des Hauses, abseits von der Speiseterrasse, in einer erhöhten Oleanderlaube. Ich hatte den kleinen Vorfall bereits vergessen, als er mir durch eine Frage Levatis an Rositta wieder in Erinnerung kam. Es ging das Gespräch um einen Vetter namens Galeazzo, der aktiver Hauptmann war und gegenwärtig bei den Bersaglieri im nahen Brescia in Garnison stand. Er schien auf den Tausch mit dem Posten eines Kompagniekommandanten bei der hiesigen kleinen Besatzung bedacht zu sein und war zu diesem Zweck über den Vormittag mit der Straßenbahn aus Brescia gekommen.

Das alles vermochte ich aus dem Gespräch zu entnehmen, und daß er schon früher hier in Garnison und überdies ein Spielkamerad Levatis gewesen sei.

Ich hielt es vorerst nicht für angezeigt, zu erwähnen, daß ich ihn im Garten gesehen. Erst als Levati, vom Garzone in Geschäften abberufen, sich für einige Zeit entfernte, brachte ich das Gespräch darauf.

Rositta meinte verwundert: »Wie? Sie wußten davon? Vetter Galeazzo glaubte, Sie hätten ihn nicht gesehen. Er fürchtete Sie zu stören und verließ daher den Garten in aller Stille.«

»Ich habe den Herrn Hauptmann wohl bemerkt,« versetzte ich, verschwieg jedoch, daß ich ihn lediglich im Spiegel gesehen hatte, obgleich ich das Rositta gegenüber als eine leise Unaufrichtigkeit empfand.

»Er hat es eigentlich bedauert, Sie nicht kennengelernt zu haben,« fuhr Rositta beweglich fort. »Mit seinem Verständnis für Malerei ist es zwar nicht weit her, aber daß Sie ein Österreicher, ein Deutscher sind, das ist es, was ihn interessiert hätte. Er versäumt nämlich nirgends die Gelegenheit,

mit Deutschen zu sprechen, da ihm viel daran liegt, sich in ihrer Sprache zu vervollkommen. Es geschieht dies vielleicht nicht so sehr aus Wissensdrang, als weil er es sehr ernst mit seinem Berufe nimmt.»

Hier hielt sie ein, ich sah sie leicht erröten.

»Ich verstehe — die Serpentinastraße,« wollte ich mit plötzlich aufbrechender Ironie bemerken, unterdrückte es jedoch noch rechtzeitig.

Unterdessen war Levati wieder zurückgekommen, mit ihm ein Gast aus Verona, Besitzer eines dortigen Kaufhauses, wie ich erfuhr, der der Familie befreundet war, schon von der Zeit her, da Rosittas Eltern noch lebten.

Rositta schien an diesem Abend ernster und in sich gelehrter als sonst. Zuweilen geschah es, daß ihr dunkler Blick dem meinigen begegnete und einige Sekunden voll Nachdenklichkeit in ihm ruhte. Es lag nichts an Tändelei, auch nichts an tieferer Erregung in ihm, es war ein durchaus undeutlicher Blick, der nichts bekannte, nichts zu beanspruchen schien und mich doch mit seinem Rätsel beschäftigte.

»Meinst du nicht,« wandte sie sich nach einer Pause im Gespräch an ihren Bruder, »daß wir Herrn Aldermann jetzt das freigewordene Edzimmer geben könnten, jenes mit der Aussicht auf den See?«

»Ich finde es nämlich grausam,« setzte sie hinzu, »daß wir Sie so lange mit der Aussicht auf das Hinterhaus und den langweiligen Monte San Bartolomeo beschäftigen. Sie sollen nun erlöst werden. Kommen Sie mit, wir werden Ihnen das Zimmer zeigen. An den etwas abenteuerlichen Eingang werden Sie sich allerdings gewöhnen müssen.«

Wir gingen gemeinsam das erste Stodwerk hinauf, das zugleich das oberste des langen Gebäudes war. Am Ende des Ganges, unweit der Wohnung der Levati, führte eine Glastür auf eine Art Söller hinaus, der, indem er die Ecke des Gebäudes umfaßte, auf der andern Seite in ein völlig abgesondertes, dem See zugekehrtes Zimmer führte, das mit gut erhaltenen Empiremöbeln ausgestattet war.

»Hier beherbergen wir Ehrengäste, Sonderlinge und dergleichen,« sagte Rositta launig. »Wenn es regnen sollte, müßten Sie sich den Raum allerdings mit dem

Schirm erobern, aber sonst werden Sie es schön und still hier haben. Ihr Vorgänger war der alte deutsche Professor aus Freiburg, der mit der Mommser-Perücke, wie ich ihn von andern deutschen Gästen bezeichnen hörte. Sie werden ihn wohl gesehen haben, er ist eben heute abgereist. Er kommt seit gut zwanzig Jahren jeden Herbst zu uns. Ich entsinne mich seiner von meiner frühesten Kindheit an. Wir lieben den alten guten Herrn, der wunschlos mit allem zufrieden ist und nur das eine Verlangen hat, hier ungestört arbeiten zu dürfen. Tagsüber sitzt er auf dem Balkon und studiert, wenn er sich nicht am Strande oder in der Barbarona-Schlucht herumtreibt, für die er eine besondere Vorliebe hat.«

Indes Rositta so plauderte, ordnete sie einiges im Zimmer, stellte Stühle zurecht, glättete die Tischbede, sah in den Schränken nach. »Ei sieh,« rief sie, »da hat der gute Professor nun doch etwas vergessen!«

Sie zog aus der Ecke einen stark angejahrten Halblederband hervor. Ich nahm ihn zur Hand, es war ein verschollenes, fast hundertjähriges Werk, das mit dem Stempel der Universitätsbibliothek von Freiburg versehen war: Das Leben und die Zeiten Ottos des Großen, aus dem alten Hause Sachsen. Ein historischer Versuch von Dr. Eduard Behse, Sekretär am königlichen Geheim-Archiv. Darunter stand zum Geleite ein Ausspruch des Bischofs Dithmar von Merseburg. Ich habe ihn mir bis heute wohl gemerkt: »Wie herrlich unter diesem großen Kaiser das Reich geblüht hat, läßt sich mit Worten kaum beschreiben.«

Mich überkam dabei, mir selbst verwunderlich, so etwas wie ein leises, dummes Heimweh, ich wußte selbst nicht warum.

»Wissen Sie was, Fräulein Rositta,« sagte ich, »ich will die Rückbeförderung dieses Buches selbst besorgen, und zwar bald, denn es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der Professor es zu seinen Studien benötigt. Ich glaube ihm diese Aufmerksamkeit als Nachfolger in seiner Wohnung schuldig zu sein. Vorläufig aber will ich, da es doch einer öffentlichen Bibliothek entstammt, und mit Ihrer Erlaubnis natürlich, selbst ein wenig darin lesen. Wenn ich aufrichtig sein soll, ich weiß, bis auf die Schlacht auf dem Lechfelde, von diesem Otto dem Gro-



ßen verteuft wenig, das heißt, geradeheraus gesagt, so gut wie nichts mehr. Es verlockt mich, hier die alten Schülerinnerungen aufzufrischen.«

»Nehmen Sie die Sache nur nicht zu grünlich,« drohte Rositta mit dem Finger.

»Es wird von diesem braven Dr. Behse abhängen, wie weit er mich für seinen Kaiser erwärmen kann,« gab ich ebenso zurück. »Vergangenheit zu pflegen, ist eine Kunst für sich. Mir hat sie meist nur dazu gebient, mir die Gegenwart noch lebendiger zu machen. Und manchmal sehe ich, das mag Ihnen seltsam erscheinen, keinerlei Grenzen zwischen dem, was war, und dem, was ist. Es verlockt mich oft, aus einer tollen Laune heraus, mich als den Herrn aller Zeiten zu erklären, die schließlich nirgendwo als in mir allein versammelt sind, alle Zeitfolge aufzulösen, alles nebeneinander hinzulegen, wie etwa, etwas frivol gesagt, auf einem großen Maskenball, wo alle Kostüme vertreten sind. Sie glauben nicht, Fräulein Rositta, wie erfrischend das wirkt! Die Gegenwart allein, die ja bekanntlich nur ein unmeßbarer kleiner Begriff ist, vermag uns gar nicht zu genügen. Ich denke oft, wir müßten in unsrer kurzen Spanne Zeit erraffen, was nur erreichbar ist, alles, was hinter uns, alles, was vor uns liegt. Daraus den einen großen einzigen Augenblick zu gestalten, das wäre, was das Leben lohnt!«

Rositta, die mir lächelnd zugehört hatte, geriet, ob sie es nun erfaßt hatte oder nicht, über mein phantastisch ironisches Bekenntnis keineswegs in Verwunderung. »Gewiß, ein solcher Augenblick wäre schön,« sagte sie, »und ich glaube, daß es dergleichen gibt.«

Sie sah dann eine Weile, wie mit fernen Gedanken beschäftigt, auf den abendlichen See hinaus.

»Abrigens sollen Sie morgen Ihr Maskenfest haben, nach dem es Sie gelüstet, Herr Aldermann,« lenkte sie dann aus ihrer Verträumtheit ab. »Mein Bruder plant für seine Gäste, wie alljährlich, eine Art venezianischer Nacht, in Kostümen, mit Lampions. Alle Boote Salos müssen dazu herhalten. Es kann sehr schön werden, ich rechne damit, daß Sie teilnehmen, natürlich. Nun aber muß ich hinab, man hat schon früher nach mir verlangt. Ich werde zugleich den Auftrag geben, daß Ihr Gepäc

hierher überstellt werde. Ich glaube, es wird Ihnen hier gefallen.«

Sie war nun wieder ganz Hausfrau, nickte mir lächelnd zu und eilte, ein Liedchen trällernd, die Treppe hinab.

Spätabends, da ich mit dem Einordnen meiner Habseligkeiten im neuen Zimmer zu Ende war, nahm ich, des Schlags noch nicht bedürftig, den alten Geschichtsband zur Hand, der vor mir auf dem Tisch lag. Ich sah darin ein Zettelchen, das offenbar als Merkzeichen eingelegt war. Ich schlug die Stelle auf, und mir fielen sofort die gesperrt gedruckten Worte ins Auge: Königin Abelheid und Rocco di Garba.

Rocco di Garba?

So hieß ja der trotzigste Felskegel am andern Ufer drüben, der einst die mächtige Burg getragen hatte, von der, wie ich wußte, nur wenige Mauerreste noch erhalten waren. Von Salò aus waren der Berg und die kleine Ortschaft Garba zu seinen Füßen nicht zu sehen. Man wurde sie aber gewahr, wenn man mit dem Boote eine Strede aus dem Hafen südwärts fuhr.

Es war nun selbstverständlich, daß es mich verlockte, in diesem alten Buche nachzulesen, was hier vor tausend Jahren sich zugetragen haben mochte. Hier konnte mir vielleicht, wie ich zu Rositta gesagt hatte, ein Stüd Vergangenheit wieder zur Gegenwart werden. Hier ließen sich vielleicht Geister beschwören, die niemals gestorben waren, Gäste meiner eignen Lebendigkeit. Der Schauplatz stand bereit. Vor tausend Jahren war er wie heute. Himmel, Fels und See, was mochte sich seit damals verändert haben? Und was hatte sich viel verändert in der menschlichen Seele?

Und so begann ich zu lesen. Und was ich las, das war nicht Geschichte, es war ein Märchen ...

Das Märchen vom Weibe, das Italien bedeutete, und vom deutschen Manne, der ausgezogen war, sie für sich zu erobern, ihre Schönheit, ihre Seele und ihr Land.

Kein Dichter hätte es wagen dürfen, dieses reinste Idyll des deutschen Mittelalters seinen Lesern anders als in Märchenform zu bieten, keiner — außer der Wirklichkeit. Und mich wunderte nur, das alles nicht schon in der Schule erfahren zu haben, wenigstens nicht in solcher Form, daß es mir im Gedächtnis geblieben wäre.

Von König Otto las ich, dem damals Achtunddreißigjährigen, der sein ungeheures Reich sich gezimmert, von der Rhone bis an die Ober, von den Alpen bis nach Dänemark, von diesem vom Schicksal so überreich Begnadeten, der nichts mehr zu wünschen hatte, als seines Reiches Frieden und Größe erhalten zu sehen.

Eines Tags aber tritt ein eiliger Bote vor den König. Er überbringt ihm Grüße von Frau Adelheid, Königin von Italien, von der die Kunde durch alle Länder geht, sie sei das schönste Weib auf Erden. Frau Adelheid läßt dem König sagen, sie biete ihm Herz und Hand und ihr Königreich dazu, im Falle er sie vom Feinde befreie, der ihr das Land zu rauben im Begriff sei und sie selbst einem verhaßten Mann vermählen wolle.

Und König Otto zieht wie ein Sturmwind hinab ins lombardische Land und gewinnt sich die schönste Frau und ihr Königreich dazu und herrscht als deutscher Kaiser von Dänemark bis Syrien.

Es war die damals neuerbaute, uns Deutschen schmerzlich wohlbekannte Burg Ranossa, aus der sich König Otto damals die Gattin holte. Vorher aber war sie von ihrem Verfolger, dem Markgrafen Berengar von Ivrea, durch mehrere Monate in einem Fesselterker von Rocca die Garba gefangengehalten worden, bis es ihr gelungen war, auf höchst abenteuerliche Weise zu entfliehen.

Das alles las ich und freute mich des Zufalls, daß ein von einem deutschen Gelehrten vergessenes Buch mir zu erzählen wußte, wie der Norden einst den Süden gefreit in Gestalt eines schönen Weibes.

Es träumt sich schön von solchen Erfüllungen auch noch nach tausend Jahren.

Wenn Rositta von einem venezianischen Feste gesprochen hatte, so hatte sie dies ein wenig scherzhaft gemeint, wie es ja zuweilen ihre Art war. Statt der eblen, geheimnisvollen Gondeln hatte sich ein Dutzend ehrlicher Hafenbarren zusammengesunden, denen man die Freude anmerkte, auch einmal dabei zu sein. Sie waren reich mit freubigen Campions geschmückt, trugen Laubgewinde um die bauchigen Glanzen und torkelten unter dem Druck ihrer Ruber dahin wie leicht angeheiterte Volkskavaliere.

Was sich aber erstaunlich auf der Höhe hielt, das war das junge Volk von Salò. In den buntesten und abenteuerlichsten Kostümen waren die Leuten herbeigeeilt, und überall herrschten Geschmack und gebändigte Grazie, auch in Spiel und Gesang, vielleicht nicht ohne Berechnung für den Eindruck auf die teilnehmenden Fremden.

Rositta trug ein Phantasiekostüm, »als Göttin Luna«, wie sie spöttisch bemerkte, eine Art Feenkleid aus schwarzem Flor, der mit Silbersternen behängt war. Im dunklen Haare schwebte ihr ein Silbermond, sonst hatte sie keinerlei Schmuck an sich.

Sie war, wie sie nun am Bug eines der größeren Boote saß, von einigen kleinen Mädchen umgeben, die zum Takt eines kindlichen Liebes mit leichten Schleiern über das Wasser wehten. Wie nahe lag in diesem Bilde Gefahr einer leisen Lächerlichkeit, und wie sicher wurde sie vermieden! Nicht der Gegenstand war es mehr, der hier in Frage kam, sondern die Erfüllung des Augenblicks mit diesem jugendlichen Vertrauen zu sich selbst.

Die Barken der übrigen Schienen der Führung der Göttin Luna sich gerne anzuvertrauen. Sie zogen ihr in Keilform nach, wie eine kleine leuchtende Flotte zum Angriff auf die Stille der Nacht, die Licht, Gesang und Mandolinenklang begierig in sich einsog und in geheimnisvollen Spiegelungen wiedergab.

Ich saß im Boote Rosittas mit Levati und einigen andern jungen Leuten. Man hatte eine strohumflochtene, phantastisch langgestielte Chiantiflasche mit eingeschiff und lachte in heidnischer Opferfreude, wenn im Schwanken der Barke, beim Füllen der Gläser der dunkle Trank sich verschüttete.

Im Maße, als die Flottille den freieren See gewann, begannen die Barken sich zu trennen und ergöhten sich aus der Weite mit vielfarbigem Spiel der Campions, mit Zuruf und Gesang. Es schien dabei jedes der treibenden Boote wie ein fernes klingendes Abenteuer, eine einsame leuchtende Insel in ungewisse Dunkelheit hinausgestellt.

Aber als empfanden sie die Trennung zuletzt als unbehaglich, begannen die Boote sich wieder zusammenzufinden und zogen am Ende gemeinsam als eine leuchtende musizierende Linie heim gegen die rufenden Lichter von Salò.



Ernst Eimer:

Großvater und Enkelin

Aus der Deutschen Kunstausstellung in Stuttgart 1921





Levati bat die Insassen seines Bootes, ihm im Speiseraum noch für einige Zeit Gesellschaft zu leisten, was mit Freuden gutgeheißen wurde. Wir setzten uns um einen Mann mit der Mandoline und plauderten und lachten und sangen seine launigen Kanzenen mit, soweit wir das verstanden.

Ich selbst, als der Signore pittore, empfand im Kreise dieser frohen Gastlichkeit die letzte Wesensfremdheit schwinden zwischen mir und den Leuten von Salò. Es war mir Spiel und Andacht zugleich, ganz nahe an die heiteren Offenbarungen dieses Volkes heranzurücken, mich selbst zu vergessen und meine fremde Art, und für diese Stunde ganz der andre zu werden, wie auf einem Maskenfest der Seele.

Rositta wurde vom Tische oft durch ihre Hausfrauenpflichten abgerufen, sie sang eine Strophe und flog dann wieder davon, war im übrigen liebenswürdig zu jedem, hatte für jeden ein Lächeln, eine schlagfertige Antwort bereit, so daß ich mich etwas vereinsamt zu fragen begann, ob ich ihr jemals mehr bedeutete als einer von all diesen übrigen.

Einmal trieb es mich auf die verlassene Säulenhalle hinaus, die sich hier dicht an die Ufermauer anschloß. Kleine unsichtbare Wellen plätscherten unter mir, der See verlor sich ins Dunkle, Unabsehbare und sandte kühlen Hauch. Drüben, in der Nähe der Rocca di Garba war noch ein fernes Licht lebendig.

Das mahnte mich eben wieder an den schönen Zufall mit König Otto und Königin Abelheid, der mich auch tagsüber mehrmals beschäftigt hatte, als ich plötzlich Rositta neben mir gewahrte.

»Was träumt unser Gast?« fragte sie leichtthin, vertraulich.

»Er treibt hier Geisterbeschwörung,« gab ich zurück.

»Hu, da möchte ich mittun!« lachte Rositta.

»Nun gut, so hören Sie! Es wird hier Königin Abelheid beschworen, sie saß dort drüben auf Rocca di Garba gefangen vor tausend Jahren. Sie wissen wohl davon? Ich selbst erfuhr es, ich schäme mich dessen, erst aus jenem Buche, das der alte Professor in seinem Zimmer liegen ließ. Abelheid also, Königin von Italien — man sagt,

sie sei die Schönste ihrer Zeit gewesen — möge mir, so wünsche ich es, nun wieder erscheinen, wie sie einst König Otto von Deutschland erschien. Es war ein Märchen. Nord und Süden schlugen wie zwei Flammen ineinander in Gestalt zweier Menschen, Millionen ihrer Völker fanden mit ihnen sich zusammen zu einem einzigen großen Reiche. Ein einziges Mal seit Jahrtausenden, Rositta, hat die Liebe das vollbracht; sonst vereinigte diese Länder immer nur Krieg, Zerstörung und Gewalt und brachte sie auch wieder auseinander. Einmal nur war dieses Märchen wahr gewesen, Rositta, und ich möchte, es würde noch einmal wahr. Und so beschwöre ich Königin Abelheid, die hier im Lande die Schönste ist, mir zu erscheinen!«

Ich hatte, indem ich das sagte, von Erregung überwältigt, Rosittas Haupt erfasst und hielt es nahe zu mir empor. Sie schien mir jetzt im Dämmerlicht unirbisch blaß und schöner denn je.

Einen Augenblick hielt sie still, mir wie traumhaft hingegen, dann aber riß sie sich los und fuhr zurück.

Gelächter erscholl hinter uns, Gläser geklirr und der Ruf nach Rositta.

»Bleiben Sie hier, Rositta,« flehte ich und breitete die Arme aus.

Sie aber wies nach dem Saale. Dann warf sie, hoch aufgerichtet, das Haupt empor mit ihrer stolzen, herrischen Gebärde und sagte leise, wie gebietend: »Wir sehen uns, wenn alles still ist!« — — —

Ich saß dann wieder im Saale im Kreise der andern, und schon trat auch Rositta wieder herein, heiter, gewandt, mit unbekümmertem Lächeln, als wüßte sie von nichts.

In mir brach Fieber auf, das Glas in meiner Hand erzitterte, es war wie Tauchen in mir und Weinen zugleich; unfassbar, unwirklich erschien mir die Welt. Zugleich schrieb aber auch Gewißheit in mir: Wir sehen uns, wenn alles still ist!

Zum Glück beachtete mich niemand. Zu sehr schon gehörte alles dem Weine, dem Rausche der Musik und des Gesanges.

Mein Auge suchte immer wieder Rosittas Blide, ich so ihr Wesen in mich ein wie einen tiefen köstlichen Trank. Sie aber sah über mich hinweg, als schiene sie es für gut zu finden, mir im Augenblicke wieder fremd zu sein.

So ging das wohl eine Stunde fort, ich faßte die Zeit nicht mehr. Zuletzt verschwand Rositta und kam nicht wieder. Unerträglich erschien mir nun all das Gelärme, die Weinseligkeit, das brüderliche Sich-näherrücken. Ich löste mich vom Tische, unbeachtet, und floh in mein Zimmer hinauf.

Droben lehnte ich an der Tür zu meinem Balkon und ließ die Nacht um mich erbrausen, die Bäume, den See, das Firmament. Es kreifte alles in Lebendigkeit, in ewigen Tanges Gleichmaß, und einte sich zugleich dem großen ewigen Chor aller Stille und Erhabenheit.

Zuweilen, ins Irdische zurückgerufen, lauschte ich in den Saal hinab. Dort schien man endlich zum Ausbruch zu rüsten, die Stimmen wurden vereinzelter, Abschiedsrufe wurden hörbar, Schritte verhallten im Garten, schließlich wurden die Lichter abgebreht. Es war nun alles still.

Mir aber war es, indes ich den Augenblick erwartete, als ordne sich alle Natur den Weg entlang, auf dem Rositta erscheinen sollte.

Die Nacht ward zum Tor, der See zur Musit, die Sterne zum Glimmergewölbe.

Das machte, daß ich immer ruhiger ward, erhoben über mich selbst und doch ganz erfüllt von mir und meines Daseins stärkster Gewißheit.

Und als Rosittas Gestalt — sie war unhörbar gekommen — um die Ecke des Balkons erschien, trat ich ihr leise entgegen, nahm sie an der Hand und führte sie in mein Zimmer.

»Willkommen, Königin Abelseid!« sagte ich.

Sie stand in dem schwarzen Gewande vor mir, in dem sie mir den ganzen Abend hindurch so schön erschienen war.

Sie hatte, wie sie jetzt in der Tür aufrecht, fast ragend vor mir stand, den nächtlichen Himmel hinter sich und seine vielen Sterne.

Sie hatte das Haupt in den Nacken gelehnt, die Augen geschlossen.

In ihrem Haar schimmerte der schmale Silbermond.

Ihre Lippen aber brachen aus dem bleichen Antlitz wie in Fiebertöte.

Die Tage, die ich nun lebte, ließen mich glauben, ich hätte frühere Tage nicht gelebt. Ganz nahe schien ich mir dem tief-

geheimen Wesen aller Dinge und alles Daseins überhaupt. Meine Stunden waren geeignet von letzter Erfüllung, erschlossen in Kraft und Fülle war jeder Augenblick. Wieder erfuhr ich, und diesmal mit nie geahnter Stärke, daß erfüllte Gegenwart zugleich auch Ewigkeit bedeutet.

Wie aus einer völlig unversiegbaren Quelle glaubte ich immer aufs neue zu schöpfen, und es mochte das wohl auf eine besondere Eigenschaft in Rosittas Wesen zurückzuführen sein.

Es stand nämlich so mit ihr, daß sie aus einem wunderlichen Willen heraus das Doppelleben jenes ersten Abends fortzuführen für gut fand, indem sie zu Nacht die eine war und über Tag die andre. Gewiß geschah das aus Vorsicht, aus notgedrungener Überlegung heraus, denn es galt vor allem für uns beide, uns vor den Gästen und dem Bruder nicht zu verraten. Ein Spiel, das mir um unser beider willen nicht recht genehm war und das ich in andre Bahnen zu lenken hoffte.

Ich glaubte aber zu bemerken, daß Rositta selbst über ihr kühn geheimes Doppelspiel eine merkwürdige Freude und Genugtuung empfand, und das war es wohl, was mich inmitten all meiner Seligkeit zuweilen etwas nachdenklich machte.

Sie war tagsüber nun noch wesentlich kühler, gesellschaftlich zurückhaltender mir gegenüber, zeichnete mich vor keinem der Gäste aus, vermied es sogar, mir mit Blick und Gebärde auch jemals nur die kleinste Aufmerksamkeit zu erweisen.

Trat sie aber des Nachts durch meine Tür, so warf sie wie mit einer einzigen starren Gebärde alle trennenden Schranken und seelischen Masken von sich ab, ward Weib von königlicher Größe und kindlichster Eingabe zugleich und brannte eine Fadel an von solcher Blut dämonischen Gefühls, daß ich darin ohne Besinnung zu vergehen verneinte.

So schlürfte meine Seele zur Hälfte köstlichsten Trank des Lebens, zur Hälfte dürstete sie. Und es lag, vielleicht nur unbewußt, jedoch zutiefst im Wesen Rosittas begründet, daß diese Zauberei verhüllten Dürstens von ihr mit gleicher Meisterschaft gepflegt wurde, als sie auch Meisterin der großen Gewährung war. Sie wußte Weib zu sein bis ins Letzte, ihre Liebe war, wenn



auch targ an Worten, so doch im Geschehen wie eine Perlenkette auslobernder Abenteuer, hingeschleudert in fiebernde Nacht, uralte verschwiegene Geheimnisse enträtselnd, Aberlieferungen seligsten Wissens offenbarend. Rosittas Mutter entstammte einem alten römischen Bürgergeschlecht, die Eltern ihres Vaters waren aus Sizilien ins Lombardische eingewandert. So schien mir ihre stolze Art in manchem erklärt, in manchem auch das vulkanisch Aufbrechende ihrer Natur. Das war für mich ein neues wunderbares Geschenk inmitten allen Beschenktseins, daß fremde südlische Kunde, von mir so heiß ersehnt, hier aufbrach wie aus fernen völkischen Tiefen und mich in flammenden Abenteuern untergehen ließ. Meine Seele war weit von der Heimat und suchte und fand sie doch. Sie fand sie in den Armen dieses seltsamen fremden Mädchens, das Heimat gewährte nach seiner Art, über alle trennenden Schranken hinweg, lezte große allverbindende Heimat, die allein die Liebe ist.

Da mein Wesen nun derart erfüllt war von der Geliebten, sprach ich auch anders zu ihr als bisher. Stand sie im Garten neben meiner Staffelei, begann ich oft, da sie es so wollte, von meinem Werke zu sprechen, nicht mehr den lezten Ergebnissen, den Resultaten nach, sondern die treibenden Kräfte, die stillen Geheimnisse des Werbens entlang, die der Künstler gern verschweigt und nur gesteht, wo er liebt.

Rositta folgte meinen Erläuterungen mit Aufmerksamkeit und zeigte mit der Ahnung des Weibes für alles Organische erstaunliches Verständnis auch für scheinbare Nebensächlichkeiten. Es lag jedoch immer Zurechtaltung über ihrem Wesen, auch in diesen geistigen Dingen, und das wurde zur Angstlichkeit, wenn mich Zärtlichkeit überwältigte, wenn ich die Geister holder Erinnerung beschwören wollte, wenn es mich verlockte, meiner schönen stolzen Geliebten auch im Tageslichte gewiß zu sein.

Sie wurde dann von einer merkwürdigen Unruhe befallen, lenkte sogleich ins Unwesentliche, Alltägliche ab und schien mir dann innerlich ferner zu stehen als vorher.

Ich sagte ihr einige Male, in aller Demut des Verliebten: »Warum so kühl, Rositta, hier, wo uns niemand sieht, wo uns niemand belauschen kann?«

»Ich kann nicht anders sein,« sagte sie dann gequält, wie in Unmut über sich selbst, und schüttelte zu jeder weiteren Frage den Kopf.

Und so vermied ich, es anders von ihr zu verlangen. Mir, dem um Vergänglichkeit schon allzusehr Wissenenden, war hier um ängstliche Wahrung jedes schönen Augenblicks zu tun. Und zuweilen empfand ich selbst, daß in dieser Verschiedenheit ihres Wesens zwischen Tag und Nacht so etwas wie eine tiefe dämonische Triebkraft liegen mochte, wie ja in allem Gegensätzlichen überhaupt. Sah ich Rositta tagsüber vor mir, allein oder in Gesellschaft anderer, so verlockte es mich nun zuweilen, sie noch fremder, unnahbarer zu empfinden, als sie es tatsächlich war. Um so süßer berauschte mich dann der Gedanke, dieses schöne, vom Geheimnis anderer Wesenheit umhüllte Geschöpf in wenigen Stunden, aller Welt unbewußt, mein eigen nennen zu können, nicht als Besitzer, sondern immer wieder als neuer Eroberer eines großen verschwiegene Glücks.

Es lag Abseitigkeit in dieser Empfindung, gewiß, und zwar von etwas schwüler Art, das verhehlte ich mir nicht. Und mir war es, das sehe ich heute schärfer als damals, Rositta gegenüber nicht mehr um Abseitigkeit, sondern um Klarheit und Dauer des Gefühls zu tun. Es war dahin mit mir gekommen, daß ich sie mir nicht mehr als das Abenteuer, sondern als das Bleibende wünschte.

So hatte sie den einzigen wahren Sieg des Weibes über mich gewonnen: ich sehnte mich in ihrer Nähe nach Beständigkeit.

In diesen Tagen war ich daran, neben meiner landschaftlichen Arbeit auch ein Freilichtporträt von Rosittas Bruder zu malen. Ich wußte, daß ihm das Freude machte, ich sah auch darin die einzige Möglichkeit, ihm für seine vielerlei kleinen Liebenswürdigkeiten erkenntlich zu sein. Ich achtete im übrigen sehr darauf, seine Gastfreundschaft nicht auszunützen, und ordnete, trotz seinem lebhaften Widerspruch, meine wöchentlichen Hotelverpflichtungen gleich den andern Gästen auf das strengste.

Levati hatte gewünscht, in seiner Eigenschaft als Herr des Hauses auf dem Bilde festgehalten zu sein. Ich nahm ihm das nicht weiter übel, ja, ich hatte es erwartet.

Ich fand, indes ich ans Werk ging, noch einen Rest des Humors in mir vor, der mich durch die Armut meiner Jugend begleitet hatte, da ich nämlich gezwungen gewesen war, jedweden um des lieben Geldes wegen abzufanterfeien. Ich wählte Levatis Standpunkt im Garten so, daß man das Haus im Hintergrunde gewahren konnte und auch das Wort Regina auf dem Hotel-schild noch zu lesen vermochte. Ich hatte damit, es war kein Zweifel, das Richtige getroffen, und so suchte ich denn aus dieser Gemütsangelegenheit herauszuholen, was mich selbst noch etwa daran vergnügen konnte. Er hatte das bewegliche, nicht unintelligente Gesicht des italienischen Geschäftsmannes, mit einem Schuß von Wigbarin, auf der Basis starken Rassebewußtseins. Er hätte es gewiß auch in einem geistigen Berufe zu etwas gebracht, schien aber durchaus zufrieden mit seinem Lose und seiner bürgerlichen Stellung in Salò. In seiner Jugend war er gereist, war in London und Paris in Hoteldiensten gestanden und hatte an weltmännisch geschäftlicher Führung sich angeeignet, was seinem Wesen entsprochen haben mochte.

Auf meine Frage, ob er denn noch niemals an eine Verheiratung gedacht habe, meinte er lachend, dergleichen wäre ganz und gar nichts für ihn, und im übrigen habe er ja Rositta im Hause.

»Aber Rositta könnte doch einmal heiraten und von Salò fortmüssen?« fragte ich.

»Ich glaube kaum, daß sie das tun wird,« gab er mit Sicherheit zurück. »Sie hat schon zweimal eine Heirat ausgeschlagen um dieses Punktes willen. Rositta ist mit diesem Hause so gut wie verwachsen, müssen Sie wissen. Die Tätigkeit hier ist das, was sie braucht. Sie will Raum, Bewegung, Welt um sich, will sich tummeln, anschaffen, überall dabei sein und auch ein wenig herrschen können, dann fühlt sie sich erst wohl.«

Ich konnte die Wahrheit dieser Worte nach meiner Überzeugung nur bestätigen. Wieviel an Zärtlichkeit, an ängstlicher Liebe war aus ihnen herauszuhören!

Und ich dachte mir, indes ich das erwog: Hier schaffe ich an dem Bildnis eines Mannes, den ich eigentlich belüge. Möglicherweise male ich ihm auch falsche Farben über das Antlitz. Auch Rositta belügt ihn auf ihre Art. Aber wo gibt es ein verschwie-

genes Glück, das mit Lüge nicht irgendwie verknüpft wäre? Immer ist da irgendetwas, der mehr oder minder durch Schweigen betrogen wird, sei es Vater, Mutter oder ein väterlicher Bruder wie dieser hier.

Levati sah eine Weile nachdenklich über den See hinaus. Meine Frage von früher mochte ihn noch immer beschäftigen.

»Die Sache mit dem Heiraten ist überhaupt nicht so einfach bei Rositta,« begann er dann zögernd. »Sie scheint sich, wie man sagt, aus den Männern nicht viel zu machen. Sie betonte auch schon oft genug, daß sie wenig Lust habe, sich dauernd zu binden. Eine besondere Kinderfreundin ist sie auch nicht. Nun also, lauern da nicht allerlei Vorbedingungen für eine unglückliche Ehe? Und ist es da nicht besser, sie bleibt bei mir und schafft hier als Herrin im Hause?«

Ich überlegte im stillen, ob diese Worte nicht etwa an mich selbst gerichtet wären. Sollte Levati bemerkt haben, wieviel mir Rositta bedeutete? Wollte er mich etwa vor übertriebenen Hoffnungen warnen?

Mich beschäftigte, was ich gehört hatte, so stark, daß ich den Pinsel fortlegen mußte. »Wir wollen es für heute genug sein lassen, Herr Levati,« sagte ich, »Sie werden ja auch schon müde geworden sein.«

Er trat, wie es seine Art war, vor die Leinwand und besah sich das Gewordene. Er hatte dabei Geschmaç genug, nicht den Kritiker spielen zu wollen.

»E vero, e vero, so ist es wohl,« nickte er nur bescheiden und erfreut. »Wissen Sie, eigentlich ist es schade, daß Sie Rositta nicht malen können. Ich hätte gern ein gutes Porträt von ihr gehabt. Aber es geht nicht.«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich erstaunt. »Warum soll das nicht gehen? Es ist längst meine Absicht, Fräulein Rositta zu porträtieren. Aber ich zögerte bisher, da ich immer wieder Neues, mir noch Unaufgeschlossenes aus ihrem so überaus beweglichen Antlitz zu erschauen hoffte. Ja, eigentlich, Herr Levati, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, eigentlich sind Sie mir selbst, natürlich nur so nebenbei, eine Art Vorstudie zu Ihrer Schwester gewesen. Ich glaubte nämlich auf dem Wege mancher gemeinsamer Familienzüge, die ich bei Ihnen und Fräulein Rositta entdeckte, dem Problem näherzukommen. Wieweit das rich-

tig ist, weiß ich noch nicht. Das wird sich erst zeigen, wenn ich an Fräulein Rosittas Porträt zu arbeiten beginnen werde.»

»Damit werden Sie kein Glück haben,« lächelte Levati seinerseits. »Glauben Sie mir, es gehört zu den Eigenheiten Rosittas, von denen sie ja einige aufzuweisen hat, daß sie auf keinen Fall dazu zu bringen ist, sich porträtieren zu lassen. Was hat sich Vetter Tonio darum bemüht und andre auch! Selbst die Aussicht, nach Mailand auf die Jahresausstellung zu kommen, hat nichts bei ihr vermocht. Und dabei ist sie keineswegs ohne Eitelkeit, o nein, Gott sei Dank, im Gegenteil. Aber in dieser Frage ist alles vergebens, sie will einfach nicht.«

»Wie ist das zu erklären?« fragte ich betroffen.

»Sie hat eben einen Widerwillen davor und läßt sich auf Verhandlungen gar nicht ein. Kenne sich einer bei den Frauenzimmern aus! Ich habe es aufgegeben, mich darüber zu ärgern.«

»Ich möchte es aber trotzdem meinerseits noch versuchen,« gab ich in etwas zwiespältiger Empfindung zurück.

»Nur zu, nur zu!« lächelte Levati, indes wir aus dem Garten schritten. »Wenn Sie das zuwege bringen, meinen Respekt, Herr Adermann!«

Rositta war über Tag nicht zu Hause gewesen. Sie war auf Besorgungen in Brescia und sollte erst mit dem Abendzuge zurückkommen. Wir hatten tags vorher erwogen, ob ich sie nicht begleiten sollte. Sie meinte jedoch, das könne Verdacht erregen, wenn auch nicht bei ihrem Bruder, so doch bei den Verwandten in Brescia, die sie nebstbei besuchen müsse, und es könnte das, wie eben die Menschen und besonders die Tanten seien, wieder nach Sald einen Schatten zurückwerfen, und darum sei es wohl besser, sie ginge allein. Und ich mußte ihr, wenn auch widerstrebend, recht geben.

Ich war frühmorgens ein Stück mit ihr gefahren, bis Tormini, dort, wo die Straßenbahn in die Valle Sabbia abzweigt. Von dort ging ich den schönen Höhenweg über Villa und Cunetone wieder nach Hause und zu meiner Arbeit zurück.

Rositta war in meinen Gedanken. Es war ein seltsam neues, liebes Licht um sie

gewesen, diesen Morgen. Noch lagen ihr Verträumtheit und ein leichtmüdes Lächeln um Augen und Mund, wovon ich wußte. Nichts mag dieser Süße zu vergleichen sein, diesem morgentlichen Fieber, da die Geliebte noch nicht gelöst ist aus kosmisch freisender Gemeinschaft, und man sich fast verwundert, Selbstwerdung in ihr zu gewahren und von sich getrennte Wesenheit. Dazu kam noch, das Rositta diesmal als städtische Dame vor mir stand; sehr elegant, sehr nach der Mode und ihrer selbst sich entzündend bewußt. Von solch neuer Fremdheit umhüllt, rief sie um so stärker Erkenntnis seligsten Besizes in mir wach und das Wissen um vieles Verschwiegene.

In diese milde Verträumtheit, die nicht von mir wich, waren nun die Worte Levatis gefallen, von dieser Abneigung Rosittas gegen ihr eignes Bildnis. Mir fiel dabei ein, ihr einmal schon angedeutet zu haben, daß ich an ein Porträt von ihr dachte, und daß sie mir damals bereits eine ausweichende Antwort gegeben, die ich mir lediglich als Bescheidenheit ausgelegt hatte. Nun aber schien es sich doch anders damit zu verhalten, und mich beunruhigte das. Es war ja auch sonst noch manches, was mir unaufgeklärt, geheimnisvoll an ihr erschien, wenn ich mir ihr Wesen recht vergegenwärtigen wollte. Aber ich wußte selbst nicht, ob ich es mir fortwünschen sollte oder nicht. Uns reifgewordenen Menschen ist es ja um letzte Besitzergreifung der Wesenheit des andern gar nicht mehr zu tun, wohl auch weil wir erkennen, daß es dergleichen gar nicht gibt. Strahlt doch aus der letzten unbezwingenen Fremdheit der uns liebsten Menschen so etwas wie die Kraft des Geheimnisses auf uns aus, die uns anregt und ewig neu ist. Abtötend wirkt nur das restlos Bekannte, es weckt keinen Reim der Phantasie mehr in uns und läßt uns arm erscheinen inmitten alles Besizes. Aber das kann von den Seelen der Menschen nicht gelten, denn sie kennen sich niemals ganz. Das ist schließlich die schöne, edle Tragik aller Liebe und ihr zauberisches Spiel, dieses Brüdenschlagen von einer Seele zur andern, von Dunkelheit zu Dunkelheit.

So dachte ich und mußte lächeln über mich selbst: dergleichen kluge Erwägungen waren wohl nicht so sehr das Zeugnis des reifen, als des leise alternenden Mannes.



Und im Augenblick, da ich das dachte, überfiel mich der Gedanke an Rosittas blühende Jugend wie ein heißes, gar nicht zu fassendes Glück. Was mochte dieses schöne, seltsame Kind für mich gewonnen haben? Ich wußte es nicht und brauchte es nicht zu wissen. Nur eins empfand ich: frohe unbegrenzte Dankbarkeit.

Auf meinem morgendlichen Wege war mir aufgefallen, daß die Färbung des Sees und des Himmels anders war als sonst. Bald ging alles Frische, Blanke, Sprühende an eine graue Müdigkeit verloren, aus dem verschleierten Tor des Südens über Ermione wehte der feuchte Föhn. Schon gegen Mittag setzte Regen ein, und dann begann mit dem stärkeren Winde auch das rhythmische Schlagen des Sees. Dem donnernden Prall an die Uferwand und seinem rauschenden Abprall folgte der Wandergefang abrollender Kiesel, es war wie der Aufschrei eines Einsamen, Starlen, dem geschwächtes Murren der vielen Gefügigen folgt.

Meinen Besorgnissen um Rositta schloß sich Levati keineswegs an. Sie komme ja auf dem Landweg zurück, und die Verwandtschaft in Brescia werde sie zweifellos mit allem Nötigen gegen das Wetter versehen.

Rositta kam jedoch zur angesagten Abendstunde nicht zurück. Jetzt gab es nur noch einen einzigen Zug zur Heimkehr, kurz vor Mitternacht. Das schien Levati nun doch bedenklich zu finden. Er war an Unpünktlichkeiten seiner Schwester nicht gewöhnt. Ich fand es selbstverständlich, ihm den Abend hindurch Gesellschaft zu leisten. Er ließ, da er um meine Vorliebe für süßliche Weine mußte, eine besondere Spezialität aus dem Keller holen. Wir tranken und plauderten von allerlei, kamen aber nicht in Stimmung.

Die Haltestelle der Elektrischen lag ein gutes Stück abseits vom Hotel. Wir bewaffneten uns, als es Zeit war, mit Schirmen und Mänteln und brachen gegen das Unwetter auf, das inzwischen zum Sturme angewachsen war.

Es war mir Erlösung, Rositta im hell erleuchteten anrollenden Wagen zu gewahren als den einzigen rückkehrenden Passagier. Sie war in einen schweren Regenschirm gehüllt und winkte uns, uns erkennend, freudig überrascht entgegen. Levatis Verstimmung bemerkend, erzählte sie, sie

habe den früheren Zug um wenige Minuten versäumt und habe hierauf, in Gesellschaft der Verwandten, die sie begleitet hätten, im Bahnrestaurant die letzte Gelegenheit zur Heimfahrt abgewartet.

Wir hatten Mühe, im Sturmwind heimzugelangen. Rositta hatte sich in mich eingehängt; ich fühlte den zärtlichen Druck ihres Armes, es war, als suche sie Schutz bei mir und Verzeihung für die Verspätung.

Als Levati im Flur vorausging, flüsterte sie mir zu: »Erwarte mich, ich komme zu dir!«

Nun stand ich in der tiefen Nacht in meinem Zimmer und wartete. Ich vermochte die Tür nicht offenzuhalten. Der Regen ging prasselnd an ihr nieder. Unten donnerte der See. Mir bangte um Rositta, ihre Kühnheit schien mir Verwegenheit. Sie mußte im Freien um die Ecke des Balkons herum, dort wo der Sturm sich am wütendsten gebärdete. Schließlich war es mir unerträglich, sie im Zimmer zu erwarten. Ich griff zu meinem Wetterkragen und wollte selbst in die Nacht hinaus. In diesem Augenblick aber pochte sie draußen an das Glas meiner Tür, und ich riß sie zu mir herein. Ich nahm ihr den strömenden Mantel ab, sie war noch im Kleide, das sie morgens getragen, in dem sie mir so lieblich erschienen war. Sie war jetzt blaß und müde, ihr Haar war feucht, vom Sturme verweht. Ich führte sie zu einem Stuhl und umhüllte sie mit einer Decke. Dann setzte ich mich ihr gegenüber und wärmte ihre Hände in den meinen.

Sie sah mich eine Weile fragend an. Ihr Blick war unstill und voll Scheu. Ihre stolze gebietende Geste schien mir wie ausgelöscht.

»Was ist dir, Rositta?« fragte ich.

»Ich fürchtete mich, allein zu sein. Da wollte ich zu dir.«

Sie schlang die Arme um meinen Hals und küßte mich mit kühlen Lippen, lange, lange.

Die Stille schien wie getragen vom Wehen des Sturmes, dem Gehämmer des Sees. Sie lag mir schweigend im Arm, wie an sich selbst verloren. Sie schien mir durchaus anders als sonst.

Und mir war nun plötzlich, als müßte ich Gewißheit über sie erlangen, eben jetzt, zu dieser Stunde. Irgendwo lagen hier Dunkelheiten, die wollte ich erhellen, heute

noch, um jeden Preis, um ihr dann wieder nahe zu sein wie zuvor.

»Ich verlange die Wahrheit über dich zu wissen, Rositta,« begann ich. »Vieles in deinem Wesen ist mir rätselhaft. Willst du mir antworten?«

»Rätselhaft?« fragte sie müde. »Ich bin mir selbst ein Rätsel, das ist alles.«

»Ich sprach mit deinem Bruder heute von dir, Rositta, er meinte, es wäre dir unerträglich, ein Bildnis von dir malen zu lassen. Wie soll ich mir das erklären? Was geht in dir vor? Würdest du es auch nicht ertragen, wenn ich es wäre, der dich malte?«

Sie hatte schon zu Beginn meiner Worte unwillig aufgejuchzt: »Ich mag nicht abgebildet werden. Es ist mir unerträglich,« stieß sie dann hervor.

»Warum ist es dir unerträglich, Rositta?«

»Ich weiß es selbst nicht. Ich fühle es so. Ich will nicht festgehalten sein, in keiner Weise. Ich will heute so sein und morgen so. Auf dem Bilde wäre ich immer die gleiche. Ich bekäme Angst vor mir selbst. Es ist wie der Tod. Ich kann es dir nicht anders sagen. Wenn du mich liebhabst, so sprich nicht davon.«

»Gut, Rositta, sprechen wir nicht davon. Es ist ja schließlich auch nichts Wesentlichen. Sagen wir — eine Marotte von dir. Aber dich quält noch etwas andres, und das darfst du mir nicht verschweigen, Rositta.«

Da entzog sie mir ihre Hände und schaute starr vor sich hin. Dann sprang sie auf und warf die Dede von sich ab. Sie redte sich hoch in ihrem schönen Kleide, warf das Haupt zurück und stellte sich ganz nahe vor mich hin.

»Nun gut, so höre, wenn du es wissen willst. Es muß ja doch einmal gesagt sein. Ich bin seit langem im geheimen verlobt mit Vetter Galeazzo!«

»Mit Vetter Galeazzo?«

»Du kennst ihn doch, den Hauptmann? Du hast ihn ja unlängst im Garten gesehen. Ich sprach mit ihm heute in Brescia. Er ist hierher nach Salò versetzt. Er trifft morgen hier ein.«

Ich stand mit geschlossenen Augen, still. Auch Rositta rührte sich nicht.

»Warum sprichst du nicht?« begann sie

endlich. »Du mußt zu mir sprechen. Sprich doch ein Wort!« —

»So höre doch, fuhr sie nach einer Weile fort, »stoß mich von dir, ich bin ja in deinen Augen nicht viel mehr als eine Dirne. Aber sprich doch ein Wort!«

»Nein, nein, Rositta,« sagte ich endlich, dumpf und müde. »Das sollst du von dir nicht sagen — eine Dirne! Nein, nein!«

Es blieb dann wieder geraume Zeit still. Von unten hämmerte der See, Stoß auf Stoß, ehern und unerbittlich, wie der Hergschlag der Welt.

»Warum hast du mir das alles nicht früher gesagt, Rositta?«

»Ich hatte Angst, dich zu verlieren.«

»Du hast mir Liebe geschenkt und gehörtest einem andern?«

»Ich gehörte vor allem dir!«

»Gewiß, gewiß, du meinst — in diesen Tagen. Und nun, wenn er kommt?«

»Ich weiß nicht, was dann sein wird. Nicht daran denken! Jetzt bin ich bei dir!«

»Du bist mit ihm verlobt? Seit wann, Rositta?«

»Es sind wohl schon fünf Jahre her. Ich kenne ihn ja seit meiner Kindheit.«

»Und warum habt ihr nicht geheiratet?«

»Galeazzo war bis vor kurzem auf der Kriegsschule. Und ich — ich wollte noch frei sein!«

»Jetzt verstehe ich dich, Rositta, frei sein nennst du das!«

»Ja, frei sein,« fuhr sie jetzt glühend auf, »frei sein nenne ich das! Ich meine: stark und jung sein, immer noch hoffend, immer neu! Ich meine: das Leben lieben, das schöne, sonnige Leben, das Märchen, das Abenteuer, den Augenblick ausschöpfen, ihm gewachsen sein! Frei sein heißt für mich: mit dir sein, du mein Liebster!«

Sie warf sich nach diesen Worten an meine Brust, umschlang mich wild, beschwörend, unwiderstehlich. Ihre Lippen suchten und fanden die meinen, dürstend, versengend, gebieterisch küssend wie noch nie.

Draußen heulte der Sturm sein wildes, verruchtes Lied.

Meine Seele aber schrie auf in Weh und Lust zugleich und brach, ihrer selbst nicht mehr Herr, in den Feuern, die da lobten, zusammen.

(Schluß folgt.)

# Erinnerungen an Wilhelm Raabe

Von Louis Engelbrecht

Neunzig Jahre waren dieser Tage seit Wilhelm Raabes Geburt verfloßen. Da treibt es mich und mit mir sicherlich viele andre, den Blick zurückzulenken in jene unvergeßliche Zeit, da wir um ihn sein durften, und besonders des 8. Septembers 1901 zu gedenken, an dem es uns vergönnt war, ihm bei dem Abschluß seines siebenzigsten Lebensjahres endlich einmal vor aller Welt laut und rückhaltlos zu sagen, was wir von ihm als deutschem Dichter, Menschen und Freund hielten. Und eine Fülle von Bildern steigt bei diesem Rückblick vor unsrer Seele auf; wir hören nochmals die Stimmen freudigster Begeisterung widerhallen im ganzen deutschen Vaterlande, und auf der Stirn des entschlafenen Freundes sehen wir noch einmal den Glanz der verklärten Abendsonne.

Noch mit diesen Bildern überkommt uns zugleich ein Gefühl quälender Reue, weil wir in den besten Tagen unsers Lebens im Uberschwange eines frohen, sorglosen Genießens so viel versäumt und nur allzu sehr gefargt haben mit den Stunden, die wir an seiner Seite hätten verleben können. Wieviel Zeit haben wir damals mit Dingen verbracht, die uns jetzt so klein und nichtig erscheinen und uns nicht den geringsten Ersatz bieten können für das, was er uns an den Abenden eines zwanglosen Zusammenseins noch gegeben haben würde, wenn wir uns nur hätten überwinden können, uns rechtzeitig aus dem Alltagsleben herauszureißen und zu ihm zu gehen, zu ihm, der immer für uns da war. Und es ist nur eine recht klägliche Entschuldigung, daß wir damals noch mitten im Kampfe des Lebens standen, während er in den Hafen der Ruhe eingelaufen war, seit er nach der Vollenbung seines »Altershausen« die Feder niedergelegt hatte. Denn gerade da, als seine Hand ruhte, sein Geist aber noch leuchtete in der alten Frische und Klarheit, hätten wir ihn um so mehr aufsuchen und all das von ihm erlauschen müssen, was er nun nicht mehr dem Papier anvertraute.

Und wieviel hätte das sein können in den fast zehn Jahren, wieviel hätten wir noch für uns und tausend andre gewinnen können, wenn wir damals unsre Schuldigkeit getan hätten! Wie bewunderungswürdig steht der Alte vor uns in seiner Abgeschiedenheit und Ruhe, mit der er sein Lebenswerk abschloß und seine letzte Arbeit still beiseitelegte, ohne der Welt vor seinem Tode einen Einblick in sie zu gewähren. Außer seinen Angehörigen wußte wohl kaum jemand,

daß noch eine vollendete Erzählung in seinem Pulte lag.

Mir aber gestattete ein seltsamer Zufall, einen flüchtigen Einblick in das Werk zu tun, als ich eines Tags bei einem Besuche den Dichter in erregter Stimmung antraf. Ein junger braunschweigischer Oberlehrer hatte in einem Vortrage über ihn seinen Zuhörern vorgerechnet, welche ungeheure Schreibarbeit allein Raabe bei der Abfassung seiner Werke geleistet habe, und dabei zugrunde gelegt, daß dieser alle seine Erzählungen mindestens zwei- oder dreimal geschrieben habe. Aber diese vollkommen unrichtige Behauptung war Raabe entrüstet und betonte, daß er seine Sachen nur einmal geschrieben und nur sehr selten etwas darin geändert habe, und dann ging er hastig an sein Pult, holte eine Handschrift hervor und legte sie mir zum Beweise vor.

Was er mir zeigte, war sein letztes vollendetes Werk, war »Altershausen«. Und als ich dann zu ihm sagte: »Oh, Sie alter Sünder, Sie erklären immer, Sie hätten nichts mehr geschrieben, und da habe ich doch noch ein neues Buch vor mir,« schlug er mir die Handschrift vor der Nase zu und sagte: »Ich habe Ihnen gar nichts gezeigt.« Lachend legte er dann das Werk an seine Stelle zurück, und wir haben nie wieder davon gesprochen.

Raabe aber lebte nach der Vollenbung von »Altershausen« in dem gerechten stolzen Bewußtsein, daß er genug gegeben habe für die Erquickung, Erhebung und Gesundung des deutschen Volkes, wenn es nur nach dem Heilbrunn seiner Schriften greifen wollte, genug auch für eine unendliche Fülle von gelehrten Abhandlungen und Betrachtungen, Auszügen, Zusammenstellungen, Schulaufgaben und sonstigem Schreibwerk, das sich, wie die Sackpflanzen an den Kiel eines stolzen Schiffes, an die Meisterwerke großer Dichter zu klammern pflegt.

Ich will und kann jene gelehrten Schriften nicht vermehren, fühle mich auch nicht berufen dazu, Raabes Werke oder sein Wesen kritisch zu beleuchten. Plaudern nur will ich von ihm, wie's das Herz mir eingibt, plaudern von jenen Tagen, da wir die Vollenbung seines siebenzigsten Lebensjahres feierten, und von allerhand Dingen, die darum und daran hingen. Dabei kann ich es aber nicht umgehen, wie anmaßend es auch erscheinen mag, öfter von mir selbst zu sprechen, denn ein gütiges Geschick hat mich nun einmal in den Kreis derer um Wilhelm Raabe hineingeführt, und es ist mir vergönnt gewesen, achtundzwanzig Jahre an seiner Seite zu leben





Hanns Sethner:

Wilhelm Raabe

Aus dem Korpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg 9



und seiner Freundschaft gewürdigt zu werden. Manches Mal auch durfte ich ihm ein Berater sein in den kümmerlichen Dingen dieses Lebens, mit denen wir Rechtsbefflenen uns berufsmäßig beschäftigen müssen und die andern Leuten oft das Leben verderben.

Noch heute ist es mir eine der freudigsten Erinnerungen meines Lebens, daß ich in leitender Stellung mitarbeiten durfte an den Vorbereitungen zu der Feier des Tages, an dem Wilhelm Raabe sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete, und daß ich dieser Feier beizuohnen durfte bis zu dem Abschlußabend, an dem er auf dem Heimwege vom Grünen Jäger die von mir mit Spannung längst erwarteten Worte sagte: »Gott sei Dank, daß die Geschichte vorüber ist.« Bei aller schallhaften Rederei, die darin lag, waren diese Worte doch bitter ehrlich gemeint, denn angenehm ist es Raabe gewiß nicht gewesen, sich mehrere Tage auf dem Präsenzierteller umhertragen und der zum Teil recht erstaunten Menge vorführen zu lassen, in der viele kaum eine Ahnung davon hatten, daß einer der Fürsten im Reiche der Geister in ihrer unmittelbaren Nähe, in der Stadt Braunschweig selbst, lebte.

Aber Freude hat Raabe doch gehabt an jener Feier. Das konnte man seinen Augen besonders in dem Augenblicke ansehen, als der Wagen, der ihn von der Festigung im Altstadt-Rathause nach seinem Heim zurückführte, sich in Bewegung setzte, während eine festlich gestimmte Menge ihn umdrängte, alle Fenster an dem Altstadtmarke dicht mit Menschen besetzt waren, die Häupter sich entblößten und die Tücher in den Lüften flatterten, bis der Wagen um die Ecke der Poststraße verschwand.

Ausgesprochen hat Wilhelm Raabe diese Freude — außer im Kreise seiner Familie — wohl nie. Zweierlei Vorfälle aber darf ich vielleicht als Äußerungen einer solchen Freude ansehen, und ich will hier davon erzählen, wenn sie auch einen noch so persönlichen Charakter tragen. Wenn man über das sechzigste Lebensjahr hinaus ist, scheut man sich nicht mehr vor dem Vorwurfe der Wichtigtuerei und schreibt nieder, was man nicht gern der Vergessenheit anheimgeben möchte, weil es für die Beurteilung eines großen Dahingefahrenen nicht ohne Bedeutung sein könnte.

Während der Nachfeier auf dem Grünen Jäger erhob sich Ludwig Hänselmann, der dort nun wieder, wie in schon längst entschwundenen Zeiten, da uns jene trauliche Walbshenke regelmäßig vereint sah, neben Raabe im Sofa saß und erklärte, daß er sich eines Auftrages des Jubilars zu entledigen habe. Dann dankte er mir in Raabes Namen für die Vorbereitung und Leitung der Feier. Dieser aber ging um die lange Tafel herum,

an deren anderm Ende ich saß, auf mich zu, ließ mit den Worten: »Jetzt stoße ich nur mit einem an«, die ihm von andern entgegengestreckten Gläser unbeachtet und stieß mit mir an. Dann nahm er mich in den Arm — es war das einzige Mal in den achtundzwanzig Jahren unsrer Bekanntschaft — und flüsterte mir ins Ohr: »Engelbrecht, Sie sind doch ein guter Kerl!« Endlich ging er, wie er gekommen war, auf seinen Platz zurück.

Das zweite Zeichen seiner Freude über die Feier jenes 8. Septembers gab mir Raabe etwa fünfviertel Jahr später — es muß am 28. November 1902 gewesen sein — in seiner Wohnung: mit dem Bemerken, daß er mir schon immer gern eine Freude habe machen wollen, überreichte er mir plötzlich eine kleine längliche alte Schachtel, wie solche zur Aufbewahrung von Tachnabeln oder dergleichen gebraucht werden. Auf dieser Schachtel stand: »8. September 1861 bis 11. Dezember 1873. — Hungerpastor. — Drei Febern. — Abu Telfan. — Schüßberump. — Dräumling. — Chr. Pechlin. — Meist. Autor.« In der Schachtel aber lag ein dünner, angebrannter, in der Mitte durchgebrochener schwarzer Federhalter, mit dem Raabe, wie er mir mitteilte, alle die auf der Schachtel verzeichneten Werke geschrieben hatte. Durch ein Versehen war der Federhalter in den Ofen geraten und nur mit Mühe von Raabe in seinem jetzigen Zustande aus dem Feuer gerettet worden. Vergeblich wehrte ich mich gegen die Gabe mit dem Einwande, daß sie seiner Familie erhalten bleiben müsse. Raabe blieb dabei, daß ich den Federhalter haben sollte, und so bin ich denn in den Besitz dieser ebenso eigenartigen wie wertvollen Erinnerung gekommen. Raabe widelte mir die Schachtel noch in das Blatt seines Abreißkalenders vom 27. November 1902 mit dem Bilde Alexander Dumas' d. J. Ich besitze auch dieses Blatt noch, aber es ist jämmerlich zerrissen, weil ich die Schachtel und den Federhalter unendlich oft habe aus- und wieder einwickeln müssen, um Raabe-Freunden das teure Andenken zu zeigen.

Die Vorbereitungen zu dem Feste vom 8. September 1901 und dessen Nachklänge brachten noch mancherlei mit sich, was mir bemerkenswert erscheint. Ich will davon nur erzählen, was den Dichter unmittelbar anging und deshalb ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen kann.

Bei allem berechtigten Selbstbewußtsein und der festen Überzeugung von seiner hervorragenden Bedeutung als deutscher Dichter, womit er gelegentlich durchaus nicht zurückhielt, war Raabe doch wieder von einer rührenden Bescheidenheit und ein ausgesprochener Feind alles äußeren Gepranges und Getues. Das erschwerte es aber oft sehr, ihn zu dem zu ver-



anlassen, was sich an äußeren Förmlichkeiten nicht gut umgehen ließ. Die Frage, was für einen Anzug er bei der Feier des 8. Septembers 1901 tragen sollte, brachte eine solche Schwierigkeit. Raabe selbst stand auf dem von niemand geteilten Standpunkt, daß sein schier vierzig Jahre alter Hochzeitsrad für die Feier genüge. Ich wurde gebrängt, doch zu versuchen, ob der alte Freund nicht noch rechtzeitig zur Anschaffung eines neuen Strads zu bewegen sei, und ich unterzog mich auch dieser mir vom Schicksal aufgebrängten schwierigen Aufgabe. Meine Vorstellungen wurden aber von ihm zunächst mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen, und erst nach langen Verhandlungen, bei denen ich allerhand spitze Bemerkungen über mich ergehen lassen mußte, erklärte Raabe sich bereit, zu seinem Schneider zu gehen. Ich war beruhigt. Und als ich am Tage der Feier zu ihm kam, um ihn nach dem Altstadt-Rathausaale abzuholen, stand er im festlichen Gewande, an dem ich nichts aussetzen konnte, da, zum erstenmal den herrlichen Maximiliansorden auf der Brust, der schon so manches Jahr bei ihm im Schranke gelegen hatte. — Wenige Wochen später gingen wir abends über den Wall zur Herbstlichen Weinstube. Da sah mich Raabe plötzlich mit einem ganz absonderlichen triumphierenden Lächeln an und sagte: »Es war ja doch mein Hochzeitsrad.« Er hatte sich verständigergewiese damit begnügt, den alten Grad aufzuffrischen zu lassen.

Einen Kampf mußte ich mit Raabe auch wegen seines Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ausfechten. Auf diese Auszeichnung legte er trotz seiner sonstigen Abneigung gegen alle Äußerlichkeiten so großen Wert, daß er sich nur schwer entschließen konnte, den Orden aus der Hand zu geben. Erst nach langem Zögern überließ er ihn mir, damit ich ihn zum Anlegen instand setzen lasse. Dabei band er es mir auf die Seele, daß ich ihm den Orden sehr bald wieder zurückbringen mußte. Das habe ich rechtzeitig getan und durfte ihm nun am 8. September den Orden anlegen, ihn so geschmückt auf seinen Ehrenplatz in den herrlichen Festsaal führen und dort nach dem Sturm und Drang der vorausgegangenen Tage die Feier eröffnen, von der hinterher in einem auswärtigen Blatte stand, daß sie wohl die schönste Huldbildung gewesen, die einem deutschen Dichter zu Lebzeiten dargebracht worden sei.

In meiner Eröffnungsrede habe ich dann aber den alten Freund aus ehrlichem Herzen um Verzeihung gebeten, weil wir ihn herausgerissen hätten aus der traulichen Stille seines Familientreffes, in dem er sonst gewohnt gewesen sei, seinen Geburtstag zu feiern. Wir hätten aber nicht anders handeln können, um uns nicht der tiefsten Beschämung auszusetzen.

Wir seien es uns, seien es ihm und dem ganzen deutschen Volke schuldig gewesen, der Welt zu zeigen, wie deutsche Herzen einen großen deutschen Dichter ehren. Und ich weiß, daß diese Worte — wie wenig auch die ganzen Veranstaltungen sonst nach Raabes Sinne sein mochten — doch auch aus seiner Seele gesprochen waren, daß er aber noch etwas daneben empfand, was ich an jenem Tage nicht berühren mochte. Das war der stille Vorwurf: »Ihr kommt recht spät.« Ja, es war spät, sehr spät, und wir wollen Gott danken, daß es nicht zu spät geworden war. Denn die Angst vor diesem »Zu spät« hat uns allen, die wir mit den Vorarbeiten zu dem Feste beschäftigt waren, schwer auf der Seele gelegen und ließ uns an die Spitze des Aufrufes die Worte setzen: »Am 8. September dieses Jahres vollendet, so Gott will, Wilhelm Raabe zu Braunschweig sein siebenzigstes Lebensjahr.« Und diese Angst hat uns beherrscht, bis ich endlich der Festversammlung die Worte zurufen konnte: »Gott sei Dank, der 8. September ist in das Land gezogen, und unser liebstes Hoffen und Sehnen, mit dem wir ihm entgegenzogen, hat sich erfüllt.« Und dazu lachte die Sonne aus allen Ecken. —

Noch jetzt will es mir unbegreiflich erscheinen, daß ein bedeutender deutscher Schriftsteller, der noch dazu Wilhelm Raabe als Freund sehr nahestand, es damals abgelehnt hat, den Aufruf für die Feier zu unterschreiben, weil in dessen erster Zeile die Worte »so Gott will« standen, und diese Ablehnung damit begründet hat, »daß jene Klausel wohl sehr zeitgemäß anständig sein und an manchen Stellen Wohlgefallen erregen möge; sie scheint ihm aber weder Raabe angemessen, noch wäre er imstande, seine Denkmalsart durch solche Floskel öffentlich zu verleugnen.« Ich habe es nicht unterlassen können, dem Ablehnenden zu erwidern, daß Raabe sich bisher ebensowenig wie Bismarck für einen jener Übermenschen gehalten habe, die einen Gott nicht mehr nötig zu haben glaubten, und daß von der ganzen deutschen Schriftstellerwelt, an die wir uns bei dieser Gelegenheit gewendet hätten, Gott sei Dank außer ihm nicht ein einziger gewesen sei, der in dem »so Gott will« nur eine Floskel gesehen habe. Raabe hat später, als ich ihm meine Antwort vorlegte, diese lächelnd gebilligt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Äußerung nicht unerwähnt lassen, die er mir gegenüber machte, als wir von dem Begräbnis unsers Freundes Heinrich Stegmann zurückkamen und ich dabei in sehr gebrückter und trauriger Stimmung war. Raabe bemerkte es und sagte dann, ihn könne der Tod eines Freundes nicht mehr so niederdrücken, denn er sei den Gestorbenen eigentlich schon viel näher als uns hier um ihn.

In der Zeit der Vorbereitungen zur Feier seines siebenzigsten Geburtstages traf ich Raabe einmal in großer Aufregung, weil die Nachricht in die Zeitungen gekommen war, daß beabsichtigt werde, ihn zu seinem Geburtstage ein Haus zu schenken. Sobald er mich sah, rief er: »Wollen Sie mich denn durchaus zum unglücklichen Menschen machen? Was soll ich denn mit einem Hause anfangen?« Und er beruhigte sich erst, als ich ihm wiederholt versichert hatte, daß es sich nur um einen von verschiedenen Seiten angeregten Gedanken handle, an dessen Ausführung gar nicht gedacht werde. Und es ist dieser Gedanke dann auch nicht wieder berührt worden. Das deutsche Volk hat sich damals leider auch gar nicht so opferfreudig gezeigt, daß der Hauskauf in würdiger Weise hätte zur Tat werden können.

Außer dem Gedanken an einen Hauskauf sind damals noch mancherlei andre Vorschläge gemacht, die zu langen Verhandlungen führten und vielerlei Briefschreibereien veranlaßten. Alle Raabe-Freunde da draußen wollten im heiligen Eifer so gern mitsprechen bei der Ausgestaltung der Feier; ihre Ratsschlüsse konnten aber meist keine Beachtung finden, weil dabei den Braunschweiger Verhältnissen zu wenig Rechnung getragen wurde. Es war oft nicht leicht, die Vorschläge in einer Weise abzulehnen, die jede Verletzung empfindlicher Gemüter möglichst ausschloß. Von manchen der Auswärtigen wurden wir Braunschweiger aber auch in aufopferndster Weise unterstützt und fanden Gedanken angeregt, die die Feier wesentlich verschönten und dem Gefeierten große Freude bereitet haben. Unter diesen möchte ich besonders Hans Hoffmann, Julius Lohmeyer, Robert Lange, Emil Sarnow und Siegmund Schott hervorheben.

Sehr interessant war es, wie in den letzten Wochen vor der Feier eine große Anzahl von Leuten, die sich bisher nur sehr wenig oder gar nicht um Raabe gekümmert hatten, plötzlich an erster Stelle ein Anrecht auf Berücksichtigung bei der Feier zu haben glaubten und Ansprüche auf Einladungskarten zu der Feier im Rathause geltend machten, die sich mit dem besten Willen nicht befriedigen ließen. Nach der Feier trat dann die große Stille ein, wenigstens für uns, die wir die Vorbereitungen zu der Feier in die Hand genommen hatten — nicht aber für Raabe selbst. Für ihn begann vielmehr eine recht arbeitsvolle und lästige Zeit, da er sich doch nun bei Fürslichkeiten, Behörden und allerhand Verehrern, die ihm besondere Aufmerksamkeit erzeigt hatten, »bedanken« mußte. Auch in diesen Dingen ist Raabe immer von einer ganz außerordentlichen Gewissenhaftigkeit gewesen. So trieb es ihn, gleich nach der Feier mit der Erledigung der Dankschreiben zu be-

ginnen. Hierbei kamen ihm aber, da er allem Formenwesen und dem Alltagsstreben dieser Welt so fern stand, mancherlei Zweifel, und für mich war es eine große Freude, wenn er mich dann zu Räte zog. Da während der achtundzwanzig Jahre, in denen ich zu dem Kreise um Raabe gehören durfte, auch ich in Braunschweig und die längste Zeit sogar in größter Nähe seiner Behausung wohnte und wir deshalb alles leicht mündlich erledigen konnten, ist es nicht oft vorgekommen, daß der alte Freund an mich schrieb. In den Wochen nach dem 8. September erhielt ich aber mehrere Briefe, aus denen sich eine gewisse Unbeholfenheit und zugleich die rührende Bescheidenheit des mit Recht so gefeierten Mannes ergibt. So schrieb er mir am 14. September 1901: »Lieber Freund! Kann ich die offiziellen Bedankensbriefe auf diesem Papier abgeben lassen? Es würde mir lieb sein, denn dann könnte der erste Satz morgen schon abgeschickt werden. Sie müssen es ja wissen. Ihr Wilh. Raabe.« — Ich konnte gegen das gewählte Papier nichts einwenden, und so gingen denn die Raabeschen »Bedankensbriefe«, die jetzt und in fernster Zeit so manchem noch ein kostbares Andenken sein werden, auf dem gewählten Papiere in die Welt hinaus. Am 1. Oktober erhielt ich wieder einen Brief. Die preussische Regierung, die trotz allen Bemühungen des Berliner Dichterkreises, zu dem Julius Lohmeyer, Otto von Leizner, Heinrich Seidel, Johannes Trojan und andre gehörten, sich zu Raabes Geburtstag nicht rechtzeitig mit einer Ehrung eingefunden hatte, versuchte das Versäumte endlich, aber leider in einer Weise nachzuholen, die man selbst dann mehr als kläglich nennen darf, wenn man die drei großen goldenen Medaillen für Kunst und Wissenschaft, die Raabe von anderer Seite mit Zug und Recht erhalten hat, gar nicht einmal ins Auge faßt. Er schrieb mir darüber in höchst ergötlichem bissigem Humor: »Lieber Freund! Gestern überbrachte ein Bote des hiesigen Ministeriums mir den Königl. Preuß. Kronenorden 3. Klasse. Ich habe dem Überbringer Quittung und einen Taler gegeben. Mehr ist wohl nicht nötig? In Treue. Ihr Wilh. Raabe.« Ich habe auch nicht mehr für nötig gehalten, obwohl ich dem alten Freunde am liebsten die Rücksendung dieses Ordens angeraten hätte. Aber wozu?! Wissen möchte ich nur, was der Herr Beamte, der diese Auszeichnung für einen Wilhelm Raabe in Vorschlag zu bringen gewagt hat, von den Meisterwerken der deutschen Literatur, insbesondere aber von Raabes Werken gelesen und verstanden hat. — Den Dichter selbst hat jener Mißgriff nicht berührt. Dafür stand er viel zu hoch über allen Äußerlichkeiten. Für Preußen aber war er eine Schmach, wie es Hans Hoffmann

seinerzeit mit heißendem Sartasmus zum Ausbruch gebracht hat.

Dieser ebenso verspäteten wie verfehlten Ehrung des Dichters folgte, sogar erst im November 1902, noch eine ganz verspätete Aufmerksamkeit, die der um Siegmund Schott in Frankfurt a. M. versammelte Kreis von Verehrern Raabes diesem noch erzeugte, und durch die der Dichter in große Verlegenheit gebracht wurde. Er schrieb mir am 26. November 1902: »Lieber Freund! Herr Siegmund Schott in Frankfurt hat meiner Tochter jetzt eine Obligation Nr. 283 510 — Credit foncier égyptien, wie mir scheint zu 250 Franks, zugesandt und sich Quittung darüber von ihr erbeten. Was soll ich nun dabei tun und damit anfangen? Mit herzlichem Gruß Ihr getreuer Wilh. Raabe.« Dieser Fall brachte auch mich einigermaßen in Verlegenheit, wenn ich auch nicht empfindlich darüber war, daß die rührigen Frankfurter, die schon bei den Vorbereitungen zur Feier des Vorjahres etwas zu sehr ins Zeug gegangen waren, sich jetzt noch ein besonderes Hühnchen gebraten hatten. Ich glaube aber, daß ich doch umgehend dazu geraten habe, die Quittung zu erteilen, das Papier zu behalten und in aller Seelenruhe abzuwarten, ob nicht demnächst ein hoffentlich recht großer Gewinn darauf entfallen werde.

Durch die Geburtstagsfeier von 1901 war namentlich einer der auswärtigen Freunde Wilhelm Raabe selbst und uns, seinen nächsten Getreuen, besonders nahe getreten. Das war Hans Hoffmann, der spätere Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung in Weimar, der so feinsinnige Erzähler, dessen Sprache an klingender Schönheit kaum übertroffen werden kann. Wie manchen Tag hat Hans Hoffmann später noch hier in Braunschweig verbracht, wie manchen Abend lange, recht lange im Raabe-Kreise gegessen! Er wohnte dann bei mir und nannte meine Frau und mich nur »Herbergsmutter« und »Herbergsvater«. Noch immer höre ich seine helle Stimme, wie er plötzlich auf dem Vorplatze rief: »Herbergsmutter, ich bin hungrig!« Und wie freute sich Raabe, wenn ich den Freund dann zu ihm oder abends in die Herbergsche Weinstube mitbrachte. Das Verhältnis zwischen Raabe und Hoffmann wurde immer herzlicher, und als plötzlich die Nachricht von Hoffmanns Tode eintraf, wurde Raabe auf das Schmerzlichste davon betroffen. Ich erinnere mich nicht, daß der Tod irgendeines Freundes in den achtundzwanzig Jahren unsrer Bekanntschaft einen auch nur annähernd so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Ich besand mich gerade im Parze, als ich die Trauerkunde aus Weimar erhielt, und schrieb sogleich an Raabe, worauf ich von ihm am 15. Juli 1909 nachstehende Antwort empfang:

»Lieber Freund! Ich erfuhr es gestern morgen durch die Zeitung und ging den ganzen Tag wie betäubt umher. Eng, enger wird der Kreis! Wen habe ich denn nun noch? Sie, Guter, Getreuer! — Brandes, Schönhardt in Stuttgart, Jensen in München! Nach dem Schillerhause habe ich geschrieben: Es sei sehr unrecht von dem teuren Freunde gewesen, daß nun auch er vor mir, dem Achtundsiebenzigjährigen, davongegangen wäre. Schönen Sie Ihre Gesundheit — ich kann keinen mehr missen! Von dem 11. Juli dieses Jahres werden wir noch oft reden. Ihr Wilh. Raabe.«

Ja, wir haben noch oft von dem 11. Juli 1909 geredet, und Raabe ist nie darüber hinweggekommen. Mit großer Bitterkeit sprach er von den Leuten, die Hans Hoffmann nicht lange vor dessen Tode zu einer Moselfahrt eingeladen hatten, die dieser dann in seiner poesievollen Weise in einem besonderen kleinen Büchlein schilberte oder, richtiger gesagt, schilbern mußte, denn es diente nur der Reflexe. Diese Ausnutzung des feinfühlenden Dichters, der Raabes Herzen so nahe stand, empörte diesen aufs tiefste, und dazu kam die auch nach meiner Meinung berechnete Überzeugung, daß die Anstrengungen und Unbedachtsamkeiten dieser — wenn auch vielleicht noch sehr frohen — Fekereise den Grund zu der letzten Krankheit unsers unvergeßlichen Freundes gelegt haben. Das ließ Raabe den Verlust noch bitterer empfinden.

Bald darauf trat aber an ihn selbst das Gefühl heran, daß sein Weg sich dem Ende näherte. Aber mit welcher erhabenen Ruhe konnte er davon sprechen! Bitter machte ihn bisweilen nur das Anzeichen eines langsamen Absterbens des Körpers, und er betonte oft, daß es kein Glück sei, so alt zu werden. Wie aber auch der Körper nachließ, geistig blieb Raabe immer derselbe, mochte er sich schließlich noch so matt und elend fühlen. In den letzten Monaten seines Lebens hatte ich noch die Freude, ihm den Entwurf meines Dramas »Heinrich von Hohenstaufen« auseinanderzusetzen zu dürfen, und er ging noch mit dem lebhaftesten Interesse darauf ein. Zum Schluß sagte er: »Ja, die deutsche Geschichte birgt so viele herrliche dramatische Stoffe, es muß sich nur jemand finden, der sie sieht.« Für die modernen Dramen mit ihren Ehebruchs- und Krankheitsproblemen war Raabe gar nicht eingenommen, und als ich ihm einmal, während er an Influenza litt, eine Reihe solcher Sachen zugeschickt hatte, schrieb er mir:

»Br., 13. März 99.

Bitte um noch etwas viel neue und neueste Dramatik! Similia similibus! — W. R.

Immer noch im Influenza-Elend.«

Ich schickte ihm dann das Gemünschte in noch größerer Menge, und einige Zeit später sagte



er auf einem Spaziergange in der Erinnerung an das Gelesene zu mir: »Von den Kerls spricht nach zwanzig Jahren kein Mensch mehr.« Und er hat bei den meisten recht behalten.

Ebenso wie damals dachte er auch noch in den letzten Wochen seines Lebens, als die herrlichen Tage des Grünen Jägers und die Tage des Gewandhauses schon weit hinter uns lagen und auch die Tage der Herbstlichen Weinstube ihr Ende gefunden hatten. Da saß der Alte in seinem Zimmer als ein lebensmüder, kranker Mann, der aber doch noch seinen Freunden, die ihn besuchten, mit herzlichster Freundlichkeit begegnete und seiner Dankbarkeit für jeden Besuch den lebenswürdigsten Ausdruck gab. Er erkundigte sich damals oft lebhaft nach den Freunden, die außerhalb Braunschweigs wohnten. Das fiel mir an einem Tage im Anfang des Novembers 1910 besonders schwer auf die Seele, und als ich an diesem Abende nach Haus kam, schrieb ich an Wilhelm Brandes, Robert Lange und Heinrich Spiro, daß sie so bald als möglich nach Braunschweig kommen müßten, wenn sie den Alten noch einmal sehen und sprechen wollten. Und sie kamen — und sahen ihn zum letzten Male. Nur eine kurze Zeit fesselte ihn dann noch an das Bett, dann ging er still hinüber und ließ uns seine herrlichen Werke und Erinnerungen, von einer Schönheit, wie sie nur wenig Menschen beschieden sind. Und mit diesen Erinnerungen wird immer sein Bild vor uns stehen, sein Bild aus den Tagen seines stolzen Schaffens, sein Bild, von dem er selbst einmal mit seinem vergnügtesten Lächeln sagte: »Ihr könnt stolz sein, daß ihr einen solchen Charakterkopf unter euch habt.«

Ja, wir waren auch stolz darauf, und die Welt, die sich an Raabes Werken erfreut, ahnt nicht, was wir Einzelnen, die wir um ihn sein durften, verloren haben von der Stunde an, da wir nicht mehr zu ihm gehen, nicht mehr mit ihm plaudern, nicht mehr von ihm lernen und Trost und Lebensmut empfangen konnten.

Was ich selbst beim Tode Raabes empfand,

habe ich einige Zeit später niedergeschrieben und dann an dem Abende vorgelesen, an dem wir die »Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes« ins Leben riefen. Ich will die Verse hier wiederholen und diese Erinnerungen damit schließen:

Die Schatten des Novembertages lagen  
Vor unsern Augen und auf unsrer Seele,  
Auf seinem letzten Lager ruhte schlummernd  
Ein Großer dieser Erde sterbensmatt,  
Und mit der Sonne Abendstrahlenpracht,  
Die rot am hehren Himmelszelt verglühete,  
Schied er von uns, verließ uns Wilhelm Raabe.  
Auf Windesflügeln aber durch die Lande,  
Von Haus zu Haus, von Mund zu Munde

zitternd  
Zog da das Weh — und eine tiefe Stille  
Lag weihetvoll auf gramzerzrissenen Seelen.  
Ja, weihetvoll war diese große Stille;  
Denn ob das Auge ihn vergeblich suchte,  
Die treue Hand sich niemals wieder bot,  
Wir wußten doch, er war uns nicht verloren,  
Er blieb uns doch in Treuem ein Begleiter  
Auf dieses Daseins wildverklungenen Pfaden.  
Wir hatten, haben und behalten ihn  
Als treuesten Erleherd in seinen Werken,  
Sein Geist geht mit uns, und der reichste Segen  
Wird auferblühen, wenn die deutschen Herzen  
Sich dieses Geistes wunderbare Tiefe  
Voll Ehrfurcht mehr und mehr zu eigen machen  
Und ganz erkennen, was er uns gewesen  
Und bleiben wird bis in die fernsten Zeiten:  
Ein stets sich gleicher treuer deutscher Mann,  
Ein Dichter, der des Deutschtums Kraft und

Schwächen,  
Wie selten einer, wunderbar durchschaute,  
Ein Seher, dem die Zukunft offen stand,  
Ein Weiser, der die rechten Wege kannte,  
Die zur Entfaltung, die zum Glücke führen.  
Wir haben ihn und wollen ihn behalten,  
Und was er gab, nach unsern besten Kräften  
Dem ganzen deutschen Volke weitergeben.  
Wir halten ihn, und Liebe und Verehrung,  
Die unerschöpflich seiner stets gedenken,  
Verklären sich zu stolzer Dankbarkeit.

## Abendland

Die Lichter blicken wieder mild,  
Leid sinkt und Streit in holdes Sinnen;  
Dein Sein, gleich Glocken im Gefild,  
Sucht sich mit fremdem zu verspinnen.

Die goldnen Weltenschwärme ziehn  
Durch Abendland zur Sternenruhe  
Und saugen Himmelsharmonien  
In ihres Welens tiefste Truhe.

Ein Nebel walt, ein Feuer loht:  
Dem Herrn ein Laut aus Kinderträumen,  
Und jede Seele pflückt sich Brot  
Von seinen ewig reichen Bäumen.

Max Bittrich



Kampf ums Dasein

## Aus einem wunderlichen Tiergarten

Mit fünfzehn Abbildungen nach Zeichnungen von Arno Meyerth in Weimar

Von Paul Quensel

**W**enn es immer ehrlicher Niedererschlag von furchtbarem Erleben wäre, was uns an Kriegstotentänzen und Umsturzgesichten gezeigt wird, es dürfte dagegen nichts eingewendet werden; ist doch niemand darum zu verurteilen, daß ihn die Natur zu einem empfindlichen Spiegel schuf. Aber häufig gilt Zarathustras Wort: »Geist hat der Schauspieler, doch wenig Gewissen des Geistes. Morgen hat er einen neuen Glauben und übermorgen einen neueren. Rasche Sinne hat er, gleich dem Volke, und veränderliche Witterungen.« Oft sind es die gleichen Hände, die sonst in der vaterländischen Harfe einen lauten Schall aufzurühren verstanden und heute ihr Zorn- und Anklageliedlein rasen, ganz wie es der neuen Herrschaft beliebt — die gleichen Hände, die sonst fanfarenblasenden Siegesherolden und Reden mit der gepanzerten Faust den Weg bereiteten und jetzt die neuen Helden an ihre Stelle rücken mit all den bereits komisch-konventionell gewordenen Attributen neuer Helden Darstellung: den Gicht Händen, Klumpfüßen und Paviansgesichtern. Auf wie lange? »Rasche Sinne hat der Schauspieler, gleich dem Volke, und veränderliche Witterungen ...«

Derjenigen sind wenige, die, von der

Natur mit jenen raschen Sinnen und veränderlichen Witterungen verschont, in heiterer Treue ihre künstlerische Bahn gehen und zuletzt, alle schnelllebigen Ismen überdauernd, gleich unserm lieben Hans Thoma den Kranz behalten. Gehört es doch zu den Kennzeichen der wenigen Auserwählten, daß sie in eingeborenem Zwang gleich dem Zugvogel ihren Weg ziehen müssen und von Angeboten der Mode oder von besonderen Zeitumständen unbeirrt bleiben, mögen diese sich auch noch so ertragreich aufspielen. Solche innere Nötigung scheidet sie von den Talenten, die zumeist geneigt sind, mit dem Winde zu fliegen, und dadurch zuweilen fünfzig Auflagen erzielen, wo es Raabes Verleger nicht gelang, eine einzige abzusetzen. Wenn aber eins von den Talenten allen wirtschaftlichen Erwägungen und zeitlichen Lodungen zum Trotz seinen Weg sucht, so ist das wider die allgemeine Regel, und wenn es vollends sein Schaffen durchaus auf einem fröhlichen Grundton aufbaut und sich treu bleibt sogar mitten in schrecklichster Not — wie Hunger, Frost, Fliegerschreden, Gefangenschaftsleiden, Spott und Niedertracht des siegenden Feindes —, so ist das erst recht keine alltägliche Erscheinung, und wir sind am Ende berechtigt, solch einen seltenen Rauz einmal zu Gaste zu

laden, selbst wenn es nicht immer aristophanisches Lachen wäre, das er der Tischgenossenschaft zu entlocken vermag. Sei er uns also willkommen mit samt seiner Kriegsbeute, die kaum ihresgleichen finden dürfte im ganzen langen Weltkrieg! Ein neuer, noch wenig genannter Mann ist's: Arno Metzgeroth, gebürtig und wohnhaft in der Stadt, deren berühmter Name, wie von manchen Leuten im Ernst behauptet wurde, durch die verslossene Nationalversammlung der jungen deutschen Republik eine neue Vergoldung erhielt.

Er hatte es nicht ganz leicht, künstlerisch tätig zu sein im englischen Gefangenenlager bei Rouen. Der Hunger ließ sich durch die dünnen Suppen mit etwas Mauleselsfleisch in Würfel form nur notdürftig beschwichtigen.



Uribylle

Als Arbeitstisch mußte ein Kniebrettchen, als Sitz der Bretterstapel herhalten, derrauchs zu einer Lagerstätte ausgebreitet wurde, die auch durch das beste Gewissen nichts von ihrer unsanften Natur verlor. Auch war beim Bau der Barade auf künstlerische Zwecke wenig Rücksicht genommen worden; ihr Licht empfing sie durch hochliegende Fenster, die sich statt der Glascheiben mit geöltem Schirting begnügten, ganz wie das Basler Rathaus im Mittelalter, das auch durch »lin-

nene Fenster« erhellt wurde. Und die künstlerische Anregung? Hundertfünfzig Schritt zur Arbeitsstätte, wo neun Stunden am Tage Schilder für Fracht- und Lazarettautos geschrieben wurden, und wieder zurück zur Barade. Auch Sonntags kein Stück



Guter Gang





Natur, kein neues Stüd' Menschenleben. Ist es doch nicht jedermanns Sache, sich von einem englischen Wachkommando mit aufgepflanztem Bajonett spazierenführen zu lassen. Lieber von Stacheldraht umgeben sein als von höhrendem und drohendem französischem Mob. In derartiger Umwelt, während die Kameraden mit kräftigem Pöan und beizendem Rauchopfer einer volkstümlicheren Muse dienten, entstanden Mezeroths »Kriegszeichnungen«, von denen eine Auswahl auf diesen Blättern geboten wird. In einem flachen Kästchen mußten sie nach ihrer Fertigstellung geborgen und im Sande der Parade verscharrt werden; denn die Stückchen englischen Papiers, die ein auf dem Bureau arbeitender Schiffsalgenosse »besorgte«, waren zu besseren Dingen bestimmt, als daß ein Sonderling darauf seinen Mutwillen trieb. Eine Entbedung hätte verhängnisvoll werden können: Three or five days in the box!

Umwelt wäre der blasse Ästhet zu Verzweiflung und Selbstmord gebracht worden. Wenigstens hätte er es nach seiner Heimkehr in Rede und Schrift beglaubigt und den Kranz des Leids in einer schönen Linie um die Stirn geflochten. Anders er, den wir zu Gaste geladen. Ein unverwüsthcher Frohmuth, ein sieghafter Humor haben die Leidenszeit lächelnd überwunden, haben in trostlosen Wüsteneien ein lustiges Gärtlein angelegt und belebt mit allerlei wunderlichen Thieren, vier- und zweibeinigen, verrathen und gemessenen, erbhaften und gespenstischen.

A. METZEROTH, 1979



Arno Metgeroth: Der rote Hahn





### Kompakte Majorität, vom Führer geritten

Geldschrank zu knacken, ja, meinen sogar, herbafte, kernige Männer seien der Welt nötiger als Stimmungs-, Leid-, Aufruhr- und andre Kofetten, ob sie auch mit den ansehnlichsten Lorbeerbüschen einherstolzieren. »Was sind das für Tiere?« fragten die



## Brotneid





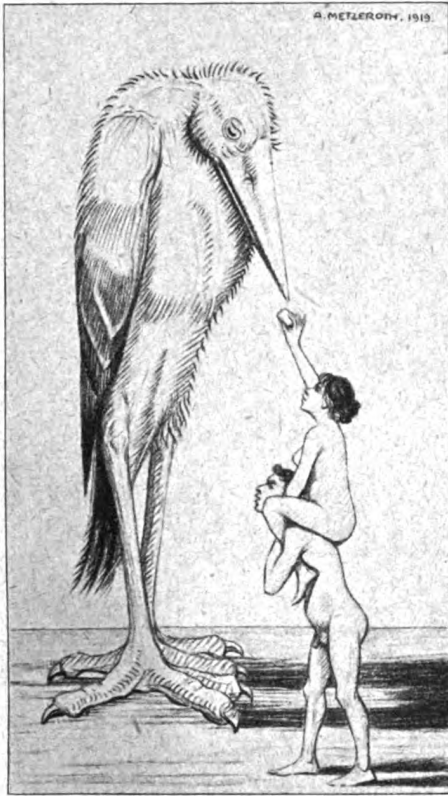
Beim Fensterln

Mitgefangenen. »Solche Tiere gibt's doch gar nicht!« Vom Standpunkt des einfachen Menschen sind die Fragen durchaus berechtigt und erklärlich. Will er den negativen Gefühlen näherkommen, von denen ein weites Gebiet der Kunst aller Zeiten und Völker, wenn auch in verschiedenartiger Form, beherrscht wird, so ist das nur möglich, wenn sie entschieden und mit Mitteln bekannter Wirklichkeit ausgedrückt sind. Hogarths »Vier Stationen der Grausamkeit«, Daumiers »Cholera« und Callots »Kriegsgreuel« werden ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlen, während er für die an der Grenzscheide zwischen Scherz und Ernst liegende Form der Groteske ebenso wenig Verständnis zeigt wie für seine Ironie der Rede. Anders der künstlerisch Belesene, der in seinen eignen Gefühlen Differenzierte. Er vermag nicht nur für die Darstellung ausgesprochenen Grauens und Schreckens den nötigen Empfindungsboden aufzubringen; ihn reizen auch die feinen drollig-sputhaften Masken, die vom Naturwüchsigem mit Kopfschütteln betrachtet werden. Auf dieses lichtere

Gebiet negativen Gefühls führt uns Mejerroth, und wo er ja für den ersten Augenblick den Anschein erweckt, als sei er auch stärkeren Verneinungen nicht abhold, da löst sich doch bald das Entsetzen in heiteres Gruseln, die künstlerische Mitteilung rückt aus dem Bereich beklemmender Unlustgefühle in das des Humors mit all seinem Behagen. Und dafür wird ihm jeder Dank wissen, der von der Natur nicht mit allzu starkem Gruselgelüst und Bedürfnis nach süßen Greueln ausgestattet ist. Uns Bewohnern des Abendlandes ist es ja überhaupt weit weniger zu eigen als den Orientalen. Die alte germanische Welt kennt Gewalttaten aller Art und dunkle Seelenverfälschungen; aber die Grausamkeit der östlichen Mythe ist ihr fremd. Für einen Elementargeist wie den Berggeist Rübezahl hat die Sage sogar ein Stück schalkhafter Gutmütigkeit übrig, und das deutsche Märchen verwendet die glühenden Tanzschuhe und die mit Nägeln ausge schlagenen Fässer nicht aus Sadismus, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl, als eine dem Volksempfinden entsprechende Genugtuung.



Preisgekrönte Schönheit



Bestechung

Mezgeroths Zeichnungen haben mancherlei Verwandte, zum Beispiel Daumiers »Bürger im Bade«, Kleps Tiergrotesken, Th. Th. Heines »Teufel«, und eine lustige Verzerrung, wie er sie liebt, findet sich schon in Jörg Sperlins d. A. Schnitzereien am Ulmer Chorgestühl. Aber er geht doch eine eigne Bahn. Viele der Blätter können als kleine Expressionen im besten Sinne angesprochen werden; denn der Geist ist es, der sich hier seine Körper baut. Diese sind oft seltsam genug und, wie zum Beispiel die Kritiker, in keinem der Tierreiche unterzubringen. Aber das Wesen der beiden schnurrigen Gebilde ist klar. Wie man auch den Titel wählen mag — ob Kritiker oder Geisteswächter oder Überlegenheit — immer wird er auf jene unsagbar ernstfomische Überheblichkeit hinielen, die eine der menschlichen Gestalt völlig fremde und doch so bezeichnende Ausdrucksform gefunden hat. Solcher Anreiz zu Deutspielen geht auch von den andern Blättern, bald stärker, bald schwächer, aus, die Phantasie in Schwin-

gungen versetzend, so daß sie versucht, hinter die Masken zu blicken und im seltsamen Zeichen allerlei höchst menschlichen Inhalt aufzuspüren. Mag der Kunsttrichter solche Ausdeutungsversuche auch als verwerflich bezeichnen; hinter seinem Rücken kreist das lustige Spiel nur desto eifriger. Das Blatt, auf dem der Teufel vom langen, krummen Horn als satanischer Jockey auf dem Rüpel sitzt, könnte es nicht die Unterschrift tragen: Kompakte Majorität, vom Führer geritten? Wie er sein Tier anfeuert durch ingrimmigsten Zurscheln im Nackenhaar und Leiern am Schwanz — ganz nach der Technik des Fleischers, wenn der Ochse nicht weiter will — wie gut beobachtet ist das und in der Wirkung wie bezeichnend: das Urvieh nimmt neuen Anlauf und feuert die ihm angelernten Schlagwörter mit der ganzen Kraft seiner vertausendfachen Lunge. Oder die beiden Schnedriche mit den unglaublich entwickelten Sitzorganen, könnten sie nicht die lustigsten Masken für jene weltfremde Gelehrsamkeit sein, die nur an besonderen Junfttagen aus dem Gehäuse geht und dann mit der ganzen steifgewaltigen Würde in tiefen Gesprächen einherwandelt, in wohl-



Auf der Galerie

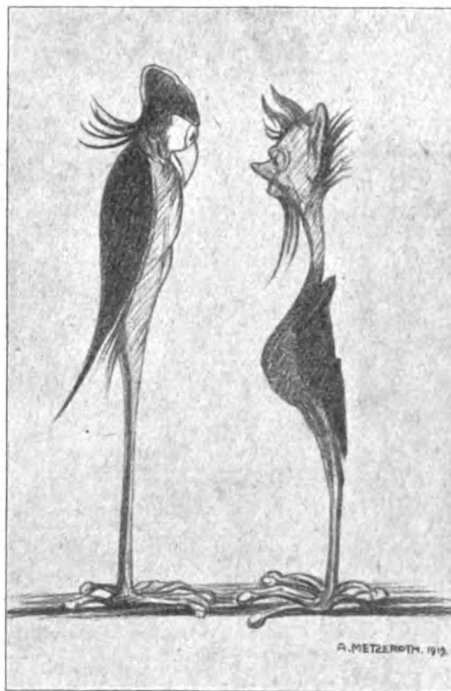


Der Häfelmann

erzogener Unterordnung der minderen Autorität unter die höhere: »Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn.« Und der Geschwänzte auf der Galerie — ob sich's da unten um eine Verhandlung über die Geschäfte der Herren Ratz und Rahn handelt oder um eine andre der sich drängenden Zeitironien, tut natürlich nichts zur Sache. Der eigentliche Reiz liegt darin, wie die ernste, hingebende Aufmerksamkeit in das schnurrigste Gewand geschlüpft und der Inhalt mit dem Zeichen in vergnüglichen Widerstreit gebracht ist. So lebt es auch in den übrigen Bildern von allerhand Sumoren, offenen und versteckten, angenehmen und bitteren, weiteren und engeren: in dem langmähigen Rüpel, der den

sprungbeinigen Tintenfater mit dem Kritiker gesicht gebastet und damit den Erfolg errungen hat — in der Springmaus und dem Reiher, einer Belächelung des Brotneides — den verträglichen Gaunern

(Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!) — und der ausgemergelten Vampir-madam, die eine Preisgekrönte Schönheit ausbietet. Überall steigt so — wie schon angedeutet — zuletzt das Lachen über den Schrecken; denn an den grimmigsten Antieren bemerkt man ein spitziges Schwänzlein oder ein Stück Rübezahlsche Gutmütigkeit hinter der bedrohlichen Außenform. So verliert der r-beinige Riesenvogel, der so böse um sich selbst herumguckt und das bittende Mensch-



Kritiker

lein von oben her bemustert, gar bald seine furchterregende Wirkung. Sein Blick hat nichts von der mordgierigen Tücke ägyptischer Sperbertöpfe; viel eher ist's ein Stück vom Dr. Ill, das aus den schnurrig-bedenklichen Augen schaut und zuletzt auf Begnadigung erkennt.

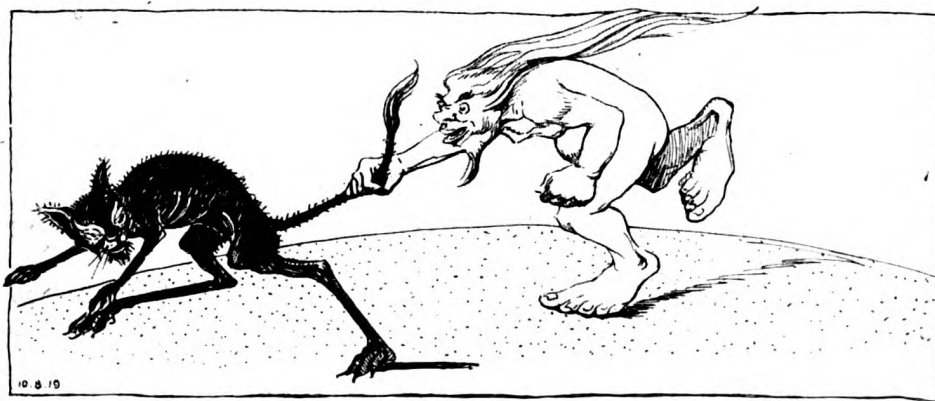
Doch auch als Formenspiele genommen, sind Mezeroths Zeichnungen von Bedeutung. Oft ist's eine gerade oder gebogen durch das Bild hindurchgehende energische Hauptlinie, die von einer rhythmischen Folge von Gegen- und Parallelbewegungen belebt wird. Die Zeichnung, die als »Kompakte Majorität, vom Führer geritten« bezeichnet wurde, ist in dieser Beziehung besonders beachtenswert, während das Blatt *Besteigung* einen eignen Reiz durch die Art erhält, wie in aller Ungezwungenheit und Einfachheit eine rein geometrische Gesamtform aufgebaut wird. So erhalten die Darstellungen trotz ihren geringen Ausmaßen einen Zug ins Große. Alle Häufung ist vermieden und eine fast ornamentale Klarheit in der Austeilung der Massen erreicht;



Begnadigung

hinzukommt an den offenen Seiten ein unge suchtes Zusammenfinden, so daß auch die nötige Abrundung des Gesamtspiels nicht vermisst wird. Der Einfachheit und Bestimmtheit in Bewegung und Rhythmus entspricht der Formausdruck im einzelnen. Mancher wird diese Linienführung als akademisch und überholt bezeichnen, zumal wenn er die Umwälzung auf dem Gebiete der Formsprache nicht als Folge allgemeiner Auflösung und Zersetzung betrachtet. Doch nach der gekennzeichneten Unverwundlichkeit des Künstlers wird es nicht wundernehmen, daß ihm das strichelnde Herumtasten an der Form nicht als Merkzeichen der

Beherrschung und Stärke erscheint, sondern daß ihm bekennerrhafte Ehrlichkeit und Bestimmtheit im Blute liegt. Daher die Freude an klarer, fester Linienführung und die Abneigung gegen blauen Dunst und schwindelhafte Zerflossenheit. Abgesehen von einigen bedeutsamen Schlagschatten — vergleiche zum Beispiel den Sitzriesen beim Fensterln — sind überhaupt keinerlei Lichtwirkungen zu Hilfe genommen; nur die



Erfolg



Form spricht, spricht in altmeisterlicher Gebundenheit und Schärfe.

Um das Bild Meheroths wenigstens in etwas zu vervollständigen, ist der »Kriegsbeute« noch eine Reihe von Federzeichnungen angefügt, deren Entstehen im Gefangenenlager nicht wohl denkbar wäre und auf die Zeit vor dem Eintritt in das Heer hinweist. Auf ihnen zeigt sich des Künstlers Formbeherrschung in besonderem Lichte; denn die Zeichnfeder ist ein unerbittliches Material, sie knirscht: Der Stümper schreibt sich mit mir selbst das Gericht. Das gilt schon, wenn es sich um die Wiedergabe feststehender Formen handelt, geschweige denn bei derartigen, zunächst nur als innere Gesichte lebenden Neuschöpfungen. Um solche handelt es sich hier in erhöhtem Maße. Auch das phantastisch Absonderliche ist aus einem festen Sein heraus geboren und gewachsen. Die Daseinsmöglichkeiten des wunderlichen Viehzeugs sind überall gewahrt; ihr Organismus erscheint glaubhaft, weil er aus ehrlichem Naturstudium entwickelt und nicht in wesenloser Phantasterei zusammengeflickt ist. Aus allen Einzelheiten erkennt man die Eindringlichkeit in der Erfassung der Körper sowie die Schärfe der physiognomischen Beobachtung. Nur sind die Gebilde auf dieser realen Stufe nicht stehengeblieben; eigenwüchsiger Humor hat Form und Seele nach der und jener Seite hin vertieft, so daß nun ein lustiges Neues aus dem Bekannten hervorblickt. Daß auch hier das negative Gefühl in eine wenn auch gehaltene Lustempfindung hinübermündet, wie bei den beiden Seeteufeln, die einen wilden Konkurrenzkampf austragen, und sogar bei dem Häkelmann, braucht

kaum nochmals betont zu werden; dagegen wäre auf die feine Naturstimmung besonders zu verweisen, die in den beiden größten und bedeutendsten Blättern lebt: bei dem Roten Fahn die der bangen Brandnacht und in der Ur-Iddille die einer großen Vornweltöde, hervorgebracht durch die zahlreichen trostlosen Horizontalen, die von dem gewaltigen Körper des auftauchenden Seeungeheuers mit dem Gummihals und dem erstaunten Quetschkopfe senkrecht überschritten werden.

So bietet unser Künstler nach diesem beschränkten Einblick in seinen wunderlichen Tiergarten das Bild eines stillen Abseits, der eigenwillig, aber fern von jeder Verbitterung seinen Weg geht. Daß dieser nicht mit Dublonen gepflastert ist, dürfte erklärlich sein, und zwar einmal deshalb, weil ein ansehnlicher Teil der Menschen für den Humor, wenn er sich etwas barock und fremdbartig einkleidet, kein Organ besitzt, dann aber auch, weil die Schwarzweißkunst gegenüber dem farbigen Bilde, besonders der »Landschaft in Öl«, beim Publikum überhaupt einen schweren Stand hat. Konnte man doch in den großen Ausstellungen immer wieder die Erfahrung machen, daß sich in den graphischen Abteilungen die Besucher nie drängten, obwohl man daselbst Blätter fand, die an künstlerischem Gehalt die größten Ölbilder aufwogen. Aber solche nachdenklichen Erscheinungen werden den Künstler nicht bewegen, hinfort die närrische Welt in erfolgreicherem Lichte zu betrachten und zu zeichnen; ist doch für ihn das Wort nicht gemünzt: »Nasche Sinne hat der Schauspieler, gleich dem Volke, und veränderliche Witterungen.«

## Einsamer Weg

Langer Weg zu dir, dunkel ausgespannt,  
Über Hügel hin, weit ins flache Land.  
Dörfer schimmern fern, an den Grund geschmiegt,  
Wie mein Schicksal tief in dem deinen liegt.  
Wipfel steigen fremd, schwarzgezackt und kraus —  
Unter welchem Baum träumt je uns ein Haus,  
Heimat dir und mir, andachtsvoll geweiht?  
Weißt schon Weinlaub ihm irgendwo ein Kleid?

Läuft zu ihm ein Pfad, so von Abend schwer,  
Wie der stille Weg zwischen Felsen her?  
Duftet dort wie hier Roggenblut und Klee? —  
Ach, noch wandern wir, tun uns Scheidend weh.  
Dämmernd schweigt um uns graues Zukunftsland.  
Aufgeschaucht und matt, ohne Führerhand  
Frag' ich nach dem Ziel Wolke, Wind und Steg,  
Bis dein Wort mir hilft, denn du weißt den Weg.

Hedwig Forstreuter



## Der Schmetterling

Novelle von Josef Friedrich Perkonig



«Ach, da fliegen sie: Braut und Bräutigam!» sagte plötzlich das junge Fräulein Bog entzückt und hörte nicht mehr auf die allgemeine Unterhaltung, die sich mit den unterscheidenden Merkmalen der Vögelbeelen beschäftigte. Aber das hinsinnende Mädchen, das den heiteren Frühlingseindringlingen und ihren unregelmäßigen Fluglinien nachstarrte und dessen Ausruf sich keine Anhängerschaft warb, wurde von zwei Seiten nach irgendeiner Meinung gefragt, links von ihrem Verlobten, dem Maler Pflugl, rechts von seinem eleganten Freunde Jacobsen. Aber sie vernahm weder die eine Stimme noch die andre, und so blieb auch ihre Antwort aus.

Auf solche Weise verstummte diese eine Gruppe. Die andre an Zahl gleichstarke sprach weiter, aber ihr Gespräch verdünnte sich, denn Frau Bog füllte die Tassen neuerlich und war dabei schweigsam; so blieben in dem Gegeneinanderprall der Ansichten nur noch der alte Herr Bog mit dem grauen Schifferbart um Kinn und Wange und der zweite, streitgierige Malerfreund, Doktor Donat.

Und es geschah, daß Bog, der Professor in Ruhe, einer schwierigen Beweisführung augenblicklich nachdachte und Donat ihn nicht stören wollte, da schwieg plötzlich die gesamte Tischrunde der sechs Personen, sah sich gegenseitig lächelnd an, bemerkte die Ablenkung Dorotheens und vereinigte die Augen an dem eingebrungenen Schmetterlingspaare.

Es schwebte heiter, angstlos gerade über dem Tische, hauchte und entwand sich, suchte mit den Flügeln krause Linien, hob sich hoch empor, als werde es durch einen plötzlich einsetzenden Luftstrom hinaufgeblasen, und sank wieder in Flügelruhe, langsam, wie zwei welcke, niedertaumelnde Herbstblätter die Tiefe suchen.

«Woher stammt die Kraft, die sie bewegt?» fragte leise wie in Andacht Herr Bog, und darauf schwiegen alle wieder, denn das Falterpaar war nun vertraulich ganz nieder gekommen, gaukelte auf einem sehr engen Raume wie erschöpft und nun ruhebedürftig, dann setzte sich der eine Schmetterling auf den feingebauhten Rand einer Porzellanfanne, gleich darauf neben ihn der andre; und ihre Flügel zitterten noch unter dem entschwebenden Nachträumen ihres Lustspieles.

Pflugl beugte sich vor, aber sein Kopfsneigen war zu hastig, das Paar stob auf. Da zog ihn Dorothea Bog am Arme sanft zurück: »Ver gönne ihnen doch die Raft.«

Der Maler lachte über ihre Besorgtheit, die

ihm übertrieben schien: »Mein Gott, wir werden uns doch nicht an diese dummen Tierlein verschwenden.«

»Warum nicht?« sagte Dorothea. »Du solltest dieses kleine Wunder doppelt werten können: gerade du. Farbe und Zeichnung zittern förmlich auf den Flügeln, so zart, so unsäglich verwehbar liegen sie darauf ...«

»Jedem Dinge seine eigne Zeit und Gelegenheit,« antwortete Pflugl.

»Er ist eifersüchtig,« meinte der glattrasierte Jacobsen, der, seinem seltenen Namen zuliebe, auf den er sehr viel hielt, sich gerne nordisch, fremd zu betragen und zu kleiden liebte. Er war der schönere, auffälliger Freund des Malers, denn Donat war klein und verwachsen, zwar nicht so stark, daß er Spott oder Bedauern zu erwecken zwang, aber man merkte seiner Gestalt doch irgendeine Unregelmäßigkeit an.

Der alte Bog rebete, als sei er noch immer im Ausklang des vergangenen Gespräches, nicht in dem beginnenden Streit um das Schmetterlingspaar; er wußte sich außerdem in seiner Tochter genügend wiederholt und vertraute dem Gebrauche ihrer Gründe. Er horchte erst begieriger auf, als Dorothea sagte: »Es ist sehr wahrscheinlich oder überhaupt bestimmt, daß es diese beiden Schmetterlinge mehr wert sind, zu Gegenständen einer Betrachtung gemacht zu werden, als vielleicht die meisten Menschen.«

»Oder zumindest ist die Linie unmöglich haarscharf zu ziehen, die Tier und Mensch trennt,« verbesserte Doktor Donat in einer unangenehmen, lächelnden Manier, forderte aber nur einen unwilligen, ja abweisenden Blick Dorotheens heraus.

Die Falter hatten sich beruhigt und saßen wieder flügelwehend auf dem Porzellanrand, so nahe beieinander, daß sich ihre Flügelenden wie lieblosend berührten, und nun zeigten sie ihre bunte, rätselhafte Pracht, denn es waren zwei Admirale.

»Es ist eine ganz besondere, seltener zu findende Art,« behauptete der Naturwissenschaftler Donat. Er war plötzlich völlig erwärmte Aufmerksamkeit und wollte mit seiner entschärferten Registrierfreude glänzen, vielleicht verblüffen.

»Bemühen Sie sich nicht, Herr Doktor,« grub ihm da Dorothea Bog alles Wasser ab, »die Familie, Art und allerley Unterabteilung ist in dem vorliegenden Falle durchaus Nebensache. Wir empfinden hier und zu dieser Stunde das unerwartet hergestellte Schmetterlingspaar un-

mittelbar als Geschöpfe Gottes und glauben von ihnen ganz Außergewöhnliches. So wie es uns zum Beispiel auch nicht interessieren würde, den Namen des Vogels zu kennen, der vielleicht plötzlich da draußen vor dem Fenster länge.»

Jacobsen sagte: »Es ist eine Liebhaberei des deutschen Zeitalters, das bis jetzt kultiviert wurde, die Dinge in das Subtilste zu lehren.« Da meldete sich würdig auch der alte Bog: »Sie irren sich, das hat nichts mit Kultur zu tun, sondern allein nur mit Natur, also nichts mit Bewußtheit, sondern nur mit Ahnung. Nämlich wir Slawen, die wir aus historischen Ursachen noch näher dem Ursprung des Lebens und seiner Formen halten, empfinden tiefer die Verwandtschaft mit dem Tier, und darum schonen wir es, wo wir etwa den Drang und die Laune hierzu fühlen; ihr tut es schon aus Gefühlsfortschritt, dort, wo die übermäßige Kultur wieder die Biegung nach rückwärts nimmt, nehmen muß, damit der ewige Kreis der Welt geschlossen bleibe.«

Pflugt aber sprach: »Ihr irrt wohl alle beide. Gehen wir einmal vom Geschöpfe selbst aus; hier also vom Schmetterling. Und zwar gleich am besten mit einem Beweis.«

Er schob seine Hand leise, vorsichtig gegen das PorzellanGeschirr, und mit der gehöhlten Hand fing er den einen Admiral, während der andre erschreckt durch das Fenster flüchtete, aber dann doch wiederkam.

Dorothea wehrte angstvoll ihrem Bräutigam: »Laß ihn raus! Er stirbt dir ja unter den Fingern.«

Allein er sagte beruhigend: »Nein, ich halte ihn sehr behutsam, da, jetzt streiche ich von den Flügeln Farben und Zeichnung fort, so, er spürt meine Berührung kaum, die Schuppen sind ja eingehaucht, der bloße Atem allein schon stäubt sie davon; er wedelt lustig mit den Fühlern, der Wind macht ihm Spaß, kitzelt ihn, streichelt seine Nerven vielleicht als Wohlgeleit. So, nun ist er grau, mauerig, ganz verwandelt, gleichsam als Admiral begrabiert, nicht wahr? Und sehen wir nur auf den liebevollen, freudigen Empfang durch den andern Schmetterling. Er wird um kein Haar geändert sein. Der Instinkt der Art ist es ja, der sie zusammenhält.«

Er ließ den geschändeten Falter, den Dorothea Bog stumm und traurig ansah, aus seinen Fingern, deren herzlosem Werke sie nicht zu wehren vermochte, weil sie fürchtete, eine jähe Bewegung könnte den Abergarten beschädigen. Der wieder freie froh zuerst mühselig auf dem Tische hin, als wage er seine Erlösung nicht zu glauben, dann probte er die Flügel mit einigen langsamen Schwingungen und flog auf, noch unbeholten und von der dummen Angst beirahst; aber er gewann mehr und mehr Haltung und schoß auf einmal, wie verrückt, wie

durch einen heftigen Windstoß verblasen, gegen das Fenster, wo sein früherer Begleiter immer wieder erschien, als warte seine Treue und Hoffnung.

Und nun sahen sie es alle, die zwei Frauen und die vier Herren, das Seltsame: kaum war der beraubte Admiral in der Nähe des andern, da bog ihm dieser mit einem halb fallenden Schwung aus, der ihn ganz zum Boden des Zimmers stürzte. Der auf solche jähe Art Zurückgelassene flatterte ihm unruhig nach, suchte dann den eilig durch das Fenster Davon-schießenden noch lange, kam anhänglich immer wieder zurück; daß Doktor Donat und Jacobsen schon zu lachen begannen, wie so ein nichtiges Ereignis die Aufmerksamkeit sogar mehrerer Personen ablenken und ihre Unterhaltung dauernb stören könne. Dann saß der arme, entstellte Schmetterling, leise seine Seidenflügel wehend, lange auf dem Fensterbrett, als warte er traurig und doch hoffend an einer Schwelle, die Zimmer und Freiheit trennte. Er wartete vergeblich.

Herr Bog sagte dann einmal: »Wir brauchen von dem Schmetterling nun weiter gar nichts mehr zu wissen. Dieses Schicksal genügt uns als Ende, weil es ja schließlich auch das Ende ist.«

Dorothea Bog redete nur noch wenig. Jacobsen und Donat sah sie überhaupt nicht mehr an, und ihr Bräutigam durfte sich des Geschenkes ihrer Liebenswürdigkeit nicht rühmen.

Pflugt zündete die Kerzen am Klaviere an; das durfte nun zum erstenmal wieder an dem Abend des zwölften Juli sein. Im vorhergehenden Jahre, am elften, war die blinde Greisin Bog, die Mutter des Professors, gestorben, und diesen Abend, der nun angebrochen war, erwartete der Bräutigam immer schwer: Dorothea sollte spielen. Er hatte sie noch nie gehört, denn der Beginn der Bekanntschaft, entstehende Liebe und die Verlobung fielen in das Trauerjahr.

Pflugt galt nicht als Musikliebhaber, er spielte kein Instrument, konnte nicht einmal die Noten, und worauf seine Absicht zielte und was seine Begierbe wünschte, hätte er mitten in dem vor nachdentlicher Erinnerung stummen Jahre auch haben können: Abend. Offene Fenster. Gelinder Lusthauch herein. Entzündete Kerzen auf dem Klaviere, zu beiden Seiten der Notenblätter; Dorotheens Hände auf den Tasten. Er aber mit seinen saugenden Augen in der dunklen Tiefe des Zimmers, verzückt gegen das leuchtende Motiv hin gewendet. Wie das Licht floß, wie das Dunkel strömte ...

Musik aber mußte durch das Bild vor ihm rauschen, als Ablenkung für Ohren und Gefühl, zur Abrundung des außerordentlichen Ge-



Otto Reck:

Dorfmusikanten





stimmteins. Darzustellen war dieses Bild doch nicht; in ihm trennten sich irgendwo letzte Kunst und Kitsch. Unmöglich, dieser schwer fühlbaren Linie immer gleich weit ferne zu bleiben. Musik war nicht zu malen und war schließlich doch zu malen. Schmerzhafter Zwiespalt. Also sich einen Dorn aus der immer noch zu vergehenden Märtyrerkrone in das unsinnige Herz gedrückt ...

Alles war bereit. Die Noten standen aufgeschlagen: Chopin. Dorothea brauchte sich nur zu setzen. Sie ließ sich lange von Vater, Mutter, Bräutigam bitten. Dann spielte sie kaum zehn Takte, wurde unsicher, unrhythmisch und sank plötzlich mit dem Kopfe vornehin gegen die Noten. Von dem Luftstoß zu beiden Seiten des niederbrechenden Hauptes bogen die Flammen erschreckt wagrecht aus.

»Ich kann nicht spielen, laßt mich!« bat sie die Bestürzten, und man schrieb unausgesprochen, wehmütig diesen merkwürdigen Ausbruch einer späten Nachwirkung des Todes der Großmutter zu.

Es wurde dieser Sommer ein Paradies der Babefreunde, die Sonne wollte sich fast ausglühen, und die Badianstalten an den Bortherrseufsen waren beständig gedrängt voll von leuchtenden, beweglichen Leibern. Weit hin sah man die weißen Gestalten der in ihre Leintücher Gehüllten und die matten der Nackten, hörte das jubelnde Schreien der Kinder, die mit vielfachen Sprungkunststücken prahlten. Das Wasser war eine unsäglich wohlthuende Umhüllung, manchmal durch die ungewöhnliche Sommerbrunst schon überwärmt.

Pflug hatte sich auf diese drei Monate: Juni, Juli, August, sehr gefreut. Spärlich arbeiten ließen ihn jetzt allein nur Morgen und Abend, zwischen diesen gnädigen, milden Zeiten sollten Gedanken und Blut ineinander, daß er sie in Bädern, auf Kahnfahrten und an stillen, gebüschüberwölbten Uferstegen kühlen mußte. Man verlebte kleine allerliebste Jungengesellenfesten mit stimmungsvollen Wirkungen und übermütigem Ausgange.

In solche unbürgerliche Sommererlebnisse hinein wollte der Maler Dorothea Bog, seine Braut, stellen. Sie sollte die Einfälle und Verfügungen des Augenblicks kennenlernen, die bunten, wechselnden Begebenheiten, die ständig angeregten Menschen von seiner Form und Zugehörigkeit als selbstverständlich schienen, während sie ihr und der ausgezirkelten Welt, aus der sie kam, fremd, eigentümlich dünken mußten.

»Ich werde dich Landschaftsgefühl lehren,« verbieth er ihr in einem so ernststen Tone, daß sie ihm wohl vertrauen mußte. »Ich beginne damit, dich von dem ungeheuren Reichtum eines kleinen Fleckes zu überzeugen. Er

stürzt in dich förmlich hinein und macht dich vor allem zuerst nachdenklich. Dann entscheidest dich, ob du von Natur aus jenes Talent des Erschauerns mitbekommen hast, das man unbedingt haben muß und das noch kein Mensch erlernt hat. Wir werden zum Beispiel am Ufer sitzen, vor uns nichts als Wasser und Schiff. Daran will ich dich zum Anfang einmal lehren, Fülle der Eindrücke zu finden, allein nur an diesen beiden Dingen und an ihrer Gemeinschaft. Gehst du dann jemals an trocken raschelndem Schiff vorüber und die Stimmen bleiben stumm und kalt in dir, dann bist du, für diese Form des Erlebens wenigstens, verloren. Aber das glaube ich nicht von dir ...«

Wenn er so eindringlich sprach, dann liebte sie ihn sehr, da lag der merkwürdige Klang von Nachdenklichkeit um ihn, durch die er sie zur Braut gewann.

Und sie ging mit ihm; es war an einem brühenden Nachmittag, die Uferhügel lagen hinter flirrendem Sonnenbunt, ihre Farben waren gleichmäßig in ein stumpfes, zitterndes Silbergrau verwandelt. Pflug fing in seiner kleinen Kamera die stille Stunde am See und sprach zur hingeebenen Dorothea Bog die Lehre vom Motiv. Er ließ sie immer wieder Bildwirkungen erraten, Landschaftsausschnitte erspähen, und er sah, wie sie dabei allmählich angespannt und müde wurde. Da nahm er den kürzesten Weg nach Maiermigg, dort ruhen blaue Baumshatten, und dort ist ein wenig benütztes Bad.

»Kühle dich im Wasser ab, Dorothea, du wirst dann einen köstlichen, erfrischten Abend haben.«

»Und du?«

»Ich habe jetzt nicht mehr, ich war heute schon zweimal im See; das ist genügend. Ich werde in irgendeinem Schatten sitzen und denken; vielleicht stellt mir Gott auch noch etwas Besonderes vor die Linse.«

Er wartete, bis sie an der Kasse nach einem Schwarm von Anhängern den Schlüssel zu ihrer Kabine und die Badewäsche bekam. Dann küßte er ihr die Hand und ging. Dorothea aber hatte nicht gleich ihre Kleider auf. In einer verzögernden Lässigkeit lehnte sie an dem halbloderen Bassingeländer, mit dem sie sich leise wiegte. Sie sah auf die wellenshillernde Fläche des Wassers, aus dem manchmal ein silberner Fischblitz emporschnellte. Die werktägige Leere des Seespiegels bannte ihren dämmernden Zustand.

Aber da bog um die Ecke der Schwimmanstalt ein langsam gleitendes Boot her, und das riß sie aus der stofflosen Betrachtung. Sie wunderte sich plötzlich, denn dort ruberte Pflug. Hatte er nicht in einem Schatten liegen wollen? Er hatte seine Absicht nur geheuchelt, lockte sie in das Bad und wollte sie nun belauern.

Es war für die vielen Hunderte selbstverständlich, die sich hier in allen möglichen Badekostümen, die meistens nur eine Ahnung von Belleidung waren, so natürlich mischten, als gäbe es überhaupt keine Geschlechter. In den Röhren sammelten sich kleine Gruppen, die in der Sonne briesen und, Weib und Mann, gegenseitig lachend den Grad der Hautbräune feststellten. Hier schien jeder Unterschied getilgt, soweit er das Geschlecht betraf, alles war eine jubelnde, aufgelöste Hingabe an die nährende, stärkende Dreieinheit: Luft, Sonne, Wasser.

Dorothea Vog war nicht so zeitfremd, daß sie diese Freiheit der Formen nicht erkannt und verstanden hätte. Aber zwischen ihr und jener Entbundenheit dehnte sich eine trennende Leere, die sie nicht zu beleben wußte, weil ihre Jugend niemals dazu angeleitet worden war.

Und nun bohrte der Verdacht in ihr: Pflugl hatte sie überraschen wollen, und jetzt würde er wohl auch mit seinem Boot beständig da drauhen vor dem Damenbad kreuzen, und sie war ihm preisgegeben, bevor sie in das Wasser tauchte oder wenn sie herausstieg.

Sie hob die gekrümmten Hände gegen den Mund und rief: »Bruno!« Zweimal stieß sie den Namen durch das Spalier der Finger, bis die Ruder ihres Bräutigams endlich stillehielten.

»Leg mit deinem Boot an,« verlangte sie und gab dann, als Pflugl ganz nahe war, die Erklärung: »Ich werde nicht haben. Das Wasser ist mir zu erwärmt und könnte mich nicht erfrischen.«

Sie sprach wenig mit Pflugl, Verwunderung wurde ihm zu Ärger, und seine sich äußernde Empfindlichkeit hätte beinahe gegen einen Streit getrieben. Aber es schien ihm, als stünden in den schönen, slawisch dunklen Augen seiner Braut nahe Tränen. Da sänstete er seinen drohenden Aufruhr; und es wurde eine merkwürdig stille Rahnfahrt.

Die erweiterte Familienrunde Vog saß an einem Abend beisammen, der der erste wieder ausgeheilte nach zwei Regentagen war und ungemein wohligh gefühlt, mit einer gelindzugigen Dämmerung begann.

Man rebete wenig, sondern schmauste an appetitlichen Frühhäpfeln, die auf einer grüngläsernen Fruchtschale zu einem duftenden kleinen Hügel angehäuft waren. Man genoß schweigend die erste erfüllte Verheißung des Frühlings.

Pflugl war mit seiner Frucht am frühesten zu Ende, und während sich die andern die Augenblide noch in Betracht und Abbeißten teilten, nach jedem Biß die Furchenspur der Zähne suchten, trodnete er die Finger sorgfältig an der Serviette, nahm aus der Tasche etwas in weißes Seidenpapier Gehülltes, wickelte es

auf und legte vor jedem ein kleines sepiatoniges Blättchen hin.

Es äußerte sich gleich die allgemeine Verwunderung in vier Formen, nur Dorothea saß regungslos, und erst Jacobsen löste ihre Starre durch seinen Zuruf: »Ah, das ist ja entzündend. Eine Überraschung, Fräulein, was?«

Da lag sechsmal ihr Bild; in seinem reizendem Format, aber nicht etwa in einer gewöhnlichen Haltung oder vorbereiteten Stellung, nein, die Kamera hatte sie, die ahnungslos irgendwo mit dem Rücken gegen die scharf-äugige Linse stand, von rückwärts überfallen. Sie zuerst wohl belauert und dann ihr Bild einfach gestohlen, ja: gestohlen.

Sie sah stumm zu ihrem Bräutigam, und das bedeutete eine Frage.

»Da wunderst du dich, Dore?« lachte er. »Und denkst nach, wann das wohl geschehen sein könnte, daß du rein gar nichts merktest. Es war auch ein kleines Kunststück, doppelt schwierig deshalb, weil du arglos bleiben solltest. Erinnerst du dich, wie du an der Badelasse hinter einem Haufen Menschen standest? Ich mußte warten, bis du allein geblieben warst; nur ein paar Augenblide waren mir zur Verfügung gegeben, die Kamera einzustellen und dich hübsch auf die Platte zu bringen.« Die nachträgliche Siegerwürde war ihm anzumerken.

Dorothea Vog stand unter allgemeinem Erstaunen auf, sehr bleich und sichtlich um geeignete Worte bemüht. Dann sagte sie schluchzend: »Es ist abscheulich von dir, Bruno ... daß du das getan hast ... Das ist in meinen Augen ... nichts andres ... als ein gemeiner Überfall ...«

Natürlich entstand Bestürzung. Aber als handle aus ihr eine unverföhnliche, selbständige Überlegung, ließ sie keinen Beruhigungsversuch an sich heran und beschleunigte mit einem seltsamen Abereilen die Geschehnisse der nächsten Minuten.

Sie nahm die sechs Bilder hastig an sich, zerriß sie in aller kleinste Schnitzelchen und warf deren Anzahl in das Freie hinaus, daß sie zerprühten wie die Strahlen aus einer Brause.

Dorothea Vog verlangte mit einem tauben Eigensinn noch mehr: Pflugl mußte in derselben Stunde die betreffende Bildplatte holen, die das Fräulein mit eignen Händen zerbroch, verwahrte und später irgendwohin versenken wollte. Außerdem mußte er hoch und heilig erklären, keine Abzüge mehr zu besitzen.

Nach solcher Aufregung und scheinbaren Übertriebenheit saß sie dann erschöpft und teilnahmslos.

Auf dem Heimwege in der Nacht bebauerten Jacobsen und Doktor Donat gegenseitig das vermutliche zukünftige Schicksal ihres Freundes Pflugl.

**B**og beugte sein ehrwürdiges Gelehrtenhaupt vor der Meinung seiner Frau, wenn er sie auch nicht teilte, denn sie lautete nicht anders als so: »Die Nerven Dorotheens sind seit ihrer Geburt schwach. Durch die Verlobung leiden sie noch mehr. Das ist eine selbstverständliche Brautkrankheit.«

Der alte Mann kannte seine Frau. Sie führte alles auf eine naive, bequeme Formel zurück. Tiefen, Zusammenhänge, Geheimnisse, Rätsel gab es für sie nirgend.

An der Tochter hatte der Einfluß dieser Zwiesältigkeit der Ehe schon mit der Taufe begonnen. Die deutsche Frau forderte den deutschen Aufnahmen aus einer gewissen, allerdings harmlosen Unbuddsamkeit gegenüber dem slawischen Gatten. Genug, daß sie wenigstens den Namen aus einer der besten deutschen Dichtungen wählte. So war seine innigste, persönlichste Verneigung vor einem Volke, dem er zwar nicht dem Blute nach, wohl aber durch den Geist angehörte ...

Er widersprach also der Ansicht von einer wahrscheinlichen Verlobungskrankheit nach außen hin nicht, weil sie völlig unschädlich war. In sich hinein aber pflanzte er Gedanken neben Gedanken: »In dem empfindsamen, nur durch die Nerven lebenden Kinde wirkt die dunkle, verschüttete Urseele nach, deren Wesen nur mehr wenigen verständlich ist, die die Gnade einer gewissen Rückahnung haben. In den Tieren des Waldes zittert in verschiedener Stärke noch der Anfang jener verschollenen Seele, deren offenkundigstes Merkmal die Scheuheit und die Flucht vor Menschen ist. In Dorothea wurde sie nun in einen eigentümlichen Ausbruch der Scham überleitet. Das aber macht allein mein slawisches Blut; denn die Deutschen haben sich von ihrem Ursprung doch schon zu weit entfernt ...«

Bog ging mit seiner Tochter nach einem Sommerregentage in der stillen, anmutigen, südlichen Landumgebung der Stadt, wo sich nebeneinanderhin die Siebenhügel wölbt. Die Wasserstürze eines regendurchrauschten Tages reinigten die Luft von den Dünsten der Wärme. Die Landschaft strahlte, ihre Fernen wurden entfesselt, das Leben rann dünner, bewegter durch die Äbern und frohlokte.

Solche Wandlung begann gewöhnlich mit einem schaurigen Gewitter, das an einem Abend losbrach, sich in der Nacht verlor und nur dann und wann noch mit einem traumhaften, verspäteten Donner aufgrollte. Die dunkle Wolkendrohung aber zerteilte sich zu stumpfem, gleichmäßig ausgebreitetem Grau und ließ die wohlkätigen Quellen eines kurzen Landregens rieseln.

Professor Bog, der als seinen Gelehrtenzweck die Seelen der Völker belauert, erforscht,

verglichen und dabei gelernt hatte, auf die Wirkungen von Luftdruck, Temperatur, Windstärke und Windrichtung wohl zu achten, der immer den Einklang herstellte zwischen inneren triebhaften Ursachen und äußeren mitbestimmenden Einflüssen, führte Dorothea aus besonderer Überlegung in diesen leise feuchten, klaren, dünnflüssigen Tag, der mit seinem irgendwelchen pressenden Drude an das Mädchen rührte. Er suchte absichtlich Häuser- und Menschenferne. Da gehörten sie sich ganz. Da fühlte er sich völlig eins mit seinem Kinde und wußte beglückt, daß es seine seelische Fortsetzung war und nicht die der Frau. Dorothea teilte seine Liebhabereien für unbenennbare Stimmungen, die allein aus dem Gefühl entstanden und sich an kein bestimmtes, anregendes Ding zu knüpfen brauchten.

»Die Empfindung in der Mitte solcher gestillten Gegend hat auch Bruno mit uns gemein,« sagte der Vater, und es war ein Lob.

Sie, die sonst dieser Wendung der Gespräche stets Ausweichende, schüttelte den Kopf, und daran erkannte er, wie die vor Reinheit dünne Luft ihr Geständnis erleichtere.

»Bruno muß die Augen immer offen haben, wir aber dürfen sie auch geschlossen halten.«

Damit war durch wenige naive Worte eine wunderbar scharfe Grenzlinie gezogen zwischen der Notwendigkeit sinnlicher Wahrnehmung und der Gabe rein entsinnlicher Stimmung; damit aber durch einen leisen Versuch auch das Trennende zwischen ihnen angedeutet. Bog lächelte, denn er wußte, daß die beabsichtigte Unterscheidung eigentlich noch tiefer reichen sollte, daß sie dem Willen Dorotheens nach bis an die Wesentlichkeit griff. Er täuschte sich nicht, denn in einer kaum verhohlenen Angst gestand sie gleich darauf: »Ich glaube, Bruno und ich werden gar nicht zusammen passen. Die Begebenheiten mit dem Schmetterling und dem Bilbe kann ich ihm nicht vergessen. Er hat auch merkwürdige Freunde: den eifigen Jacoben und den zynischen Donat.«

Darin nun sah der Vater eigentlich nur die Qual der Nachdenklichkeit. In die allerfeinsten Kanäle dieser jungen Seele reichte seine doch ungelente, entwöhnte Sonde nicht mehr.

Es ereignen sich Fälle, in denen die Einsicht der Erkenntnisreichsten plötzlich vor eine sich vielfach verzweigende Weiche gestellt ist und dann in gutem Glauben auf dem irrigen Gleise weiterläuft. Auch Bog verfehlte die Richtung, da er sich die Furcht und Abneigung Dorotheens zu erklären suchte: die Freunde erregen natürlich ihre Eifersucht, weil sie sich durch sie verkürzt wähnt. Dieses bleibt bedeutungslos. Und das andre ist nur die bräutliche Angst vor dem robusten Naturell des Bräutigams. Die instinktive Scheu des jungen Weibes vor dem



Mannstier, das sich einstweilen noch, durch die strengen Gesetze der Schidlichkeit gebunden, in so unschuldigen, aber doch schon durchsichtigen Überfällen, wie jenem mit der Kamera, äußerte.

So lächelte denn Bog, der Vater, verständnisreich und sagte: »Du mußt uns vertrauen, liebes Kind, die wir durch eine Heirat dein Schidfal bestimmen müssen. Und wir glauben nun mit allerbestem Gewissen, daß es gute Hände sind, denen wir dich übergeben. Noch bist du nicht reif, alles zu begreifen, und weißt nicht recht, was es bedeutet, etwas der verrinnenden Zeit zu überlassen ...«

Da wurde Dorothea ruhig, aber ihre dunkle, mehr geahnte als gefühlte Angst schiel nur ein.

**D**ie Hochzeit fand im Oktober statt. Gerade an einem Tage, an dem der Wind unsinnig und toll in den herbstfärbigen Kastanienwipfeln riß. Und da der geschlossene Wagen durch einige Alleen fahren mußte, wurde er von einem unmäßigen Laubwirbel, in den er zufällig geriet, über und über mit dem bunten Sterbeflüttel des Jahres bedeckt.

Dorothea sah es erst, als sie nach der Trauung aus der Kirche kamen und in den Wagen steigen wollten. Sie wurde ernst und sagte bann zu dem übergelücklichen Pflug, der ihr lächelnde, gelinde Vorwürfe über das feierliche Gesicht und die unhochzeitsmäßige Stimmung einredete: »Die welken Blätter auf dem Wagen sind ein schlechtes Zeichen, lieber Bruno.« Und es war ihr auf einmal fast das Weinen nahe.

»Du süßer Aberglauben! Wie bu gleich so einen lächerlichen Zufall aufbauen möchtest! Hätten wir im Frühjahr geheiratet, wären Kastanienblüten über den Wagen geweht.«

In den zweiten Wagen der Trauzeugen Jacoben und Donat, dessen Fenster geöffnet waren, trieb der Wind einige respektlose Blätter sogar auf die Ladefuhr der Herren.

Hochzeit im Herbstwind ...

**V**iele Rätsel lagen zerbrochen zu den Füßen der jungen Frau, die nun lernen mußte, das, was um sie und mit ihr geschah, als Glüd anzusehen und auch anzuerkennen.

Denachdem, ob Frauen dieses ohne zu gewaltsame Überwindung vermögen, könnten sie geschieden werden in Beglückte und Unselige. Dorothea fühlte sich in den Frühtagen der Ehe noch gleichsam in einer Vorhalle, selbst voll bangender Neugierde, was hinter dem selbstam dumpfen Zustande, in dem sie sich noch befand, ihrer harre.

Pflug war gütig, nachgiebig, rüdsichtsvoll.

Wo er sie nicht zu begreifen anfang, bog er vorsichtig aus oderkehrte um. Die Freunde hatte er gebeten, einstweilen nur ganz selten zu kommen; und ihre Einsicht begriff.

Er gab sich alle erdenkliche, liebe reichste Mühe, jede leiseste Gegenfälligkeit ganz veröhnlich zu gestalten.

Das war für die ehemalige Dorothea Bog, über manchen ursprünglichen Verdacht hin, die gerade Straße zur Liebe ...

An einem Aprilabend des nächsten Jahres schälte Pflug für seine Frau einen Apfel; er tat es mit einer ungemein delikaten Haltung der Hände und mit köstlich gespreiztem Spiel der Finger. »So, da ist er entblößt; sieh nur sein wunderbar reines Fleisch an. Daß man noch nicht darauf verfallen ist, ein ganzes Stilleben geschälten Obstes nachzubilden.«

»Nicht lange, und der Apfel wird braungebsein.«

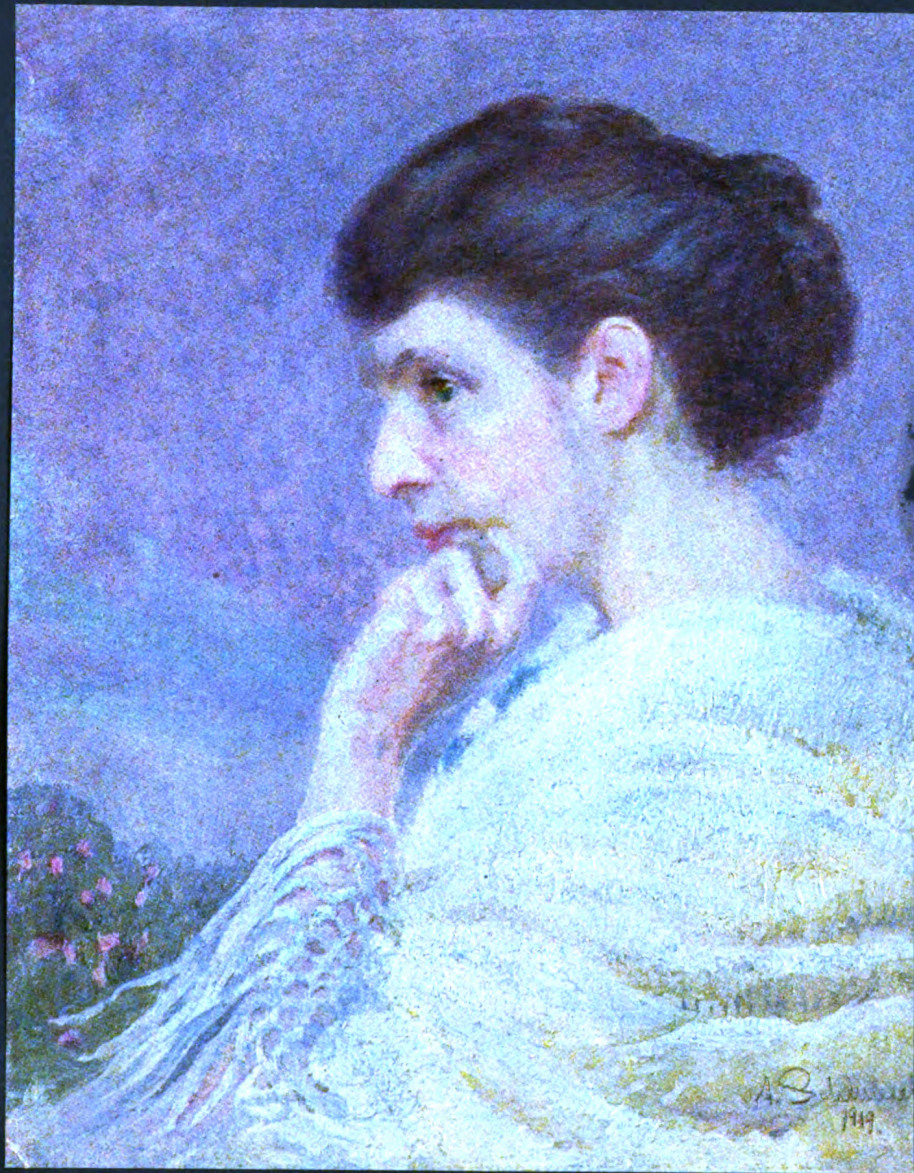
»Es könnte vielleicht das sein: dieses langsame, aber doch sichtbare Dunkeln wäre ein Problem daran. Man müßte ungeheuer rasch irgendeine der augenblicklichen Farbstimmen erfassen und beinahe in Minuten festhalten. Und schließlich, warum auch nicht? Nichts ist starr. Alles wandelt sich in Sekunden: die Landschaft, der menschliche Körper, wie die Beleuchtung auf sogenannten leblosen Gegenständen.«

Er reichte ihr den geschälten Apfel hin, mit einer eindringlicheren Bewegung, als sie eigentlich erforderlich war. »Sieh dir nur einmal die Oberfläche an, Dore, dieses feine Kristallglitzern, das fast allen Apfeleffern entgeht, diese flaumige Fruchtfleischmenge, die doch so fest ist. Scheint sie nicht wie eine gepflegte Frauenhaut? Man müßte also von solchem Stilleben geschälten Obstes unbedingt zum Fleischmafen kommen. Nicht anders schloße sich die Reihenfolge.«

Die junge Frau hörte und verstand wohl die leise, versteckte Anfrage, aber sie schwieg, während sie den Apfel nachdenklich zerlegte und das Gehäuse herauschnitt. Angstlich wartete sie auf eine unverhohlene Bitte oder Forderung, allein sie bangte ganz umsonst. Da war sie seinem rüdsichtsvollen Zartgefühl unendlich dankbar.

Pflug aber hatte dem Sinnbild des Frucht-fleisches mehr Wirkung oder wenigstens Gelegenheit für Anknüpfungen angetraut.

**S**o fing es allmählich und leise an. Dorothea Pflug kam nicht mehr zur Ruhe. Sie sann unaufhörlich in ihrer verpflichteten Liebe: Nun wird er sich damit noch mehr quälen, denn daß er heimlich darauf anspielte, war nur, weil er schon weiß Gott wie lange davon über und über voll ist, mich aber kennt und es mir nicht zu offenbaren vermag. Den Wunsch mußte er selbstverständlich früher oder später einmal haben. Ich bin ihm zu nahe, zu erreichbar, als daß er mich übersehen könnte.



Arthur Schlubeck: Damenbildnis





Aber er schweigt. Soll ich nun seinem Opfer nicht mein noch größeres gegenüberstellen?

Mit diesem und ähnlichem Verhalten marterte sie sich ab, und ihr Gesicht bekam jenen rührend leidenden Zug junger Frauen, der so schwer enträtselbar ist, daß er gedeutet werden kann aus allzu glückseliger Trunkenheit oder verborgener Enttäuschung.

Sie wurde bleicher und schöner. Schöner durch den immer dunkler werdenden Ton der Augen, die in dem schmälern Antlitz zu wachsen schienen.

Es war eine Zeit, in der Pflugl vor lauter liebevoller Beschäftigung mit Dorothea tagelang nicht den großen Geist der Schöpfung anrief, der seine Dinger noch immer auf Erden verstreut hält.

Zu jener Zeit geschah es auch einmal, daß Dorothea wie in einem halb unbewußten Traumzustand das für ihn beinahe unglaubliche Versprechen aus sich riß: sie sei auch zur Singsache an seine Augen bereit.

Er begrub sie fast unter dem Sturz seiner Freude.

Nun begleitete Dorothea Pflugl häufig den Mann, wenn er zu seiner neuen Arbeit ging. Ihre Wohnung lag vom Malraum entfernt, und sie mußten beinahe die ganze Stadt durchqueren. Nahe am Ziele, ließ sie ihn stets einige Minuten weit vorangehen.

Dorothea litt unter ihrem opfernden Verufe, aber sie schwieg tapfer und gefaßt, denn sie sah und verstand wohl, wie sehr auch jener vor seiner eigens erschwerten Aufgabe sich abmühte, dem sie mit Überwindung das Geschenk ihres Anschauens gewährt hatte.

»Ich werde den Kopf kaum andeuten,« sagte er an einem Frühmaitage, während er von dem Bilde zurücktrat, »aber den Leib als höchstes Erlebnis auszuführen trachten. Das Bild soll also eine Art Fragment bleiben, eins jener unvollendeten Werke, vor dem sich jedes Bedauern mit einer ungeheuren Explosion aufbäumt, vor Leib darüber, daß es aus irgendeiner Ursache nicht bis zur letzten Vollendung kam. Man soll davor sagen können, daß es einfach menschenunmöglich war, dem Reiz dieses Körpers beizukommen ...«

»Still,« forderte Dorothea, die in den Plüschdivan hineingeschmiegt war, und richtete sich halb auf. Sie drehte den Kopf um eine kleine Wendung und stützte sich auf einen der nackten Arme, der, im Ellenbogen eine feine Einbiegung, mit einem graziosen, leisen Schwung der Linie in der einen ruhenden Hand mündete. Denn die andre zeigte erregt zur Türe.

Stimmen auf der Stiege wurden immer lauter; Schritte, die auf den Treppenstufen hinstrichen, waren hörbar. Dorotheens empfind-

liches Ohr aber erkannte auch bereits aus dem verworrenen, undeutlichen Laute des Gespräches die Kommenden: »Jacobsen und Donat!« schrie sie leise auf.

»Ich werde mich einfach verleugnen,« sagte Pflugl gleichgültig.

»Aber sie haben wohl schon von der Strafe aus die Balkontüre offen gesehen.«

Pflugl sprach in völlig ruhiger Bewunderung: »Dann werde ich den beiden durch die geschlossene Türe sagen, daß ich sie nicht empfangen kann, weil ich arbeite.«

»Um Gottes willen, das nicht! Sie waren vielleicht schon in der Wohnung und haben auch mich nicht angetroffen. Ich will nicht, daß sie sich nur denken könnten, du malst mich. Ich will nicht ...«

Sie raffte ihre verstreuten Kleider mit einer fast grotesken Behendigkeit zusammen.

»Ich sperre mich ins Kabinett,« hauchte ihre zerpreßte Stimme, denn die Freunde melbten sich schon an der Türe. Während Dorothea floh, ging er langsam zu Klink und Schloß.

Jacobsen kam in einem neuen, hellen Frühjahrsanzug von letztem Schnitt und wollte sich trotz wiederholter Aufforderung nicht setzen, denn seine Angst bangte um die Tadellosigkeit der Bügelfalten. Nur eine leiseste Ahnung von Knie darin, und er glaubte sich als Mobeliland erlebte. Donat zog in komischer Haltung schnuppernd die Luft des Raumes ein.

»Du hast Damenbesuch gehabt?« forschte er.

»Nein,« sagte Pflugl kurz, während er sich zu Jacobsen drehte, der ihm Zigaretten anbot.

Aber Donat blieb hartnäckig: »Meine Nase betrügt du nicht, mein Lieber. Ihre Erfahrungen in dem Bestimmen solcher Gerüche reichen sogar so weit, daß ich dir sagen kann: die Dame war jung, noch nicht Mutter ...«

»Hör' auf!« verlangte Pflugl ärgerlich und gereizt.

»... Ich könnte sie an diesem Dufte überall erkennen, denn mein Unterscheidungsvermögen gerade für solche animalischen Düfte ist ein kleines Phänomen für sich ...«

»Es ist die Verwandtschaft mit dem Vieh,« sagte der andre anzüglich.

»... Abtrigens hast du in eben dieser Stunde auch gemalt, denn ich rieche Farben und Öl. So ist der letzte Schluß durchaus naheliegend: du hast das junge Weib als Modell benützt.«

Pflugl hatte, nur zu dem Quälgeist hinhorchend, nicht auf den neugierigen Jacobsen geachtet, der nun eine aufgespannte Leinwand umwendete und erstaunte: »Das ist ja ganz neu.«

Pflugl wollte nicht Verdacht züchten oder lauernde Vermutungen wecken. Er wehrte ihrer Begierde nicht, ließ sie das unvollendete Bild betrachten und besprechen.

»Ein schöner Torso,« sagte er.



Und die zwei Freunde rebeten über die Grenze der darstellerischen Form hinaus bis zu dem rein menschlichen Sinn eines nackten Frauenkörpers.

»Daß der Kopf fehlen muß,« bedauerte Jacobsen.

»Man denkt ihn einfach dazu,« tröstete Donat. »Der Geruch des Weibes, der hier im Zimmer liegt, fördert die Vorstellung des Bildes der jungen und natürlich hübschen Frau. Gesicht- und Geruchsempfindung ergänzen sich hier wunderbar.«

Die Freunde bedauerten die Störung durch ihren Besuch, aber wollten Pflugt aus der vercheuchten Stimmung nicht mehr arbeiten lassen. Er versagte sich zuerst ihrer Zubringlichkeit und Lodung, trog ihnen vergebens mancherlei Absichten vor. Sie nahmen ihn schließlich doch mit sich. Zwischen Tür und Rahmen ließ er einen feinen Spalt offen. So schnappte die Schloßzunge in die Luft hinein.

**B**og heißt in der Slawensprache: Gott. Wie Gott am Rande der Ewigkeit, so sah der alte Herr Bog am Rande des Tages, still, aber voll rauschender Nachdenklichkeit, und neben ihm das Urleid der Menschheit.

»Mensch muß sich an Mensch gewöhnen, Art an Art,« sagte er leise zur starren, stummen Dorothea und streichelte ihre Hand. Unendlich sanft, wie Dämmerliebstönen sind. Er fühlte dabei das häufige erschreckte Aufzucken der emporgeschauerten Nerven. Er mühte sich um durchsichtige, gleichverständliche Worte des klaren Tages, er rang gegen die gefährliche Dämmerung, die jene zu verschütten drohte.

Von irgendwoher klang schrill durcheinandergesüßtes Geschirr. Küchenlärm. Der Ton band für den alten Herrn die zerfließende Unwirklichkeit der Stunde an das Leben.

»Deine Gründe sind noch lange keine Gründe, mein liebes Kind,« sagte seine mehr und mehr im Dunkel versinkende Stimme. »Die Gnade und der Fluch von überfeinen Nerven gelten nicht als Entschuldigungen und Rechte für deine Absichten. Du mußt selbstverständlich zu Bruno zurück, bevor deine kleine, törichte Flucht noch mehr ist als ein bis in den Abend ausgebehnter Nachmittagsbesuch ...«

»Vater ...« tastete zu Bog der verzagte Laut der Tochter, als fürchte er sich in der Lichtlosigkeit, »... ich werde sterben müssen, ich halte den Blick des Doktors Donat nicht aus. Er riecht mir förmlich immer entgegen. Und Jacobsen sieht mich unverschämt an. Bruno aber hat dafür kein Verständnis, wenn ich es ihm klage ...«

»Du leidest an Einbildungen, Kind, an Ein-

bildungen ... Man stirbt nicht so rasch, wie du glaubst ...«

Frau Bogs ferne Stimme wurde deutlich hörbar. Sie zankte mit dem Küchenmädchen, das den messingernen Wasserleitungshahn, die Türklinen, die Fensterschnallen wieder nicht gepußt hatte.

Die Leitung zu der irdischen Stunde war wieder geschlossen.

Stille folgte. Die beiden Abendumhüllten schwiegen über dem heimlichen Klagegesang der rinnenden Sekunden.

Nur einmal sprach der alte Mann, aber auch nur so leise, als wäre es nicht für sie bestimmt, als wäre der Gedanke gegen jeden Willen lauter als notwendig geworden: »Da wir nun einmal gezwungen sind, unter Menschen zu leben, müssen wir ihnen nahezustreben trachten. Auch du, Dorothea ...«

Sie aber wartete vergeblich auf einen andern Trost. Sie wußte auch nicht welchen. Nur eine ganz unbestimmte Ahnung davon lag ihr im Herzen. Und da sie so wartete, wartete, kam ihr der Mensch neben sich im Dämmerdunkel, der ihr Vater war, selbstsam fremd, beinahe gleichgültig vor.

»Ich werde gehen,« sagte sie plötzlich. Sie fröstelte leicht.

»Auf einmal so schnell?« schrak Bog auf.

»Es wird sonst zu spät,« sagte ihre farblose Begründung.

Sie hatte es nun sehr eilig und durchhaßte mit dem Ankleiden und dem Abschied nur einige Minuten.

»Ich werde dich begleiten,« sagte der Vater.

Sie gingen durch die lauen Gassen, ohne noch etwas von jenen so schwer aussprechlichen Dingen zu reden. Nur der alte Herr, der das langsame Andante der Schritte angab, dachte sich noch: Es war nur eine Art von seelischem Aberlauf.

Die zwei langen Zeilen der Straßenglühlampen begannen in ihrem sich suchenden Fernenschwung aufzuleuchten.

Eben in diesen Augenblicken aber war es, daß Dorothea an jenen armen Schmetterling denken mußte, dem Pflugt damals den traumhaft feinen Hauch des hingezauberten Flügelschmudes fortgeblasen und weggewischt hatte.

Wohl war er ja noch Schmetterling geblieben, aber schon sein nächster Gefährte wandte sich rasch von ihm. Und Dorothea erinnerte sich nun auch einer letzten Betrachtung ihres Vaters: »Genügt uns nicht dieses Schicksal als Ende? Brauchen wir von dem Schmetterling noch mehr zu wissen?«

So ähnlich hatte jener nachdenkliche Ausklang gelaute.

## Scherenschnitte von Georg Hempel

**I**ede Kunsttechnik, so hat auch die des Scherenschnittes im Lauf der Jahrhunderte — die älteste deutsche Silhouette, die wir kennen, stammt aus dem Jahre 1631 — mancherlei Wandlungen durchmachen müssen. Neuerungsküftig und eroberungsfüchtig, wie der Mensch ist, wollte er sich auf die Dauer nicht mit der Einfachheit und Bestimmtheit begnügen, die zum natürlichen Grundstil dieser Kunstübung gehört, und versuchte es auch hier mit allerlei Spielarten, um die Vorgänger zu übertrumpfen und dem Stoff und Verfahren neue, wie er meinte, feinere Reize abzugewinnen. So paarte sich mit der Schere die Zeichen- oder die Reißfeder, und das Papier mußte sich erst verschiedene Färbungen, dann auch die Klebmanier, also das Über- und Nebeneinanderfügen buntfarbiger Ausschnitte gefallen lassen. Kein Zweifel, daß durch diese »Pfropfungen« und »Impfungen« zuweilen höchst aparte und kostete Erscheinungen zutage gekommen sind; ob aber immer Verebelungen des ursprünglichen Stammes, darf man billigerweise bezweifeln. Jedenfalls ist nach all diesen künstlichen Überzüchtungen, in denen sich zumal die letzten Jahrzehnte nicht genug tun konnten, der Rückschlag nicht

ausgeblieben. Strenge Meister, wie Heinrich Wolff in Königsberg, sind aufgetreten, um dem Instrument der Schere, das der Romantiker Philipp Otto Runge als eine Verlängerung der Finger begrüßt hatte, ihr Erstgeburtsrecht auf diesem Felde zu wahren, und nicht minder strenge Theoretiker forderten, unter Hinweis auf die Übung der klassischen Silhouettenzeit des 19. Jahrhunderts, entschiedene Rückkehr zu der Linienwirkung, die allein dem echten, unverfälschten Silhouettenstil entspreche.

Mit den Scherenschnitten Georg Hempels würden diese »Merker« wohl zufrieden sein müssen. Denn er bekennt sich, wie die hier wiedergegebenen sieben Schnitte zeigen, zu der Vorherrschaft der Amrisslinie, und er verschmäht nicht nur jede Mithilfe eines andern Instruments außer



Schusterwerkstatt



Heimritt

der Ehre, sondern auch jede andre »malerische« Wirkung als die des Gegenjages von Schwarz und Weiß. Das gibt seinen Blättern das Charaktervolle, Ehrliche und Ursprüngliche, das gut Handwerkliche, das auch der Holzschnitt sich so glücklich bewahrt, eben weil wir hier der »Hand« des »Verfenden« so leicht folgen können und keine Nachbildung in Versuchung kommt, das Ursprüngliche und Erstmalige durch fremde Zutaten zu verfälschen.

Hempel (geb. 1894 in Altona) ist für unsre gegenwärtige Zeitrechnung — die vier Kriegsjahre scheiden ja für die Entwicklung der meisten Künstler aus — ein noch junger Mann. Aber er darf stolz darauf sein, daß er sich aus ärmlichen Verhältnissen durch eigne Kraft nach mancherlei mechanischen Vortarbeiten zur freien

Künstlerschaft emporgearbeitet hat. Zum Ehrenschnitt hat ihn der Krieg gewiesen, den er von Anfang bis zu Ende im Feldheer mitgemacht hat — wir wissen ja, wie viele kunst-



Erste Frühlingsbotschaft



Letzte Ernte

frohe und kunstfertige Hände in den Schützen-  
gräben und Unterständen auf den Scherenschnitt  
gelenkt worden sind. Hempel fing da an, wo  
auch der Scherenschnitt angefangen hat, bei der  
Profillinie des Kopfes. Kameraden lieferten  
die nicht immer willigen, aber schließlich immer  
dankbaren Modelle. Erst als er es in dieser  
Porträtkunst zu einer ihn selbst befriedigenden

Fertigkeit gebracht hatte, ging er zu Pflanzen,  
Tieren und der weiteren Umwelt über, um sich  
so allmählich zu »Bildern« durchzutasten. Er  
war dabei ganz auf sich selbst angewiesen, ohne  
Lehrmeister und Berater, ohne die Grundlage  
einer rechten zeichnerischen Vorbildung. Eigen  
war der Weg, den er einschlug. Man hätte  
denken sollen, Naturnachahmung sei das Seil

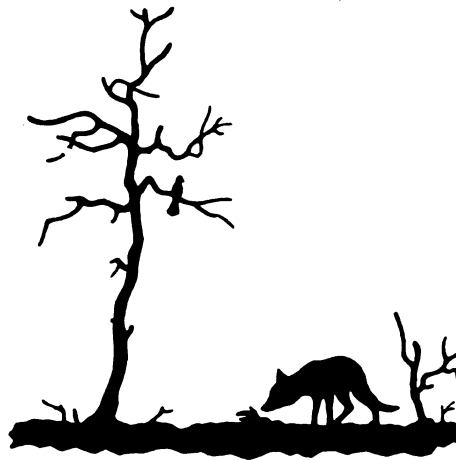


Submissfestes Gesuch



gewesen, an dem er sich weiterarbeitete. Aber nein! Davor scheute er sich, als fürchte er die Bloßstellung vor der Wirklichkeit. So holte er zunächst alles aus der Phantasie — wie wollte die ihn Lügen strafen, wenn er entgleist war? Nicht daß das Auge zum Sehen und Beobachten unlustig gewesen wäre! Aber er verstand noch nicht, das Gesehene durchzuarbeiten, es vom Zufälligen und Belanglosen zu entschälen und es neu nach künstlerischen Gesichtspunkten zu formen. Dieses Zögern und Zaudern vor der Wirklichkeit, dieser fleißige Umgang mit seiner Phantasie und seinem Innenleben verschaffte dem Künstler den Vorteil, sozusagen mit Persönlichkeit, mit eigener Anschauung und eigenem innerlichem Erlebnis gerüstet zu sein, als er doch zum Waffengang mit den sicht- und greifbaren Dingen antrat. Das eine aber bewahrte er sich von jener Selbstisolierung her bis heute: knechten ließ er sich von dem rein Gegenständlichen nicht, stets suchte er durch das Augenblickliche, Zufällige und Besondere durchzubringen zum Bleibenden, Bezeichnenden und Allgemeinen. Oder wie die heutige Ästhetik das ausdrücken würde: mit dem Impressionisten in ihm vertrug sich der Expressionist, der seine eignen inneren Gesichte den Erscheinungen und Einbrüden der Außenwelt entgegensetzt.

Da ist diese »Schusterwerkstatt«. Nun ja, eigentlich und ursprünglich mag das ja ein Schuster namens Knieriem oder Pechdrahl in der Arnkiel- oder Dreierstraße sein, der sich da eben mit spitzem Finger einen Nagel aus der Dose langt, aber zugleich ist es das Schustertum ganz im allgemeinen: dies verträumte Hol-



Fuchs unter Bäumen

ten bei der Glasfugel, durch die das Licht scheint, während der Himpel im Bauer und der gepflegte Blumenstod auf die wehleidig verkrümmten oder melancholisch dahängenden Stiefel herabschauen. Und wie hier etwas von der Poesie des besinnlichen Hans-Sachs-Handwerks, so ist es unserm Scherenskünstler auch in den beiden Naturausschnitten gelungen, nicht bloß Bäume und Pferde, Vogel und Reiter aus dem Papier zu holen, nein, uns auch etwas

von der Seligkeit der ersten Frühlingsbotschaft und dem Frieden des Heimritts nach getaner Arbeit empfinden zu lassen. Ein Blatt aus dem Totentanz des Lebens, der uns alle angeht, ist die »Lezte Ernte«: der Bauer und, in seinen Fußtapfen, Freund Hein, ihm zugesellt wie ein in gleichem Schritt und Tritt gehender Kamerad, der es sanft machen wird mit dem Alten, schon weil er durch das gleiche Handwerkszeug und also auch durch die gleiche Mühe und Last mit ihm verbunden ist; ein Blatt aus dem Narrentanz dieser Welt das »Submisseste Gesuch«: dieser vor dem hochmögenden Herrn Aktuaris demütig den Hut ziehende Supplikant in der öden, durch einen hohlen, hochbeinigen Stuhl angebeutelten Amtsstube. Die feinsten Blätter sind aber doch wohl die letzten beiden: das am Boden hinschnürende Füchlein, das mit eingekniffener Nase nach Nahrung sucht, während das Vöglein, wohlgeborgt auf dem Zweig, seiner lacht, und der Rattenfänger mit dem flatternden Mantel, so ganz versunken in seine Schallmeitöne, daß ihm die Tierlein, die er lockt, fast auf der Nase herumspielen. S. D.



Der Rattenfänger



# Deutsche Briefe

## Zeitberichte von Philipp Zorn

VI

### Die Pariser Augustkonferenz

In der großen weltgeschichtlichen Tragödie, deren wehrloses Opfer zu sein das ehemals so waffengewaltige Deutschland seit der verbrecherischen Revolution vom November 1918 vom Schicksal bestimmt ist, vollzieht sich ein neuer wichtiger Akt, diesmal wieder zu Paris. Welches Ergebnis dieser neue Akt für uns haben wird, vermag heute kein Mensch, selbst die ersten Mitspieler der Tragödie nicht, vorauszusagen; bis diese Betrachtungen in die Hand der Leser kommen werden, wird die Welt längst über das Ergebnis der Konferenz unterrichtet sein, und von diesem Ergebnis wird der weitere Gang der Weltpolitik beherrscht sein.

Aber vermögen wir auch heute noch nicht von dem Ergebnisse der Konferenz zu sprechen, so ist es doch für die Geschichte von größter Wichtigkeit, festzustellen, unter welchen Voraussetzungen die neue Pariser Konferenz zustande gekommen ist, denn diese Voraussetzungen sind wesentlich andere als diejenigen der bisherigen Konferenzen, die Deutschlands Pentestnechte seit der von uns selbst verschuldeten Katastrophe von 1918 abgehalten haben.

Es hat den Anschein, als könne die eben zusammengetretene Pariser Augustkonferenz zu einem Wendepunkt in dem weltgeschichtlichen Gang der Dinge werden. Die furchtbaren Erfahrungen, die wir seit der Novemberkatastrophe von 1918 gemacht haben in dem uns durch nackten Vertragsbruch aufgezwungenen Waffenstillstand, in dem auf diesem Vertragsbruch aufgebauten teuflischen Versailler Frieden, in den zahlreichen verbrecherischen Verletzungen, durch die das Teufelswerk des sogenannten Friedens immer noch weiter überboten wurde — alle diese Erfahrungen haben uns belehrt, daß wir auch nicht die mindeste Hoffnung hegen dürfen, man werde uns gegenüber die Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit, die man der Welt als Grund und Ziel des Vernichtungskrieges gegen Deutschland vorgelogen hatte, zur Anwendung bringen. Die einzige, aber auch die feste Hoffnung der deutschen Zukunft sind wir selbst; davon soll heute an dieser Stelle nicht weiter die Rede sein. Für die Siegermächte war bis jetzt das einzige Gesetz, dem sie folgten, die Gewalt, mit der sie ihre Interessen zur Geltung brachten. In dieser Methode waren diese Mächte bis jetzt vollkommen einig, und auch die Interessen selbst waren unter ihnen die

gleichen oder schienen dies doch zu sein: die Vernichtung Deutschlands.

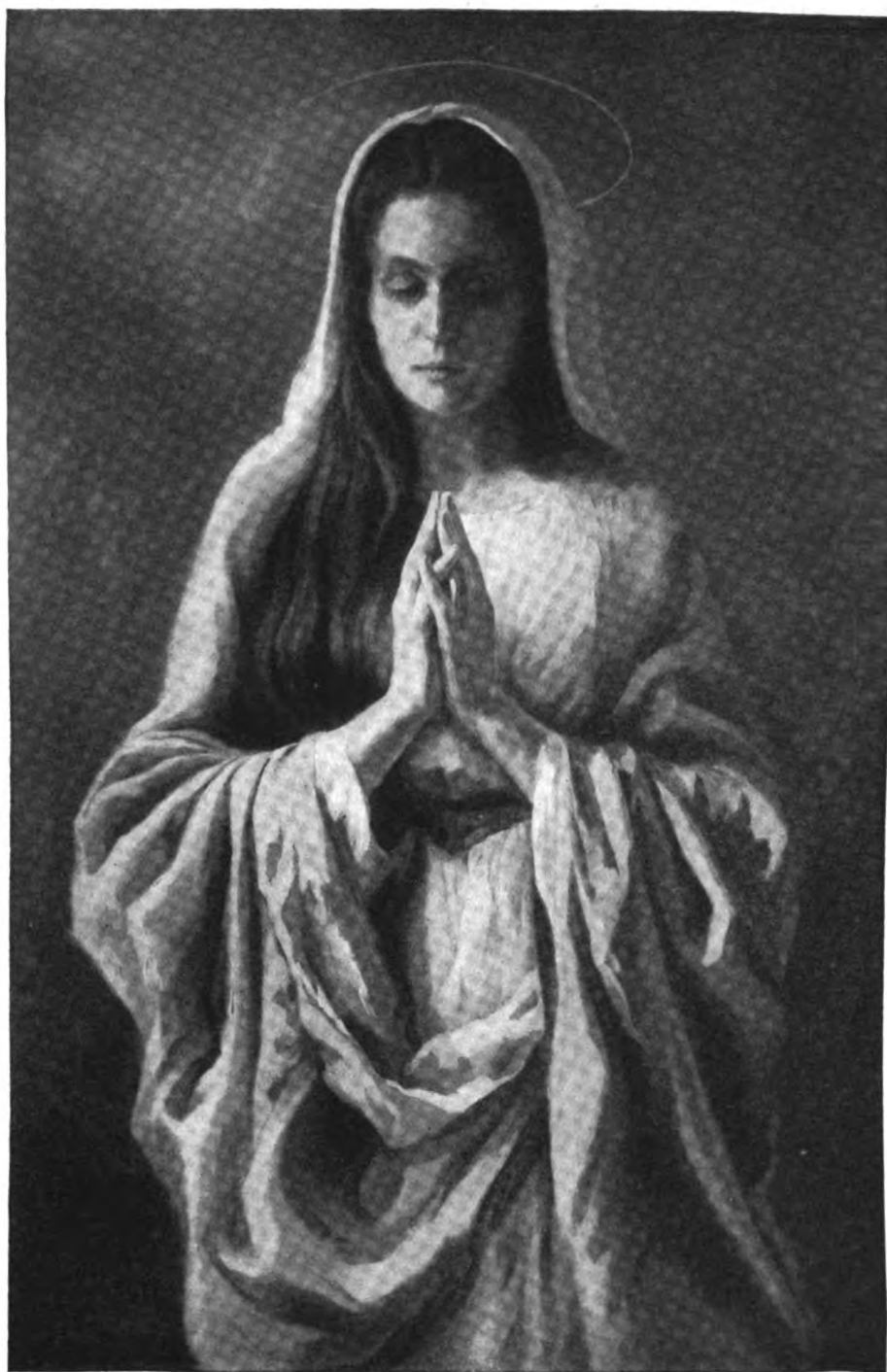
Diese Einigkeit der Interessen und die durch sie bedingte Einigkeit der Methode aber scheint nunmehr zu Bruch gegangen zu sein. Ich wiederhole: wir hüten uns vor trügerischen Hoffnungen; aber wir haben allen Grund, in nüchterner Betrachtung die tatsächlichen Vorgänge der letzten Monate ins Auge zu fassen.

Die neue Konferenz ist Werk und Wille Englands, dem Italien seit Sforzas Sturz fest und unbeirrt zur Seite stand. England erzwang die Konferenz gegen Frankreichs Willen, das die Konferenz im jetzigen Zeitpunkt nicht wollte und mit raffiniertester Berechnung sie zu verhindern oder doch zu verschleppen suchte: dieser französisch-englische Gegensatz beherrschte offen- und weltkundig die letzten Monate. England hat seinen Willen gegen Frankreich durchgesetzt, und die Konferenz ist zusammengetreten. Daß darin eine Niederlage der französischen Politik liegt, steht außer jedem Zweifel und wird durch die Erörterungen der Pariser Presse klar bezeugt.

Wir forschen zunächst nicht nach den tieferliegenden Ursachen dieses Gegensatzes innerhalb der bis jetzt so festen »Entente«; der Zeitpunkt hierfür wird erst gekommen sein, wenn die weitere Auswirkung des Gegensatzes oder auch dessen Überwindung auf der Konferenz sich wird überblicken lassen. Heute kann es sich nur um eine Betrachtung der äußeren Vorgänge handeln, zu denen bis jetzt der englisch-französische Meinungsstreit führte. Die Gegensätze dieses Meinungsstreites sind einmal die »Sanktionen«, sodann Oberschlesien.

Auf der Londoner Konferenz war die Annahme des von den Alliierten bezüglich der »Wiedergutmachung« an Deutschland gerichteten Ultimatums mit harter Gewalt erzwungen worden. Lloyd George sprach, nachdem er kurz zuvor in öffentlicher Rede den monumentalen Anspruch getan hatte: keiner der leitenden Staatsmänner habe 1914 den Krieg gewollt, sondern alle seien hineingeglitten oder vielmehr hineingestolpert, nunmehr den lapidaren Satz aus: die alleinige Schuld Deutschlands sei »cause jugée«, und dies sei die alleinige Rechtsgrundlage des Versailler Friedens. Die Geschichte wird diese beiden Ausprüche des Staatsmannes, der den mächtigsten Einfluß auf





**Otto Redk:**

**Madonna**





Italienern. Dieser grauenhafte Zustand eines unglücklichen Landes und seiner zu Tode gequälten deutschen Bevölkerung war nicht nur ein Hohn auf alle Menschenwürde, sondern ein direkter Bruch des Versailler Friedens, der den Alliierten die Rechtspflicht auferlegte, in Oberschlesien die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und auf Grund des Abstimmungsergebnisses unverzüglich durch Beschluß des Hohen Rates die staatliche Zukunft des Landes festzustellen.

Die furchtbare Schuld an diesen traurigen Zuständen trägt ausschließlich Frankreich, das die räuberischen Absichten Polens auf das durch deutsche Arbeit industriell so hoch entwickelte obereschlesische Land, dessen Geschichte rein deutsch und ohne jeden Zusammenhang mit polnischen Dingen ist, ganz offen und unmittelbar unterstützte. Erst seit dem Eintreffen und Eingreifen der englischen Truppenverstärkung wurden die Zustände einigermaßen erträglich: der deutsche Selbstschutz wurde, den Forderungen der Entente entsprechend, aufgelöst, indes die polnischen Insurgentenbanden sich teilweise bis auf weiteres über die Grenze zurückzogen, teilweise aber sich, weiter mordend und raubend, im Lande herumtrieben.

Die englische Truppenverstärkung war aber zugleich ein Zeichen einer bedeutsam veränderten Stellungnahme der englischen Politik überhaupt. Daß England die Scheußlichkeiten der polnisch-französischen Wirtschaft in Oberschlesien so lange gewähren ließ, war zweifellos eine schwere Versündigung auch Englands gegen die Vorschriften des Versailler Friedens. Nunmehr aber forderte England bestimmt und energisch eine endgültige Entscheidung über das Schicksal Oberschlesiens. Mit allen Mitteln suchte Frankreich dieser englischen Politik entgegenzuwirken und den Zusammentritt der Konferenz zu verhindern. Die Absicht, weitere französische Truppen nach Oberschlesien zu senden, blieb unausgeführt, da Deutschland diese Truppen nur auf Grund eines Beschlusses des Hohen Rates befördern zu können erklärte, Frankreich aber diesen Gesamtbeschluß nicht erreichen konnte.

Nunmehr ist am 8. August die Konferenz des Hohen Rates in Paris zusammengetreten, und

die Entscheidung über die beiden für Deutschland lebenswichtigen Fragen: die »Sanktionen« und Oberschlesien, steht unmittelbar bevor. Der Hohe Rat besteht nach dem Versailler Frieden aus den Vertretern der fünf siegreichen Großmächte. Japan hat sich an der Erörterung der beiden für die Zukunft Europas entscheidenden Fragen bis jetzt wenig beteiligt; man wird berechtigt sein, anzunehmen, daß Japan der englischen Politik folgen, aber jedenfalls im Sinne einer Vermittlung der Gegensätze tätig sein wird. Amerika hat bekanntlich den Versailler Frieden nicht ratifiziert und infolgedessen sich von den bisherigen Sitzungen des Hohen Rates ferngehalten; in die Pariser Konferenz ist der Vertreter Amerikas eingetreten; klare Stellung zu den Streitfragen hat Amerika bis jetzt nicht eingenommen, wie denn überhaupt die ganze bisherige Politik des neuen amerikanischen Präsidenten Harding gegenüber der schweren durch den Versailler Frieden verursachten Weltkrisis der Sicherheit und Klarheit bis jetzt völlig ermangelt; ebenso wenig wie Wilson hat bisher sein Nachfolger die große Menschheitsaufgabe, die Amerika in hohen Worten immer als seine heilige Pflicht betonte, in tatkräftiger Weise erfüllt; die Gründe für dieses traurige Versagen Amerikas in der Weltpolitik sind nicht zu erkennen; aber man wird nach dem bisherigen Gang der Dinge nicht die Hoffnung hegen dürfen, daß Amerika in kraftvoller Weise an den heute zu lösenden Aufgaben für Herstellung der Ordnung und des Friedens der Menschheit wertvolle Mitarbeit leisten wird.

So verbleiben England, Frankreich und Italien als die entscheidenden Mächte in der weltgeschichtlichen Krisis des gegenwärtigen Momentes. Italien hat nach dem Sturze des der französischen Politik zuneigenden Grafen Sforza seine Stellung an der Seite Englands mit fester Entschiedenheit genommen.

Der englisch-französische Gegensatz aber hat sich von Tag zu Tag verschärft und vertieft; er erscheint zurzeit als unausgleichbar. Mit der höchsten Spannung harret die Welt dieser Entscheidung, deren Tragweite und Folgen im nächsten Briefe zu erörtern sein werden.

## Die stillen Tage

Das sind die stillen Tage —  
Die Lüfte wehn noch sommerlind;  
Aber schon entblättert der Wind  
Die letzte Rose am Tage.

Die müden Wälder schlafen —  
Und weiße Kähne ziehn im Blau  
Hoch über Wald und Strom und Au  
Nach einem fernen Hafen.

Und Schweigen in der Runde —  
Die Höhen stehen ährenblond,  
Von reinem Lichte übersonnt —  
Doch eine Senfe stirrt im Grunde.

Das Blühen ist zu Ende —  
Bei stark, mein Herz! Nach Valentagen.  
Kommt stilles Reifen und Entfagen  
Und deine Sonnenwende.

Karl Berner



Otto Red:

Die Spieler

## Von Kunst und Künstlern

Thomas Baumgartner: Mädchen mit Hahn (vor S. 141) — Otto Red: Madonna (vor S. 205); Dorfmusikanten (vor S. 193); Die Spieler (auf S. 206); Erster Versuch (auf S. 207) — Ernst Eimer: Großvater und Enkelin (vor S. 169) — Franz Heder: Niederfächische Bäuerin im Sonntagsstaat (vor S. 125) — Arno Neheroth: Der rote Hahn (vor S. 185) — Karl Hans Schrader-Belgen: Bunter Strauß (vor S. 109) — Willy ter Hell: Im oberen Völschthal (vor S. 157); Der Daniel bei Ehrwald (vor S. 117) — Arthur Schlubed: Damenbildnis (vor S. 197) — Hans Fehner: Wilhelm Raabe (vor S. 177)

Was Braungart über Thomas Baumgartners Kunst und damit auch über sein »Mädchen mit Hahn« sagt, daß sie im Bäuerlichen ihre Wurzel hat, nicht bloß dem Stoffe nach, nein, auch nach Farbengebung und Komposition, das gilt auch von den vier Bildern, die wir von Otto Red zeigen. Ja, auch der künstlerische Bildungsgang dieses Allgäuer Malers hat Ähnlichkeit mit dem des Münchner. Zu Oberstaufen im bayerischen Allgäu kam Red 1873 zur Welt. Früh, bevor er noch die Volksschule besuchte, regte sich in ihm die Lust zum Zeichnen, und als er dann in die Realschule zu Mindelheim kam, machten sogar die Lehrer seine Eltern ausdrücklich auf die Begabung und Kunstfertigkeit ihres Sprößlings aufmerksam. Aber der Vater, ein Mann, der sozusagen mit drei Beinen im handwerklichen Erwerbsleben stand — er war Gastwirt, Metzger und Bäcker in einer Person —, ließ keine romantische Außenseiter zu: wie der Bruder Bäder, so mußte Otto Metzger werden. Zwölf Jahre lang hat er, den Eltern zuliebe, diesen Beruf ausgeübt. Freilich fand man ihn nicht selten im Metzgeranzug an der Staffelei statt

an der Wurstbank, und im Grunde fühlte er sich herzlich unglücklich in diesem steten Zwiespalt. Zumal als er dann während seiner Münchner Militärzeit die ersten »richtigen« Gemälde gesehen hatte, war ihm die Metzgerei vollends verleidet. Aber Maler werden — dazu war's nun wohl zu spät. Doch im Forstwesen kam man der Natur um eine Spanne näher; Wald und Wild, das reimte sich eher auf Farbe und Bild als Ochsen und Kalb. Vier Jahre blieb Red dabei, bis an die Schwelle der Dreißig; dann heiratete er und kaufte sich eine Weinwirtschaft in Überlingen am See. Nun fanden sich schon eher Mußestunden für die geliebte Kunst, und als er gar zwei Jahre darauf, von unbezwinglicher Sehnsucht in die Berge zurückgezogen, in dem Allgäuer Bergdorf Goholz eine Gast- und Landwirtschaft erworben hatte, fühlte er sich im Nebenberuf schon als Maler, zumal seitdem er das Land in Pacht gegeben hatte. Da kamen denn auch die öffentlichen Anerkennungen und Ermunterungen: »Kollegen« von Fach und Ruf, wie Desregger, Zeno Diemer, Compton, Waderé, sorgten nicht mit ihrem Beifall, der Münchner Glaspalast öffnete sich

den Redden Bildern. Letztes Jahr kam sogar Prof. Konrad Best nach Gohholz und gab der oft noch recht wunderlichen Technik des Auto-Didakten wertvolle Winke. Aus seinem natürlichen Anschauungs- und Gestaltungsreife ließ sich der nun bald Fünfzigjährige aber nicht mehr herauslocken: er blieb, auch wenn er eine Madonna malte, den bäuerlichen Vorstellungen und Empfindungen treu, und seine Dorf- und Musikanten, seine Spieler und seine rauchenden Bauernjungen (»Erster Versuch«) zeugen von der wurzelhaften Bodenständigkeit, in der die Stärke dieses heimat-treuen Künstlers beruht.

Auch Ernst Eimers Malerei ist vornehmlich auf dem Lande und im bäuerlichen Dorfleben daheim, obgleich er seine Werkstatt in Darmstadt an der Mathildenhöhe hat, die im Laufe der letzten Jahrzehnte so viele künstlerische und leider auch künstliche Wandlungen gesehen hat. Wie Knäus und später Banger und seine Schule sich ihre malerischen Anregungen aus der Schwärm holten, so Eimer aus Groß-Eichen. Das Modellhafte in Tracht und Erscheinung ist hier bescheidener,

dafür aber ist Eimer desto tiefer in das bäuerliche Menschenwesen, in das innere Leben dieser rauhen heftigen Bevölkerung eingedrungen, und wenn er, wie in »Großmutter und Enkelin«, einen harten, kantigen Bauernkopf neben einen heiteren, helläugigen, jugendfrohen Mädchenkopf setzt, so haben wir ein Stück Bauerntum, ja noch mehr: ein Stück bäuerliches Seelenleben vor uns, das uns, ohne »gentlehaft« zu werden, ganze Geschichten erzählt.

Franz Heders »Niedersächsischer Bäuerin im Sonntagsstaat«, die in der goldenen Mütze und dem seidenen Tuch eine heute schon fast verschwundene Kostbarkeit bäuerlicher Trachten festhält, begleitet Bätelsland- und menschenkundigen Aufsatz über Osna-brück, Arno Meyerhofs »Roter

Sahn«, ein Meisterstück sparsamer Farbentechnik, Paul Quenfelds schönen Aufsatz »Aus einem wunderlichen Tiergarten«.

Niedersachse ist auch Karl Hans Schrader-Beigen (geboren 1876 zu Hannover). Auf der dortigen Kunstgewerbeschule, später an der Münchner Akademie unter Höder und Herterich hat er sich zu dem farbenfrohen, saftigen Koloristen ausgebildet, als der er uns in dem »Bunten Strauß«, einer echten, unverkünstelten Naturmalerei, entgegentritt.

Von Willy ter Hells großzügiger Landschaftsmalerei, die Energie und Klarheit der Zeichnung so meisterlich mit erhabener Hochgebirgsstimmung zu vereinigen weiß, geben wir den Lesern in dem »Oberen Loisachtal« und in dem »Daniel bei Ehrwald« zwei neue Proben, Gemälde, die in der letzten Großen Berliner Kunstausstellung mit Recht die Bewunderung aller derer hervorriefen, denen himmelanragende schneebedeckte Berggipfel ein Gegenstand der Andacht und Verehrung sind.

Von Arthur Schlußbed, den wir im Novemberheft 1914 hauptsächlich als Bildnismaler geschildert

haben, bringen wir eine neuere Arbeit, ein Damenbildnis aus dem Jahre 1919, in farbiger Wiedergabe, um neben der Erinnerung, die seine Kunst seitdem erfahren hat, auch zu zeigen, wie ganz anders er jetzt die Farben behandelt. Es ist das im wesentlichen eine Frucht seiner ägyptischen Studienreise, die ihm im feurigen Sonnenglanz der Wüste das Auge erschlossen hat für die Gewalt des Lichtes und damit insbesondere für das glitzernde und schillernde Spiel des Weiß.

Hans Fehners Raabebildnis, ein teures Besitztum der Familie des Dichters, gibt dem Erinnerungsaufsatz von Louis Engelbrecht den besten Schmuck, der sich für ein so pietätvolles Dankopfer der Freundesliebe, der Dichter- und Menschenbewunderung denken läßt. F. D.



Otto Red:

Erster Versuch



# Literarische Rundschau

Der prinzipielle Unterschied der Erlebnisse ist der prinzipielle Unterschied der Dichtungen. Dieser Satz ist nicht neu in der Ästhetik, aber so glücklich hat ihn zuvor kaum jemand in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen und Wertungen gestellt wie Friedrich Märker in dem Büchlein »Zur Literatur der Gegenwart« (München, A. Langen). Zu dem angeführten Satze gehört aber noch ein anderer, der ihm erst die Erfüllung gibt: »Das aber ist gerade der Sinn (und die Kunst) der Dichtung, daß sie den Menschen die Dinge tiefer erleben läßt als der Alltag«. Mit diesem Kompaß und dieser Sonde geht Märker die Haupterscheinungen der zeitgenössischen Dichtung durch, und wie von selbst, ohne pedantischen Zwang, scheiden sie sich in Dichter des Körpererlebnisses, in Dichter des Bedeutungserlebnisses und solche, die zu einer Einheit von Körpererlebnis und Bedeutungserlebnis, wenn nicht schon gelangt sind, so doch hinstreben.

Der Name Georg Hermann fehlt bei Märker, weil er eben nur von den Hauptströmen der gegenwärtigen Literatur und den für die verschiedensten Richtungen bezeichnendsten Persönlichkeiten sprechen will, aus seiner subjektiven Auslese dafür auch gar kein Fehl macht. Hätte er ihn bedacht, so würde wohl auch der Dichter des »Jettchen Gebert« und der »Henriette Jacoby« ein Plätzchen in der letzten Gruppe beanspruchen dürfen, in der Nachbarschaft von Rilke, Hans Hohl, Fritz von Arnim und Arnold Müll. Denn das ist nicht zu verkennen: Hermann hat die heute seltene, sinnensstarke Freude an der Körperlichkeit des Wortes, aber er ist nicht nur ein lebhafter Gestalter des Greifbaren, sondern sucht auch Zusammenhänge zu erfassen. Erstaunlich, wie viel Leben auch wieder in seinem neuesten Romanbuche »Schnee« erblüht (Berlin, Fleischer & Co.), das doch fast von Anfang bis zu Ende monologisch erzählt oder sogar nur meditiert und sich um die eine Achse des Doktor Alwin Herzfeld bewegt, desselben, der uns schon in der »Nacht« begegnet ist. Was sich auf den vierzehnhundert Seiten »begibt«, läßt sich in einem Satze sagen, und der ist immer noch beträchtlich kürzer als manch einer der Hermannschen Satzgebilde: Der Fünfzigjährige, durch ein schmerzliches Ereignis des Krieges erschüttert und aufgerüttelt, verläßt seine Berliner Einsamkeit, reist nach München, um eine untergeessene, inzwischen an einen andern verheiratete Jugendliebe aufzusuchen und — so hofft und plant er — für immer mit sich zu vereinigen, muß aber erfahren, daß die ersten Mutterfreuden entgegenkommende Geliebte durch Neigung und Notwen-

digkeit fester an den Mann gefettet ist, als sein Gefühl sich träumte, und öffnet nun einem sanften, friedlich melancholischen Tode im Schnee einer hellen klingenben Garmischer Frostnacht die Brust. Kaum achtundvierzig Stunden lang währt diese Fahrt der Hoffnung und des Abschieds, aber was Hermann in diese kurze Frist eines einzigen Menschen an Geschmacksweisheit und Kunstverstand, an Dichtung und Empfindung, an Menschenliebe und Naturfreude, an Genuß und Entfagung zu geben hat, ist Reichtum genug für ein ganzes langes und tiefes Menschenleben. Anfangs lehnt man sich wohl widerwillig und empört auf gegen diesen selbstlüchtigen und geschmäcklerischen Lebenswillen eines Mannes, der in seine japanischen Ladböden und chinesischen Schälchen, seine Bronzen und Bücher so verknüpft ist, daß er für das, was sich draußen auf unsern Schlachtfeldern begibt, nur Haß und Hohn übrig hat. Gift und Galle, die sich in den pazifistischen Gemütern unsrer Literaturwelt, zumal der jüdischen, gegen alles Kriegerische und Heroische angesammelt hat, muß nun mal erst verspritzt werden. Wenn die Wut, mit der die Friedfertigen dies Gift aus sich herauszuschleudern, nur nicht so blind machte! Unsern Doktor Herzfeld peitscht sie bis an die Grenze der Geschmadslosigkeit, sogar der Herzensroheit — oder umgekehrt, wenn das für einen Schöngelst die richtigere Steigerung unverzeihbarer Sünden sein sollte. Auch was dieser Nerven- und Gedankenmenschen unter »Leben« versteht — er selbst fühlt sich geradezu als ein Lebensgelehrter —, ist meistens näher mit toten als mit lebendigen Dingen verwandt. Bezeichnend für Herzfeld alias Hermann ist sein Bekenntnis, daß ihm die russische Dichtung nichts mehr zu sagen habe, weil es darin den Staub auf den Schmetterlingsflügeln der Kunst nicht gebe, weil sie kein Witzwort, kein Schillern, kein Aperçu, keine angenehme Geste, keine polierte Stelle kenne. »Erst komme ich, dann kommen die andern«: so lautet Herzfelds Wahlspruch, den er sich gerne vorspricht. Auf dem Wege nach München zu seiner Jugendliebe wacht dann aber in diesem »nordischen lergen, harten Menschen mit der Mittelmeerseele« die Zärtlichkeit auf. Und nun, da seine Gedanken auf den paar smaragdnen Grasfleden der Erinnerung weiden, die die sandige Wüste unsers Lebens unterbrechen, entfaltet sich auch die sanfte, gütige Menschlichkeit, der dieser Schönheitsenthusiast fähig ist. Zwar reißt ihn auch jetzt noch, wenige hundert Meter von der Geliebten, ein Malerkunststud wie Goyas Truthahn in der Pinakothek zu dem Ausruf hin, daß die

Fleischttöne an der Brust einer elenden gerupften Pute ihn »rasend vor Entzünden« machen könnten, aber als er dann durch Münchens winterliche Straßen seinen ersten und einzigen Spaziergang mit dem »Rehchen« macht, da dämmert doch auch ihm auf, daß nur der Mensch dem Menschen das Beste und Schönste zu geben vermag. Resigniert begreift er, daß Rehchen, so nah sie einst mit ihm verbunden war, den Mann, dessen Güte sie durchs Leben trägt und von dem sie Mutter werden soll, um seinetwillen nicht mehr verlassen kann. Wie Josef kommt er sich vor, der Maria mit dem fremden göttlichen Kinde im Leib stützte auf dem Gang nach Bethlehem, und sein Geschmäclertum überwindet sich, der Schwangeren, die von plötzlicher kindlicher Besitzsucht ergriffen wird, aus einem Blumenladen die Scheußlichkeit eines rothbemalten Tontöpfchens mit grünen fleckartigen Blättern und einem hölzernen Fliegenpilz zu kaufen — ein Opfer, über das man lächeln mag, das aber diesem Ästheten vielleicht mehr gekostet hat als andern die Hingabe eines Vermögens. Nicht einmal mit dem Schatten einer Silbe erwähnt er seine Absicht, das Rehchen aus der gesicherten Welt, in die es sich gerettet hat, mit sich zu nehmen in seine unsichere ... Doch nicht die spärliche Romanhandlung macht den Reiz dieses Buches aus, nicht in der eigentlichen Zeichnung und Malerei, sondern in den Arabesken und dem Dekor soll man seine »Valeurs« suchen: in diesen gedanklen- und empfindungsvollen Handbemerkungen, diesen poesie- und philosophiedurchtränkten Sentiments, diesen verblüffenden Beobachtungen und ledigen Witzworten. Blut vom Rebstock Heines, aber mit einem starken Schuß Fontane gefüllt.

Gegen Berufs- und Standesromane hat sich mittlerweile ein nicht ganz unberechtigtes Vorurteil eingestellt. Wir haben ihrer fast schon zu viele, und wenn man sie sich näher besieht, entdeckt man fast überall dasselbe Schema; was aber schlimmer ist: sie alle pressen das Bild der Welt, von dem doch der Roman so oder so ein Stück auffangen soll, in den vorgezimmerten Rahmen, und der ist oft recht eng und wenig elastisch. Besonders wenn es papierene Berufe sind, die das Netzwerk für so eine Romanhandlung abgeben, tut der erfahrene Leser gut, sich mit Geduld und Bescheidenheit zu wappnen. Und vollends einem Romanbuch mit dem Titel »Der Archivar« (München, Bed) wird es nur bei wenigen Lesern etwas nützen, daß der Untertitel einen »Roman aus unsrer Zeit« verspricht — Akten- und Registraturstaub fliegt ihm sozusagen voraus. Dann aber liest man den Verfässhernamen August Sperl und weiß sofort, daß uns hier der Ausdrud einer

Persönlichkeit, eines vielseitig angeregten und phantasievollen Menschen erwartet, der nicht in die Fülle seines Berufes eingepfercht ist, der alles, was diese Tätigkeit angeht und berührt, mit Saft, Farbe und Anschaulichkeit erfüllt. Sperl ist kein Freund vielverschlungener Wege und verzwickter Probleme, er geht am Stabe eines gesunden Menschenverstandes gern geradeswegs auf sein Ziel zu, aber er geht behaglich und nachdenklich und läßt seine offenen, blanken Augen rechts und links, vorwärts und rückwärts in die Runde wandern.

Die Geschichte selbst, das, was man in Schulaussagen »Gang der Handlung« nennt, ist so einfach, wie nur denkbar. Ein verwittweter Major mit seiner durch eine bittere Herzensenttäuschung vor der Zeit ernst gewordenen Tochter reist in das »Land seiner Väter«, um dort dem Ursprung seiner Familie nachzuspüren, erfreut sich dabei der Führung und sachmännlichen Beratung eines jungen Historikers, der für die Majorstochter bald tiefer zu fühlen beginnt, muß aber mißsam seinem Kinde durch viel Trübsal hindurch, bevor er zum Ziel seiner Forschung, sie beide zu ihrer Heimat kommen: er zu seinem Stammbaum und Urst, sie zur Erkenntnis ihrer dichterischen Begabung und zu dem nur äußerlich etwas schrulligen Mann, der ihrer innerlich wert und würdig ist. Bei dem allen hat der besahnte Archivar seine väterlich-freundschaftliche Hand im Spiele. Vor allem ist er es, der die Tochter auf den Weg des Lebensmutes und des Selbstbewußtseins zurückführt und uns so zu der Novelle »Das Bild des Heilands« verhilft, der legendenartigen, tiefsinnigen Erzählung von dem Bildschnitzer Veit Stoß und seinem ergreifenden Kreuzstus in Heilsbrunn, in der das Ganze gipfelt, die Fäden sich entwirren und die Konflikte sich lösen, in der endlich die Grundstimmung des Buches so schön und rein ausklingt. Doch noch mehr bedeutet er für dieses Buch. Er mit seiner reifen Welt- und Lebenskenntnis, mit seinem stets gegenwärtigen Wissen der Vergangenheit und Gegenwart ist es, der das reichgefüllte Bild oberpfälzischer Landschaft, Sage, Geschichte und Volkskunde vor uns ausbreitet, das uns mit immer neuen Zügen überrascht, mit immer neuen Farben ergötzt und erquickt.

Dies Gefühl der Wurzelhaftigkeit, der engen Zusammengehörigkeit mit Land und Geschichte senkt sich aus Sperls Roman wie eine tröstliche Himmelsgabe auf den Leser herab und verläßt ihn auch dort nicht, wo die Handlung einmal durch Dornen und Gestrüpp führt. Seit Gustav Freytags Tagen ist dem Deutschen das Verflochtensein mit Vorfahren und Volksgeschiden nicht wieder so eindringlich zum Bewußtsein gebracht worden wie von dem Würzburger Romanschriftsteller, der seinem Bruder in Elío

und Apoll auch darin gleicht, daß er seinen Archivarberuf mit nicht weniger Poesie, Gehalt und tieferem Sinn zu erfüllen weiß wie der Dichter der »Ahnen« und der Historiker der »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«. Nirgends in diesem Roman wird gepredigt oder orakelt, und doch fließt ein Strom von vaterländischer Erbauung durch ihn hindurch — einzig und allein, weil er uns durch sein Geschehen die fromme Zuversicht einflößt, daß ein Volk, solange es seine Wurzeln im Heimatboden hat und seiner Väter eingedenk ist, von keiner fremden Gewalt zu fällen, geschweige denn zu vertilgen ist.

In Rudolf Heubner, dem so schnell zu Erfolgen und Ansehen gelangten Dresdner Schriftsteller, kämpfen Geschichte und Gegenwart, Realistik und Romantik einen sich stetig wiederholenden, gleichgewichtigen Kampf. Seinen Ruf zwar hat wohl der zweibändige Kaufmannsroman »Der Heilige Geist« begründet, daneben aber steht ebenbürtig der in Venedig große Vergangenheit hinabtauchende Roman »Ein Volk am Abgrund«, und wiederum halten der »Karoline Kremer« Romane aus der Fröhen- und der niederländischen Renaissancezeit die Wage. Neuerdings hat sich Heubner auch im khorischen Epos versucht. Wer im Geschichtsunterricht noch mit historischen Anekdoten traktiert worden ist — und keiner soll mir diese Kost verächtlich machen! —, der erinnert sich gewiß der grauflügen Geschichte von Alboin, dem Langobardenkönig, und Rosamunde, seinem Weibe, der Tochter des besiegten Gepidenkönigs Raminund: wie er sie in frevelhaftem Übermut zwingt, aus dem Schädel ihres erschlagenen Vaters zu trinken, und was für grauflüge Taten daraus dann weiter entspringen. Ein uraltes langobardisches Volkslied singt schon davon, und Joh. Georg Fischer, der Schwabe, hat eine lange, nur allzu zahme Ballade daraus geformt. Heubner in seinem »Lieb von Rosamunde« (Leipzig, Staadmann) faltet den Stoff so behutsam auseinander, wie keiner vor ihm, und sucht nach dem psychologischen Grund, in dem Rosamundes wiederholte Bluttaten ihre Wurzeln haben. Er findet ihn in ihrer heimlichen, unbefriedigten und scheinbar verschmähten Liebe zu Alboin, der ihr erst im Tode zu erkennen gibt, daß auch er sie wahrhaft geliebt hat, und entwirft nun ein in breiter Zeichnung und bunten Farben ausgeführtes Gemälde ihres Seelenkampfes, wobei er sich in allem Äußeren eng an die historische Aelterlieferung hält. Was die Psychologie und die innere Glaubhaftigkeit dabei gewinnen, ist nicht wenig, aber leider, die ursprüngliche düster-schwere Balladenkraft des Stoffes muß es büßen: was in unheimlicher Dämmerung lag und gerade

darin seinen dämonischen Reiz hatte, steht nun in hellem, allzu hellem Lichte, das seinen Zug der Handlung und sein Fäلتchen unbeleuchtet läßt. Es ist mir zweifelhaft, ob man den begabten Verfasser ermuntern darf, auf diesem Wege fortzuschreiten, so sehr sich auch hier seine Phantasie und seine Seelenkunde bewähren mögen.

Seit Marie von Ebner-Eschenbachs »Krambambuli«, Ossip Schubins »Peterl« und Maeterlinds berühmtem Essay im »Doppelten Garten« haben es bei Dichtern und Dichterinnen die Hunde nie so gut gehabt wie in diesen ersten Jahren nach dem Kriege. Ganz große Herren, wie Thomas Mann und Schmidtbonn, die sonst mit königlichen Höhen, doppelt verheirateten Grafen und hellenischen Hellen umgehen, haben sich zu ihnen herabgelassen und Lichter in ihrer Seele entbedt, vor denen die des Menschen wie ein Rienspan blasen. So schicksalsmächtig, so geheimnisvoll-metaphysisch wie Karl Goldmann in seinem Roman »Numa« (Berlin, Fleischer & Co.) hat den treuen, so klug- und trauriggeäugten Gefährten des Menschen, den Schützling des Sirius, aber wohl noch keiner zuvor gesehen und gefeiert. Dazu mußte erst Krieg werden, mußte der Mensch sich in seiner ganzen Mordgier und Raffsucht, der Hund sich in seiner ganzen Demut, Entbehrungskunst und Friedsamkeit zeigen, wie es beides wohl im Kriege geschehen.

Goldmann erzählt die Geschichte dreier Kameraden, die den deutschen Feldzug oder, wie er sich ausdrückt, den »Landsknechtzug« durch Serbien mitmachen, sich dann aber, als die Regengüsse ganz Serbien in eine einzige Schlamm- und Morastmasse verwandeln, von ihrer Kompagnie absondern und als Marodeure auf eigne Faust durchs Land streifen. Als vierter gesellt sich ein herrenloser Hund zu ihnen, eine Hündin vielmehr, von zweien der Nachzügler nur halb widerwillig geduldet, von dem dritten, dem Jäger Böttcher, einem nicht gerade ingeniosen Burschen, der sie zu sich genommen und den sie als Herrn erkoren hat, mit Liebe und Stolz behütet. Wie die zehn Beine nun aber so dahinmarschieren, erst durch Fülle und Überfluß, dann durch Not, Frost, Elend, Verlassenheit und Todesgefahr, da bildet sich zwischen Herrn und Hund ein seltsames Verhältnis heraus. Bald weiß man nicht mehr, wer hier der Geführte, wer der Führende ist: der Mensch oder das Tier. »Wer mit der Kage spielt«, steht in Schefers Laienbrevier, »mit dem ja spielt die Kage auch«. Genug, der Soldat und die Hündin Numa geraten miteinander in die große Schicksalsmühle, deren Mahlgang Laufende zerreibt, aus der er aber, der Herr des Hundes, der dessen Leben gegen die andern bis zum

legten verteidigt hat, wie durch ein Wunder gerettet wird. In der höchsten Lebensnot verrät freilich auch er das Tier, indem er es in dem Wahn, sein Winseln könne ihn den Verfolgern entbeden, elendiglich ertränkt. Doch nun erst beginnt recht Rumas Erziehung an dem Menschen Böttcher. In den Fieberträumen des Lazarets dämmert ihm die Ahnung auf, daß der Hund es war, dem er seine Rettung verdankt. Sein Geist ruht in Nacht, aber seine Hand, seine bleiche, magere Krankenhand streckt sich von Zeit zu Zeit automatisch regelmäßig aus und greift gegen das linke Fußende, wo Ruma in gesunden Tagen zu liegen pflegte; aber sie streichelt ins Leere. Und der Hund bekommt eine Stimme und fragt in das Gewissen seines Herrn: »Warum hast du mich gemordet?« Da fühlt sich der Soldat von einem großen Schmerz befallen, aber die Augen des Hundes füllen sich vergessungsbereit alsbald wieder mit Liebe und Treue. Und dem Menschen kommt die Einsicht, daß ein Wunder, ein Glück, eine Gnade war, was er an Dank, an Freude, an Zärtlichkeit und Liebsungen des Hundes gedankenlos als selbstverständlich hingegenommen, daß hinter dem Bunde von Mensch

als gäbe es nicht auch unter Generalen und Offizieren edles und unedles Blut, so gut wie unter den — Hunden. Auch dieser krankhafte Hahnwahn gegen alles, was Missethäter trug, wird vorübergehen. Die Geschichte jedenfalls wird nicht so töricht sein, danach einmal ihre Annalen zu schreiben.

Die Liliputbändchen, in denen Paul Steinmüller seit Jahren die Goldkörner seiner Zeit- und Ewigkeitsbetrachtungen sammelt, Büchlein, die so viele nach innen

lebende Menschen wie einen Talisman am Herzen tragen, haben ein Brüderchen bekommen: das sechste der Reihe, denn, wie die Rhapsodien von der Freude und die des Lebens, so zählen zu diesen weltlichen Andachtsbüchlein auch die Totivtafeln »Der Heiland«, die Wanderweisen »Trost-einsamkeit« und das Tagebuch »Von Zeit und Ewigkeit«. Das neue Bändchen, »Die Rhapsodien vom verlorenen Königreich« (wie die früheren bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart), läutet die alten Gloden weiter: es sind keine Rufe zum Kampf mit Flamme und Stahl, es sind Mahnungen, zu wandern und das verlorene Königreich



Giottos Dantebildnis aus den Fresken im Bargello zu Florenz

Nach einer Zeichnung von Seymour Kirkup (vor der Wiederherstellung, 1840)

und Tier eine unergründliche Seelenkraft webt, und jetzt erst löst ihm die Gemeinschaft, die er in seinen Traumbildern mit dem Hunde durchlebt, die Erkenntnis, daß ein höheres All ihrer beider Ich vereinigt. So geht der Jäger Böttcher seiner Genesung, der Mensch Böttcher seiner Auferstehung, seinem wahren Menschentum entgegen ... Goldmanns Hundegeschichte, die menschlich schöner und gehaltvoller ist als manche Menschengeschichte, würde uns noch mit reineren und tieferen Augen ansehen, wenn der Verfasser nicht auch zu den vielen, allzu vielen gehörte, die sich keine Gelegenheit entgehen lassen, im Kriege erlittene persönliche Unbill durch gehässige Verallgemeinerungen zu rächen,

unsrer Mutter Liebe, Menschen- und Gottesliebe, zu suchen. »Kehret zurück zur Heimat unsers Wesens, wo ihr lernt, was Reinheit und Treue ist«, läuten diese Gloden, und sie pochen an die Brust aller derer in unserm Volke, die jung und sehnüchlich sind, mögen sie nun in blondem oder weißem Haar, mit grünem oder dürrerem Lebenssteden einhergehen. Wieder nehmen all diese kleinen Bilder ihren Ausgang von einer Natur- oder Menschenbeobachtung der Wirklichkeit, und damit haben sie festen Boden unter den Füßen, bekommen sie ein so helles, einprägsames Gesicht. Man lese sie hübsch langsam und verteilt wie Lofungen; dann wird sich am Leser der Spruch aus dem Westfälischen



Diwan erfüllen: Wer mit gläubiger Nabel sticht, überall soll gutes Wort ihn freuen.

Gerade jetzt, belehrt Ludwig Finkh, der Dichter des »Rosenbäckers«, des »Bodensehers« und der »Jakobsleiter«, einen zagen Freund, »gerade jetzt, wo alle Bande der Ordnung und Liebe zerrissen scheinen, tut es wohl, das Blutband fester anzuziehen und wieder auf seine alte Ehre zurückzugreifen. Es steht etwas darin.« Aber eben weil er ein Dichter ist, begnügt er sich nicht mit Belehrung und Ermahnung, sondern stellt gleich ein lebendiges Beispiel auf für das, was ihm am Herzen liegt und wozu er, wie sich selber, auch die andern belehren möchte. So entstand sein *Ahnennbüchlein* (Stuttgart, Stredler & Schröder). Da nimmt er uns an die Hand, und nun dürfen wir ein Stündchen mit ihm im Garten seiner Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits spazierengehen, wobei er uns allerlei Weises über Welt, Vaterland und Menschentum, allerlei Artiges und Nachdenkliches über die heiteren und dunklen Lose seiner Ahnen erzählt, als deren Frucht im Guten und weniger Guten er sich empfindet, er mit seinem republikanischen Freiheitsdrang aus der alten Reichsstadt Reutlingen, mit seinem praktischen Verstand und Wirklichkeitsinn, aber auch mit seiner fröhlichen Lebenslust, seiner zähen Ausdauer, seiner klinken Lebendigkeit und seinem gut schwäbischen Hang zum Lehren und Predigen. Und eh wir's uns versehen, haben wir einen praktischen Leitfaden in der Hand, um

auch so einen Stammbaum oder eine Ahnentafel aufstellen zu können, wie er's hier tut. Nicht jedem wird das gelingen — allzu viel ist da von unsern Vätern und Großvätern verläßt worden, und nicht überall hängen die Menschen so eng und warm zusammen wie im lieben Schwabenland —, aber diesem Wirte wundermild ein wenig tiefer und persönlicher noch ins Herz gesehen zu haben, ist schon erquickliche Wegzehrung genug in diesen dürrer Zeiten.

Und nun zum Schluß noch eine fröhliche Kunde: Karl Söhles Roman »Der verborbene Musikant« hat wenige Jahre nach seinem ersten Erscheinen eine neue Ausgabe erfahren (Leipzig, Stadmann). Eine »erweiterte« sogar, eine, die auf die bunte, gestaltenreiche Leinwand dieses Erlebnis- und Bekanntheitsromans allerlei neue Bilder setzt, wie sie erst von der Palette eines Sechzigjährigen kommen können. Mozart, Beethoven, Wagner, Bach und Brahms schweben als Genien über dieser Entwicklungsgeschichte, die aus dem gut-welfischen Vaterhause des Erzählers über ein Stüd Gymnasium ins entlegene Heidebors und dann nach der gelobten Kunststadt Dresden führt, um ihr und ihrem Musikbetrieb allerlei erfrischende Wahrheiten zu sagen. Doch nicht Bitterkeit ist der Grundgeschmack dieses Buches, sondern stille, weise lächelnde Fröhlichkeit, getreu dem Leitwort, das voransteht: »*Nimm's im lauten Lachen, mehr schon im leisen, entschieden aber im Schmungeln spricht die wahre Weisheit.*«  
F. D.

## Verschiedenes

Eine neue Nietzsche-Biographie oder vielmehr: »*Mythologie*« haben wir von Ernst Bertram (Berlin, Bonbi). Mit eignem, neuem Verfahren bringt sie in die Persönlichkeit Nietzsches ein. Philologie und Geschichte sind als Methoden verabschiedet, dafür treten historische und mythologische Figuren, Landschaften und seelische Zustände als Richtungs- und Erläuterungsmerkmale auf: Judas, Napoleon, Sokrates; Weimar, Venedig; Ritter, Tod und Teufel, Wüste, Nachsommer, Eleusis usw. Das Verfahren ist unkritisch, hat aber seinen eigentümlichen Reiz in der eindringlichen Beleuchtung bisher dunkel gebliebener Seiten des Nietzsche'schen Wesens. Bertram sieht in Nietzsche den

letzten Deutschen, die letzte Säule unsrer humanistischen Epoche, einen europäischen Schriftsteller höchsten Ranges. Mit außerordentlicher Wärme, beweglichem Geist und feinem Empfinden geschrieben, weiß das Buch auch dem viel zu geben, der in der Welt des Philosophen noch nicht daheim ist oder sich der vorgetragenen Meinung scharf widersetzt.

Max Halbes Roman »Die Tat des Dietrich Stobäus«, ein Buch, dessen unerbittlicher Ernst dieser ersten Zeit würdig ist, liegt bei Alb. Langen (München) in neuer Ausstattung vor (Umschlag und Einbandzeichnung von Hubert Wilm).

### Herausgeber: Dr. Friedrich Dösel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Dösel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Osterreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Dorgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fißcher in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





M. von freytag-Loringhoven: Hauseingang

# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 131. I

Nov. 1921

## Herzklostersee

Novelle von Otto Anthes



in Hüttejunge, der in der hellen Früh zu den Rühen auf die Koppel trabte, sah es mit an, wie Hilba Raspe in den See ging. Zuerst sah sie eine lange Zeit auf dem Holzsteg, an dem das Seminarboot angelegt lag, im weißen Kleide, und löste ihr langes Haar, das in der Morgensonne glänzte wie dünnes blaßes Gold. Das fiel dem Jungen auf, der sonst wohl nicht weiter auf das Mädchen geachtet hätte. Er duckte sich hinter den Knid und spähte durch eine lichte Stelle hinab. Da erhob sie sich drunten plötzlich und ging, ohne zu stutzen oder sich umzusehen, mit schnellen Schritten geradeswegs ins Wasser hinein. Als ihr der See bis an die Brust stieg, legte sich ihr Haar wie eine gelbseidene Schleppe auf die Oberfläche. Sie aber schritt immer weiter und bog nur den Kopf ein wenig rückwärts, als ob sie die Last des Haares mühsam nach sich zöge. Und dann war sie verschwunden.

Der Junge, der ein bißchen blöde war, ging ruhig davon zu seinen Rühen und sagte den Tag über keinem Menschen ein Wort von seiner Beobachtung. Erst am Abend, als schon das ganze Städtchen in Erregung war, die Seminaristen vergebens zu Fuß die Umgebung und im Boot den See absuchten und vor jeder Tür die Leute bei-

sammenstanden, den absonderlichen Fall zu bereben, kam er mit der Sprache heraus und erzählte den Mägden auf dem Hofe, immer noch verstört und widerwillig, was er gesehen hatte. Da war es bald herum und kam zuletzt auch vor das Ohr des Vaters. Der Seminarlehrer war ein Mann von strenger Kirchenfrömmigkeit, wie es bei den Beamten des Landes nicht nur von Amts wegen üblich war. Seit die Abwesenheit der ältesten Tochter vom Hause auffällig geworden war, hatte ihn die unruhige Befürchtung eines Unglücks gepeinigt. Aber nicht einen Augenblick war der Gedanke in ihm aufgestanden, daß das Mädchen sich in der Absicht einer Flucht aus dem Heim oder gar aus dem Leben entfernt haben könnte. Der Musiklehrer des Seminars, Meno Guboff, der trotz seinen jüngeren Jahren fast ein Freund des Direktors, jedenfalls aber der nächste Bekannte des Hauses war, sah sich vor die harte Aufgabe gestellt, die Wahrheit in diese gänzlich unvorbereitete Seele zu tragen. Aber kaum hatte er andeutend nur an das Schreckliche Geheimnis gerührt, als der Direktor abwehrend die Hand erhob und ihm so zu schweigen gebot. Die beiden jüneren Töchter näherten sich dem Vater. Lobia, weich und lebhaft, warf sich laut aufweinend an seine Brust, indes Karla, gehaltener und



strenger, seine Hand zu fassen suchte. Aber er schob sie beide von sich, wandte sich und ging hinaus. Unsicher und stolpernd hörten sie den sonst so festen Mann die Treppe zu seiner Studierstube hinaufsteigen.

Es gibt Stunden, wo der Weltlauf stillzustehen scheint, weil die Gedanken der Menschen nicht weiterkönnen, weil sie wie eingemauerte Gefangene rings um sich nichts fühlen als undurchdringliche starre Wand. So erging es den im Wohnzimmer Zurückgebliebenen. Die Schwestern saßen umschlungen auf dem alten Ledersofa, Lydia weinte sacht und unaufhaltsam, Karla schaute aus großen harten Augen vor sich hin. Meno Gudolf, der Musiklehrer, war vor dem Flügel auf einen Stuhl gesunken, das Kinn auf die Fäuste gepreßt, sein Blick hing leer und abwesend auf den blassen Blumen der Tapete. Und nur seine Frau, die ihn begleitet hatte, war in ihrer lautlos scheuen Art unterwegs und hielt das wankende Hauswesen aufrecht. Sie holte die Mägde von der Straße und stellte sie an die Arbeit, kam auf Zehen wieder herein, zündete das Licht an und schloß die Fensterläden. Ihnen allen war Hilba durch Tag und Jahr so nahe gewesen, daß sie nie an ein Verborgenes in ihr hatten glauben können. Und nun, so sehr sie sich mühten, war in der weiten Welt der Möglichkeiten kein Grund zu entdecken, weshalb das in Gedanken und Empfindungen wohl hochgespannte, aber niemals leidvoll überspannte Mädchen die Kette ihrer jungen Jahre gewaltsam zerrissen haben sollte. Um so weniger, als sie allen Freuden der Natur und des Geistes aufgeschlossen, der Musik mit Inbrunst ergeben, mit den Dichtern heiter vertraut und der Schönheit heimischer Landschaft mit Leidenschaft zugetan gewesen. Vor allem aber, weil sie von Kind auf in einer aufgeweckten Gottfröhllichkeit gelebt hatte, die ihr ganzes Wesen durchzog, beweglicher als des Vaters ernste Gesetzhaltigkeit und wärmer, eindringlicher als der Schwestern gleichmütige Gewohnheit. In der hoffnungslosen Dunkelheit dieses Warum, dem von nirgendwoher eine Antwort ward, verstrich die Zeit, wie sie über einen Schlafenden hingeht. Als die Uhr auf der Diele neun schlug, erhob sich der Musiklehrer und stieg mit schweren Schritten zu dem Direktor hinauf. Da hörte Lydia zu weinen auf, und auch Frau Gudolf

setzte sich mit gefalteten Händen den Mädchen gegenüber auf einen Stuhl. Eine halbe Stunde warteten sie so, des Grübelns müde, nur darauf, daß der Vater sich ihrem Leid geselle. Endlich klangen die Schritte der beiden Männer die Stiege herab. Der Seminardirektor trat ein, streckte seinen beiden Töchtern beide Hände hin und sagte: »Kommt, Kinder! Wir wollen nicht fragen, wir wollen beten.« — Und indem die Mädchen zu ihm hineilten, winkte der Musiklehrer seiner Frau und ging leise mit ihr aus der Tür.

Draußen im zagen Schein des Mondes, der eben über dem uralten Lindengang herauskam, stutzte er. Er ergriff den Arm seiner Frau, und statt mit ihr über den Klosterhof hinüber zu seiner Wohnung zu gehen, zog er sie in einen dunklen Gang, der von Fließerbetten überhängen zwischen dem Hauptgebäude und dem Wirtschaftshaus hindurchführte. Es war sehr still im ganzen Bereich des Klosters, in dem das Seminar untergebracht war. Die Aufregung, die sich der Schüler bemächtigt hatte, war mit Einbruch der Nacht in die Stuben zurückgetreten. Nur eine vorsichtig gestrichene Geige klang verstohlen und furchtsam aus einem halbgeöffneten Fenster. Sie kamen in die weiten Gärten, die sich bis zum See hinunter erstreckten. Die Wege leuchteten weiß, über den Beeten, in den Beerenbüschen und Obstbäumen rauschte es leise wie von Fruchtbarkeit. Das ganze Seminar, Lehrer, Schüler und Dienstboten, an dreihundert Menschen, wurde aus dieser Fülle gespeist.

Der Musiklehrer blieb erschauernd stehen und zog seine Frau an sich. »Mütterchen!« sagte er.

Sie hatten nach zehnjähriger Ehe keine Kinder. Zuzeiten empfanden sie das als herbes Leid. Dann wieder strichen sie mit wehmütigem Scherzen drüber hin. »Was braucht meine Frau Kinder?« sagte er. »Ich bin kindisch genug.« — Und wenn Mitleid und Zärtlichkeit ihm überquoll, nannte er sie Mütterchen.

»Was hast du ihm gesagt?« fragte die Frau.

Er zuckte die Achseln und ging weiter. »Daß sie in einer Verstörung, in einer Unmachtung gehandelt haben muß,« antwortete er dann.

Die Frau hielt eine ganze Weile den Kopf gesenkt. Dann hob sie schüchtern das Ge-

sicht zu ihm und sagte leise: »Glaubst du das?« Und als er nichts erwiderte, setzte sie hinzu: »Sie war so klar in allem, was sie sagte, bis gestern abend.«

Er schwieg eine lange Zeit und schaute über die Beete hin, von denen ein dünner feiner Duft in das Mondlicht emporstieg.

»Ich weiß nicht,« hub er dann mühsam an, »mir ist, als ob allzu große Klarheit in manchen Dingen schon Verstörung wäre. Sie sprach in der letzten Zeit oft so kühn von Gott, wie ich nie einen frommen Menschen habe sprechen hören. Sie sagte: Die Tat, die Sünde ist, dafür kann Gott mich verantwortlich machen. Denn ich muß nicht tun, was ich denke. Aber der Gedanke, der Sünde ist, und das Gefühl, das Sünde ist, die sind nicht meine Sünde, die sind Gottes Sünde. Sie kommen, und ich habe sie nicht gerufen. Ich kann sie verschrecken, aber sie waren da und haben meine Seele besetzt. Und so viel ich mich sträube, ich kann nicht verhindern, daß sie wiederkommen.« Das sagte sie, »Gottes Sünde« sagte sie.«

Er sah seine Frau an. Aber sie war gar nicht erschrocken, nur sehr nachdenklich.

»Ich konnte ihr nichts Rechtes antworten,« fuhr er fort. »Ich denke die Dinge nicht so. Ich fühle Gott, aber ich denke ihn nicht. Ich grübele nicht um ihn und nicht um sein Tun. Ich bin zu einfach dazu.«

»Ja, du bist einfach,« sagte die Frau und drückte in aufwallender Zärtlichkeit seinen Arm. »Und dennoch war auch sie fromm.« setzte sie nach einer Weile hinzu.

»Ja, sie war fromm,« sagte er. »Gott ruhte in ihrer Seele von ihren frühesten Kindertagen an. Aber sie ließ ihn nicht ruhen. Sie störte ihn auf, damit er ihr Rede stünde. Sie mußte wohl so tun. Aber zu ihrem Heile war es nicht. Mir ist, als ob sogar ihre letzte Tat ihre Frömmigkeit gewesen wäre.«

Sie waren bis zu der dichten Fede gekommen, die die Gärten nach dem See hin abschloß. Meno Gudolf hielt den Schritt an und sah zögernd auf das weißgestrichene Pförtchen, das, von der Fede überwuchert, nur um so heller im Monde leuchtete.

»Komm!« bat sie leise und versuchte umzukehren.

Aber er schüttelte nur den Kopf und trat hinaus. Da lag der See — herzförmig umschloß er die Halbinsel, die das Seminar mit

seinen Gärten trug, und diese seine Gestalt hatte vor undordentlichen Zeiten schon ihm selbst, dem Kloster und dem Städtchen den Namen gegeben. Sie traten an den Steg heran, wo das Wasser mit leisem Geräusch das Seminarboot schaufelte.

»Wie hat sie dieses Wasser geliebt!« sagte er mit bebender Stimme. »Und seinen Namen: Herzklostersee! Das konnte sie in so viel Klängen sagen, wie der See Gesichter hat. Mit feierlichem Ernst an Abenden wie heute; mit sicherndem Vergnügen, wenn er im Wind am Ufer hochsprang wie ein ausgelassenes Hündchen; mit tiefstönigem Jubel, wenn die Frühsonne über ihn kam. Und an solchem Morgen ist sie hineingegangen. — Sieh nur,« unterbrach er sich plötzlich leiser, »wie er blinzelt, der Mörder!«

Das schwache Mondlicht wechselte mit dunkleren Stellen auf der leicht bewegten Fläche.

»Bei Gott, er blinzelt!« wiederholte er.

»Komm!« mahnte die Frau von neuem.

»Komm! es regt dich zu sehr auf.«

»Warum soll es mich aufregen?« sagte er, nun schon gefaßt. »Es geht nur noch einmal über mich in einer Minute, was ich in Jahren erlebt habe.«

Die Frau lehnte sich wie in leiser Müdigkeit an seine Schulter. »Sie hat dir näher gestanden als allen,« sagte sie weich.

»Ja,« erwiderte er sinnend. »Der Vater wird sie in seinem starken Glauben wiederfinden, Lydia in ihrem vergeßlichen Leichtmut und Karla vielleicht im Trost. Ich habe sie verloren. Denn ihr andern alle, ihr laßt euch diese wunderbare Welt gefallen; wir beide haben sie gelebt.«

»Ja,« sagte die Frau demütig.

Er hörte es gar nicht. Die Erinnerung riß ihn hin und machte ihn rücksichtslos.

»Die Kiefern da drüben,« rief er, »die mit dem Hügel ansteigend die zarte stolze Rundung bilden — wir nannten sie die Herzbrust der Welt —; die Schwingung des Ufers bis zur Herzspitze hinunter, das waren uns Lieber und Psalmen. Und Psalmen wiederum und Lieber und Worte wurden uns zu Hügeln und stillen Buchten und glänzenden Weiden. Dort vorn am Ende der Halbinsel, wo die drei Pappeln stehen in der weiten nassen Koppel, da war die grenzenlose Verlassenheit im leisen Plätschern der Wellen wider das niedere Ufer,

im Flügel Schlag der wilden Ente. Und — und — Er brach plötzlich ab, indem ihm die Stimme untersehn sank. »Ich weiß es nicht,« murmelte er nur noch.

Und im plötzlichen Verlöschen seines Mutes lehrte er nun von selber um. Aber als sie durch das Pförtchen wieder in den Garten getreten waren, fing er noch einmal an, nur leiser und gedämpfter, ganz versunken in eine leuchtende Traurigkeit.

»Und die Gärten,« sagte er vor sich hin, »wie schwoollen ihr die zum Herzen mit ihrem strohenden Segen, in dem die strenge Ordnung des Gärtners nur Schönheit stiften konnte, weil sonst des Überflusses zuviel geworden wäre! Und drüben hinter dem Kloster die geballte Wucht der Lindenwipfel — O du seltsame Welt! — Brahms!« flüsterte er dann. »Brahms! — Der Duft der Kiefern! — Inbrünstig. — Gottes Herz.« Es war, als ob sein Geist vergastete Wege ginge, auf denen der Schritt der Gedanken nicht mehr gehört wird.

Wie fernes Weinen war es in der Stimme der Frau, als sie sagte: »Du bist sehr arm geworden.«

Da kam er zu sich. Er blieb stehen, zog sie wider seine Brust und stammelte an ihrem Ohr: »Mütterchen! Du mußt mir verzeihen. Du mußt Geduld mit mir haben.«

»Wir wollen heimgehen,« sagte sie.

Er jögerte noch und hielt sie bei den Schultern. »Weißt du,« sagte er, nun ganz klar und flug, »sie ist dahingegangen, weil sie es nicht mehr ertragen konnte. In die Seltsamkeit der Welt ist sie hineingegangen, um sie zu ergründen.«

Sie schüttelte den Kopf.

Er sah sie erstaunt an, überrascht von ihrem Widerspruch. Aber sie entzog sich ihm ohne Hast und fing zu gehen an. Da folgte er ihr still und ohne zu fragen. Aber ihnen hatte sich der Himmel gänzlich aufgeheißt. Kühl ging der Wind unter den blassen Sternen hin und führte keine Wolken, so weit man sehen konnte.

Dies geschah an einem Sonnabend. Am Mittwoch erst wurde Hilbes Leiche gefunden und tags darauf in aller Stille bestatet.

Im Städtchen und unter den Schülern des Seminars ging das Gerücht und Geflüster um den unerklärlichen Vorfall noch eine lange

Zeit weiter. Im Hause des Direktors aber vollzog sich alsbald nach der Beerdigung eine innige Zusammenfassung aller Lebenskräfte. Lydia übernahm die Führung des Haushaltes, die Hilba bis dahin, allerdings mehr in der Form eines anmutigen Darüberstehens, innegehabt hatte. Sie hatte dafür gesorgt, daß allezeit ein schönes Geschirr und frische Blumen auf dem Tisch standen; daß die Mädchen vorchriftsmäßig bedienten, wenn Besuch da war; und wenn sie mit gerastem Kleid in der Küche erschien, hatte sie selbst zuweilen über sich gelächelt. Lydia war erfahrener in den häuslichen Dingen und hatte Freude daran. Sie legte auch gern selber mit Hand an, und ihre ein wenig zu fraulicher Rundung neigende Gestalt machte sich gut in der großen weißen Schürze. Der Vater war zutunlicher und milder als vorher, er verließ öfter sein Studierzimmer und ließ sich in den unteren Räumen blicken, wenn er auch nicht viel sprach. Aber den Entschluß, den er vordem nie fassen konnte, hatte er sich in den ersten Tagen abgerungen: er hatte Karla die lange erbetene Erlaubnis erteilt, in die Landeshauptstadt zu gehen und ihr Abiturientenexamen zu machen. Karlas dunkle Augen strahlten ein geradezu wildes Glück, als er ihr die Mitteilung machte. Da sie sich schon Jahre hindurch auf diese Möglichkeit vorbereitet hatte, so erreichte sie ihr Ziel in wenigen Monaten und bezog die Universität, um zu studieren. Rudolf kam nach wie vor täglich ins Haus, seltener von Mütterchen begleitet, und es fügte sich von selbst, daß er die Freundschaft, die ihn mit Hilba verbunden hatte, allgemach auf Lydia übertrug. Die Musikstudien zwar, die er mit der älteren Schwester betrieben hatte, ließen sich mit der zweiten im alten Maße nicht fortsetzen. Denn Lydia, obwohl musikalisch veranlagt, hatte nie Lust verspürt, ein Instrument gründlich zu erlernen. Aber sie hatte eine schöne, leichtfliegende Stimme, und sobald der düstere Bann des Todes ein wenig gewichen war, saß er oft am Klavier und begleitete sie zu ihren Liedern, die sie mit einer eigentümlichen, schwebenden Ergriffenheit sang. Es war, als ob sich in solchen Augenblicken ein tiefer dunkler Grund ihrer Seele eröffnete, den man sonst nicht in ihr vermutete. Dann, wenn sie geendigt hatte, schien sie sich selbst gelinde zu schämen, als

ob sie sich in irgendeiner Weise verraten hätte, und schwachte um so eifriger ihr einfaches und durchsichtiges Gedankengewebe.

Aber sie kamen trefflich miteinander aus. Meno, eines Lehrers Sohn, war schon in früher Jugend als besonderes musikalisches Talent bemerkt und über das Seminar zur Musikschule gebracht worden, wo er auch zur Zufriedenheit seiner Lehrer fortgeschritten war. Aber er war letzten Endes mehr dichterisch begabt als musikalisch im tiefsten Sinne. Nicht aus der eigensten Welt der Töne holte er seine Einfälle, singende, klingende Worte waren es, die ihn anregten, und die Musik kam in ihrem Gefolge, umschwärmte sie, erhob sie und schmückte sie. Die alten Kantoren und Organisten des Landes, die an ihrer strengen Schule hingen, witterten das auch und schüttelten den Kopf über ihn und die Art von Musik, die er seinen Seminaristen mitgab. Aber das war nicht zu leugnen, daß ein Strom von Klangseligkeit und Liederfreude von ihm ausging und durch seine Schüler sich über das ganze Land ergoß. Ein Rieselnd davon war in der letzten Volksschule vernehmbar. Und wenn auch die alten Kantoren dabei blieben, daß in den losen Linien seines Musizierens wohl eine starke Empfindung, aber zuwenig vom Formgeiste Bachs sei, die jungen Leute stellten Mörike aufs Klavierpult, wenn sie phantasierten, und sangen mit Inbrunst die kleinen Lieder, die Meno selbst dichtete und setzte. Auch Lydia ließ sich manchmal von ihm zu seinen Kompositionen begleiten. Wenn sie dann zu Ende war und eine kleine Weile wie befangen dagestanden hatte, wandte sie sich wohl zu Frau Gudolf, die still dabeisatz, und sagte: »Ja, Mütterchen, was sagen Sie nun dazu? Was ist das bloß für eine Musik?« — Worauf Frau Gudolf die Hände in ihrem Schoß zusammenlegte und mit einem tiefversonnenen Lächeln antwortete: »Man kann nichts dazu sagen. Man kann sich nicht einmal was Rechtes dabei denken.« — Er aber neigte sich über das Klavier und sagte: »Deshalb ist es ja gerade so schön.«

So gingen die Tage hin, bis ein neuer Hausgenosse eintraf. Ein fünfzehnjähriger Knabe, Volker Raspe, ein entfernter Verwandter des Direktors, der auf dem Gymnasium nicht guttun wollte, sollte nunmehr

zum Lehrer vorgebildet werden. Und obgleich ihm ein fast übler Ruf voranging, entschloß sich der Direktor doch auf Bitten Lydias, die nach dem Weggang Karlas neues Leben ins Haus wünschte, ihn bei sich aufzunehmen. Der Knabe, der die ersten Tage geduckt und in sich brütend umhergegangen war, hob unter Lydia einfacher und natürlicher Freundlichkeit bald den Kopf und blickte offener um sich. Sie zog ihn in seinen freien Stunden in ihre Nähe, sie leitete ihn zu kleinen Diensten an, und er lernte für sie springen. Sie nahm ihn auf ihren Spaziergängen mit, und er gewöhnte sich, ihr ritterlich Dade oder Tuch zu tragen. Des Abends spielte sie mit ihm Schach oder Mühle, und er fand das Lachen wieder. Es währte nicht zwei Wochen, so hatte sie ihn ganz und gar gebändigt. Sie lenkte ihn mit den Augen, und vor einer Berührung ihres kleinen Fingers sank sein Herz bei ihr in die Knie. Wollte sein Trotz den andern gegenüber sich hier und da noch einmal regen, so brauchte sie nur leise den Kopf zu schütteln, um ihn zum höflichsten und fügsamsten Kinde zu machen. Lydia war überglücklich in dieser Rolle einer angebeteten Erzieherin, die ihr so unerwartet zugefallen war. Und sie brachte es sogar dahin, daß Volker von seinen Lehrern gelobt wurde, was ihm in seinem früheren Schulbasein niemals widerfahren war. Nur in Meno Gudolfs Stunden verharrte er bei einer stillen Widerseßlichkeit. Meno verwandte alle Geduld auf ihn, die ihm im Unterrichte eigen war, und verbreitete die ganze milde Freundlichkeit seines Wesens um ihn. Volker blieb ihm fremd und fern.

Er hatte von einem wilden Streich, bei dem er sich verletzt hatte, einen steifen Finger zurückbehalten. Lydia entdeckte es erst nach längerer Zeit, und der Schreden, der sie dabei befiel, erschien ihm als Widerwille vor einem körperlichen Mafel. Er geriet in eine leidenschaftliche Erregung. Und den Finger mißhandelnd, als ob er ihn von neuem zerbrechen wollte, sagte er: »Ich will ihn mir abhaben, wenn er dir mißfällt.« — Lydia legte ergriffen ihren Arm um seine Schulter und ihre Wange wider sein Haar. — »So etwas könntest du mir zuliebe tun?« sagte sie. Er nickte heftig. Und die Gelegenheit zu nützen, fuhr sie fort: »Möchtest du dann nicht, mir zuliebe, ein wenig freund-





»Du bist doch keine Nonne,« lachte er.

Sie zog die Schultern hoch. »Die früher«, sagte sie, »wollten es wahrscheinlich auch nicht sein. Aber sie mußten.«

Dem Knaben wurde unbehaglich, da er ihre Gereiztheit spürte, aber nicht verstand. Er fing an vor ihr herzuspringen, um sie zum Wettlauf herauszufordern. Aber sie ließ sich nur zu ein paar Schritten verlocken, dann blieb sie stehen, kehrte sich gegen den See und breitete weit die Arme aus.

»O du später Sommer!« rief sie. »Verführerischer du!«

Voller war neugierig zurückgekommen, als er sie in ihrer leidenschaftlichen Haltung dastehen sah. »Wozu verführt er?« fragte er.

Sie ließ die Arme sinken, sah ihm mit vorgestrecktem Kopf nah ins Gesicht und sagte nidenb: »Zum Leben und zum Sterben.«

Er lachte gezwungen: »Du bist merkwürdig.«

Sie wandte sich wieder dem See zu, und den Blick weit und groß darübergehend lassend, sagte sie: »Ist er nicht auch merkwürdig?«

Der Knabe sah und schüttelte den Kopf.

Sie aber sog in die gehobene Brust die ganze von weicher müder Nachmittagssonne bestrahlte Seebreite. »Herzflößersee!« flüsterte sie.

Vor ihnen, fünfzig Schritt ins Wasser hinein, schwamm eine Insel von großen grünen Blättern, zwischen denen Wasserrosen ihre biden Köpfe erhoben.

»Komm,« rief sie, riß das Sträußlein von ihrer Brust, das sie unterwegs gepflückt hatte, und warf es fort. »Komm, wir ziehen Schuh und Strümpfe aus und holen uns einen Armvoll.« Und als Voller im nächsten Augenblick am Boden saß, sich zu entschubten, setzte sie mit grausamer Heiterkeit hinzu: »Die brinaen wir Herrn Gubold mit.«

Dann schritt sie mit hochgerafftem Kleid in den See hinein. Voller folgte ihr langsam, nachdem er hinter ihrem Rücken schnell das weggeworfene Sträußlein aufgehoben und in seiner Tade geborgen hatte. Nach den ersten schnellen Schritten begann sie vorsichtiger zu gehen, denn der Seeboden lenkte sich jäher, als sie vermutet hatte. Immer tiefer wurde das Wasser, immer höher mußte sie ihr Kleid heben, immer freigebiger die blanke Schönheit ihrer Gli-

der enthüllen. Der Knabe hinter ihr verwandte kein Auge von ihr. Dann sah sie ein, daß sie nicht zur Blätterinsel gelangen würde, wenn sie sich nicht durchnässen wollte. Sie gab es auf und kehrte um. Voller wollte in wehem Troß nicht weichen, aber sie rief ihn mit befehlendem Ton zurück. Da gehorchte er. Und schon saß sie am Ufer auf einem Baumstumpf und hielt laut lachend ihre Kleider über den Knien zusammengepreßt. »Wie soll ich nun trocken werden?« rief sie.

Der Knabe riß sich die Tade von den Schultern, daß die geraubten Blümchen sich über ihren Schoß verstreuten, warf sich vor ihr nieder und begann sie sorglich und ritterlich zu reiben. Sie saß und sah auf ihn nieder. Keins sprach ein Wort. Dann hielt er mit zitternden Fingern inne und war im Begriff, mit dem Mund auf ihre glatten weißen Knie zu sinken. Sie aber fing seinen Kopf mit beiden Händen auf und küßte ihn leise auf die Stirn.

Still traten sie den Heimweg an.

Am Abend kam Meno Gubold mit einem neuen Liedchen und bat sie, es zu singen. Sie las es, neben dem Klavier stehend, zweimal und dreimal und sagte nichts.

»Nun, wollen wir anfangen?« fragte er und sah zu ihr auf.

Sie hob langsam die Augen von dem Blatt und nickte ihm zu. Ihm war, als stünde ein Widerwille in ihrem Blick.

»Gefällt es Ihnen nicht?« fragte er besorgt.

»Doch, doch,« erwiderte sie wie aus einem tiefen Traum heraus. »Es wird sicher sehr schön sein.«

Er schlug an, und sie sang:

»Alles wilbe Verlangen,  
In-die-Zügel-schäumen,  
Sich-zum-Glücke-bäumen,  
Ist vergangen.«

Sie stodte, und er, ihr Högern mißverstehend und ganz im Eifer seiner Kunst, rief: »Ach — bitte, noch einmal! Da war —«

Sie aber begrub mit einmal ihr Gesicht in dem Blatt und schluchzte bitterlich.

Er fuhr herum und wollte fragen, was sie ankäme. Aber ehe er ein Wort sagen konnte, hatte sie sich schon gefaßt und bat: »Lassen Sie uns noch einmal anfangen! Es ist nichts.«

Er sah sie noch eine Weile ratlos an.

Aber sie hielt seinen Blick aus, so daß er, wenn auch ganz und gar verwirrt, sich wieder zum Klavier wandte. Sie wiederholte die erste Strophe mit einer Stimme, die wie von Tränen bedeckt war. Dann aber flog der Ton in fester, klarer Reinheit aufwärts:

»Eins nur will ich stark und rein:  
Zu jeder Frist  
Der Liebe still gehorham sein,  
Die in mir ist.«

Am andern Morgen war Ephia in den See gegangen. Diesmal hatte das traurige Spiel keinen Zuschauer gehabt. Niemand wußte zu sagen, wann sie das Haus verlassen haben mochte. Man fand sie, weiß gekleidet wie damals Hilba, in der Nähe des Holzsteges, an dem das Seminarboot für gewöhnlich angelegt war. Das Boot aber trieb, von der Kette gelöst, in einiger Entfernung auf dem Wasser.

Die Wirkung, die dieses erneute Schrecknis im Hause des Direktors hervorrief, war furchtbar. Der Direktor selbst erstarrte in einem steinernen Schmerz, der keines Wortes fähig war. Er ging und schloß sich in seinem Zimmer ein. Volker rastete und war ein über das andre Mal im Begriff, sich aus dem Fenster zu stürzen. Und als Gudolf ihn, um ihn zu beruhigen, in seine Arme nahm, machte er Miene, sich tödtlich an ihm zu vergreifen. Die Mägde liefen aus der Küche weg, weil sie ein Grausen ankam vor dieser Stätte des Unglücks. Und Mütterchen war die einzige, der es gelang, den vollkommenen Zusammenbruch zu verhüten. Sie hielt den Knaben, bis sich seine Wut in Weinen löste. Sie bewog auch am zweiten Morgen den Direktor, aus dem selbstgeschaffenen Gefängnis seines Zimmers hervorzutreten und Trank und Speise anzunehmen.

Gegen Mittag dieses zweiten Tages kam Karla, durch einen Eilbrief Gudolfs herbeigerufen. Er nahm sie am Bahnhof in Empfang. Aber kein Wort erlaubte sie ihm zur näheren Aufklärung.

»Lassen Sie!« sagte sie mit schier feindseligen Augen, als er zu sprechen versuchte. »Lassen Sie, bitte! Ich kann es nicht hören.« Den ganzen Weg zum Kloster ging sie neben ihm her, als sei er nicht vorhanden. Und von dem Augenblick an, wo sie das Haus betreten hatte, fühlten Meno und seine Frau, daß ihre Gegenwart unerwünscht war.

Als sie in ihrer Wohnung waren, ließ sich die Frau erschöpft in einem Sessel nieder. Er aber, als ob jetzt erst das Weh ihn zu schütteln begänne, warf sich, den ganzen Leib mit seinem Schluchzen erschütternd, vor ihr nieder und wühlte seinen Kopf in ihren Schoß. Ihre Knie wie im Krampf umklammernd, schrie er, verzweifelte Frage und Anklage zugleich, nur immer wieder: »Warum? Mütterchen, warum nun auch dies? Warum, warum?«

Sie legte sacht die Hände über sein Haar und wartete geduldig, bis das wilde Aufbäumen seiner Verzweiflung in sich zusammen sank und er schlaff und hilflos in ihrem Schoße lag. Dann sagte sie, unendlich weich und mitleidig: »Du Armer! Du Guter! Du weißt es nicht.« — Er fuhr noch einmal auf und starrte sie an. — »Und du?« rief er. »Weißt du es?« — Sie sah ihm lange in die Augen, mit einem tiefen traurigen Blick. Dann schüttelte sie den Kopf. »Gott weiß es,« sagte sie leise. — »Gott! Gott!« wimmerte er und sank von neuem in sich zusammen. »Wenn Gott nur nicht wieder eine Sünde tut!« — Sie umschlang ihn und zog ihn an ihre Brust herauf. Als er sich von diesen schwachen, zarten Armen so fest und trostvoll umrungen fühlte, kam ihm die Besinnung zurück. »Verzeih, Mütterchen,« flüsterte er, »ich war nicht bei mir.« — »Gott weiß es,« sagte sie und legte ihre Wange an seine, wie man Kindern tut, ihr Leid zu teilen.

Nachdem Ephia neben der Schwester zur Ruhe gebracht worden war, erklärte Karla ihren Entschluß, das Studium abzubrechen und bei dem Vater zu bleiben. Der Direktor, der überhaupt nicht wieder sprechen zu wollen schien, antwortete ihr mit einem Blick, darin ein blasser Schein der Dankbarkeit inmitten eines Meeres von Grauen schwamm. Aber Karla, während ihrer Abwesenheit vom Hause noch selbstwilliger geworden, bedurfte keiner ausdrücklichen Erlaubnis. Und obgleich sie ernst, fast finster durch die Wirtschaft waltete, gelang es ihr doch in Kürze, das entgleiste Gefährt wieder in einen leiblichen Gang zu bringen. Der Vater ließ sich von ihr pflegen, geduldiger als er es früher ertragen hätte. Volker, der sich in der ersten Zeit wie ein verwildertes Haustier nur noch zu den Mahlzeiten einfand, gewöhnte sich wieder an die alte Ord-



Georg Schreyögg:

Junges Mädchen





nung. Und den dumpfen Groll des Städtchens gegen das gezeichnete Haus bezwang sie durch ihre Festigkeit bald so weit, daß der notwendige Verkehr sich regelte. Meno kam nach wie vor täglich, und ihre anfängliche Erregung, sobald er sich bliden ließ, wich allgemach einer zurückhaltenden Duldung angesichts der milden Sicherheit, mit der er seinen Platz behauptete. Er suchte den Direktor auf seinem Zimmer auf und saß stundenlang bei ihm, trotz dem abweisenden Schweigen, das dieser beobachtete. Bis der unglückliche Mann, überwunden von so viel nachsichtiger und suchender Güte, sich ergab und sich hier und da zu einem gemeinsamen Spaziergang bereben ließ. Meno ging auch dem verstörten Herzen des Knaben nach. Er arbeitete mit ihm, spielte mit ihm und brachte ihn schließlich dahin, daß er sogar von Lydia zu ihm sprach. Karla sah und hörte das alles, aber obwohl sie ihn gewähren ließ, rückte sie selbst ihm nicht um eines Fingers Breite näher. Mit Mütterchen allein wechselte sie hier und da ein vertrautes Wort.

Ob es ihr nicht allzu schwer werde, fragte die Frau, von ihren Plänen zu lassen.

»Was sollen Pläne?« erwiderte sie. »Es kommt doch alles, wie es verhängt ist.«

Die Frau lächelte, und ein seltsam wehmütiges Leuchten ging dabel über ihr Gesicht. Solche schmachmütige Ergebung sei nichts für sie. Dazu sei sie noch zu jung.

Karla sah schnell auf. »Ich bin nicht jung, glaube ich,« stieß sie hervor. Und setzte ruhiger hinzu: »Und wenn ich's wäre? Was soll ich mit meiner Jugend?«

»Lieben!« sagte die Frau leise und bestimmt.

Karla fuhr auf, als wollte sie aus der Stube rennen.

»Lieben sollen Sie, Karla,« wiederholte Mütterchen eindringlich. »Lieben ist größer als Verhängnis.«

Karla richtete sich steil auf an ihrem Stuhle. »Kann ich,« rief sie, »diesem Hause einen größeren Beweis meiner Liebe geben als durch das, was ich tue?«

Mütterchen schüttelte den Kopf. »Sie tun, was Sie für Ihre Pflicht halten und für Ihr Recht. Aber Pflicht ist hart, Recht ist starr. Lieben allein ist süß.«

Es war, als ob dieses Wort Karla getroffen hätte. Denn einige Tage darauf

fragte sie plötzlich Meno, ob er nicht wieder einmal musizieren wolle. Er war höchlichst erstaunt. Aber nach einem Weilchen sagte er, indem er den Kopf senkte: »Ich will noch warten.«

»Wie lange?« fragte sie.

»Bis wieder Musit in der Luft ist,« antwortete er.

Es wurde ein strenger Winter in diesem Jahr, der drängte die paar Menschen, die das Schicksal aufeinander gewiesen hatte, in enger Gemeinschaft zusammen. Und obgleich der Direktor weiterhin seinen Kummer in Schweigen begrub, Volter von heftigen Ausbrüchen des Lebenswillens zu tiefer Traurigkeit taumelte und Karla in die Schleier ihrer Zurückhaltung gehüllt blieb, kam es doch, als der Frühling über den See flog, so weit, daß Meno sich eines Abends wieder an das Klavier setzte. Er spielte und spielte, lange Reihen gedämpfter Akkorde, die sich in seltsam neuem Wechsel ineinanderschoben, doch so, daß über aller milden Traurigkeit der tiefen gemischten Töne ein Leuchten schwebte wie Mondlicht über dem dunklen Wasser. »Die Sehnsucht ist das,« sagte er plötzlich in sein Spiel hinein. Und dann begann er mit leiser Stimme zu singen:

»Sie geht auf leisen Sohlen  
Durch all mein Tun,  
Ich spüre ihr Atemholen  
In meinem Ruhn.

Sie spricht verlorne Worte  
Fern in den Wind,  
Die liebvertrauten Orte  
Ihr Wandern sind.

Und wie sie irrt im Wähen  
Ohn' Unterlaß,  
Sind mir von ihren Tränen  
Die Hände naß.«

Mit dem letzten Ton stand Karla auf und ging hinaus. Von einem plötzlichen Entschluß getrieben, erhob auch er sich und folgte ihr. Er holte sie ein, wie sie langsamen Schrittes durch die Gärten zum See hinunter ging.

»Karla,« hub er an, »ich will Ihnen sagen, was Sie wider mich haben. Einmal muß es gesagt werden zwischen uns. Ich war Ihrer beiden Schwestern bester Freund. Und nun fragen Sie unaufhörlich: Warum hat er sie nicht gehalten? Warum hat er sie entgleiten lassen? Das ist Ihr Groll gegen

mich. Und ich kann Ihnen nichts andres entgegenen als dies: Ich selbst hab' keine andre Frage an mich bei Tag und Nacht. Ich zerquäle mir den Kopf darüber: Was habe ich versäumt? Was verfehlt? Worin hab' ich geirrt? Sehen Sie, Karla, so steht es mit uns. Was uns trennt, das sollte uns vereinigen. Denn ein Kummer ist es, der uns beide bedrückt. Und Sie können mir nicht mehr zürnen, nicht unzufriedener mit mir sein, als ich selbst es bin. Ihre ratlose Frage ist auch die meinige, Ihr Zorn ist mein Zorn. Sie können nicht unglücklicher sein, als ich es bin.«

Sie hatte ihm still zugehört, und ihr leichter Gang war immer schwerer geworden, ihre schlanke Gestalt gleichsam in sich zusammengesunken. Und nun, da er zu Ende war, blieb sie stehen. Einen Augenblick noch zögerte sie, dann beugte sie sich plötzlich nieder, ergriff seine Hand, und ehe er wußte, was geschehen sollte, hatte sie einen Kuß daraufgebrückt. Dann lief sie eilends davon, dem Hause zu, und er hörte nur ihren fliegenden Atem, der wie ein gehemmtes Schluchzen klang.

Eine eigentümlich stille Angst um sie hielt ihn seitdem befangen, um so mehr, als sie nach dieser Begegnung nicht etwa zutunlicher und umgänglicher für ihn wurde, sich vielmehr, soweit es möglich war, noch ferner von ihm hielt. Er beobachtete ihr Gesicht, wenn er es unbemerkt tun konnte; er spähte aus den Augenwinkeln nach dem Spiel ihrer Hände, wenn sie aufmerksam wurde; und wenn er ins Haus tretend erfuhr, daß sie abwesend war, befiel ihn eine quälende Unruhe. Als der Sommer hoch und höher stieg, begann sie lange einsame Gänge ins Freie zu machen. Er versuchte ihr seine Begleitung anzutragen. Aber sie fand immer einen Vorwand, ihm zu ent-schlüpfen. Da folgte er ihr heimlich von weitem, beschlich sie, schnitt ihr ungesehen die Wege ab. Sie nahm ihre Bücher mit, um, wie sie sagte, nicht gänzlich alles Gelernte zu verlieren. Aber dann sah er sie von seinem Buschversteck aus drüben am andern Ufer unter den Kiefern liegen und unverwandt auf den See hinausbliden. Oder sie saß mitten in der Wiese im hellen Sonnenbrand und träumte über die grüne Wette hinaus, stundenlang. Einmal traf es sich, daß er bei einer solchen Verfolgung einer

Begegnung nicht mehr ausweichen konnte. Er heuchelte ein frohes Erstaunen, und sie konnte es nun nicht verhindern, daß er sich ihr anschloß. An der spitzen zulaufenden Bucht am unteren Ende des Sees, über dem weißen Sand des Uferhangs, lagen sie unter den Kiefern. Der Wald sang über ihnen. Vor ihnen breitete sich der See, der von hier aus seine Herzform überdeutlich offenbarte, und blutete im abendlichen Lichte. Ganz in der Ferne stand der Klostergiebel, rot angeleuchtet, vor der Lindenwand.

»Wie schön die Heimat ist!« sagte er.

»Ja,« gab sie zurück. »Quälend schön.«

»Warum quälend?« fragte er.

Sie schwieg eine lange Zeit. Dann sprach sie mit eindringlicher Betonung:

»— Sind mir von ihren Tränen

Die Hände naß.«

Es hing aber kein Tropfen an ihrer Wimper.

Am selben Abend, als er hinüberkam, war sie nicht da. Seinen vorsichtigen Fragen wußte niemand Bescheid zu geben. Unter einem Vorwand entfernte er sich bald wieder und stürmte durch die Gärten zum See hinunter. Es war hell genug, daß er das ganze Ufer übersehen konnte. Nirgend war etwas von ihr zu entdecken. Er wußte, daß sie oft in einer Art von Laube saß, die in das Buschwerk des Hangs hineingewühlt war. In der Nähe verbarg er sich, klopfenden Herzens. Eine Stunde verging. Er wurde ruhiger. Vielleicht ist sie schon wieder zu Hause, dachte er. Und als seine Gedanken sich von der Furcht hinweg bereits in allerlei dunkle Verträumtheiten gewendet hatten, sah er sie plötzlich aus dem Schatten der Bede heraustreten, im weißen Kleide, und schnellen Ganges auf die Holzbrücke schreiten. Fast schien es ihm, als ob sie lüfte. Mit ein paar Schritten war er bei ihr, warf die Arme um sie und riß sie zurück. Sie leistete wilden Widerstand. Sie schnellte hoch auf in seiner Umklammerung, bäumte sich zurück, bog sich tief zur Erde, wandte sich im Kreise. Aber er hielt sie.

»Karla!« flüsterte er. »Karla, komm!«

Stumm setzte sie ihre verzweifeltsten Bemühungen fort. Sie stemmte die Arme wider seine Brust, sie stieß mit den Knien nach ihm, und ihr Mund arbeitete, als ob sie beissen möchte. Ein heißes Weh durchrann ihn und drohte ihn schwach zu machen.

Da, in der höchsten Not seines Herzens, als er nichts mehr dachte, nur noch Wille ihres Lebens war, riß er sie herum, daß ihr Kopf wider seine Schulter fiel, beugte sich über sie, preßte seinen Mund auf den ihrigen und küßte sie, leidenschaftlich, immer und immer wieder. Eine Weile lag sie schlaff, wie gelähmt, an seiner Brust. Dann fühlte er sich plötzlich von ihren Armen umrungen, von ihrem Leib umstürmt, von ihren Küßen überströmt. Nun war es an ihm, in süßem Entsetzen stillzubahalten.

»Du Mörder!« leuchtete sie zwischen ihren Küßen. »Du tötest uns alle.«

»Ich?« stammelte er. »Karla! Ich?«

»Ja, du,« flüsterte sie wild. »Du! Du Schrecklicher! Du Lieber! Warum muß man dich lieben, man mag wollen oder nicht? Warum müssen dich alle lieben? Alle! Lieben und sterben, du Fürchterlicher! Guter! Liebest!«

»Barmherziger!« stöhnte er. »Bin ich —«

»Nein, nein!« rief sie und umschlang ihn heftiger. »Sag' nichts! Denk' nichts! Küsse mich! Küß' mich, oder ich muß auch sterben.«

Er hob sie auf und trug sie zu der Laube in der Buschbede. Dort lag sie auf seinem Schoß, und ihre Lippen trennten sich nur voneinander zu immer wiederholten abgerissenen Worten:

»Karla!«

»Liebest!«

»Ist es denn wahr?«

»Liebst du mich auch?«

Wie lange das wahrte, wußten sie nicht. Bis ein Schritt weither am Ufer hörbar wurde. Da richtete er sie auf und stellte sich selber straff auf die Füße.

»Nun komm!« sagte er entschlossen und führte sie in seine Wohnung. »Mütterchen,« rief er heiser, indem er sie in seinem Arm durch die Tür schob, »Mütterchen, hier ist sie. Am See hab' ich sie aufgelesen. Sie liebt mich.«

Er sagte es hart und in Stößen, wie einer, der darauf gefaßt ist, daß seine Worte einen ungeheuren Sturm hervorrufen werden.

Aber die Frau, die auf ihrem Stuhl unter der Lampe saß, rührte sich nicht und sagte nur leise: »Ich weiß es.«

»Du?« schrie er.

Sie nickte.

»Ich weiß noch mehr,« fuhr sie fort, mit sanfter Stimme, die nur ein wenig zitterte.

»Daß ich,« rief er und schlug mit beiden Fäusten seine Brust — »daß ich sie wiederliebe?«

»Das auch,« sagte sie.

Er lehnte an der Wand neben der Tür, wo er stehengeblieben war. Sein Arm war von Karlas Schulter herabgesunken, und er vermochte keinen Schritt vorwärts zu tun. Aber die ihm selbst nun unbegreifliche Feindseligkeit, die er vom Augenblick seines Eintretens gegen die stille Frau empfunden hatte, wich gänzlich aus seinem Herzen und machte einer weichen, hoffnungslosen Rührung Platz. Er schlug die Hände vors Gesicht und sagte tonlos: »Was sollen wir tun?«

Die Frau stand auf und streckte Karla beide Hände entgegen. »Karla!« flüsterte sie.

Und Karla, die wie ein Bild von Stein dagestanden hatte, bewegte sich mit kleinen steifen Schritten auf sie zu. Als aber die Hände der Frau ihre Schulter umschlossen, begann sie zu zittern. Sie warf sich an ihren Hals und stammelte unter einem trockenen Weinen: »Was sollen wir tun?«

Die Frau lächelte. »Nun fragt ihr beiden Klugen mich, was wir tun sollen. Und ich bin doch nur ein dummes Weib. Ich weiß nur eins: lieben sollen wir.«

Damit küßte sie das erschütterte Mädchen auf die Stirn. Und während sie die nunmehr wie gelöst Aufweinende hielt, stürzte Meno herzu, warf sich neben ihr auf die Knie und bedeckte ihre andre Hand mit Küßen.

Dann, nach einer Weile, machte sie sich sachte los und sagte: »Ihr bleibt nun hier schön und still beisammen, bis ich wiederkomme.«

Er vertrat ihr aufspringend den Weg. »Wo willst du hin?« rief er mit einem letzten Versuch, einen eignen Willen zu haben.

Aber sie erwiderte, so bestimmt, daß er den Blick senkte: »Ich will das tun, was ihr nicht tun könnt.«

»Mütterchen!« stammelte er und ließ den Kopf an ihre Schulter sinken. »Mütterchen!«

Sie strich ihm übers Haar, wie sie so oft getan, und ging hinaus.

Die beiden aber blieben beschämt und doch beinahe schon glücklich zurück.

Der Direktor schäumte vor Erregung, als Mütterchen ihm mitteilte, was geschehen



war, und daß sie beschlossen habe, Meno für Karla freizugeben. Es war, als ob das lange gestaute Entsetzen über all das, was ihm geschah, sich nun in einem furchtbaren Schwall entlud. Jammer, Grauen, Empörung sprudelte sein Mund immer wieder hervor, sobald er, von Zeit zu Zeit außer Atem, neue Kraft gewann. Aber die Frau hielt ihm unerschüttert stand. Und auf alles, was er, sich nach und nach auf Gründe einlassend, vorbrachte, auf alles wußte sie eine Entgegnung.

»Sünde?« sagte sie. »Aber es hat eine andre Sünde verhütet, die schrecklicher gewesen wäre. Und es war doch das einzige, was sie verhüten konnte.«

»Und die Gesetze?« fuhr sie fort. »Sind die Gesetze, selbst wenn sie Gott gemacht hätte, sind sie heiliger als die Empfindung, die er in die Menschen hineingelegt hat, während jene nur auf ihren Schultern lasten? Und die Menschen mit ihrem Urteil?« schloß sie. »Was aber hätten die Menschen gesagt, wenn nun auch die dritte — —? Ist es der Mühe wert, auf das Gerede der Welt zu hören, wenn Gott im Sturm daherkommt?«

»Gott! Gott!« brauste er noch einmal auf. »Mischen Sie nicht Gott in dieses Gewirr von Sünde!«

Aber die Frau blieb fest.

»Ja, das tue ich,« hielt sie ihm unerschrocken entgegen. »Gott ist darin. Er ist in allen seinen Taten, nicht nur in denen, die uns gefallen. Gott ist kein Bürgersmann, und auch kein Theologe.«

»Aber Sie selbst!« stieß er zuletzt heraus, als er nicht weiter wußte. »Diese Ihre Großmut ist unnatürlich.«

Da neigte sie das Haupt wie unter einer eignen Schuld und sagte: »Es ist gar keine Großmut. Das ist es: ich bin müde. Müde der Angst, die ich seit Jahren mit mir herumtrage; und müde des Kampfes, den ich redlich gekämpft habe. Ich will Ruhe haben und meinen Frieden mit Gott machen, der nicht mehr von einem Menschen verlangt, als er leisten kann.«

Nach diesen Worten aber brach der Direktor in seinem Stuhl zusammen und war plötzlich ein alter Mann. Er legte den Kopf vor sich hin auf die Tischplatte und sagte mit einer Stimme, die mit einemmal weich und

kindlich klang: »Ja, das bin ich auch. Müde, todmüde.«

Sie setzte sich dicht zu ihm und rebete vertraulich auf ihn ein.

»Wir beiden Müden«, sagte sie, »ziehen zusammen, stützen uns gegenseitig und warten still, bis unsre Kinder wieder heimkommen. Denn die müssen hinaus und sich ein neues Haus bauen. Das können wir ihnen nicht ersparen und wollen's auch nicht. Denn das muß die Bewährung ihrer Liebe sein.«

Der Wind war aufgesprungen an dem Nachmittag, als Karla und Meno gemeinsam Herzklostersee verließen. Sie waren noch einmal durch die Gärten zum See hinuntergegangen und standen auf einer kleinen Halbinsel, die in das Wasser vorprang, wo rückwärts nach dem Lande hin ein paar hohe Eschen ragten, während vornhin Weiden sich über den Spiegel neigten und ihre Zweige im Wasser schleiften. Ein Ausguck war zwischen die Weiden hineingehauen, von dem aus man den ganzen See über sah. Die Luft war grau und frisch, und die Wellen hüpfen unermüßlich übereinander. Vögel aller Art schossen über der weiten Fläche her und hin, ruderten emsig gegen das vom Wind getriebene Wasser an, tauchten unter, schnellten wieder hervor. Meno hielt Karlas Hand in der seinen und sagte: »Er ist auch schön in dieser Gestalt, unser See. So, wie unser Leben jetzt sein muß.«

Sie erwiderte seinen Druck. »Ja«, sagte sie fest.

»Ich habe viel nachgedacht,« fuhr er fort, »über das, was Hilba einst von Gottes Sünde sagte. Damals verstand ich es nicht, jetzt glaube ich es zu verstehen. Gottes ist auch, was wir Sünde nennen. Es gehört in seinen Plan. Er will es, weil er das Ganze will, das Höchste, das Letzte. Und wir, die wir sündigen, sündigen dennoch nicht, wenn wir auch unser Letztes wollen.«

Siekehrten sich einander zu und sahen sich lange tief in die Augen wie zu einem gegenseitigen Gelöbniß. Und als sie sich darauf noch einmal dem See zuwandten, war drüben über dem runden Riefern Hügel — der Herzbrust der Welt — die Wolkenbede zerrissen, und ein heißes Leuchten flog über die Wasserfläche, darin die kleinen weißen Wellenkämme tanzten wie zu einer fernen Musik.

# Der gegenwärtige deutsche Zeitgeist

Von Prof. Dr. Otto Grambow

Zeitgeist ist die geistige Richtung eines Zeitalters, eine Summe von stark hervordrängenden Meinungen und Bestrebungen, gleichsam ein geistiger Dunstkreis, der etwas Anstößendes enthält, etwas Suggestives, dem vornehmlich die Jugend erliegt.

Das deutsche Volk war zur Zeit Bismarcks erfüllt von nationalem Geiste, von ernstem Streben und hochgespanntem Hoffen. In allen besseren Gliedern des deutschen Volkskörpers lebt dieser Geist fort, größtenteils ungeschwächt, ja gegenwärtig zweifellos in erneutem Erstarken begriffen. Der Geist der besten deutschen Dichter und Denker findet in den Kreisen, die man als die Träger der Kultur und Gesittung ansehen muß, seine sorgliche Pflege. Das ist kein Zurückträumen in verschwundene bessere Tage, sondern entspringt dem gesunden Tatsachensinn, der die Werte des Gewordenen, Abertommenen richtig einschätzt. Aus zureichender geistiger Entwicklung quillt die Einsicht, daß das innere Leben sich die äußere Lebensgestaltung aufbaut.

Das heutige Geschlecht ist in allen seinen Lebensäußerungen weit bewußter als frühere Geschlechter. Steigerung der Bewußtheit braucht an sich kein Zeichen der Entartung und des Niederganges zu sein, wie Spengler meint. Je mehr die klare Einsicht in das Verhältnis von Ursachen und Wirkungen, des Menschen zur Natur, des Einzelnen zur Gemeinschaft wächst, desto besser werden die menschlichen Handlungen ihren Zwecken angepaßt. Mit der Mehrung der Erkenntnis wächst auch ihre Lebensnähe. Es ist eine falsche Ansicht, als allgemeines Kennzeichen des Wissensmenschen eine gewisse Weltfremdheit und Lebensferne anzunehmen. Verkannt darf freilich nicht werden, daß wachsende Erkenntnis häufig zugleich eine Schwächung der Instinkte und der Instinktlichkeit des Gefühls mit sich führt. Diese Gefahr vergrößert sich natürlich dann sehr bedenklich, wenn die Erkenntnis Irrwege einschlägt, sich unter den Einfluß von Schlagworten begibt oder sich vornehmlich selbststüchtigen Zwecken dienstbar macht. Bei weiten Kreisen des deutschen Volkes zeigt sich gegenwärtig eine verberbliche Schwächung der Instinkte, namentlich der nationalen. Daher die Unklarheit über die völkischen Lebensnotwendigkeiten. Dieser Erscheinung steht als erfreulich gegenüber das sichtliche Erstarken der nationalen Instinkte und des völkischen und vaterländischen Gefühls in denjenigen Volksteilen, die vorläufig noch als ausschlaggebend angesehen werden dürfen. Bei diesem Teile des Volkes ist auch ein reger Arbeitstrieb und die

Lust am Schaffen deutlich erkennbar. Hier gibt es auch keinen schwächenden Pessimismus, sondern aus dem in zulänglicher Kraft gewurzelten Selbstvertrauen quillt das Vertrauen auf des deutschen Volkes Zukunft.

Allein der erfreuliche Anblick solcher Erscheinungen wird stark beeinträchtigt, ja teilweise ausgelöscht durch sehr bedenkliche Erscheinungen. Die schnelle wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung Deutschlands und der damit verbundene Wohlstand haben schon vor Jahrzehnten Gährungskeime ins Volk getragen, die jetzt üppig ins Kraut geschossen sind. Bei stetiger Weiterentwicklung wären wir dieser Gährungskeime vielleicht Herr geworden. Die gewalttätige Umwälzung hat sie frei gemacht und ihr Emporwuchern begünstigt. Ein Beweis dafür, daß die Zerreißung der stetigen Entwicklung furchtbares Unheil zur Folge hat. Die Erscheinungen des heutigen Zeitgeistes erfüllen auch den mit schwerer Sorge um die Zukunft, der nicht gerade zur Schwarzseherei neigt.

Ein Geist der Verworrenheit und Verwirrung, der Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit greift mehr und mehr Platz. Alle Begriffe werden wankend. Die überkommenen Werte sind in wachsender Gefahr, gänzlich entwertet zu werden. Während der bessere Teil der deutschen Jugend eifrig an sich arbeitet, um sich für die Lösung der künftigen Aufgaben tauglich zu machen, wird dem schlechteren Teil alles zu Spiel und Vergnügen. Dieser schlechtere Teil ist von zügelloser Genußsucht und maßloser Eitelkeit erfüllt. Er will Neues um jeden Preis und muß immer dabei sein, wenn etwas Aufsehen macht. Seine Überklugheit weiß alles besser. Mit dem innerlichen Kulturkampf, der bei den vorangegangenen Geschlechtern bis ins reifere Alter dauerte und meist nicht ohne stärkste Gemütsbewegungen ausgedacht wurde, ist diese Jugend fertig, wenn sie kaum das Kindesalter hinter sich hat. Hätte sie nur wirkliche Werte an Eigenschaften und Fähigkeiten aufzuweisen! Aber sie zeichnet sich lediglich aus durch Anmaßungen und Ansprüche. Die Gefahr, daß die bessere Jugend von diesem Geiste angesteckt wird, ist nicht gering und darf nicht übersehen werden.

Die Zerfetzungserscheinungen zeigen sich auf allen Gebieten: auf den Gebieten des Erkennens, Fühlens und Wollens. Auf dem Erkenntnisgebiet hat der nüchterne deutsche Tatsachensinn Jahrzehnte hindurch die größten Erfolge errungen, in der historischen Forschung nicht minder als in Naturwissenschaften, Technik und

Medizin. Durch die Philosophie als den Gesamtausdruck der Erkenntnis ging der breite Strom des Positivismus. Die auf die Wirklichkeit gerichtete Forschung ist auch gegenwärtig noch in voller Rührigkeit am Werke. Aber es macht sich doch auch eine überflüssige kritische Zerfaserung der Begriffe bemerkbar. Neben ihr gibt es geistlose wissenschaftliche Kleinarbeit, in der Sammeltut und Spieltrieb sich auswirken, und die sich so gern als abgrundtiefe Weisheit gebärdet. Immer wieder zeigt sich auf dem Erkenntnisgebiete als untrügliches Kennzeichen einer gewissen Zerkümmung der Gang zum Zweifel. Skeptizismus ist der Pessimismus der Erkenntnis. Er verbreitet sich schnell auch auf die Kreise, die nicht Träger der wissenschaftlichen Arbeit sind. Sie gelangen zu dem Glauben, alle Erkenntnismühe geringschätzen zu dürfen. Das wirkt dann wieder zurück auf die Forscher und Denker und macht sie mißmutig oder gar mutlos. Ihr Zweifel an der Fähigkeit des Verstandes zu sicherer Erkenntnis verstärkt sich. Langsam und beschwerlich ist das Eindringen in uneroberte Provinzen des Erkenntnislandes und kann doch den Zweifel an der Richtigkeit des Erkannten nicht bannen.

Kein Wunder, daß nach andern Erkenntniswegen gesucht wird. Bergson und Spengler haben einen solchen in der Intuition gesehen, der unmittelbaren Anschauung, die mit einem Schlage in das innere Wesen der Dinge versetzen soll. Sie haben sie als höhere Erkenntnistraft dem Verstande übergeordnet und damit großes Aufsehen erregt. Und doch ist die Intuition nur Vorstufe und Vorbedingung der Verstandesstätigkeit. Die Lehren Bergsons und Spenglers sind unhaltbar. Sie bestehen lediglich aus kühnen, überraschenden Behauptungen und Scheinbeweisen. Aber es gibt ja genug Kritiker und Neuheitsdurstige, die in lustigen Hirngespinnsten höhere Offenbarungen sehen. Immerhin sind Bergson, Spengler und ihresgleichen die besten unter denen, die vom geraden Erkenntniswege abirren.

Die mit weniger Geist Ausgestatteten geraten auf die sogenannten »okkulten Wissenschaften«. In diesen ist alles dunkel und töricht, aber nichts wissenschaftlich. Die als Erforscher des Okkultismus von sich reden machen, verfügen gewöhnlich nicht über das unbedingt erforderliche Maß kritischer Fähigkeit. Ihre Feststellungen sind wertlos, weil sie nicht mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln gemacht worden sind. Albert Moll und Max Dessoir haben bereits vor Jahrzehnten die Fehlerquellen der Beobachtungen aufgewiesen und die Bedingungen exakter Untersuchung festgestellt. Darum kümmern sich die Geschäftsleute des Okkultismus und ihre Gläubigen nicht. Sie wollen nicht nur Tischrücken und Klopfsöne festgestellt, sondern auch untrüg-

liche Beweise von Materialisationen, Gedankenübertragungen, Fernwirkungen usw. erhalten haben! Die exakten Forscher, die mit allen Vorsichtsmaßregeln gegen Täuschungen arbeiteten, haben bisher keine der behaupteten Erscheinungen wahrgenommen. Dennoch steht der spiritistische und okkultistische Humbug gegenwärtig wieder in großer Blüte. Ihm nahe verwandt ist das Gesundbeten (»christian science«), das Wahrsagen aus den Linien der Hand (»Chiro-mantie«) und die wiederaufgelebte Astrologie. Gut stehen sich dabei die Betrüger, die aus solchen Künsten ein einträgliches Geschäft machen und von der Dummheit ihrer Mitmenschen leben. Die Betrogenen haben einen Erfolg für ihr Geld: sie fühlen sich gehoben durch die Einbildung, höhere Einsicht und Verbindung mit einer jenseitigen Geisterwelt erlangt zu haben. Bedauerlich ist, daß die Presse den Betrügern durch lange Berichte zu einer gewissen Berühmtheit verhilft, und daß sich immer wieder Vertreter der Wissenschaft finden, die sich nasführen lassen. Noch bedauerlicher ist die große Zahl der geistig Armen, deren ungenügende Denkfähigkeit sie dem Gange zum Geheimnisvollen anheimfallen läßt. Wie man sagt, stellen den Hauptanteil die gebildeteren, sozial höheren Volksschichten. Aus der wachsenden Verbreitung des okkultistischen Unsinn muß man auf Abnahme der kritischen Denkfähigkeit schließen. Zugleich ist aber damit ein Kennzeichen zunehmender Willens- und Körperschwäche gegeben. Die äußeren Lebensbedingungen, die unsre Zeit bietet, sind unbefriedigend. Sorge und Not wachsen auch in solchen Kreisen, die früher davon unberührt waren. Da greifen die Schwachen nach der Seifenblase des Okkultismus, um sich Trost und Hoffnung zu schaffen.

So betrübend die Erscheinungen des Zeitgeistes auf dem Erkenntnisgebiete sind, so bedeuten sie doch keine unmittelbare Bedrohung für das Volksganze. Ungleich schlimmer ist die Verwilderung des Fühlens, Urteilens und Wollens auf dem Gebiete des menschlichen Handelns. Hier zeigt sich ein entsetzliches Schwinden des Verantwortlichkeitsgefühls. Die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit sind verwirrt. Der Pflichtbegriff verliert seine Anerkennung. Person und Eigentum des Mitmenschen gelten vielen nicht mehr als unverletzlich. Faulheit und Genußgier treten als Triebfedern immer stärker und häufiger hervor. Man will mühe-losen Erwerb, um genießen zu können. Begehrt werden die plattesten Genuße. Der Massenbesuch von Schundkinos, minderwertigen Schauspielen, Tanzböden redet eine deutliche Sprache. Die Bewunderung und Verehrung des Wahren, Echten, Großen im Menschengemach schwindet mehr und mehr. Im Elternhause, in Jugendvereinen und politischen Versammlungen laugt



man die Lehre ein: Keine Heldenverehrung, denn sie ist Selbsterniedrigung und Selbstherabwürdigung. Diese Lehre vergiftet Sinn und Herz und erzeugt ein nichtsbrauchbares Geschlecht. Von Kindesbeinen an haben viele die Lösung gehört: Sich nur nichts gefallen lassen! Nicht nur übergeordneten Menschen, sondern auch Sitten- und Rechtsgeboten will man nicht mehr gehorchen. Weiten Kreisen ist die nichtswürdige Sklavenseele zu eigen geworden, die sich in der Auflehnung vornehm dünkt, die von Selbstüberhebung und pöbelhaftem Dünkel erfüllt ist und stärkstes Mißtrauen, Neid und Haß gegen alle hegt, die nicht von ihrer Art sind. Unzweifelhaft deutlich wird die Gesunkenheit an den feierlichen Leichenbegängnissen, die man Verbrechern bereitet, die bei Ausübung oder in Verfolg ihrer Verbrechen getötet worden sind. Man will mit solchen Aufzügen das eigne verdorbene Urteil als Maßstab allen andern aufzwingen. Wenn die Staatsgewalt einen Augenblick beseitigt ist, so ist eine der ersten Heldentaten die Befreiung der Verbrecher aus Gefängnissen und Zuchthäusern. Verwilderung, Verkommenheit und Schamlosigkeit können sich nicht krasser offenbaren. Dabei ist die Sklavenseele Meisterin in der Lüge und Heuchelei. Sie weiß die klarsten Tatbestände zu verbrehen, mit sittlicher Entrüstung die eigne Schuld auf andre abzuwälzen und für unbestreitbare Verbrechen ideale, auf Menschenbeglückung gerichtete Beweggründe vorzugeben. Die Verkommenen finden ihre Führer und Lehrmeister in einer großen Zahl von Zeitungen, deren Geschäft nur Verbrehung und Verheugung ist. Die Staatsgewalt hat sich bis jetzt unermüdend gezeigt, dieses Grundübel auszurotten. Sie ist nicht nur durch die Gewaltmenschen der Straße gehindert, sondern auch durch die »Guten« und »Humanen« in den Kreisen, die sonst auf Zucht und Ordnung halten. Es gibt viele Urteilslose, die an die Ideale der Verbrecher glauben und deshalb stets für Schonung und Milde sind. Ihre Gutgläubigkeit grenzt an Einfalt und ist in höchstem Grade schädlich. Sie verschafft der Lüge moralische Unterstützung und gibt ihr dadurch Ansporn zu raffinierterer Entwicklung und schamloser Betätigung.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß bei Beurteilung der Gesamtlage auf sittlichem Gebiete die erfreulichen Erscheinungen nicht übersehen werden. Die besten Kreise des Volkes begreifen heute erst ganz den Wert und Sinn des »Geistes von Potsdam«. Sie sind deshalb mit Eifer bemüht, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue, Redlichkeit und Sittenstrenge, Einfachheit und Sparsamkeit nicht nur selbst zu üben, sondern diesen Tugenden auch von neuem Geltung und Ansehen zu verschaffen. Aber der Kampf mit der Verwilderung ist schwer und langwierig.

Die zerlegenden Mächte verstärken sich fortgesetzt. Sich ihnen immer wieder entgegenzusetzen, erfordert Mut und Tatkraft in nicht zu lähmendem Grade.

Nicht besser als mit dem sittlichen Urteil steht es mit dem ästhetischen und dem Kunstschaffen. Mit den Auswüchsen des Naturalismus und der Sezession fing die Entartung an. Sie schritt fort zu Perversitäten des Empfindungslebens und zeitigte jene Dramen, Romane und Gedichte, die das Geschlechtliche in seinen Abweichungen und Auswüchsen behandelten und nur auf Einnentzettel berechnet waren. Jetzt ist man bei Dadaismus, Futurismus, Kubismus, Naktänzen und ähnlichem Unfug angelangt. Gelegentlich hat uns eine Gerichtsverhandlung den moralischen Stand von Führern und Vertretern solcher Richtungen enthüllt. Dadurch ist ein neuer Beweis für den engen Zusammenhang von ästhetischem und ethischem Urteil erbracht. Wo der Sinn für das Schöne verderbt ist, da gibt es auch kein moralisches Fühlen, Urteilen und Wollen mehr. Aber die Vertreter jener Richtungen spielen sich auf als die tiefen, ursprünglichen Naturen, die zur »primitiven« Kunst zurückkehren. Die von ihnen erstrebte Rückkehr zur Natur ist Rückfall in Unkultur, Roheit, Barbarei. Ihre Machwerke, die natürlich, kindlich sein sollen, sind kindisch, läppisch, lächerlich. In allen Volksschichten gibt es aber leider Toren und Narren, die es sich nicht verzeihen würden, wenn sie den Veranstaltungen jener »Künstler« fernblieben. Sie strömen dem Unsinn zu und lassen sich verblüffen. Die Entarteten aber haben ihren Zweck erreicht: sie werden genannt und bekannt, spielen eine Rolle und nehmen gewöhnlich dabei auch das Geld ein, das sie für die ihnen erwünschte Lebensführung brauchen. Die Verdorbenheit des gegenwärtigen Geschmacks wird uns in jedem Augenblick offenbar an der Frauenkleidung samt Florstrümpfen und Stöckelschuhen.

Das Bild vom heutigen Zeitgeist ist nicht vollständig, wenn man nicht einen Blick auf die in der Politik sich vordrängenden Erscheinungen wirft. Umspannt die Politik vornehmlich das Gesamtgebiet der Interessen- und Machtkämpfe, so erhält sie doch auch einen wesentlichen Teil ihres Gepräges von den gegeneinander ringenden Weltanschauungen. Die politischen Urteile sind aufs stärkste beeinflusst von den intellektuellen, ethischen und ästhetischen. Kein Wunder, daß sich die Entartung auch auf politischem Gebiete zeigt. Hier erlangt sie erst ihren schärfsten Ausdruck, weil hinter allen politischen Bestrebungen die Selbstsucht steht. Darum erzeugen die heutigen politischen Kämpfe einen so widerwärtigen Eindruck. Die Schwachen sind stark durch ihre Frechheit, die Starken schwach durch ihre Bedenklichkeit. Ein politisches Schiebtertum



ist am Werke, seine einträglichen Geschäfte zu besorgen. Die verkehrtesten Lehren, die sich täglich durch furchtbare Tatsachen selbst widerlegen, werden als Gipfel der Aufklärung und Kultur hingestellt und den Dummen aufgerebet. Die Gegner, deren geistige und moralische Überlegenheit man fühlt und kennt, bekämpft man mit den dreisteften Lügen und unbegründetsten Anschuldigungen. Als Leibgarbe erscheint den politischen Schiefern die betrogene Masse nicht verlässlich genug. Es könnte ihr doch einmal die richtige Erkenntnis aufblühen. Deshalb wendet man sich mit Segen und Versprechen an den Abzugaum, der aus Verbrechern und solchen Elementen besteht, die nichts zu verlieren haben. Die Volksschichten, die an Ordnung und Gesetzlichkeit festhalten, sind entzweit durch gegensätzliche Interessen und Weltanschauungen. Viele sind gleichgültig und dünken sich noch sehr erhaben, wenn sie den Grundsatz aussprechen, sich nicht um Politik zu kümmern. Andre gaulen sich den faulen Trost vor, daß alles nicht so schlimm werde, wie es zuerst scheint. Feigheit und Trägheit sind ihre Beweggründe. Sehr verderblich ist der grundlose Optimismus, das deutsche Volk könne nicht untergehen. Für den, der die Erscheinungen des Zeitgeistes und ihre Verknüpfungen sorgfältig beobachtet, unterliegt es keinem Zweifel, daß sich das deutsche Volk dem Untergange nähert. Eine Besserung seiner äußeren Lebensbedingungen würde ihm wenig oder gar nichts nützen.

Eine innere Wiedergeburt ist notwendig.

Von innen heraus ist der Verfall gekommen, nur von innen heraus kann der Wiederaufbau

erfolgen. Gesinnungswandel ist die Grundforderung. Denken, Fühlen und Wollen müssen sich wieder mit größtem Ernst und unter Einsetzung aller Kraft auf das Wahre, Gute und Schöne richten. Alle, die der Entartung und Gefunkenheit noch nicht verfallen sind, müssen sich zusammenschließen, um als der beharrende Fels in der Brandung zu stehen, entschlossen, den Kampf in jeder Form und jeder Ausdehnung mit den zerlegenden Elementen aufzunehmen. Von selbst kommt keine Errettung. Jeder muß sie anbahnen in seinem Kreise. Die verderblichen Zeitungen und Schriften dürfen nicht über die Schwelle des deutschen Hauses kommen. Schlimme Elemente der eignen Familie müssen, wenn sie sich als belehrungs- und besserungsunfähig erwiesen haben, rücksichtslos ausgeschieden werden. Keiner, den man als Säulenstütze kennt, darf in einem anständigen Kreise gebuldet werden. Die Zersekunasersehnungen auf allen Gebieten müssen getilgt werden. Viele Auswüchse sterben ab, wenn die Eitelkeit und Habgier ihrer Träger ihre Rechnung dabei nicht finden. Rastengeist und Ständebüchel müssen schwinden, und jeder muß es als Pflicht ansehen, die Verführten und Betrogenen aufzuklären. Wo mit der Gesetzgebung an die Schäden des zerlegenden Zeitgeistes heranzukommen ist, muß dieses Mittel schnell und nachdrücklich zur Anwendung gebracht werden. An Weichherzigkeit, Humanität und Wohlthun haben wir einen schädlichen Überfluß. Der Entartung gegenüber bedarf es rücksichtsloser Härte. Kann die Mehrheit diese Härte nicht mehr aufbringen, dann ist das Schicksal des deutschen Volkes besiegelt.

## Wer bin ich?

„Wer bist du?“ fragt mich jemand,

„Bist du Dichter?“

Und ich bekenne:

„Freund, ich weiß es nicht.

Ich bin ein Mensch wie du,

Mit meiner Schwäche

Zutiefst bewußt.

Nur manches Mal, in wunderbaren Stunden,

Reißt mich ein Dämon auf zu seiner Höhe,

Daß ich des Menschseins enges Kleid verliere ...

Dann bin ich eine Knabenstimme, die

Unirdisch ganz und doch nicht lebensfern,

Des eignen Wohllauts selig unbewußt,

Im Dämmern hinschwebt zwischen Welt und Himmel.“

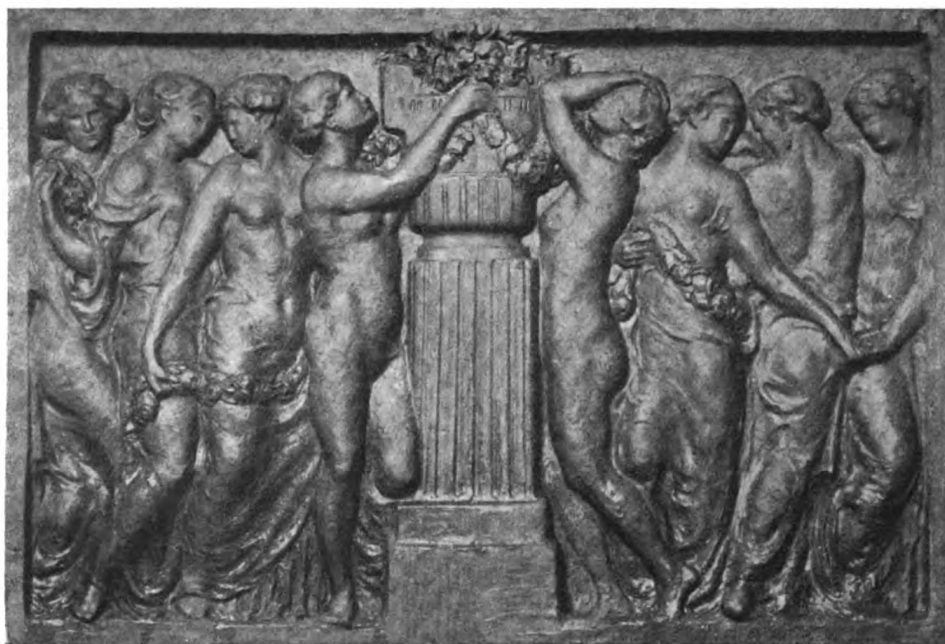
Gunda von Freytag-Loringhoven



Georg Schreyögg:

Abschied





Relief vom Kurhaus in Baden-Baden

## Georg Schreyögg

Von Dr. Robert Cormegh (Darmstadt)

**S**n einem Gespräch Michelangelos, das Francesco da Hollanda überliefert, erklärt der Meister, in jedem Stein ruhe seine lebendige Form.

Lebendige Form. Ihre Erlösung ist die Aufgabe des Bildners. Mit möglichster Einhaltung der kubischen Grundgestalt sollen die Flächen dem Licht zu bewegt werden. Während die Malerei mit den im Prisma gebrochenen Farben des Lichts die Fläche füllt, im farbigen Abglanz Leben schilbert, sucht der Bildhauer mit bewegter Fläche das Licht in ungebrochener Reinheit zu fangen. Unser Auge, das Organ des Lichts, tastet nach und fühlt aus der Bewegung Formen und Leben. Ein musikalischer Mensch muß der Meister sein, der die rechte Form erlösen will. Wie im Holz eine Körperform für das Künstlerauge ruht und ein Saiteninstrument für den Geigenbauer, so muß der echte Meister seiner Geige Körperschönheit verleihen, der plastischen Form Lied und Klang.

Es scheint mir mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß der Bildhauer Georg Schreyögg in der Geigenstadt Mittenwalb in Oberbayern geboren wurde. Er lernte zuerst im Holz das Material lieben, das von Natur Form und Klang verbindet. Der Rhythmus, die Grundlage alles menschlichen Schaffens, gab sich ihm damit wie selbstverständlich. Mit der tieferen Einsicht in die Bedeutung eines einzelnen Materials erkannte er jeden Materialwert und konnte auf diese Weise von Anfang an sein Schaffen einstellen.

Handwerklich geht er an seine Arbeit; so gewann er den Weg. Wie sehr nahm unser Kunsthandwerk dadurch Schaden, daß Künstler ohne Kenntnis der Materialbedingung mit Entwürfen am Zeichentisch Einfluß gewannen! Wie aber kann die Kunst befruchtet werden, wenn Handwerker und Künstler in einer Person aus der Kenntnis des Materials die Bildkraft steigern!

Wenn man die Klasse Georg Schreyöggs betritt, die dieser seit



Der Künstler in seiner Werkstatt

Westermanns Monatshefte, Band 131, I; Heft 783





### Relief vom Kunstausstellungsgebäude in Karlsruhe

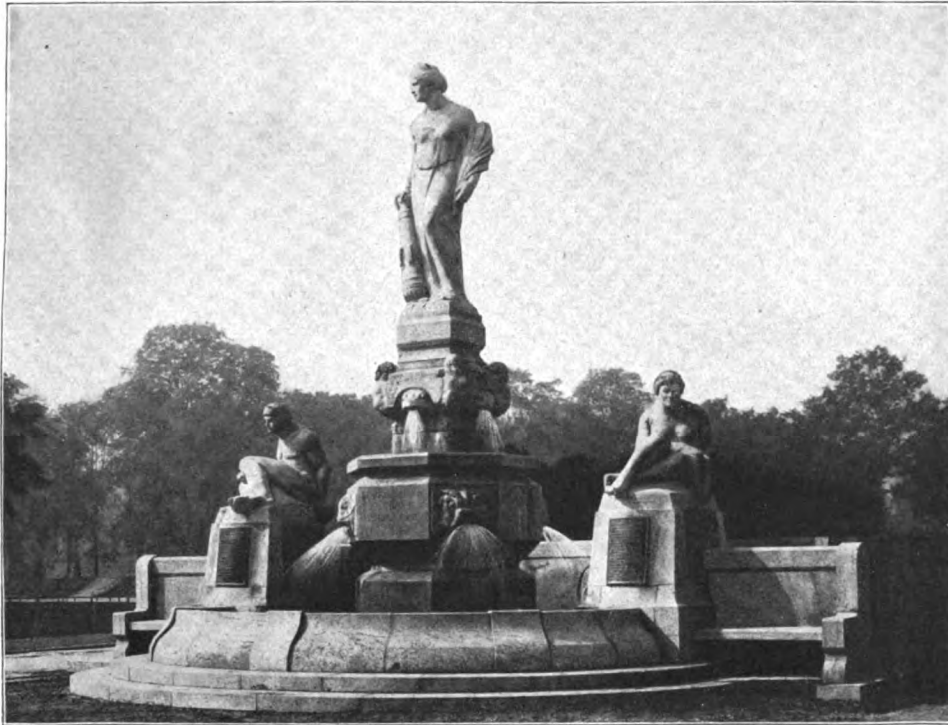
es geformt ist, im Brande unter der Glasur die Form auf. Da wieder schnitzt ein anderer Er überträgt ein der Natur nachmodelliertes Lamm für kirchliche Zwecke in Holz, lernt am bearbeiteten Stoff und seiner Notwendigkeit den Stil der Übertragung. Alles geschieht unter Ehrenbägers Leitung an praktischen Aufgaben wie selbstverständlich, ohne Zwang. So läßt Ehrenbägers seine Meisterschüler eigne Wege



gehen, und er gibt sie erst frei, wenn ihr Eignes sich in ihnen zur Freiheit gerungen hat, nichts mehr vom Vorbild des Lehrers, außer der Art der inneren Nothwendigkeit zu folgen, sichtbar ist.

Digitized by Google

Glaube  
anderer  
Mietes  
nt am  
st den  
unter  
haben  
> liegt  
Begr



Der Barbara-Brunnen in Koblenz

Anfang jeder Bildhauer sucht, wird zu innerer Bewegtheit.

»Die Melodie«, für Bronze erdacht (auf den weichen runden Formen soll in der Glätte des Metalls das Licht spielen), gibt die Bewegung eines Tanzes, der ausklingt mit der flüssigen Linie einer Melodie. Daher sind die Glieder gestreckt. Die Melodie wächst empor und mündet zu harmonischem Finale in der Rundung des Kopfes. (Äußerste Figur links auf der Abbildung des Künstlers in seinem Atelier.)

Noch geschlossener hält eine gleiche Stimmung die große für Marmor erdachte Halbfigur, der ich gern den Namen »Ferner Klang« geben möchte. Alle Form strömt nach innen, als lauschte die Gestalt ihrem inneren Lied. Diese Figur, in-

mitten des Runds eines leise plätschernden Brunnens, versteckt hinter grünen Büschen, würde die plastische Verklärung echt romantischer Stimmung bedeuten. Dabei wäre die Form

nicht von Vergangenen abhängig, sondern romantisch im Sinne der Sehnsüchte des Menschen unserer Tage.

Von gleicher Geschlossenheit und Gemessenheit der Form der Märtyrer (Holz) und der Däumling (Holz). Die modernsten Bildhauer wie Rudolf Belling behaupten, in den kubischen Abstraktionen ihrer Formgebung »die Luft ebenso wie festes Material« zu verarbeiten. Das ist nach meiner Überzeugung Aufgabe des Architekten; dem Plastiker muß es genügen, das Licht in seinem Werk zu sammeln. Licht und Schatten in ihrem Spiel werden greifbare Vor-



Madonna



Flora

stellung. Sie fordern das Nachtaffen mit Auge und Hand. Wir fühlen die weichen schwingenden Flächen in der glatten Schlankheit jugendlicher Glieder. Die Bewegung gleitet nach oben, zur Höhe, in der Richtung jeglichen Wachstums, das Sonne sucht. Noch liegen tausend Verschlößenheiten, Knospen des Möglichen im Jüngling. Daher die Senkung des Kopfes, die gefaltete Beugung des Leibes. Doch alle Sinne sind geöffnet, sie breiten sich dem Leben zu, es zu empfangen. So die offene rechte Hand, die Brust, gleich einer Schale Licht (was ist Licht andres als leuchtendes Leben!) haltend und sammelnd.

Von gleicher klarer Er-



Diana

fassung des Problems »Mutter und Kind«, oder wenn man an eine gewohnte Vorstellung anknüpfen will, »Madonna« in Holz. Die Formen der Mutter umschließen und umfließen das Kleine. Nur die rechte Hand tastet aus diesem sanften Rahmen, folgt aber noch unbewußt dem Rhythmus, den die Mutter angibt. Noch liegt das Selbst des Kindes ganz in der Mutter, noch hat seine Form nur Bedeutung im Gegenspiel zu ihrer Melodie. So die Bewegung des Kinderköpfchens im Gegensinn zur Haltung der Madonna, seiner Beinchen zur Führung ihrer Hände. Sicher war sich der Künstler des hier Angeedeuteten nicht klar



bewußt, aber gerade das Unbewußte zu offenbaren, ist Künstlers Weg.

»Tanz« nannte Schreyögg eine andre Holzplastik. Aber nicht den Rhythmus will er schildern, wenn die Glieder unter dem Zwange der Töne alle Hemmungen abwerfen, sondern das Ausklingen des Tanzes. Alle Sinnlichkeit, die der Tanz löste, schwillt noch einmal zusammen. Es ballen sich gegen Ende des Liedes die Klänge, Tubatöne reißen hoch, dann verhallen sie mit dem Seufzen der Violinen. Rund, den Ballungen der weichen lässigen Stimmung, der Sinnlichkeit entsprechend, alle Formen. Dabei sinken sie in sich zusammen, die Sinne nehmen die Herrschaft über den Körper. Solange der Mensch selbst Herr ist seiner Glieder, geht er aufrecht; übermannen ihn dumpfe Triebe, schmilzt die Form von der Aufrechten herab.

Die erwähnten Arbeiten, in den letzten Jahren entstanden, zeigen die jetzige Haltung des Künstlers. Zu ihr war ein langer Weg nötig, den wir verfolgen wollen; denn die Reife solcher Beherrschung der Form fordert ihre Zeit und geht über Stufen.

Wie ich eingangs andeutete, kommt Schreyögg vom gesunden Handwerk her. Er nahm den ersten Unterricht in der Bildhauerschule zu Partenkirchen, und wie wir sahen, ist er dem Material seiner Jugend treu geblieben; noch immer schafft er am liebsten in Holz. Um seinen



Träumende



Gartenfigur (Majolika)

Unterhalt zu verdienen, arbeitete er später in München an Bauplastiken und besuchte gleichzeitig die Kunstgewerbeschule. Immer blieb er in enger Fühlung mit dem Handwerk, auch als er 1900 Meisterschüler von Professor Wilh. Ruemann und so in die Formenwelt und in die plastische Auffassung Adolf Hildebrands eingeführt wurde. Seine Mitarbeit am Wittelsbacher Brunnen, den Reliefschmuck für das Meraner Theater, eine Figur am Münchner Rathaus erwähne ich nebenbei, um auf die erste bedeutende Leistung zu kommen, den überlebensgroßen »Abschied« in belgischem Marmor, eine Arbeit, für die Schreyögg 1905 die goldene Medaille der Münchner Kunstausstellung erhielt. Nach einjährigem Aufenthalt in Italien entstand dieses Werk. Während die Meisterung der Reliefform unter dem Einfluß Hildebrands steht und Erinnerungen an Italiens Kunst der





reinen Eindruck der Figur, die Einheit der Empfindung.

Von gleicher Schlichtheit, oder sagt man besser von gleichem Reichtum bei aller Entsagung des Unnötigen und allzu Bewegten: die »Diana« (Bronze), Mädchenhalbakt, und »Erwachen« (Kunststein). Schlichtheit bedeutet nicht Leere der Form, daher die reichen Lichter auf der geschwungenen Fläche des Leibes der behenden Göttin der Jagd. Die Innigkeit der Empfindung bei dem Mädchenhalbakt springt in die Augen. Ja, seine leichte Gefälligkeit machte stutzig, wären die Formen nicht beinahe spröde. Solche Werke verraten bei aller Naturnähe, die im



Dämon

ratend, schieben sich die Flächen auf der Büste von Trübner. Visionäre Gabe und Humor fehlte Trübner, aber das Reale meisterte er; so sind alle seine Formen klar und faßbar, nirgends verschwimmende Lichter. Ob klein oder groß, jeder Glanz hat seine bestimmte, die



Bildhauer Sachs

Kunstwerk immer nur eine scheinbare sein kann, den echten Stil des Plastikers. »Erwachen« taufte der Künstler die kniende Figur in Kunststein. »Lichtgesang« könnte man sie mit gleicher Berechtigung nennen. Die Flächen dehnen und schieben sich dem Licht entgegen, es spielt auf allen bedeutungsvollen Teilen. Auch dieses Werk fordert die Aufstellung im Freien, wo die Sonne ungehemmt ihm erst die beabsichtigte Wirkung geben kann.

Die Kunst des echten Bildhauers, innere Bewegtheit in äußere Form zu übertragen, zwingt unwillkürlich zum Porträt. Hier gilt es Temperamente, Stimmung, Fühlen und Gesinnung ins Auf und Ab, ins Gegeneinander von Ebenen und Lichtregeln zu kleiden. Grob und lautig, Energie und scharfe Auffassung ver-



Kopf einer slawischen Tänzerin

Hoffen mit den tausend Möglichkeiten des Erfüllbaren, alles spricht aus diesen klaren, hellbelichteten Flächen. Fester greift der Maler Bollschweiler ins Leben. Noch sind seine Formen nicht so eigenwillig betont in der Bejahung



Alle diese psychologischen Offenbarungen in klaren Formen scheint mir in höchster Fassung der Kopf einer slawischen Tänzerin zu bieten. Hier schieben sich die Rundungen dem Licht, der Luft entgegen. Nur die Augen, halb verschlossen, bergen Geheimnis, in echter Erkenntnis der mystischen Gegenseite der Lebensbejahung des Elawen.

A black and white photograph of a classical marble bust of a man, likely a philosopher or statesman, with a serene expression and curly hair. The bust is shown from the chest up, set against a dark background. The man has a high forehead, deep-set eyes, a straight nose, and a slight smile. His hair is curly and covers the top and sides of his head. The lighting highlights the texture of the marble and the contours of his face.

Original from  
CORNELL UNIVERSITY



wird, müssen genügen. Man verfolge einmal selbst die angegebene Richtung der Auslegung, um hinter das Geheimnis der künstlerischen Schöpfung zu gelangen.

Durch Einzelheiten, wie etwa die Terrafottabüste seines jüngsten Sohnes Jörgeli oder durch die Aufzählung andrer Arbeiten seines Lebenswerks, ließe sich das eindrucksvolle Bild vom Schaffen unsers Meisters wohl um Einzelheiten vermehren, aber die Grundrichtung des Gesagten wird nicht geändert.

Es fehlt nur noch der Hinweis auf den Zeichner Schreyögg. Man ist früher an Bildhauerzeichnungen achlos vorübergegangen,

wie an Wertzeichnungen von Kunsthandwerkern. Erst Robin hat die Augen der Menge auf die Zeichnung des Bildners gelenkt. Die Skizze des ersten Gedankens enthält in der jungfräulichen Reinheit der Idee Intuition und Vorstellung, Vision und Wahrnehmung verbunden. Man fühlt aus diesen Zeichnungen die Brücke von der Welt der Sinne zum Überfinnlichen, deren Bogen der Künstler immer wölben muß.

Zwar scheint gerade der Bildhauer, der mit festen Stoffen arbeitet, stärker als andre Künstler an diese Welt gebunden. Doch seine Kunst beginnt, wo er den Stoff überwindet, wo er im Spiel mit dem Licht den Weg nach oben sucht.

## Vom großen Herzen

Ein Märchen von Anna Haufmann

Es ist schon lange, lange her, da gab es ein altes Bergstädtlein, das lag inmitten blumiger Matten, wie ein altes, rungliges Mütterchen in buntgewürfelte Rissen liegt, hatte auch gerad so ein stilles, seliges Leuchten um das verdukelte Angesicht. Tags, wenn die Sonne schien, schafften die Leute gar fleißig, und stand der Mond überm Kirchendach, dann saßen die Frauen an ihren Wiegen und sangen mit heller Stimme: »Wir armen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel«, und die Männer tranken im Wirtshaus ein Maß für den Durst und brummen die holprigen Straßen entlang: »Ab immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab«. Und meinten es ehrlich damit, Männer wie Frauen.

Doch wie gesagt, es ist schon lange, lange her. Und nun kommt das Sonderbare: das Städtlein hatte ein Herz — ein richtiges großes steinernes Herz. Der liebe Herrgott hatte es selbst eines Tags unter das Pflaster des Marktes gelegt. Petrus hätte es ja lieber unter der eichenen Kirchthür gesehen, aber »des Herrn Wille geschehe«, sagte er sich, und das hätten auch die Leute gemeint, wenn sie darum befragt worden wären. Doch das ist lange her, wie gesagt.

Also dies große Herz lag nun da und schlug wie ein richtiges Menschenherz im Takte der plätschernden Brunnen, und da es just eine liebliche Maiennacht war, als der Herrgott es hingelegt hatte, und die Lüfte lodten und lodten und der Blütenstaub in Wirbeln um Feden und Zäune und Gärten fuhr, so tat das Herz gar fröhliche Sprünge und übermütige dazu, daß sich manch verspätetes Pärchen vor Seligkeit in die Arme fiel, und wußte doch nicht warum, und ein Dichterlein, das auf den Straßen ging, hörte den Mondschein klingen, wenn er auf die Dächer fiel — das machte alles das große Herz. Gingen feindliche Nach-

barn über den Marktplatz, dann tat es ganz possierliche Sprünge, daß sie stehenblieben und lachten, lachten nach Herzenslust, wußten auch nicht warum, und wenn der König durchs Städtlein kam, dann schlug es im Takt und ab und zu einem Wirbel darunter — postausen, war das ein Spaß in den Straßen! Doch wie gesagt, es ist schon lange — lange her.

Es wußte keiner um das Geheimnis des Herzens, und doch war ein Gefühl der Gemeinsamkeit in allem, was das Städtchen umschloß. Es hätte auch ewig so bleiben können, hätte nicht einstmal der Herrgott gesagt: »Ich will mein Herz in den Himmel nehmen, die Menschen sind selber nun stark genug, ihr Wohl und ihr Wehe zu überwachen«. Petrus hätte es lieber dort unten gelassen, doch er sagte sich wieder: »Des Herrn Wille geschehe in Ewigkeit, Amen.«

Nun liegt das Herz dort im Sternenglanz, und unten im Städtchen ist Haber und Streit und Sorge und Unzufriedenheit; die Menschen waren nicht stark genug, es fehlte ihnen das große Herz, das gute, alte, getreue Herz.

Als Petrus neulich beim Herrgott stand, sprach er wie in Gedanken versunken: »Ach, hättet Ihr's lieber dort unten gelassen!« Da klopfte ihm Gott nur still auf die Schulter und sprach: »Sie sollen es wiederbekommen, mein Guter, wenn sie sich recht danach gesehnt haben. Nur so weit müssen sie selber gehen, daß die Frauen wieder an Wiegen sitzen und singen: »Wir armen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel« (und dabei flog ein Lächeln um des Herrgotts bärtigen Mund), und die Männer das Lied von der Treue und Redlichkeit brummen und meinen es beide ehrlich damit! Dann steigen wir zwei wieder hinab und legen das Herz dort an seinen Platz — oder (und sah den Petrus gar freundlich an) unter die eichene Kirchentür.«





Abbild. 1. Ansicht der Städte Ålborg und Nørresundby mit der jetzigen Pontonbrücke  
Nach einer Federzeichnung von W. R. Hofmann in Dortmund

## Ålborg=Nørresundby

### Betrachtungen zum internationalen Brückenwettbewerb

Von Dr.-Ing. Paul Müller (Dortmund)

Mit dreizehn Abbildungen



Nach vielstündiger Fahrt im dänischen Eilzuge, der trotz seiner verheißungsvollen Bezeichnung »Hurtig Tog« mit beneidenswerter Gemächlichkeit der nördlichsten Spitze von Jütland zutollt, pilgere ich zu fast mitternächtlicher Stunde durch die einsamen Straßen von Ålborg und über die den Limfjord überschreitende alte hölzerne Pontonbrücke nach dem Hotel Royal am nördlichen Ufer des Fjords in Nørresundby, meinem Reiseziel. An Ort und Stelle will ich die zu Hause sorgsam ermittelten Gesichtspunkte nachprüfen, unter denen der Entwurf eines neuen Verkehrsweges über den die Nord- und die Ostsee verbindenden Meeresarm Zeugnis für deutsche Technik und Baukunst ablegen soll.

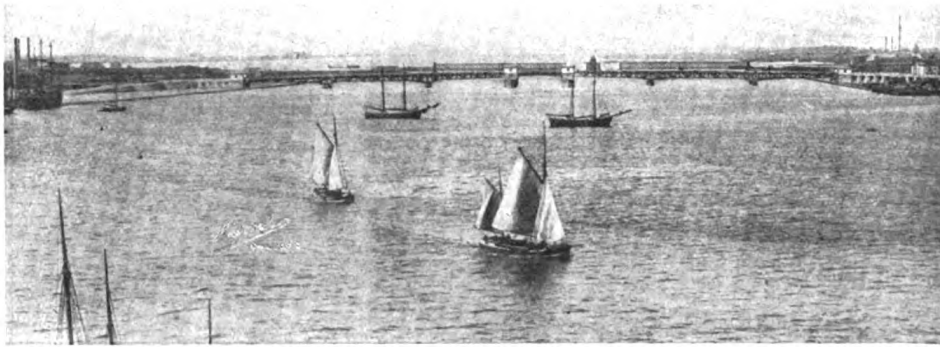
Es ist eine laue Spätsommernacht. Fast kein Lüftchen regt sich, und trotzdem klatschen die Wagen mit kräftigen Schlägen an die Pontons des schwimmenden Steges; die Balken und Bohlen ächzen, weithin dehnt sich — im Dunkel der Nacht fast ohne Ufer erscheinend — der Fjord. Dies ist trotz

der Breite von kaum 600 Meter kein Fluß, auch keiner unsrer großen Ströme, wie ich als Binnenländer ihn mir vorgestellt hatte, dies ist wirkliche See mit allen ihren Tüden und Gefahren. Wie mag dieses Wasser aussehen, wenn es der Weststurm in wildem Angestüm zusammenbrängt, oder wenn sich meterhoher Eisgang gegen die von Menschenhand in ihm emporwachsenden Bauten stemmt? Und dann die trügerische Tiefe! Zehn bis stellenweise fünfzehn Meter unter seinem Spiegel liegt der Meeresgrund, ein Morast aus Schlud und Schlamm, noch nicht tragfähig, den Druck eines menschlichen Fußes aufzunehmen. Dreißig bis vierzig Meter muß man hinuntertauchen, um Bodenarten anzutreffen, die genügend fest sind, um Brückenpfeiler zu tragen. Und dies nicht nur mitten im Fjord, sondern, wenn auch in schwächerem Maße, an seinen beiden Ufern.

Man kann es unter diesen Umständen verstehen, daß die Hafenverwaltung in Ålborg die Ingenieure und Architekten aller Kulturstaaten zu gemeinsamer Arbeit aufrief, um durch einen inter-



Abbild. 2. Lageplan von Ålborg und Nørresundby



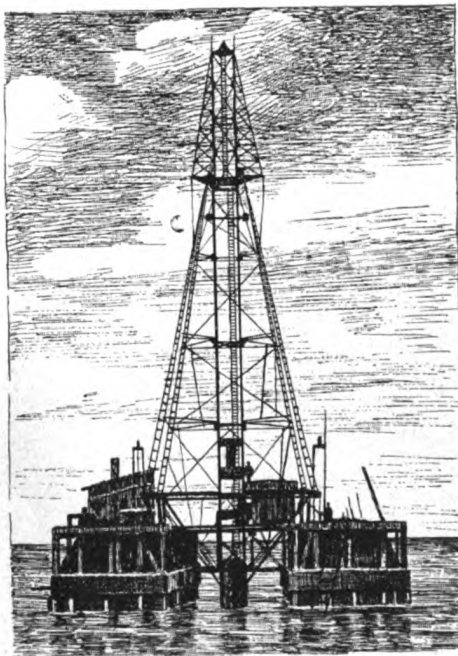
Abbild. 3. Schaubild des Entwurfs »Vidtpaendende« (1. Preis). Verfasser: Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G. in Gustavsborg und Ingenieur-Firma Christiani & Nielsen, Kopenhagen

nationalen Wettbewerb die besten Unterlagen für den immer notwendiger werdenden Ersatz der schwimmenden Brücke durch eine feste Verbindung zwischen den beiden bedeutenden Handelsplätzen Aalborg und Nörresundby zu schaffen (Abbild. 1).

Die Schwierigkeiten beim Brückenentwurf wurden noch dadurch erhöht, daß die Hauptverkehrsader vom Bahnhof Aalborg über die Vesteraagade und die jetzige Brücke nach dem Torv von Nörresundby führt. Dieser durch das Herkommen gewissermaßen geheiligte Weg muß als einzige Straßenverbindung mit Nord-Jütland einen sehr starken Fußgänger- und Wagenverkehr aufnehmen, so daß schon ein nur zehn Minuten währendes Ausschwenken des beweglichen Brückenteils zum Durchlassen größerer Seeschiffe eine erhebliche Störung des rege pulsierenden Lebens bedingt. Eine längere Sperrung dieses Weges kann also während des Neubaus gar nicht in Betracht kommen. Trotzdem sollte die zukünftige Trace in unmittelbarer Nähe der alten liegen (Abbildung 2).

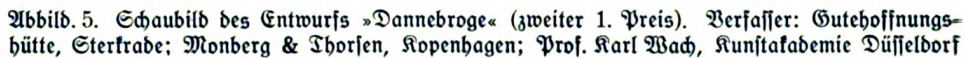
Das Öffnen des beweglichen Schiff-Durchlasses soll fernerhin nur für größere Fahrzeuge stattfinden, während alle Motorboote, Kutter usw. überall die Brücke kreuzen müssen. Hierdurch wird eine bestimmte Höhenlage der Brückenfahrbahn über dem Wasserspiegel zur Vorschrift, die der beiderseitigen flachen Ufer des Fjords wegen umfangreiche Rampenkonstruktionen zur Folge hat, die ihrerseits wieder — teilweise erhebliche — Veränderungen in das Stadtbild am Land-

anschluß bringen. Glücklicherweise besteht ein Teil des Aalborger Ufers augenblicklich aus wenig ansprechenden Bauten, deren Beseitigung dem im übrigen reizvollen Architekturilde nur zum Vorteil gereicht. Einige interessante am Fjord befindliche alte Fachwerkbauten müssen und können in voller Schönheit erhalten bleiben, legen sie doch Zeugnis von dem hohen Kunstsinne ab, mit dem die Baumeister der alten Bischofsstadt, die schon im 11. Jahrhundert erwähnt wird, selbst untergeordnete Gebäude errichteten. Es finden sich auch im Inneren Aalborgs viele alte Bauten von

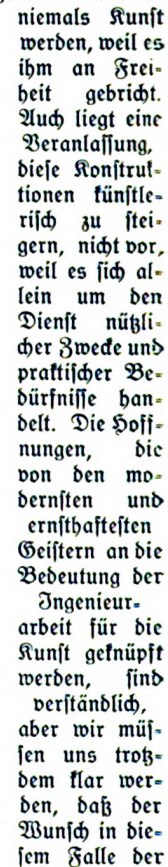


Abbild. 4. Schwimmende Riesenramme





zu berücksichtigende Regeln der Wirtschaftlichkeit, Hygiene usw. verletzt werden; hier setzt neben der Tätigkeit des konstruierenden Ingenieurs die des Baukünstlers ein. Er mußte imstande sein, die Linienführung des Tragsystems zu finden, die in rein künstlerischer Hinsicht den Vorzug verdient und die schöne Hafeneinfahrt zwischen den beiden Städten nicht verunziert. Die noch 1907 von Karl Scheffler ausgesprochene Ansicht: »Das Ingenieurwerk kann



Digitized by Google

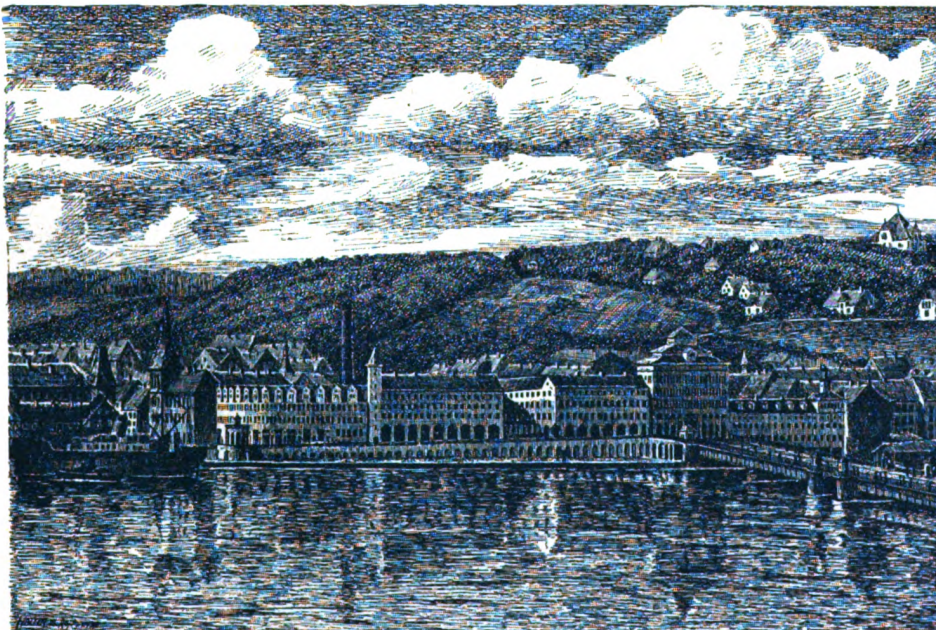




Abbild 7. Schaubild des Entwurfs »Nec temere, nec timide« (angekauft). Verfasser: Gesellschaft Harfort, Duisburg; Tiefbauunternehmung Heinrich Buzer, Dortmund; Architekten Prof. W. Kreis und C. A. Jüngst, Düsseldorf, und Prof. Dr.-Ing. M. Möller, Braunschweig, als Berater

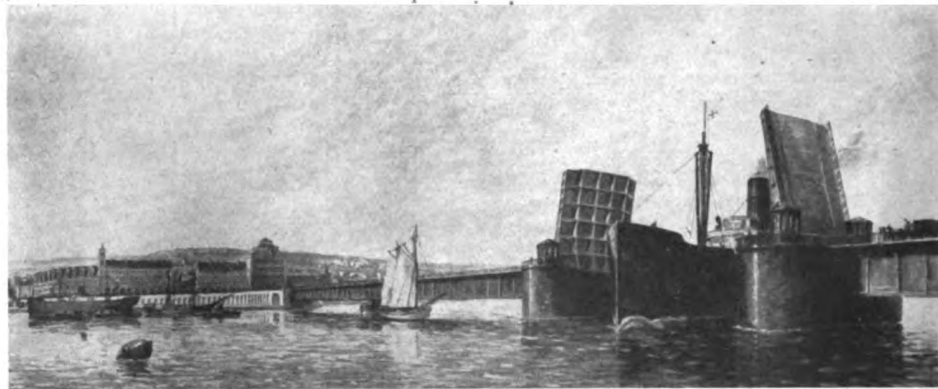
Vater des Gedankens gewesen ist, sie erweist sich als ebenso irrig, wie wenn der Berliner Architekt Muthesius 1913 sagte: »Den zeitigen Werdeprozeß, der aus der technischen Rohform zur Kunstform führen muß, vermag der heutige konstruierende Ingenieur noch nicht zu begreifen, weil die Kunstform für ihn überhaupt nicht existiert. Die völlige Unorientiertheit bezüglich der künstlerischen Probleme, um die es sich in fast allen Fällen handelt, verleitet ihn nicht nur zu ganz einseitigem Vorgehen,

sondern auch — und das ist bezeichnend — zu scharfen Ausfällen gegen diejenigen, die anderer Meinung sind. In demselben Maße, wie solche Beurteiler im rein wissenschaftlichen Ingenieurbau hervorragend sein mögen, sind sie inkompetent für die künstlerisch ästhetische Seite«. Es sind dies Übertreibungen, die durch die Erfolge der reinen Ingenieurkunst im letzten Jahrzehnt und auch früher längst ad absurdum geführt sind. Wenn auch nicht verkannt werden soll, daß das künstlerische Moment erst beginnt, wo



Abbild 8. Landanschluß Aalborg im Entwurf »Ecklicht und recht«  
Nach einer Federzeichnung von W. R. Hofmann in Dortmund





Abbild. 9. Schaubild des Entwurfs »Schlicht und recht«. Verfasser: Gesellschaft Hartort, Duisburg; Tiefbauunternehmung Heinrich Buzer, Dortmund; Architekten Prof. W. Kreis und C. A. Jüngst, Düsseldorf, und Prof. Dr.-Ing. M. Möller, Braunschweig, als Berater

die mathematische Berechnung und die technische Konstruktion aufhört, und wenn auch bisweilen die wissenschaftlichen Gesetze dem künstlerischen Drang des Entwerfenden enge Grenzen ziehen, so wird doch in den meisten Fällen der Ingenieur außerhalb seiner Gebundenheit willkürlich gestalten und in der Zusammenarbeit mit reinen Baukünstlern Bauten schaffen, die als Kunstwerk gewürdigt werden müssen.

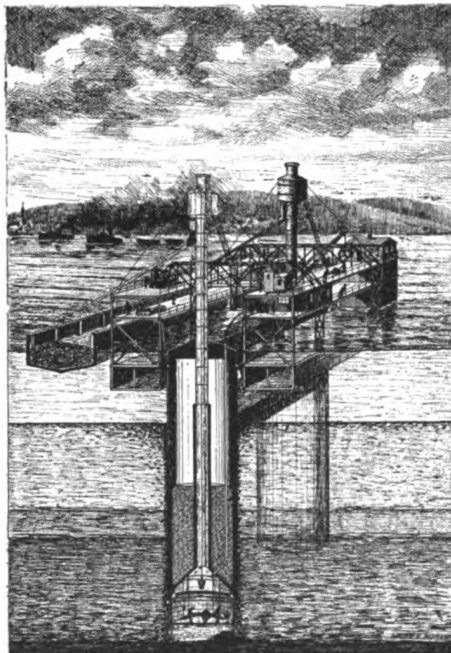
Von ausschlaggebender Bedeutung war zunächst die Wahl des Materials. Da eine Brücke kein für sich allein stehendes Bauwerk, wie beispielsweise ein Aussichtsturm, ein Denkmal oder dergleichen, sie vielmehr stets nur als ein Teil eines Verkehrsweges, ein Übergang von einem Ufer zum andern, von einem Talabhang zum gegenüberliegenden aufzufassen ist, muß sie mit dem Ganzen in Verbindung gebracht werden. Wir sind durch die großen Fortschritte unserer Technik heute in der Lage, dasjenige Material zum Brückenbau benutzen zu können, welches die Erscheinung des Bauwerks im Landschaftsbilde, in der Stadtsilhouette verlangt. Wir dürfen nicht mehr eine

über das gewöhnliche Maß hinausgehende Stützweite als Grund dafür angeben, daß wir einen gegliederten eisernen Träger von monströser Häßlichkeit an die Stelle eines kühn geschwungenen massiven Bogens setzen.

Im vorliegenden Fall war aus vielen Gründen rein technischer Natur, die hier nicht näher erörtert werden können, das Eisen für die großen Hauptöffnungen der gegebene Baustoff. Wenn auch, wie wir noch sehen werden, mas-

sive Eisenbetonlösungen für die weitgespannten Tragwerke konstruktiv hervorragend durchgebildet und ästhetisch einwandfrei in Form gebracht vorge schlagen und durch Ankauf ausgezeichnet wurden, gebot doch die Rücksicht auf die bewegliche Schiffsahrtsöffnung, wofür Eisen allein in Frage kam, die Wahl des gleichen einheitlichen Materials.

Dieser mächtige Baustoff, der in höchster Veredelung heute als hochwertiges Flußeisen oder gar Rüststahl die größten Stützweiten mühelos bezwingt, läßt sich als liegender gerader Balken, als hängende Kette oder als lastender Bogen gleich gut dem Stadtbild Halborgs einfügen, während der Massiv-



Abbild. 10. Pfeilergründung im Entwurf »Nec temere, nec timide« mit Hilfe eines Schwimmbodens. Nach einer Federzeichnung von W. R. Hofmann in Dortmund



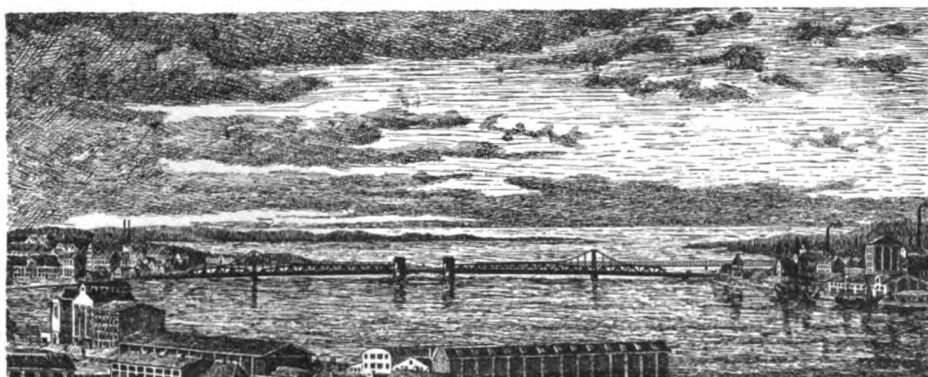
Abbild. 11. Schaubild des Entwurfs »Eund« (3. Preis). Verfasser: Dipl.-Ing. Bolliger, Luzern; Dipl.-Ing. K. Rihm, Luzern; Dipl.-Ing. Dr. G. Lüscher, Tiefbauunternehmung Aarau; Architekt L. M. Dangelhofer, Bern

bau selbst als Eisenbeton nur im schwer wuch- tenden Bogen tragfähig wird.

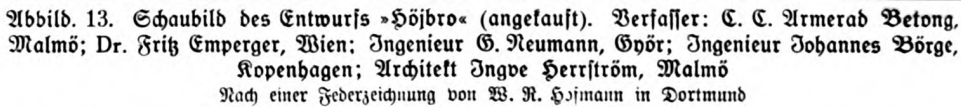
Die örtlichen Verhältnisse, die zur Verfügung stehende Konstruktionshöhe und die zu über- windenden Spannweiten ließen alle drei Sys- teme als angebracht erscheinen, und das Er- gebnis des Wettbewerbs hat dies bewiesen; Balken-, Bogen- und Hängebrücken in den ver- schiedensten Variationen wurden eingereicht und fanden den Beifall des Preisgerichts. Auch die Möglichkeit eines Unterseetunnels war unter andern von französischen Ingenieuren einwand- frei durch ein bis in die kleinsten Einzelheiten vollkommen reif durchgearbeitetes Projekt nach- gewiesen. Die Baukosten betragen jedoch ein Mehrfaches der preisgekrönten Brücken, wes- halb diese Lösung ausscheiden mußte. Schwim- mende Pontonbrücken, die in verschiedenen Ent- würfen mit allen Mitteln der modernen In- genieurkunst ausgestattet vorgeschlagen wurden, bieten nach Ansicht der Preisrichter keine ge- nügende Sicherheit gegen den zeitweilig sehr stark anwachsenden Druck des Treibeises und wurden deswegen sämtlich abgelehnt. Von die- sen Schiffbrücken war besonders die von der Ge-

sellshaft Hartfort in Duisburg ausgearbeitete Lösung bemerkenswert, bei welcher die Pontons in einzelnen großen Abständen an den Haupt- trägern der eisernen Überbauten oder ihrem wagerechten Windverbande befestigt werden und demnach ohne die sonst allgemein übliche Ver- ankerung im Fjord die Brückenträger als schwimmende Stützpunkte zwischen den Land- widerlagern und den Brückenpfeilern tragen sollten. Die Abneigung des Preisgerichts gegen diesen Entwurf läßt sich aus technischen Grün- den nicht rechtfertigen. Sie hat wohl ihren Grund darin, daß die jetzige Pontonbrücke ein namentlich im Winter höchst unsicheres Ver- kehrsmittel darstellt, und daß hierdurch der Be- griff »Pontonbrücke« ganz allgemein in Verruf gekommen ist.

Die Zergliederung der im Tragsystem aufre- tenden Kräfte bis in alle Einzelheiten kommt bei dem mit dem ersten Preise ausgezeichneten Ent- wurf gut zum Ausdruck (Abbild. 3). Die eise- ren Fachwerträger sind so durchgebildet, daß sich auch der Laie eine Vorstellung von dem ungefähren Kräfteverlauf in ihnen machen kann. Die Brücke befriedigt wegen ihres klaren



Abbild. 12. Schaubild des Entwurfs »Quadrupes« (angekauft). Verfasser: Ing. M. D. Salomonson, Ing. Dr. Holger Schmidt und Ing. C. O. Wanscher, Kopenhagen  
Nach einer Federzeichnung von W. R. Hofmann in Dortmund



Abbild. 13. Schaubild des Entwurfs »Höjbro« (angelaufen). Verfasser: C. C. Armerab Betong, Malmö; Dr. Fritz Emperger, Wien; Ingenieur G. Neumann, Götter; Ingenieur Johannes Börge, Kopenhagen; Architekt Ingve Herrström, Malmö  
Nach einer Federzeichnung von W. N. Haimann in Dortmund

Besondere Beachtung verdient die vorgesehene Gründung der Brückenpfeiler. Sie sind die wichtigsten Bauwerksteile, weil ihre Sicherheit ausschlaggebend für den Bestand des gesamten Bauwerks ist. Mächtige Pfähle aus Eisenbeton, jenem modernen Baustoff, der allen atmosphärischen Einflüssen trost und auch die Angriffe des salzhaltigen Meerwassers gut aushält, sollen — großen schwimmenden Bleistiften gleich — zur Versenkungsstelle der Pfeiler gelöst und mit einer eigens zu diesem Zweck gebauten Dampftramme hochgezogen und bis in den tragfähigen Grund eingetrieben werden. Von der

Man mag die vollwandige Bauweise, die, wie die letzten Wettbewerbe und auch Ausführungen z. B. der Kölner Hängebrücke beweisen, neuerdings sehr in Aufnahme gekommen ist,





Franz Tuerke:

Herbst





noch so bevorzugen, in dem flachen Seebilde Halborgs wirken diese geschlossenen Bogen mit ihren wuchtig nach oben strebenden Massen trotz der im Scheitel vorhandenen Verjüngung zu schwer, ein Bedenken, das auch das Preisgericht durch seine Worte: »es ist aber zu befürchten, daß die massiven Bogen im Verhältnis zu der Umgebung zu dominierend wirken«, zum Ausbruch brachte. Die Gleichheit der Öffnungen und ihre symmetrische Lage zur Klappbrücke ist trotz der Zweiteilung bei den absoluten Größen der gewaltigen Bogen von je 140 Meter Stützweite angebracht; ungleiche Pfeilerentfernungen ergeben nur bei kleinen Verhältnissen ansprechende intime Wirkungen. Das Pfeilerverhältnis, der »Stich« der Träger ist außerordentlich glücklich getroffen. Mit der Wucht der schweren Pfeiler und Bogen schreitet die Brücke in prachtvollem Rhythmus von Ufer zu Ufer. Sie löst im Betrachter gleichsam Bewegungsempfinden aus, zwingt ihn, dem geschmeidigen Flusse der Leibungen, den langen Geraden der Brüstungen, den Senkrechten der Hängestangen und Pfeiler mit dem Auge zu folgen.

Ganz im Gegensatz zum vorigen Entwurf ist der Halborger Brückenkopf mit den angrenzenden Häuserblöcken städtebaulich großzügig mit einem vielleicht etwas verschwenderischen Aufwand durchgebildet. Allerdings war diese Ausgestaltung der Ufer durch die einmal angenommene Linienführung der Brücke selbst geboten. Die Ostseite der Vesteragaade begrenzen kurz vor ihrem Austritt zum Fjordufer mehrere reizvolle mittelalterliche Fachwerkbauten, von ehrwürdigen Bäumen umgeben, deren Erhaltung angestrebt werden mußte (Abbild 6). Die Verfasser lassen daher die Brückenrampe in einen großen freien Platz münden, der nur an drei Seiten, auch der Wasserseite, von neuen Häuserreihen eingefasst wird. Große Handelshäuser mit Arkadengängen, am Ufer anscheinend ein Lager Speicher mit darüber befindlicher Vergnügungsterrasse, um in Ruhe den wundervollen, stets wechselnden Ausblick auf den Fjord genießen zu können, sollen entstehen. Das eigentliche Bohlwerk endigt, wie heute, nur wenig über dem Wasserspiegel; Stützmauern schließen es nach den höher liegenden Straßen ab. Durch geschickte Grundrißanordnung entsteht ein kleiner Hafen, worin Kutter und Motorboote gegen die Gewalt der Westwinde geschützt überwintern können. Alles in allem eine wertvolle Lösung, vielleicht etwas zu reich für Halborger Verhältnisse. Die vom Preisgericht bemängelte, nicht berücksichtigte Unterführung der Hafengasse unter der Rampe hindurch läßt sich unschwer nachholen und beeinträchtigt den städtebaulichen Gedanken wenig.

Der mit dem dritten Preise bedachte und ein angekaufter Entwurf sehen Hängebrücken vor.

Prof. Wilh. Kreis (Düsseldorf) sagt hierüber in seiner Erläuterung: »Mit größter Vorsicht und Überlegung muß daher die Form der Brücke ins Auge gefaßt werden, und diejenige Linienführung ist zu wählen, welche die beiden Städte am natürlichsten und leichtesten verbindet. Insbesondere dürfte dieses durch leichte schwingende Bogen zu erreichen sein, die ohne zu lasten vielmehr in graziöser Weise springen und durch ihre Spitzen eine Leichtigkeit in das Bild bringen, ähnlich wie dies etwa Schiffsmasten tun.« Trotz ihrem guten Aussehen eignen sich diese Hängeträger jedoch im vorliegenden Falle nicht für die Ausführung, da sie den vorigen Systemen an Wirtschaftlichkeit bedeutend unterlegen sind. Für eine durch die Hängegurtung bedingte Materialersparnis sind eben diese Stützweiten viel zu klein, die Überlegenheit der Kettenbrücke beginnt erst bei erheblich größeren Öffnungen. Wenn sich das Preisgericht trotzdem zum Ankauf dieser Vorschläge entschloß, so geschah das neben andern Vorzügen der Projekte deshalb, weil die natürliche hängende Seillinie das Auge so außerordentlich befriedigt. Vom Ufer zum Strompfeiler spannen sich die Träger und werden von den Kettenzügen konsolartig getragen (Abbild. 7). Die Klappbrücke wird durch zwei Mittelpfeiler begrenzt, die mit ihren kleinen, bescheidenen Aufbauten ein reizvolles Motiv für sich bilden und mit den beiden Portalen der Kettenbrücke von einer Rampe zur andern überleiten. Der Grundgedanke der Ausbildung des Brückenkopfes am Halborger Ufer ist hier der gleiche wie beim ersten Preisträger, nur mit dem Unterschied, daß die spätere Bebauung dieses Stadtteils gleich von vornherein in Vorschlag gebracht ist. »Die Brückenrampe schwingt in einer S-Kurve von der Vesteragaade zum Brückenkopf. Dieser sanfte Anstieg wird am Endpunkt dieser Straße durch eine stumpfe Ecke betont. Hier soll ein kleiner Ausbau, verbunden mit einem Ruhe- und Aussichtspavillon, entstehen und zugleich als weithin sichtbarer Punkt dem Ortsunkundigen den Weg zur Brücke bezeichnen. Architektonisch ist die Rampenmauer mit diesem Vorsprung und den Reliefsarkaden ein guter Sockel für die mit der Rampe langsam ansteigenden Gebäudemassen, die in wirkungsvoller Linie von der Vesteragaade bis zum Brückenkopf geführt werden und hier in einem starken, architektonisch für das ganze Stadtbild wichtigen Punkt endigen. Hier kann ein massiger Bau von einfacher aber kräftiger Betonung errichtet werden. Auf der andern Seite ist der Brückenanfang durch das bestehende Hotel Royal bereits genügend betont.« Ich habe diesen Worten, die Prof. Kreis seinem Entwurf mit auf den Weg gegeben hat, nichts hinzuzufügen (Abbild. 8).

Das Schaubild einer Variante des vorigen

Entwurfs zeigt Abbildung 9. Hier liegen parallele Blechträger ohne Kettenversteifung unter der Fahrbahn; die übrige Ausgestaltung des Entwurfs ist etwa die gleiche. Die straffe Linienführung läßt diese Brückenform zum mindesten gleichwertig erscheinen, zumal da man hierbei bedenken muß, daß sie wirtschaftlich der vorigen bedeutend überlegen und daher zweckmäßiger ist. Das Preisgericht war allerdings anderer Ansicht. Bei diesen beiden Projekten, deren tiefbaulichen Teil ich selbst bearbeitete, beanspruchten die Gründungen noch besonderes Interesse. Für die beiderseitigen Widerlager werden auf Hellingen am Lande große Kästen aus Eisenbeton hergestellt, schwimmend zur Verwendungsstelle gebracht und dort in ein ausgebagertes Bett versenkt. So soll der Landanschluß auf der Alsborg- Seite eine große Kiste von 35 Meter Länge, 21 Meter Breite und 17 Meter Höhe werden. Diese Art der Fundierung bei schwierigen Bodenverhältnissen ist nicht neu, sondern bereits mit Erfolg mehrfach durchgeführt. Noch weit größere Beachtung verdient die vorgeschlagene Abteufung der Mittelpfeiler. Jeder Pfeiler besteht aus zwei hohlen Zylindern von 8 Meter Durchmesser, die oben durch einen kräftigen Kops zu einem Ganzen vereinigt werden. Auch diese aus Eisenbeton bestehenden Röhren werden zunächst in kurzen Stücken in der Nähe des Ufers auf einem Schwimmbod betoniert, auf diesem Bod an Ort und Stelle geschleppt und dort abgesenkt. Die Röhren endigen unten in einem großen Trichter; dieser mündet in ein Steigrohr, worin der Schlamm und Moder beim Versenken emporquillt. Das Niederbringen geschieht nun in der Weise, daß das Schwimmbod die Pfeilerzylinder mit kräftigen Ringen umklammert und mit dem Gewicht seines Wasserballastes in den Boden preßt, während gleichzeitig der Schlamm und Meeresboden aus dem Steigrohr gefördert wird. Diese Förderung soll in den flüssigen Bodenschichten durch Maschinen, in größeren Tiefen jedoch durch Menschenhand in Preßluft geschehen, die in das Steigrohr eingeblasen wird und der äußeren Wassersäule das Gleichgewicht hält, so daß kein Tropfen ins Innere des Kaissons bringen kann. In einer Tiefe von etwa 35 Meter unter dem Wasserspiegel wird die Arbeit in Preßluft lebensgefährlich. Da indessen stellenweise noch größere Gründungstiefen im Fjord zu bewältigen sind, soll die weitere Fundierung nach einem von Prof. Dr. Möller (Braunschweig) erfundenen Verfahren — Staffelfundamenten genannt — erfolgen, womit Tiefen bis zu 50 Meter und mehr zu erreichen sind.

Das Bod kann mit etwa 2000 Tonnen Druck, entsprechend dem Gewicht von 200 Güterwagen, den Pfeiler nach unten zwingen (Abbild. 10);

nugbringende Arbeit sollen hier die Naturkräfte im Dienst der schwachen Menschen leisten. Der Geist beherrscht auch heute immer noch die Materie.

Bei dem mit dem dritten Preis bedachten und einem weiteren angekauften Entwurf wird ein Straßendurchbruch nach der Vorgabe in Alsborg vorgeschlagen. Auch diese städtebauliche Lösung verdient hervorgehoben zu werden, zumal da die Möglichkeit einer künftigen Fortsetzung des Straßenzuges weiter nach Süden zu bereits berücksichtigt ist. Die architektonische Behandlung des letzten Projektes befriedigt indessen nicht, namentlich beeinträchtigen die Turmbauten auf den Klappbrückenpfeilern die im übrigen gute Linie sehr. Im Gegensatz hierzu muß die Formgebung der mit dem dritten Preise bedachten Brücke besonders der beweglichen Öffnung als überaus gelungen bezeichnet werden (Abbild. 11).

Um die Länge der eisernen Uferbauten selbst zu verringern und hierdurch die Kosten möglichst niedrig zu halten, sieht ein weiterer angekaufter Entwurf zu beiden Seiten weit in den Fjord vorgeschobene geschüttete Dämme vor (Abbildung 12). Wenn man auch heute unbedingt fordern muß, daß der eigentliche Brückenkopf klar, ohne störendes, die Auflagerpunkte der eisernen Träger verdeckendes architektonisches Beiwerk im Stadtbilde liegt, daß er nicht hinter Häuserblöcke, die in keinem Zusammenhang mit ihm stehen, verschwindet, so wirken doch diese massiven langen Dämme, ganz abgesehen von der Gefahr, die sie für die schweren Treibeismassen bilden, zu eintönig. Durchbrochene Kunststrampen, die auch kleinen Schiffsahrtverkehr gestatten, wären — wie im Entwurf der Gesellschaft Harfort in Duisburg — angebracht gewesen.

Der flache Ufer des Fjords wegen muß die Brücke eine dreißig Meter weit gespannte Öffnung haben, die in ihrer ganzen Breite freigegeben werden kann, um großen Seeschiffen die Durchfahrt zu ermöglichen. Fast alle Entwürfe benutzen hierfür die neuzeitlichen Klappbrücken, die, durch elektrische Kraft bewegt, nur sehr kurze Zeit zum Öffnen und Schließen brauchen und somit den Verkehr auf der Brücke nur unwesentlich stören, dauert doch ein normales Öffnen und Schließen nur etwa je 45 Sekunden, selbst wenn der Winddruck mit 50 Kilogramm auf jedem Quadratmeter der hochgehenden Klappe lastet.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die beiden angekauften Entwürfe, die auch für die Stromöffnungen die massive Bauweise vorsehen. Während der gewöhnliche Eisenbeton mit Rundstahlstäben aus Flußeisen bewehrt wird, welche die Zugspannungen, die der Beton selbst nicht aufnehmen vermag, bewältigen, hat der be-

kannte Forscher Oberbaurat Dr.-Ing. Fr. von Emperger (Wien) schon seit längerer Zeit mit Gußeiseneinlagen versehene massive Betonkonstruktionen empfohlen und auch ausgeführt, die sich bisher gut bewährt haben. Durch die innige Umhüllung mit dem flüssig eingebrachten Mörtel verliert das Gußeisen seine Sprödigkeit und wird zu einem namentlich für gewölbte Brücken sehr brauchbaren Baustoff. Immerhin erscheint diese Bauweise in einem der vorliegenden Entwürfe, der auf jeder Seite der Klappe nur zwei Öffnungen von 79 Meter Weite vorsieht, mit Rücksicht auf die schlechten Bodenverhältnisse und die im Verhältnis zu Eisenkonstruktionen recht großen Gewichte der Überbauten nicht zweckmäßig. Das Aussehen der Brücke muß hingegen als befriedigend bezeichnet werden (Abbild. 13).

Der zweite angekaufte Eisenbetonentwurf, dessen Verfasser der Ingenieur Anker Engelund (Kopenhagen) ist, sieht für die bewegliche Öffnung ausnahmsweise eine zweiarmige Drehbrücke von 82,50 Meter Gesamtlänge vor. Nördlich dieser Drehbrücke sind vier, südlich drei im übrigen ganz gleiche feste Brückenöffnungen vorhanden. Die Stützweite dieser Massibogen beträgt je 35 Meter. Sie sollen des guten Aussehens wegen ohne jede Querversteifungen ausgeführt werden, was bei den kleinen Verhältnissen sehr wohl möglich ist. Der Querschnitt eines Bogens beträgt im Scheitel nur 0,75/1,02 Meter. Die Betonierung erfolgt mit Hilfe eines zwischen den Pfeilern frei tragenden eisernen Gerüsts.

Besonderes Interesse beanspruchen die Gründungen der Pfeiler. Eine Verbindung von Rammpfählen und Senklasten soll trotz des schlechten Baugrundes die nötige Sicherheit geben.

Beide Elemente bestehen aus Eisenbeton. Die Pfähle sind zylindrisch und hohl. Leider müssen sie von einem festen Gerüst aus geschlagen wer-

den, was die Gründung wieder sehr verteuert. Nach dem Rammen werden sie mit Beton ausgefüllt. Der Gründungsgebanke ist glücklich und neu. Seine Ausführung wird keine großen Schwierigkeiten bereiten.

Beim Überschreiten der neuen Brücke soll wie bisher ein Wegzoll erhoben werden. Die zu diesem Zweck erforderlichen Einnehmerhäuschen bilden eine glückliche Bereicherung der Architektur. Gehören doch zur lebendigen Vorstellung der alten, ehrwürdigen Stadt am Flusse unzertrennlich Torbauten, wodurch das Brückenbauwerk als Schwelle zur Stadt bezeichnet wird. Leider sind diese so überaus reizvollen Bilder selten geworden. Um so lebhafter sind daher neue Ausführungen zu begrüßen.

Der unsicheren Boden- und Eisgangverhältnisse im Fjord wegen sehen fast alle Entwürfe die Montage der eisernen Überbauten ohne feste Gerüste vor. Wir sind heute so weit vorgeschritten, daß diese Art der Aufstellung eiserner Brücken keine Schwierigkeiten mehr macht. Entweder werden die Träger in einzelnen großen Abschnitten fertig am Ufer zusammengesetzt und schwimmend eingebracht und auf ihre Auflagerpfeiler gelegt, oder aber es erfolgt ein freier Vorbau vom Ufer und Pfeiler nach der Mitte der Öffnung, dem Treffpunkt beider Hälften, zu.

Eine Fülle von eindringlichster Arbeit für einen von vornherein ziemlich aussichtslosen Zweck ist wie bei jedem Wettbewerb wieder einmal von fast allen Kulturstaaten geleistet. Dankbar soll die technische Wissenschaft allen Bewerbern sein, die uneigennützig mit einem großen Aufwand von materiellen Mitteln ihr Bestes hergaben. Besonderer Dank gebührt den Preisrichtern, denen ihr ohnehin nicht leichtes Amt durch die Fülle trefflicher Entwürfe noch schwerer gemacht wurde. Die deutsche Industrie aber darf voller Stolz auf ihre Erfolge in diesem friedlichen Ringen zurückschauen.

## An Edith

Steh' ich auch tief allein  
In einem fremden Tal,  
Ich bin auf ewig dein,  
Seit ich dich sah einmal.

Sooft die Wangen küßt  
Dir goldner Sonne Strahl,  
Ist er geheim versüßt  
Durch Wünsche ohne Zahl.

Sooft ein Schmetterling  
Um deine Scheiben weht,  
Ist auch ein Gruß darin,  
Ein rundes Fürgebet.

Sooft in tiefer Nacht  
Ein Traum dir Sterne schenkt,  
Hab' ich an dich gedacht,  
Der ewig dein gedenkt.

Wilhelm Schuffen



# Himmelgarten

Roman eines bürgerlichen Hauses  
Von Agnes Harder \*

III

Wald nach der Fahrt zum Hermannsdenkmal sprach Voss mit Lisbet. »Wir haben es schon einmal so gemacht. Sie behielten mich in Ihrem Hause, damit ich meine Arbeit fördern konnte, und ich förderte Ihren Jungen. Damals war es Walt. Diesmal ist es Herbert. Sie wissen nicht, wie der Himmelgarten ist. Sie merken es nicht, weil Sie daran gewöhnt sind. Ich bin heute vormittag wieder den alten Fußgang heraufgegangen bis zum Tor nach der Klostermühle und dann zurück auf das Haus zu, in dem Sie und Ihr Bruder wohnen. Ich habe die beiden Kinder gesehen, und gesehen, wie Walt mit seinem Wolf durch das Tor fortstürmte zu irgendeiner Verabredung in der Stadt. Es schien mir, es wäre wirklich der Himmelgarten. Fräulein Könneke kann Latein und Mathematik in der Vollendung, besser als ich. Aber für die höheren Klassen ist eine Arbeitsteilung besser. Zudem machen diese beiden Kinder, die so sanft sind und nie ungehorsam, einem Erzieher innerlich mehr zu schaffen als eine ganze Klasse. Das habe ich schon herausbekommen. Ich hätte ein paar Jahre vor mir, die meinem Werk zugute kämen, und Sie hätten einen Freund hier, Frau Lisbet. Wollen Sie sich meinen Vorschlag überlegen?«

»Da ist nichts zu überlegen. Dankbar einschlagen, das ist alles. Wie wunderbar die Wiederholungen des Lebens sind! Fast eine Vorbedeutung auf das Neuanfangen später einmal nach irgendeinem Zwischenraum der Läuterung.«

So wurde Doktor Voss wieder der Hausgenosse im Himmelgarten, und alle waren es zufrieden. Hanna meinte, sie wolle sich nun mehr um den Vater kümmern, da die Vorbereitungen weniger Zeit brauchten. Voss übernahm die deutschen Stunden und Geschichte und Geographie. Oda teilte nach wie vor den ganzen Unterricht.

Am Morgen nach der deutschen Wallfahrt kam nach all der verträumten Herrlichkeit ein Rückschlag. Wolf hatte sich losgerissen,

als er gesehen, daß Füchsen in den Garten geschlichen. Frau Donner schloß, und ihr Mann war bei den Bienen. Als beide auf den Lärm herbeieilten, war es zu spät. Wolf hielt Füchsen im Genick und schleuderte es hin und her. Er selbst blutete, und das eine Auge hing heraus. Frau Donner hatte geweint.

»Wenn der Kleine hier gewesen, so wäre es nicht geschehen. Dem sahen die Tiere nach den Augen.«

»Eigentlich könnten Sie aufhören, Herbert »den Kleinen« zu nennen. Wenn ich jetzt fortgehe, wird er obnehin der Große,« sagte Walt.

Anwillkürlich sah ein jeder nach Füchsen sonnigem Fensterplatz. Nur Tutta schüttelte lachend ihre Locken.

»Ihr tatet mir ja die Gnade an, mich mit der Kaze zu vergleichen. Ich werde mich nun bei euch sonnen. Ich werde sie ersetzen. Es gefällt mir im Himmelgarten besser als in der Klostermühle.« Und sie bligte Voss an.

Wie konnte Hanna so zur Unzeit Angina bekommen, dachte Lisbet. Aber Hanna hatte böse Tage, und es gab lange Oktoberferien. —

Karl Jordan und Walt verließen die Heimat zu gleicher Zeit. Die Gemeindeschwester brachte den Kranken nach Oberbayern. Herbert hatte ihm seinen »Franziskus« geschenkt, die alte Ausgabe mit Bildern. Auch der Wolf von Gubbio war darin, und die Vögel, die im Flug ein Kreuz bilden. Die Elfermannschen Schimmel brachten die Familie Jordan auf den Bahnhof. Nur Heine war nicht mitgefahren, obgleich auf dem Bod noch Platz gewesen wäre. Er empfand es als Demütigung, daß die Krankheit des Bruders sie zwang, Wohlthaten anzunehmen.

»Hättest du denn lieber, daß ich ein Krüppel bliebe?«

»Du wirst ja sehen, wie sie deine Seele verbiegen werden. Sie tun nichts umsonst.«

»Aber nun kann ich vielleicht einmal ein Lehrer werden, vor einer Klasse stehen und sagen, wie schön Deutschland ist.«

»Das ist nicht nötig, das lernt sich allein, wenn man in die Fabrik und unter die Fuchtel kommt.«

Auf Karls Wangen brannten rote Flecken.

»Schweig,« sagte die Mutter zu ihrem Ältesten. »Siehst du nicht, daß ihm das weh tut? Dein Mund ist gerade wie eine offene Fistel.«

»Ja, ich weiß. Der Freund geht ihm über den Bruder. Der seine Schmachtlappen der —«

»Nanu aber raus!« Der Vater zeigte nach der Tür. »Reb' in deiner Versammlung weiter. Ihr Jungen habt ja wohl allen Respekt verloren. Die Eltern und der liebe Herrgott — da pfeift ihr drauf.«

Und so fuhr Karl ab, ohne dem Bruder noch einmal die Hand zu reichen. Der wollte sich abends in sein Matrazenbett werfen und das Erbe antreten. Aber die Mutter lag schon darin. »Hier hat mein Vater unser mehr Kraft,« sagte sie. —

Walt hatte sich noch immer nicht zu einem Beruf entschlossen. Onkel Josias hatte einen Anlauf genommen und ihn gefragt, ob er nicht in die Fabrik eintreten wolle. Natürlich nicht gleich. Er könne sich ja erst einmal in der Welt umsehen, in Deutschland und drüben in England. Er sei doch der Enkel, und ein guter Name und eine alte Tradition suche einen Nachfolger. Aber Walt hatte so rasch abgelehnt, daß sich der Onkel gekränkt wieder in sich selbst verschloß.

»Freilich will ich die Welt sehen, hüben und drüben. Aber nicht vom Pult aus, sondern als freier Student. Das kannst du nicht verstehen, Onkel Josias.«

Der stand auf. »Da hast du recht. In deinen Jahren kannte ich diese Freiheit noch nicht.« Er verließ das Zimmer.

»Warum so rasch, Walt? Sieh, ich war noch ein kleines Mädchen, als Vater seinen ersten Schlaganfall hatte. Josias hatte gerade das Einjährige. Da mußte er aus der Schule und ins Kontor. Er wurde nicht viel gefragt. Das war damals nicht Mode. Darüber ist er nie hinweggekommen. Er hat auch nicht ganz unrecht. Du hast eine praktische Anlage. Reizt dich doch die Freiheit mehr als die Wissenschaft, sonst hättest du ein Ziel.«

»Das Leben ist mein Ziel, Mutter. Ich glühe nach dem Leben. Darum will ich zuerst nach München. Ich will nicht bummeln,

nicht im gewöhnlichen Sinn. Dafür bin ich doch dein Junge. Ich werde allerlei nützliche Dinge hören. Nationalökonomie, damit wird auch der Onkel zufrieden sein. Aber halftere mich nicht an. Ich kann es nicht vertragen.«

Lisbet strich ihm die Haare aus der heißen Stirn. Daran war ihre Hand gewöhnt seit seiner Knabenzeit. »Vergiß nicht, daß du nicht reich bist.«

»Du gibst mir genug. Ich will ja nicht ausschweifen. Nur ganz auf mich gestellt sein. Mich erproben. Gerade du mußt das begreifen.«

So nahm er Abschied. Wolf, der Einäugige, blieb bei Herbert, als Schutz des Himmelgartens. Und als Lisbet sah, wie Tutta am letzten Tage herüberkam und ihm eine Tüte Salzmandeln brachte und ein zierliches Büchlein französischer Novellen, Reisefutter für Leib und Seele, da war ihr's lieb, daß der Sohn in die Fremde ging.

Sie wunderte sich auch nicht, als sie in der nächsten Zeit merkte, daß Tutta nun ein Spiel mit Boß begann. Die entdeckte einen plötzlichen Bildungseifer und zeigte das größte Interesse an seinen Studien. Mit Lisbet zusammen ging sie einmal in sein Zimmer hinauf, wo er ihr ein Buch auslachte, von dem sie gesprochen hatten. Der Schreibtisch stand quer vor dem Fenster, mit dem Bild auf den Osning, der den ersten Schnee trug, den die Sonne doch wieder zerrissen hatte. Das Herbstlaub sah in dunklen Floden hervor, und die Berge streckten sich wie der Leib einer Pantherkatz. Auf dem Schreibtisch lag in voller Sonne Lisbets Hand. Tutta erkannte sie sofort, obgleich ihr Bild sie nur flüchtig streifte. In diesem Augenblick entschied sie sich, diesen Doktor Boß mit seinen germanischen Passionen ernst zu nehmen, wenigstens für die nächste Zeit. Die Liebe zu ihr würde eine lehrreiche Abwechslung für ihn sein. Und sie bat ihn, an den Stunden teilnehmen zu dürfen, an denen er mit Lisbet und Hanna Könneke über seine Arbeit sprach und die fertigen Teile vorlas. Dabei kam sie auch Hanna näher, die sie zuerst nur mit der wohlwollenden Herablassung des heranblühenden schönen Mädchens behandelt hatte.

Hanna war nun sechsundzwanzig Jahre alt. Ihr feines kluges Gesicht mit den scharfblickenden Augen trug meistens den Ausdruck

der Überlegenheit über ihre Umgebung. Hier saß ihre alte Schwäche. Wenn sie ihre Spottsucht auch in Lisbets Gegenwart bändigte, so wurde es Tutta doch leicht, durch eine gelegentliche Bemerkung dieses immer wache Teufelchen hervorspringen zu lassen. So erschien Hanna in ihrer Gegenwart härter und ablehnender. Ja, zuweilen behielt sie nach solchen Reizungen eine verneinende Art gegen Voss, die auch im Unterricht zum Vorschein kam. Dann half ihr Oda unmerklich. Das Lernen wurde ihr leicht. Aber es schien das Verstandeswissen nicht ihre Tiefen zu berühren. Sie legte ihm keine Wichtigkeit bei und war eine bessere Schülerin in den Stunden, die Voss gab. Aber sie suchte deshalb um eine Entschuldigung, wenn sie Johanna gegenüber saß, und war aufmerksam und freundlich, ermunterte auch Herbert und half ihm bei den Arbeiten. Denn Herbert war ein schlechter Rechner und wußte mit den Zahlen nichts anzufangen, so sehr er sich mühte. Er war so einseitig begabt, daß ihm selbst die Rechtschreibung noch Schwierigkeiten machte. Nur wenn er mitteilen durfte, lernte er selber. Das Krankenbett von Karl Jordan war geradezu eine Erziehungsanstalt für ihn geworden. Seit Karl fort war, übernahm Oda stillschweigend seine Stelle. Oft schien sie etwas nicht zu begreifen, nur um ihm Gelegenheit zu geben, zu erklären, zu helfen. Hanna sah es. Das Wunder der gegenseitigen Liebe und ihrer lebendigen Kraft rührte sie.

War es wirklich nur die Liebe, die des Menschen Seele lehrte, wie die Not seinen Geist erfinderisch machte? Im Hause Könnecke war es viel wärmer geworden. Nicht daß die Tante mehr Hoffnung auf Hannas wirtschaftliches Interesse hatte. Aber sie sah ihre Mühe um Behaglichkeit, die in dem reichen Hause keine Stätte gefunden hatte, plötzlich belohnt. Hanna hatte Zeit für sie, las am Abend einmal vor, während der Vater in seinem Leberfessel saß und rauchte. Sie wählte sorgfältig, denn sie wollte ihre Hörer nicht zurückschrecken. Und es bewegte sie tiefer, als sie sich selbst gestehen wollte, wenn Teife aus dem Nibelungenlied, wenn Beowulfs Kampf mit Grindel auf dem Grunde des Meeres so neu und frisch wirkten. Sie wollte sich nicht gestehen, daß sie so Vossens Lebensarbeit teilte. Aber je

schroffer sie im Himmelgarten wurde, desto weicher war sie zu Hause.

Großmutter Holder war ganz unglücklich, seit Tutta zurück war.

»Nicht daß ich über sie zu klagen habe,« sagte sie zu Lisbet. »So ist sie und so bleibt sie. Ich hab's ja mit Maria durchgemacht. Es ist das Blut der Großmutter, mit der die roten Haare in die Familie gekommen sind und der leichte Sinn. Nun hat sie von Vater und mir verlangt, daß wir sie diesen Winter ausführen, wir, die wir regelmäßig um neun Uhr zu Bett gehen und dann auch rechtschaffen müde sind und noch über unserm Vaterunser einschlafen! Drei junge Herren aus der Stadt haben schon bei uns Besuch gemacht, wo Tutta doch erst einmal auf dem Wohltätigkeitsfest verkauft hat. Was soll ich tun?«

»Ich kann Ihnen nicht helfen, Mutter Holder. Sie wissen ja, ich gehe selbst kaum aus. Und Hanna Könnecke hat nie die Bälle besucht. Die Hopserei war ihr zu faß, sagt sie. Der Himmelgarten liegt eben ein wenig aus der Welt, und die Klostermühle dazu. Es wäre schon besser gewesen, Maria hätte Tutta mit hinübergenommen.«

»Damit hat's noch gute Weile. Der Mann, den sie ihr bestimmt haben, ist noch zu jung. Nur ein Jahr älter als sie selbst. Sein Vater hat große Kaffeeplantagen. Er würde prächtig in die Firma passen, und er soll ein schöner Junge sein. Aber Maria behauptet, er müsse sich noch ein paar Jahre ausleben. Es schade nichts, wenn Tutta zwanzig würde, ehe sie heiratet. Das sei allerdings das äußerste Alter für Südamerika. Dann müsse eine Frau glücklich unter der Haube sein. Aber in Europa sei das anders, und sie verlasse sich da ganz auf mich. Nur dürfe ihr Tutta keinen Querstich durch die Rechnung machen. Verlieben dürfe sie sich hier, verloben nicht.«

Als aber das erste Tanzvergnügen in der Harmonie nahte, machte die tonangebende Frau des Städtchens in der Klostermühle Besuch. Frau Graf war die Vorstands dame jenes Wohltätigkeitsfestes gewesen, auf dem Tutta so prachtvoll Kasse gemacht hatte. Sie hielt überhaupt alle Vergnügungsfäden des kleinen Ortes in ihrer Hand, verhandelte mit den Künstlern, die zu den Konzerten kamen, brachte Gemäldeausstellungen zusammen und versuchte sich an wissenschaft-

lichen Vorträgen. Sie bat Frau Holber, ihre schöne Enkelin betreuen zu dürfen, und verschwieg klug, daß Tutta bei ihr gewesen und sie mit einer scheinbar ungewollten Offenherzigkeit um ihre Hilfe gebeten hatte. Frau Graf hatte wirklich Freude an der jungen Schönheit und ihrer Lebenslust. Sie selbst kam nun in die Jahre, wo sie einen neuen Anziehungspunkt brauchte, weil die eigne Reizkraft nicht mehr ausreichte.

»Ihr müßt herüberkommen und mich in meinem Ballkleid sehen,« bat Tutta stürmisch. »Weißt du noch, Tante Lisbet, wie du mich damals in der Tanzstundenzeit vor dem Spiegel fandest und ich nicht wußte, ob Weiß oder Rosa besser zu Blau stünde? Ach, was war ich für ein mageres Hühnchen! In Brüssel habe ich gelernt, wie man sich anzieht und sich zur Geltung bringt, und Frau Graf ist einfach entzückend. Man kann so reizend mit ihr Besorgungen machen und dann zusammen in einer Konditorei sitzen. Es gibt gar keine Schwierigkeiten für sie.«

Lisbet lächelte. Frau Graf war mit ihr zusammen auf die Schule gegangen und hatte mit ihr in der »Harmonie« den ersten Ball besucht, damals, als Heper aus seiner Garnison auf Urlaub war. Es war der einzige Ball, den Lisbet ungebunden mitgemacht hatte. Beim zweiten war sie schon Braut gewesen. Sie wußte nicht, daß Frau Graf ihr das nicht vergessen hatte, und daß der Opfermut, mit dem sie sich für Tutta einsetzte, auch ein wenig Mißgunst gegen die Frau im Himmelgarten einschloß, die so ruhig ihres Weges ging und so vornehm in der selbstgewählten Einsamkeit blieb.

In der Mühlenstube, über dem rauschenden Wasser, stand Tutta. Ihr Kleid war nach der Mode nur ein Fähnchen, das man durch einen Ring hätte ziehen können. Arme und Beine zeigten sich in edler Zierlichkeit. Die Arme waren auch jetzt noch ein wenig dünn, aber schneeweiß, und der Ellbogen, der von ihr noch immer kritisch betrachtet wurde, fügte sich doch schon in ihre zarte Rundung. Auf ihre Füße aber war sie stolz.

»Sehen Sie nur, wie klein sie sind, Herr Doktor, und wie schmal. Was für ein Glück, daß man jetzt so kurze Kleider trägt und ich sie zeigen kann! Und daß so dünne Strümpfe Mode sind. Seidene Strümpfe trugen erst die Schwestern von Napoleon, und von

ihnen lernten es die deutschen Fürstinnen. Luise war schon lange Königin und hatte noch keine. Wir sind doch sehr weit gekommen in Deutschland. Ich bin wirklich froh, in dieser Zeit zu leben.«

Da mußte Voss lachen, laut und herzlich, und er sah auf die schöne Tutta wie auf ein reizendes Kind, das in den Ernst seines Gelehrtenlebens hereintanzte und ihm Blumen streute.

»Nächstes Mal kommen Sie mit, Herr Doktor, nicht wahr? Wenn Sie auch nicht tanzen können, wie Sie sagen. Twostep ist übrigens ganz leicht, den kann ein jeder. Dann sehen Sie mir zu.«

»Liebe Tutta, es werden Ihnen andre zu sehen.«

»Hoffentlich,« rief sie lachend. »Sie glauben gar nicht, wieviele Verehrer ich brauchen kann. Man macht ja jetzt wieder bunte Sträuße, nicht mehr so langweilige nur von einer Art Blumen. Einen solchen ganz bunten Strauß von Verehrern möchte ich haben, und die allerernstesten sind natürlich die allervornehmsten.«

»Aber nicht die allerliebsten.«

Sie hielt einen Augenblick inne. »Das weiß ich nicht,« sagte sie zögernd, schlüpfte dann in ihren Mantel und ließ sich hinausbegleiten.

Nachdenklich gingen Lisbet und Voss durch den winterlichen Garten zurück. Es schneite leise. Voss dachte an den dünnen Spitzenschal, den Tutta um ihren roten Kopf gebunden hatte. Er sah die Gloden in ihre Haare fallen wie Sterne. —

Es wurde ein sehr vergnügter Winter für Tutta. Frau Konsul Graf hatte sich in ihrer Anziehungskraft nicht getäuscht. Das junge Mädchen war gerade das, was sie suchte. Vielleicht nur der Lockvogel auf der Stange. Was tat's? Nicht im bösen Sinne. Hätte Tutta die große Freiheit mißbraucht, die sie ihr gab, so hätte sie sich ihrer sofort entledigt, denn es stand für sie selbst zu viel auf dem Spiel. Der Tod ihres Mannes hatte sie unabhängig gemacht, obgleich nicht reich. In dem kleinen Fabrikstädtchen, in dem das Gold eben wie Gold gewogen wurde, also schwer, konnte sie sich nur behaupten, wenn sie etwas Besonderes hatte. So betonte sie die Kulturfragen, weil sie so ein gewisses Übergewicht über die Allzugewöhnlichen bekam. Auch versuchte sie es ganz leise mit



dem modernen Schlagwort des Sozialismus. »Soziales Empfinden.« sagte sie bei jeder Gelegenheit. Und weil sie es nach ihrer oberflächlichen Art in Konzerte, Tänze und Essen zu wohlthätigen Zwecken umsetzte, so stand sie sich sehr gut dabei.

Tutta fühlte den leisen Faden an ihrem Fuß wohl. Da sie aber sicher war vor der Heimsuchung einer ernststen Leidenschaft, so trug sie die Fessel leicht. Gerade die feste Klostermühle, die bieberen Großeltern umfingen sie doch immer wieder mit einem warmen Nestgefühl, wenn sie von ihren Ausflügen »in die Welt«, wie sie die Kleinstadt halb spöttisch nannte, zurückkehrte. Ja, sie hatte bald höheren Ehrgeiz als ihre Patronin, die sie für ihre heimlichen Pläne gebrauchen wollte. Frau Graf ließ sich oft von ihr von Himmelgarten erzählen, mit scheinbarem Interesse an ihrer Jugendbekannten. Sie hatte ja eine ganz erträgliche Ehe geführt; aber um jenes eine Jahr in Lisbets Leben, das ihre Phantasie mit dem einzigen Uberschwang ausstattete, den sie zu vergeben hatte, kam sie doch nie hinweg. Nun horchte sie auf, wenn von Tuttas Lippen immer wieder der Name des Doktor Voß fiel, wenn sie von den Stunden erzählte, an denen auch Lisbet teilnahm, von den Vorlesungen aus seinem Werk, von der Verehrung, die er offenbar für die Herrin des Himmelgartens hatte, und es wurde der kleinen Eva ganz leicht, sie für ihren Plan zu gewinnen.

Eines Tags erschien Eleonore Graf im Himmelgarten und bat Lisbet mit Hinweis auf ihre alte Jugendfreundschaft, den jungen Gelehrten, den sie bei sich habe, ihren Kulturzwecken nicht länger vorzuenthalten. Sie wolle eine Reihe von Abenden einrichten, in denen er über germanische Wanderungen und Frühkultur spräche.

Lisbet sah sie lächelnd an. Sie verstand sie so gut. Nur die Triebfeder ihres Beginns erriet sie nicht. Denn jenes erste Ehejahr, das ihr Walt geschenkt hatte, war für sie nur eine Vorschule des Lebens gewesen. Sie sah nur die Augen ihres Besuchs genau abwägend von einem Gegenstand des türkischen Zimmers zum andern wandern, zu dem seidenen Gebetteppich an der Wand, den Walt so liebte, und zu den zierlichen Bronzen und dem feinen Glanz der türkischen Töpfereien.

»Geheimnisvoll sind wir nicht. Wir sind sehr stille Menschen und leben für uns, das ist alles.«

»Jedenfalls kannst du es nicht ändern, Himmelgarten ist Gesprächsstoff für uns Alltagsmenschen. Möchtest du dich bei Doktor Voß für unsre Unbildung verwenden?«

Lisbet versprach es. Sie sah es gern, daß Voß mehr in die Öffentlichkeit trat, nicht ganz herauskam aus dem Zusammenhang des Lebens, wozu er ohnehin neigte. Sie fürchtete heftigen Widerstand beseitigen zu müssen und wunderte sich, als er sofort nachgab. Sie wußte nicht, daß Tutta schon mit ihm gesprochen hatte, bei der großen Schneeballschlacht draußen im Garten, zu der sie Oda und Herbert nach der Stunde aufgefordert, und an der auch Hanna Könnecke und Voß teilgenommen hatten. Dann hatte sie sie alle zu einer rechten Adventsfeier mit herübergenommen in die Mühlenstube. Es hatte Bratäpfel gegeben und einen kleinen Tannenbaum, und Tutta war so häuslich und reizend gewesen, so voll Übermut und sprudelnder Laune, daß sie selbst wie ein Adventslichtchen wirkte. Ordentlich Gemüt hatte sie gehabt, daß Hanna ganz steif geworden war. Ganz zufällig hatte sie es dann Voß gesagt und Hanna gebeten, sie zu unterstützen. Es wäre doch ein gutes Werk, wenn man den Dämmerzuständen der allgemeinen Erkenntnis in dem Städtchen aufhelfe, und es sei so langweilig, immer nur zu tanzen und oberflächliches Zeug zu reden.

Hanna Könnecke war ebenso erstaunt gewesen wie Lisbet, als er sofort annahm. In der nächsten Zeit war sie stachlig wie ein Igel.

»Was für ein Unterschied in diesen beiden Mädchen!« bemerkte Voß gelegentlich. »Die eine an der Schwelle der Jugend so voll brennenden Verlangens nach Leben und Schönheit. Die andre fast im Begriff, aus dem Frühling in den Sommer zu treten, ohne doch von dem Frühling mehr zu kennen, als in ihrer Naturgeschichte steht.«

Er schwieg eine Weile.

»Wissen Sie, wie alt Fräulein Könnecke ist?« fragte er dann unvermittelt.

»Hat Sie Hanna Könnecke auf Ihre Betrachtungen über die Unweiblichkeit des Studiums gebracht? Gerade sie ist mir ein Beweis vom Gegenteil. In einer Umgebung groß geworden, die mit ihren Neigungen im



Julius Schrag:

Diele in Stralsund



schwersten Widerspruch steht, hat sie doch nie daran gedacht, das väterliche Haus zu verlassen und sich den gutgemeinten Nörgeleien ihrer Tante zu entziehen. Ich freue mich immer, wie sie im Umgang mit den Kindern aufgeblüht ist. Herbert und Oda würden nicht so an ihr hängen, wenn sie nicht so viel Liebe bei ihr fänden. Sie ist sechsundzwanzig Jahre. Ihren Frühling hat sie nicht gewonnen, da haben Sie recht. Vielleicht ist sie darum so unberührt geblieben. Sie müßten das am besten verstehen, Voß. Ihnen ist es doch ähnlich gegangen.»

»Freilich, Frau Lisbet. Vielleicht kommt man dann zu spät zu der Erkenntnis dessen, was man veräußert hat.«

Lisbet fühlte aber, daß sie Voß nicht überzeugt hatte. Tutta machte nie ein Hehl aus ihrer Dummheit, wie sie es nannte, sondern benutzte sie als ein Hauptmittel ihrer Kletterei. Armer Freund! Wenn er diesen Weg ging, würde sein später Frühling ein Nesselwald werden. —

An den Vorträgen, die nun begannen, nahm der ganze Himmelgarten teil. Die Kinder hatten darauf bestanden, dabei zu sein. Die Himmelgarter Schimmel fuhren sie alle in die Stadt. Die Kutsche war reichlich voll. Tutta und Voß, die auf dem Rücksitz saßen, hatten Herbert zwischen sich. Oda saß zwischen Onkel Josias und Lisbet.

»Es ist eigentlich nicht die richtige Vorbereitung für Sie,« meinte Tutta zu Voß, »so in der Familienfuhr zu kommen. Frau Konsul hat mich gebeten, zu fragen, ob Sie nicht vorher den See bei ihr einnehmen wollen? Sie könnten dann in vollster Ruhe eine halbe Stunde vor Beginn nach dem Lehrzimmer des Gymnasiums gehen. Ich glaube, das wäre angenehmer für Sie.«

Und auch diesmal nahm Voß an, und wie selbstverständlich schien es, daß Tutta ihn in das befreundete Haus begleitete. —

Sie waren eigentlich nicht mehr Kinder, als sie da neben Lisbet saßen, in der Aula des Gymnasiums, deren Direktor sich Voß sehr freundschaftlich genähert hatte. Die Vorträge waren ein Erfolg. Die Männer dieses Kreises waren fast vollzählig erschienen, saßen seit ihrer Knabenzeit zum erstenmal wieder auf den lehnlosen harten Bänken der Aula des Gymnasiums, das sie einst alle in die Welt entlassen hatte, die meisten schon nach erhaltenem Einjährigem. Dieser

und jener aber hatte hier auch die Feier der Reifeprüfung mitgemacht und war vom Direktor mit ein paar mahnenden Worten in das Leben hinausgeschickt worden, die ihm jetzt wieder einfielen. Aber die überall verbreiteten Ankündigungen hatten auch andre Zuhörer in die Aula geführt. Die Werksführer der verschiedenen Fabriken waren da, auch einzelne Arbeiter. Jedesmal vermehrte sich ihre Zahl. Ganz hinten saß eine Reihe junger Arbeiter. Seine Jordan führte sie. Herbert, der noch hie und da hinüberging, um mit der Mutter von Karl zu sprechen, hatte ihn selbst aufgefordert.

»Ihr seid doch auch deutsch, da ist doch kein Unterschied, Seine. Kommt nur und hört, wie die Germanen aus ihren Wäldern auszogen, die Flüsse entlang und an den Ufern des Meeres nach Süden, das ist fast so schön wie die Hermannschlacht.«

Waren alle Hörer versammelt, so erschien Frau Konsul Graf mit dem Vortragenden und einem kleinen Stab von erlesenen Begleitern. Tutta neben sich. Sie liebte diese kleinen Triumphzüge und verstand es vorzüglich, sie in Szene zu setzen. Ein wenig geräuschvoll nahmen sie auf den ersten Stühlen Platz, und Voß betrat das Ratheder.

Er hatte in großen Umrissen die Züge der Germanen in der vorgeschichtlichen Zeit geschildert, sie verfolgt an den Steindenkmälern, die sie gesetzt hatten, den Euphrat, den Indus und Ganges hinauf, an allen Küstländern des Mittelländischen Meeres entlang. Er hatte dann von der geschichtlichen Zeit gesprochen, von der Völkerwanderung, die die Westgoten aus Ostpreußen und der Küste des Samlandes nach dem Schwarzen Meer und von dort nach Italien und dann nach Spanien geführt hatte. Er hatte von den Ostgoten und Theodorich erzählt, dem ersten großen Herrscher germanischer Art, dem vorbildlichen Fürsten, der Weisheit und Stärke mit Milde und Gerechtigkeit paarte. Er hatte dann weiter verfolgt, was von germanischer Art befruchtet war, ehe sich die deutsche aus der germanischen löste. Hatte die Frührenaissance in den schlichten ergreifenden Blüten ihrer Kunst auf die Mischung des Blutes zurückgeführt, das bei den Kaiserzügen jenseits der Alpen geblieben war, und war fortgeschritten bis zu den heutigen deutschen Kolonien in Brasilien und Afrika. Die Grenzen deutschen Geistes



waren immer weit über die Grenzen deutscher politischer Macht hinausgegangen.

Der letzte Abend war gekommen. Voss schloß mit einer Stellungnahme zum Kapital. Er begann, wie in Wagners »Rheingold« Loge zum erstenmal vor den Göttern vom Golde spricht, das dem Manne mehr gilt als selbst »Weibes Wonne und Wert«. Wie sie aufhorchen, Männer und Frauen, die bisher reinen — wie Walvater für sie alle die Schuld auf sich nimmt und Erbas mahnendem Wort troßt.

»Weiche, Wotan, weiche!  
Flieh des Ringes Fluch!  
Rettungslos  
Dunklem Verderben  
Weibst dich sein Gewinn.«

Und wie sich der Fluch des Goldes in der Tat bewahrheitet hat. In übertragenem Sinn kann die Bezwingung der Naturkräfte, die Herrschaft durch die Maschine als jenes geraubte Gold gelten, das sich unheimlich vermehrt, wie von Wotans Ring in jeder neunten Nacht neun neue träufeln. Mit diesem Golde der Industrie aber, das das friedliche Gold des Ahnenfeldes ablöste, hat sich Deutschland zugleich der Rache der Alben verschrieben. Voss wies ruhig auf die Sozialdemokratie hin und schloß mit dem Wunsche nach einem neuen Siegfried, der gerade darum berufen sei, den Dämon des Kapitals zu besiegen, weil er nicht an ihn glaube.

Er hatte seine Beispiele aus der trassen Industriegeschichte Englands geholt. Aber der Vergleich lag zu nah, als daß die Aussprache am Ende nicht ungewöhnlich lebhaft werden mußte. Voss hatte in seinem Idealismus recht eigentlich in ein Wespennest gestochen.

Zuerst sprach Könneke, klug und gehalten. Er verteidigte das Kapital, die Kraft des Unternehmers. Er erinnerte an die Zeiten, von denen der Redner selbst gesprochen, da deutscher Fleiß, deutsches Genie Kulturbünger für Fremde geworden war.

»Soll es wieder so werden? Sollen Deutsche in fremden Kolonien arbeiten, weil das Vaterland keinen Raum für sie hat? Kein Brot? Möglich, daß die rauchenden Schloten auf grüner deutscher Erde ein unästhetischer Anblick sind. Möglich, daß das Surren der Räder nicht lieblich tönt. Siegen wir aber mit Rab und Spule nicht ebensogut wie

unsre Vorfahren mit dem Schwert? Wurde nicht das made in Germany, das ein Schimpf sein sollte, zu einem Preis? Das alte deutsche Gerechtigkeitsgefühl, die alte Mannen- und Herrentreue übertragen in das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer — und der Fluch des Goldes ist überwunden.«

Lauter Beifall lohnte ihm. Da wachte ein Zischen auf, schwoh und stieg. Dann stand plötzlich Heine Jordan auf der Rednertribüne. Die jungen Arbeiter waren mit ihm zusammen wie eine Welle nach vorn geschlagen und trennten ihn von den ersten Bänken.

»Wir danken dem Redner. Er hat endlich einmal die Wahrheit gesagt. Schwarzen sind wir. Im Dunkel schaffen wir, unterirdisch, gefesselt. Wir schmieden das Gold. Wir fügen den Ring. Ich verstünde nicht so zu reden, wenn nicht einer von Ihnen da oben zu mir herabgestiegen wäre und es mich gelehrt hätte, einer von den Asen. Gerade diese alte Geschichte vom Ring des Nibelungen habe ich begriffen. Die habe ich weitergegeben an meinesgleichen. Ich weiß, daß man jetzt die Rache fürchtet. Ich —«

Voss wollte ihn unterbrechen. »Wir sind hier nicht in einer politischen Versammlung.«

»Was will die Parteirede!« Klang es von unten.

Da stand Herbert von dem Platz neben seiner Mutter auf und ging zum Pult. Die jungen Arbeiter wichen unwillkürlich zurück und machten ihm Platz. Ein jeder kannte ihn. Er erschien selbst hoch und steil, wie er da plötzlich neben Voss stand, der erschrocken seinen Namen flüsterte.

»Ich muß dir antworten, Heine Jordan, denn du hast mich gerufen. Ich bin es, der dir vom Ring des Nibelungen erzählt hat, vom Fluch des Goldes und von seiner Rache. Die kostet das Leben. Aber du hast vergessen, warum. Weil es unrecht erworbenes Gold war. Auch Gold kann Segen werden. Nur darf es unser Bewußtsein nicht bestimmen. Es darf nie herrschen. Es muß Diener sein. Ich bin noch sehr jung. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich hier stehe, neben meinem Lehrer, ein Schüler noch. Aber das sag' ich dir, Heine Jordan, und euch andern — ihr werdet mich nicht los. Ich lebe mit euch. Ich will euch

beweisen, daß ihr nicht Schwarzalben seid, an die Maschine gefesselt wie römische Rudersklaven an die Bank ihrer Trireme. Ihr seid Kinder Deutschlands und habt teil an eurem Vaterland, wie ihr eure Muttersprache sprecht, so gut wie ich. Und wenn wieder einmal der Nibelungen Not kommt, dann werdet ihr für Deutschland kämpfen und sterben, wie jene starben, Mannen und Herren, in der heißen Glut des brennenden Saales. Leben oder sterben, das ist gleich. Treu sein ist alles. Rufe mich, wenn es gilt, Heine Jordan. Ich komme.«

Er hatte zuletzt ganz leise gesprochen. Die vielen Augen, die auf ihn gerichtet waren, überwältigten seine Jugend.

Der Superintendent, der neben Elfermann saß, bog sich vor. »Der zwölfjährige Jesus im Tempel.«

Lisbets Herz krampfte sich bei den Worten zusammen.

»Warum ließen Sie ihn sprechen?« sagte sie zu Voß, als sie nebeneinander die Treppe heruntergingen.

»Er muß eben sein im Hause dessen, der sein Vater ist.«

»Wie meinen Sie das, lieber Freund?«

»Aus dem Himmelgarten führen zwei Wege in die Welt. Jener, auf dem Walt hinausstürmt, der Draufgänger, der Eroberer. Und der, den Herbert einmal einschlagen wird, der Wanderprediger, der in der Nachfolge des heiligen Franz geht. Sie haben mir Einfluß auf ihn gegeben und eine große Verantwortung in meine Hand gelegt. Nie habe ich sie so stark gefühlt wie in der letzten Stunde.«

Unten in der Halle trat Frau Graf zu ihnen. »Sie wissen doch, daß wir eine kleine Schlußfeier vorbereitet haben? Der überraschende Abschluß verlangt notwendig nach einer Aussprache.«

Voß sah zögernd über den gefüllten Raum. Die Herren standen noch in eifrigem Gespräch in verschiedenen Gruppen. Die jungen Arbeiter zogen geschlossen, im Takt, an ihm vorbei. Könnede sprach mit Elfermann und dem Superintendenten. Hanna, die bereit war, mit dem Vater zu gehen, stand zögernd an der Tür, durch die frische Taulust über die heiße Versammlung strich. Ihr Blick hing an Voß. Sie hatte die Einladung Frau Grafs, sich ihr anzuschließen, eben abgelehnt.

Er wird nicht gehen, sagte ihr Herz. Wie kann er in diesem Augenblick das Kind verlassen?

Da trat Tutta neben Frau Graf. Einige junge Herren hatten sie auf der Treppe zurückgehalten. »Wenn Sie uns unsre Mäntel holen möchten, Herr Doktor? Es zieht, die gnädige Frau wird sich erkälten — und wir auch. Sie haben uns ordentlich warm gemacht.«

Rasch verabschiedete sich Voß von Lisbet. Könnede half denen vom Himmelgarten in ihren Wagen. Hannas Stimme beim Gute-nachtsagen klang seltsam spröde.

Lisbet hielt ihren Jungen umschlungen.

»Zürst du mir, Mutter?«

»Nein, Herbert. Aber mein Herz ist schwer.«

Walt war zum Osterfest nicht nach Hause gekommen. Seine Mutter hatte ihm das Geld für eine Frühlingsfahrt nach Norditalien geschickt, und er war mit einem Freund jubelnd über die Alpen gestiegen. Er schrieb nicht viel, das war nicht seine Art. Ein paar Karten voll stürmischen Glücks waren alles. Lisbet hatte diese Reise gewünscht, um ihm Tutta zu entziehen. Sie wollte nicht, daß er das schöne Mädchen in der täglichen Vertraulichkeit des Hauses sah. Zu den Sommerferien, als er kam, war Tutta fort. Frau Graf besaß wie viele in dieser Gegend ein festes Standquartier am belgischen Strande und hatte Tutta gebeten, sie für den Sommer zu begleiten.

Walt schien zu Hause alles neu. Wie war es möglich, daß sich der kleine Bruder so rasch entwidelte, sich so gestreckt hatte und seelisch so reif geworden war? Jetzt blieb Oda hinter ihm zurück, ob sie auch noch alle seine Stunden teilte. Sie war nun im Übergangsalter. Fast so groß wie Herbert, aber ein wenig unbeholfen und sehr schüchtern. Man konnte sie jetzt leicht übersehen. Nur ihre schönen grauen Augen hatte sie behalten und die seidenweichen glänzenden dunklen Haare. Ihre Haut war unrein geworden, ihre Haltung ein wenig gebückt. Auch hatte sie Scheu vor Fremden und schien selbst Walt zu ihnen zu zählen. Doch hörte sie gern zu, wenn er von München sprach und von Italien und von seinen Freunden. Denn die Freunde waren schließlich die Hauptsache. Immer neue Namen tauchten

auf. Er schien der Führer eines ganzen Kreises.

»Der Klügste bin ich nicht, Mutter. Das wäre gegen meine Art, und die Weisheit überlasse ich gerne andern. Aber wie wir leben, wir Freunde! Alles gemeinsam, wie die ersten Christen! Am Abend auf unsern Rädern hinaus in die Sarauen oder nach Dachau. Vom Sonnabend bis zum Montag in die Berge, zum Walchensee, nach Garmisch. War das schön, sich in die erste blaue Enzianwiese zu werfen wie ins Wasser! Und dann die Zugspitze, mein erster Berg! Im September will ich mich mit Peter Moor, meinem Intimus, in Tirol treffen, und wir wollen bis zum Großglockner. Strecke dich nur, Herbert! Wir wollen jeden Tag zusammen turnen, daß du Musteln bekommst. Das Leben braucht Kraft.«

Herbert lachte. Er stand nun selbständiger neben dem Bruder. »Allerlei fremde Gerüche hattest du in den ersten Tagen in deinen Kleidern, Walt. Ich glaube aber, der Himmelsgarten ist stärker.«

Wolf war fast toll vor Freude, als er Walt sah. Dann geriet er in einen Widerstreit der Pflichten zwischen seinen beiden Herren.

»Also müssen wir einig sein, Walt, sonst geht es ihm wie dem armen Krambambuli.«

»Sind wir auch, Kleiner. Wolfs Seelenruhe ist gerettet.«

Einmal erzählte er von Karl Jordan. Er war in der Nähe seines Sanatoriums gewesen und hatte ihn aufgesucht. »Er kam mir entgegen. Ich konnte es gar nicht begreifen und dachte an ein Wunder. Fernwirkung, kleiner Heiliger. Er war so voll Stolz und doch voll Dankbarkeit. Eine farnose Mischung. Könnte seinem älteren Bruder etwas abgeben. Er führte mich auf seinen Lieblingsplatz, eine Bank vor den Bergen. Sagen Sie Herbert, wenn Sie ihn sehen, hier hätte ich das Wort des Versuchers begriffen: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest! Er wird mich schon verstehen.«

Herbert nickte eifrig. »O ich weiß, was er meint. Er wird niemals ein Sozi.«

»Auch du, Brutus? Onkel Josias sprach gestern mit mir. Es scheint sich ja bei euch zuzuspitzen. Abigens lege ich nicht viel Wert darauf. Ich kenne seine Angstlichkeit. Um seine Arbeiter kann es sich ja auch nicht

handeln. Das sind ja alles Meister in ihrem Fach und altbewährt. Modelle machen doch keine grünen Tungen.«

»Aber in der Mühle sieht es schlimmer aus.«

»Ach, Kleiner, verdirb mir meine Ferien nicht!« —

Eines Tags brachte Elmita der Herrin einen Brief mit fremden Markten, auf die zeigte sie schweigend, während in ihren großen Augen ein zitterndes Glück aufsprang. Der Brief war von Achmed. Die Mutter konnte weder lesen noch schreiben. Hin und wieder gab er Lisbet Nachricht, die sie ihr dann vermittelte. Es ging ihm gut. Er war in einem Geschäft in Damascus, in einem jener Läden, von denen er geträumt hatte, in den Basaren, wo die Leute auf der Straße arbeiteten und Silberdrähte und roten Saffian in die Sättel einfügten, die für die Wüstenpferde bestimmt waren. Er arbeitete in dem Bureau eines Goldschmieds. Wenigstens würde man es in Deutschland ein Bureau nennen, wenn es auch nur ein durch Teppiche abgetrennter Raum in einem der offenen Läden war, durch die die Fremden gingen. Er kam vorwärts und hoffte in ein paar Jahren so weit zu sein, daß er die Mutter bei sich haben könne und ihr ein sorgenfreies Leben schaffen in der Heimat. »Ich denke oft an Deutschland, Herrin. Aber es ist gut, daß ich zurückgegangen bin. Die Sonne am Baraba ist wie Feuer, sie hat alle wunden Stellen in meinem Herzen ausgebrannt. Es hat weh getan, aber es ist gesund.«

Walt, der den Brief später noch einmal las, trat vor seinen Perserteppich und strich mit der Hand liebevoll über die fremden Tierbilder, über das Einhorn, die Pantherlodge und den Elefanten. »Immer, wenn ich den Teppich sehe, muß ich an Achmed denken, wie er dasaß und mit seiner schmalen langen Hand über die weiche Seide strich, als ob er Einhorn und Leoparden dadurch beleben könne. Seltsam, daß wir innerlich so ganz auseinandergekommen sind, Mutter. Es muß doch das Blut sein.«

»Ich glaube, er hat sich immer halb totgelehnt nach der Sonne dort. Und hat sich hier doch das Herz verbrannt, Walt.«

»Du denkst an Jutta? Aber das war doch nur eine Kinderei.«

»Ich glaube, es war der Inhalt seines

deutschen Lebens. Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich Elmira und ihn herübergebracht habe. Es war vielleicht Selbstsucht. Im Grunde habe ich sie doch beide entwurzelt.»

»Hat Herbert nie den Wunsch, seine Heimat kennenzulernen?«

»Herberts Heimat ist die Liebe zu den Menschen. Er ist überall zu Hause.«

»Wo man Deutsch spricht, Mutter.«

Lisbet lächelte. »Hoffentlich stellt ihn das Leben nie auf die Probe. Ich wohne seinem Unterricht oft bei. In der germanischen Rasse fesseln ihn die großen Vorbilder. Aber für sein Heilverlangen bestehen im Grunde keine Blutgrenzen. Er hat ja immer eine Ausnahme gemacht.« —

Tutta kam strahlend von ihrer Sommerreise zurück. Sie hatte in Ostende getanzt, die große Welt gesehen und dabei ganz vergessen, daß es eine Klostermühle gab und etwas, das der Himmelgarten hieß. Sie hatte mehr Verehrer als Finger an den Händen und sprach von ihnen mit allem Übermut und aller Redheit der Jugend. Vor allemkehrte der Name eines Pianisten immer wieder. Und dann hatten sie und Frau Graf ein Geheimnis. Eine Überraschung für die ganze Stadt. Oh, sie vergaßen ihre Pflichten nicht. Auch nicht in der schönsten Sommerfrische. Bis es die erste Nachricht im Winterprogramm im Anzeiger offenbar machte. Ropp war in Ostende gewesen, der berühmte Musiker Ropp, der neue Stern, der in Köln wohnte und sich auf den Regertagen der letzten Jahre einen Namen gemacht hatte. Er würde die Winterfaison eröffnen. Das verdankte man Frau Konsul Graf, sagte Tutta mit einem spöttischen Augenblinzeln. Denn sie war nun nicht mehr so ergeben. Doch jeder, der es wissen wollte, verstand, daß Ropp um Tuttas willen spielte, für die junge weiße Schlangenkönigin mit dem rotgoldenen Krönchen. Denn das Füchsen war nur ein Symbol ihrer Kindheit gewesen.

Es war nicht recht ersichtlich, warum ein Klavierabend Proben brauchte. Aber Ropp kam in den Oktobertagen, deren letzter das Konzert bringen sollte, öfters herüber. Tutta war dann natürlich immer bei Frau Graf. Zuweilen vergaß sie sogar, der Großmutter Lebewohl zu sagen, wenn sie ihr aller schönsten Kleid angezogen hatte, ihr aller kürzestes

Röckchen und ihre dünnsten Strümpfe. Sah Frau Holzer sie dann über die Brücke gehen und den Weg nach dem Dorf nehmen, so schüttelte sie besorgt den Kopf. Einmal waren Oda und Herbert dabei. Sie standen am Fenster der Mühlenstube. Unwillkürlich legte die Großmutter den Arm um Oda.

»Sei nicht böse mit Tutta,« sagte die bittend. »Sieh nur, wie böse Herbert mit ihr ist.«

Herberts Gesicht war ganz weiß. Eine Abwehr, die bis zum Ekel ging, stand in seinen Zügen. Die Großmutter hatte es wohl bemerkt, daß er oft das Zimmer verließ, wenn Tutta hereinkam. Sie selbst hatte einmal mit ihren schmalen Fingern, an denen die feinen Nägel leuchteten wie Pfirsichblüten, durch seine Haare gestrichen. »Sei nicht so trotzig, Herbert! Warte noch ein paar Jahre, dann wirst du die jungen Damen anders behandeln.«

Ein Unterton hatte mitgeschwungen. Herbert hatte die Hand abgeschüttelt und war aufgesprungen. »Rühr' mich nicht an,« hatte er gerufen. »Sag auch Oda nicht an, ich will es nicht.«

»O du dummer Junge,« lachte Tutta, »Mittagsblümchen, Dummerchen, Oda, komm und laß dich liebhaben.«

Und sie schlang ihre Arme um die Base und wirbelte sie mit sich herum. Oda war groß, sie reichte Tutta schon bis zu den Augen. Sie würde größer werden.

»Laß los,« schrie Herbert und wurde vor Zorn, wie bei jeder Gemütsbewegung, totenbleich. »Hörst du nicht, Tutta?«

Und er riß an ihrem Kleid, daß der dünne Stoff in Fetzen herunterhing. Da wurde Tutta zornig, ihre kleinen Zähne funkelten unter den roten Lippen. »Laß mich doch zufrieden, heiliger Franz! Bist ja selbst kein Prediger in der Wüste in deinen weichen Kleidern und all der Verwöhnung, mit der dich deine Mutter umgibt. Hast gut Tugend predigen mit deinen vierzehn Jahren. Wir sprechen uns wieder, mein Junge.« —

Eine Woche später, das Konzert stand schon mit großen Buchstaben an den Litfaßsäulen angeschlagen, lief eine unerhörte Kunde durch das Städtchen. Ein Mordanfall! Man hatte auf Tutta Mord geschossen, auf die schöne Tutta, als sie den Gasthof verließ, in dem Ropp abgestiegen war, da er die letzten Tage ganz und gar



im Städtchen weilen wollte. Eine Frau hatte den Schuß abgegeben. Man hatte sie sofort festgenommen. Es hieß, es sei die Geliebte Kopp's aus Köln. Holbine Kamm nannte sie sich. Holbine. Welch lächerlicher Name! Und plötzlich sah man Tutta in ganz anderm Licht. Dieser und jener wußte eine Geschichte von ihr. Hier und da wollte man sie gesehen haben. Überüppig wuchsen die Nesseln und Disteln des Klatfches und erstickten in einer Stunde nicht nur Tuttas Ruf, sondern auch den ihrer Beschützerin, der Frau Konsul Graf. Bis es dann hieß, die Kugel sei tödlich, ja, Tutta sei auf dem Transport nach Hause schon gestorben, und das Abenteuerliche sich ins Grausame steigerte.

Frau Graf war sofort nach der Klostermühle gefahren. In der ersten besten Droschke. Die Großmutter war oben bei Tutta. Unten in der Mühlenstube traf sie Lisbet.

»Beruhige mich zuerst,« bat die Aufgeregte. »Im Gasthof hat man mir gesagt, es sei nur ein Streifschuß. Auf der Straße hörte ich, Tutta sei tot.«

»Der alte Medizinalrat ist oben. Es scheint wirklich nur eine ganz leichte Verletzung am Arm. Die Kugel der Unglücklichen ging fehl.«

»Der Unglücklichen?« Es lag ein seltsamer Unterton in der Frage.

»Ja, der Frau, die ältere Rechte hatte als ihr.«

Frau Graf fuhr auf. »Ihr? Willst du mich etwa mit der famosen Entelin von Frau Holber vermengen, die mir meine an sie verschwendete Güte mit dem kraßesten Undank lohnt?«

Lisbet sah sie ruhig an. »Daß du deine Stellung wahren mußt, weiß ich. Daß du Tutta abstreifen wirst wie einen Strohhalbm, der an deinem Kleid hing, ist sicher. Ich selbst halte das Gesagte aufrecht. Wenn du dieses sprühende Leben in die Hand nimmst, mußt du es auch hüten. Sie hat ja schließlich deinen Zwecken gebient, das weißt du so gut wie ich. Wo der Undank liegt, wenn du sie jetzt verläßt, daß muß dir dein Gewissen sagen.«

Frau Holber kam herunter. Der Medizinalrat sollte ihr im Augenblick folgen. Sie wollte ihm ein Glas Wein zurechtstellen. Es war Sitte in dem behäbigen Hause, daß

der Arzt nicht fortging, ohne einen leichten Imbiß zu bekommen. Und nun stand er schon vor den Erregten und begrüßte Frau Graf. Ein wenig zurückhaltender schien es ihr als sonst. Setzte da die Nacht schon ein, womit dieser Fall sie bedrohte? Hastig fragte sie nach der Kranken.

Nein, es war keine Gefahr. Vielleicht stellte sich gegen Abend ein wenig Fieber ein, wohl mehr infolge der Aufregung als infolge des Blutverlustes. Natürlich könne die Frau Konsul nach oben gehen. Es war ja selbstverständlich, daß sie ihren Schützling sehen wollte. Vor allem, da Fräulein Merd erklärt hatte, daß sie in ihrem Auftrag bei Kopp gewesen war.

Frau Graf wurde rot und biß sich in die Lippen, grüßte leicht und ging zu Tutta.

Die lag auf dem Sofa, mit heißen Wangen und unruhigen Augen, die um Schonung baten. Aber Frau Graf kannte keine Rücksicht.

»Unerhört, Tutta, diesen Sturm im Wasserglas unsrer kleinen Stadt! Weißt du, daß du meinen guten Namen untergräbst? Ist das der Dank für all das Vergnügen, daß ich dir bereitet habe? Immer habe ich dir durch die Finger gesehen. Denk' an Ostende. Es war doch selbstverständliche Voraussetzung, daß du vorsichtig warst. Du bist doch wirklich kein Kind. Ich selber könnte von dir noch lernen, wenn ich auf Eroberungen Wert legte. Wie ist es möglich, sich so bloßzustellen!«

Tutta hob abwehrend die Hand. Die Maske zwischen den beiden Frauen war nun gesunken. Keine versuchte auch nur den Schein aufrechtzuerhalten.

»Helfen Sie mir lieber! Sie müssen mir helfen, Frau Graf. Sie dürfen mich nicht opfern.« Es lag ein drohender Groll in ihrer Stimme. »Sie wissen ganz genau, warum Sie mich halten müssen.«

Eleonore Graf biß sich auf die Lippen. »Ich glaube, du willst mir drohen, Kind. Weißt du nicht, daß ich dich auf die Straße werfen kann, nach dem, was geschehen ist?«

»Sie können das vielleicht; aber Sie werden es nicht tun. Das weiß ich bestimmt. Dazu sind Sie viel zu klug.«

Frau Graf begann sich. Einen Augenblick trat sie an das Fenster und sah in die sinkende Dämmerung. »Wie stehst du mit Doktor Voss?« fragte sie plötzlich.

Tutta zuckte die Achseln. »Er ist mir langweilig geworden, damals nach dem letzten dummen Vortrag.«

»Das glaube ich. Ropp war interessanter. Übrigens kannst du dich freuen, daß diese Holbine Ramm so modern war und zum Revolver griff. Hätte sie dir Vitriol ins Gesicht geschüttet ...« Sie unterbrach sich vor dem Ausdruck des Entsetzens, der in Tuttas Augen trat. »Also noch einmal: in drei Tagen ist das Konzert, Tutta. Wenn du es besuchen kannst als die Braut von Doktor Voß, bist du gerettet, und ich bleibe deine Freundin.«

Sie nickte Tutta zu und ging. Der Medizinalrat war noch da. Der gute Madeira und die erste Spidgans in diesem Jahre — Frau Holder hatte immer solche Köstlichkeiten — hatten ihn gefesselt. Ruhig setzte sich Frau Graf zu ihm, griff nach dem Gläschen, das ihr angeboten wurde, leerte es auf einen Zug und bedauerte lebhaft, daß Lisbet schon fort sei. Eigentlich hätte sie Lust, noch im Himmelgarten vorzusprechen. Die Tollheit dieser kleinen Choristin hätte Tutta wirklich gefährlich werden können.

»Sie wissen ja, daß ihre Herzensneigung nach ganz anderer Seite ging. Jeder, der die Vorträge im vergangenen Jahr besuchte, ist sich wohl über das wahre Interesse des jungen Mädchens klar. Eine so ernste Neigung — und nun dieser unerhörte Zwischenfall!«

Der Medizinalrat machte erstaunte Augen. Allerding, ja, er befand sich. Man hatte im vorigen Winter davon gesprochen. Ein Arzt, der in so viele Familien kommt, ist ja ein wahrer Klingenbeutel für den Klatzch des Tages. Mein Gott, wieviel abgegriffene Zweipfennigstücke dahineinfallen! Nun ja, die gnädige Frau würde es schon wissen. Sie verwaltete ja die geistigen Güter des Städtchens.

Als er gegangen war, erhob sich auch Frau Graf. Die Großmutter war so seltsam kühl. Sie müsse nach Oba sehen, die sitze hinten und weine. Aber Frau Graf war wie verwandelt, die Liebenswürdigkeit selbst. Das gurgelnde Wasser unter der Mühlenstufe hatte das Echo der bösen Worte fortgetragen, die sie vor einer halben Stunde hier zu Lisbet gesprochen. Sie wolle doch noch einmal nach dem Himmelgarten, sagte sie.

Sie ging auch wirklich nach der Gartenpforte, fest entschlossen, Voß zu sehen und ihn auf die Rolle vorzubereiten, die er zu spielen

hatte. Da kam er ihr entgegen. Ohne Hut und Mantel, wie ein Knabe lief er über die Brücke. Sie lächelte, als sie den Übereifer seiner Aufregung sah, breitete scherzend die Arme aus und rief ihm Halt entgegen.

»Verzeihung, gnädige Frau, Sie kommen von Tutta?«

»Ja, lieber Freund. Eine leichte Schramme, ganz ohne Bedeutung. Der Medizinalrat war eben da. Sie braucht nicht einmal zu Bett zu liegen. Aber natürlich steht sie unter dem Druck einer ungeheuren seelischen Erregung, die Sie berücksichtigen müssen, wenn Sie zu ihr gehen. Das arme Kind! Mit einem Auftrag von mir ging sie zu Ropp. Unvorsichtig, gewiß, ich gebe es zu. Ich zermartete mich mit Vorwürfen. Wir kennen ihn so gut. Er war unser täglicher Gast in Ostende. Wir verbannten ihm so unendlich schöne Stunden. Weibestunden. Tutta ist so musikalisch, so aufnahmebedürftig. Er war ihr so dankbar, daß sie nicht selber spielte. Stümperei ist diesen Künstlern so lästig. Er genoss ihr Hören. Das denkbar reinste Verhältnis — und nun dieser Schluß! Ich bitte Sie, verehrter Doktor, trösten Sie Tutta. Sie haben so viel Einfluß auf sie. Sie lebt ja in ihren Ideen. Die Bücher, die Sie ihr mitgaben, haben mit ihrer Fracht unsre Reise verteuert. Lieber Doktor, welche Geduld setzen Sie bei der Jugend voraus! Aber Sie haben sich nicht geirrt. Tutta hat diese Geduld besessen.«

Er hatte sie mit widerstrebenden Empfindungen angehört, halb unwillig, halb glücklich. »Verzeihen Sie, gnädige Frau, ein andermal. Aber ich möchte ...«

»Sie möchten Tutta sprechen. Natürlich, mein Lieber. Frau Holder ist in begreiflicher Erregung. Gehen Sie nur gleich zu Tutta hinauf. Ich glaube beinahe, Sie werden erwartet.«

Er stürmte die Treppe hinauf. Tutta biß wütend in ihr Taschentuch, als sie den Schritt hörte. Dann war er an ihrem Lager. Tränen des Jornes liefen aus ihren Augen. Er sah nur die Tränen.

»Tutta,« sagte er verwirrt, betäubt, das süße glühende Gesicht, die offenen Haare, den Verband am Arm im halben Taumel umfassend. »Tutta! Gott sei gesegnet. Du lebst!« Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küßen.

»Sie werden mit Fingern auf mich zei-

gen,« sagte sie mit bebender Stimme. »Die Menschen sind so ungerecht. Ich bin so unglücklich.«

Und ihre Tränen flossen reichlicher. Da küßte er sie ihr von den Augen und küßte ihren Mund. »Wir können ihnen ja trohen, Dutta, wenn du nur willst. Sieh, ich wagte es ja nicht. Wie sollte ich die Hand nach dir ausstrecken! Aber wenn du willst, wenn du zufrieden bist —«

Sie ließ ihn ruhig gewähren.

»Denke doch nicht an die Zukunft. Das wird sich alles finden. Ja, jetzt wollen wir ihnen trohen. Und Freitag gehen wir zusammen in das Konzert. Du führst mich in den Saal, und vorher steht's im Blättchen, nicht wahr?« Ihre Augen schimmerten durch die Dämmerung. Ihr Mund lächelte. »Ich habe ein wenig Fieber. Du mußt nicht genau achtgeben auf das, was ich sage. Morgen ist es besser.« Sie wehrte seiner Zärtlichkeit. »Und nun geh hinunter und sprich mit den Großeltern. Sie werden erst nach Brasilien schreiben wollen und Mutter benachrichtigen. Aber gib nicht nach. Ich stehe auf deiner Seite. Mutter werde ich schon selber schreiben. Sechs Wochen geht ein Brief. Ein Vierteljahr, bis Antwort da ist. So lange dürfen wir nicht warten, das könnte den Neidern passen.«

Sie schwieg. Sie schämte sich doch ein wenig. Aber was konnte sie dafür? Zwingen sie die Verhältnisse nicht? Schließlich seufzte sie erleichtert auf, als er die Treppe hinabging.

Und es wurde wirklich so, wie Dutta es gewünscht hatte. Das Konzert hatte einen unerhörten Erfolg. Holbine Kamm war eine bisher am Ort noch nicht dagewesene Reklame. Es war nicht nur jeder Platz ausverkauft, sondern man drängte sich an den Wänden. Die Herren hatten den Damen die Stühle überlassen. Nun standen sie mit untergeschlagenen Armen und warteten. Die Verlobungsanzeige im Blättchen hatte eingeschlagen und das ganze Städtchen mobil gemacht.

Wieder, wie bei den Vorträgen, kam im letzten Augenblick Frau Graf. Sie hatte besonders sorgfältig Toilette gemacht. Es fiel den Herren auf, wie gut sie doch eigentlich noch ausah. Hinter ihr ging das Brautpaar. Dutta in einem schneeweißen Kleid, ganz mädchenhafte Anmut. Noß offenbar

ein wenig unbehaglich über diese Schau- stellung seines Glücks und doch in dem Bewußtsein ihrer Notwendigkeit krampfhaft aufgerichtet, seine innerliche Bewegung meisternd.

Lisbet saß neben Hanna Könnecke und hielt deren eiskalte Hand. Sie hatte einen schweren Kampf gekämpft an jenem Abend, als Noß ihr die Mitteilung seiner Verlobung mit Dutta gemacht hatte. Sollte sie als Frau die Frau verraten? Sollte sie den Freund aufklären?

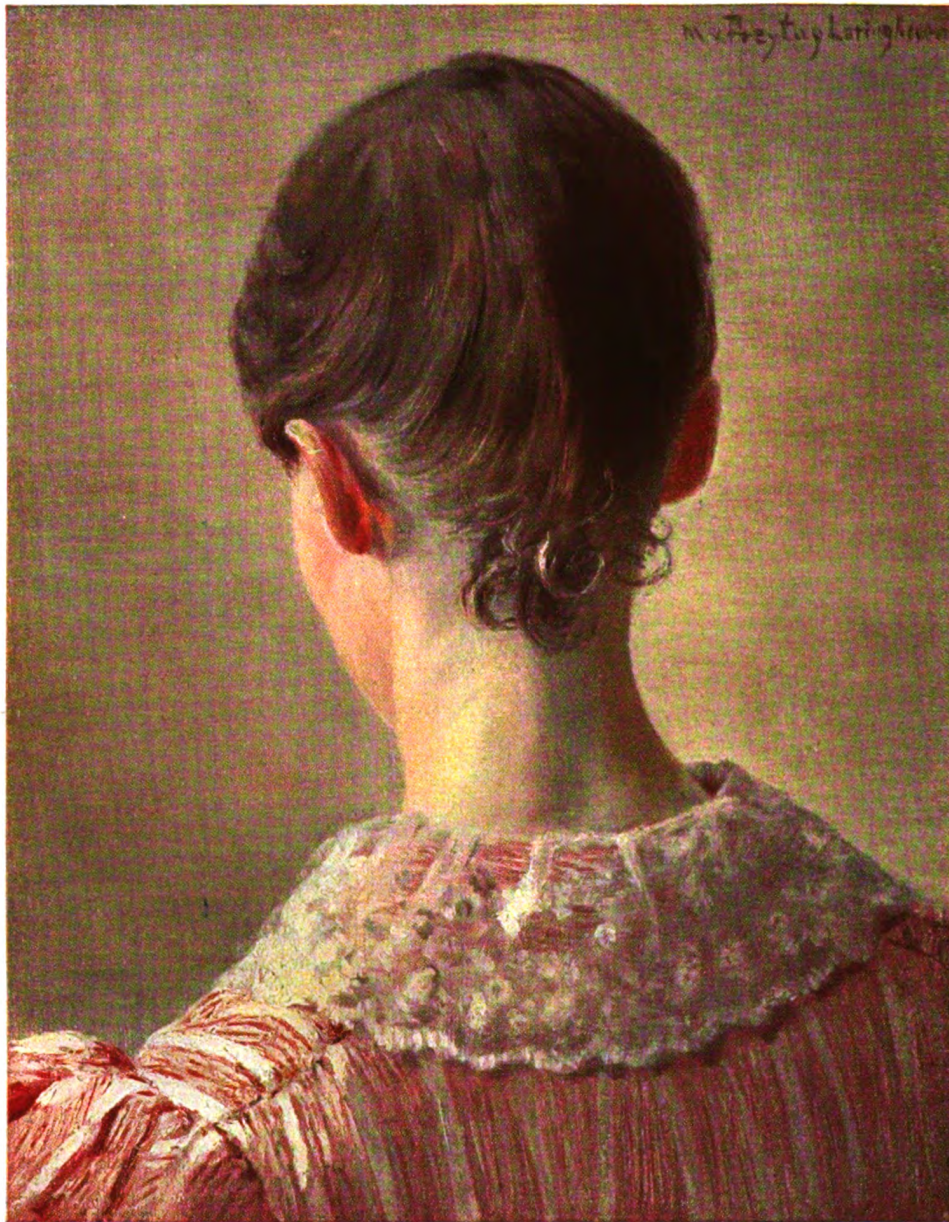
Schon wollte sie es tun, als er leise sagte: »Sie wissen, Frau Lisbet, daß Ihnen die Liebe meiner jungen Jahre gehört hat. Glücklich der Mann, der ein solches Ideal auf den Altar seines Herzens stellen kann. Später erst habe ich begriffen, zu welchem Dank ich Ihnen dadurch verpflichtet bin. Ich hatte dann abgeschlossen. Mein Leben verlangte soviel Entsagung von mir. Ich wollte mich in mein Werk retten, und wieder halfen Sie mir und taten mir den Himmelgarten auf wie Maria selbst. Nun soll ich mein Mannesglück haben, schöner und reicher als tausend andre. Denn Sie wissen ja, was Dutta ist. Ja mehr noch, Sie wissen, was sie werden kann, wenn diese blühende Jugend Frucht ansetzen wird. Es ist mir noch wie ein Traum, und ich bin so dankbar, daß das, was mich glücklich macht, ihr eine Hilfe ist. Denn sie sagt es ja, und Frau Graf hat es bestätigt, daß es gut für sie ist, wenn wir unsre Verlobung jetzt veröffentlichen, da es sie schützt vor den Anwürfen niedriger Verleumdung. Begreifen Sie es, Frau Lisbet, daß ich ganz Dank bin gegen das Schicksal?«

Da verstummte Lisbet. »Ja,« sagte sie schlicht, »ich begreife Sie, Noß. Möchten Sie den heutigen Tag nie bereuen!«

Am nächsten Morgen, als Hanna Könnecke ihre Stunden beendet hatte, kam sie in das türkische Zimmer. Da sagte Lisbet es ihr. Ganz ruhig, aber selbstverständlich wie etwas Natürliches, das gar nicht anders hätte kommen können.

»Er hat sich aufgeopfert, Hanna, aber er weiß es nicht, und wir wollen ihm die Binde nicht von den Augen nehmen, nicht Sie und nicht ich. Wir wollen warten mit unsrer Freundschaft, daß sie da ist, wenn er sie braucht. Ich fürchte, der Tag wird kommen.«

Lisbet hatte den Arm um Hanna ge-



M. von Freytag-Loringhoven:

Kopfstudie





schlungen, und die hatte den Kopf an ihre Schulter geschmiegt. Diese weiche Bewegung war ihr sonst fremd. Aber heute empfand sie den starken Strom der Liebe, der von Lisbet ausging, so wohlthuend, daß sie noch in ihrer Stellung beharrte, als Herbert hereinkam.

»O Mutter, nun sitzt du mit Gräulein Hanna da wie Ludwig, der König von Frankreich, als er nach Perugia kam, um den heiligen Bruder Agidio heimzusuchen.«

»Erzähle uns die Geschichte, Herbert. Ich hab' gar nichts dagegen, der heilige Ludwig zu sein, und Hanna wird gern für einen Augenblick den Bruder Agidio machen.«

Da zog Herbert eins der Kissen heran, setzte sich zu ihren Füßen und erzählte leise, wie St. Ludwig von Frankreich auszog zu wallfahrten und die heiligen Stätten der Welt zu besuchen. Er vernahm aber von dem Ruhm des Bruders Agidio, der unter den ersten Jüngern des heiligen Franziskus gewesen war. Da ging er nach Perugia, wo der Bruder damals wohnte. Er kam aber als ein armer Pilger, unerkant, und fragte mit großem Drang nach dem Bruder und sagte dem Pförtner nicht, wer er war. Als aber der Pförtner zu Bruder Agidio kam und ihm sagte, ein Pilger stünde an der Pforte, da offenbarte Gott es ihm, daß das der König von Frankreich sei, und er lief eilig hin. Und ohne daß sie sich jemals gesehen hätten, erkannten sie sich, knieten in großer Ehrfurcht nieder und umarmten sich und küßten sich mit solcher Innigkeit, als hätten sie lange in großer Freundschaft gelebt, und hielten einander und schwiegen. Und nachdem sie geraume Zeit also verblieben waren, ohne sich ein Wort zu sagen, schieden sie voneinander und Ludwig zog davon.

»So habt ihr gegessen, als ich hereinkam, Mutter, und vielleicht ist es euch auch so ergangen wie dem Bruder Agidio. Denn später, als die andern ihm Vorwürfe machten, daß er mit dem König von Frankreich kein Wort geredet, sagte er jenen, daß sie schweigend Gottes Werk in ihren Herzen besser erkannt hätten und eine größere Freudigkeit des Trostes gefunden, als wenn sie mit Worten verkündet hätten, was ihre Herzen füllten.«

Da ließ Hanna die Mutter los und nahm beide Hände des Knaben. »Von allen Ge-

schichten vom heiligen Franz, die du mir in diesen Jahren erzählt hast, ist diese die schönste, und ich danke dir für sie. Ja, von ganzem Herzen danke ich dir.«

Aber das hinderte nicht, daß ihre Hand, als sie in jenem Konzert neben Lisbet saß, eiskalt war. So schön Ropp auch spielte, so hatte der Jubel, der ihn am Ende umbrauste, noch nie so wenig seiner Meisterschaft gegolten. Im stillen atmete ein jeder dieses kleinen Kreises auf, daß ein Standal vermieden war. Man war auf öffentliches Argernis hier so wenig eingestellt, und die Glückwünsche, die das Brautpaar erhielt, als es nach dem Konzert Cercle hielt, waren von überraschender Wärme. Sie gipfelten in dem Augenblick, in dem der Meister der Töne die Blumen, mit denen man ihn überschüttet hatte, teilte und die größere Hälfte dankbar lächelnd der jungen Braut zu Füßen legte.

In der Mühle freilich hatte es vor diesem Konzert einen heftigen Zusammenstoß gegeben.

»Komm doch mit, Alter,« sagte Frau Holber, die ihr würdigstes Seidenkleid angezogen und das Crêpe-de-Chine-Tuch mit den schweren Fransen hervorgefucht hatte. »Wir müssen doch neben Dutta stehen. So ist das Leben! Und wer weiß, ob es nicht schließlich zum Guten ausschlägt! Voh ist doch ein Ehrenmann.«

»Um so schlimmer für ihn. Ich habe es ihm gesagt, als er anhielt. Das war ich ihm und mir schuldig. Ich hab's auch der Maria geschrieben. Sie soll ihre Tochter in eigne Zucht nehmen. Die alte Mühle ist kein Aufenthalt für sie. Wenn sie dem Strohmann morgen den Laufpaß gibt —«

»Mann, ich bitte dich, schweige. Oda weint Tag und Nacht. Nicht ein Wort des Glückwunsches hat sie über die Lippen gebracht. Wir müssen doch Rücksichten nehmen. Soll man mit Fingern auf unser Enkelkind zeigen?«

Der alte Holber wurde sehr ernst. »So ist das Leben, sagst du, Mutter. Es wäre anders, wenn wir aufrecht und ehrlich wären. Aber das haben wir verlernt. Es wird ein schwerer Abend werden. Ich will mit Oda Domino spielen, wir wären sonst gar zu trübselig an diesem Verlobungsfeft.« —

Es wurde ein seltsamer Brautstand.

Tutta, so entgegenkommend gegen jedermann, war gegen ihren Verlobten kalt und zurückhaltend.

»Ich habe doch noch nicht Mutters Einwilligung,« sagte sie. »Alles ist noch so ungewiß. Schließlich muß Voh wieder Schul-lehrer werden, wenn die Eltern ablehnen, uns eine Zulage zu geben, die die Universitätslaufbahn ermöglicht. Ihr könnt nicht erwarten, daß ich meine Leidenschaft öffentlich spazierenführe.«

Niemand erwartete das. Es schien, als brächte diese Verlobung nur Leiden. Zwar, Voh strahlte aus einem stillen inneren Glüd. Er würde seine Arbeit vollenden. Bis dahin mußte alles entschieden sein, so oder so. Er war ja aus dem Staatsdienst nicht ausgetreten, sondern nur beurlaubt. Göttingen oder Jena, eine kleine Universität, dazu Tuttas Liebe, es wäre der Himmel gewesen. Er wunderte sich auch gar nicht so sehr, daß bei ihr das anfangs so glühende Interesse für seine Wissenschaft abflutete, seit sie Braut war. Das war ja natürlich. Sie war ja noch so jung. Er würde erziehen müssen. Nicht mit Worten. Der unbewußte Einfluß war ja alles; man mußte abwarten. Tutta, die anfangs aus seiner Hand gestoffen hatte wie das Rotkehlchen, das im Winter ans Fenster pickt, war durch all den Lärm, der mit ihrer Verlobung zusammenhing, verschüchtert worden. Sie mußte nur die Liebe erkennen, die unwandelbare, treue, tiefe Liebe, dann würde alles gut werden.

Die tiefste Wirkung übte diese Veränderung auf Herbert aus. Er war ein andrer, seit Tutta als berechnete Braut im Himmels-garten ein und aus ging, seit man niemals mehr sicher war, daß sie den Kopf durch die Tür stecke, im Türkenzimmer saß oder unter den altmodischen Bildern in der Wohnstube. Er fühlte es schon, wenn sie das Haus betrat, und seine Hand, die die Seiten des Buches umschlug, begann zu zittern. Ein Zug unendlichen Leidens erschien in seinem Gesicht. Die Mutter, die ihn beobachtet, begriff ihn. Die seelische Abneigung gegen Tutta zeigte sich bei ihm körperlich. Jetzt, wo er in die Jahre der Reife trat, war sein Empfinden überfeinert. Sie fürchtete sich vor soviel Reinheit in dem Körper dieses Knaben, der langgestreckt, schmal und durchgegeistigt neben ihr stand, jetzt ebenso groß wie sie selber, im Begriff den Bruder einzu-

holen, dessen Maß in die Tür gezeichnet war, wenigstens in der Länge, wenn auch nicht in der Breite der Schultern.

Dann fing Herbert an, um die Stunde, da man Tutta erwartete, unten beim Onkel zu sitzen. Hierhin setzte Tutta ihren Fuß niemals. Onkel Josias hatte es verstanden, sich von ihr zu befreien. Hier war Herbert sicher, und bald gesellte sich Oda zu ihnen. Es war immer warm in dem Stübchen mit den Birkenholzmöbeln, von dessen Wand die beiden Onkel Josias grüßten, die Hagestolze der Vergangenheit. Hierher brachte Herbert allmählich seine Bücher, die germanischen Sagen, den Dietrich, seine Bilder zu deutschen Volksliedern, des Knaben Wunderhorn, seine Heiligengeschichten und was sich in den letzten Jahren an kleinen persönlichen Besitztümern gesammelt hatte.

»Hier sind wir sicher,« sagte Onkel Josias, rieb sich die Hände und hüftelte befriedigt. »Hier dürfen schöne Frauen nicht einbringen.«

»Oda ausgenommen, Onkel.«

»Ja, Oda ausgenommen. Oda ist noch keine schöne Frau.«

»Wird auch nie eine werden,« sagte Herbert mit Bestimmtheit.

Der Onkel lachte. »Du bist nicht galant, mein Söhnchen. Was meinst du, Oda?«

Oda sah ihn mit ihren großen Augen feierlich an. »Ich will auch gar nicht schön werden.«

»Darüber hast du nicht zu verfügen, mein Kind. Das mußt du abwarten. Du bist eben noch ein nacktes Läubchen; aber die Federn werden schon wachsen.«

Aber den Stunden konnte Herbert doch nicht entgehen, diesen einst so geliebten Stunden bei Doktor Voh, die die Krone des Tages gewesen waren. Da saß er ihm nun gegenüber, unfroh und gebrückt. Voh selbst, der in diesen ersten Wochen des Brautstandes fest in seinem Glüd ruhte, konnte Herbert nicht verstehen.

»Bist du krank, Herbert? Hab' doch Vertrauen, sag', was dir fehlt.«

Aber Herbert schüttelte nur den Kopf. »Weiter, weiter,« bat er mit trockenen Lippen.

In einer Gesichtsstunde kam der Zusammenbruch. Sie waren bei der Niederlage Preußens unter Napoleon. Voh sprach von der Königin Luise. Er schilderte die

Verderbnis der Zeit und in ihr das reine Eheleben des Königspaares. Er fand für die sonnige Heiterkeit der jungen Darmstädter Prinzessin Töne, die er früher nicht gefannt, und er entwickelte aus dem strahlenden Bilbe dieser übermütigen, tanzeligen Jugend den festen, schmerzgestählten Charakter der Königin, die der eigentliche Hort der Freiheitssehnsucht ihres Volkes wurde, mit so hingebender Überzeugung, daß das Gleichnis zu nahe lag, um nicht von den jungen Herzen verstanden zu werden.

Er hatte gar nicht gesehen, daß Herbert blaß und blässer geworden war.

»Herbert,« rief Oda plötzlich und sprang auf, den Sinkenden zu umfassen, der ohnmächtig vom Stuhl glitt.

Er lag im Fieber, vollständig erschöpft. Lisbet drachtete an Professor Schwarz. Der sagte sich für den ersten Advents-sonntag an.

»Nun lerne ich den Himmelgarten auch im Winter kennen, gnädige Frau. Welche Weltabgeschiedenheit in diesen dunklen Adventstagen, die uns wieder mit einem wahren Selbstmörderwetter beschenken! Es ist, als wandle man auf dem Grunde des Meeres! Jeder Baum wird in diesem Nebel zu einem drohenden Riesen. Allein schon dieses Wetter kann zarte Menschen frant machen.«

Er ging mit Lisbet zu dem Kranken. Der lag so, daß er zum Fenster hinaussehen konnte. Die Krone des alten Nußbaums tauchte aus dem Dunst auf. Ein Flug Krähen war in den Himmelgarten gefallen. Unaufhörlich tönte ihr Geträchz.

Lisbet ließ die beiden allein. Es dauerte lange, bis Schwarz zu ihr ins türkische Zimmer kam.

»Natürlich ist nicht der mindeste Grund zur Besorgnis. Der Junge ist ja so prächtig durch seine Knabenzeit gekommen. Ein Eigener, freilich. Nun muß ihn irgend etwas erschüttert haben, weit über seine Kraft. Er weicht mir aus. Aber Sie werden mir reinen Wein einschenken. Die Seele ist zu empfindlich, zu hoch gesteigert in ihrer Subjektivität. Es fehlt die Reibung an andern Kameraden, vor allem seit der urgefunde Bruder nicht mehr im Hause ist.«

»Aber Oda ist doch da.«

»Ein süßes kleines Ding, eine Art Genoveva in der Auffassung von Puvis de Chavannes; aber doch der seelische Spiegel

Ihres Jungen. Eine Anpassungsfähigkeit, die jene Reibung, von der ich spreche, vollständig ausschließt. Die beiden sind ja auf den gleichen Ton gestimmt. Ich möchte Ihnen eine Trennung vorschlagen, gnädige Frau. Wenn der Junge wieder aufsteht, so reisen Sie mit ihm so weit Sie können. Rufen Sie Ihre alten Erinnerungen zusammen. Bringen Sie ihn in die Sonne, in richtige heiße Sonne, wie sie über ihm stand, als Sie ihn unter dem Herzen trugen.«

Lisbet hob erschrocken, fast abwehrend die Hand. »Doch nicht nach Beirut, lieber Professor? Ich würde mir ja wie ein Gespenst vorkommen in meiner eignen Vergangenheit.«

Schwarz schüttelte den Kopf. »Das ist mir ein neuer Beweis, wieviel zu stark Sie alle hier in sich gelebt haben, gnädige Frau. Walt beweist wirklich wahre Barbarenkraft, daß er mit so gesunder Selbstsucht draußen in der Welt sein eignes Glück sucht. Es braucht ja nicht Beirut zu sein. Gehen Sie doch nach Ägypten. Mir scheint, Sie würden noch jemand glücklich machen. Aber ohne Oda, bitte, ohne Erinnerungen an Himmelgarten. Segen wir unsern Jungen einmal in die Sonne seiner eigentlichen Heimat und sehen wir zu, was er dazu sagt. Ich habe zufällig Nachrichten vom Menahaus bei der Cheopspyramide. Ein Patient von mir ist seit Monaten dort, ein Herr von Altrod. Abigens ein Mann, der zu Ihnen und Herbert paßt. Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn kennenlernen.«

Lisbet war noch ganz verwirrt. »Sie marschieren zu schnell, Herr Professor. Ihrer Meinung nach sind wir schon in Alexandria.«

»Sind wir auch,« sagte Schwarz entschieden; »dafür kenne ich Sie doch, gnädige Frau. So, und nun weisen Sie mich in die tragischen Unterströmungen ein.«

Man aß heute oben bei Lisbet. Ein Adventsbäumchen mit einem Licht schmückte die Tafel. Frischgebadener Spekulatius, in altmodige Karlsbader Kuchenkörbe gehäuft, durchduftete das Zimmer. Vof war brüben bei der Braut. Aber Onkel Josias war der Dritte im Bunde. So konnte man sich ungehindert aussprechen, auch über die Reisepläne. Als freilich das Wort »Ägypten« zum ersten Male gefallen war, hatten die Gläser, die Elmira eben anbot, fein geklirrt, so zitterten ihre Hände.



»Sehen Sie die Augen,« sagte Schwarz. »Da ist noch jemand, der sich nach der Sonne sehnt. Sie kommen mit, Donna Elmira, ich verspreche es Ihnen! Ihnen würde eine Auffrischung auch nicht schaden, Herr Elfermann.«

»Wieder einmal unmöglich, Herr Professor, da unser Ort nun einmal im sozialen Erdbebengebiet liegt. Hier ein Erdstoß und da einer. Man verliert vollständig das Gefühl der Sicherheit.«

Damit wandte sich das Gespräch wirtschaftlichen Fragen zu, für die der Professor viel Teilnahme hatte. Denn der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern hatte im letzten halben Jahre auch hier eingelegt. In der Klostermühle ging der Wind im allgemeinen schärfer, weil hier die jüngeren Arbeiter die Oberhand bekommen hatten. Seine Jordan, ihr Vertrauensmann, war ein besonderer Heher.

»Jordan? Ist das nicht der Name des Jungen, den mir unser kleiner Heiliger so empfohlen hat, und dem ich die Stelle im Sanatorium besorgte? Da sieht man wieder, daß man sich vollständig irrt, wenn man meint, daß Hilfe Dankbarkeit hervorruft. Das Haus Jordan mußte doch geradezu ein Bollwerk gegen alle sozialdemokratischen Strömungen in dieser Gegend sein.«

»Das ist durchaus nicht der Fall. Die Mutter möchte wohl von Herzen dankbar sein für alles, was an ihrem Kinde geschehen ist. Aber es ist eben ihr Kind, und als die Hilfe einmal einsetzte, fand sie sie im Grunde selbstverständlich. Dankbarkeit ist nur bei hochentwickelten Menschen möglich, lieber Professor; die soziale Hilfe, die ja schließlich auch recht spät kam, wird in den Augen der Leute nie etwas anderes sein als ein Ventil für das Gewissen der Besitzenden.«

Als man den Kaffee nahm, kam Oba. Sie hatte sich ihr Sonntagskleidchen angezogen. Schüchtern, den Kopf etwas geneigt, stand sie in der Tür. Die Haare lagen in biden Schreden um die rosigen Ohren gewunden. Fast noch ein Kind, glückte sie dem grünen Trieb der Schwertlilie, fest in ihre Blätter gewidelt.

Lisbet winkte sie neben sich auf den Diwan. Obas große Augen hingen an dem Professor. Angstlicher noch als ihre Lippen fragten sie nach dem Jugendgenossen.

»Ohne Sorge, kleines Fräulein! Eine Folge seelischer Er schöpfung. Dürfte freilich in dem Alter nicht vorkommen. Sie haben mit Schuld. Ja, ja, nicht erschrecken und rot werden, sondern für Heiterkeit sorgen, für Leben und Abwechslung. Lieber Puff spielen als ewig über den Büchern sitzen.«

»Wir spielen Schach, Herbert und ich.«

Der Professor lachte. »Natürlich! Wie irgendeine Abtissin und ein Domprobst. Kinder, ihr seid mir zu klug. Ich habe mich also mit meinen Pfeffernüssen gründlich blamiert.«

Ehe der Wagen kam, der ihn zur Bahn bringen sollte, sprach er noch einmal mit Lisbet. »Also in die Sonne Ägyptens! Gar nicht viel davon reben. Das ganze Krähwinkel braucht es nicht zu wissen. Sie nehmen Ihr Kind und diese Donna Elmira und fahren einfach los. Besinnen Sie sich ein wenig auf Ihre Weltgeläufigkeit, teure Frau. Ich glaube wirklich, Sie haben vierzehn Jahre in Himmelgarten ...« Er suchte nach einem passenden Ausdruck.

»Geschlafen,« sagte Lisbet.

»O nein, da irren Sie sich. Geschlafen haben Sie nicht. In sich hineingelegt, das wollte ich sagen. Nun raffen Sie sich einmal auf. Das wird auch Ihnen guttun. Und noch einmal, viele Grüße an Herrn von Alstroch.«

(Fortsetzung folgt.)

## Deine Liebe

Sonne läßt ihre goldnen Strahlen  
Spielen über Wald und Feld.  
All die hurtigen Winde malen  
Deine Liebe in alle Welt.

Alle Blüten lösen die Mieder,  
Alle Wolken küssen den Saum.  
Weite Erde singt deine Lieder,  
Drüber der Himmel trägt deinen Traum.

Aber wenn nachts die Sterne sich breiten  
Über Blüten und Traum und Gebet,  
Schwingen sich deiner Seele Saiten  
Alle zu Gott, und die Stunde steht.

Ernst Behrends

# Aus meinem Leben

## Erinnerungen von Ernst von Wolzogen

### XIV

Die drei bis vier Monate, die zwischen dem Zusammenbruch meines Opernunternehmens und meiner Flucht aus Berlin vergingen, waren wohl die jämmerlichsten meines Lebens. Ich wußte nicht wohin mit mir. Ich hätte mich am liebsten in die Einsöde verflochten und mußte doch unter die Menschen, und zwar gerade da, wo sie am ekelhaftesten sind — in Norderney und ähnlichen Judenthümmen und Proletenparadiesen, um mir mein Stüd Brot zu verdienen. Ich hatte mit elenden Selbstorgen zu kämpfen, denn meine Gläubiger sahen mir hart auf dem Nacken und meine verflochtenen Gattinnen fürchteten für ihre Alimente und belegten meine ganze Habe mit Beschlagnahme. Die Herren Gerichtsvollzieher wurden mein täglicher Umgang. Meine arme Frau mußte jede Rücksicht auf unsern guten Namen und auf künstlerische Wohlstandigkeit außer acht setzen und in der unmöglichsten Gesellschaft zur Laute bänkeln, wo immer nur unser semitischer Geschäftsfreund sie hinschickte. Während sie das Notwendigste zum Unterhalt verdiente, schrieb ich in aller Hast mit einem höchst wunderlichen Zunftgenossen ein Lustspiel »Der Hilfsbremsen«, das völlig aus meiner Art schlug. Noch naß von der Tinte, wurde es in Putbus zur Uraufführung gebracht, und ich ließ mich sogar betören, um dem Direktor ein volles Haus zu verschaffen, selber eine Rolle darin zu spielen. Auch in Frankfurt a. M. gab ich mich für diesen Reklametrüß her. Aber da war mir das Stüd schon so zuwider geworden, daß ich alle weiteren Anträge, darin zu gastieren, ablehnte und ordentlich froh war, daß keine Bühne mehr sich zur Annahme bereit fand ohne meine persönliche Mitwirkung. Wir hatten uns durchgefrettet bis zum September. Der Möbelwagen mit dem Rest meiner Habe, die mir nach den verschiedenen Zwangsversteigerungen noch übriggeblieben war, stand fertig gepackt, ohne daß wir noch wußten, wohin wir ihn rollen lassen sollten. Da erinnerte ich mich zum Glück der paar fröhlichen Tage, die ich mit meiner ersten Aberbreitgesellschaft in Darmstadt verlebt hatte, wo wir während der berühmten Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie in der wunderbar stilisierten Olbrichschen »violetten Kunstfiste« gastiert hatten. Ich hatte damals unter den Mitgliedern der Darmstädter Künstlerkolonie einige vielversprechende Bekanntschaften gemacht. Hans Christian, Ludwig Sabich und Vincenz Cissarz hatten mir aus der Masse gut gefallen. Auch die Bekanntschaft des einschmeichelnd lebens-

würdigen Großherzogs hatte ich bei jener Gelegenheit gemacht. Ich sagte mir, an einem Ort, wo herrliche Natur — freier Wald und liebliche Hügellande schließen die stille Residenz liebevoll in ihre grünen Arme —, wo jungfräusches, temperamentvolles Kunststreben, ein vielseitig begabter, modern denkender Fürst und eine Reihe so prächtiger künstlerischer Persönlichkeiten, wie die gedachten drei Staatskerle, vorhanden sind, da muß es sich leicht heimisch werden lassen. Wir ließen also unsern Möbelwagen nach Darmstadt abgehen und erwarteten seine Ankunft in einem billigen Wirtshause zu Auerbach an der Bergstraße. Das Geld hatten mir ein paar Freunde gepumpt oder geschenkt.

Ich war selig, dem dumpfen Weltstadtbrodem entronnen zu sein. Ich atmete die reine Luft des Bergwaldes mit allen Poren ein. Jeder Spaziergang wurde zu einem reinigenden Bade. In der dunklen Einsamkeit des herbstelnden Waldes saß Gott selbst im Beichtstuhl und hörte mir die reumütigen Bekenntnisse meiner Sünden ab, und in glutigen Sonnenuntergängen blinkte mir sein feuriges, gütiges Auge das Absolve te zu. Ich vermochte wieder zu schlafen und wie in glücklicheren Jugendtagen vom Morgentraum bis zum Aufstehen vom Lager Einfälle zu spinnen, bunte Nebel zu gestalten, zu formen und damit eine neue, ehrliche Arbeit einzuleiten.

Wir bezogen in Darmstadt eine hübsche, frei gelegene Wohnung gegenüber dem schönen Friedhof an der Landstraße nach Nieberramstadt. Für meine Frau freilich gab es kein langes Rasten. Sobald die winterliche Konjunktur einsetzte, mußte sie sich mit ihrer Laute auf die Reise machen und als Volksliedersängerin kreuz und quer in Deutschland herumjagen. Freilich hätte sie das auch ohne den Zwang, Geld zu verdienen, getan, denn sie konnte schon nicht mehr leben, ohne allabendlich den Reiz ihrer Persönlichkeit und den Zauber ihrer Kunst vor neuen Menschen zu erproben. Ich dagegen hatte genug von den Menschen, wenigstens von den viel zu vielen. Und ich gab mich mit innigstem Behagen der stillen schöpferischen Arbeit und dem ernstesten geistigen Genießen hin. Die Erinnerung an meine frohbewegte Münchener Zeit spendete mir eine ganze Reihe wohlgeungerer Novellen aus der geistigen Zigeunerwelt, und wenn mein Tagewerk getan war, hockte ich bis in die späten Nachstunden einsam über meinem Nießsche, über meinem Feuerbach oder über Memoiren aus dem achtzehnten Jahrhundert, um mir die besondere Anschauung

und auch Darstellungsweise des Kosoko für eine Erzählung zu eigen zu machen, die ich bald darauf aus einer historischen Anekdote gestaltete. An dieser Erzählung »Der Bibelhase« arbeitete ich mit besonderer Liebe, wie ich überhaupt immer die größte Freude an Arbeiten gefunden hatte, die sich nicht glatt aus dem abgeschauerten Schreibbärmel der Allerweltsbildung schütteln ließen, sondern besondere Vorstudien und ein Einleben in die Anschauungs- und Ausdrucksweise vergangener Zeiten erforderten. Aus diesem lebhaften Drange heraus, von Zeit zu Zeit aus der Gegenwart zu flüchten und mich in historischer Kleidung möglichst echt zu benehmen, gestaltete ich einige Jahre später aus dem in meinen Jugendjahren von mir herausgegebenen Lebensbericht des Hans von Schweinchen meine Komödie »Eine fürstliche Maulschelle« und las zur Vorbereitung monatelang nur Rabelais in der fabelhaften Regischart, Fischart und andre charakteristische Dichter und Kanzelredner des 16. Jahrhunderts, bis ich die Schwierigkeit glücklich gelöst hatte, die Sprache jener Zeit philologisch getreu und doch den gegenwärtigen Menschen verständlich zur Hand zu haben. Ebenso bereitete es mir eine große Freude, für meine »Maibraut« eine Sprache zu erfinden, die altdeutsch klang, den Stabreim und den Eddischen Skaldenton verwendete, ohne unklar zu werden oder in öde Wagnernachahmung zu verfallen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß mir solche historischen Sprachverkleidungen immer recht gut gelungen sind. Die leichte Auffassungsfähigkeit meines Ohres für Klangcharakter und Melodie, von Dialekten und fremden Sprachen kamen mir bei solchen Versuchen sehr zu statuten. Und das Fehlen aller zerstreuten Ablenkung sowie die Möglichkeit, mich gänzlich von dem Geschwäg mit gleichgültigen Menschen fernzuhalten, erlaubten mir, mich für Wochen und Monate so völlig in die Vergangenheit oder gar unter ein fremdes Volk zu versetzen, daß ich im Wachen und Träumen gänzlich in der fremden Zeit und in dem fremden Volk aufging und rasch genug in deren Sprache denken lernte. Ich hätte mich mit Begeisterung dem historischen Romane zuwenden können, wenn nicht die böse Notwendigkeit, möglichst rasch und möglichst viel Geld verdienen zu müssen, mir solche zeitraubenden und schwer unterzubringenden Arbeiten verboten hätte. Immerhin war ich damals in einer so glücklich schöpferischen Laune, daß mir bei den meisten meiner Arbeiten auch der schriftstellerische Broterwerb zu dichterischer Befriedigung gebieh. Nur ein größeres Werk mußte ich jenen verwünschten praktischen Erwägungen zuliebe unvollendet lassen. Ich gedachte mir nämlich nach dem altbewährten Dichterrezept

allen bitteren Groll, alle schmerzliche Scham, welche die Erlebnisse der Überbrettzeit in mir aufgehäuft hatten, aus den Kanälen meiner Seele gründlich hinauszuschwemmen, indem ich jenes Erlebnis zu einem ledigen satirischen Romane gestaltete. Ich betitelte das Werk »Sem, der Mitbürger« und brachte in großer Schnelligkeit und schier ausgelassenem grimmigem Behagen etwa die Hälfte zu Papier. Dann aber mußte ich das Unterfangen aufgeben, weil mir mein Verstand sagte, daß die verehrliche Tugendhaftigkeit mir die zahlreichen lebens echten Porträte ihrer Rassegenossen, die das Werk aufwies, niemals vergeben würde. Hätte ich aber aus Feigheit die Ähnlichkeiten verwischt und an Stelle der tatsächlichen Begebungen mildere eigne Erfindungen gesetzt, so würde ich mir den frischen Glanz und die Schlagkraft des ganzen Werkes verborgen haben. So schnürte ich denn das Manuskript zusammen und verbarg es in meiner eisernen Bundeslade.

Mein Mißgeschick wollte es, daß jene drei Männer, die mich am stärksten nach Darmstadt gezogen hatten, schon bald nach meiner Niederlassung der Residenz Ernst Ludwigs untreu wurden. Fabich und Cissarz folgten einem Rufe nach Stuttgart, und Christiansen kehrte mit seiner französischen Gattin nach Paris zurück, sein Märchenhaus in Rosen einsam zurücklassend. Ich empfand den Verlust um so schmerzlicher, als die gesamte Darmstädter »gute Gesellschaft«, d. h. also die höfischen Kreise, mich wie auf Verabredung geschnitten hatten und im übrigen mir zwar der freundliche Zufall etliche lebenswürdige, treu anhängliche, und in jeder Beziehung erfreuliche Menschen zum häuslichen Verkehr dargeboten hatte, von denen mir jedoch keinerlei Bereicherung zuteil wurde. Ich empfand kein Bedürfnis mehr, mir gesellschaftlichen Ruhm oder auch nur gastliche Aufnahme in Häusern mit guter Küche und Keller als freigebiger Spender von Unterhaltung und geistiger Anregung zu erwerben. Was mein gesunder Instinkt ersehnte, war lediglich der Umgang mit eigenartigen Persönlichkeiten von geistigem Gewicht, natürlich am liebsten Künstler, von denen ich selber etwas lernen und Verständnis für meine eignen Bestrebungen erwarten konnte. Auch dieser Wunsch sollte sich glücklich erfüllen, indem meine oberflächliche Bekanntschaft mit Arnold Meindelssohn zu einem Verhältnis gebieh, das der Freundschaft mindestens nahekam. Den seinen Musiker hatte ich schon immer in diesem evangelischen Kirchengelangsinspektor verehrt. Nun aber lernte ich in vertrauterem Umgang mit ihm und seinem Hause eine Persönlichkeit von schöner Edelreife des Gefühls und Denkens kennen, einen völlig festgefügt, harmonisch

durchgebildeten Menschen, der niemals von dem ihm vorgezeichneten Wege abgewichen war und sich ebenso wenig in Einseitigkeit verstrickt hatte, einen Künstler, der sich seines Wertes in ebtem Stolz bewußt war, aber auch seine Grenzen kannte und zur Eitelkeit viel zu vornehm fühlte. Eins ist mir immer unbegreiflich geblieben bei Arnold Mendelssohn: daß er bei seiner jüdischen Herkunft — er stammt aus dem berühmten Hause Mendelssohn und ist ein Großneffe Felix Mendelssohns — nicht nur äußerlich das Urbild germanischer Männlichkeit darstellte, sondern auch innerlich keine Spur irgendeiner häßlichen semitischen Rasseeigenschaft aufwies. Seine Mutter war allerdings eine Deutsche gewesen, der bekannten Bildhauerfamilie Cauer entsprossen, und er selbst hatte auch wieder eine Cauer geheiratet. Aber die fast schon Tassache gewordene Behauptung, daß bei Mischehen die semitischen Rassemerkmale immer wieder durchbrechen, wurde an seiner Person zusehender. Er war sogar Christ aus Überzeugung und hatte sich für seinen Privatgebrauch einen durchaus annehmbaren Jesus zurechtgelegt, war aber dennoch weit entfernt davon, wie die meisten Renegaten zu tun pflegen, mit dem Antisemitismus zu kokettieren, und er meinte lächelnd, daß es wohl das jüdische Blut in ihm sein müsse, das ihm verbiete, den allgemeinen arischen Widerwillen gegen seine Rasse zu empfinden. Er bewunderte den jüdischen Intellekt und hatte seinen Spaß am jüdischen Witz, obwohl er selber von germanischem Humor überquoll. Ich würde es mir zu größtem Stolz anrechnen, mich eines solchen Vollmenschen Freund nennen zu dürfen; aber zur wirklichen Freundschaft konnte unser Verhältnis nicht gedeihen, weil wir beide zu sehr Künstler waren, d. h. Diener unsers Werkes. Der schöpferische Mensch ist zur Freundschaft immer schlecht befähigt, weil der Umgang mit den Geschöpfen seiner eignen Einbildungsraft sein Gemüt völlig auszufüllen pflegt, so daß er keiner Hingabe an andre Menschen mehr fähig ist. Der »andre« wird ihm immer ein Fremder bleiben. Und es wird seiner Seele genügen, diesen Fremden als Versuchstier, als Probenpublikum, als williges Ohr und blanken Spiegel zu ge- oder auch zu mißbrauchen. Es braucht kein Beweis von menschlicher Minderwertigkeit zu sein, wenn echte Künstler schlechte Freunde sind; wohl aber wird man mit Recht ein Mißtrauen gegen Künstler hegen, die aller Welt Freunde sind.

Gelegenheit zum Ausspannen von meiner unablässigen Arbeit fand ich in dem stillen Darmstadt genug. Ich durchstreifte die herrlichen Wäldungen zu Fuß und zu Rad im Sommer wie im Winter, und in der warmen Jahreszeit arbeitete ich auch meistens draußen

im Walde. Alle Entwürfe, die ich gestaltete, alle Verse, die ich schrieb, entstanden im Grünen. Und wenn ich mein Denken ausschalten wollte, so nahm ich die Karten vor und legte mir einige Patience. Ich habe mich oft genug dieser blöden Passion geschämt, aber — mein Gott! Napoleon I. und Leo Tolstoj waren erheblich größeren Formates als ich und ebenso auf solch blöden Zeitvertreib verfaßt. Wenn es mir manchmal gar zu still in meinem einsamen Zimmer wurde, dann redete ich laut mit meinen Karten, schimpfte weiblich über die »Lubers«, die nicht kommen wollten, und gewöhnte mich auf diese Weise langsam an den Alterstrost des Selbstgesprächs. Gelüstete es mich nach unaufregender lustiger Unterhaltung, so suchte ich die »Grafsburg« auf. Das war eine Kneipgenossenschaft von Männern im Stile der Schlaraffia, nur daß sie ihre Mitglieder sorgfältig auswählte und sich bescheiden mit rein lokaler Bedeutung begnügte. Den knabenhaften Unfug, uns mit Ritternamen aus dem Sagentreibe des Königs Artus zu benennen und sonst allerlei Narrenwerk mit Orden, Titeln und Trinksitten zu treiben, machten die meisten von uns nur unserm »Könige« zu Gefallen mit. Das war der ehemalige Held des Darmstädter Hoftheaters, Hofrat Hugo Ebdward, einer der tüchtigsten Menschen, die mir im Leben vorgekommen sind, und dabei ein wahrhaft kindliches Gemüt, ohne Falch und immer nur darauf bedacht, Behaglichkeit und Freude um sich zu verbreiten. Da der Tafelrunde auch einige wirklich witzige und in ihrer Art beträchtliche Menschen angehörten, so waren die Abende, die ich dort zubachte, keineswegs immer gänzlich verloren. An seinen geistigen Genüssen stand mir schließlich das Hoftheater zur Verfügung, das allerdings damals so ziemlich am Einschlafen war, und gute Musik in reicher Fülle. Durch den Wagner-Verein, der von dem überaus fleißigen, umsichtigen und geschmackvollen Hermann Sonne vortrefflich geleitet war, lernte ich mehr von den jeweils hervorragenden Konzertsängern, Instrumentalisten und auch modernen Kammermusikkomponisten kennen, als es mir selbst in Berlin und München vergönnt gewesen war; ich betätigte mich auch einige Jahre hindurch als Musikberichterstatte für den »Täglichen Anzeiger« und festigte auf diese Weise mein Urteil und meinen Geschmack. Auch fand ich viel mehr Gelegenheit zu eigener musikalischer Betätigung, — zumal zum Quartettspiel, als während meines Großstadtlebens.

Ich wurde mir in dieser gesegneten Einsamkeit völlig darüber klar, daß der geistig arbeitende Mensch in reiferen Jahren die Großstadt fliehen müsse und nichts Besseres tun könne, als sich eine stille, freundliche Heim-



statt in einer unsrer lieben kleinen Residenzen, unsrer idyllischen Kulturoasen zu begründen, wenn er sich für die noch schönere Einsamkeit des Landlebens noch nicht reif fühlt. Die heillose Zersplitterung, die jedem in der Öffentlichkeit wirkenden Menschen in der Großstadt zum Glücke wird, kann auch durch die stärksten Anregungen und am allerwenigsten durch die Zerstreuungen des Genußlebens aufgewogen werden. Der geistig Schaffende muß, sofern er nicht auf ein engumschriebenes Spezialgebiet sich festgelegt hat, unfehlbar oberflächlich werden; es fehlt ihm die unerlässliche Ruhe zum Ausreifenlassen seiner Ideen; die Hast des Lebensstemplos, die aufbringliche Störung aller besinnlichen Stunden durch die Großstadtsensationen, die Anforderungen der Geselligkeit, die Neugier, zum mindesten bei allen Ereignissen innerhalb der eignen Interessensphäre dabei zu sein, stellen sich der stetigen Arbeit feindselig gegenüber. In Darmstadt fand ich zum erstenmal die Ruhe, ein gewissenhaftes Gewinn- und Verlustkonto meines Lebens aufzustellen. Auf der Gewinnseite stand lediglich die durch mehr oder minder flüchtige Berührung mit den verschiedenartigsten Dingen und Menschen erworbene Sach- und Menschenkenntnis. Modelle hatte ich allerdings genügend in Vorrat, um noch Duzende von psychologischen Romanen damit zu versorgen. Auf der Verlustseite aber standen, mäßig gerechnet, zwanzig Lebensjahre von meinen fünfzig, die ich in nichtigen Zerstreuungen und überflüssigen Unternehmungen vergeudet hatte. Und was für einen Menschen, der sich zum Darsteller der Gegenwart im Spiegel der Dichtung berufen glaubte, am beschämendsten war: ich hatte doch schließlich immer wieder nur Literaten und abermals Literaten, Künstler und Genießer, Publikum für Literatur und Kunst kennengelernt; was ich hingegen von der weit wichtigeren, aber unaufbringlichen Welt jener ehrlichsten und tüchtigsten Förderer des Volkswohles, also vom ganzen Nährstande, von Industrie und Handel, von der Eigenart der Kleinstadtmenschen und überhaupt aller Abseitigen und Verborgenen wußte, das hatte ich in meinen zwanzig Jugendjahren kennengelernt, als ich selber noch in der Kleinstadt und auf dem Lande heimisch war und Zeit hatte, mit weit offenen Sinnen jede neue Erscheinung in mich aufzunehmen.

Meine früheren Werke waren mir zum größten Teile so aus dem Gedächtnis verschwunden, daß man mir deren Fabel hätte erzählen können, ohne daß ich sie als Erzeugnis meiner eignen Phantasie wiedererkannt hätte. In Darmstadt kam ich zum erstenmal dazu, hin und wieder alte Bücher von mir aufzuschlagen, um darin zu blättern. Ich fand sie

immer noch unterhaltsam zu lesen, ihre Psychologie richtig, die Darstellung gewandt und anschaulich und den Humor darin erquicklich. Aber einige davon hatte ich mir offenbar dadurch verdorben, daß ich, im Glauben an die alte Konvention aller erzählenden Dichtung, mich verpflichtet gefühlt hatte, die Fabel künstlich abzurunden zugunsten eines befriedigenden Ausganges und alle auftretenden Personen irgendwie an der Abwicklung dieser Fabel bis zum Schluß zu beteiligen. So bauten meine verehrten Vorbilder Dickens, Thackeray, Daudet, Spielhagen, Henze ihre Romane auf, und nach denselben angeblich ewig gültigen Gesetzen verfertigten die großen französischen Techniker Scribe, Sardou, Dumas ihre wirkungsvollen Komödien. Jetzt, nachdem ich mich zu einem schlichten Realismus durchgerungen hatte, der mich auf das Erfinden spannender Handlungen ganz verzichtete hieß und das Geschehen sich einfach aus den gegebenen Charakteren entwickeln ließ, jetzt fand ich, daß ich mir einige meiner hübschesten Bücher, wie z. B. »Die tolle Komtesse« und »Entgleisten«, durch das trampelhafte Bemühen um den geschlossenen Aufbau einer spannenden Handlung verdorben hatte. Aber auch die Werke, die ich von solchem Unfug frei fand, schienen mir bedenklich leicht zu wiegen. Denn die Lebensweisheit, die als sittlicher Gewinn bei der Lektüre herauskam, war oft eine allzu lässig gemütliche. »Kinder, seid friedlich, liebet euch untereinander, stippst keine Fensterladen in den Kaffee und sorgt für eine gute Verdauung!« Das kam mir denn doch ein bißchen billig und bürstig vor. Auch wo ich wirklich mit tieferen Erkenntnissen aufgewartet und ernste Lebensprobleme zartfühlend gelöst hatte, störte das Allzuviel der Täuscherei, das Behagen an der Drolerie und manchmal auch eine etwas gar zu billige Sentimentalität meinen gegenwärtigen anspruchsvolleren Geschmack. Es war mir von jeher mit meinem sittlichen Standpunkt verteuert ernst gewesen, und darum hatte mich nichts so sehr kränken können, als wenn naive Leser mir sagten, sie hätten über meine Bücher Tränen gelacht. Solche Ausprüche vermochten mich zu Wut- anfällen zu reizen, und ich wurde dadurch immer geneigter, meinen lieben Deutschen überhaupt die Befähigung zur richtigen Einschätzung des Humors abzuspochen. Jetzt aber, in meinen reiferen Jahren, sehe ich wohl ein, daß jene harmlosen Lacher nicht gar so hart zu verurteilen waren. Ich hatte ihnen das Lachen zu bequem gemacht! — Und das war wohl auch der eigentliche Grund, weshalb ich, ungeachtet der Riesenauslagen meiner meißten Romane, des Welterfolges der Überbrettelei und der Allbeliebtheit meiner älteren Lustspiele, doch immer noch, nicht nur von den jüngsten Kri-



Emil HIPP:

Weibliche Figur

Digitized by Google

Aus der Deutschen Kunstausstellung in Stuttgart vom Sommer 1921

Original from  
CORNELL UNIVERSITY





tifern, sondern auch von dem sich besonders tief und ehrpüßig gebärdenden Teile des Publikums über die Achseln angesehen wurde. Auch der ernsthafteste Mensch lacht gern und herzlich über den Zirkusclown — aber deswegen wird er sich doch nicht verpflichtet fühlen, ihn bei sich zu Tische zu laden. In meinem Falle lag die Schuld des Publikums nur darin, daß es eben tatsächlich in seiner großen Masse unfähig ist, den Humoristen vom Zirkusclown zu unterscheiden. Ob der Deutsche diese Fähigkeit jemals erwerben wird? Mir erscheint das sehr fraglich.

Kein Wunder, daß justament in dieser besinnlichen Periode meines Lebens Nietzsche mich ganz besonders anzog und mir zum Befreier aus allen Ängsten, zum Erlöser aus aller Gewissensbedrängnis, zum rechten Arzt und Hohenpriester wurde. War er doch der erste deutsche Verehrer der *gaya scienza*, der erste dionysische Philosoph, der seinen Übermenschen so gerne im »Tanzschritt« über die Schwindelgrate des freien Denkens stürmen ließ. War es doch Nietzsche, der allen aristokratischen Tugenden begeistert das Wort redete, in dessen moralischer Wertordnung die Frömmigkeit, die Vornehmheit, die Redlichkeit, die Reinlichkeit den ersten Rang einnehmen und der in der Kunst wieder der Anmut ihren Platz einräumte. Ich ging durch did und dünn mit Nietzsche dem Aristokraten, dem ironischen Kritiker des deutschen Barbarentums und schließlich auch dem Antichristen; aber dem Verkünder des Übermenschen, dem radikalen Umwerter der Moral und vollends dem Atheisten verweigerte ich die Gefolgschaft. Ludwig Feuerbachs glänzende Beweisführung, daß der Gottesbegriff vom Menschen gestaltet werde und folglich unendlich vielfältige Erscheinungsformen zeige, die alle gleich viel und gleich wenig Berechtigung hätten, für den wirklich existierenden Gott angesehen zu werden, ist in allen Punkten richtig; aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß es überhaupt keinen Gott gebe, ebensowenig wie Zarathustras feierliche Verkündigung, daß Gott tot sei, dem armen Menschenherzen bange zu machen braucht. Gott hat sich in der Schöpfung so überwältigend geoffenbart, daß es ihm ganz gleichgültig sein kann, in welcher Gestalt die Menschen sich ihn vorstellen; ob sie ihm die Persönlichkeit wegbisputieren, ihn als Wille, als *causa movens* für tot erklären. Jeder Mensch, der noch nicht gänzlich verlernt hat mit der Natur zu fühlen, muß, sollte ich meinen, früher oder später dazu gelangen, sich seiner Gotteskindschaft, d. h. der innigen Durchbringung alles Lebendigen mit dem Geiste der schaffenden Urkraft, freudig begrüßt zu werden. Und wer die Natur liebend verstehen gelernt hat, der wird aus den Gesetzen der Natur auch die für ihn geltenden Sittengesetze ableiten

können. Denn Gott hat auch seine Absichten mit der Menschheit keineswegs verborgen. Sie sind in dem heiligen Buche der Natur deutlich geoffenbart, so deutlich, daß es gar keine Zweifel darüber geben kann, was nach dem Willen Gottes leben heiße. Ebensowenig wie es keinen Zweifel geben kann an der Unsterblichkeit der Seele, denn diese muß ebenso wie alles Stoffliche, vom Granit bis zum leichtesten Gase, dem ewigen Kreislauf vom Entstehen, Wachsen und Vergehen zu neuem Erstehen unterworfen sein. Ob auch der erwachsene Mensch sich noch weiter der Hilfsvorstellungen bedienen will, die man erfunden hat, um der kindlichen Fassungskraft den Gottesbegriff klarzumachen, ist völlig gleichgültig. Wesentlich ist nur die Erkenntnis, daß in uns, wie in allem Geschaffenen, der Geist Gottes lebendig ist und daß wir darum die Pflicht haben, uns solcher Teilhaberschaft an der Göttlichkeit würdig zu erweisen, indem wir niemals nachlassen in dem Bestreben, alle in uns gelegten guten Kräfte zu möglichster Vollkommenheit zu entwickeln und schlimmes Vatererbe auszurotten. Eine feltame Erscheinung ist es, daß der Stumpfsinn des wissenschaftlichen Materialismus daselbe Ergebnis gezeitigt hat wie der Hochmut des kirchlichen Christentums, nämlich: den Menschen außerhalb der Natur zu setzen. Der Materialismus beging den verhängnisvollen Irrtum, den Geist als eine Auswirkung der Materie hinzustellen, und die christliche Kirchenlehre bestärkte die menschliche Eitelkeit in der Annahme, daß die Natur nur dazu da sei, den Zwecken des Menschen zu dienen. Sie züchtete auf diese Weise Verachtung alles Natürlichen und erweckte die Einbildung, daß durch Weltflucht eine besondere Heiligkeit zu erzielen sei. Damit hat sie aber ihrer Absicht, Demut vor Gott zu lehren, gerade entgegengewirkt; denn sie hat Gott, der ja doch mit der Natur gleichzustellen ist, verkleinert. Der fromme Heide allein wird die rechte Demut vor Gott empfinden, zugleich aber auch durch das stolze Bewußtsein, reicher als alle andern irdischen Lebewesen mit göttlichen Gaben ausgestattet zu sein, sich zu dankbarem Genießen, zu schöpferischer Betätigung berufen fühlen. Der fromme Heide hat keine Todesfurcht gekannt und keines Vermittlers zwischen sich und der Gottheit bedurft. Das Christentum hat nur den versklavten Völkern des heißen Morgenlandes wirklich eine Heilbotschaft gebracht, die gesunden starken Nordlandsvölker dagegen jämmerlich zermüht, indem es ihnen das Erlösungsbedürfnis einredete und sie lehrte, daß sie aus eigener sittlicher Kraft sich nicht von der Gewalt des Bösen befreien könnten, sondern dazu der Berufung auf den stellvertretenden Opfertod des schuldlosen Gottessohnes bedürften! — Ein Gott, der einen



Sohn hat! Ich meine, durch eine so unsinnige Vorstellung ist eine Religion schon gerichtet — es sei denn, daß der Ausdruck nicht mehr besagen soll, als daß wir Menschen, ja wir Lebewesen alle, Kinder Gottes sind und nur der eine hochheilige Mensch und religiös schöpferische Genius, Jesus von Nazareth, einen besonders hohen Rang unter den Gotteskindern für sich beanspruchen dürfe. Wer es aber so meint, der müßte folgerichtig auch die andern erhabenen Religionsstifter und überhaupt alle überragenden schöpferischen Geister in unmittelbare Nähe Jesu rücken. Damit wäre aber wieder die Grundlage des Christentums verschoben. Wir haben wirklich genug gehabt des unfruchtbaren Spintifierens über die heilige Dreifaltigkeit, über die Möglichkeit, Jesus als wahren Menschen und zugleich als wahren Gott aufzufassen usw.

In jene Zeit meiner Vertiefung in Nietzsche und meiner inneren Abkehr vom Christentum fiel auch meine Bekanntschaft mit den Schriften Guido von List's, des seltsamen Wiener Phantasten, den zwar kein wissenschaftlich gebildeter Mensch für einen Gelehrten halten wird, der aber durch seine Traumgesichte von der Religion unsrer heidnischen Vorfahren, durch seine angebliche Entdeckung, daß bei ihnen in der sogenannten Armanenschaft (gewissermaßen einer Loge der wissenden Meister) ein religiöses System von hoher Geistigkeit, die »Rita«, ausgebildet gewesen sei, im Gegensatz zur Wihinei, der märchenhaften Götterwelt, die man dem kindlichen Sinn des Volkes darbot, der, sagte ich, durch solche dichterisch seherischen Träume bewiesen hat, daß ihm das Urwesen deutschen Denkens und Fühlens aufgegangen ist. Ich meine, schon die bloße Mög-

lichkeit, daß es in den Köpfen und Herzen unsrer Vorfahren so ausgefallen haben könnte, wie List es behauptet, sei geeignet, unser freudiges Deutschbewußtsein zu stärken und uns den richtigen Weg zu weisen, auf dem wir wieder zu einer wahrhaft vollstümlichen Religion gelangen könnten. Es ist ein Jammer, daß List selbst späterhin durch den heillosen Unsinn seiner etymologischen Betrachtungen sich um den Nimbus des gottbegnadeten Sehers gebracht hat. Er hat damit der wissenschaftlichen Welt ein Recht gegeben, ihn kurzerhand als Scharlatan abzutun. Für mich persönlich aber behalten Lists Bücher von der Rita und von der Armanenschaft der Ario germanen große Bedeutung dadurch, daß sie meinem innigen Gottsuchertum einen festen Stab in die Hand gaben und mich dichterisch befruchteten. Zu dem »Deutschen Glauben«, den ich mir für mein eignes Gemütsbedürfnis zurecht machte und später auch zu einer leicht faßlichen Bekenntnisschrift, einer Art kleinem Katechismus für den Verstand des kleinen Mannes ausarbeitete, zu diesem deutschen Glauben gelangte ich dadurch, daß ich mir auszudenken versuchte, wie wohl die religiösen Vorstellungen unsrer germanischen Vordäter sich unter dem Einfluß der internationalen Kulturentwicklung gestaltet haben würden, wenn nicht durch die gewalttätige Einführung des Christentums diese natürliche Entwicklung gestört worden wäre. Und die dichterische Befruchtung zeitigte in mir den großen Plan, in einer Reihe von Dramen den Kampf zwischen dem Christentum und dem Germanentum in seinen wichtigsten Phasen zu verfolgen, bis zu dem siegesfähigeren Ausblick auf die Wiederaufrichtung einer wahrhaft rassischen germanischen Religion.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Lebens Sinn

Was ist meiner Tage bleibende Frucht?  
Ist es die Liebe, die Ewiges sucht?  
Ist es der Freude buntglänzende Schale?  
Sind es des Leidens blutende Male?  
Bin ja nur wie ein spielendes Kind,  
Dem leis der Sand durch die Finger rinnt,  
Ein zer springend Gefäß, ein Stundenglas,  
Dess' Inhalt verströmt, trotz Güte und Haß.  
Noch hält mich des Todes weich schützende Hand,  
Trägt mich durch meiner Träume Land.

Elise Leitzmann

# Sinnerk Swinegel

## Eine Tiergeschichte von Carl W. Neumann

Die Hasen der Pustetower Feldmark waren im Drud, obgleich sie inmitten der Schonzeit lebten. Allabendlich, wenn die Scheibende Sonne ihr letztes Rot an die Baumwipfel strahlte, die Tagvögel ihre Schlafplätze aufsuchten und die Fledermäuse zu fliegen begannen, erschienen sie an der Waldbesede und klagten sich ihre gemeinsame Not.

Seitdem in dem alten verlassenen Dachsbau die Fuchsfähe ihre Jungen gewölft, verschwanden die Junghasen aus den Feldern, noch ehe sie halbwegs flügge waren, und selbst für die älteren Hasenmeister begann eine unruhvolle Zeit. Erst war es die Füchsin selber gewesen, die unter dem Nachwuchs der Löfelmänner, der Flinkpoots, der Hoppelhänse und wie sie sich sonst unter sich bekannten, gefährlich gewütet und ausgeräumt hatte, bis dann dem Förster eines Tags der Echindanger auf und neben dem Bau doch gar zu bedenklich erschienen war. Er setzte sich an, schoß zwei Jungfüchse ab, die sich in der Außenwelt tummelten, und brachte zuletzt wider alles Hoffen die alte Fähe selber zur Strecke, als sie, eine Rebhuhnmutter im Gang, durch das Ausbäumen eines Hasans verwirrt, selbsthaftig und sorglos zu Bau frieden wollte. Nach ihrem Tode hatte der Gatte sein müßiges Stromern aufgegeben, die Sprößlinge eifrig an Mutterstelle mit großem und eblem Wildbret versorgt, und dabei war er dann augenscheinlich so auf den Hasengeschmack gekommen, daß ihm die Mäusetost nicht mehr gefiel.

Es war aber nicht nur die Hasensippe, die Reineses Faten an sich verspürte. Kaum hatte der Althase Hoppelhannes, der dank seiner Schlaueit sechs Jahre lang allen Fährlichkeiten zu trohen vermochte und deshalb bedeutendes Ansehen genoß, den versammelten Lampes aus seiner Erfahrung allerlei heilsame Winke erteilt, da meldete sich noch ein weiterer Zeuge für Reineses Bosheit und Niedertracht: Sinnerk Swinegel, auch ein betagter Knabe, mit Hoppelhans schon seit langem befreundet. Er hatte unter den Brombeerranken gemächlich sein Vesperbrot verzehrt — zwei Feldmäuschen, ein paar Regenwürmer, drei Grashüpfer, einen Dämmerungsfalter — und dabei neugierig auf die Gespräche der Pustetower Hasen gelauscht. Jetzt trippelte er behäbig näher, begrüßte die Walb- und Feldgenossen und nahm, als ob er dazugehöre, mitten in ihrer Versammlung Platz.

»Gu'n Abend, Swinegel,« rief Hoppelhannes, »küß, dat is schön, dat du bi mal sehn lettst. Wo geht bi dat denn upstunns, oll Burz?«

Der Stachelrod ledte sich noch den Mund nach der abwechslungsreichen Vespermahlzeit und gab der Wahrheit entsprechend zur Antwort: »Schön Dant för de Nahfrag, upstunns bün'd tofreden. Wenn't wider so god geht, denn holl id't sacht ut. Man bloß der verdammtige Boß macht mich Sorgen.«

»Di ol, oll Gründ?« fragte Hoppelhannes, »wat kann he bi andauhn bi din Montur, wenn du bi sig 'nog tosamentruffst?«

»Das sagst du woll, Hans,« gab der Igel zur Antwort, »indes das is allens so lang as breit. Der Boß is ein ollen venpnschen Hund, der nich loder läßt, wenn er wen auf die Pfl hat. Das kommt ihm gar nich da auf an, sich stundenlang vor mir hinzupflanzen, un seit mich das dumme Malör passiert is, koppheister die Mauer herunterzufollern und mich auf einen scharfen Stein so'n bißchen das Rüdgrat zu verstauchen, kann ich das Krummliegen nich mehr gut ab.«

»Hm, dat is nich god,« meinte Hoppelhannes, »denn kann bi dat frilich mal efflig biluren. Id denk mi aewer, so lang he noch Höhner, Hasans un vör allen uns Hasen heit, an de he sid, wenn de Hunger em plagt, ahn allto vel Amstänn' hollen kann, so lang ward he sid an so'n Struwelpeter, as du einer büßt, nich dat Mul verbrennen.«

»Er hat das leibergotts all getan,« entgegnete Sinnerk etwas kleinlaut. »Und küß, das is nämlich so gekommen. Sitz ich da in der vergangen Woch' um die Schummerstund mang die jungen Fichten und simulier, wo die Ringelnatter, die da in der Schonung ihr Unwesen treibt, woll ihr langes Leib für die Nacht verstaute hat, da seh ich mit einmal das Elusohrgesicht von den Boß achtern Tannenbaum rümmeschulen. Gut'n Tag auch, Swinegel,« sagt er freundlich, »du hast mich aber nich flecht verfiert. Ich war mich hier höchstens Karnidel vermuten un seh da auf einmal dein Stachelnrot. Wo kannst du die Leut bloß so grugen machen! Komm, helf' mich 'n bißchen Karnidel luchen; 'ne Achterfeul fällt dabei vor dir ab.' Ich kann' ihn ja aber, den gnittschäwischen Hund, und biß auf den Schwindel natürlich nich an. Schön' Dant für dein freundlich Absichten,« sag' ich, »indessen bin ich heut so marob', daß ich meine Beinens kaum rühren kann. Ich will mich 'n

bischen schlafen legen.' Raum hab' ich das letzte Wort aber raus, da reißt er das Maul sperrangelweit auf und schießt so gefährlich wild auf mir los, daß ich denk: nu snappt er dir ja wohl über, as der Aebbar auf den Bischen die Pogg. Ich war aber fixer, als er sich gebacht hatt'. In'n Nu war mein Kopf mang die Vorderbein, daß die Stachels schön piel in die Höchte starrten, und eh' er das ahnt, hatt' mein Musche Wöß all 'ne blutige Nas' bei sein Zuschnappen weg. Junge, was ging er da über zur Kehrl! Du Hundsfott von Swinegel, schrie er vor Wut, 'das schenk ich dich nich, das vergess' ich dich nich! Du sollst deines Lebens, was ich dabei tun kann, von heut an nich einen Tag mehr froh werden. Ich will dich woll auf die Faden bleiben, und treff ich dir wieder, denn 'gnad' dir Gott!' Schüh, Hannes, nu snüwewelt er achter mir her, as den Förster sein Fühnerhund achter euch Hasen, und wenn ich nicht scharf auf ihn spannen tät un sein Wechsels nich ganz genau austundschaft't hätt' — wer weiß, wo mein' Knochen heut abend all lägen! Ich will mich man 'n bischen ins Holz reinmachen; hier is mich die Gegenb nich sicher genug.

»Unmaeglich is't nich,« sagte Hoppelhannes, »dat he in de Umgegend rümmebiefert.« Er stellte sich dabei auf die Fersen und äugte nach allen Richtungen hin, und auch die übrigen Stoppelhopser machten abwechselnd Männchen und Regel, denn keinem war recht geheuer ums Herz.

Raum war der Igel zu Holz gerückt, da löste die Fadenversammlung sich auf.

So schwarz, wie Hinnerk die Sache ansah, stand sie in Wirklichkeit für ihn nicht. Der Fuchs hatte Auswahl genug in den Felnern und dachte gar nicht im Ernste daran, dem Stachelrod zielbewußt nachzuspüren. So rasch seine schweißende Nase verheilt war, so schnell war sein Grimm auf den Igel verlaucht. Wenn ihm im Leben nichts Schlimmeres zustieß als solch eine harmlose Antrempel, so war er der glücklichste aller Füchse.

Auch Swinegel selbst nahm die Drohung Reines nach und nach von der leichten Seite, wenngleich er die Vorsicht nie außer acht ließ. Bald schweifste er wieder wie sonst durchs Gelände, und wer ihm bei lotanen Streifereien durch Wald und Flur hätte folgen können, der würde unschwer ermittelt haben, daß Meister Swinegels Augenmerk sich weniger auf den Wechsel des Fuchses als auf die Erkundung der duftenden Spur einer holden Weiblichkeit richtete. Er fühlte nämlich die innere Pflicht, zur Weiterverbreitung der Igelstipperschaft nach Kräften das seinige beizusteuern, das heißt, er war auf der Brautfahrt begriffen.

So einfach wie bei den verliebten Mensch-

lein geht das bei den Stachelrittern nicht ab. Bei jenen tritt »er« an »sie« heran, nachdem er eine geraume Zeit errötenb ihren Spuren gefolgt ist, und flüstert ihr, wenn die Stunde gekommen, mit schwärmenden Blicden bedeutungsvoll zu: »Mein holdes Fräulein, ich liebe Sie.« Worauf die Erwählte entweder entgegnet: »Sprechen Sie bitte mit Mama,« oder wenn der Adonis dem Traum ihrer Nächte zu seinem Unglück nicht völlig entspricht: »Lieben Sie mich, wenn Sie durchaus wollen; ich liebe Sie nicht.« Im ersteren Fall kommt es bald zur Verlobung, im zweiten erklärt der verschmähte Liebhaber in neunundneunzig von hundert Fällen, es gäbe für ihn keine andre Wahl, als dem irdischen Dasein ein Ende zu machen. Worauf er dann ganz vergnügt weiterlebt.

Bei den Swinegeln liegt die Geschichte verzwidder. Der Anbeter muß sich die Liebste erkämpfen, denn überall gibt es Nebenbuhler, und wenn ihm die holde Igeljungfrau nach langem Werben ihr Igelherz schenkte, so muß er sein Eheglück weiter bewachen, weil Lieben und Treusein nach Igelbegriffen — das heißt nach denen der besseren Hälften — zwei durchaus verschiedene Dinge sind.

Hinnerk Swinegel hatte das große Glück, gleich beim ersten Anlauf ein Weib zu erringen. Nach kurzem Zweikampf mit einem Rivalen, wobei er die Kopfhaut kapuzenartig über die niedrige Stirne zog und die vordersten, spießähnlich starrenden Stacheln als wirksame Angriffswaffen benutzte, nahm sie verschämt seinen Antrag an. Er grunzte und quiekte vor eitel Wonne, trieb seine Schöne im Liebespiel eine Stunde lang um ein Kreuzdorngebüsch, grunzend und manchmal vor Übermut schmalzend, und schloß sie zuletzt, wie es Liebenden ziemt, voller Inbrunst und Seligkeit in die Arme. Dann zeigte er ihr seine Lagerstätte, erklärte, daß ein Beisammenwohnen für ihn keine weiteren Reize habe, daß er vielmehr eine reinliche Scheidung von Tisch und Bett für das Richtige halte, ohne das einmal geschlossene Bündnis deshalb bereits wieder lösen zu wollen, und ging dann wie vorher eigne Wege.

Hinnerk Swinegel hatte kein Gattentalent. Und seine Liebste tat ebenfalls nichts, um den Ehemann an ihre Seite zu fesseln. Sie trafen sich auf ihren Jagdausflügen, begleiteten sich dann ein Stücklein Weges, kosteten und spielten wohl auch miteinander, verstanden sich aber trotz aller Verliebtheit zu keiner engeren Herzensgemeinschaft. Und dieses lodere Eheverhältnis, dies »Lieb mich, aber laß mich in Ruh!« veränderte sich auch nicht im geringsten, als die Frau Swinegel eines Tags fünf winziger nader Kindelein genas. Sie hatte sich im Getreidefeld unter flammendem Mohn und blauen Spanen ein weiches Laub- und Moosnest be-

reitet, erwartete aber umsonst, daß sich Hinnerl teilnahmsvoll ihres Mutterglücks freue.

Erst als den Rücken der Nachkommenschaft ein stattlicher schwarzer Stachelwalb schmückte und etliche von den zarten Stacheln schon schneeigweiße Spitzen bekamen, erschien er von Zeit zu Zeit vor der Haustür und tat, wenn die Hausfrau und Mutter der Kinder nach Schneden und Regenwürmern pürschte, mal einen verstoßenen Blick ins Gemach. Dann trippelte er in dem stolzen Bewußtsein getreulich erfüllter Vaterpflichten wieder dem eignen Jagdgebiet zu.

Der Fuchs machte ihm keine Sorgen mehr. Der schien seine Drohung vergessen zu haben. Schon mehrfach war der verhaßte Strauchdieb nahe an Hinnerl vorbeigeschnürt, ohne von dessen Witterung auch nur die geringste Notiz zu nehmen, und ebenso oft hatte Swinegel selber sich nahe beim Fuchsbau umhergetrieben. Er konnte das ungehindert tun, weil um die Zeit, wenn er weibwerfend umging, auch Reineke seine Streiffahrten machte.

So ging der Sommer friedlich dahin, ohne daß Fuchs und Igel sich trafen. Altweibersommer flog über die Stoppeln der endlosen Roggen- und Weizenfelder, die Blätter der Buchen färbten sich gelb, und die zartbesaiteten Wandervögel rüsteten sich für die Fahrt nach dem Süden. Der Igel hatte noch gute Zeit, dem Fuchs aber ward's langsam ungemütlich. Nicht wegen mangelnder Notdurft des Leibes — du lieber Gott, es gab mehr als man brauchte. Es hub aber überall im Gelände ein wüstes Geknall und Geschiesse an, und wenn das auch Hasen und Hühnern galt und für Reineke mancherlei Vorteile brachte, insofern er frangkesschossene Stüde mit leichterer Mühe erbeuten konnte, so war ihm doch das verdamnte Getöse von früh bis spät in der Seele verhaßt. Es wedte verwünschte Gedanken in ihm, seitdem er einmal im Treiben gewesen und nur mit allergenauester Not und einem stark schweißenden Vorderlaufe die Schützenkette durchbrechen konnte.

Tagsüber lag er verlüftet im Bau und pflegte dort der beschaulichen Ruhe, denn dieser Bau war die einzige Stätte, wo er sich geseit und geborgen fühlte. Er hatte sich außer den alten Röhren, die er mit der Erde zusammen gegraben, noch einen heimlichen Gang geschaffen, der in den benachbarten Graben führte und dort auf das beste durch wehrhaftes Struppicht vor Jägern und Hundsn gesichert war. Den wollte er kennen, der dieses Notrohr erspüren und unbrauchbar machen konnte!

Oh, er war schlau, Meister Reineke! Er wußte, daß er im weiten Umkreis der Bestgehaßte bei Mensch und Tier war, daß ihn die Bauern im Dorfe verfluchten, seitdem er ihnen

am helllichten Tage die Hühner aus den Gärten stibigt, daß ihm der Schäfer den Tod geschworen aus Rache für seine verschwundene Gans und daß ihn der Förster und dessen Fedel ganz sicherlich eines schönen Tags in seinem Bau überrumpeln würden. Bereit sein war alles, das wußte er. Und deshalb grub er das neue Notrohr unter dem stachelichten Weißdorngebüsch und prüfte es sorgfältig Tag für Tag, ob es irgendwie Zeichen verbächtiger Art, die Spione verrieten, erkennen ließ. Erst wenn er das Fluchtrohr in Ordnung befunden, verschloßte er sich in der Tiefe des Kessels.

Eines Tags, als er wiederum sorgfältig prüfte, stieg ihm ein seltsamer Duft in die Nase. Es war jemand von der Grabenseite in seinen heimlichen Gang gebrungen, dann aber, trotz ihn die Witterung nicht, auf halbem Wege umgekehrt. Und dieser jemand war niemand sonst als ein unverschämter Igel gewesen. Hinnerl natürlich, der Erzhalunke, der seine spitzige Schweineschnauze nur allzu gern in Dinge steckte, die nicht für ihn berechnet waren.

Das fehlte gerade, daß sich der Freche an seinem Notrohr zu schaffen machte und etwa der Krummbeingefellschaft des Försters das ängstlich gewahrte Geheimnis verriet. »Na warte, Bürschchen, wir finden uns wieder!«

Und merkwürdig: monatelang waren beide, der Fuchs und der Igel, im selben Revier kein einziges Mal auseinandergestoßen, und heute gerade trafen sie sich an dem Wasserloch auf der großen Koppel! Just diesen schönen Oktobermorgen, so recht geschaffen zum frohen Genießen — just diesen prächtigen goldenen Herbsttag wollte das Schicksal Hinnerl verderben!

»Verdammt!« sagte er und rollte sich ein, als er den Langschwanz herantraben sah.

Der setzte sich, als er am Ziele war, auf seine breiten Hinterfeulen und blickte aus seinen hämischen Sehern das Anglüdsflümpchen da vor sich an.

»Nee, wo mi dat freut,« begann er spöttisch, »dat id di noch mal wedderseh! Id habb all Bang', dat de Zigeuners, de unner de groten Ecken höllen, bi utfundschaft' un upgrepen habben. Id sach di all aewer ehr Güer smuren un naßt as Braben up ehren Töller, un dat habb mi leed dahn um di un um mi. Id weet nämlich, wenn 'd ol nich leder bün, doch einigermäßen, wat gaud smeden heiht, un Swinegelbraben herw'd lang nich mihr hatt.«

Den Körper des Igels durchlief ein Schauer. Er wußte, es ging heut um Kopf und Kragen, wenn nicht von irgendwo Rettung kam. Er rollte sich eine Wenigkeit auf, um vorsichtig unter der Stachelkapuze nach rechts und links hin spähen zu können, doch ließ sich kein Hund und kein Jäger erblicken. Just heute lagen die



weiten Felder von Mensch und Tier wie verlassen da; nur eine Gesellschaft hungriger Krähen flog kartend über die Koppel weg.

»Wie denkst du nu aewer de Sat, oll Gründ?« fing Reineke wieder zu höhnen an; »id heww nich vel Lust, hier up't apene Feld in aller Gemädsruh astotlöwen, bet du dinen Litnam freiwillig uprullst. An ebenso wenig bün id willens, bi noch mal wedder lopen to laten. Wat einmal tosam fall, dat kümmt of tosamem, un füll't de Düwel eigenhännig up sine Schwor tosametoren. Ma! also kein Umstänn' un rull bi up; desto ihrer heßt du de Sat aewerstaht. Id ma! of schön torten Prozeß mit di, un wenn du irst bod büßt — naht beih't nich mihr weh.«

Ein neuer Schauer durchrieselte Pinnerk. Er wollte reden, doch konnte er nicht; die Todesangst lähmte ihm die Zunge. Es kam nur ein halblautes Gedern zustande, und diese angstvoll verzweifelten Töne erschienen zum Unglück dem Fuchs wie Gelächter.

»Schön,« sagte dieser, »denn ma! wi dat anners.« Und ehe der Igel sich dessen versah, kugelte ihn Meister Reineke unter Zuhilfenahme der Pfoten dicht an das Ufer des Wasserloches und stieß ihn von dessen höchster Stelle Hals über Kopf in das kühle Bad.

Nun mußte der Swinegel wohl oder übel den Stachelrod auseinanderfalten, wenn er nicht elend ertrinken wollte. Er schnaubte und prustete ein paarmal, weil Mund und Nase voll Wasser waren, und schwamm dann über Erwarten geschickt auf dem Spiegel des kleinen Tümpels dahin.

»Kif einer an,« sagte Reineke boshaft, »wo schön du bi up de Sat versteihst! Id habb gor nich dacht, dat ji Struwelpeters so utgetekente Swemmfünftlers sind.« Und dabei schlich er in langsamen Schritten neben dem schwimmenden Igel her, wandte sich, wenn sich dieser wandte, und hielt so sein Opfer vom Ufer fern. »Nigirig bün id, wo lang du dat uthöllst.«

»Id bibb bi, Voss, üm min Rinner willen,« begann nun der Igel beweglich zu klagen, »lat mi blot bitmal noch wedder rut! Id heww bi mit Willen jo nie wat bahn un kam bi of künstig nich in't Geheg. Min Pust un min Kräften sünd bald to Enn'; du kannst doch nich willen, dat id hier versup?«

»Dat steiht ganz bi di,« lachte Reineke hübsch, »woans du dat dormit hollen willst. Von mi ut bruffst du nich to versupen, id biet bi ebenso girn of dot. De bläubig Snut, de id bi verbanf, habb id bi sacht vergeten künnt, man dat du in min Notriühr rümtrüppst un mi womaeglich ver-raden deihst, dat kann id bi leibergotts nich schenken. Upstreten wardst du nu so oder so, un beswegen rad id bi: ma! dat fort, stumm ran an dat Auwer un liefer bi ut.«

Den Igel verließen tatsächlich die Kräfte. Er schwamm nicht mehr ruhig wie zu Anfang, er zappelte wild mit den Beinen umher und sank dabei zusehends tiefer ein. Auf einmal wurde ihm schwarz vor den Augen. Die Sinne schwanden — es sauste und brauste — war das schon das Ende, war das der Tod?

Der heiße Trieb der Selbsterhaltung verlieh ihm noch einmal Riesenkraft und riß ihn plötzlich wieder empor. Und als er sich umsah, war — Reineke weg. Statt dessen hörte er Hundegeläuf, das aus der Richtung vom Dorfe kam und langsam lauter und lauter erscholl. Er ruberte auf das Ufer zu, stieg, so geschwind es die Kräfte erlaubten, aus dem verfluchten Tümpel ans Land, schüttelte sich und äugte begierig über das sonnenbeschiedene Feld. Weit in der Ferne sah er den Erbfeind, wie er mit ausgestreckter Standarte zwischen den Büschen am Walbrand verschwand, offenbar um im Malepartus Zuflucht vor seinen Verfolgern zu suchen. Die kamen zu dritt aus dem Dorfe her und trugen Flinten über der Schulter, und vor ihnen her liefen kläffende Fedel und neben ihnen ein Fühnerhund.

»Haha,« sagte Pinnerk. Er wußte genug. Ihm war, als wäre er neu geboren, als hätte die ausgestandene Angst seine Glieder gestählt, anstatt sie zu lähmen, als wäre das unfreiwillige Bad für ihn eine Jungbrunnentur gewesen. Er ließ die drei Grünröde an sich vorbeiziehen, verschmauste sich dann noch eine Weile und zottelte gleichfalls dem Walde zu.

Der Fuchs hatte lange überlegt, wie er den Dingen am besten begegnen und ob es insbesondere angezeigt sei, auch diesmal im Dachsbau Zuflucht zu suchen. Das Dadelgeläuf ging ihm stark auf die Nerven; er merkte die Absicht und war verstimmt. Wohin aber sonst, wenn nicht in seine Festung? Es fehlte an Schlupfwinkeln im Revier, an Geklüft und Ge-strüpp und an hohlen Weiden, und so am hellerlichten Tage ganz ohne Deckung in freier Natur, in den Gelbern und Fluren umherzu-irren, die überall Jäger und Hunde durchstreiften, das dünkte ihn keine verlockende Sache. Man konnte da, ehe man sich's versah, in eine brenzlige Lage geraten. Was konnte ihm demgegenüber geschehen, wenn er in seinem Burgverhau die Dinge getrost auf sich zukommen ließ? Besah er nicht sein verborgenes Fluchtröhre unter dem wehrhaften Dornenstrüpp, von wo aus er sich dann im Schutze des Grabens ungesehen verdrücken konnte, und hatte er nicht der Krummbeinmeute des Försters schon einmal so zugehört, daß sie noch wochenlang an ihn dachte? Er lauschte hinter den Faselbüschen gespannt auf die Tritte der Jäger und Hunde und froch, als sie näher und näher kamen, besorgt, doch nicht mutlos hinein in den Bau.

Nicht lange danach vernahm er Stimmen. Das Erdreich über ihm dröhnte und bebte unter dem Tritt schwerer Menschenfüße, die Fedel gaben noch immer laut, und der Hühnerhund schnupperte ziemlich geräuschvoll in eine der alten Röhren des Baues. Kein Zweifel: man wollte ihm ernsthaft zu Leibe und wußte auch, daß er zu Hause war. Deht galt es, sich nicht verblüffen zu lassen.

Ragengleich duckte er sich auf den Boden, zum Sprung in das heimliche Fluchtrohr bereit, falls einer der Krummbeine einschließen sollte. So lange es anging, wollte er bleiben, dem Kampf aber aus dem Wege gehen, obgleich er den Dadeln in Hieb und Abwehr zehnfältig überlegen war. Wenn er durch das Fluchtrohr den Graben erreichte, bevor sich die eingefahrenen Hunde von ihrer Verblüffung erholen konnten, so war er so gut wie in Sicherheit, und der Förster und seine Spießgesellen konnten ihr Schießzeug zusammenpacken.

Minute über Minute verstrich, ohne daß sich etwas änderte. Die Tritte erklangen halb hier, halb dort, als ob die Verfolger den Bau umkreisten, und einmal — seltsam — erschien es ihm fast, als rege sich etwas im Notausgang unter dem wehrhaften Weißdornbusche. Es war aber doch wohl nur Täuschung gewesen. Wie sehr er die Laufschär auch spüren mochte, der seltsame Ton ließ sich nicht mehr vernehmen.

Auf einmal hörten die Tritte auf; statt dessen verstärkte sich plötzlich das Klaffen der Förstertedel zu wildem Lärm, und gleich darauf fuhr ein Malesizvieh in eine der alten Röhren ein.

Jäh wie ein Blitz stand der Fuchs auf den Läufen. Ein Ruck, eine Wendung, ein kräftiger Abstoß — alles im Bruchteil einer Sekunde — dann schoß er hurtig das Fluchtrohr hinauf.

Verflucht! Was war das? Seine Nase schweißte — ein stechender Schmerz trieb ihn wieder zurück.

»Bist du dat, Swinegel?« fragte er leuchtend. »Wat Plaz, Hallunt! Sünst biet id bi dot!«

»Dat dauß du man,« gab der Igel zur Antwort, »id hinner bi nich, wenn du Lust bortau best.«

Der Fuchs hatte aber durchaus keine Lust. Er mußte zurück, und zwar allerschnellstens, bevor ihn die Hunde von hinten her in der engen Röhre einkeilen konnten. Mit einem Verschwinden des stachlichten Schufes, der wie ein Stöpsel den Gang verschloß, war nach dem Vorfall am Wasserloche ja leider Gottes nicht mehr zu rechnen.

Rasend vor Wut über die Gemeinheit,

schlürfte er aus dem Fluchtrohr heraus, stürzte sich wie ein Verzweifelter auf den verdachten, erschrockenen Fedel, dem bei seinem Anblick die Stimme versagte, biß ihn wie toll in die gelfernde Schnauze und fuhr dann wie aus der Kanone geschossen durch eine selten benutzte Röhre auf Glüd ober Unglüd heraus aus dem Bau.

Es war sein Verderben. Das wilde Gepolter war das Signal für den Schützen gewesen — drei Sprünge, da trachte der töbliche Schuß. Der Fuchs stieß die Nase so hart auf den Boden, daß seine Standarte steil aufwärts stand, tat unter Aufgebot all seiner Kräfte noch ein paar weitere Sprünge nach vorn und stürzte dann endgültig tot zusammen.

Als Hinnerk den Schuß durch den Wald dröhnen hörte, froch er erregt aus der Röhre heraus, sicherte um der Hunde willen im Schutze des struppigen Weißdornstrauches und schlich darauf vorsichtig, Schritt vor Schritt, jeden Grashüschel zu seiner Deckung benutzend, dem Schauplatz des grausigen Dramas zu. Er kam gerade zur rechten Zeit, um den toten Feind, den Vielgehaßten, noch einmal in ganzer Größe zu schauen. Schläff hing er da in der Rechten des Försters, die seine buschige Lunte umspannte, begafft und bewundert, umfläfft und umschnuppert.

»Is schad üm em,« sagte Hinnerk leise, »he wir doch up sin Ort 'n staatschen Kir!« Dann schlich er zurück in die schützenden Dornen, wartete, bis sich die Jäger entfernten, und trottete dann in der Grabensohle gedankenvoll in den Wald hinein.

Die erste, die von der verdienstlichen Leistung des Stachelhelben etwas erfuhr, war, wie sich's gehört, Hinnerk Swinegels Frau. Und die tat natürlich das ihrige, um den Meisterstreich ihres Ehegatten zum höheren Ruhme der Igelfippe nach Möglichkeit an die Glode zu schlagen. Bald wußten es nicht nur die leiblichen Kinder, die längst schon auf eignen Füßen standen, das ganze Pustetower Revier und ganz besonders die Hasengemeinde, die unter Reineses Schurkenstreichen am allerschwersten gelitten hatte, erzählte sich in den Abendstunden von Swinegels unfreiwilligem Bad und dem bald darauf folgenden stolzen Triumph. Wo Hinnerk sich blicken ließ, ward er beglückwünscht, bewundert und wie ein Befreier geehrt. Bis er sich eines Tags im November sein altes Laubnest in Ordnung brachte und sich durch einen gesegneten Schlaf, der bis zum kommenden Frühjahr währte, den stürmischen Fuldigungen entzog.



## Meermann

Meermann stieg ans Land,  
Stampfte schwer hinein in die Flur.  
Wasser floß ihm von Schulter und Tatenhand,  
Und Lachen standen, wo seiner Füße Spur.

Schlick und Tang durchklebte sein zottiges Haar,  
Ein Ruch von toten Fischen war um ihn her.  
Über den Wangenwulsten das Augenpaar  
War grün und schillernd wie das Meer.

Meermann sah den ersten blühenden Apfelbaum,  
Starrte ihn an und sah nicht sehr geistreich aus.  
Brach die Krone, eins, zwei – und schnarchte hörbarer kaum  
Dabei – trug sie in der Hand, wie wir einen Rosenstrauß.

Meermann sah das erste, spielende Kind,  
Blieb wieder glühend mit offenem Munde stehn,  
Sagte: „Merkwürdig! Im Lande der Menschen sind  
Die Blumen lebendig, können schwätzen und gehn.“

Meermann stampfte weiter, und Abend ward,  
Die Glocke vom Kirchturm ging him baum.  
Meermann zerrte an seinem nassen Bart,  
Hielt die Hand ans Ohr, lauschte, ob dies vielleicht nur ein Traum.

Im nahen Dorf gingen in jedem Haus  
Die Lichtlein auf. Meermann atmete schwer,  
Warf von sich den Apfelbaumb Blütenstrauß.  
Jetzt kam ihm die Sehnsucht nach seinem Meer,

Nach seinem Tisch mit Perlmutterschein,  
Nach der Meermannsfrau, so träge und naß,  
Nach den mit dem fischschwanz plätschernden Kinderlein,  
Nach Korallen rot, nach Seesternen blaß,

Nach Tritonenhorn und dem Sehnsuchtsfang,  
Der nachts aus gestrandeten Schiffen steigt.  
Meermann stampft zum Meere heimwehbang –  
Im Dorf der Herr Lehrer dem Mond ein Ständchen geigt.

Grete Maffé



Wilhelm Fahrenbruch:

Gebet

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921





# Hans Meyer und sein Totentanz

Von Günther Holstein

**S**tatt zwei Jahre sind es nun, daß Hans Meyer, der Berliner Maler und Radierer, von uns gegangen ist: am 17. Dezember 1919 hat der bis zuletzt unermüdlich Schaffende die Augen geschlossen. Ein äußerlich schlichtes und doch

von innerlichster Tüchtigkeit getragenes Künstlerleben war damit zum Abschluß gelangt. Wohl war es in den letzten Jahren still um ihn geworden, und manchem der jüngeren Generation mochte der Name des Dahingefahrenen fremd in die Ohren klingen, aber es dauerte nicht lange, bis er auch ihnen wieder zu einem lebendigen Inhalt wurde. Mehrfach haben seitdem größere Gedächtnis- und Nachlaß-Ausstellungen gezeigt, was an dauernden Werten in Hans Meyers Schaffenwerk umschlossen liegt; dem umfassenden Gesamtbild, das die reiche Ausstellung der

Wilmsdorfer Kunsthalle von ihm geben konnte, stellte sich bald die knappere Folge im Berliner Künstlerhaus zur Seite. In beiden fühlte man: es war mehr als die Feier eines Toten, worum es sich handelte; ein in seinem Werte wahrhaft Lebendiger stand vor uns, der seinen festumrissenen Platz in der Geschichte der deutschen Graphik allezeit behalten wird.

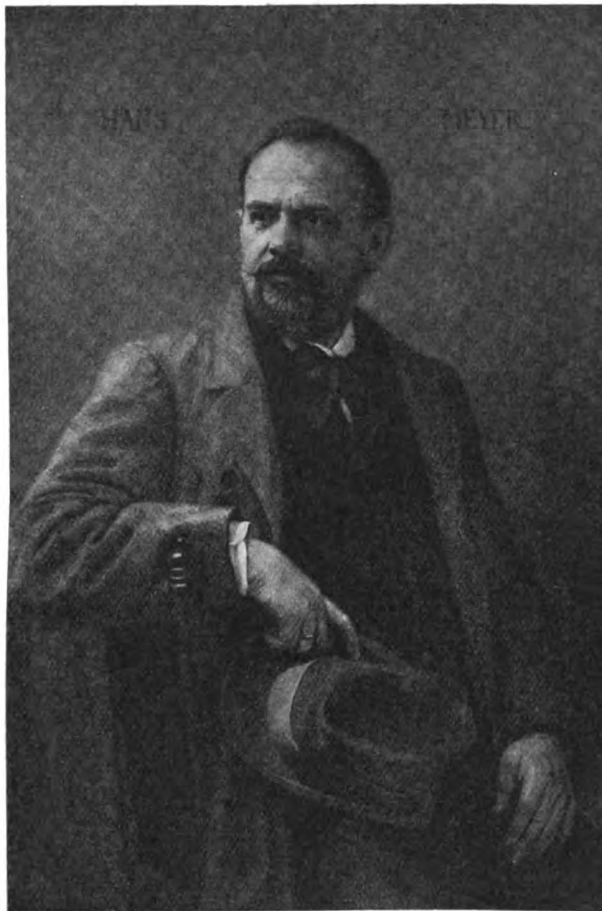
Hans Meyer war ein Sohn des alten Berlin; in die letzten Nachklänge der vormärzlichen

Zeit fielen noch die ersten Jugendjahre des 1846 Geborenen. Die Eindrücke, die er von dem künstlerischen Leben der preussischen Hauptstadt mit seiner kräftigen realistischen Haltung, der warmherzigen Ehrfurcht vor dem Werk der gro-

ßen Alten und der selbstverständlichen Solidität in allem rein Handwerklichen der Kunst empfing, blieben bestimmend für seine ganze Entwicklung.

Schon als Knabe war er ein unermüdlicher Zeichner, der in immer erneuten Versuchen die bewegte Welt um sich festzuhalten versuchte; so wurde er schon in verhältnismäßig jungen Jahren ein Schüler Mandels, der von vornherein einen starken und nachhaltigen Eindruck von dem jungen Talent empfangen hatte. In mehr als einer Hinsicht war dies von Glück für ihn; Mandel war nicht nur ein ausgezeichnete Leh-

rer, der mit innerem Verständnis auf seine Eigenart einging, er vermittelte ihm vor allen Dingen auch die glanzvolle Tradition der deutschen Kupferstichkunst in ihrer ganzen Fülle, wie sie sich seit dem Mittelalter zu immer größerer Ausdrucksfähigkeit und technischer Vollendung entwickelt hatte. Mit Leidenschaft nahm der junge Künstler diese Anregungen auf; er mochte fühlen, daß es etwas seiner besonderen Eigenart im tiefsten Verwandten war, das ihm



Selbstbildnis Hans Meyers



Titelblatt zum »Totentanz«

hier als graphisches Mittel in die Hand gegeben wurde. Die eignen Versuche steigerten sich bald zu solcher Vollendung, daß es für Mandel selbstverständlich war, in Meyer seinen beruflichen Nachfolger zu sehen. Er ist es dann in vollem Sinne des Wortes geworden: nach seines Lehrers Tod übernahm er dessen Meisteratelier; nicht lange, so wurde er außerordentliches Mitglied der Akademie der Künste. Den Siebenunddreißigjährigen ehrte so schon der Professortitel. Denn er war in Wahrheit zu einem unumstrittenen Meister seines Faches geworden; nicht nur den besten Zeichner Berlins hat man ihn bereits damals genannt, auch die deutsche Kupferstecherkunst hatte in ihm ihren letzten großen Vertreter gefunden.

Die Kunst der graphischen Nachschöpfung unsrer großen klassischen Gemälde, lange Zeit der Stolz und die Freude der Schaffenden wie der Kunstfreunde, ist freilich heute in weiten Kreisen fast ganz in Vergessenheit geraten, und wenige wissen, was und wieviel unsern künstlerischen Bewußtsein damit verlorengegangen ist. Von Meyer könnte man es wieder lernen; von keinem ist diese Kunst verständnis- und liebevoller gehegt, aber auch von keinem mit souveränerer Beherrschung des Technischen und stär-

kerem Gefühl für ihre besonderen Formwerte und reichen Wirkungsmöglichkeiten gehandhabt worden als von ihm. Mit einer Arbeitskraft sondergleichen strebte er seinen Zielen zu. Studienreisen in Holland, Belgien, Frankreich mußten ihn zu den damals noch vielfach schwer zugänglichen Originalen führen, von denen er Bleistiftkopien von feinsten zeichnerischer Sorgfalt nimmt, in ihrer Art wahrhaft bewundernswerte Studie; die Arbeit an der Kupferplatte zieht sich dann oft über Jahre hinaus: an einzelnen Blättern, wie an der Raffaelischen »Poesie«, die dann freilich auch zu besonderer Berühmtheit gelangt sind, hat er bis zu vier Jahren gearbeitet. Es sind ihm aber dafür auch Blätter von geradezu köstlicher Erlesenheit, voll innerer Monumentalität und wundervoller Weichheit der Schattengebung gelungen, die in ihrer Art ganz einzig dastehen; man muß sich bei ihrer Betrachtung einmal ganz ins Einzelne versenken, jede Strichführung der vielen unendlich feinen Linien, jede Schattenwirkung der Tiefengebung, die sich doch immer wieder von

selbst zur einheitlichen Gesamtwirkung zusammen schließen, studieren, um ganz das empfinden zu können, was hier geleistet ist. Unser durch eine Überfülle photographischer Reproduktionen übermüdetes Auge hat es vielfach verlernt, graphische Wiedergaben in ihrer besonderen Eigenart zu erfassen und zu würdigen; wie wenige junge Kunsthistoriker vermögen das selbst! Denn es handelt sich hier nicht nur um etwas Grundverschiedenes, sondern auch im inneren Wesen durchaus Überlegenes, das mehr leistet, als die immer nur am Äußeren haftende Maschine zu geben vermag: ein aus innerstem Mitfühlen und Mitbewegen der lebendig bewegten Seele geborenes eigenwüchsiges Nachschaffen in andern, neuen Ausdrucksformen, die doch nichts wollen, als nur die Seele des Vorbildes wiederum Gestalt werden lassen, ein innerer Dienst am Werk unsrer Großen, wie er hingebungsvoller nicht gedacht werden kann.

Es versteht sich von selbst, daß dem Künstler bald Auftrag an Auftrag zuteil wurde; der größte von ihnen kam vom Staate: es galt, die Monumentalgemälde Gesellschafts, die die Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses als deren weitaus bedeutendstes Werk schmücken, graphisch nachzubilden. Ihre Wiedergaben, die alle Kraft

und Größe der Darstellung auch in der kleineren Form mit kongenialen Verstand zu wahren wissen, sind ein dauerndes Denkmal der engen Freundschaft geworden, die beide Künstler bis zu Gesellschafts tragischem Tod verbunden hat. Daneben entstehen die prachtvollen Blätter nach Rubens, van Dyck, Moretto, Holbein, dazu viele höchst lebendige Porträtstudien, die Meyers Namen in weite Kreise tragen.

Aber der Graphiker ist auch zugleich Maler — als solcher wesentlich durch sich selbst gebildet. Mit selbstverständlicher Sicherheit geht er seinen Weg, einzig die Natur als Lehrmeisterin vor Augen. Denn daß sich die Kunst nur im steten innigen Umfassen mit der Mutter Erde ewig jung erhalten könne, war seine innerste Überzeugung: »Kunst ist beseelte Natur«, so prägte er es gern im Kreis seiner Freunde zum knappen Kennwort aus. So hat er eindrucksvolle Bilder aus dem Bereich der deutschen Landschaft geformt, die ihm als Frucht seiner Reisen heranreisten, so hat er vor allem die italienische Landschaft in einer Fülle feingestimmter Aquarelle immer wieder festgehalten. Seit frühen Jahren war ihm die Halbinsel eng vertraut: wieder und wieder hatte er sie zu Fuß durchwandert und sich mit stets erneuter Freude von der Farbigeit der Landschaftsstimmungen, der lebendigen Bewegtheit ihres Volkslebens gefangen nehmen lassen. So wurde gerade hier die Ausbeute besonders groß. Dazwischen lodten ihn auch andre Aufgaben, in denen er seine Phantasie frei schweifen lassen konnte; sein heiliger Christophorus, der das Christkindlein durch die Wasser trägt, in packendem Lichterspiel eindrucksvoll hingeseht, wird noch vielen in der Erinnerung sein. Auch große dekorative Aufträge wurden ihm gelegentlich zuteil: die beiden Wandbilder in dem jetzt der Akademie der Wissenschaften gehörigen Haus in der Viktoriastraße zu Berlin, die die römische Campagna und die Sireneninsel Capri darstellen, sind schöne Beispiele dafür, wie er diese Probleme großzügig zu bewältigen verstand.

Inzwischen reift nun sein eigentlichstes Hauptwerk heran, das ganz und einzig nur dem Graphiker Hans Meyer gehörte — »dieses Werk, das mir am Herzen lag«, wie er es auf der letzten Platte der Folge am Rande eingrub:

sein Radierungszyklus »Ein Totentanz«. Mit ihm ist sein Name vollstündlich geworden, mit ihm wird er auch dauernd in der Kunstgeschichte verknüpft bleiben.

Je und je hat sich der germanische Mensch mit dem Geheimnis des Todes beschäftigt; wie in Mythos und Sage, in Religion und philosophischer Besinnung unermüdlich die Gedanken um ihn kreisen, so ist er auch ein Motiv unserer Kunst geworden. Bis zum Revolutionszyklus Kethels zieht sich eine ununterbrochene Tradition, und nichts spricht mehr für die geistige Einheitlichkeit im künstlerischen Leben unsers Volkes, als daß gerade die letzten Jahrzehnte hochbedeutende Neuformungen des alten Themas gebracht haben. Klinger, Stassen, Hans Meyer sind wohl die, denen hier das Bedeutendste gelungen ist. Mit faustisch schweifender Phantasie grübelt Klinger in seinem Zyklus »Vom Tode«, mit visionärer Kraft beschwört er jene unheimlichen, atembeklemmenden Szenen herauf, die wie die unruhewollen Bilder eines



Der Einsiedler





Der Schnitter

schweren Traumes bald hier, bald dort die bleiche Majestät des knochigen Gastes aufleuchten lassen. Zu einem sturmvollem Gang durch die Weltgeschichte werden Franz Stassens Kohlezeichnungen, die, von einem großen Grundgedanken einheitlich getragen, sich mit leidenschaftlicher Dramatik zu wuchtigen Höhepunkten steigern: der Tod als der Sünde Sold, als die sich selbst vernichtende Erfüllung des tierisch-triebhaften Willens zum Leben, der verzehrenden Gier nach Macht und sinnlichem Genuß schreitet durch das Menschheitsgeschehen. Bis dem »Großen Pan«, der als Symbol der sinnlichen Welt auf dem ersten Bild den Totenschädel in Händen hält, auf dem letzten der Philosoph, mit Schopenhauers hochgestirnten Zügen, machtentwindend entgegentritt.

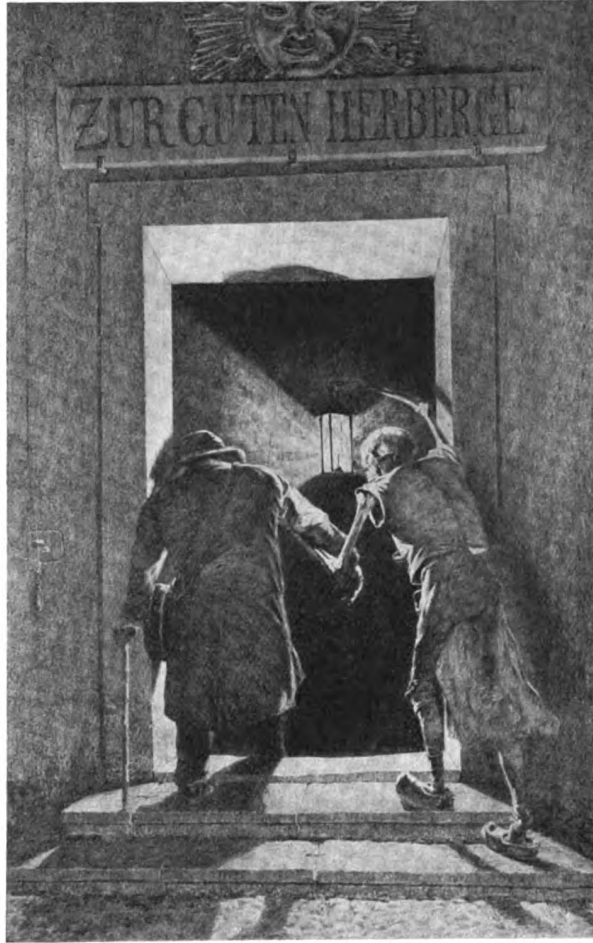
Ruhiger und stiller als bei diesen beiden St rmern schlagen die Wellen in Hans Meyers Werk; aber seine Künstlerschaft greift darum

nicht minder tief. An die Stelle epischer und dramatischer Elemente tritt der weichere Klang der Lyrik, deren tiefer Mollklang sich zu breiter, dunkler Wirkung ausschwingt. Aber 20 Jahre hat ihn der Zyklus beschäftigt; was er als Radierer, was als malerischer Erfasser der Landschaft gelernt hat, finden wir hier zusammengefaßt. Und dazu tritt noch ein andres, neues, das wir hier zum erstenmal in ihm wirken sehen: ein Philosoph und ein Dichter. In der Einleitung der Volksausgabe, die die Radierungen und eine Anzahl später nicht ausgeführter zeichnerischer Entwürfe im Lichtdruck wiedergibt (erschieden bei Voll & Vidardt in Berlin), hat er selbst in knappen Worten die aus eigenstem innerem Erleben gewordene Entstehungsgeschichte des Werkes angedeutet. Wie er sich auch in der Wahl seiner Szenen am engsten an die alte Tradition anschließt — der Tod immer mit einem einzelnen Menschengeschick in unmittelbarem Gegenüber eng verbunden —, so hat sein ganzes Werk überhaupt echten Volksliedklang, ein Lied vom Tode, das aus fernen Tagen in unsre Gegenwart her berschwingt. Vom König Tod — so wie er auf dem ersten Blatt der Folge geschildert ist, auf dem Altan stehend, die Krone auf dem Haupt, mit herrischer Gebärde hinabblidend auf die italienische

Landschaft, die zu seinen Füßen wie ein Symbol des blühenden Lebens selber liegt. So sieht ihn der Maler mit starker Hand überall am Werk, oft unerbittlich grausam, dann aber auch wieder weich und mild, fast mit dem Klang des Schubertschen Liedes »Bin Freund und komme nicht zu strafen —«, wie etwa in dem Blatt vom Kinde, das eben an der Mutter Hand den ersten Schritt versucht und vom Tod mit fast ebenso mütterlicher Gebärde empfangen wird, oder in seinem Gegenstück, der »Guten Herberge«, die als friedevoller Ausklang über einem Leben voll M   und Arbeit steht. Um so stärker werden dann wieder andre auf die volle Spannung des Augenblicks hin zugespitzt — wenn der Tod den Weizhals von seinen Schönen reißt oder den stürzenden Baum auf den Holzfäller herniederfrachen läßt —, oder mit tragischer Ironie erfüllt wie im »Tod und der Narr«.

Hineingestellt aber wird jedes dieser Bilder

So etwa in dem »Einsiedler«:  
Tiefe, sternklare Nacht. Unter  
einem Felsen, am lodernben Feuer,  
sitzt der Eremit, das Haupt in die  
Hand gestützt, weißbärtig, ein  
Bild des tiefsten Friedens —  
selbst die scheuen Rehe setzen ihren  
Fuß zaglos heran und lagern zu  
seinen Füßen. Und doch, auch  
hier ist nicht alles Vollendung, auch hier noch  
Kampf; dumpf und unruhvoll klingt es uns  
aus den wogenden Rhythmen der Dichtung  
entgegen. Ihre letzte Strophe sagt uns auch,  
wer hier als der rechte Friedebring er sich  
über den Felsen emporredt — der Tod, der  
allen Fragen des Einsamen die Antwort  
gibt. Ober ein andres: In leuchtender Früh-  
lingspracht liegt die deutsche Landschaft da,  
über Dorf und Kirchturm und blühende Bäume  
leuchten überirbisch schön die letzten Strahlen  
der späten Nachmittagssonne. Im Vordergrund  
der Maler: die Palette in der Hand, wendet er  
sich gerade weg von der Staffelei und schaut  
hinaus in die Welt — in tiefem Atemzug hebt  
sich seine Brust. Und wie er schaut und wie  
ihm die Seele überquillt, tritt einer heran und  
zieht ihm mit raschem Griff die Staffelei fort.  
Die Worte, die dazu erklingen, lassen es uns  
fühlen, daß nicht nur ein leibliches, sondern



## Der Wanderer

Wenn's aber dennoch wäre? Diese letzte der Fragen, dem Künstler selber war sie keine Frage mehr. Ihm war »ein stilles Ahnen, ein mutiges Hoffen geschenkt, das ihm alle Schreden des Todes zu mildern die Kraft hatte«. So hat er es selbst bekannt; mit Bescheidenheit und doch auch mit dem ruhigen Bewußtsein seiner

selbst durfte er sagen: »Für den ernstesten, auf ein längeres, nicht ganz verfehltes Leben zurückblickenden Menschen hat der Gedanke des Todes nichts Abschreckendes.« Und so hat er auf der Titelvignette der Buchausgabe des Totentanzes über die Sense des Todes, die ringelnde Schlange der Unendlichkeit, die Rätselgestalt der Sphinx hell und glänzend den Stern der Hoffnung gesetzt. Er wird uns zum Symbol seines Lebens selber, zum Zeichen, daß seelenvolles Künstlertum und schaffende Tat alle Abgründe des Daseins siegreich überwinden.



Der Maler

Noch ein Wort über den Gedichtzirkus, der Hans Meyers »Totentanz«-Bilder begleitet. Wir wollen den eigenschöpferischen Wert dieser Gedichte nicht überschätzen; allein für sich im Buche herausgegeben, haben sie vielleicht nur bescheidenen Wert, nur eine beschränkte Wirkung. Aber vortrefflich wirken sie als Begleitstimmen zu den bildhaften Darstellungen; da klingt eins ins andre, stützt eins das andre, und beides ergibt eine Einheit, die man nicht missen möchte.

Wir fügen hier ein paar Proben der erläuternden Gedichte Hans Meyers an.

## Der Einsiedler

Einsiedler:

Aus der Menschen Getriebe,  
Aus Haß und Liebe,  
Aus Ringen und Streit  
Hab' ich mich gerettet,  
Mich stille gebettet  
In Einsamkeit.

Und wie auf den Straßen  
Mich alle verlassen,  
So alt wie jung:  
Ist mit mir geschlichen,  
Nicht von mir gewichen:  
Erinnerung.

Ich will ihn verhüllen,  
Ich werde dir stillen  
Den ewigen Gram,  
Die Herzen, die vollsten,  
Die Köpfe, die tollsten,  
Ich mache sie zahm!

Wenn die Töne verhallen  
Und die Nebel wallen,  
Wenn die Sonne schiebt,  
Wenn die Schatten düstern,  
Und die Bäume flüstern,  
Dann singt sie ihr Lied.

Sie sitzt mit am Feuer  
Und schüret die Flamme  
Und schüret das Leid. —  
Den Namen sagt es,  
Am Herzen nagt es,  
Wie einst, so heut. —

Tod:

Wie es wühlt auch im Hirn dir,  
Ich rühre die Stirn dir  
Mit dem Finger geschwind:  
Und Hasen und Lieben  
Verlassen, zerfließen  
Wie Spreu vor dem Wind! —

### Der Maler

Tod:

Die dir die Sorge oft beiseite schob,  
Die dich hinauf zu freien Höhen hob,  
Wo schaffend dir der Erde Weh zerging,  
Solang dein Blick an ihren Strahlen hing.

Die Sonne, sieh! sie will zur Rüste gehn,  
Du mußt der Nacht ins stille Antlitz sehn,  
Trink, schönheitsdurstig, einen letzten Strahl —  
Mein Reich ist dunkel, eiskalt und fahl.

### Der Schnitter

Tod:

Du mähest deine Wiese.  
Wir mähen beide.  
Es hat von uns jeder  
Seine eigene Weide.

Du fülleest die Scheuern,  
Ich fülle die Kasten,  
Du darfst wohl feiern,  
Ich will nicht rasten.

Die Sensen, sie schwingen  
Die blinkenden Kreise;  
Es hat von uns jeder  
Seine eigene Weide.

Wir mähen, bestellen  
Ein jeder sein Haus,  
Und wenn du rastest,  
So hole ich aus.

### Der Selbstmörder

Tod:

Es muß geschehen? Warum denn nur?  
Es scheint dir unerträglich?  
So flugbereit und hoch hinaus —  
Und — endest jetzt so kläglich!?  
Was andre schätzen im Genuß,  
Um das sich alle sorgen,  
Du wirfst es weg, voll Überdruß.  
Und wähnst dich dann geborgen.

Ein schneller Sprung, ein kurzer Kampf,  
Vorbei der ganze Krempel,  
So ist ja wohl, mein Herr Hans Dampf,  
Dein Regeldetri-Exempel?!  
Hab' aber eine Frage noch,  
Die letzte zentnerschwere —  
Du blickst beiseit? Gib Antwort doch:  
»Wenn's aber dennoch wäre«?! —



Der Selbstmörder





Augusto Corelli vor einem seiner Bilder in Anticoli

## Anticoli, ein Malerparadies

Von Curt Bauer

Wer an einem klaren Frühlingsmorgen über die Piazza di Spagna in Rom geht, dem bietet sich einer jener feiertägigen Eindrücke des Südens dar, der nie wieder aus seiner Seele weichen wird. Wie ein weißer Flügel steigen die Stufen der Spanischen Treppe leuchtend in das dunkle Himmelsblau. Oben krönen ein Obelisk und die Türme von St. Trinità dei monti die erhabene Höhe, aus der die vollgrünen Pinien des Monte Pincio über die weißen Marmorbrüstungen blicken. Am Fuße der Treppe glüht es von tieffarbigen Blumenmassen. Buntgekleidete Blumenmädchen tragen Körbe mit

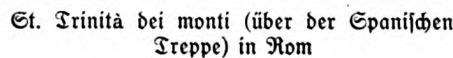
Blumen einher und bieten Rosensträuße an. Menschen in malerischer Nationaltracht lehnen gegen die Balustraden oder lagern auf den Stufen. Männer und Frauen jedes Alters, vom weißbärtigen Greise bis zum Säugling am Busen der Mutter. Darunter wilde Gestalten mit verwegenen, abenteuerlichen Zügen, junge schlaffe Mädchen mit oft rassistischen, edlen Gesichtern. Es sind die römischen Künstlermodelle, die hier täglich wie zu einem Markte zusammenkommen, während aus der nahen Via Margutta die Künstler herbeieilen, um unter dieser bunten Fülle Auswahl zu treffen. Fragt man



Augusto Corelli

Modell ausspähen. Mehrere Dorfmadchen, die ich nach der Ursache fragte, antworteten übereinstimmend: »Dann würde uns kein Mann unsrer Gegend mehr zur Frau nehmen.« Dabei fällt mir die List eines deutschen Malers ein, der sich in Civitella, einem entlegenen Bergnest der Sabina, niederließ, um Studien zu malen. Auch ihm wollte kein weibliches Wesen Modell sitzen. Nach mehreren Monaten vergeblicher Anstrengung steckte er sich hinter den Pfarrer. Ihm sei des Nachts im Traume die Madonna, umgeben von ihren Engeln, erschienen und habe befohlen, sie so im Bilde darzustellen und dies Bild der Kirche von Civitella zu schenken. Sogleich räumte ihm der Pfarrer die Sakristei zum Atelier ein. Aber Modelle, dazu brauche er

Das Berufsmodell tauchte in Rom erst im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf. Zur Abhilfe gegen den durch die herum-



Digitized by Google

bräunten Gesichtern begeistert empfangen. Sogar über die beruflichen Interessen hinaus verband bald ein lebhafter Verkehr Briganten und Künstler. Wir hören von fröhlichen Familienbällen und Maskenfesten, die jene Brigantenmodelle in ihrer Nationaltracht und ihren Nationaltänzen sowie durch Sang und Saitenklang schmücken halfen. Der Ruf schöner Mädchenamen wanderte durch die Studios der Via Margutta. Es war ein taumelhafter Höhepunkt im Leben der internationalen Künstlerwelt Roms. Malakademien wurden in Via Margutta gegründet, in denen Hunderte von Künstlern aller Nationen gegen billiges Ein-

gekommenen Briganten gewöhnten sich allmählich an die bürgerlichen Berufe und mieden daher die Ateliers der leichtlebigen Künstlerwelt. Wieder wurde es still in der Via Margutta, deren Werkstätten in den siebziger Jahren nur noch wenige Modelle belebten.

Unter ihnen befand sich damals Filippo Meddi, genannt Margiasso, aus Anticoli Corrado, jenem Sabina-Bergstädtchen, der mit seiner schönen Tochter Filomela eine wilde Räuber Vergangenheit hinter sich hatte. Ein echter Räuberkopf, der im Jägerkostüm viel von den Künstlern gemalt wurde. Er erzählte gerne von Anticoli mit seinen



Ernte in Anticoli Corrado

Nach einem Gemälde von Barbaian

trittsgeld ein und aus gingen. Die berühmteste war die Malakademie Giggis. Der Zuspruch muß hier so groß gewesen sein, daß Giggi nicht einmal Zeit fand, sich die unaussprechlichen Namen aller fremden Künstler zu merken. Sein Rechnungsbuch ist uns heute eine Sammlung richtiger Stedbriefe für seine Gäste. Wir lesen darin an Stelle der Namen z. B. »der Deutsche mit der Regennase« oder »der Engländer mit den Stelzbeinen« usw. Indessen sollte diesem Kaufe der Erfüllung schon nach einigen Jahrzehnten die Entbehrung folgen. Der inmitten einer großartigen Natur und erhabener Erinnerungen einherwandernde Künstler hatte wieder Mühe, den in sie hineinpassenden Menschen als Modell zu finden. Denn die Nachkommen der einst wild aus den Bergen

malerischen Straßen über dem lieblichen Anienetal. Die Schilderungen der ersten steilen Bergwelt, die einen so ergreifenden Gegensatz zu der Lieblichkeit der grünen Tiefebene mit dem eilig sich hindurchschlingenden Flusse bildet, warfen einen romantischen Sehnsuchtsstrahl in die Brust des jungen römischen Malers Augusto Corbelli, der sich im Jahre 1880 mit seiner Frau Schwager, dem Maler Domenico Pennacchini, zu einer beschwerlichen Fußwanderung — denn Eisenbahnen gab es dort noch nicht — durch die Abruzzen entschloß und bei dieser Gelegenheit auch das Bergnest Anticoli Corrado besuchte, ohne zu ahnen, welche weitgehende Bedeutung der Ort bald für die gesamte römische Künstlerwelt gewinnen sollte.

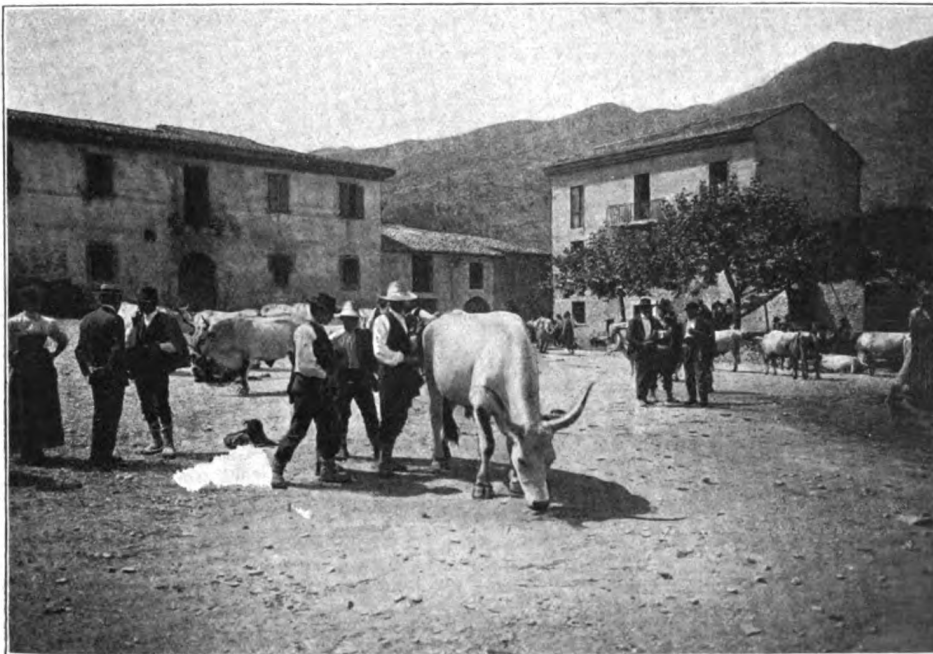


Heimkehrende Ziegen vor dem Hause Corellis

Ölgemälde von Barbajan

In diesem armseligen, weltverlorenen Bergstädtchen waren einst im Mittelalter die letzten Nachkommen des stolzen Geschlechtes der Hohenstaufen der Vergessenheit anheimgefallen. Herr Conrad von Antiochien, der Vetter Conradins, dessen Burg im benachbarten Felsenneft Saracinesco stand, hatte hier nach den unzähligen Abenteuern und Gefahren seines bewegten Ritterlebens die letzte Zuflucht gefunden. Sehr schnell hatten sich dann seine Enkel mit dem Bauernblute der Anticolaner ver-

mischt. Ein neuerdings veranstalteter wissenschaftlicher Wettbewerb zur Forschung nach dem Verbleib jenes edlen deutschen Stammes blieb ohne Erfolg. Jedoch besaß noch vor fünfunddreißig Jahren eine Familie Corrado bestimmte Privilegien in Anticoli Corrado. Aber die Schatten des Mittelalters lagerten noch tief über der ganzen Gegend, als Corelli sie zum ersten Male sah. In dem alten Schloß von Anticoli führten die Grafen Vetoli das Leben der Signori. Bittere Armut und Unwissenheit



Ochsenmarkt in Anticoli Corrado





Große Prozession (15. Sept.) in Anticoli

umfing das Volk. Voll abergläubischer Scheu eilten die Bewohner herbei, wenn der Graf mit großem Reitergefolge im Faddelschein in sein Kastell fuhr. Jeder wollte einen Blick auf den Gestirgenen erhaschen, der wie eine Mythe vor ihnen auftauchte. Seine in Schulden und Trunkenheit versunkenen Söhne zechen heute mit denselben Bauern zusammen in dunstigen Osterien. Eine kurze Zeitspanne hat allen mittelalterlichen Nimbus der Grafen Vetoli zerstört, und ein seltsamer Abgrund öffnet sich vor dem Chronisten, wenn er dabei an das schnelle, spurlose Versinken des Geschlechtes der Hohenstaufen denkt. Diese italienische Sonne, die früher soviel edles deutsches Leben anzog, um es zu versengen!

Eine Wanderung durch jene Gegenden war in den achtziger Jahren noch mit Gefahren verknüpft. Auf den Landstraßen trieben die Briganten ihr Unwesen. Jedenfalls gelangte Corelli unbehelligt nach Anticoli, obgleich damals gerade Fortunato Ansuini jene Wege versperrte. Einige Tage vorher hatte dieser gefürchtete Brigant sogar, als Mönch verkleidet, dem Pfarrer von Anticoli einen Besuch abgestattet und um Nachtquartier gebeten. Der Pfarrköchin jedoch flößten die rauen Züge des Mönches Verdacht ein. Sie guckte durch das Schlüsselloch, während er sich entkleidete, und gewahrte zu ihrem Entsetzen, daß unter der Mönchskutte ein Waffengürtel zum Vorschein

kam. Schnell wurde das Dorf alarmiert. Die mutigsten Männer stellten sich mit Äxten bewaffnet im Pfarrhause ein und hielten die ganze Nacht vor der Tür des Schrecklichen Wache. Hinein freilich traute sich niemand. Fortunato aber bedankte sich am andern Morgen höflich für das sichere Nachtquartier und zog friedlich seiner Wege. In Anticoli selbst lebte damals sogar eine Brigantin. Es war die schöne Carolina, die in der Nähe des Torres wohnte. Wenn sich die Post mit Reisenden dem Orte näherte, so stellte sie eine Anzahl großer, als Räuber verkleideter Puppen in den Wald und gebot dem Postillon mit der Flinte Halt. So glaubten die Reisenden es mit einer ganzen Räuberbande zu tun zu haben und gaben freiwillig ihre Habe her. Der Bruder Carolinas, Vincenzo Penuto, hauste in einer Felsenhöhle oberhalb Anticolis, von der das Auge einen herrlichen, weiten Ausblick über die Klöster von Subiaco und die stolzen Bergzüge der Abruzzen genießt. Der Mann Carolinas trug ihm dorthin Wein und Speisen, in die er eines Tags — um selbst dem Kerker zu entgehen — auf Veranlassung einer päpstlichen Ebirre Morphium mischte. Vincenzo, den das Gift betäubte, ohne ihn zu töten, erschlug darauf den Schwager. • Für alle drei jedoch mußte der Bruder Vincenzos neununddreißig Jahre unschuldig im Zuchthause schmachten. Als sich seine Unschuld erwiesen hatte und er wieder in Anti-

colli leben durfte, war sein Glaube an Gott und Recht gebrochen. Er verweigerte den Priestern in der Sterbestunde und zog nur vor der Sonne den Hut ab, deren Lichtsegen er im finsternen Kerker ehren gelernt hatte. Vieler dieser verwegenen Briganten hat sich bereits seit langem die Legende und die Dichtung bemächtigt. Namentlich Fortunato Ansuini, der dreimal die Ketten des Kerkers zerbrach, zuletzt im Jahre 1889, und zusammen mit Damiano Manichetti den Schrecken um Rom bildete, spielt eine bedeutende Rolle in der romantischen Romanliteratur jener Zeit. Hatte man ihn doch längst tot geglaubt und allerhand Einzelheiten über sein Sterbestündlein zu erzählen gewußt. In Wirklichkeit durchzog er aber noch lange, als Mönch verkleidet, Landstriche, wo man ihn nicht kannte, und sammelte erfolgreich »mildtätige Gaben« ein. Wer weiß, wie lange ihn das fromme Gewand geschützt hätte, wäre sein eigener Zynismus nicht seinem friedlichen Lebenswandel im Wege gewesen. So erbat er eines Tags bei Civitavecchia vom Brigabiere ein Schutzgeleit aus angeblicher Furcht vor dem Räuber — Fortunato. Die Bitte wurde dem frommen Rutenträger gewährt, der, an sein Ziel gelangt, seinen Begleitern einen Brief für den Brigabiere anvertraute, in dem eine Visitenkarte Fortunato Ansuinis mit Dank für die erwiesene Freundlichkeit lag! Wieder verflossen Jahrzehnte, während deren



Goggi Moro, als er noch Hirte war  
Aquarell von Augusto Corelli



Pascuccia, das berühmteste römische Modell  
vergangener Zeiten

Poesie und Legende den Totgeglaubten weiter verherrlichten. Aber welch einen Strich machte die Alltagswelt durch alle Romantik, als die nüchterne Polizei im Jahre 1914 unter den Lumpen eines gewöhnlichen Bettlers Fortunato Ansuini entdeckte und ihn als einfachen Dieb und vielfachen Mörder der Zwangsarbeit im Zuchthaus überlieferte!

Wie aus dem Leben, so schwand die wilde Romantik auch aus den Künstlerateliers. Wo einst Briganten Modell saßen, gehen heute brave Bauern mit ihren Frauen und Kindern aus und ein. Wie es kam? Lassen wir Augusto Corelli erzählen:

»Die Bewohner von Anticoli empfingen uns mit warmer Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Die meisten von ihnen waren selten über ihre engen Mauern hinaus, nie nach Rom gekommen. Man rechnete es uns hoch an, daß wir als »Padroni« (denn alle Fremden wurden von den Anticolanern für »Inglese« oder »Padroni« gehalten) freundlich und brüderlich mit ihnen verkehrten. Wir saßen des Abends mit ihren kinderreichen Familien am Kaminfeuer, und sie lauschten begierig unsern Erzählungen von Rom und den modernen Erfindungen, wobei ihren Augen eine neue Welt und eine neue Zeit

aufging. Oft aßen wir die Polenta mit dreißig Personen an einem Tisch, denn aus so vielen Köpfen bestand nicht selten eine Familie. Wir erfreuten uns an der Natürlichkeit und Schönheit dieser Menschen, deren gebräunte, dunkle Gesichtszüge häufig rassistige, edle Linien zeigten. Die Armut nämlich nötigte die Anticolaner, Findelkinder aus dem römischen Orphanum an Kindesstatt aufzunehmen, für die sie eine monatliche Rente von 15 Lire erhielten. Dadurch war aristokratisches Blut in den Bauern-

schlag gekommen und hatte eine schöne Mischung erzeugt. Wir bewunderten den grazios sich wiegenden Schritt der Mädchen, die auf leisen Sandalen durch die Berge schritten. Wir berauschten uns an den wunderbaren Beleuchtungen der Bergnatur und lauschten des Abends dem silberhellen Leuchten des Mondschein im Anienetale, während die Eulen auf den Dächern der kleinen Häuschen schrien. Am meisten jedoch beglückte es uns, daß die ganze Bevölkerung sich bereit zeigte, mit ihren Gestalten unsrer Kunst zu dienen. Wir fanden Modelle, soviel wir nur begehrten, Männer, Frauen und Kinder. Ein Wort genügte, und jeder hielt uns freudig still, sowohl im Freien wie im geschlossenen Raum. Wir lauschten auf die Schönheit der unberührten Natur und ihrer kaum noch aus mittelalterlichem

Schlummer erwachten Menschen. So kam es, daß aus der ursprünglich beabsichtigten mehrtägigen Ruhe ganze drei Monate wurden. Als wir nach Rom zurückkamen und unsre Erlebnisse schilderten, schüttelten die Freunde ungläubig die Köpfe. Aber einzelne trieb doch die Neugierde, selbst hinzugehen und zu schauen. So verbreitete sich der Ruf des Städtchens von Freund zu Freund.

Zu den ersten Künstlern, die in Anticoli dauernden Aufenthalt nahmen, gehörten Tommasi Bonpiani und von Fremden der Amerikaner Bruen und der Schweizer Lendorf. Immer mehr wuchs die Kolonie mit den Jahren empor.

Oft saß ich im Hause Corellis an der Piazza von Anticoli und hörte zu, wie mein alter Freund aus jenen Tagen erzählte. Wie sich damals Gegenwart und Vergangenheit zu einem seltsam romantischen Schimmer vermischten, der aus dem leuchtenden Abendhimmel über den bald im lieblichen Silberschein, bald im drohenden Dunkelblau liegenden Bergzügen und aus den tiefen Augen der Menschen zu bringen schien! Wie man sich am warmen, anheimelnden Kaminfeuer von dem letzten Atem-

hauch unheimlicher, mittelalterlicher Mächte umlagert fühlte, den der Aberglaube schürte und wilde Banditen lebendig erhielten. Wie der von dem allen bezauberte Corelli unter den Dorfmädchen seine spätere Gattin Emilia fand. Wie er ihren leichten, gazellenartigen Schritten durch die Berge folgte, und wie ihre große Schönheit und einfache Herzensgüte seine Kunst befruchtete. Immer wieder mußte sie ihm, später sogar seinen Söhnen als Modell aus der Verlegenheit helfen. »Als sich ihre Schönheit mit dem Alter verlor,« erzählte Corelli, »empfand ich dies als unersehlichen Verlust für meine Kunst.« War es doch Emilia gewesen, die aus dem weltfernen Erdenwinkel seinen Ruhm in die große Welt getragen hatte.

In den achtziger Jahren drängte sich das Berliner Kunstpublikum scharenweise um ein ge-

waltiges Ölgemälde, das mit dem ersten Preis der Ausstellung gekrönt worden war. Es stellte ein Kircheninneres dar, in dem eine schöne Dorfmaid aufgebahrt lag, die von ihren Verwandten betrauert wurde. »Povera Maria« hieß das Bild. Die Garderobenfrau zeigte dem Publikum heimlich den Künstler des Bildes mit seinem schönen, lebensprühenden Römerkopf. Der damalige Kronprinz Friedrich lud ihn sogar in Vertretung des abwesenden Kaisers Wilhelm I. auf sein Schloß nach Potsdam. Es war Augusto Corelli. Als Interieur des Bildes jedoch hatte die alte gotische Kirche von Anticoli gedient und als Modell zur toten Maria die Verlobte des Künstlers, Emilia. Sie



Maria Teresa, Brigantentochter

allein unter dem abergläubischen Volke hatte den Mut gehabt, sich als Tote malen zu lassen. Während Corelli sie aber zu diesem Zwecke auf ein Sofa bettete, kamen die Freunde zu ihm und sagten: »Fürchtest du denn nicht das böse Omen?« Corelli selbst fühlte sich durch den Aberglauben seiner Umgebung so bedrückt, daß er die Gestalt der Toten in fieberhafter Hast, in einem einzigen Tage beendete. Corelli sprach von seinem Berliner Aufenthalt als von den glänzendsten Erinnerungen seines Lebens. Die verschiedensten Kunsthändler erteilten ihm ehrenvolle Aufträge.

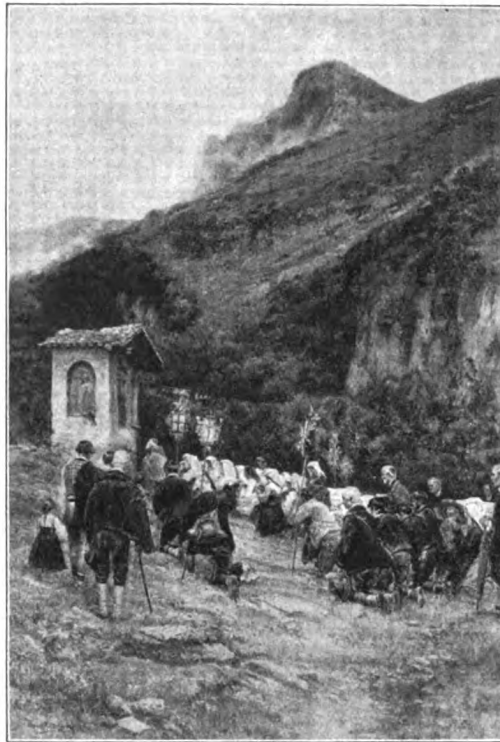
Auch fehlte es nicht an galanten Abenteuern. Seinen Spuren folgte eine reiche Baronin, die Witwe eines Gesandten, deren Annäherung er jedoch im Gedanken an seine Dorfschöne ausschlug. Zwei Jahre später trat sie unvermittelt in sein römisches Atelier, wo sie nach gegenseitiger Aussprache leider erfuhr, daß Corelli inzwischen bereits verheiratet war.

Mittlerweile hatten sich zwischen Rom und Anticoli Corrado immer engere Beziehungen ausgebildet. Nicht nur, daß eine stattliche Anzahl römischer Künstler dort zum Studienaufenthalt eintraf, sondern auch die Anticolaner gingen, wenn die Geldarbeit bestellt war, im Winter nach Rom in die Ateliers

der Künstler, um hier — ganze Familien — Modell zu stehen. Das zu den Künstlern gewonnene Vertrauen und ihre Armut trieben sie dazu an, sich diesen Nebenverdienst zu schaffen. So wurden die abenteuerlichen Briganten von den fleißigen Bauern abgelöst: die Romantik einer verflossenen Zeit durch die Realistik unsrer Tage. Zwar blieb für die Künstler immer noch gelegentlich genug Romantik übrig. Denn die Dorfschönen standen den wilden Töchtern der Berge an Reizen nicht nach. Bald wanderte wieder der Ruhm einer Candida oder Angela von Atelier zu Atelier. Alle kamen sie als unschuldige

Dorfmädchen in ihrer kleidsamen Nationaltracht mit Sandalen und Nieder in den Strudel der Großstadt. Sie verkauften Blumen am Fuße der Spanischen Treppe und dienten den Künstlern bei ihren Arbeiten. Viele behielten ihre heimatischen Sitten bei. Andre verwandelten sich in Stadtdamen. Diese Umwandlung vollzieht sich merkwürdigerweise stets von unten nach oben, im Verlaufe von zwei bis drei Jahren. Als erstes Kleidungsstück weichen die Sandalen den Schuhen, dann der baufällige Rock dem glatten, das Nieder der Bluse, und

schließlich zielt sogar ein Hut das Haupt der Schönen. Manch eine von ihnen geriet in den Sumpf des Stadtlebens und kehrte nie in ihren Heimatort zurück. Andre wieder endeten als Gattinnen von Künstlern, die sie mit in ihre Heimat nach Amerika, Deutschland oder der Schweiz nahmen. Andre schließlich brachten es zu Reichtum oder Ruhm, wie Vittorina Lepanto, die mit dreizehn Jahren als armes Blumenmädchen aus Saracinesco, dem Anticoli benachbarten Felsen- und nach Rom kam, wo ihr ein von ihrer Schönheit bezauberter Duca eine vortreffliche Bildung zuteil werden ließ. Später brang ihr Ruhm als Schauspielerin durch ganz



St. Trinità, die kleine Kapelle, zu der am Tage S. Giovanni das Volk der ganzen Sabina in männlichen Gruppen strömt (Ölgemälde von Barbasan)

Italien, und sie durchreiste mit der Theatergesellschaft d'Annunzios Amerika. Ein großer Teil ihres Reichtums aber floß ihrem armen Heimatörtchen zu, das sie wie eine »Prinzipessa« in Ehren hält und ihr vor Jahren einen feierlichen Fadelzug darbrachte. Heute verdeckt ein weithin sichtbares Kastell stolz die alten Burgruinen von Saracinesco. Es ist das Schloß der »Prinzipessa« Vittorina. Sogar Hofluft durften die Anticolaner atmen. Giggi Moro war es, der als junger Schächer mit seinem interessanten Brigantenkopf nach Rom kam und das Privileg erhielt, alljährlich am Namenstage der Königin-Mutter Marguerita



bei Hofe auf seiner Zampogna heimische Lieder vorspielen zu dürfen.

Heute ist Anticoli Corrado eine blühende internationale Künstlerkolonie. Wenn Ende Juni die Modelle in ihr Heimatstädtchen zurückkehren, um bei den Feldarbeiten zu helfen, so folgen ihnen auch die Künstler dorthin, wo sie ihre Modellstudien zu halben Preisen fortsetzen und gleichzeitig der römischen Sonnenhitze entgegen können. Jeder Künstler genießt in Anticoli eine Art Bürger- und Heimatrecht. Zahlreiche Ateliers und mehrere gute Pensionen sorgen für ihre Bequemlichkeit. Sie finden Gelegenheit, in sonnigen Gärten den Akt im Freilicht zu studieren. Das Entgegenkommen der Anticolaner gegen die Künstler geht so weit, daß ich einmal Zeuge wurde, wie der Bürgermeister die Schule schließen ließ, um diese einem Künstler als Atelier einzuräumen. Nach des Tages Arbeit aber erfüllt dann den Ort ein fröhliches Treiben. In den Osterien plaudern die Künstler mit ihren Modellen. Sang und Saitenklang ertönt in den engen Gäßchen, oder die Zampogna begleitet die Tänzer beim Saltarello. In allen Zungen hört man Gespräche über Kunst führen. Im alten Ahnen-saale der Grafen Vetoli versammeln sich am Sonntag die Künstler mit den Dorfschönen zum heiteren Tanze, während die aristokratischen Bildnisse einer vergangenen Zeit ernst aus dem matten Kerzenschimmer blicken. Wer des Abends im Mondschein an der Piazza sitzt und dem Silberrauschen der Fontana lauscht, glaubt noch die mittelalterlichen Schatten aus den dunklen Winkeln und Gäßchen in das Treiben des modernen Lebens fallen zu sehen.

Augusto Corelli sprach ich zum letztenmal vor Ausbruch des Krieges in seinem römischen

Atelier. Er zeigte mir ein großes Gemälde, das ein Schäferidyll aus Anticoli darstellte und eine Apotheose auf den Zauber jener Bergnatur bilden sollte. Die römische Ausstellungsjury hatte es jedoch zurückgewiesen. Der einst gefeierte Romantiker war von der Zeit überholt worden, ohne daß er in den fernen Bergen etwas davon merkte. Sein bis dahin so jugendliches Herz jedoch vermochte diesen Schlag nicht zu überwinden. Ich fand den ehemaligen gütigen Menschenfreund in einen mit dem Leben habenden Misanthropen verwandelt. Bald nach dem Kriege starb er an seinen Enttäuschungen. Nur ein kleiner Freundeskreis folgte seinem Sarge. Während die Bewohner von Anticoli ihren Ehrenbürger, der dem Städtchen zum dauernden Wohlstand verhalf, in hohem Andenken halten, wissen die wenigsten fremden, in Rom lebenden Künstler, daß er es war, der dem römischen Modellmarkt seine bis auf den heutigen Tag nicht versiegte Modellquelle zuführte.

Dem Wunsche Corellis entsprechend wurden seine Memoiren aus Anticoli von seinen Söhnen auf Pergament geschrieben und in sein Grab gelegt. Ihr Schluß lautet: »Möge dies Ländchen, das mir und so vielen andern ans Herz gewachsen ist, weiterblühen. Und wenn von uns, die wir jetzt die Handelnden sind, sowie von unsern Kindern jede Spur verwischt sein wird, so mögen diejenigen, die zufällig diese Blätter auffinden, wissen, wie man hier vor langen Zeiten lebte, liebte und hoffte. Wie unsre Herzen und unsre Phantasie bebten angesichts des erhabenen Schauspiels der Bergnatur. Die gleichen Gebirgszüge sahen auch wir bald von der Sonne beschienen, bald unter drohendem Gewölk. Sie erweckten in uns das selbe Gefühl unendlicher Größe. Salve!«

## Kühle Nacht

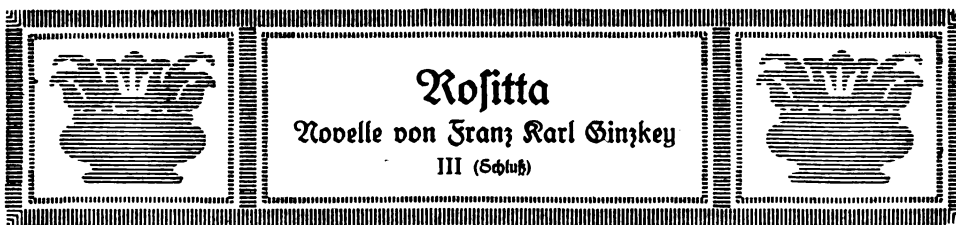
Es füllte sich mit Licht des Mondes Schale,  
Und meine Seele tastete entgegen  
Dem Glanz, der bläulich durch die Blätter tropfte.  
Die Nacht war kühl, Millionen Sterne zuckten  
Und flimmerten in ihren Mantelfalten ...  
Die Nacht ist kühl; von Millionen Sternen  
Schickt einer mir ein Grüßen.

Gunda von Freytag-Loringhoven



Max Merker: Herbsttag in Oberfranken





Als ich erwachte, war es ein stiller Morgen. Ich war allein. Das Unwetter war vorüber. Der Hafen lag in Glätte, Frührot spielte darauf.

Auch in mir war es still, Stille von unsäglich trüber und betrübter Art. Je mehr mir zu Bewußtsein kam, was gestern gewesen — es schien mir anfangs nur wie ein Traum gewesen zu sein —, um so müder, abweisender ward alles in mir.

Ich sah die Dinge um mich, wie sie gestern waren. Mein Blick ging im Zimmer umher, von Ding zu Ding, als suchte er Halt im Gegenständlichen. Ich sah die Stühle, den Tisch und darauf ein Buch. »Das Leben und die Zeiten Kaiser Ottos des Großen.« Alt war dieses Buch. Viel älter, als ein Mensch zu werden vermag, so dachte ich. Die Dinge werden alle viel älter als wir. Sie beschämen uns durch ihre Dauer. Es ist gut, bei ihnen zu sein. Sie allein sind es, die sicher da sind, zum mindesten in unserer Vorstellung. Sie erfüllen die Welt mit Sicherheit. Man braucht dergleichen in solchen Stunden.

Mein Auge haftete noch immer an dem alten Buche. Das Leben und die Zeiten Kaiser Ottos des Großen. Es war ein schöner kindlicher Traum gewesen!

Und dann überfiel mich plötzlich ein durchaus physischer, großer Schmerz. Mein Körper schütterte.

Allmählich ward es dann wieder still und sehr müde in mir. Es war eine Frage in mir, die immer wiederkehrte: ein heißes, dämonisches Weib in einem schönen Mädchenleib war meine Geliebte gewesen, gestern, früher, sie war es vielleicht noch heute. Die Liebste aber, die ich meinte, wohin war sie entschwinden über Nacht?

Ich hatte am nächsten Vormittag die übliche Sitzung mit Levati. Ich hätte viel dafür gegeben, von ihr befreit zu sein. Ich fand jedoch keine triftige Ausrede und hatte auch keine Lust, darüber nachzudenken.

Der Garten war noch durchfeuchtet vom nächtlichen Regen. Ich hatte mich in einer

Ecke der steinernen Terrasse eingerichtet, Levati lehnte vor mir an der Mauer. Ich hatte das Gefühl, mich zur Arbeit zwingen zu müssen, es drängte aber doch in mir, sie um ein Stück vorwärtszubringen und womöglich zum baldigen Ende.

Rositta war morgens nicht zum Frühstück erschienen. Sie ließ sagen, sie habe Migräne und werde erst zu Mittag herunterkommen.

Im Laufe des Gesprächs erwähnte Levati auch die Ankunft seines Veters Galeazzo. »Er hat durch seine Energie erreicht, was er wollte, wie es ja immer der Fall ist,« sagte er. »Man ließ ihn nur ungern hieher, da man höhere Zwecke mit ihm vorhat. Ich glaube auch nicht, daß er lange hierbleiben wird, denn Galeazzo ist sehr ehrgeizig, er braucht Gesellschaft, er braucht Verbindungen. Zur Kurzeit wird er sich hier einigermaßen wohlfühlen, gewiß. Wie es aber in den einsamen Monaten sein wird, das weiß ich nicht.«

»Er hat doch Gesellschaft hier im Hause,« sagte ich, »vor allem Sie, Herr Levati, und Fräulein Rositta.«

»Gewiß, wir sind alte Freunde,« lächelte Levati. »Bei Rositta, im Vertrauen gesagt, glaubte ich sogar durch einige Zeit an mehr als Freundschaft, aber es hat sich, allem Anschein nach, wieder gelegt. Es war wohl so eine Art von Jugendschwärmerei.«

»Das kann oft das Entscheidende sein,« sagte ich. »Hätten Sie eine Verbindung zwischen den beiden nicht gern gesehen?«

»Um die Wahrheit zu sagen, nein, Herr Adermann. Galeazzo ist mir zu sehr — Militär, zu sehr auch Verstandesmensch; und in Rositta, die es stark mit der Kunst hält, spukt immer irgendein Teufelchen herum. Ich glaube nicht, daß es zum Heil für die beiden gewesen wäre.«

»Es hat sich oft erwiesen,« sagte ich, »daß Ehen zwischen gegensätzlichen Charakteren gerade am besten gedeihen.«

Levati zuckte die Achseln. Ihm war es um solcherlei besinnliche Betrachtungen scheinbar nicht zu tun, er hielt es mit dem Augenblick und dessen Nutzbarkeiten. »Wir



müssen den Vetter Galeazzo bei uns im Hause einquartieren, denken Sie. Vorläufig nämlich, bis sich eine Wohnung für ihn gefunden hat. Er wird sein altes Zimmer von seinerzeit beziehen, es liegt auf den See hinaus, in der Nähe des Thron. Ich hoffe, das wird Sie weiter nicht stören.«

»Im Gegenteil,« versetzte ich, um nur etwas zu sagen und ohne mir der Ungeschicklichkeit des Ausdrucks bewußt zu sein.

Ich verspürte es dabei wie fernes Gelächter in mir aufbrechen, Lachen des unerbittlichen Lebens, das mit dämonischer Laune Grotesken aus unsrer Tragik formt.

Wir wurden einander durch Levati vorgestellt. »Mein Vetter, Hauptmann Galeazzo — Herr Maler Aldermann, ein lieber Gast.«

Wir empfanden es wohl beide im selben Augenblick, daß es nicht viel werden könne zwischen uns. Es gibt eine männliche Solidarität auch im Gegensätzlichen. Sie wird gewedt und genährt durch das Weib. Man rettet sich in solcher Lage in die kühle Höflichkeit.

Galeazzo war Meister darin. In allem überhaupt der elegante, wohlbißjplinierte Offizier. Er bat mich, sich des Deutschen bedienen zu dürfen, auch wenn er es nicht völlig beherrsche. Er lobte Levatis Porträt, lächelte ein wenig über den von diesem gewünschten Hotelhintergrund und fragte dann geradezu, ob ich nicht daran dachte, ein Porträt von Rositta zu malen.

Ich glaubte zu fühlen, daß er hier bereits gesonnen war, die Klängen mit mir zu kreuzen. Und ich ließ es nicht bei der Parade allein. »Sollte Ihnen nicht bekannt sein, Herr Hauptmann, daß Fräulein Rositta es aus irgendeinem Grunde nicht erträgt, porträtiert zu werden?«

»Ach ja,« bestätigte er mit unbeweglicher Miene, »das ist so eine Laune meiner Rosine. Ist sie immer noch der gleichen Meinung?«

Ich schwieg, und er kam dann auf andre Dinge, auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in Gald, auf meine Reiseabsichten, auf einen Distanzritt Wien—Budapest, den er in Österreich einmal als Leutnant mitgemacht. Und mir war, indes ich mit diesem selbstsicheren Manne, der sein Land und seine soldatische Bestimmung so deutlich zu

betonen wußte, gemessene Rede und Gegenrede tauschte, als würde alles um mich her allmählich von einer bisher noch nie gefühlten Fremdbheit durchweht. Eine kühle Klust tat sich auf zwischen mir und dem, was meinem Herzen hier das Selbstverständliche gewesen war. Mein Auge verfolgte die scharfumrissene untadelige Erscheinung dieses jungen Offiziers, der das wehrhafte Fremde seiner Nation so nachdrücklich verkörperte, und ich sah mich meinerseits veranlaßt, mich auf das zurückzuziehen, was ich mir selbst bedeutete.

Zugleich überdachte ich auch: in den Armen dieses Mannes lag Rosittas zärtliche Gestalt. Seine Lippen ruhten oft, wohl allzu oft auf den ihren. War das, oder war es nicht? Wo ist ein Ende hier für schmerzliches Besinnen? Wo ist ein Anfang hier für eignen Traum?

Und ich fühlte dabei trotz allem, mir selbst verwunderlich genug, keinen Haß oder Widerwillen aufsteigen gegen diesen Hauptmann Galeazzo. Sah ich ihn so vor mir, in seiner schlanken südlichen Bräune, mit manchem Zeichen männlich beherrschter Führung in dem klugen rässigen Gesicht, so mußte ich ihn bereits — vermutlich war das der Künstler in mir — aus einer Art ästhetischer Anerkennung heraus willkommen heißen, ob ich nun wollte oder nicht. Ja, ich sagte zu meinem aufzudenden Herzen, aus einer tiefen inneren Verstörung heraus, die sich in abseitig wollüstiger Selbstqual zu gefallen schien: dieser braune fremde Knabe hier ist heimlich verlobt mit deiner schönen Geliebten. Sie sind beide Kinder eines Volkes, geeint durch gleiches Geblüt, durch gleiche tausendfältige Bande seelischer Aderlieferung. Er sieht in ihr, wenn vielleicht auch nur unbewußt, die Heimat. Du aber suchtest in Rositta das Abenteuer!

Solch merkwürdige Erwägungen begleiteten mich, indes ich mein alltägliches Gespräch mit Galeazzo fortspann, kühl und gelassen gleich ihm. Es war mir aber Erlösung, als Levati sich wieder zu uns gesellte, so daß ich mich empfehlen und mein Zimmer auffuchen durfte.

Ich fühlte mich körperlich sehr müde. Auf dem Diwan liegend, versuchte ich zu lesen, in dem einzigen Buche, das mir zur Hand war, in der Geschichte Ottos des Großen. Mir war es irgendwie um geistige Ablen-

tungen, um Aufnahme scharfer, realistischer Tatsachen zu tun, und die mit einer Abhandlung über das Lehnswesen beginnende Einleitung, die dieser brave verschollene Doktor Behse seinem Werke geschrieben, vermochte mich einige Zeit zu fesseln. Dann wurde ich aber auch des Lesens müde, das Buch entfiel meiner Hand, ich fühlte den Schlaf wie etwas Lindes, Befreiendes nahen und gab mich ihm gerne hin.

Als ich erwachte, war es zwei Uhr nach Mittag, ich hatte die Speisestunde versäumt und fand das nicht bedauerlich. Ich entsann mich eines wunderlichen, merkwürdig beziehungsreichen Traumes, den ich eben geträumt: Levati war gestorben, ich hatte Rositta geheiratet und die Verwaltung des Hotels übernommen. Ich sah mich eifrig im Hause beschäftigt, hatte Behäbigkeit angesetzt und trug ein schwarzes Käppchen, wie die Hauswirte seinerzeit. Daß ich Künstler gewesen, kam nicht mehr in Betracht. Ich schien mir in der neuen Heimat wohl zu gefallen, hatte mich auch in Haltung und Gebärde dem Lande angepasst und hielt mit jedermann gute Freundschaft. Es trug sich aber zu, daß die Wiener Künstlergenossenschaft, vollzählig bis auf den letzten Mann, sich bei mir zu Gaste geladen. Ich sah die Freunde auf dem Dampfer nahen und winken und bald auch bei mir an einer langen Tafel im Garten sitzen, und ich ließ auftragen, was ich nur vermochte. Man trank und feierte mein Schicksal, beglückwünschte mich zu meiner Karriere, wie man es nannte, allüberall empfand ich Wohlwollen und Anerkennung. Was dann weiter in diesem Traume mit mir und den andern geschah, und ob er sich überhaupt fortspann, das war mir nicht mehr in Erinnerung.

Vielleicht war es diese Verquickung mit der Kunst, so grotesk sie auch war, was mich plötzlich antrieb, meine fast vollendete Landschaft des Monte Baldo und meine Zeichenmappe unter den Arm zu nehmen und in den Garten hinabzugehen. Ich verspürte den Drang, mich innerlich zu beschäftigen, um meiner selbst wieder Herr zu werden. Auch war es mir um Fertigstellung gerade dieses Bildes zu tun, und ich glaubte dazu nicht mehr viel Zeit übrig zu haben.

Meine Staffelei stand noch auf der Terrasse. Ich stellte sie auf die Bastion hinaus und ordnete mein Malzeug. Zu oberst im

Kasten lag wie immer der schwarze Spiegel. Ich besann mich, in ihm Rositta zum erstenmal gesehen zu haben, als sie in Kläusen auf mich zulief, mit dem Kranz in der Hand. Es trieb mich, den Spiegel wie damals wieder auf die Staffelei zu legen, und ich tat es wohl halb unbewußt. Und wieder sah ich jetzt den Garten in meinem Rücken und den Weg und das Pförtchen an seinem Ende.

Erinnerung bedrängte mich. Mein Bild in solcher Stimmung vollenden zu wollen, erschien mir jetzt lächerlich. Ich nahm jedoch ein Stück Karton aus der Mappe und begann den Garten zu zeichnen, wie ich ihn vor mir im Spiegel sah. Die Perspektive fesselte mich wie damals, der Blick vertiefte sich, so schien es mir, ganz seltsam bis ans Grenzgefühl des Raumes, ja bis ins Außerirdische hinaus. So etwa wie ein Bild aus einem dunklen Brunnen widerscheint: erst läuft es von außen hinein, aus dem Raum in die optische Tiefe, dann kehrt es in anderer Wesenheit wieder zurück, als eine Wahrheit hinter den Dingen, und doch auf andre Weise wieder wahr.

Ich entwarf, was ich sah, wie in einem traumhaften Spiel und empfand dabei die dem Künstler so nötige Genugtuung, fast unbewußt schaffen zu können, als mit einmal Bewegung in den Spiegel trat durch zwei Gestalten, die im Rahmen erschienen. Es waren Rositta und Galeazzo. Sie mochten aus einem Seitenpfad auf den Hauptweg getreten sein; ich entsann mich, daß sich dort, am Ende der Mauer, eine Weinlaube befand, in der Rositta zuweilen zu sitzen pflegte. Die beiden mochten wohl von dort gekommen sein und hatten mich vielleicht auch schon gewahrt. Und nun schienen sie bestrebt, den Garten zu verlassen, leise, wie mir deuchte, als hielten sie es für angezeigt, mich nicht zu stören.

Ich aber empfand: Wie seltsam ist das alles! Gras wächst um mich herum, am Himmel ziehen Wolken, es plätschert der See, Laub surrt im Winde, es ist alles wie sonst!

Die beiden gingen hinter mir aus dem Garten und glaubten, ich sähe sie nicht, indes mein Spiegel sie mir zeigte, bis sich das Pförtchen öffnete, durch das hindurch sie mir entschwanden. Nun war der Garten wieder wie zuvor, ich konnte, wenn ich wollte, in meiner Arbeit fortfahren.

Es begab sich nun aber, daß ich, mehr unbewußt vielleicht als meines Tuns bewußt, jetzt in das Schaubild des Weges die beiden nebeneinander hinwandelnden Gestalten zu zeichnen begann, wie ich sie eben noch im Auge trug und in der gequälten Seele. Ich zeichnete Rositta und Galeazzo, die beiden Schreitenden. Er hatte den Arm um sie gelegt und sie das Haupt ihm zugeneigt, es lag um die beiden das Zwingende und Beschwörende einer großen Gewißheit. Mir war es um Wahrheit zu tun, die ich aus mir selbst gewann; mein Stift ging herb und unbeirrbar, in unerhörter Sicherheit, um das, was ich innerlich schaute. Mir war dabei, als arbeite ich im Fieber, wie aus einer tiefen Vision heraus, wobei mir allmählich leichter zumute wurde und mein Atem an Freiheit gewann. — — —

Als ich zu Ende war, besah ich das Bild und sah, daß es gut war.

Ich wollte es eben von der Staffelei entfernen und in meine Mappe legen, als ich Schritte hinter mir vernahm. Ich sah im Spiegel, daß es Rositta war. Sie war allein gekommen.

Sie stand hochauferichtet hinter mir, die Blide starr auf die Zeichnung gebannt.

Ich aber sah mich nicht nach ihr um und schaute auch nicht mehr in den Spiegel, ich vermochte das nicht. Es gibt Augenblide, da der Mensch vor dem Schicksal zurücktritt und sich wie ausgeschaltet fühlt. Er weiß, daß ihm nur eins noch geziemt: zu schweigen und zu warten. Er steht vor dem Unabänderlichen und läßt es an sich heran und weiß, daß es gut ist.

Ich hatte die Augen geschlossen und fühlte, wie das Schweigen auf und nieder ging zwischen mir und Rositta.

Ich hörte ihr heftiges Atmen, das war alles.

Und dann hörte ich, wie sie sich sählings wandte und hastigen Schrittes den Garten verließ.

Ich selbst verharrte noch geraume Zeit in meiner Stille, den Kopf auf die Faust gestützt, bewegungslos. Schließlich räumte ich mein Gerät zusammen und trug es in mein Zimmer. Ich sah auf die Uhr: in einer Stunde ging der Dampfer nach Riva. Ich packte in Eile meine Habseligkeiten und schloß den Koffer. Dann begab ich mich hin-

ab, Levati zu suchen, um mich von ihm zu verabschieden.

Ich traf ihn auf der Terrasse beim Nachmittagstee. Am Tische saßen Rositta, Galeazzo und zwei mir unbekannte Damen, Verwandte aus Brescia, wie ich aus der Vorstellung erfuhr. Ich gab bekannt, daß mich ein Telegramm aus Wien aufs dringendste nach Hause rief, und daß ich unbedingt den heutigen Dampfer noch benützen müsse. Levati, der aufrichtig betrübt schien, wurde von mir gebeten, sein Porträt und die zwei Landschaften in Empfang zu nehmen, die ich oben im Zimmer zurückgelassen, als ein Zeichen der Dankbarkeit für alle Liebenswürdigkeiten, die er mir erwiesen hatte. Was an den Bildern unvollendet sei, das wolle ich während meines nächsten Aufenthaltes in Sald noch nachholen, den ich, in für mich selbst verwunderlich sicheren Worten, für nicht zu ferne Zeit in Aussicht stellte. Von dem Wesen dieser Lüge wußten nur zwei, Rositta und ich.

Ich bat, mich nicht zum Dampfer zu begleiten, schon mit Rücksicht auf den Besuch der Verwandten, und man fügte sich schließlich darein. Es war ein Abschied wie unter Freunden.

Rositta deutete mit keiner Weise an, was etwa in ihr vorging. Ihre Finger lagen, als sie mir die Hand zum Abschied reichte, kühl und wie tot in den meinen.

Als ich die Mole, wie in einem dumpfen Fieber vor mich hinschreitend, erreichte, war der Dampfer aus Desenzano eben angelangt. Er trug den Namen »Peschiera«. Es war der gleiche, der mich hierhergebracht.

Es war Gepflogenheit im Hause Levati, den Gästen, mit denen man vertrauter stand, von der Terrasse aus zum Abschied zuzuwinken. Das geschah auch diesmal, als ich auf eiligem Schiffe am Garten vorbeifuhr. Ich sah die Menschen, die hier mein Schicksal bedeutet hatten, Schulter an Schulter an der Ufermauer stehen und mit weißen Tüchern winken, Levati, den Nichtsahnenden, Galeazzo, den Schweigenden, und Rositta, die Wissende. Die Fahrgäste, die zu glauben schienen, es gelte dieser Gruß vom Lande her dem Schiffe überhaupt, winkten auch ihrerseits zurück, und so umflatterte vielerlei Grüßen, fremdes und beziehungsreiches, das Schicksal meines Herzens, indes Imaragbener Gisch auffrührte unter den



Georg Wolters: Herbstmorgen im Sils





Schaukeln der Räder und das Getöse der abendlich entflammten Welt mich brausend in sich aufnahm und forttrug aus dem Hafen von Salò.

Sier endet das Lieb von Rositta, und es endet auch nicht. Es ist ein Herz nicht wie ein wilder Garten, worin man säen und jäten kann nach Gärtners Lust. Was einmal Wurzel geschlagen, das hält am Erdreich noch lange fest, auch wenn die Blüten am Verwelken sind. Auch ist an Dinge der Leidenschaft mit Vernunft allein nicht heranzukommen. Ich mochte mir tausendmal sagen, daß meine seltsame Glucht, denn das war es ja wohl, das Vernünftigste war, was ich hätte tun können, daß sie ein Gebot der Selbstachtung und damit auch der Selbsterhaltung gewesen war, und was es sonst an billiger Logik noch geben mochte; umsonst, mein Wesen fand zur früheren Einheit und Ruhe nicht mehr zurück. Das sieghafte Lachen Rosittas sang mir im Blut und wollte durchaus nicht weichen. Sie schien sich dämonisch alles dessen bemächtigt zu haben, was das sehnstüchtig Schaffende in meinem Leben gewesen, vielleicht weil sie selbst zu Anfang aus meiner Sehnsucht geboren worden war. Ich suchte Betäubung und Vergessen in meiner Arbeit und kam zu keiner Befriedigung. Ich warf mich den vielerlei Vergnügungen des Wiener Faschings, die mich schon seit Jahren nicht mehr gelockt hatten, in die mehr oder minder entblößten Arme — das Ende war Schamheit und Überdruß. Am meisten betraf mich aber in klareren Augenblicken die Bemerkung an mir selbst, daß ich zuweilen ganz im Ernste daran dachte, im kommenden Frühherbst doch wieder nach Salò zurückzukehren. Auf den Ansichtsarten, die ich in Freundschaft mit Lebavi wechselte und auf denen sich zuweilen auch Rosittas Name vorfand, war ja stets von dieser Wiederkehr im Herbst die Rede. Sollte, was für uns Eingeweihte wohl kaum mehr als eine Phrase bedeutete, aus meiner kläglichen Schwäche heraus zur grotesken Wirklichkeit werden? Und doch, ich sah oft keine andre Möglichkeit mehr, das sehnstüchtig Schreiende in mir zur Ruhe zu bringen. Man bekämpft Gefahren oft am besten, indem man sie aufsucht, sie sind dann nur noch Wirklichkeit und ihrer gespenstischen Traumwelt entkleidet. Der

Gedanke, daß Rositta, wenn ich es nur wollte, auch heute noch die meine sein könnte, fraß mir wie Feuer im Gebein und trieb mich in Abseitigkeiten, deren diabolische Wirkung mich erschreckte.

Und zuweilen dachte ich sogar, was mir anfangs durchaus entwürdigend erschienen war, mit Seleazzo zu kämpfen um ihren Besitz. Als ob man ein Weib nicht längst verloren hätte, um das man kämpfen soll mit einem andern!

So lag ich zwischen Tag und Traum im Zwiespalt mit mir selbst und brachte das süßverderbliche Gift nicht mehr aus meinem Blute.

Es kam der Frühling, es kam der Sommer, es hatte sich nichts zum Besseren gewandt in mir.

Da traf Entscheidung plötzlich von außen ein. Es schien der Welt wieder einmal vonnöten, in ihren Geschäften die ehrlichste Form zu bekennen, und der Weltkrieg begann. Mein kleines Schicksal wurde ins Nichts geschleudert, gleich Millionen anderer Einzelschicksale. Rot brandete der Herbst im polnischen Sumpfland, wo ich von Stellung zu Stellung jagte in den Reihen eines gepöferten Landwehrregiments. Ich hatte, wie die Kameraden meinten, unbändiges Glück, denn in den schwersten Affären blieb ich unverwundet, zuletzt als fast der einzige in meiner Kompanie. Sinegen streckte mich, als wir im Gelände bei Gortow lagen, ein schweres typhöses Fieber nieder, ich wurde ins Lemberger Spital gebracht und kam zuletzt in ein Wiener Sanatorium, das einige Freiplätze für erkrankte Frontkämpfer unterhielt.

Das Fieber, durch eine schlimme innere Komplikation genährt, wollte aus mir nicht weichen. Ich lag in einem kleinen weißgetünchten Zimmer, dessen einziges Fenster auf die helle Feuermauer eines Nachbarhauses ging. Frauen der Wiener Gesellschaft wirkten hier als freiwillige Pflegerinnen. Ich ließ ihre heitere Schwesterliche Milde wie ein hilfloses Kind über mich ergehen.

Eine unter ihnen, eine dunkle, noch immer hübsche Dame in mittleren Jahren, Gattin eines Rechtsanwalts und mir von früher her flüchtig bekannt, erinnerte mich in einigem an Rositta. Als ich einmal in einem Gespräch mit ihr den Garbasse und Salò

erwähnte, errötete sie und mied verlegen meinen Blick. Und ich schloß daraus, daß ich in meinen Fieberträumen wohl manches von Rositta gesprochen haben mochte.

Wenige Tage später erhielten wir die Nachricht, daß Italien uns den lang erwarteten Krieg erklärt hatte. Seltsam war es mir nun, die Freundin Rositta in meinem Gedächtnis als Feindin zu empfinden. Hingegen veränderte sich nichts im Bilde Galeazzos. Er erschien mir nun, da die Maske gefallen, noch schärfer umrissen in seiner Art und durchaus an seinem Plage. Und was ich jetzt nebstbei auch immer vor mir sah, das war die helle Serpentinestraße von Tremosine, wie sie sich wie eine weiße Schlange von der Felsenhöhe in den See hinabwarf. Nun war auch sie in wahrer Gestalt erwacht, von ihrem Zwecke erfüllt, allüberall sah ich Unerbittlichkeit, wie am Ende jeglichen Traums.

Jetzt war es also für mich entschieden, daß ich Rositta so bald nicht wiedersehen sollte. Und doch, es wurde mir Kunde von ihr, viel früher, als ich glaubte, und in ganz wunderlicher Art, wie nur des Schicksals Laune es fügen kann, die sich so gerne lächelnd abseitsstellt von jeder menschlichen Erwartung und Berechnung.

Man hatte mich im Sommer 1916 als »Kriegsmaler«, wie man es etwas leichtfertig nannte, nach Südtirol gesandt, und zwar in das eben von uns eroberte Gebiet der Sette Comuni. Ich war nach meiner Genesung als zum Frontdienst nicht mehr tauglich befunden worden und hatte nun die Aufgabe übernommen, bemerkenswerte Szenen vom Kriegsschauplatz zu »verewigen« und dem Heeresmuseum einzuliefern.

Es war in einem Walde an der Straße vor Asiago, dort hatte sich das Korpskommando, dem ich zugeteilt war, in einer von den Italienern verlassenen Spitalsbarade eingenistet. Drüben auf den Höhen tobte die große Entscheidungsschlacht, unablässig strömten neue Regimenter, wortlos und verbrossen, ihrem Schicksal in den fremden Wäldern zu; lange Züge von Verwundeten wandten zurück, Österreicher und Italiener bunt durcheinander. Sie gingen Seite an Seite und stützen sich zuweilen wie müde Kameraden, denn hier hatte Feindschaft keinen Sinn und Zweck mehr.

Ich saß auf einer kleinen Anhöhe an der

Straße und sah das Leuchten über dem südlichen Lande, das meine Seele immer noch liebte, und das mir eben jetzt, verwunderlich genug, trotz allem als ein Friedenslicht erschien in seiner hohen kosmischen Unberührtheit, indes an seinem Erbensaum der Moloch Krieg sich mästete, die Erde aufwühlte und Kolonne auf Kolonne fraß mit Gebrüll und Wahnsinnsgebärden.

Am Abend saß ich dann in der schmalen Kammer des Adjutanten, wo mir in der Ecke ein Lager aus Tannenreisig bereitstand. Wir hausten wie in einem Bienenkorb, durch Ritzen der Bretterwände drangen Telefongespräche, Diktate der Befehle, Geklapper der Schreibmaschinen. Draußen auf der nächtlichen Straße war nunmehr der Train lebendig geworden. Die Wagen durchrollten unablässig die schützende Dunkelheit. Zuweilen schlug Pferdegewieher auf und wüstes Gefluche der Fuhrmannschaft.

Ich saß am Tische bei einer kleinen Lampe mit dem jungen Generalstabshauptmann und sah eine Anzahl von Briefen und Lichtbildern durch, die ihm sein Diener am Nachmittag gebracht hatte. Sie stammten, wie der Hauptmann erzählte, aus der von uns vor kurzem eroberten Stellung am Hügel Costesin, wo sie den Toten von Hüben und Brüben abgenommen worden waren, bevor man sie in Eile beerdigt hatte. »Vergleichen liegt noch in Massen im Walde draußen,« berichtete der Hauptmann, »man hatte wohl keine Zeit und auch kein rechtes Interesse daran, die Sachen zu sammeln. Mein Diener hat darin herumgetramt und mir einiges überbracht.«

Es waren Briefe und Selbstpostkarten von Freund und Feind, rührende Dokumente von Angst und Sorge, von Trost und Zuversicht, von Liebeskummer und Mutterleib. Das tragischste daran war die stumme Gewißheit, daß von denen allen, die diese Briefe bei sich getragen, keiner mehr am Leben war, und daß dies alle jene noch zu erfahren und zu durchleben hatten, die sie geschrieben und abgesandt. Die meisten waren vom Regen der letzten Tage arg verwaschen.

Das zeigte sich auch bei dem Häufchen Lichtbilder, die ich nun wie geisterhafte Grüße der vom Schicksal hier Zusammengeführten durch die Finger gleiten ließ. Es waren, begreiflicherweise, zumelst weib-

liche Bildnisse, Mädchen und Frauen, blond oder dunkel, von hüben und drüben, aus den Dörfern, aus der Provinz, mit den üblichen starren Photographiegesichtern, die man sich immer erst vermenslichen muß, Witwen, verlassene Bräute, in Bälde auflagende Mütter, die um ihr Schicksal noch nicht wußten. Zuweilen schaute auch ein Kinderantlitz, fremd und fragend, aus der Reihe hervor. Die Vielheit des kommenden Leibes, das sich hier bereitete, betraf mich tief und rüttelte heftig an den Pforten meiner Seele.

Und auf einmal war mir, als stünde das Herz mir still. Ich hielt, es war kein Zweifel daran, das Bildnis Rosittas in der Hand. Das waren Stirn und Wangen, das der feingeschnittene Mund mit Cupidos kühnem Bogen an der Oberlippe, das das sinnlich gebreitete Kinn, das die kostete Haarwelle über dem Ohre — gewiß, es konnte nur das Antlitz Rosittas sein, dergleichen war zu eigenartig, um sich in Spielart zu wiederholen. Auch überzeugte mich der nächste Blick auf die Rückseite des Bildes, daß ein Irrtum ausgeschlossen war, es entstammte einem Atelier in Gald.

Wer hatte nun, so fragte es in mir, dieses Bildnis am Herzen getragen, der nun nicht mehr am Leben war? War es Levati, war es Galeazzo, war es — ein anderer?

Dem Hauptmann war mein stummes Verweilen vor dem Bilde aufgefallen. Er sah zu mir herüber. »Versteufst hübsches Mädel,« murmelte er, »der Mann war zu beneiden.«

Ich hütete mich, zu zeigen, was in mir vorging. »Sie könnten mir das Bild zur Erinnerung an diesen Abend überlassen,« versuchte ich so nebenhin zu sagen.

»O bitte, bitte!« lächelte der Hauptmann. »Ach ja, ihr Herren Maler, ihr habt halt das rechte Verständnis für dergleichen!«

»Wäre es möglich, daß ich morgen die Stellung am Costefin besichtige?« fragte ich nach einer Weile, während ich die restlichen Bilder durchging, ohne aber recht zu sehen, was ich sah. »Ich möchte dort einige Skizzen aufnehmen, vielleicht ergibt sich etwas, was ich brauchen kann.«

»Ich möchte Ihnen sogar bringend dazu raten, sich die Stellung anzusehen,« bejahte der Hauptmann, »es ist dort alles noch so, wie es unmittelbar nach dem Sturme gewesen. Nur die Toten sind fortgeräumt.

Sie gehen am besten über Vezzano und dann links von der Straße hinauf, der Hügel ist nicht zu verfehlen.«

Der Hauptmann froh dann bald in seinen Schlaf und löschte mit meiner Erlaubnis die Lampe aus, nachdem ich mich gleichfalls auf mein Reisiglager gebettet hatte.

Ich konnte lange den Schlaf nicht finden. Nun war das alte quälende Schicksal unter der Maske dieses seltsamen Zufalls wieder an mich herangetreten, es wühlte mächtig in mir. Wer war es? fragte eine Stimme immer wieder. War es Levati, Galeazzo oder — ein anderer? Auch Rositta stand wieder vor mir, sie, die Dunkle, Glühende, Unvergleichliche, die ich bereits in mir zur Ruhe gebettet glaubte, in den langen Monaten der Qual in den polnischen Schützengräben und in der Stille meines Krankenzimmers zu Wien. Nun war ich hier Gast in ihrem Lande, wenn auch sehr ungebeten und noch fern vom Glänzen ihres Sees. Unweit in den kimbrischen Wäldern aber tobten jetzt die Stürme Tag und Nacht, und es mochte sich bald entscheiden, ob wir Deutsche und Österreicher nicht etwa hinab und hinüber gelangen sollten in Rosittas leuchtende Heimat. Schicksal der Völker umspielte die Wandlungen meiner inneren Welt. Was war hier groß und was war klein? Hatte ich mich zu schämen dessen, was in mir vorging?

Solche Erwägungen hielten mir die flatternde Seele noch lange wach, indes die Fuhrwerke draußen vorüberpolsterten und das innerste Herz der Kriegsmaschine mich rings umsurte, bis Schlafesmüdigkeit endlich die Herrschaft über mich gewann.

Der frühe Morgen sah mich bereits auf dem Wege nach dem Hügel Costefin. Der Hauptmann hatte recht gehabt, die Stellung war nicht zu verfehlen. Deutlich war der Weg, den der Sturm der steirischen Truppen genommen, durch herumgestreute Patronenhülsen, Bajonette, Lederzeug und zerfetzte Monturen bezeichnet. Und immer klagenber schäumte das Erdbreich auf, je ungestümer sich die Wucht der schweren Granaten herangepflügte. Oben am Hügel aber hatten Riesenmörser den Rest der Arbeit getan, es hatte jeder Bestand der Dinge aufgehört. In Metertiefen erschien der Mattenboden durchadert, Trichter neben Trichter, braunblutiges Erdbreich verschlang



zersplitterte Bäume, verknülltes Wellblech, zerklüfteten Stachelbraut. Die Luft schien noch vom Brausen erfüllt des Ungeheuren, das sich zugetragen. Ich war in dieser Ede das einzig Lebendige und strebte in Eile darüber hinaus, dem rückwärtsliegenden und noch unzerstörten Walde zu.

Dort sah ich ein Lichtes zwischen den Stämmen, es war etwas Schimmerndes hingebreitet, und als ich dazulam, erkannte ich die Stelle, von der mein Quartierherr, der Hauptmann, mir erzählt, und wovon mir das Bildnis Rosittas gekommen war. Dort lagen sie also, vom Regen verwaschen, von der Sonne gebleicht, die Briefe, Geldpostkarten und heimatischen Bilder der toten Soldaten, eine Welt an zwecklos gewordener Liebe und anklagender Verlassenheit.

Und unfern von ihnen, am Rande des Waldes, gewahrte ich, was ich suchte. Ich sah die frisch aufgeworfenen Hügel, mit den hölzernen Kreuzen darüber. Es waren darauf nur flüchtige allgemeine Inschriften angebracht: »Hier ruhen 60 italienische Soldaten«, »Hier liegen 12 Österreicher vom 87. Infanterieregiment« und so fort, von Grab zu Grab. Nur auf ganz wenigen las ich auch die Namen der Beerdigten, und es war mir keiner von ihnen bekannt. Als ich aber an das letzte, etwas abseitsliegende Grab herantrat, das sorgfältiger hergerichtet und mit einem Reisiggatter umgeben war, betraf mich sofort die Inschrift: »Italienische Offiziere«. Es standen mehrere Namen darunter, und der oberste von ihnen lautete: »Galeazzo Bossi, Kapitän im 5. Bersaglieriregiment.«

Hier endet, was ich zu erzählen hatte. Es bleibt jetzt wirklich nichts mehr zu sagen übrig. Es war ein Wissen in meinem Herzen, über das ich nicht mehr hinwegkam. Der Tod hielt eine Fadel, und sie leuchtete grell, und mir war, als sei mir die Seele erhellt und viel an bedrängenden Schatten geschwunden. Dachte ich nun an Rositta, so fühlte ich mich stark. Nicht etwa, sie zu gewinnen, sondern — sie zu meiden. Betrug ich jenen im Leben — im Tode durfte er nicht mehr betrogen sein.

Und so nahm ich im Herzen Abschied von Rositta, während ich heimschritt durch den Wald, vom Donnern der fernen Geschütze begleitet, das Surren eines einsamen Glie-

gers über mir, der wie ein heller Falke nach Beute spähte und ganz erfüllt vom Leuchten war, das aus dem Süden kam.

Dies also ist die Geschichte von Rositta und meinem Freunde Aldermann, der nun selbst in das dunkle Reich hinabstieg und sein Schicksal uns Überlebenden vermachte.

Ich berichtete, wie ich glaube, alles in seinem Geiste, wenn auch nach meiner Art, wie es anders nicht sein kann. Sein Wesen war in diesen Tagen so nahe an das meine herangetreten, daß ich noch lange bei ihm beharrte und nur allmählich zu mir selbst zurückfand.

Aldermanns Vermächtnis, den kleinen schwarzen Spiegel, hatte ich, wie ich bereits berichtete, während des Schreibens stets neben mir. Er war mir wie die dunkle Quelle des Erkennens, ich sog das Geschehen aus ihm auf, und er blieb doch gefüllt bis ans Ende. Und so schien es mir zuletzt auch als das richtige, ihn weitere Dinge der Welt nicht mehr bespiegeln zu lassen. Es sollte, was gewesen, in ihm selbst zur Ruhe kommen und auch beruhigt für mich darin verschlossen sein.

Doch bleibt mir, ehe ich schließe, noch eins zu berichten, was durchaus zur Sache gehört.

Ich war an einem Abend, wenige Wochen nachdem ich das Erzählte vollendet hatte, von einem Spaziergang heimgekommen und fand auf dem Tische ein Schreiben aus dem Künstlerhause vor. Es lag auch eine Karte mit der Adresse Aldermanns dabei, und man fragte bei mir an, was damit zu geschehen habe. Ich betrachtete die Karte, sie kam aus Italien. Es war ein Lichtbild, ohne nähere Bezeichnung, das einen Garten zeigte und dahinter die im Glanz verschwimmende Fläche eines weiten Sees. Darunter standen in zierlicher Schrift die wenigen Worte: »Die Rosen blühen noch immer in Salò.« Darunter der Name: Rositta.

»Ach nein, meine Dame Rositta,« sprach ich nach einer Weile tiefer Versunkenheit in die Stille meines Zimmers hinein, »ach nein, meine Dame Rositta! Wenn es nicht etwa Rosen sind, die im Jenseits blühen, so sind sie meinem Freunde nicht mehr erreichbar. Ich glaube, daß er Ruhe gefunden hat, und wir wollen sie ihm nicht weiter stören!«



Georg Wolters: Sauhaß im Harz





# Dostojewski

## Von Ernst Ludwig Schellenberg

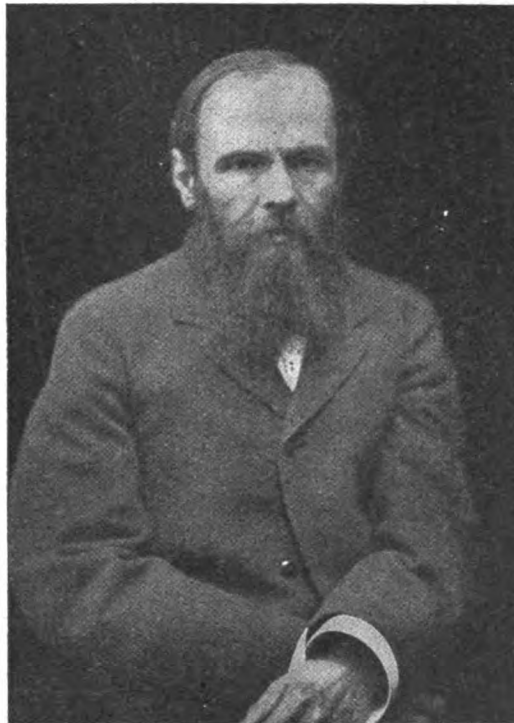
Für den Leser des Alltags bedeutet es eine grimmige Mühe, eine sich anstimmende Kraftbezeugung, sich in der weiten und harten Welt Dostojewskis zu ergehen, wo so wenig Sonne und Frühling, so wenig Milde und Ebenmaß walten. Als ob der Dichter mit aufgerissenen Augen und schreiendem Munde einherstürme, so erscheint seine künstlerische Gestalt für alle, denen es unmöglich oder befremdend ist, sich in seinem übermäßigen Werke heimisch zu machen; die nach den ersten Seiten schon die Bücher erschöpft zur Seite legen, wissend, daß sie einer Gewalt gegenüberstehen, die sie erdrücken und überwältigen wird. Sein hundertster Geburtstag wird ja seinen Namen tönender werden lassen als gewöhnlich; aber vielleicht werden auch diese literarischen Feiern nur ein Mißverständnis bedeuten, eine Annäherung und Mode. Denn man darf es gestehen, ohne in den Ruf der Auslandschmeichelei einzustimmen: sein Tag ist noch nicht heraufgedämmert; sein Wort harret noch des Widerhalls; Europa hat ihn noch nicht aufgenommen und sich zu eigen gemacht ...

Eine Welt des Schreckens, des Lasters, der Verworfenheit! Man blättere seine Bücher nach: Mörder, Diebe, Säufer, Dirnen, Irtsinnige, Epileptiker, Bettler, Nihilisten, verkommene Studenten, Zuhälter, Tagediebe, ärmliche Beamte — das sind die »Helden« seiner Romane und Novellen. Eine Stidluft drängt sich uns entgegen — Kleinleutegeruch. Gewiß: es ist Rußland, das wir betreten; wir müssen uns auf diese Wandlung einzustellen versuchen — und

dennoch! Das Übermaß der Geschehnisse, die Fülle der Gestalten lassen Verwirrung übrig und Ratlosigkeit. Immer ein Suchen, ein frampfiges Forschen und Fragen, ein Flehen und Beteuern; niemals Ruhe, Abwarten und Gewährenlassen. Wie atmet man erleichtert auf, wenn man einmal milden, gütigen Frauengestalten ins Auge blicken darf, wie der Sonja in »Kastolnikow« oder auch der Nelly in den »Erniebri-

ten und Beleidigten«!

Das ist der erste, entmutigende Eindruck, der sich uns aufdrängt, und der sich nur dann überwinden und vergehen läßt, wenn wir allen Widerstand aufgeben, wenn wir bereitwillig uns verlieren in den Umfang seines Schaffens, der uns umhüllt und einschließt mit Anerbittlichkeit. Und siehe: etwas raunt uns zu mit bittenden Stimmen, die immer vernehmlicher dem Lärm der Geschehnisse enttönen, immer werbender und inbrünstiger; wir laufen und verweilen, wenden uns um und — beginnen von neuem. Dual und Leid, Not und Elend, Anzucht und Verworfenheit — gewiß; aber über all diesem Ver-



Fjodor Dostojewski  
Aufnahme nach dem Leben

derblichen ein unbewegter, weißender Glaube: auch im Geringsten glüht der Gottesfunke, unlöslich, klar und leitend. Was gilt noch diese Welt der Kleinlichkeit und Enge? Sie weitet sich zu einem Abglanz des Ewigen, zu einem Spiegel der Unerforschlichkeit. All das Übermaß, die Grenzenlosigkeit ist selbst nur die Bezeugung des Unendlichen: eine Fackel aus dem Labyrinth menschlicher Irrnisse und Ängste. Und nun erscheint dieser ehemals so fremde und harte Dichter wie ein roter Abendstern über hingestreckten Steppen; wir wandeln wohl in Nacht



und Bangnis, aber wir ahnen und sehen auch die Lichter des Himmels um so deutlicher und gewisser, je geballter die Finsternis niederschattet. Es ist die tiefste Einsicht Dostojewskis, daß die Tat gering ist und nichtig angesichts der Absicht, des Willens, der Neigung. Daß nicht das offenbare Geschehen entscheiden kann, sondern die leisen, verborgenen Regungen, die da bestimmen und weisen.

»Ich liebe den Realismus bis dahin, wo er an das Phantastische grenzt; denn was kann für mich phantastischer und unerwarteter, ja unwahrscheinlicher sein als die Wirklichkeit!« Das ist ein Künstlerwort. Und es beweist den unbestechlichen, ja heroischen Mut des Bekenntnisses. Nicht verklären und heucheln, sondern aufnehmen und bejahen. Aber das Entscheidende bleibt doch dies: Dostojewski gehört nicht zur Gilde jener Naturalisten, die mit Notizbuch und »wissenschaftlichen« Beweisen arbeiten. Er ist immer der große Phantasiegestalter, nur mit Balzac zu vergleichen; auch er ein plötzlicher Riesenscheinwerfer in die Düsternis des menschlichen Lebens; er nimmt seine Personen aus dem Urgrunde seines heißen, beweglichen Herzens. Er hat nicht das äußere Auge des konsequenten Naturalisten, sondern das innere Sehen des wachen Künstlers. Aber dieser Blick — und auch dieses ist bestimmend — haftet nur auf dem Menschen, auf seinen Handlungen, auf seinem Denken und Fühlen. Der Landschaft bringt er wenig Zustimmung entgegen. Wohl findet man in den »Armen Leuten« eine etwas gedehntere Schilderung des Herbstes oder in den »Weißen Nächten« Worte über den Zauber der Mondesstille — es handelt sich bezeichnerweise um romantisierende Frühwerke —, aber solche Versuche muten, namentlich später, wie in der Darstellung des Sonnenunterganges zu Beginn der »Erniebten und Beleidigten«, blaß, unpersönlich an; und nur einmal, in den »Karamasoff«, als Alescha nach dem Tode des Starez sich überwältigt zur Erde wirft, empfindet man etwas von kosmischer Naturbeseelung. Lediglich die Menschen verfolgt Dostojewski mit einer Bie, einer Unerbittlichkeit, wie sie — außer bei Balzac — niemals wieder mächtig gewesen ist. Man kann ihn sich gut denken, wie er, gleich dem französischen Dichter des »Jacino Cane«, hinter dem wandernden Menschen einherstreitet und ihr Geschick zu ergründen und für sich zu verwerten sucht. Und da ist es nun, als könne er sich niemals erschöpfen, als müsse er beständig häufen und zusammenballen, um nur ja recht deutlich werden zu lassen, was er darstellen und beweisen möchte. Denn niemals darf man es vergessen, wenn man nicht eine völlig falsche und getrübe Einstellung zu seinem Werke gewinnen will: letzten Endes möchte dieser Dichter immer irgendetwas exemplifizieren, um-

schreiben, darlegen. Darum kann man auch allerorten Mängel und Fehler in der künstlerischen Ausführung rügen und aufweisen: Breiten, persönliche Bemerkungen, Abschwefungen in Fülle. Der Stil hastig, kantig, unmelodisch. Seine Tochter hat uns belehrt, daß die Abstammung des Dichters eine fremdländische und darum den Stil bestimmende gewesen sei; indessen darf man niemals außer acht lassen, daß Dostojewski immer in Hast arbeitete, nicht nur gedrängt von den Gläubigern, sondern auch von der Gewalt der inneren Gesichte, von der ungestümen Fülle der Gestalten. Gelegentlich sogar nähert er sich bedenklich der Kolportage, eben infolge der Zusammendrängung der Geschehnisse. Man überlege, daß der ganze erste Teil des »Idioten«, etwa 300 Seiten, nur den Umfang eines einzigen Tages in sich begreift! Und man bedenke, was in den »Teufeln« an Grausamkeiten vor sich geht! Stowrogin erhängt sich, Trofimowicz stirbt an Entkräftung, Kirillow erschießt sich, Lisaweta wird erschlagen, Lebjabkin nebst Schwester und Magd werden durch Meißerstücke erdolcht, Schatow wird erschossen und ertränkt, Andrei Antonowitsch fällt in Geisteskrankheit, Fedot wird ermordet; dazu Brandstiftung, Rißistenfälschungen, Revolten — man fühlt sich in einen Strudel hineingezwungen, der Herz und Sinne taumeln macht. Die »Karamasoff« enden schließlich als Kriminalroman — das ist nicht zu leugnen. Aber, und hier eben sieht man mit voller Deutlichkeit das entscheidende Mehr: wie ganz anders entwidelt sich der Verlauf der Handlung als in jenen billigen, dürftigen Nachwerken geschäftiger Detektivschriftsteller! Der Leser weiß ja bereits um die Ereignisse; er ist also aller äußeren Spannung enthoben, die gerade dort jederzeit den einzigen und wesentlichen Stachel bildet. Und gerade darum, weil diese feilen Momente entfallen, eben darum fühlen wir so tief und verstehend, welch erschütternde Weisung aus der Gerichtsverhandlung aufflingt, die um Vorsicht und Bescheidenheit und Mitleid bittet.

Man hat es oft betont, und es muß auch hier wieder ausgesprochen werden: es ist das Religiöse, das Dostojewskis Schaffen bestimmt und richtet. Wenn man nämlich unter Religion alles begreift, was voll brennender Sehnsucht nach dem Ewigen und Beständigen sich auswirkt, was helfen und lenken möchte. Man hat es auch gesagt, daß gerade das russische Volk, das unverdorrene und geduldige, allen religiösen Tendenzen besonders empfänglich sei. Zum mindesten denkt Dostojewski so, der allem, was nicht russisch und rechtgläubig ist, mit Mißtrauen und sogar Verdamnis begegnet. Er haßt den Deutschen und den Juden, den Franzosen und Engländer, Katholiken und Protestanten. »Jeder Mensch muß erst Russe wer-

den!« Das ist mehr als heiße und übertriebene Vaterlandsliebe; das ist eine Verzweiflung, die sich mit hartnäckiger Verbissenheit irgendwo anklammert, um nur einen Halt zu finden in all der Verwüstung und Wirnis, die sich Europa nennt. Die berühmte Rede zur Puschkinfeier ist durchglüht von einem Fanatismus, gegen den der lärmendste »Alldeutsche« kleinmütig verstummen muß. Selbst die furchtbaren Jahre in Sibirien vermag der Dulder nicht zu verdammen; sie waren nötig, um die Berechtigung Rußlands und des Zarentums aufleuchten zu lassen in dem umbüfferten Hochmuth. Nicht wie der verhaßte Turgenjew, der als Karamasow den »Teufeln« so viel von dem satirischen Unterton verleiht, nach Westen gewendet — nein: nur Asien, Moskau, Sibirien späht er entgegen; aus diesem Osten wird die Sonne des dritten Reiches emporsteigen. Einseitigkeit? Was gelten hier diese beschränkten Urtheile angesichts der brennenden Begeisterung eines unersättlichen Herzens, das sich ganz und demüthig ans Leben hingibt, um daran zu wachsen, um weit zu werden und liebend. Freilich, die Erlösung ist ihm niemals geworden, wenn anders man Erlösung im Frieden, in der Sammlung und Abgeschlossenheit einer erfüllten und wissenden Seele erblicken möchte. Hier haben die Deutschen, die ringenden und fragenden, Höheres erreicht als die gedulbigen und sanften Russen. Meister Eckehart, Tauler, Suso, Ruysbroeck, Böhme — sie haben die Vollendung gefunden, wo Dostojewski häufig noch fragt und eifert. Denn bei Dostojewski redet der Wille, bei den Deutschen sucht die Seele. Die Uberspannung des Russen bleibt letzten Endes eine geistige Epilepsie; aber Gott kommt nicht im Wüten, sondern in der Geduld der Bereitschaft.

Dostojewski als Menschenbildner kennt — und dies zu betonen ist wichtig — keine offene Einseitigkeit. Seine Gestalten haben immer Widersprüche und Überraschungen. Vielleicht gehört es zu des Dichters reifsten Erkenntnissen, daß der Mensch kein Geradliniges ist; daß die mannigfachen Strebungen ihn durchkreuzen und zur Sammlung verlangen. Man erkennt sich des Fürsten Myschkin. Er liebt Aglaja, verehrt sie herzlich und rein; und dennoch zwingt ihn das Mitleid, das intuitive Erlösungsbedürfnis zu Nastasja Philippowna hin. Die Brüder Karamasoff sind alle durchbebt von einer Sehnsucht nach dem Hehren und Starken — und fallen immer wieder in Schuld und Verleumdung. Ja, selbst der reine Aljescha weiß in der Enttäuschung, die ihn nach dem Tode des Starez umbüffert, nichts Besseres, als sich zu der anrührenden Gruschenka führen zu lassen. Die Menschenseele ist nicht so simpel, wie es der Alltagsfanatiker sich vorzustellen liebt. Denn

eben dies ist ja Kampf und Ziel aller Erdenwanderung, des Widerstreites Herr zu werden, sich zu entschärfen durch Niederzwingung der unruhigen, abwegigen Kräfte. Dostojewski verkündet es mit lobender Inbrunst, daß man die diesseitige Welt wohl erkennen und prüfen kann, daß aber nur in der jenseitigen, im Reiche der Ideen das wahrhafte Leben beschlossen liege. Darum ist er Gotiker; denn das Ethos gilt ihm über alles.

Und so ist er ausgesprochener Gegner alles »Ubermanntums«. Wer sich außerhalb der Ordnung stellt, indem er seine Mitmenschen beiseiteschiebt, um nur sich und seine Triebe zu verfolgen, der sündigt an Gott und der Welt. Dienen, sich helfend einreihen — das allein ist Wachstum und Vollenbung. Raskolnikow scheitert eben an der Verkennung dessen, was ihm als das Erstrebenswerthe erscheint, und darum ruft ihm Sonja, die Heilige, die Mahnung zu: »Du mußt dein Leiden auf dich nehmen und dich dadurch erlösen — das mußt du tun.« Sich beugen nur bringt Segen und Befreiung.

Keiner, außer Shakespeare, hat so tief das Problem des Verbrechers durchsonnen und dargestellt wie Dostojewski. Und auch hier tritt seine psychologische Hellsehigkeit überraschend zutage. Was gilt Raskolnikow alle noch so lüdenlose Überlegung angesichts der Tat, des Erfolges? Der Verstand zaudert immer hinter der seelischen Erkenntnis zurück; denn Hochmuth lebt in ihm, kalte Logik, Rationalismus. Immer redet sich dieser arme Student die mannigfachen Gründe zu, die seinen Mord zu rechtfertigen vermöchten; was gilt die geizige, unwichtige Wucherin gegen ihn, der Napoleonsgebanen sinnt, dessen Wille robust und sicher ist? Hat er also nicht das Recht zu seiner Tat? Und dann, als er sie vollbracht hat und ruhelos, gequält umhertaumelt, da reißt ihm die fürchterliche Wahrheit, die seinen trampfhaft aufgebäumten Mut zerschlägt und widerlegt: »Mich habe ich gemordet, nicht die Alte! Es war nur ein Augenblick, aber ich habe mich gemordet in Ewigkeit!« Diese Einsicht — hier wieder bestaunt man Dostojewskis so einfache und überzeugende Seelenkunde — zeugt auch schon die Befreiung. Denn Liebe nur vermag Erlösung zu schenken; das Ewige strahlt über dem irdisch Gebundenen auf wie die Sonne über nächtlichen Schneegipfeln. Und ob auch Dmitri Karamasoff sich unschuldig weiß am Tode seines Vaters — er will und muß die Buße vollbringen, weil er einsieht, daß dieser Weg der Läuterung ihm geschenkt ist zur Vernichtung aller Gier und Gedankenunzucht, der er vor dem gekrönt hat. Alle Menschen Dostojewskis wollen nicht das »Glück«; sie begehren nur eins: den Fall der irdischen Fesseln, Sühne, Erlösung. Und darum sind auch die Gefangenen im »To-

tenhaufe« keineswegs so verworfene und reuelose Kreaturen, wie es der allgemeine Verstand gern begreifen möchte; sie alle empfinden ihre Strafe als Gerechtigkeit, unter der sie sich kräftiger aufrichten.

Man versteht es nun, daß Dostojewski für den Sozialismus nur Unbehagen und Mißbilligung findet. »Die Sozialisten«, sagt Rasumichin, »sind gegen die Geschichte, weil sie eben etwas anderes wollen, ohne jegliche historische oder naturwissenschaftliche Entwicklung. Deshalb können sie auch den lebendigen Lebensprozeß nicht leiden. Sie brauchen keine lebendige Seele. Eine lebendige Seele braucht Leben, eine lebendige Seele gehorcht nicht der mechanischen Formel.« Und in den »Karamasoff« heißt es: »Der Sozialismus ist nicht nur eine Arbeiterfrage oder die des sogenannten vierten Standes, vielmehr im eminenten Sinne eine atheïstische Forderung: die Frage nach der derzeitigen Verwirklichung des Atheismus, die Frage des babylonischen Turmes, der ja gerade ohne Gott gebaut ward, nicht um den Himmel von der Erde aus zu erreichen, sondern um den Himmel zur Erde herabzubrüden.« Das Reich Gottes erfüllen heißt eben: für Ordnung und Unterordnung wirken, heißt: den Lodungen der Selbstgefälligkeit widerstreben.

Sie alle, diese ruhelosen Menschen Dostojewskis, suchen Gott, suchen ihn mit verzehrendem Verlangen. Kirillow in den »Teufeln«, der nur um einen einzigen Punkt zu denken weiß, glaubt sich allein dadurch retten zu können, daß er sich selbst tötet, um damit auch Gott zu vernichten. Wir aber verstehen, daß er nur seine arme, gebundene Vorstellung hat morden können, niemals aber die überweltliche, bleibende Idee. Er hat sich zu Tode gerungen mit seinem Problem, das er durch den prüfenden Verstand zu deuten wähnte und das ihn mit seiner Größe und ewigen Fülle niederzwingen mußte, je heftiger er sich dagegen stemmte. Iwan Karamasoff, der die gewaltige Legende vom Großinquisitor dichtet, vermeint durch mechanische Rechnung die Welt »erklären« zu müssen; und seine unentwegte Qual endet in Irrsinn und Auflösung. Gott — das einzige Ziel, dem sie alle irgendwie, offen oder uneingestandenenerweise, entgegenwandern. Der verlogene, trunke General im »Abiolen« weiß gegen Ippolit keine drückendere Anklage als diese: »Er bohrt in meiner Seele und in meinem Herzen herum! Er will, daß ich den Atheismus glauben soll!« Man erinnere sich der qualvollen Unterredung zwischen Schatow und Stawrogin, in der nur die eine Frage aufbrennt: »Sind Sie Atheist? Sind Sie nun Atheist?« Es ist ein grimmiges Wüten gegen allen Unglauben, ein beinahe höhnliches Aufbegehren; und man ahnt, daß auch

der Dichter selber sich an den Zweifeln prüfen und kräftigen mußte. Aber eben darum wirkt das Ergebnis so erschütternd und aufrichtend; denn ein Kämpfer hat künstlerisch gestaltet und uns damit tiefer hineingerissen in die Nöte seiner Seele. Tolstoj gelangte am Ende seines Lebens wohl zu selbstgenügsamer Einfalt und bauerlicher Abgeschlossenheit; aber er hat künstlerisch seine wertvollen Kräfte vergeudet und vernichtet. Dostojewski jedoch überzeugt und ergreift darum so innig, weil er darzustellen, nicht nur zu predigen versteht. Nietsche, der Dostojewski den einzigen Psychologen nennt, von dem er zu lernen hätte, erkannte wohl, daß diese Kunst erlösend wirke — im Gegensatz zu den naturalistischen Vergewaltigungen eines Zola oder der Brüder Goncourt —, weil sie durchaus bejahend bleibt. Trotz Elend und Laster ist die Erlösung nahe. Und wie Dostojewski einmal sagt, man müsse »das Leben mehr lieberr als den Sinn des Lebens«, so schließt er, der Umgetriebene, Flüchtige, Kranke, seinen gewaltigsten Roman, den letzten, mit dem Jubelrufe der Kinder zu Alexas tränenfreudigen Worten: »Fürchtet euch nicht vor dem Leben! Wie schön ist das Leben, wenn man etwas Schönes und Gerechtes tut!«

Und aus dieser letzten Erkenntnis vom Wert und Sinn des Daseins schimmert auch des Dichters Humor und Satire. Wer einmal Novellen wie »Ein unangenehmes Ereignis«, »Der Spieler«, »Das Krotobil«, »Polsunkow« gelesen hat, wird manche wesentliche Situation nie aus dankbarem Gedächtnis verlieren. Hier leuchtet die Kunst des Gegenständlichen, Anschaulichen in ungetrübter Helle. Die Zeichnung des Individuellen ist zur höchsten Vollenendung gewachsen. Die Darstellung ist verschwiegene Dramatik; Schilderungen äußerer Begleiterscheinungen, wie etwa Gesicht, Haltung, Gang der Personen, muten wie szenische Bemerkungen an. Es versteht sich, daß gerade der Humor, der ja allem Bildhaften treulich zugetan ist, in Dostojewski sich lebendig ausblühen konnte. Und er blüht in lauterer Güte, aus Mitleid und Hoffnung. Selbst eine so bittere und überlegen boshafte Szene wie die geheime Sitzung der Nihilisten in den »Teufeln«. Und diese Liebe, dieses Begreifen und herzliche Umsfassen lündet sich auch in der Kenntnis der Kinderseele, die gerade in den »Karamasoff« ein so rührendes Widerpiel zu der Handlung der Erwachsenen bildet. Das ist nicht Hochmut und Selbstgefälligkeit, nicht Verdruß und Eifern. Wer auch dieses Lächeln hat über die Torheiten der Menschen, nicht nur die Strafe, darf die bescheiden-stolzen Worte des Fürsten Myschkin sich zu eigen machen: »Gehen Sie an uns vorbei — und vergeihen Sie uns unser Glück!«

# Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

Anarchie im Drama — Deutsche Dramaturgie und deutsches Nationaltheater — Der Schauspieler und der Mensch auf der Bühne — Schauspieler aus deutscher Vergangenheit — Silber und Schatten — Der Gustafsen — Emil Deubert und Heimr. Theod. Rötscher — Jenseits Bühnentechnik — Girkus Reinhardt — Berliner Spielbeginn: »Die Räuber« und »Herodes und Mariamne« — »Kean« — »Spielereien einer Kaiserin« — »Alles um Geld« — »Die Jungfern vom Bischofsberg« — Franzosen in Berlin — Russisches Gastspiel und Stanislawski — Jüdisches Künstlertheater — Wilhelm Schmidtbonn: »Die Schauspieler« — Ernst Toller: »Masse Mensch«

Ideal und Wirklichkeit, Geist und Materie sind Feinde von Urbeginn an — sind es und sollen es bleiben. So weit unsre Hand heute tastet, unser Auge gegenwärtig schweift, alles Greifbare und Sichtbare kündigt Auflösung, Zerfall und Vergehen. Und so tief ist diese hoffnungslose Vorstellung in das Bewußtsein oder das Gefühl der Allgemeinheit gedrungen, daß der Verfasser des verbreitetsten Buches dieser Tage nichts Gescheiteres tun konnte, als im Titel das sensationelle Wort »Untergang« auszuspielen. Aber auch er ist ein Teil von jener Kraft, die, wollend oder nicht, das Gute, in diesem Falle das Aufbauende schaffen muß. So viel Verfallendes, Zertrümmerndes und Grundstürzendes Spenglers Buch enthält, der Weg, den es geht, der Geist, der in diesem auflösenden Stoffe waltet, ist doch der des Zusammenfassens, des Ordnnens, des Verschmelzens, mit einem Wort: der Synthese. Und an dieses Wie, so schwach der Wahl auch sein mag, knüpft sich unsre Hoffnung. Unmöglich könnte dieser starke Wunsch und Drang nach Uberschau und Zusammenschau, nach Sammlung und Wiederaufbau vorhanden sein, wenn sich nicht irgendwo Keime und Ansätze dazu fänden. Noch stets sind Sehnsucht und Wille die Pfadfinder der Wirklichkeit gewesen.

Spenglers Titelpessimismus steht nicht allein da. Auch auf dem Gebiet der Theatergeschichte, einer bescheidenen Provinz der Menschheitskultur, ist neuerdings ein Buch erschienen, dessen Überschrift ein nicht weniger babylonisches Menetekel an die Wand malt: »Anarchie im Drama« (Frankfurt a. M., Frankfurter Verlagsanstalt). Und abermals wird es viele geben, die diesem harten Wort, um nicht zu sagen: Glück, unbedenken stürmischen Beifall zollen. Aber sie irren sich. Auch in diesem Buche, das einen unserer besten Theaterkritiker, den Frankfurter Bernhard Diebold, zum Verfasser hat, triumphiert die Methode über die Materie, das Wie über das Was: wer den Mut und die Liebe zu einer so umfassenden und durchdringenden Gesamtschau des neuzeitlichen Dramas findet, ist nicht gesonnen, sich von einem verzweifeltsten Schlagwort knebeln zu lassen. Wohl, dieses Buch — ein ebenso geistreiches wie kenntnisreiches, ebenso aufrüttelndes wie klärendes und förderndes Buch — spricht

von der formalen und ethischen Anarchie im Drama, von der Gefeklosigkeit seiner Form, der Zucht- und Zügellosigkeit seines sittlichen Gehalts. Es setzt bei Strindberg und Wedekind, den Klassikern der Moderne, ein; spürt in Sorges, Werfels, Kornfelds, des jungen Hasenclevers, Wildgans', Jochims und Boettichers mehr lyrischen als eigentlich dramatischen Dramen der »Seele im Theater« nach; läßt August Stramm, Oskar Kokoschka, Ulrich Steinborffs, Arnold Zweigs, Beer-Hofmanns, Dieckenschmidts und anderer ekstatisch-mythische »Silberserien und Passionen« an uns vorüberwandeln; deckt in Georg Kaisers zweiter Periode, in Romain Rollands, René Schödeles, Reinhold Goerings, Kurt Eisners, Ernst Tollers, Ludwig Rubiners und Fritz von Unruhs Kriegs- und Revolutionsstücken die »Politik der Dramatiker« auf; und gipfelt schließlich in der Überzeugung: das Drama, der ewige Kampf und ewige Sieg der Seele, ist nicht nur eine schöngeistige Kunstangelegenheit, sondern der Symbolspiegel unsrer ethischen Kraft. So lichtet sich das anarchistische Chaos, wenn auch zunächst nur mit Hilfe einer Vorschau. »Wir wollen vorwärts! Vorwärts über alle Krisen der Relativität und falschen Romantik hinweg zum tätigen Leben. Sehen wir zu, daß die vom errechneten Charakter befreite Seele im Drama wieder die ethische Verantwortung und damit die dramatische Form aus eigenem Gesehe finde. Denn sonst ist es aus mit dem Drama als Kampfplatz des mythischen Kämpfers auf Erden, und alles wird Spiel, Tanz, Panorama, Pantomime oder bestenfalls duldbende Passion — ein Schau-Spiel der getriebenen Seele. Die Tragödie aber ist die Aktion eines Dichterwillens.«

Auch die tröstliche Gewißheit ergibt sich aus Diebolds Buch, daß unser zeitgenössisches Drama, so chaotisch es unserm gebundenen-Blick erscheinen mag, gar nicht so losgelöst dasteht, wie oft behauptet wird. Wer noch daran zweifelt, nehme einmal das tüchtige und verdienstvolle Buch »Deutsche Dramaturgie« von Prof. Robert Petsch zur Hand (Hamburg, Paul Hartung) und lese in dem ersten von Lessing bis Hebbel reichenden Bande nach, wie und was nach dem Hamburger Dramaturgen der Sturm und Drang, die klassische und klassizistische Ästhetik, das Zeitalter der Romantik, das junge Deutschland und schließlich Hebbel,



Wagner und Otto Ludwig über das Drama, seine Gesetze, seine Form, seinen Gehalt, seinen Sinn und Zweck gedacht haben. Denn hier bekommen wir nach einer die Stationen des Weges aufzeigenden, lichten und straffen Einleitung eine ausgewählte Sammlung aus unsrer dramaturgischen Ästhetik vorgelegt, die dank ihrer unverfälschten und unverbogenen Originalität berechtigt ist als manch bide, geschwätige »Gesamtbarstellung«.

Um auch, als notwendige Ergänzung zu der literarischen Theorie, die lebendige Bühne nicht aus dem Auge zu verlieren, bedarf es daneben nur eines kleinen Büchleins, das viele Einzelbarstellungen erseht: der fünf Vorträge, die Prof. Julius Petersen vor Hochschule freien über das Deutsche Nationaltheater gehalten hat (illustriert; Leipzig, Teubner). Denn hier findet sich alles beisammen, was es nach dem neuesten Stande der Forschung Sicheres und Wissenswertes über diesen vielumstrittenen und mannigfach ausgelegten Begriff gibt, und auch der in die Grundentwicklung schon Eingeweihte wird mit dem wissenschaftlich geschulten, aber den lebendigen Fragen der Gegenwart keineswegs entfremdeten Darsteller gern noch einmal den Weg gehen, der vom geistlichen Schauspiel des Mittelalters zu den freien Bühnen und dem Festspielgedanken unsrer Tage führt.

Ähnliches leistet Ferdinand Gregori in seinem Büchlein über den Schauspieler (ebenda). Ein verantwortungsvolles Unternehmen, aber es liegt in guten Händen. Nicht nur weil Gregori Spielleiter und Darsteller am Deutschen Theater in Berlin ist und eine Schauspielschule verwaltet, sondern weit mehr noch, weil er in all seinem Tun und Schreiben nie den Ernst einer künstlerisch-sittlichen Persönlichkeit hat vermissen lassen. Das Geschichtliche tut er kurz, wenn auch tunbig ab, um sich mit desto mehr Sorgfalt und Eifer den äußeren und inneren Ausbildungsfragen des darstellenden Künstlers zuzuwenden: ein Warner, Berater und Führer für all die Hunderte von jungen Leuten, die es jährlich zur Bühne treibt. Was er über das Verhältnis des jungen Schauspielers zum Spielleiter, zum Publikum und zur Kritik, über das Bezwingen der Rolle, die Auffassung und die Stilisierung sagt, ist Goldes wert. Dabei bleibt nichts blasse Theorie, alles ist aus der Praxis geschöpft, mit ernsten oder humorvollen Erfahrungen gewürzt und in einer gepflegten Sprache geschrieben, so daß auch Selbstverständliches oder allgemein Bekanntes neuen Reiz bekommt.

Da, wo Gregori den jungen Schauspieler entläßt, nimmt ihn Julius Bab an die Hand. Sein schon zuerst vor zehn Jahren erschienenen Werk »Der Mensch auf der Bühne«

(Berlin, Osterheld & Ko.) war von vornherein mehr Lehr- und Bildungs- als Geschichtsbuch. Jetzt hat es sich in der neuen Bearbeitung, die in Lieferungen (Griechisches Drama; Shakespeare; Calderon und Molière usw.) herauskommt, im praktischen Vorlesungsgebrauch noch mehr zu einer angewandten Dramaturgie für Schauspieler zugeschliffen, und der literarische Übungsstoff, von dem die theoretischen Erläuterungen ausgehen, ist zum Kern der ganzen Darstellung angewachsen.

Gregoris und Babs Bücher sind trotz ihren geschichtlichen Grundlagen ausgesprochene Gegenwartsbücher. Die sechs literarischen Bildnisse, die Friedrich Rosenthal von »Köpfen« der Bühnenbarstellungskunst entwirft, zeichnen »Schauspieler aus deutscher Vergangenheit«: Iffland, Sophie Schröder, Ludwig Devrient, Anschütz, Seydelmann und Mitterwurzer (Zürich, Amalthea-Verlag). Doch so, daß jeder einzelne von ihnen als ein Typus einer Epoche und als Persönlichkeit eine ganze Richtung vertritt, und daß sie alle zusammen das Idealbild auch noch der heute gültigen und erstrebenswerten Schauspielkunst darstellen. So sieht Rosenthal in Iffland den Begründer, Wegbahner und ersten Eroberer, so vertritt Sophie Schröder die Frau auf der Bühne, Ludwig Devrient das romantische Genie, Anschütz den deutschen Hausvater, Seydelmann den Erzieher zur Sittlichkeit, Mitterwurzer den ersten modernen Menschen auf der Bühne. Diese Auffassungen sind subjektiv, ihre Begründungen nicht immer einleuchtend, aber die Fülle des Lebens, die sich aus den sechs Schaffens- und Schicksalsläufen ergießt, ist groß und stark genug, um auch dem Heute noch einen umfassenden Begriff von deutscher Schauspielkunst, ihren Gesetzen, Kräften, Zielen, Erfolgen und — Schranken zu vermitteln.

Solche Schauspielbilder, wie Silhouetten an die Wand geworfen oder wie Plastiken rund und voll auf die Reine gestellt, erfreuen sich auch bei unsern Feuilletonisten großer Beliebtheit. So streut Raoul Auernheimer in die »Bilder und Schatten«, die er mit gepflegter Hand und anmutigen Gebärden aus dem »Älteren Wien« beschwört (Wien u. Leipzig, E. P. Tal & Ko.), ein gutes halbes Duzend Mimen- und Darstellerskizzen ein: von Raimund und vom biden Wenzel Scholz, dem heute noch unvergessenen Komiker des Vormärz, über Josef Matras, das »verförperte Behagen« des dritten Standes« um 1870 herum, Josephine Gallmeyer, Girardi und Gustav Maran, den feinen, klugen, welterfahrenen Skeptiker, bis auf Rainz, dessen Menschen- und Künstlerbild sich hier aus seinen Jugendbriefen entwidelt, wie der Schmetterling aus der Puppe. Der Wehmutschauch einer schmerzlichen Liebe liegt über

diesen Blättern, auch da noch, wo sie mit Schrollen und Lächerlichkeiten befrachtet sind.

Keder und beherzter packt Herbert Eulenberg seine deutschen Schauspielbilder aus sechs Jahrhunderten an, und keinen besseren Titel konnte er für diese flüchtigen, blickschnell aufleuchtenden und jäh wechselnden Porträtköpfe finden als das alte, von seligen Kindheitserinnerungen geweihte Jahrmärkte- und Schaubudenzauberwort: »Der Guckkasten« (Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf.). Vom Meister Pech der alten Deutschen und Roswitha, der kunst sinnigen Ronne von Gandersheim, bis zu Alexander Moissi, dem süßschmelzenden Romeo, und dem Grafen Seebach, den selbst die Revolution auf seinem Dresdner Intendantenstuhl respektierte — schnurrdburr, wie rasseln und klappern die bunten Bilder vorüber! Langeweile kommt da nirgends auf, denn all diese Pelken, Liebhaber, Charakterspieler und Hanswürste sind mit Anekdoten und Zitaten gespickt, und der Puppenspielmeister hat sie so straff am Bändel, daß sie vor uns tanzen und springen müssen, als wären sie noch kreuzlebendig. Es geht dabei oft nicht ohne Gewaltthaten ab, und auf den Zahn darf man der Eulenbergischen Historienweisheit nicht immer fühlen, aber was die Hauptsache ist: alle diese Schatten bekommen Gestalt und Gesicht, man kann sie anreden, und sie stehen uns Rede und Antwort, als wären sie unsre Brüder und Freunde, als agierten sie noch heute lebhaftig vor unsern Augen.

Wer weitere, mit dem gelehrten Rüstzeug akademischer Wissenschaft arbeitende Studien sucht, der halte sich an die von dem Bonner Professor Berthold Lizmann herausgegebenen »Theatergeschichtlichen Forschungen« (Leipzig, Leop. Vohs). Dort hat Rudolf K. Goldschmidt mit Ernst und Liebe Eduard Devrients Bühnenreform am Karlsruher Hoftheater gewürdigt und Johannes Günther (derselbe, der hier vor kurzem den Lesern die Legende vom Schauspieler erzählte) mit anregenden Ausblicken auf die Gegenwart den Theaterkritiker Heinrich Theodor Röttcher als ein heute noch nachahmenswertes Muster seines Berufs, namentlich in der positiv fördernden Schauspielkritik gefeiert.

Durch die strenge Schule germanistischer Forschungs- und Darstellermethode ist unverkennbar auch Montz Jacobs, der Verfasser eines schlanken und sauberen Buches über »Ibsens Bühnentechnik«, gegangen (Dresden, Sibyllen-Verlag). Aber die zehnjährige Ausübung eines Berliner Theaterkritikeramtes hat ihm auch die letzten Eierschalen akademischer Befangenheit abgestreift, und so wird dies Buch jeder mit Genuß und Nutzen lesen, der nicht so

kurzsichtig ist, den Dichter des »Brand« und der »Kronprätendenten«, der »Wilbente« und des »John Gabriel Borkmann« mit dem bilberstürzenden Expressionismus von heute zu den Toten zu werfen, die nie wieder erwachen werden. Es ist bezeichnend, daß selbst in Diebolds Buch Ibsen nur gelegentlich und vergleichsweise angeführt wird, obgleich doch zugegeben werden muß, daß dieser Alte es war, der den Jungen, die sich jetzt so grenzenlos erdreisten, das »Sprungbrett zur Seele« schuf. Freilich, so geistreich ist auch Jacobs, mit dem Norweger heute nicht noch den Jungen schlecht hin ein Paroli biegen zu wollen. Was er an ihm zeigt und preist, ist eben seine Technik, die Klugheit, Fertigkeit und Kunst seines dramatischen Handwerks, und daran könnten und müßten in der Tat unsre Dramatiker an allen Ecken und Enden heute noch, ja heute erst recht lernen. Möge das Buch sie davon überzeugen und ihnen dabei helfen!

Wird hier gestützt und bewahrt, was zum Nutzen eines ruhigen Fortschritts des Erhaltens würdig scheint, so wird anderswo mit stürmischer Hand eingegriffen und gestürzt. Franz Ferdinand Baumgarten ist nicht ohne Übung darin. Er war es, der vor einigen Jahren mit wuchtigem Sturmbock gegen die Ruhmesäule Conrad Ferdinand Meyers anrannte und für die kühle Kunst dieses allzu bewußten Form- und Bildungskünstlers das harte Schlagwort des Renaissanceismus prägte. Neuerdings hat er seine scharfgeschliffene kritische Art an den weitverzweigten, aber innerlich morsch gewordenen Baum gelegt, zu dem sich Max Reinhardts Theaterbetrieb schließlich ausgewachsen hatte. Baumgarten wählt für das, was er gegen dessen Auswüchse und Entartungen vorzubringen hat, denselben verächtlichen und aufreizenden Titel, dessen sich einst der junge Paul Schlegler bediente, als er dem Berliner Hoftheater zu Leibe rückte. Damals hieß es »Zirkus Hülse«; jetzt heißt es »Zirkus Reinhardt« (Potsdam, Hans Feinert, Tilgner). Aber wie damals ein Mann von Mut, Charakter und Kenntnissen die Waffe führte, so tritt auch gegen Reinhardt eine Persönlichkeit auf, die ihrer Kritik durch Sachkenntnis und Kunstgeschmack Beachtung, durch Vertiefung in allgemeine und grundsätzliche Erörterungen Nachdruck zu verschaffen weiß. Gewiß fehlt es nicht an Übertreibungen und Ungerechtigkeiten, und mancher Streich trifft mit den Schwächen und Sünden auch die Stärken und Verdienste der Reinhardtschen Bestrebungen. Aber der allgemeine Satz, in dem Baumgartens Schrift gipfelt: »Der Diener wollte Herr sein; der größtenwahnsinnige Regisseur hat das Drama vernichtet« — er ist doch mehr als eine Warnung.

Das ein Ausschnitt aus den Sorgen, Wünschen, Plänen und Hoffnungen, die Herzen und Köpfe der Theaterleute heute vornehmlich bewegen. Und wie sieht nun neben diesen Theorien der Spielbeginn der größten, regsten und vielseitigsten Theaterstadt Deutschlands in Wirklichkeit aus?

Wirrer und zielwillber als im vierten Winter nach dem Kriege hat das Berliner Theaterjahr noch nie begonnen. Selbst die Pflege der Klassiker, sonst gewiß erfreulich, scheint mehr der Ausfluß einer Verlegenheit als die Blüte eines bewußten und folgerichtigen Willens. Im Großen Schauspielhause die »Auber«, im Deutschen Theater »Herodes und Mariamne«, beide mit Werner Krauß an der Spitze, der heute vielen als »der« Schauspieler gilt, weil er, ohne den natürlichen Lebens- und Wirklichkeitsstil ganz zu verleugnen, bei großer Wandlungsfähigkeit überall einen expressionistischen Anklang hören läßt, ohne den der Berliner den ihm heiligen Begriff der Modernität nicht mehr erfüllt sieht. Nachbarlich daneben aber, mit Albert Bassermann in der Titelrolle, ein so gellendes Komödianten- und Kulissenstück wie Vater Dumas' »Reana«, noch dazu verfälscht und verundeutscht von dem Darmstädter Kasimir Edschmid, der hier einmal sein Kunstgedentum um die Papierlinge des Kassenerfolges an die größten Schmiereneffekte verkauft hat. Auch sonst aus jager Scheu vor frischen Wagnissen die seltsamsten Wiederbelebungsversuche an Stücken, die für immer eingefargt schienen, wie Max Dauthenbergs »Spielereien einer Kaiserin« (Lessingtheater), in denen wenigstens Tilla Durieux als Geliebte Menschikoffs und Jarin Katharina eine ihrem knirschenden Temperament einigermaßen standhaltende Rolle findet, und Herbert Eulenburgs »Alles um Gelbe«, eine romantisch-mythische Phantasmagorie der Mammonsverachtung, die wir nun im Steglitzer Schloßparktheater aus der ihr verhängnisvoll gewordenen Nachnaturalistik von 1911 in die ihr natürlichere Sphäre des Expressionismus verpflanzt sehen.

Am besten erging es bei diesem Erwachen der Toten Gerhart Hauptmanns noch um sechs Jahre älterem Lustspiel »Die Jungfern vom Bishopsberg« in den Kammerspielen. Auch dieser leichte, an mehr als einer Stelle lecke Rahm, darin der Dichter zarte, romanzenhafte Knabenerinnerungen an seine erste Verlobung geborgen, war seinerzeit an der Klippe allzustrenge literarischer Gewichtigkeit gescheitert. Damals gab Bassermann den Schulfuchs von Gymnasiallehrer, der, als steifsteinerer Freier mit langer Nase heimgeschickt, die Zecher der Komik zu bestreiten hat, in der Tat aber, allzu schwer genommen und allzu

scharf auf den Typus und die Karikatur zugespitzt, damals nicht bestritt. Jetzt setzte man an die Stelle des Charakterspielers einen geschmeidigen und behaglichen Chargenspieler (Max Gülstorff), einen, der zwar auch als Komiker nie den Humor vergift — und siehe da! die Lachtaube, die nun in den Zuschauerraum geflattert kam, hatte das Vorbeerblättchen eines Heiterkeitserfolges im Schnabel. Mag Hauptmanns Lustspiel so in die Nachbarschaft von Moser und Beneditz geraten sein, die Krone wird ihm dadurch nicht vom Haupte fallen.

Die — nicht aus Kunstzerzberischer Einsicht, sondern aus nackten Geschäftsrücksichten entsprossene Absicht, dem bürgerlichen Familien- und Unterhaltungsgeschmack des neuen Theaterpublikums entgegenzukommen, läßt sich auch sonst beobachten. Sogar das Passepartout der Franzosen — denen schon heute kein Stolz und keine Würde mehr den Zugang zu unsern reichshauptstädtischen Bühnen wehrt! — wird auf dieses »besondere Kennzeichen« hin untersucht. Muß man sie sich gefallen lassen, so mag man damit zufrieden sein, daß es die zahmeren und artigeren der Pariser Boulevardiers sind, die uns zunächst ihre Aufwartung machen: Gavault und Charvey mit »Fräulein Josette, meine Frau« (Kleines Theater), Caillaud und de Fiers mit der »Fahrt ins Blaue« (Theater in der Königgräzer Straße), Arène mit dem »König« (Residenztheater), drei Schwänke oder Lustspielen, die schon geraume Zeit vor dem Kriege keine Berliner Jungmädchenwange erröten machten, geschweige denn jetzt, da Weibekinds »Büchse der Pandora« und Schnitzlers »Reigen« ihr Ohr an ganz andre Dinge gewöhnt haben.

Ich weiß nicht, ob die Berliner Theater jemals so verwegen hoch in den Himmel gebaut haben, daß Gott ein Recht hatte, sie zu strafen wie die Turmbauer von Babel. Die Sprachverwirrung fängt jedenfalls schon an. Seit dem Sommer haben wir im Theater des Westens ein ständiges Russisches Gastspiel, wo in russischer Sprache mit russischen Schauspielern russische Stücke vor russischem Publikum gespielt werden, und Stanislawski mit seiner Truppe vom Moskauer Künstlertheater wird erwartet. Er war vor fünfzehn Jahren schon einmal bei uns, und es will in dem schnellebigen Berlin etwas heißen, wenn heute noch nicht vergessen ist, was er und sein glänzend aufeinander abgestimmtes Ensemble uns an Feinheiten der Spielleitung und Lebenswahrheit der Darstellungskunst gelehrt haben. Eine interessante Probe auf die Internationalität der Schauspielkunst, die uns da erwartet: wird er uns auch heute noch etwas zu bringen haben, nachdem wir die Reinhardtischen Regiekünste, die Stilbühne und die expressionistische Szene

erlebt haben? Oder wird auch sein Ehrgeiz sich damit begnügen, die Tausende von Russen, die Berlins Straßen, Wirtshäuser und Konzertsäle überschwemmen, wieder mal ihr geliebtes Russisch in Tschechows, Gorkis und — Shakespeares Stücken hören zu lassen? Die Ostjuden, an denen es in Berlin weiß Gott auch nicht fehlt, können diese Heimatsfreude seit Beginn der Spielzeit allabendlich im alten Herrnsfeld-Theater in der Kommandantenstraße genießen, das sich nun »Jüdisches Künstlertheater« nennt. Dort werden in Jiddisch, der jüdisch-polnischen, mit Englisch und Deutsch durchsetzten Mundart der Kastran- und Pajesträger aus Galbasien, Stüde aus dem ostjüdischen Volksleben gespielt, und wenn die nur, wie Perez Firscheins »Verlassene Schänke«, recht viele und unverfälschte Heimatsbräuche auf die Bühne bringen, mögen sie noch so grobschlächtig und jahmarktsbunt sein — die Schauspieler aus Wilna und Warschau finden immer dankbare, zu Tränen gerührte Zuhörer.

An ernsthaften Darbietungen aus der neuen deutschen Dramatik, über die sich ein ernsthaftes kritisches Wort lohnt, brachte der Monat September nur zwei: Wilhelm Schmidtbonns Komödie »Die Schauspieler« im Lustspielhause, das sich unter Heinz Saltenburgs neuer Leitung den alten literarischen Rang zurückerobern zu wollen scheint, und Ernst Tollers Tragödie »Masse Mensch« auf der Volksbühne.

Was für Schmidtbonns überkulant gebautes Stück gleich nach den ersten Szenen einnimmt, ist die durch Sprache, Tonfall, Gefühlswärme und sittlichen Ernst verbürgte Empfindung, daß hier, obwohl in loserer Gewandung, als sie ihm sonst ansteht, ein Dichter das Wort führt, der dem Sternbild seiner hohen, festlichen und feiertäglichen Liebesauffassung auch auf Komödienwegen nicht untreu wird. Ein einsamer, vor den Jahren ergrauter und verbitterter Mann reißt einer wandernden Schauspielertruppe nach, in der Hoffnung, bei einer der drei Priesterinnen Thaliens, deren Lichtbilder ihm in Auge und Herz gestochen haben, ein flüchtiges, zerstreutes Abenteuer zu finden, wofür er der ganzen Gesellschaft beim ungebulbigen Wirt dann wohl gerne aus der Patsche helfen würde. Aber die drei halten in kameradschaftlicher Ehrbarkeit zusammen und sind vereint stark genug, nicht nur seiner Abenteuerlust, sondern auch ihrem aufsteigenden sentimentalischen Mitleid mit dem liebesarmen Weltkummerler zu widerstehen. Eine aber wird von ihrem barmherzigen, opferfreudigen Herzen überwältigt, kehrt allein zurück und schenkt ihm die Nacht, nur um seinen brennenden Wunden Labung zu bringen. Es geht den beiden dabei ähnlich wie

Mahaböh, dem Gott der Erde, und der Bajadere: er entdeckt mit Freuden ein menschliches Herz, und sie fühlt der Liebe Qualen. Am nächsten Tage will der Fremde dem Gefühl der Nacht durch ernste Werbung Dauer verleihen, aber sie gehört schon einem der Schauspieler, und der tritt nun dem ungestümen Freier auf Tod und Leben entgegen. Doch des Mädchens selbstlos reine Menschlichkeit weiß ihn zu versöhnen, weiß seine aufwallende Empörung mit ihrer freieren und gütigeren Sittlichkeit zu dämpfen. Und es gelingt der Kunst, mehr noch der Herzensbereitschaft dieses Dichters, auch uns für einen Augenblick zu dieser freieren und heiteren Auffassung zu bekehren — die Asche moralischer Bedenklichkeit überstäubt die Gefolgsamkeit unsers Herzens erst auf dem Nachhausewege. Aber auch ohne dies: dem Dichter gebührt schon Dank dafür, daß er uns einmal die Schauspieler, dies Völkchen, das »in seinem Herzen das Herz aller andern Menschen trägt«, frei von allen Schmutz- und Schmierenspäßen in ihrem nackten Menschentum zeigt.

Wie die »Wandlung« von 1918, so ist auch Ernst Tollers zweites Bühnenwerk ein Werk innersten Erlebens und Bekenkens. Abermals handelt es sich um eine mit dem Herabblut des Dichters getränkte Selbstbekehrung. War es damals der Krieg, der dem zunächst Kampfsbegeisterten und Vaterlandsfreudigen sein Schredensantlitz zeigte und ihn zu der Masse, den revolutionären Zertrümmerern der falschen militaristischen Burgen, trieb, so ist es jetzt die »Masse Mensch«, der seinen zweiten Tag von Damaskus erlebt. So gut wie im Kriege, hat er nun erkannt, schlummern auch in ihr die Greuel der Gewalt und des Menschenmordes. Sie entfesselt über ihnen doch nicht genug Widerstand geleistet zu haben, fühlt Sonja, die von den Beharrenden und Erhaltenen zu den Neuerern und Stürzenden übergegangen ist, als ihre Schuld, die sich nur mit dem Opfer ihres Lebens sühnen läßt. Hatte schon die »Wandlung« den Aufrührern im letzten Augenblick ahnungsang zugerufen: »Besinnt euch, daß ihr Menschen seid,« so predigt das neue Stück erst recht aus blutigster Erkenntnis: »Masse soll Volk in Liebe sein.« Ja, predigt. Denn dramatisch gestaltet ist diese im Feuer des eigensten Erlebens gewonnene Überzeugung trotz freiester und kühnster Verbindung von wild erregten Wirklichkeitsbildern und dämmernden Traumgefühlen nur zu bescheidenem Teil; das meiste bleibt *un- und* Aufruf. Um so mehr Bewunderung verdient die Spielleitung Jürgen Fehlings, daß es ihr trotz diesem Mangel an dichterischer Gestaltung gelang, die Aufführung zu der eindrucksvollsten zu machen, die Berlin seit langem gesehen hat.



# Von Kunst und Künstlern

Franz Tüde: Herbst (vor S. 245) — Max Merker: Herbsttag in Oberfranken (vor S. 293) — M. von Freytag-Loringhoven: Hauseingang (vor S. 213) und Kopfstudie (vor S. 261) — Georg Wolters: Sauhay im Harz (vor S. 301) und Herbstmorgen im Fils (vor S. 297) — Julius Schrag: Diele in Stralsund (vor S. 253) — Wilhelm Zahnenbruch: Gebet (vor S. 277) — Emil Hipp: Weibliche Figur (vor S. 269) — Georg Schreyögg: Abschied (vor S. 229) und Junges Mädchen (vor S. 221)

Dem echten Künstler sind wie dem Herrgott alle Jahreszeiten gleich lieb und wert. Ihm dünkt es eine schwächliche dilettantische Sentimentalität, wenn der »liebliche« Frühling auf Kosten des »rauben« Herbstes, der »gütige« Sommer auf Kosten des »bösen« Winters gepriesen wird. Insbesondere der Maler findet in jeder Jahreszeit die ganze Stala der inneren Bewegungen, in denen sich der nie ruhende, immer schöne, immer reizvolle Kampf der Natur ausdrückt. Wieviel tausend Laien Augen mögen an den unscheinbaren, gebuckten Kiefern bei Dremwig in der Mark kalt und teilnahmslos vorübergegangen sein, bevor Franz Tüde daraus sein Pastell gewann, ein Bild, das mehr ist als eine zufällig erhaschte Herbststimmung, das in bescheidenstem Ausschnitt der Begriff und die Gesamtvorstellung des Spätherbstes in farger norddeutscher Landschaft erfüllt. Freilich ist der Berliner Landschaftler, in der strengen Schule Eugen Brachts erzogen, mit zielbewußtem Eifer solchen Charakterbildern nachgegangen. Für eine ganze Reihe derartiger Blätter, die in den Jahren 1916—1919 entstanden sind (vergleiche den »Sommerregen« im Juliheft 1917), hat er sich von dem Gedanken leiten lassen, in knappen Ausschnitten kennzeichnende Landschaftsstimmungen aller Jahres- und Tageszeiten zu geben und sie den Beschauer durch Weglassung alles Unwesentlichen und Zufälligen aufs stärkste miterleben zu lassen. Und wer könnte sich diesem Zwange entziehen? Dieser »Herbst« — das ist der Sterbekampf der Natur: alle Farben sind erloschen, die dunklen Baumgruppen stehen schweigend aneinandergelehnt im laufflosen Raum. Hauptträger der Stimmung aber ist die Luft mit diesen langgezogenen Wollenschwadern, nur schwach, wie von dem Schimmer einer Totenlampe, erhellt durch die blassen Streifen des abendlichen Himmels, in dessen Widerschein die Wiese im Vordergrunde matt aufleuchtet.

Wohl fröhlich wirkt dagegen der Herbsttag in Oberfranken, den wir dem Weimarer Max Merker verdanken! Fröhlich nicht bloß in den buntgemischten Farben, die vom sanften Graugrün über energisches Blau zum lauten Purpurrot aufsteigen, fröhlich auch in der munteren Szenerie, mit der die satte, felsüberragte Wiesenlandschaft belebt wird. Merker ist einer von denen, die sich von keiner noch so anspruchsvollen Theorie haben einreden lassen, daß die »echte« Landschaft keine Staffage ver-

trage, weil sie »dadurch ins Genrehafte herabgedrückt werde«.

Seine weimarische Kollegin Mathilde von Freytag-Loringhoven begegnet uns nun endlich auch als »Malerin« im eigentlichen Sinne des Wortes. Bei dem weinumsprossenen, von dunklem Grün und bunten Blumen umsäumten Hauseingang mag ihr der Pinsel des Herbstes hilfsreich vorgearbeitet haben — wer aber eine Kopfstudie, noch dazu ohne das belebende Gesicht, im stumpfen Glanz des Haares, in den zarten, zwischen Rot und Weiß spielenden Fleischtönen des Halses und Nackens, in dem schillernden, halbdurchsichtigen Stoff des Kleides und des Spitzen-tragens so kostbar und geschmackvoller durchzuführen weiß, der darf sich getrost, selbst wenn die Nadiernabel ältere und höhere Rechte an ihn hat, auch einen Meister der Farbe nennen lassen. — Aber die Rückansicht des Kopfes soll man sich nicht wundern. Man denke an Kaspar David Friedrichs träumerisches Bildnis seiner Gattin am Atelierfenster und namentlich an Bödlins schmerzlich bewegte Rückfigur des Odysseus. — — —

Der dunkle Herbst im Jagdgewand,  
Den blanken Eichenspeer zur Hand,  
Zieht durch Gebirg und Felder ...

Ja, in ein Herbstheft gehören auch die beiden Jagdbilder des Braunschweiger Malers Georg Wolters. Man braucht kein Jäger zu sein, um ihnen die leidenschaftliche Liebe ihres Schöpfers zum Walde und zu seinem Gefier anzusehen. Schon dem Knaben schlug das Herz höher, wenn sein Fuß auf den Moosteppich des Waldes trat, ein Rehlein vor ihm über die Wiese äste oder gar ein Kapitalhirsch seinen Brunstschrei durch die Herbstluft jankte. Da er nicht gleich Maler werden konnte, wurde er Forstmann, um dann, mit verdoppelter Liebe zu Wald und Wild, doch auf die Kunstakademie zu gehen, erst zu Gahl und Diez in München, dann zu Deiser in Düsseldorf. Eine Weile schien es, als sollte den zur Glanzzeit der Piloten-Schule Großgewordenen das Hochgebirge mit seinen Gemsen und Adlerhorsten dem heimatischen Mittelgebirge untreu machen. Dann aber siegte bald und endgültig der Harz über die bayrischen Alpen, und mannigfache Aufträge von Kunstverlegern und Jagdblättern sorgten dafür, daß sich Wolters dieses Gebiet mit Palette, Zeichenstift und Feder als Sonderfeld seiner Kunst ausbauen konnte. Daneben aber — wie das

bei Jagd- und Waldmalern nicht selten ist — übte er die Plastik, wozu offenbar die schönen charaktervollen Formen des Wildes ihn lockten. Eine dieser Arbeiten ist in den Besitz des Genfer Museums übergegangen.

Julius Schrag, der Münchner Maler, dessen Kunst wir vor nicht langer Zeit in einem eignen Aufsatz behandelt haben (August 1919), hat zu diesem Fests ein farbiges Kunstblatt, »Viele in Strassund«, beigeleitet, dessen Motiv aus einem der schönen gotischen Giebelhäuser (Mühlenstraße 21) stammt, an denen die alte pommerische Hansestadt so reich war. In der Mitte dieser Viele stand ein großer Balken, der sogenannte Hausbaum, der meist mit gotischen Schnitzereien oder Sprüchen geschmückt war. Um die Viele herum lagen die Wohnräume, und von ihr führte eine Treppe zu den Zimmern im ersten Stod, in dessen Höhe ein Gang mit hübschem Geländer an drei Seiten der Viele entlanglief. In der Mitte der Dielenbede war eine weite Öffnung angebracht, durch die das Getreide in die Speicher des Giebelgeschosses hinaufgewunden wurde. Leider sind heute auch in Strassund nur noch wenige mittelalterliche Wohnhäuser in diesem Zustand erhalten. — Wir bitten, das Blatt als eine nachträgliche ausdrucksvolle Illustration zu

Friz Adlers schönem Aufsatz über Strassund (»Mittelalterliche Kulturstätten in neuerer Zeit«; Juniheft 1921) zu betrachten.

Der Geist altdeutscher Kunst mit ihrer Schlichtheit, Ehrlichkeit, Kraft und Frömmigkeit lebt in Wilhelm Fahrenbruchs »Gebete«. Kennern der neueren Malerei wird hier der Zusammenhang mit dem uns so früh ent-rissenen Frankfurter Meister Friz Boehle nicht entgehen; aus der Schülerschaft aber ist längst heraus, wer so wie dieser junge prachtvoll aufstrebende Mainhesse durch einheitliche Zusammenstimmung von mittelalterlichem Stadtbild, Heilandskreuz, Ritter, Roß und Blumen die feste, gesammelte Innigkeit deutschen Gefühls zu geben weiß, die bei ihm fast etwas Plastisches bekommt.

Der Schöpfer der stehenden weiblichen Figur, Emil Hipp in Stuttgart, ist, wie so viele unserer zeitgenössischen Bildhauer, aus dem Kunsthandwerk hervorgegangen. Dann wurde er einer der ersten und begabtesten Schüler Ludwig Habichs, dem er hier auch in der starken Betonung der Rundplastik bei einfachstem Bewegungsmotiv glücklich nachstrebt.

Die beiden Bildwerke Georg Schreyögg's begleiten den Aufsatz von Dr. Robert G. D.

## Die Taube

Wenn sie das Lachen der andern umkreist,  
Fühlt sie, wie ihr das Herz vereist,  
Fühlt sie im Lachen der Lauten sich langsam ersticken  
Und trägt ein irres Flackern in ihren Blicken.

Dann flieht sie hinaus in die Einsamkeit,  
In die sie ihre Verzweiflung schreit,  
Wo sie Gott versucht  
Und lästerlich hadernnd ihr Leben verflucht.

Doch immer dasselbe Wunder geschieht,  
Je weiter sie flieht.  
Denn immer wieder erschrickt ihr dann plötzlich das Herz in der Brust  
Vor jäh aufspringender Lebenslust:  
Sie fühlt, wie Gott ihr die Hände reicht  
Und voll Liebe und Güte leise durch ihre Locken streicht;  
Sie fühlt die Sonne, sieht tausend Farben sprühn  
Fühlt ihr vereistes Herzblut bunt aufblühn.  
Und fühlt das Glück: nur taub sein und nicht ... blind —,  
Weil dem Blinden die blühenden Gärten Gottes grausam verschlossen sind.

Friz Rudnig

# Literarische Rundschau

Carl Ludwig Schleich: »Besonnte Vergangenheit« — Julius R. Haerhaus: »Ahnen und Entel« — Danteübersetzungen und Dantewürdigungen — Gedichte und Scherenschnitte von Adele Schopenhauer — »Literarische Bausteine« des Phœbus-Verlages — Verchiedenes

Stedte unsre Herkunft- und Abstammungslehre nicht noch in den dürftigsten Anfängen, so könnte es eine dankbare Aufgabe für sie sein, festzustellen und zu verfolgen, wie sich in dem Berliner Arzt, Philosophen und Dichter Carl Ludwig Schleich bairisches und niederländisches Blut mischt, wie — ja soll man sagen: naive oder bewußte? — Freude an Wirkung und Pose im Bunde mit phantasievoller Regsamkeit und leidenschaftlicher Hingabe an die Fülle des Menschentums jene funkelnde und flackernde Genialität hervorbringt, die das Kennzeichen seines Lebens ist. Liest man die Erinnerungen, die der Sechzigjährige niedergeschrieben hat (*Besonnte Vergangenheit*; Berlin, Ernst Rowohlt; mit vielen Bildnissen und Gemälbewiedergaben), so steht man von der ersten bis zur letzten Seite unter dem Eindruck einer bedeutenden und außergewöhnlichen Persönlichkeit, und doch fragt man sich oft: empfängt sie ihr Licht nicht zum größten Teil von den Scheinwerfern, die sie selbst einschaltet?

Schon die Kindheit und Jugend dieses pommerischen Arztsohnes (geboren 1859), die wie ein »Glücksfenster« zwischen Stettin und der Insel Wollin hin und her schwang, erscheint uns manchmal etwas künstlich beleuchtet, so prächtige Schilderungen aus dem geistigen Leben der pommerischen Hauptstadt während der sechziger Jahre, ihrer »klassischen Epoche«, und aus dem Schulleben in Stettin und Stralsund die Anfangskapitel auch enthalten. Namentlich die Abschnitte über Schleichs Löwentöppigen und doch so weisen und milden Vater, einen salomonischen Friedensstifter, der unzählige Menschen durch Weisheit und Humor versöhnt hat, und über den Stralsunder Konrektor Leopold Greefe, ein herrliches Original der mittlerweile ausgestorbenen altertumsbegeisterten, jugendfreundlichen und humorigen Lateinlehrer, sind Musterbilder einer die Jugendzeit von erhöhter Warte überschauenden und überglänzenden Erinnerung, der man gewiß neben der »Wahrheit« auch ein Stück »Dichtung« zugesteht. Diesen Schuljahren Schleichs fehlt es keineswegs an Torheiten und Dummjungenstreichen, aber all diese Allotria machen es schließlich wie Schleichs liebe Mutter, der einmal der reichbegabte und vielseitig angeregte Junge neidend nachsagte: »Du gleichst einer Nachtigall oben auf der Litfaßsäule, die nur das Lob ihres Sohnes pfeifen kann.«

Bald kommt der Student, ein Student mehr des Lebens als der Medizin, mit bedeutenden und verführerischen Menschen zusammen. In

Zürich, wo er auch sonst nahe daran war, die Medizin an den Nagel zu hängen, ist es zunächst die Musik, die ihn in lustig geniale Gesellschaft bringt, dann die Trinkseligkeit, die ihm keinen Geringeren als Gottfried Keller zum Aneipphilister und Freunde beschert. Kein Wunder, daß dieser Bummelstudent und Schuldenmacher arg zerrüttet in die Heimat zurückkehrte und vom Vater mit drakonischer Strenge zum Physikum in Greifswald gedrillt werden mußte. Das hinderte ihn aber nicht, auch damals in seiner Vaterstadt Stettin in dem Stile Cyrano de Bergeracs zu leben und auf sein schon beim Abiturium bewährtes Examenstalent zu bauen, das ihn denn auch nicht verließ. In Greifswald so wenig wie in Berlin, wo er sein Studium, von Anfang an mehr praktisch als theoretisch, fortsetzt, erst unter Langenbeck, dem ritterlichsten Aristokraten der Medizin, dann unter Bergmann, dem todesmutigen, bahnbrechenden und dabei so demütigen Generalissimus der Chirurgie, und unter Virchow, dem krasen Mechanisten und Materialisten, aber auch »großen Dichter des Romans von der Zelle« — Lehrern und Meistern, denen Schleich prächtige, mit dem Auge des Psychologen gelesene, mit der Hand des Dichters gestaltete Charakteristiken widmet. Freilich, wie einst das Physikum, so verschiebt er nun das Staatsexamen von Semester zu Semester, und wiederum mußte der Alte, der wahre Mentor seiner Jugend, mit eiserner Hand eingreifen, um das schlingernde Schiff in den Hafen zu bugisieren. Wie Schleich dann in Berlin ein »Arzt« wurde — im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes; ein »kleiner Virchow in der Westentasche« war er schon in Stettin —, das erzählt er anekdotenfroher und mit häufigeren Abschweifungen in die literarische und künstlerische Bohème, als sich die medizinische »Korosphäre« sonst zu gestatten pflegt.

Dann wird es ernster. Denn nun erst, nach heiterster Beendigung der Jugend, begann für den Dreißigjährigen der Kampf mit dem Leben oder, wie er selbst sich ausdrückt, ein Ringen auf Tod und Leben. Seine dramatische Höhe erreicht dieser Kampf gegen die kompakte Majorität des medizinischen Vorurteils, der Denkschablone und der Autoritätsempfindlichkeit auf dem Chirurgenkongreß von 1892 oder 1894.\*

\* Schleich selbst weiß das Jahr scheinbar nicht mehr genau; einmal schreibt er 1892, einmal 1894. Auch sonst könnten die Daten genauer, Sprache und Stil sorgfältiger sein.

wo Schleich siegesgewiß seine, wie er meinte, in der Praxis schon hinlänglich bewährte Lehre von der »lokalen Anästhesie«, der örtlichen Betäubung durch unschädliche Mittel, vortrug: Aber statt des Lorbeers wurde ihm ein Büschel Disteln und Dornen aufs Haupt gedrückt. Als er schloß: »So halte ich es, mit diesem unschädlichen Mitteln in der Hand, aus ideellen, moralischen und strafrechtlichen Gesichtspunkten nicht mehr für erlaubt, die gefährliche Narke da anzuwenden, wo dies Mittel zureichend ist«, da erhob sich ein Sturm der Entrüstung unter den versammelten 800 Chirurgen, und Schleich mußte mit Schimpf und Schande den Saal verlassen. Es ist dem Gekränkten nicht zu verdenken, daß er sich heute, wo seine Methode längst zum eisernen Bestand des chirurgischen Könnens gehört, in seinem Triumphe sonnt und über die »eingebildete Würde« und den »nackten Konkurrenzkampf«, die beide in der Ärzewelt ausgeprägter zu sein scheinen als anderswo, bittere Worte findet. Vielleicht war der letzte Grund für die Ablehnung der Kollegen der, daß sie in Schleich einen romantischen Außenseiter, einen Zweifelseelenmann witterten, der nicht gesonnen war, hübsch fromm im Gestänge der medizinischen Wissenschaft zu bleiben, sondern sich bei Dichtern, Musikern und Malern, denen allen er von Jugend auf mehr als dilettierend »ins Handwerk gepfuscht« hatte, ebenso zu Hause fühlte wie bei Hörrohr und Reagenzglas.

Die letzten Teile der Schleichschen Lebenserinnerungen gelten neben Paul Ehrlich, dem Erfinder des Salvarsans, einem Charakter und Original, einem gleich gütigen wie großen Menschen, den Dichtern Strindberg und Dehmel, über die aus intimster Kenntnis und glühender Bewunderung ihrer Persönlichkeiten viel Neues, Kluges und Tiefinniges gesagt wird, dem Bildhauer Reinhold Begas, der hier in glänzenderem Lichte erscheint, als seine Werke über ihn verbreiten, der mütterlichen Freundin Bertha von Arnswald, einer Lebenskünstlerin und Virtuosa in geistiger Geselligkeit im schon vernichteten Berlin, und — dem lieben Ich des Verfassers selbst. Da, man darf es nicht verschweigen: in dem Kapitel »Werkstatt-Hämmern« artet das Selbstbewußtsein des Erfinders der Lokal-Anästhesie, der »die Arterienverfaltung verhütenden« Marmorseife, der Wachspaste (für Hautpflege und Kunstfarben!), des Malers, Komponisten, Dichters und Denkers (»Gehirn-Ingenieur« nennt er sich selbst), der nun in öffentlichen Vortragssälen sein eigener Prophet wird, nicht selten in blanke Selbstreklame aus. Dieser Mangel an Schamhaftigkeit der Seele schafft ein Unbehagen auch da, wo man dem tapferen, gedankenreichen und genialen Bekämpfer des Materialismus aus vollem Herzen Heil und Sieg zurufen möchte.

Denn wohin geht sein letztes und heißestes Streben? Doch dahin, an der Hand der »Wunder in uns« die Menschen abzuwehren von dem öden Materialismus und sie zu zwingen, das Walten noch ganz anderer Mächte als Kapital, Politik, Daseinskampf und Erbgefege anzuerkennen. »Ich bin«, bekennet Schleich an der Schwelle der Sechzig, »auf meine Art gläubig geworden durch das Mikroskop und das Naturbetrachten und will, was ich kann, dazu beitragen, Wissen und Religion ganz zu vereinigen.« Mag er um dieses Ideal heute noch, sich des rechten Weges nicht immer bewußt, leidenschaftlich, voller Unruhe und Hektigkeit kämpfen, wir begreifen, daß er sein reich erfülltes Leben als begnadet und glücklich empfindet und daß ihm vor dem stillen inneren Glanz der Dankbarkeit alle Schatten verblaffen.

Wer ein Freund von Kontrasten ist, dem kann nichts Besseres empfohlen werden, als nach Schleichs Lebenserinnerungen die von Julius R. Haarschhaus zu lesen. Er nennt sie mit einem ehrwürdigen altgermanischen Stabreim »Ahnen und Enkel« (Die Bücher der Rose, neue Friedensreihe; verlegt bei Wiltb. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München), und Ehrfurcht vor dem von den Vätern Überlieferten, Liebe zu dem Ererbten, Treue für Heimat und Vaterland sind die Charaktermale, die sich hier nirgends verleugnen. Wenn sich für den Pommern in seiner Jugend alles in heiteres Spiel und freundschaftliche Glücksfälle auflöste, so bekennet dieser Rheinländer, daß er auch in seinen Mußestunden und Feierwochen den Gang zum Spiel um seiner selbst willen kaum gekannt habe. Mit allem, was er trieb, verband er früh schon bewußt oder unbewußt eine Absicht, die er heute versucht ist »wissenschaftlich« zu nennen, besser vielleicht »belehrend«, denn all sein Tun und Denken ging noch mehr darauf aus, andre als sich selbst zu unterrichten. So werden seine Erinnerungen an Vater und Großvater unverfälscht zu einem Stück ernster Familienforschung, aus der allgemein menschliche Lehren entspringen, und aus den kleinen und kleinsten Erlebnissen der eignen Kindheit fallen aufklärende Lichter auf die Zeit- und Kulturverhältnisse. Unsere Leser kennen zwei größere Abschnitte aus diesem Buche: die Übersiedelung der Familie (in Barmen war Haarschhaus 1867 geboren worden) aus dem Wuppertale nach Honnef und die ersten Schuljahre; es wird ihnen also wohl noch in Erinnerung sein, daß sich Haarschhaus keine Gelegenheit entgehen läßt, den Weg vom Einzelnen zum Ganzen, vom Besonderen zum Allgemeinen zu nehmen. Wie er sich selbst dadurch überall mit den Zeitwandlungen zu verknüpfen weiß, so verliert auch der Leser nirgends den



Zusammenhang mit den großen Strömungen und Bewegungen. Es ist, als glitte man in einem Boot auf einem großen Strome dahin, in dem sich fast alles spiegelt, was für die allgemeine Entwicklung ausschlaggebend ist. Dabei findet dieser vielfach begabte Knabe früh ein inniges Verhältnis zur Natur und damit eine Anschaulichkeit des Denkens und Darstellens, die auch scheinbar Belangloses mit dem Hauch einer erquickenden Frische umgibt. Diese glückliche Gabe verläßt ihn auch dann nicht, als aus dem Naturforscher ein Buchhändler wird, der dem Drang, die Bücher, mit denen er so liebevoll umgeht, selbst um weitere zu vermehren, nicht lange zu widerstehen vermag. Schöner Idealismus und gesunde Lebensfreudigkeit verbinden sich in ihm während dieser Bonner »lateinischen« Periode, und sie sind es auch, die ihn, nachdem er sich im Umgang mit mancher wissenschaftlichen Berühmtheit und in einigen kleineren literarischen Arbeiten den Mut dazu geholt hat, auf seiner Reise nach Italien begleiten, die den Spuren Goethes folgt und sein bekanntestes Buch gezeitigt hat. In diesen Kapiteln gipfeln die Lebenserinnerungen, denn hier kann sich Haarhaus' Lern-, Bildungs- und Lehreifer aufs freieste ergeben und am ergiebigsten schalten.

Richard Zoogmanns Übertragung der Göttlichen Komödie tritt in ihrer neuen Auflage abermals geistig und verbessert vor uns hin (4. Auflage; Freiburg, Herder). Ihrem volkstümlichen Ziel, dem deutschen Leser möglichst viele Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und doch originalgetreu zu bleiben, kommt sie so abermals näher; gewisse Härten oder Künstlichkeiten des Ausdrucks aber werden bei jeder gereimten Terzinenübersetzung unvermeidlich sein, auch wenn, wie hier, ein formgewandter selbstschöpferischer Dichter am Werke ist. Eine willkommene Beigabe der neuen Auflage sind die Einführungen und Erläuterungen von Dr. Konst. Sauter. So empfehlenswert diese Übertragung ist, so wenig genügt die Darstellung, die Karl Jakubczik für denselben Verlag von Dantes Leben und Werken geschrieben hat, den Ansprüchen, die man heute auch an ein populäres Werk der Art stellen muß. Namentlich die Inhaltsangabe der Göttlichen Komödie ist von Abel. — Gleichzeitig erscheint bei Hesse & Weller in Leipzig Zoogmanns zehnte Umarbeitung seiner Verdeutschung der Göttlichen Komödie. Reimreinheit und Sprachklarheit, Wohlklang und Treue sind die Prinzipien dieser letzten Bemühung, und man muß dem unermüdblich »zum Besseren arbeitenden« Übersetzer das Zeugnis ausstellen, daß nunmehr Erklärungen des Ausdrucks überflüssig geworden sind. Ernste, in strenger altdeutscher Holzschnittmanier gehalte-

nen Zeichnungen von Hans Zoogmann, dem Sohne des Übersetzers, zieren den in klarer Schrift auf gutem Papier gedruckten Band, der sich getrost Jubiläumsausgabe nennen darf.

Zum Dante-Gedenktag dieses Jahres ist Karl Federns Dante in 3., neubearbeiteter Auflage herausgekommen (Stuttgart, Alfr. Kröner; mit 26 Abbildungen). Er führt jetzt den Titel, der ihm schon bei seinem ersten Erscheinen (1899) zukam: Dante und seine Zeit. Denn ohne diesen Hintergrund ist Dante weder als Dichter noch als Mensch zu verstehen: in Dante, sagte Carlyle, haben zehn schweigende Jahrhunderte Stimme gefunden. Dante ist aber nicht nur der Dichter des Mittelalters, sondern auch der der Frührenaissance: man muß diese merkwürdigen Zeiten mit ihren merkwürdigen Bewegungen, Stimmungen, Lebensverhältnissen und Menschen kennen, um ihren Sprecher zu verstehen. Was an wichtigen Quellen dafür inzwischen neu hervorgetreten, hat Federns für seine Neubearbeitung zu nutzen verstanden, besonders Rob. Davidsohns Geschichte von Florenz, die auch die Geschichte Dantes um eine Reihe wichtiger Tatsachen und wesentlicher Erkenntnisse bereichert hat. Doch ist das Buch dadurch keineswegs ein Gelehrtenlektüre geworden, in dem der Stoff die Form überwuchert. Es will nicht zur Dante-Literatur, sondern zu Dante selbst führen — hat schon dahin geführt, neben vielen Tausenden deutscher Leser auch Engländer, Amerikaner und Italiener, in deren Sprache es übersetzt worden ist. Die früher allzu wahllosen Bilder sind jetzt auf zeitgenössische Darstellungen beschränkt.

Ist dies ein durchaus allgemeinverständliches Buch, so hat sich Hermann Hefele, der Verfasser des »Gefehes der Form«, in seinem »Dante« (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag) die weit höher zielende Aufgabe gestellt, die Gestalten des großen Italieners über das Tatsächliche des Biographischen und Kulturgeschichtlichen hinaus in ihrem innersten Sinn als bewegte geistige Einheit zu fassen: Dante als Spiegelbild eine ganze Zeit in sich schließend, mit tausend inneren Bezügen und Wirkungen an sie gekettet und zugleich ihr bewußter Widerpart und Richter. Die Betrachtung setzt die Kenntnis des gesamtgeschichtlichen und des ästhetischen Problems voraus und sieht ihr Ziel namentlich im inneren und geistigen Entwicklungsgang der Erscheinung. So mag das Buch in besonderem Maß unsrer heutigen Auffassung entsprechen, die in Dante den großen Kosmopoliten der geistigen Ordnung verehrt, den Lehrer des Metaphysischen in der Menschheit, den mystischen Denker. »Den Weg der Entwicklung, den Dantes ganzes Wesen ging, war ein sicheres Weiterstreiten von der

vagen, flatternden Traumwelt zur stillen, klaren und reinen Anschauung, von der dämmernden Empfindsamkeit zur Sonnenhelle des erkannten Wertes, von der dumpfen Enge des Triebhaften zur weiten, harten und festen Bestimmtheit des Wollens, der Weg vom Ich zur geltenden Gemeinschaft — bis zur Einmündung des Zeitlichen ins Ewige.

Mit Johanna und Abela Schopenhauer haben sich unsre Monatshefte mehr als einmal beschäftigt. In Band 92 hat Laura Grost das Bild der klugen, geselligen und tapferen Frau gezeichnet, die den Philosophen des Pessimismus geboren hat und in der Geschichte der öffentlichen Moral durch das mutige, auf Goethes Ehe mit Christiane Vulpius gemünzte Wort weiterlebt: »Wenn er ihr seinen Namen gibt, dürfen wir ihr wohl eine Tasse Tee geben«; und erst vor wenigen Jahren (Oktober bis Dezember 1916) hat Prof. Houben den Lesern Johannas Tochter Abela Schopenhauer in drei bedeutsamen Bildern aus ihrem Leben vorgeführt. Diese drei Aufsätze, überarbeitet und ergänzt, bilden jetzt die Einleitung zu der Aufgabe ihrer Gedichte und Scherenschnitte, herausgegeben von Prof. Dr. H. H. Houben und Dr. Hans Wahl, dem Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar (Leipzig, Klinckschmidt & Biermann). Die Gedichte sind nun zwar künstlerisch keineswegs bedeutend, aber als empfindsamer Spiegel einer reichbewegten Menschlichkeit und als neue Zeugnisse des weimariischen Gesellschaftslebens im zweiten und dritten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts verdienen sie Beachtung und dankbare Aufnahme, zumal da Houben sie im Anhang mit fundigster Umsicht nach all ihren Beziehungen erläutert hat. Der zweite Band (wie der erste in Stammbuchformat) bringt die Scherenschnitte nach dem inzwischen leider auf rätselhafte Weise verlorengegangenen Silhouettenbuch Abelens, das erst vor kurzem aus dem Nachlaß ihrer Freundin Sibylle Mertens-Schaaffhausen ans Licht getreten war (besorgt von Wahl). Auch hier ist ein damenhafter Dilettantismus nicht zu verkennen, und der Stil des Scherenschnitts, wie wir ihn heute auffassen, erscheint oft durch spielerische Willkür entstellt. Aber um so zeitbedeuter sind diese Blätter mit ihren Sylphen und Elfen, Libellen und Schmetterlingen, Mäusen und Grazien, Tänzern, Fischern und Gärtnerinnen, Liebesgöttern und Liebespärchen unter Bäumen, mit ihren Blumen- und Blätterranken, in denen sich zarte Fabelwesen gar artig ergötzen. »Wahrhaftige Gedichte mit der Ehre« hat Immermann diese zierlichen Kunstwerke genannt, und in der Tat ist es der Gang zu romantischen Unwirklichkeiten und märchenhaften

Motiven, der den zierlichen Schnitten des enfant chéri, wie Goethe die Freundin seiner Schwiegertochter gern nannte, den eigentümlichen Charakter gibt. »Eine schüene Mädchenseele,« sagt Wahl im Nachwort, »unbefriedigt vom Ertrag ihres jungfräulichen Lebens, vergißt sich und ihren Kummer im Traumlande der Phantasie.« So Zartes, Glückseliges, innerlich Heiteres wie diese Blumenelfensgenen hat die Scherenskunst kaum wieder hervorgebracht.

Für das schöne, geschmackvoll ausgestattete und doch erschwingliche Buch hat uns die Not der Zeit einen neuen Schlichtheitsstil aufgezwungen. Wie hübsches sich auch damit erzielen läßt, zeigen die Erscheinungen des Phœbus-Verlages in München. Vor allem ist erfreulich, daß die Kunst des Holzschnittes wieder zu Ehren gekommen ist, wenn er sich auch gefallen lassen muß, daß er auf rauhem Papier — das zu ihm gehört — meistens in Strichätzung wiedergegeben wird. So liegen uns in den »Literarischen Bausteinen«, einer Sammlung von »Meisterwerken« der schönen Literatur aller Völker, vor: Franz von Gaudys im Gefolge Heines und Börnes einhertrabende römische Reiseschilderung »Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen«, mit Bildern und Buchschmud von Anton Kling, die sich freilich von Gaudys eigener spitzer und dünnstrichiger Zeichenmanier durch die altdeutsche Wucht ihrer derben Schwarzweiß-Kontraste weit entfernen, und Kellers Züricher Novelle »Das Fähnlein der sieben Aufrechten« mit sparsamen, aber eng an den Text angeschmiegenen Federzeichnungen von Hans Stubenrauch. In den kleineren Phœbus-Büchern, die sich schon zu einer illustrierten Universal-Bücherei ausgewachsen, begegnen uns ferner Kellers Erzählungen »Romeo und Julia auf dem Dorfe« und »Die drei gerechten Kammerer« mit naiv-treuerzigen Bildern von Anton Kling, sowie Goethes »Hermann und Dorothea« mit Bildern und Buchschmud von Walther Diez, worin nicht ohne Erfolg, jedenfalls mit künstlerischem Charakter versucht wird, das Deutsche (statt des Antiken) in dieser bürgerlichsten aller Revolutionsdichtungen zu betonen. Um zwei originelle Versuche handelt es sich in den Nummern 50 und 41 der Phœbus-Bücher. Da hat Wilhelm Herbert zu sechs Bildern Fritz Boehles kleine, ihnen gut angepasste Geschichten, Märchen und Fabeln erfunden (»Die Sonnenstürzer und andre Geschichten«), und die »Ammenuhr« (nach »Des Knaben Wunderhorn«) erscheint in Holzschnitten von Ludwig Richter und seinen Zeitgenossen. F. D.

## Verschiedenes

Franz Karl Ginzleys Romannovelle »Rositta«, die in dem vorliegenden Feste zu Ende geführt wird, ist gleichzeitig bei E. Staadmann in Leipzig als hübsch ausgestattetes Buch erschienen — ein Festgruß zum 50. Geburtstag des Dichters. Aber noch eine zweite Huldbigung hat der um die österreichische Gegenwartsliteratur verdiente Verlag dem Dichter bereitet: offenbar in seinem Auftrage hat Dr. Robert Hohlbäum ein Büchlein über Leben und Schaffen Ginzleys geschrieben (mit vier Bildbeilagen). Darin wird Ginzley der Lyriker, Balladen-, Roman- und Novellendichter, der übrigens dabei ist, vierzig »Geschichten aus seltsamer Jugend« als eine originelle Art Selbstbiographie zusammenzustellen, gefeiert als ein Poet, der tief in sich hineinblickt, aber dessen mitleidiges Herz zugleich sein armes Volk umschließt, der nicht im Trauern um das entschundene Alte die neue Zeit versäumt, aber doch auch die alten, guten Götter von einst gelten läßt. Gefühls- und gesinnungsverwandte Freundesliebe hat dies Büchlein geschaffen, aber ein feinsinniger, verantwortungsbewußter Kunstverstand hat es überprüft und vollendet.

Durch die Herausgabe »Deutscher Dichterhandschriften« will Dr. Hanns Martin Elster auf einem neuen Wege in die Persönlichkeit und das Wesen hervorragender Schriftsteller eindringen. Er gibt Proben ihrer Handschrift, möglichst in abgeschlossenen Stücken ihrer Dichtung, Verse oder Probestücke, im ersten Entwurf, mit nachträglichen Verbesserungen oder auch in der letzten Handschrift (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden). So von Raabe Gedichte, von Thomas Mann, Clara Viebig, Hermann Hesse, Wilhelm Schäfer u. a. Novellen, von Börries, Freiherrn von Münchhausen Balladen, deren Niederschrift in den großen ungelenten Zügen in der Tat recht lehrreich ist für seine Art, zu arbeiten. Bildnisse, Selbstbiographien und Bücherverzeichnisse begleiten die Schriftproben. Man tut gut, das Ganze nicht zu feierlich zu nehmen. Es ist eine hübsche, reizvolle Spielerei mit literarhistorischem Einschlag; der Geist — auf den es ankommt — schwebt nicht über diesen Wassern.

Ob zeitgemäß oder unzeitgemäß, ob politisch oder unpolitisch aufgenommen, gleichviel, sie darf

uns als ein Blick in eine von Dichtermund bewegte Zeitstimmung willkommen sein, die Studie, die Werner Deetjen, der Direktor der Landesbibliothek in Weimar, unter dem Titel »Sie sollen ihn nicht haben!« über Nikolaus Béders Rheinlied von 1840 veröffentlicht (Weimar, Herm. Böhlau Nachf.). Denn hier werden mit der Umsicht, Gründlichkeit und Gebiegenheit des echten Literaturhistorikers die Tatsachen zusammengestellt, aus dem das berühmte Lied entsprungen ist, und die Stimmungen, Widerhalle, Entgegnungen und Zurückweisungen verfolgt, die es in Deutschland und in Frankreich hervorgerufen hat. Ein reizvoller, anregender Beitrag zur deutschen Gesinnungsgeschichte und ein nachdenkliches Beispiel, wie machtvoll ein schlichtes, tapferes Lied, wenn es aus der Tiefe des Volksempfindens kommt, auch einmal ein herausziehendes politisches Wetter friedlich zu beschwören vermag.

Die Ostmark. Ein Heimatbuch, herausgegeben von Fritz Braun (mit Buchschmuck von A. Fahlberg und Leo Wronka; Leipzig, Friedr. Brandstetter). — Von namhaften guten Dichtern und Schriftstellern, die — meistens aus heimatlischer Liebe und Dankbarkeit — über die Ostmark geschrieben haben, wird hier in sinnvoller, abwechslungsreicher Anordnung ein lebensvolles Bild alles dessen gegeben, was das Land an geschichtlicher Überlieferung, völkischer Eigenart und wirtschaftlichem und geistigem Reichtum aufweist. So schreibt Bruno Pompe über das »Weichselland in der deutschen Literatur«, Arthur Laubien über »Ostpreußen in der Literaturgeschichte«, Hermann Eubermann über den Hausbau im litauischen Moordorf, Fritz Skowronnek über den sommerlichen Fischfang, der Herausgeber selbst, unsern Lesern nicht unbekannt, über Natur und Siedlungen der Ostmark und das Hochmeisterloß der Kreuzritter.

Die Verehrer und Sammler der Schwarzweißkunst Adolph Menzels werden es gerne hören, daß ein neuer großer »Oeuvre-Katalog« von Dr. Elfried Bod, dem Rustos des Berliner Kupferstich-Kabinetts, im Druck ist und noch im Herbst 1921 bei Amster & Rotherdt (Berlin W 8) erscheinen soll. Das neue Buch bringt auch die von Vorgerloß kaum schon beachteten verschiedenen Plattenzustände.

### Herausgeber: Dr. Friedrich Düfel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Dorgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte



September 1921

Illust. Zeitschrift fürs deutsche Haus



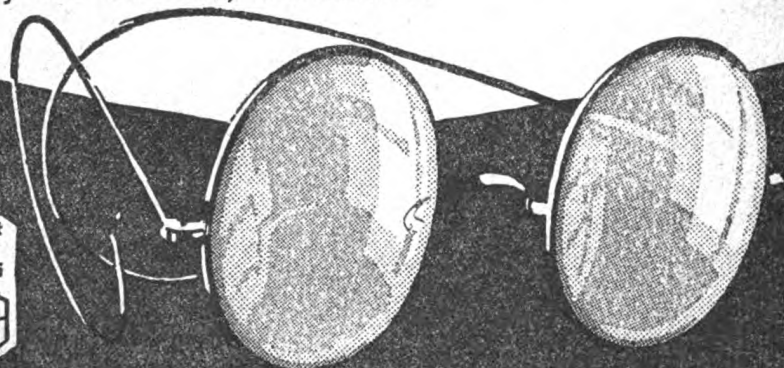


Druckschrift „T 37“ kostenfrei

Neben unseren gebräuchlichen Feldstechern haben wir auch eine Reihe ganz besonders leichter und kleiner Prismengläser herausgebracht, die trotz ihres handlichen Formats und geringen Gewichts eine hinreichende Vergrößerung (3–6 fach) und ein erstaunlich großes Gesichtsfeld besitzen. Diese Gläser sind daher für den Gebrauch des Touristen ganz vorzüglich geeignet. Zu einigen Gläsern liefern wir auch Vorsatzlinsen, mit deren Hilfe das Prismenglas auf einfache Weise in eine Fernrohrlupe umgewandelt werden kann und dem Naturforscher und Sammler als Doppelinstrument gute Dienste leistet.

## ZEISS Punktalgläser

Punktuell abbildende Brillengläser, die sich der individuellen Fehlsichtigkeit jedes einzelnen Brillenträgers genau anpassen. Durch peinlich genaue Ausführung wird die rechnerisch ermittelte Durchbiegung eingehalten. Durch sorgfältige Kontrollmethoden während der Fabrikation wird die theoretisch vorbestimmte Leistung der Gläser gewährleistet.



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin

Digitized by Google

Original from  
CORNELL UNIVERSITY

# MANNESMANN

## MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE

# MULAG-AACHEN

**Artur Brausewetter, der erfolgreichste Dichter der Ostmark**

**Wer die Heimat liebt wie du** | **Don Juans Erlösung**  
 Roman. 41. bis 70. Tausend. Gebunden 25 Mark | Roman. 12. bis 15. Tausend. Gebunden 30 Mark  
 4. bis 8. Tausend **Das neue Glück und manches andere** Geb. Mark 9,50

Der Tag: Wer für eine vertiefte, den Problemen wirklich auf den Grund gehende Erzählungsweise zu haben ist, der wird beim Lesen von Brausewetter's Arbeiten Befriedigung finden

**Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg**

## **Gesetzliche Steuervorteile**

**bei Besitz-, Nachlass- und Einkommensteuer;**

*am steuerbaren Einkommen bis  
1000 Mark Prämie abzugsfähig!*

**Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.  
(Alte Stuttgarter)**

**Grösste europäische Lebensversicherungs-Gesellsch. auf Gegens.**

Christoph



**Morgens Müllner**  
**ELTVILLE**



# Westermanns Monatshefte



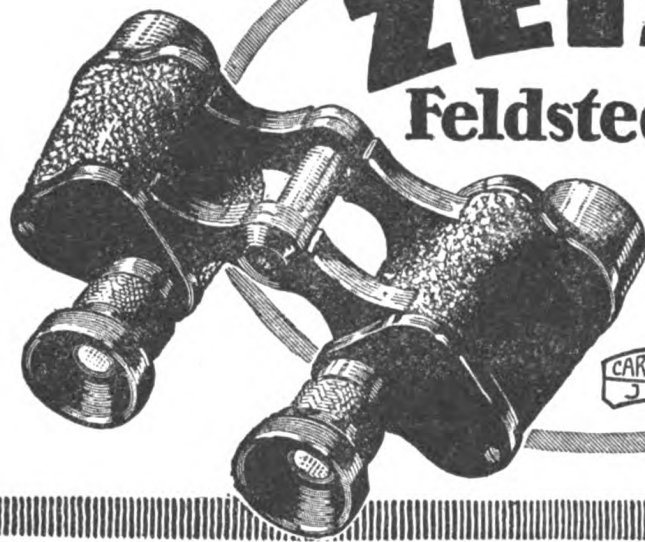
*Oktober 1921*

**Illust. Zeitschrift fürs deutsche Haus**

**66. Jahrg.**

**Seite 2**





# ZEISS

## Feldstecher

für  
Reise, Sport, Jagd  
Hohe Lichtsfärke  
Großes Gesichtsfeld  
Vergrößerung  
4-18 fach



Druckschrift  
T 37  
kostenfrei

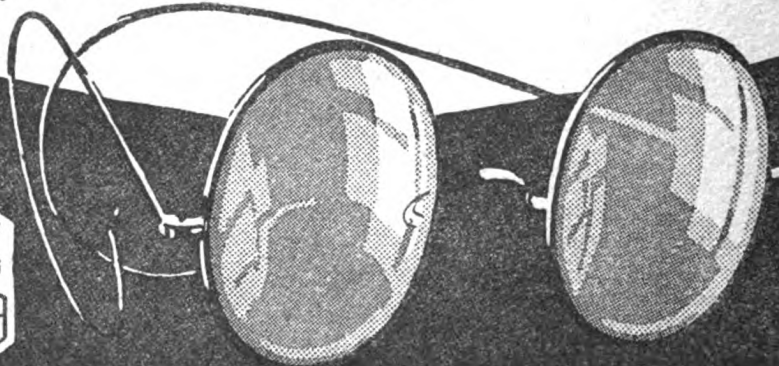
### Für den Schießsport!

Der Qualität unserer Feldstecher entsprechend liefern wir auch Präzisions-  
Gewehrzielfernrohre mit 2½ bis 8facher, sowie wechselbarer Vergrößerung.  
Interessenten stellen wir auf Verlangen Druckschrift „Tz 37“ kostenfrei zu.

# ZEISS

## Punktalgläser

Punktuell abbildende Brillengläser, die sich der individuellen  
Fehlsichtigkeit jedes einzelnen Brillenträgers genau anpassen.  
Durch peinlich genaue Ausführung wird die rechnerisch ermittelte  
Durchbiegung eingehalten. Durch sorgfältige Kontrollmethoden  
während der Fabrikation wird die theoretisch vorbestimmte  
Leistung der Gläser gewährleistet.



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin

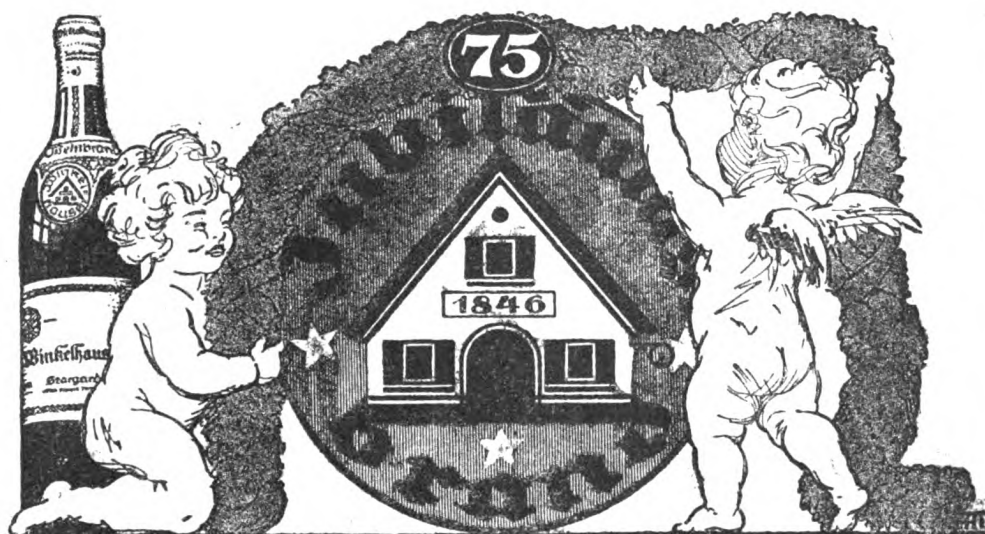
Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY

# MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN  
OMNIBUSSE

# MULAG-AACHEN



## Winkelhausen

die deutsche Weinbrandmarke

C. Schindler



**Matheus Müller**  
**ELTVILLE**



# Westermanns Monatshefte



November 1921

Illust. Zeitschrift fürs deutsche Haus





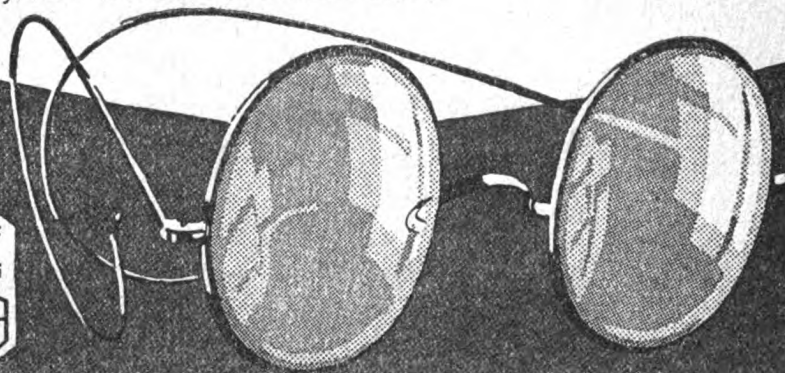
## Für den Schießsport!

Der Qualität unserer Feldstecher entsprechend liefern wir auch Präzisions-Gewehrzielfernrohre mit  $2\frac{1}{2}$  bis 8facher, sowie wechselbarer Vergrößerung. Interessenten stellen wir auf Verlangen Druckschrift „Tz 37“ kostenfrei zu.

## ZEISS Punktalgläser

Punktuell abbildende Brillengläser, die sich der individuellen Fehlsichtigkeit jedes einzelnen Brillenträgers genau anpassen. Durch peinlich genaue Ausführung wird die rechnerisch ermittelte Durchbiegung eingehalten. Durch sorgfältige Kontrollmethoden während der Fabrikation wird die theoretisch vorbestimmte Leistung der Gläser gewährleistet.

Druckschrift  
OPTO 13.  
kostenfrei  
CARL ZEISS  
JENA



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin

# **MANNESMANN**

## **MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE**

# **MULAG-AACHEN**

### **An unsere Leser!**

Um das Binden der Monatshefte nach Möglichkeit zu verbilligen, wird der unterzeichnete Verlag von jetzt ab nur noch **Halbjahrs-Einbanddecken** anfertigen lassen. Für den abgeschlossenen Jahrgang 1920/21 sind Halbjahrsdecken zum Preise von je 6 Mark zu beziehen  
**Verlag Georg Westermann, Braunschweig u. Hamburg**

### **Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (ALTE STUTTGARTER)**

**Größte europäische Lebensversich.-Ges. a. Gegens. – Versich.-Bestand über 2 Milliarden Mark**

### **Neu: Versicherung in % des Gehalts**

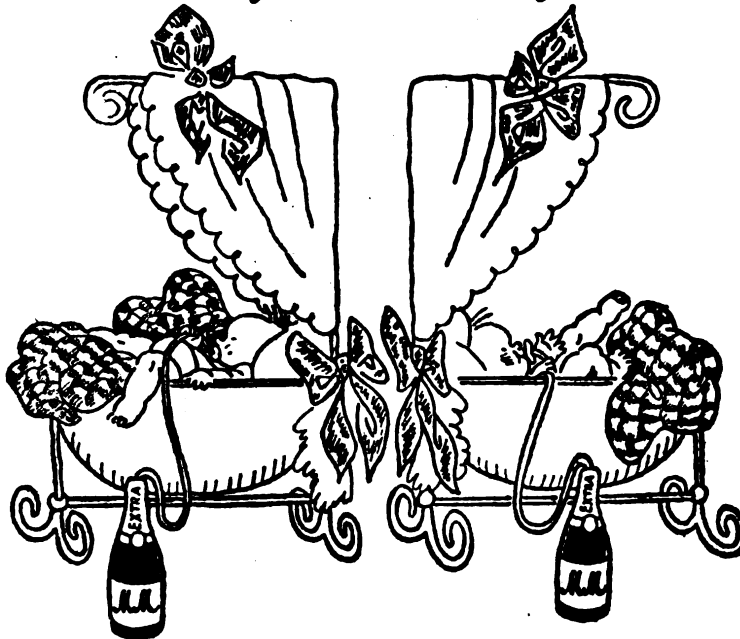
**einzigste Versicherungsart, die sich dauernd den Einkommenverhältnissen anpaßt!**

G. Rehm - 1888

# Müller

①

Müller heißen die zwei Kinder,  
die im Leben sich bewähren,  
Weil sie sich schon in den Windeln  
Von Mathews Müller nährten.



# Mathews Müller

ELTVILLE

# Westermanns Monatshefte



**66. Jahrgang. 131. Band. 2. Teil**

**Dezember 1921 bis Februar 1922**

**Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig**



# Inhalt des hunderteinunddreißigsten Bandes

2. Teil. Dezember 1921 bis Februar 1922

## Beiträge nach der Reihenfolge

	Seite		Seite
Sankt Anna. Von Fritz Müller (Partenkirchen) . . .	317	Der heimgekehrte Odysseus. Gedicht von Karl Adolf Mayer	408
An eine Trauernde. Gedicht von Günther Goldschmidt .	324	Von Kunst und Künstlern . . . . .	409, 516, 620
Spengler und Goethe. Von Prof. Dr. Fritz Grätz (Frankfurt a. M.) . . . . .	325	Die Sphinx. Novelle von Emil Ertl . . . . .	421
Reise kommt ein Glockenton . . . . .	331	Und doch kommt wieder Sonne. Gedicht von Ernst Behrends	436
Wittschapur. Gedicht von Lorenz Kierbüll-Petersen . .	332	Bildungen. Ein deutsches Stadtbild von Richard Hamann	437
Deutsche Heimatbilder des Malers Fritz Preiß. Begleitet von Fritz Hellweg . . . . .	333	Gebet. Gedicht von Gertrud Lauffs . . . . .	460
Himmelgarten. Roman eines bürgerlichen Hauses. Von Agnes Harder . . . . .	341, 484	Schlangen und Kröten und ihre Sippe. Von Prof. Dr. Martin Braß . . . . .	461
Danger Abend — Einsamer Weg. Gedichte von Albert Sergel . . . . .	352	Er sitzt am Pult. Gedicht von Louis Engelbrecht . .	466
Aus meinem Leben. Erinnerungen von Ernst von Wolzogen . . . . .	353, 455, 555	Mama. Aus einer Selbstbiographie. Von Richard von Schankel . . . . .	467
Wendung. Gedicht von Wilhelm Schuffen . . . . .	356	Otto Wyler. Von Erwin Pöschel . . . . .	469
Der heilige Riese Christophorus. Die Geschichte einer Legendenwandlung. Von Friedrich Düssel . . . . .	357	In schwerer Zeit. Gedicht von Willibald Kraus . .	483
Hermann Graf Keyserling. Von Dr. Robert Corwegh (Darmstadt) . . . . .	371	Musikinstrumente der Vergangenheit. Von Julius Schloffer	493
Knecht Ruprecht und das Christkindchen. Ein Kinderge- dicht von Albert Sergel . . . . .	374	Neue Briefe von Theodor Storm. Mitgeteilt und ein- geleitet von Elise Brenke . . . . .	501, 581
Georg. Eine Weihnachtserinnerung. Von Heinrich Peters	375	Ulots Haar. Aus dem Nachlaß von Albert Geiger . .	505
Wirkungen der Massen-Seele in der Geschichte. Von Frei- herren von Freytag-Loringhoven, General der Infan- terie a. D., Dr. h. c. . . . .	380	Kreuzjahrslied. Gedicht von Alfred Hein . . . . .	508
Das zwödfährige Mädchen. Eine Weihnachtslegende aus dem deutschen Mittelalter. Übertragen von Fritz Klaber	383	Konsul Holtmans Tochter. Roman von Fene Wendt . .	525
Deutsche Briefe. Zeitberichte von Philipp Zorn . . . .	387	Jr. C. Rollet. Von Richard Braungart . . . . .	543
Flußlandschaft. Scherenschnitt von Erika Plehn . . . .	388	Heimwehfluß. Gedicht von Christian Schmitt . . . .	550
Die Liebespänder des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Georg Venz . . . . .	389	Die Glasmacher von Jena. Von Artur Fieft . . . . .	551
Deethoven. Gedicht von Heinrich Weinstock . . . . .	399	Sehnen. Gedicht von Marga von Renzell . . . . .	560
Chomjens Juwelsicht. Von Luise Algenhaardt . . . . .	405	Der gekrönte Fisch. Novelle von Franz Otto Werner .	561
		August der Starke und Spener. Von Cornelius Gurlitt	568
		Das Marmorbild. Gedicht von Fritz Rudnig . . . . .	572
		Das malerische Riesengebirge im Winter. Von Dr. Georg Wenderoth . . . . .	573
		Fisch. Gedicht von Wilhelm Runje . . . . .	580
		Atlas. Novelle von Carl Hagen-Chürnau . . . . .	588
		Dein Herz. Gedicht von Gertrud Lauffs . . . . .	593
		Argentinien. Von Albert Haas (Buenos Aires) . . . .	597
		Mondbrahl. Gedicht von Gunda von Freytag-Loringhoven	609
		Das Röllchen. Gedicht von Karl Gustav Grabe . . . .	622

## Beiträge nach dem Abc

An eine Trauernde. Gedicht von Günther Goldschmidt .	324	Fisch, Der gekrönte. Novelle von Franz Otto Werner .	561
Argentinien. Von Albert Haas (Buenos Aires) . . . . .	597	Flußlandschaft. Scherenschnitt von Erika Plehn . . . .	388
Atlas. Novelle von Carl Hagen-Chürnau . . . . .	588	Gebet. Gedicht von Gertrud Lauffs . . . . .	460
August der Starke und Spener. Von Cornelius Gurlitt	568	Georg. Eine Weihnachtserinnerung. Von Heinrich Peters	375
Aus meinem Leben. Erinnerungen von Ernst von Wol- zogen . . . . .	353, 455, 555	Glasmacher von Jena, Die. Von Artur Fieft . . . . .	551
Danger Abend. Gedicht von Albert Sergel . . . . .	352	Heimwehfluß. Gedicht von Christian Schmitt . . . . .	550
Deethoven. Gedicht von Heinrich Weinstock . . . . .	399	Fisch. Gedicht von Wilhelm Runje . . . . .	580
Wittschapur. Gedicht von Lorenz Kierbüll-Petersen . .	332	Himmelgarten. Roman eines bürgerlichen Hauses. Von Agnes Harder . . . . .	341, 484
Bildungen. Ein deutsches Stadtbild von Richard Hamann	437	In schwerer Zeit. Gedicht von Willibald Kraus . . . .	483
Christophorus, Der heilige Riese. Die Geschichte einer Legendenwandlung. Von Friedrich Düssel . . . . .	357	Ulots Haar. Aus dem Nachlaß von Albert Geiger . .	505
Das Marmorbild. Gedicht von Fritz Rudnig . . . . .	572	Keyserling, Hermann Graf. Von Dr. Robert Corwegh (Darmstadt) . . . . .	371
Das Röllchen. Gedicht von Karl Gustav Grabe . . . . .	622	Knecht Ruprecht und das Christkindchen. Ein Kinder- gedicht von Albert Sergel . . . . .	374
Dein Herz. Gedicht von Gertrud Lauffs . . . . .	593	Rollet, Jr. C. Von Richard Braungart . . . . .	543
Der heimgekehrte Odysseus. Gedicht von Karl Adolf Mayer	408	Konsul Holtmans Tochter. Roman von Fene Wendt . .	525
Deutsche Briefe. Zeitberichte von Philipp Zorn . . . .	387	Kunst und Künstlern, Von . . . . .	409, 516, 620
Deutsche Heimatbilder des Malers Fritz Preiß. Begleitet von Fritz Hellweg . . . . .	333	Reise kommt ein Glockenton . . . . .	331
Einsamer Weg. Gedicht von Albert Sergel . . . . .	352	Liebespänder des achtzehnten Jahrhunderts, Die. Von Dr. Georg Venz . . . . .	389
Er sitzt am Pult. Gedicht von Louis Engelbrecht . .	466		

# Inhalt des hunderteinunddreißigsten Bandes III

	Seite		Seite
Mama. Aus einer Selbstbiographie. Von Richard von Schaukal . . . . .	467	Hegeler, Wilhelm: Zwei Freunde . . . . .	520
Mönchlein, Das zwölfjährige. Eine Weihnachtslegende aus dem deutschen Mittelalter. Übertragen von Fritz Klauber . . . . .	383	Hellen, Eduard von: Heinrich von Plate . . . . .	520
Mondstrahl. Gedicht von Gunda von Freytag-Loringhoven . . . . .	609	Heubner, Rudolf: Der verhexte Genius . . . . .	520
Musikinstrumente der Vergangenheit. Von Julius Schlosser . . . . .	493	Heyking, Elisabeth von: Weberin Schuld . . . . .	521
Neujahrslied. Gedicht von Alfred Hein . . . . .	508	Heyse, Paul: Novellen (Auswahl) . . . . .	519
Norddeutsches Städtchen. Gedicht von Adolf Reuter . . . . .	379	Hinrichs, Theo: Eckfoerbi . . . . .	520
Riesengebirge im Winter, Das malerische. Von Dr. Georg Wenderoth . . . . .	573	Hobler, Ferdinand: Zeichnungen . . . . .	414
Sankt Anna. Von Fritz Müller (Partenkirchen) . . . . .	317	Höfer, Conrad: Gottfried Kellers sämtliche Werke . . . . .	416
Schlangen und Kröten und ihre Sippe. Von Prof. Dr. Martin Braß . . . . .	461	Hohlbaum, Robert: Fallbeil und Reifrock — Der wilde Christian — Grenzland . . . . .	521
Sehnen. Gedicht von Marga von Renßell . . . . .	560	Höller, Guido und Weber, Emil: Fünf Engel haben gesungen . . . . .	418
Spengler und Goethe. Von Prof. Dr. Fritz Gräntz (Frankfurt a. M.) . . . . .	325	Jansen, Werner: Märchen deines Volkes . . . . .	420
Sphinx, Die. Novelle von Emil Ertl . . . . .	421	Jansen, Werner: Der Heiland — Gottes deutscher Garten . . . . .	523
Theodor Storm. Neue Briefe von. Mitgeteilt und eingeleitet von Elise Brenke . . . . .	501, 581	Jegerlehner, Heinrich: Verglufft — Die Schloßberger . . . . .	522
Thomsons Juwelsicht. Von Luise Algenstaedt . . . . .	405	Jugendbücher . . . . .	417—419, 523—524
Und doch kommt wieder Sonne. Gedicht von Ernst Behrends . . . . .	436	Kahn, Otto: Dante, seine Dichtung und seine Welt . . . . .	415
Wendung. Gedicht von Wilhelm Schüssen . . . . .	356	Kalender und Almanache . . . . .	626
Wirkungen der Massenseele in der Geschichte. Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D., Dr. h. c. . . . .	380	Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich . . . . .	417
Wyler, Otto. Von Erwin Poeschel . . . . .	469	Kinderbücher . . . . .	523
		Kraze, Friede H.: Die von Brock . . . . .	521
		Kreidolf, Ernst: 16 Blumenbilder . . . . .	414
		Krieger, Hermann: Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurzig . . . . .	520
		Lauff, Joseph von: Sinter Klaas . . . . .	520
		Lucka, Emil: Fiedegund . . . . .	521
		Molo, Walther von: Die schönsten Geschichten von . . . . .	625
		Müller-Guttenbrunn, Adam: Auf der Höhe . . . . .	522
		Nansen, Fridtjof: Spitzbergen . . . . .	420
		Neuffer, Hildegard: Tierleben . . . . .	418
		Niemeyer, Wilhelm: Matthias Grünwald . . . . .	412
		Ompeda, Georg von: Es ist Zeit . . . . .	520
		Pajor, Willy: Matthias Grünwald . . . . .	412
		Pauls, Eilhard Erich: Liebes Vaterland . . . . .	419
		Pflister, Kurt: Bruegel . . . . .	413
		Pistorius, Fritz: Geschichte- und Abenteuer-Erzählungen . . . . .	419
		Presber, Rudolf: Der silberne Kranich . . . . .	520
		Prohen, Otto: Vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer . . . . .	626
		Rahka, Clara: Die Sieben und ihr Weg . . . . .	521
		Reimann, Dr. Arnold: Gemälde und ihre Meister, die unsre Jugend kennen sollte . . . . .	419
		Rembrandt-Bibel . . . . .	413
		Rethel, Alfred: Ein Totentanz . . . . .	415
		Reulecke, August: Sieben seltsame Historien . . . . .	418
		Richter, Ludwig: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers . . . . .	413
		Rittner, Chaddäus: Geister in der Stadt . . . . .	521
		Roda Roda: Die sieben Leidenschaften . . . . .	520
		Scharrelmann, Heinrich: Däumling . . . . .	418
		Schmidt, Fritz-Philipp: Deutsche Märchen . . . . .	418
		Schongauer, Martin: Passion Christi . . . . .	412
		Schubin, Ossip: Romane und Novellen . . . . .	519
		Schurek, Paul: De rode Heben . . . . .	520
		Schweter, Walter: Jakobchens wundersame Woldfahrt . . . . .	418
		Sergel, Albert: Ringelreihen . . . . .	418
		Speckmann, Dietrich: Gesamtausgabe seiner Heideerzählungen . . . . .	519
		Steinmüller, Paul: Die sieben Legenden von der Einkehr . . . . .	523
		Storm, Theodor: Meisternovellen . . . . .	417
		Strassburger, Egon Hugo: Sirefany der Pupp doktor . . . . .	418
		Strobl, Karl Hans: Die alten Türme . . . . .	522
		Thode, Henry: Paul Chiem . . . . .	414
		Uhde-Bernays, Hermann: Münchener Landschaften des 19. Jahrhunderts . . . . .	414
		Valentiner, Wilhelm R.: Neuentdeckte Gemälde Rembrandts . . . . .	413
		Waldmann, Emil: Das Bildnis im 19. Jahrhundert . . . . .	414
		Wasner, Georg: Die Gärten vor der Stadt . . . . .	520
		Wejersjick, Alfr.: Tierbuch . . . . .	417
		Wendte, Chyra: Helge Grote . . . . .	521
		Wette, Hermann: Kauskopf . . . . .	625
		Woerner, Roman: Die frohe Volschaft nach Markus . . . . .	523
		Wroost, Wilhelm Fr.: Vadder Soodmann . . . . .	520
		Zahn, Ernst: Jonas Truttmann . . . . .	522
		Zoozmann, Richard: Dante . . . . .	415

## Literarische Rundschau

Amberger, Olga: Zeitgenossen Chodowieckis . . . . .	414
Armand: In Texas . . . . .	418
Arnim, Bettina von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Waldeemar Oehlke . . . . .	416
Barthel, Rudolf Hans: Seine Jüdin oder Jakob Böhmers Schusterkugel . . . . .	522
Bauer, Karl: 30 Bilder aus Goethes Leben . . . . .	415
Berend, Alice: Bruders Bekenntnis . . . . .	521
Beyer, Oskar: Wilhelm Steinhausen . . . . .	414
Birkenbihl, Mich.: Nordische Volksmärchen . . . . .	418
Broun, Felix: Die Eaten des Herakles . . . . .	521
Brentano, Prof. Vulo: Clemens Brentanos Liebesleben . . . . .	416
Burg, Paul: Andreas und Maria . . . . .	520
Bulson, Paul: Die Wiebergeburt des Melchior Dronte . . . . .	522
Christaller, Helene: Verborgeneheit . . . . .	521
Claudius, Matthias: Gedichte des Wandsbeker Boten . . . . .	416
Dante: Opera omnia (Janselverlag) . . . . .	416
Dehio, Georg: Geschichte der deutschen Kunst . . . . .	412
Düfel, Friedrich und Albert Sergel: Taufend schön . . . . .	418
Ernst, Otto: Hermannsland . . . . .	520
Esseborn, Helma: Wie Hannepeterle ein Mann wurde . . . . .	418
Farbige Kunstgaben (Verlag Rich. Kretel) . . . . .	415
Federer, Heinrich: Spitzbube über Spitzbube . . . . .	522
Federmann, H.: Dante, Göttliche Komödie, Auswahl . . . . .	415
Frenssen, Gustav: Der Pastor von Poggsee . . . . .	623
Friedländer, Max J.: Albrecht Dürer . . . . .	412
Ganghofer, Ludwig: Das wilde Jahr . . . . .	520
Gjellerup, Karl: Die Hügelmühle und Die Weltwanderer — Die Hirtin und der Hinkende — An der Grenze — Das heilige Tier . . . . .	625
Glafer, Curt: Lucas Cranach . . . . .	412
Goethe: Reineke Luchs. Illustriert von Alart van Everdingen . . . . .	414
Golz, Bruno: Ludwig Richter . . . . .	413
Graphische Bücher. Herausgegeben von Ernst Arnold . . . . .	413
Greini, Rudolf: Königin Heimat . . . . .	522
Günther, Agnes: Von der Hexe, die eine Heilige war . . . . .	521
Guter Kamerad — Jugendgarten (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsanstalt) . . . . .	419
Hardung, Viktor: Die Liebesfahrten der Eiseiligen . . . . .	523
Hedin, Sven: Tjampo Pamas Wallfahrt . . . . .	420

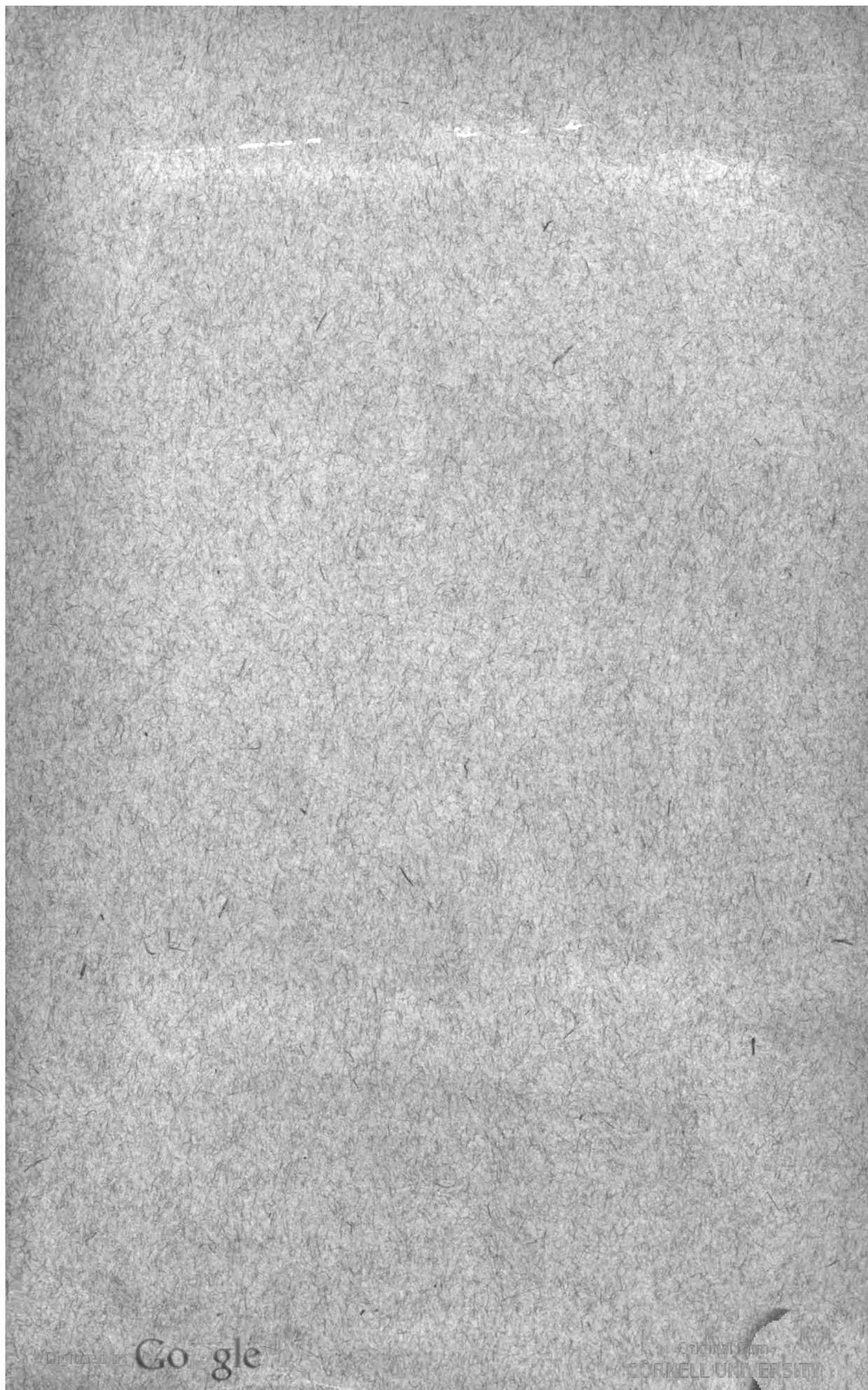
# IV Inhalt des hunderteinunddreißigsten Bandes

	Seite	
<b>Dramatische Rundschau von Friedrich Düfel</b>		<b>Kunstblätter und Einschaltbilder</b>
Fritz von Unruh: Louis Ferdinand, Prinz von Preußen — Karl Sternheim: Manon Descaut — Julius Verill: Der lasterhafte Herr Esch	400	<b>Dezember:</b>
Gerhart Hauptmann: Peter Brauer — Den Jonson: Der Schrei nach Ruhe — Die Räuber in Berlin und Hamburg — Raimunds Gefesselte Phantasie und Shakespeares Othello im Staatstheater — Goethes Götz im Großen Schauspielhaus — Franzosen und Französlinge — Theaterliteratur	509	Bauriedl, Otto: Föhniger Frühwinter.
Kurt Hegmiller: Ehe — Paul Vaudisich: Passion — Hugo von Hofmannsthal: Der Schwierige — Franz Molnár: Der Schwan — Heinrich Dautenlock: Hühnenkampf — Wedekinds Sidalis in neuem Gewand — Georg Büchners Leonore und Lena im Staatstheater — Friedrich Kapplers König Lear und das Goldspiel des Moskauer Künstlertheaters — Kammerpiele im Vossing-Museum	614	Bühler, Hans: Christophorus.
<b>Früchtekranz aus Dichtung und Literatur</b>		Dyloff, Elisabeth: Himmelschlüssel — Die Gänsemagd.
Von Hammerfest zur Vänerinsel. Von Fridtjof Nansen	477	Eimer, Ernst: Kirchgang.
Wüsten, Palmen und Oasare. Von Ewald Banse	610	Gürleth-Hey, E.: Sinerarien.
<b>Das Reich der Frau. LVIII</b>		Koch-Seuthen, Reinhold: Madonna.
Sichtgedanken zur Mädchenbildung. Von Marie Martin	594	Preiß, Fritz: Sonja.
		Schlabb, Adolf: Blick in das Unterinntal.
		Tsch, Karl Leopold: Fensterplatz mit Rosen — Der Eisch ist gedeckt.
		<b>Januar:</b>
		Danziger, Ludwig: Weihnachten in der Kirche.
		Ebers, Hermann: Reuschne.
		Krain, Willibald: Innenbild — Greiger und Kind — Maus.
		Murillo, Anbetung.
		Plonker, Paul: Marietta.
		Wyler, Otto: Blumen mit Figur — Tanzende Mädchen unter Bäumen.
		Zum Aufsatze Wüdingen: St. Florian — Strafe in Wüdingen.
		<b>Februar:</b>
		Claudius, Wilhelm: Gartenhaus.
		Danziger, Ludwig: Winter in Nienetendorf.
		Koliet, Friedrich C.: Frauenbildnis.
		Plehn, Jse: Kriegerdenkmal auf dem Friedhof in Dresden.
		Töbtau — Grabdenkmal.
		Reuß, Karl: Waldfriedhof.
		Niembrandt: Brustbild eines Mannes mit Vollbart.
		Zwerner, Bruno: Im Kinderparadies — Freikonzert.

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Algenstaedt, Luise, in Kibnitz i. M., 405. Banse, Ewald, in Braunschweig, 610. Behrends, Ernst, in Mölln i. L., 436. Braeß, Martin, Prof. Dr. phil., in Dresden, 461. Braungart, Richard, in München, 543. Brenke, Elise, in Hann.-Münden, 501, 581. Cornegh, Robert, Dr. phil., in Darmstadt, 371. Düfel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 357, 400, 509, 519, 614, 623. Engelbrecht, Louis, in Braunschweig, 466. Ertl, Emil, in Graz, 421. Freitag-Voringhoven, Freiherr von, in Weimar, 380. Freitag-Voringhoven, Gunda von, in Weimar, 609. Füst, Artur, in Berlin-Wilmersdorf, 551. Gäsken, Hans, in Wiesbaden, 331. Goldschmidt, Günther, in Göttingen, 324. Grabe, Karl Gustav, in Berlin, 622. Grunth, Fritz, Prof. Dr., in Frankfurt a. M., 325. Gurlitt, Cornelius, in Dresden, 568. Haas, Albert, in Buenos Aires, 597. Hagen-Chürnau, Carl, Dr., in Berlin-Südende, 588. Hamann, Richard, Prof. Dr. phil., in Marburg, 437. Harder, Agnes, in Berlin-Wilmersdorf, 341, 484. Hein, Alfred, in Königsberg, 508. Hellwig, Fritz, in Berlin-Zehlendorf, 333. Kierbüll-Petersen, Lorenz, Dr. phil., in Eübingen, 332. Klaber, Fritz, Dr. phil., in Dresden, 383. Krain, Willibald, in Berlin-Friedenau, 483. Rudnig, Fritz, in Friedrichswalde bei Juditten (Königsberg), 572. Rauffs, Gertrud, in Berlin, 460, 593. Renz, Georg, Dr. phil., in Berlin, 389. Martin, Marie, in Berlin, 594. Mayer, Karl Adolf, Dr. phil., in Graz, 408. Müller, Fritz, in Partenkirchen, 317. Nansen, Fridtjof, in Stockholm, 477. Peters, Heinrich, in Hannover, 375. Plehn, Erika, in Breslau, 388. Voelchel, Erwin, in Davos, 469. Renz, Marga von, in Potsdam, 560. Reuter, Adolf, Dr. phil., in Höxter i. W., 379. Schaukal, Richard von, in Wien, 467. Schlosser, Julius, Geh. Hofrat Prof. Dr., in Wien, 493. Schmitt, Christian, in Karlsruhe, 550. Schussen, Wilhelm, in Stuttgart, 356. Sengel, Albert, Dr. phil., in Karlsruh bei Berlin, 352, 374. Weinstock, Heinrich, Dr. phil., in Bonn, 399. Wenck, Vene, in Halle a. d. S., 525. Wenderoth, Georg, Dr., in Berlin-Friedenau, 573. Werner, Franz Otto, in Hannover, 561. Wolzogen, Ernst, Freiherr von, in Puppeling bei München, 353, 455, 555. Jörn, Philipp, Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., in Ansbach, 387.









**Karl Leopold Döb: fensterplatz mit Rosen**

# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 131. II

Dez. 1921

## Sankt Anna

Von Fritz Müller (Partenkirchen)

**S**teigst du in die Berge und du kommst nach Glums und der erste Glumser biegt dort um den Weg und beut dir sein »Grüß' Gott«, so erschrickst du. Du hörst das Wort und siehst doch nicht die harten Lippen sich bewegen in dem steinernen Gesicht. Du kannst es nicht zusammenreimen, und du siehst ihm lange nach.

»Ja ja, so sind die Glumser,« legt sich freundlich eine Hand auf deine Schulter. Es ist der Kurat von Glums. »Das Gebirge macht sie so, mein Herr. Ich habe meine liebe Not, da und dort ein wenig Milde in die Felsenrunzeln der Gesichter einzuläsen. Es geht jetzt schon besser. Wenn ich an früher denke! Wenn ich sie vergleiche mit den Glumsern von vor hundert, vor zweihundert Jahren —«

»Ei, Herr Kurat, so lang wird Ihr Gedächtnis kaum —«

»Meins nicht allein. Vor mir waren aber auch Kuraten. Die hinterließen mir ihr gut Gedächtnis mittels allerlei Geschriften. Und noch älter ist, was sonst im Volk lebendig umgeht und sich, wenn der Flachs an langen Winterabenden gesponnen wird, scheu und doch vertraut aus ihren Seelen haspelt.«

»Also sollen sie in jener Zeit noch härtere Gesichter —?«

»Von den Gesichtern kann ich es nicht sagen, aber von den Seelen. Von ihren Seelen, eh Sankt Anna dran gerührt —«

»Sankt Anna?« —

Der Kainzensepp hatte sich in eine vom Tal verschaut. In eine vom Tal verschaute sich jeder Glumser einmal zwischen zweiundzwanzig und fünfundzwanzig. Aber längstens hinterm fünfundzwanzigsten schaut er wieder weg. Denn heiraten, eine vom Tal brunten auf Gedeih und Verderb heiraten? — »Wirst doch net verrückt sein, Sepp,« sagten sie im Bergnest Glums.

Und nun war der Kainzensepp wahrhaftig so verrückt. »Sepp,« sagte selbst der Herr Kurat, der alle vierzehn Tage einmal eine Messe für die sieben Glumser Häuser las, »Sepp, gib's auf, es tut kein gut.« — »Oh, mir tut's gut, Herr Pfarrer.« Das war ein Wiß. Zwischen den Glumser Felsen wuchsen sonst keine Wiße. Es war klar, der Sepp kam aus dem Glumser Gleis. Der Sepp vertalte. Oder besser noch, der Sepp verannte. Denn Anna hieß die schlanke Hege, die tausend Meter senkrecht unterm Sepp geboren worden war. Ein Höhenunterschied von tausend Metern? — »Nein, Sepp, es tut kein gut,« wiederholte der Kurat.

»Warum?«

»Ihr seid harte Leute. Die im Tal sind zart.«

»Herr Kurat, die Anna scheut die Arbeit nicht.«

»Ja, i h r e Arbeit, eine Arbeit mit Gesang und Lachen, eine Arbeit mit dem frohen Taktmaß einer milden Tallust.«

»Ist unsre Arbeit nichts?«

»Nicht schlechter und nicht besser ist sie, Sepp, nur anders. Eure Arbeit ist rau und kantig, wie das Felsgetrümmer droben, maßlos ist sie wie das Hochgebirge, keinen Rhythmus hat sie, stoßweis' schiebt sie das Geröll vor sich wie eure Bäche.«

»Dann ist Zeit, daß 's anders werd, Herr Pfarrer.«

»Ihr beide macht's nicht anders. Was in tausend Jahren durch die Felsen wuchs mit harten Abern, macht kein Vogelzwitschern weich, und wenn es noch so lieblich wäre.«

»Jetzt justament!«

So wortreich wie die Aussprache mit dem Pfarrer verließ der Zweikampf mit den eignen Leuten nicht. Bei denen wird nicht viel geredet. Höchstens daß der Vater, wenn der Pflug auf einen Felsbroden stieß, steinern auffah: »Wie is 's mit der da brunt?« Verächtlich wies der arbeitschrundige Finger des Alten zu Tal.

»Wie werd's sei' — ferti' san ma.«

»Ist guat — 's ist die höchst' Zeit.«

»Na, bloß die Hochzeit, Vater,« machte Sepp den zweiten unerhörten Witz in seiner Brautzeit, »ös habi's mi' falsch verstanden, ferti' zum Heiraten, hab' i g'meint.«

»Depp!«

Woanders wären Vorwurfsfluten, wären Tränenströme, wären Enterbungsdrohungen über einen aus der Art geschlagenen Sohn gebraust, in Glums begnügte man sich mit »Depp!« Einen andern andern Sinnes machen, wo man für den eignen Sinn die Unveränderlichkeit verlangte, fiel den Glumsern gar nicht ein. »Depp!« genügt. Mochte nun der Depp die eignen Hörner an die Felsen rennen. Wer dann nachgab, Felsen ober Hörner, würde so ein Depp schon selber sehen.

So kam der Hochzeitstag in Glums.

Da freilich zeigte sich, daß außer Glumser Felsen und Seppchen Hörnern noch ein Drittes im Spiel war, das den Kampf aufnahm, die unversiegbare Grobnatur der Anna. Wo aber starre Felsen auf schmiegsame Fröhlichkeit stoßen, ist der Ausgang nicht von vornherein gewiß. Das Felsgeröll

von Glums, das von Frühlingswassern schmeichelnd in des Berges Rippen aufgelodert wurde, könnte was davon erzählen.

»Weißt, Anna,« bat der Rainzensepp, »tuft uns halt den G'fall'n und machst am Hochzeitstag keine — keine Sparifanterln.«

»Was ist das, Sparifanterln?« lachte sie.

»Noja, halt übermütig.«

Sie lachte stärker: »Mut gehört zur Heirat auch bei uns im Tal. Einen von Glums zu nehmen aber, dazu braucht's schon mehr als Mut. Dazu g'hört ein Übermut. Tut mir also leid, Sepp, auf den Übermut zur Hochzeit kann ich nicht verzichten.«

»Schau, Anna, 's ist ja nicht weg'n mir. Ich selber mag nix lieber als dei' Lustigkeit. Aber die andern Glumser —«

»— will ich schon kurieren, Sepp. Wetten wir, ich mach' sie lustig an mei'm Tag!«

»Lustig, die Glumser lustig! Ach, Anna, kennst du die Glumser schlecht.«

»Nur für meinen Tag lang. Hinter Mitternacht dürfen i' meinetweg'n die Didlöpf' wieder hängen lassen.«

»Du traust dir viel zu, Anna. Denk' nur, du allein geg'n alle Glumser!«

»Bist ein Tschaperl, je mehr, je leichter geht 's Fidselsein. Wirst es schon noch lernen, Sepp.«

»Gar gern, sang nur an.« Und schob zaghaft seine strengen Glumser Lippen vor. Wupps, hatte sie ihm einen Kuß draufgepappt. Dann betrachtete sie ihn prüfend: »Aha, das Schmunzeln hast schon g'lernt — was machst auf einmal für scharfes G'schau?«

»Ich — ich bitt' mir aus, daß dies Fidselsein nur für mich ist, nicht für alle Glumser!«

Da schepperte sie vor Lachen, haßte ihn und herzte ihn und lobte ihn: »Sepp, Sepp, hast schon fast den Witz vom Unterland.«

»Das war kein Witz, das ist mir Ernst.«

»Bäherl, Witz', die ernst sind, sind ja g'rab die besten.«

Und dann — ja, dann nahm's die Anna vom Unterland mit den Glumsern auf.

Mit toderntesten Gesichtern waren sie aus den sieben Häusern zur Hochzeit gekommen. Feierlich hatte man der Braut die Hand gegeben. Feierlich, aber stumm.

Da blickten die Augen der Braut von schalkischer Angriffslust. Mit dem zarten Fingernöchel klopfte sie einem Glumser geradwegs auf den hartgeschlossenen Mund:



»Mein Glückwunsch möcht' i! Meinst, ich wüßt' nicht, daß ihr 'n eing'sperrt habt's im Glumser Maul. Laßt's ihn 'raus, Leitenmichl!«

Und wirklich ging des Leitenmichls Mund auf: »Glück und Segen, halt,« stotterte er, »Glück und Segen.«

»Glei' zweimal?« scherzte sie, »bei uns im Tal sagt man's nur einmal — Seppel, Seppel, kennst du deine Glumser schlecht!« Und ihr Lachen flatterte wie eine Schar Tauben um im hölzernen Lammwirtsaal.

Hölzern kamen sich auch diese Bauern vor, ich hab' was mit'bracht!« rief sie und sprang aus dem Saal in die Lammwirts-küche, wo ihr leichtes Bündel lag.

Da stellten sie im Saal die schweren Bauernköpfe zusammen: »Lustig sein ist leicht für eine, die wo hint' und vorn nix hat!«

»Halt 's Maul! — sie braucht nix — ich hab' g'nug für zwei — gell, Vater, gell?«

Der sah auf seine zeräderten Hände und nickte schwer: »Es langt — es langt — wenn sie nachher tüchtig anpadt.«

»Net einmal ein Bett hat's mit'bracht —«  
»Ist halt ein Waiselkindl,« meinte die Rainzenmutter.  
»Muß eine saubere Wirtschaft sein da drunt' im Tal — die wissen net einmal, für was sie auf der Welt sind —«  
»Weißt d u's denn?« sprang des Pfarrers Stimme plötzlich silbern auf.  
»Freilich weiß ich's,« sagte der Gemeinde-älteste erstaunt, »freilich: für die Arbeit.«  
»Ist das alles?«  
»No ja, no ja, für's Frommsein halt noch.«  
»Ist das alles?«  
Da stand die Anna unter der Türe, blühend, hochgerötet, lieblich den lichten Kopf zurückgeworfen, in den Händen je eine schlante Kerze. »Ist das alles?« hatte der Kurat gesagt. Sie glaubte es an sich gerichtet. Sie hätte beleidigt sein können. Aber mit einem leichten Zucken ihrer Schultern schnellte sie die Betrübnis fort: »Wenn ich auch arm bin,« lachte sie, »etwas hab' ich doch, was keiner von den Glumsern hat.« Fröhlich schwang sie ihre Kerzen.  
»Aha,« nickte der Kurat, »willst uns ein Lichtlein oder zwei aufsteden? Schöne Kerzen sind das. Könnten gut an meinem Altar brennen.«

»Halt 's Maul! — sie braucht nix — ich hab' g'nug für zwei — gell, Vater, gell?«

Der sah auf seine zeräderten Hände und nickte schwer: »Es langt — es langt — wenn sie nachher tüchtig anpadt.«

»Net einmal ein Bett hat's mit'bracht —«  
»Ist halt ein Waiselkindl,« meinte die Rainzenmutter.  
»Muß eine saubere Wirtschaft sein da drunt' im Tal — die wissen net einmal, für was sie auf der Welt sind —«  
»Weißt d u's denn?« sprang des Pfarrers Stimme plötzlich silbern auf.  
»Freilich weiß ich's,« sagte der Gemeinde-älteste erstaunt, »freilich: für die Arbeit.«  
»Ist das alles?«  
»No ja, no ja, für's Frommsein halt noch.«  
»Ist das alles?«  
Da stand die Anna unter der Türe, blühend, hochgerötet, lieblich den lichten Kopf zurückgeworfen, in den Händen je eine schlante Kerze. »Ist das alles?« hatte der Kurat gesagt. Sie glaubte es an sich gerichtet. Sie hätte beleidigt sein können. Aber mit einem leichten Zucken ihrer Schultern schnellte sie die Betrübnis fort: »Wenn ich auch arm bin,« lachte sie, »etwas hab' ich doch, was keiner von den Glumsern hat.« Fröhlich schwang sie ihre Kerzen.  
»Aha,« nickte der Kurat, »willst uns ein Lichtlein oder zwei aufsteden? Schöne Kerzen sind das. Könnten gut an meinem Altar brennen.«



»Tätet euch bedanken, Hochwürden — es würde euch zu lustig in der Kirch'.«

»Lustig?«

»Es sind Sankt-Zeno-Kerzen.«

»Also immerhin von einem Heiligen, liebes Kind.«

»Ja, vom lustigsten im ganzen Kalender.«

»Ja, ich weiß, in der Zenokirche in Verona hat ihn ein großer Künstler ausgemeißelt — einen Heiligen, der lacht.«

»Und die Zenoferzen zündet man bei uns im Tal an, wenn's vergnügt sein soll.«

»Nun ja, vergnügt sein kann man auch bei andern Kerzen,« lächelte der Kurat.

»Ja, bei den Zenoferzen aber muß man's, ob man will oder nicht.«

»Ich will nicht, ich geh' jetzt heim,« brummte der Dorfälteste.

»Nichts da, Splvest,« lachte der Kurat, »erst müßt Ihr die Zenoferzen brennen sehen, damit Ihr wieder fröhlich werdet.«

»Und damit Ihr tanzt,« sagte Anna ernsthaft.

Sie sahen einander an. Tanzen? der Splvest tanzen?

»In Glums kann niemand tanzen, Anna,« sagte der Bräutigam. »Es klang traurig.«

»Haha, niemand tanzen? Also eine Hochzeit ohne Tanz?« wiegte sich die junge Frau leicht und biegsam in den Hüften. »Ist ja wahr — hab' mir heut' den ganzen Abend denkt, es geht mir etwas ab — aber was nur, was? — die Musik war's, die Musik! — hat mir's keiner an der Wieg' gesungen, daß ich einmal eine Hochzeit ohne Musik hätt' — aufs Tanzen aber will ich nicht verzichten!« Sie stampfte zierlich mit dem Fuß.

»Dann — dann,« stotterte der Bräutigam, »wirßt wohl allein tanzen müssen, wir in Glums hab'n's alle nicht gelernt.«

»Gelernt, gelernt! als ob man's Tanzen lernen müßt! Das Tanzen kann man!«

»Ach ja,« nickte der Kurat, »ihr im Tal werdet mit dem Tanz im Leib geboren.«

Zwei übermütige Drehungen machte die vom Tal: »Ach, geht mir, jeder Mensch wird so geboren, nur hat es bei den Glumsern viel zu viel darauf geschneit — aber ihr sollt sehen, wenn die Zenoferzen durchleuchtet, knackts euch im Gelenk — gebt mir ein Zündholz, Alter.«

»Hab' kein's,« sagte der Alte mürrisch.

»Parisfari, wenn ihr rauchen könnt, könnt

ihr auch ein Kerz'l zünden.« Flint hatte sie in seine Rocktasche gelangt, ein Streichholz knisterte ... die zwei Zenoferzen brannten in der Mitte der Hochzeitstafel.

Es wurde ganz still.

Wieder verzog es ein paar Glumsern das Gesicht, als ob sie Zahnweh hätten. Lächerlich, diese armseligen Glämmchen sollten sie verändern, sollten windige Talleute aus den schweren Bergbauern machen?

»Anna, nimm's nicht übel,« sagte Sepp langsam in der allgemeinen Stille, »aber ich kann's auch nicht glauben —«

»Ein Schmarr'n ist's,« polterte der Moosshofbauer, »einen festen Schnaufer wenn ich tu, verlöscht der ganze Schwindel.«

»Schnaufts!« lachte Anna.

Der Moosshofbauer blies gegen die Kerzen. Sie fladerten. Sie verlöschten nicht.

Wie ein Windspiel war die Anna im Saal herumgesprungen und hatte alle Lichter ausgelöscht. Nur mehr die zwei dünnen Kerzenflammen fladerten seltsam in dem großen Raum und kämpften mit den anbrängenden Schatten der Nacht einen aussichtslosen Kampf.

»Blast stärker!« lachte Anna.

»Nichts da,« wehrte der Kurat, »daß wir dann im Dunkeln säßen!«

»Haha — hahaha,« lachten ein paar junge Glumserpaare nächst der Kerze laut hinaus.

Streng sah sie der Älteste an: Hat man solch frivoles Lachen je in Glums gehört!

»Blast stärker!« lachte Anna.

Wahrhaftig, des Moosshofbauern Baden blähten sich — »Bhhh!« wehte es mit aller Macht auf das einsame Kerzenpaar. Wagerrecht legten sich die Flammen, dünn wurden sie, ganz dünn. Auf einmal aber standen sie wieder senkrecht, scheinbar unbewegt, wie auch der Moosshofbauer blasen mochte.

»Zauberei!«

»Ach was, Windkerzen!«

»Blast stärker, Moosshofbauer!«

Da nahm der seine ganze Kraft zusammen, blies und blies ... und die Flammen wurden groß und größer ... armbid wuchs der schwarze Kern vom Docht heraus ... lopfgroß wuchs das Flammengold ... wie zwei Mondhöfe flimmerten im Widerschein die Strahlenfränze überm Tisch. Weib-rauchduftig lag es in der Luft. Süß und püdelnd pochte es an tiefe Schlafen ...

Der Lammwirt schlug mit beiden Händen, was er nie getan, auf seine Schenkel: »Wenn es heute nicht fidel wird, soll mich der und jener —«

Der Mooshofbauer schmalzte, was er nie getan, mit dem Daumen gegen den Mittelfinger: »Einen Durst hätt' ich, einen Durst —!«

»Ich auch ... ich auch ...!« Der Lammwirt mußte mit den Flaschen rennen.

Die Lammwirtin kam aus der Küche, stemmte die Arme in die Seiten, bog den Kopf in den Glimmerkranz der Kerzen, schnaufte tief und machte einen Hopser, einen zweiten, einen dritten —

Ein junges Glumserpaar stand auf und schlenkerte die Arme. Sie umfaßten sich, als seien's altgelernte Griffe, und drehten sich im Kreise — tabirom, tabirom, tabirom-rom-rom, flutete unhörbare Musik durch den Saal.

Und es wunderte keinen. Gelenkig räumten sie die Tische und die Stühle an die Wände. Sie nickten einander zu. Die eingerosetzten Arbeitsfurchen der Gesichter glätteten sich. Nie gesehene Grübchen blühten auf den Wangen. Krummgebeugte Arbeitsrücken strafften sich gerade. Viele Winter schmolzen, Geröllhalben überzogen sich mit Grün. Lächeln stieg wie junge Morgenröte um die alten Augen.

»Und jetzt, Sepp, jetzt?«

»Justament, Anna, justament.«

Da hielten sie sich bei den hochzeitlichen Händen, da faßten sie sich um bräutliche Hüften, da stiegen die hochzeitlichen Seelen hoch wie schmetternder Lerchensang. Sie drehten sich allein im Saal. Die Glumser schauten zu, wie man einem lieben Wunder zuschaut. Und es war ihnen, als hätten Tal und Berg zum erstenmal die Hände sich gereicht und hielten Hochzeitsfest und tanzten selig durch die weite Welt ...

Das Paar hielt ein. Der Tänzerin Augen bligten die Glumser Jugend an: »Und jetzt?«

»Justament ... justament ... justament ...«

Das junge Glums stampfte mit den Füßen auf den Boden, daß Schall und Staub zusammenwirbelten. Das junge Glums klatschte in die Hände, daß die Freude silbern durch die Finger perlte. Das junge Glums füllte mit Tanz und fröhlichem Gelärm den Saal.

Und das alte Glums sah zu. Und dem und jenem liefen Tränen übers schrunbige

Gesicht wie Frühlingswasser über Steingeröll.

Und die Kerzen brannten ...

Und wieder hielt das Hochzeitspaar im Tanz. Der Tänzerin Auge ruhte auf dem Ältesten: »Und jetzt?«

Vertrauend wie ein Kind hob der die Arme: »Justament — was d' auch willst — ich bin dabei.«

Da flüsterte sie ihm zwei Verszeilen ins Ohr und gab ihm die beiden Steden in die Hand, an denen er seit der letzten Ernte seine fünfundsachtzig Jahre schleppte.

Auf die zwei Stöcke stützte sich der Alte, wie er jetzt mit müdem Schritt und Worten, die wie jähe Tropfen fielen, einsetzte:

»Wenn — i — 'mal — stirb — stirb — stirb —«

Sofort sprang die Braut mit einem Tucher ein:

»... sollt's mi im Tanz 'naustrag'n und dabei Zithern schlag'n!

Allweil fidel, fidel — trauri sein kann i net, bei meiner Seel!«

Jetzt der Alte wieder:

»Bin' — i — 'mal — g'storb'n — g'storb'n — g'storb'n —«

Darauf die Braut im Tanzschritt:

»— klopp't's auf mei Truba drauf, und i spring tanzend raus!

Allweil fidel, fidel, allweil kein Kreuzer Geld, allweil fidel!«

Und der ganze Glumser Saal in einem tosenden Vergessen:

»Allweil fidel, fidel, allweil kein Kreuzer Geld, trauri sein kann i net, bei meiner Seel! ... Jubuuu!«

Jahrhundertlang verschüttete Brunnen der Freude brachen auf. Ein Jubeln war, ein Herzen, Rosen, Stampfen, Tanzen ...

Und die Kerzen brannten. Brannten bis ...

Bis um Mitternacht ein Laden aufsprang, aufgerissen von der Felsensfaust des harten Hochgebirgs, und herein ein Nachtfrost blies: »Was soll die Kirmes!«

Wütenden Hunden gleich fuhren die Frostwolken gegen die heiligen Zenokergen. Und konnten ihnen nicht an, wie auch der Frosthauch seine Zähne in die Nureole einschlug, daß es knirschte. Dennoch verlöschten beide

Kerzen wie mit einem Schläge. Sie waren bis zum letzten Stumpf verbrannt.

Der Kurat bekreuzigte sich: »Heilige Mutter Gottes —«

»— bitt für uns,« fiel die Gemeinde fröstelnd ein. Aus geglätteten Wangen schossen wieder Arbeitsfurchen an. Grübchen schwanden. Die gestrafften Rüden wurden wieder arbeitskrumm. Die Gelenke knackten wieder rostig. Wintrig schob sich wieder Schicht um Schicht ans Herz. Die letzten Gräserispitzen juckten rückwärts. Geröll lag wieder auf der Seelen Hochgefilb.

Der Dorfälteste fuhr sich über die Stirn: »Dreißigster April. Sankt Kathrin ist angebrochen. Jetzt regiert der Türken. Was verlangt der Türken\* um Kathrin?«

»Aufstehn um Mitternacht.«

»Und dann?«

»Feuermachen ... Stall richten ... Vieh tränken ... Vieh füttern ... Mittagessen kochen für aufs Türkenfeld hinunter ... Wagen aus den Schupfen ... Wagen schmieren ... Ochsen einspannen ... Haus verwahren ...«

Wie die Worte einer alten Litanej fuhr's aus ihnen.

»Und was ist's mit einem, der um zwei nicht fertig ist zur Türkenfahrt hinunter?«

»Eine Schand' ist's, eine Schand'!«

»Und was ist der, so nicht bis längstens um halb vier auf seinem Türkenader steht?«

»Ein Lapp, ein fauler Lapp.«

»Und der um sieben nicht gepflügt, um acht nicht gerecht, um neun Uhr nicht gejäet hat?«

»Ein Hansbampf.«

»Und der mit dem Samenstempel nicht die Löcher schnurgerade setzt?«

»Ein Nignuß.«

»Und dem von tausend eingesehten Türkenkörnern auch nur eins zu Tag liegt?«

»Ein Stoffel.«

»Und dessen Saattorn in der Schürze noch das Mittagläuten hört?«

»Kein Glumser, nein, kein Glumser — ein Tagbieb nur vom Tal.«

»Und die heut' geheirat't hat, was ist jetzt die?«

»Eine Glumserin.«

»Und ist sie eine Glumserin, so sag' du

ihr den Spruch jetzt, Rainzensepp, den Glumser'spruch.«

Der Sepp trat auf sein Weib zu. Seine Glumserkäufte sagten's hart an zarten Schultern. Nicht zum Tanz mehr. Hart klang auch sein Spruch: »Weib, pad' deine Arbeit an, sonst padt sie dich an!«

Der jungen Frau war jetzt erst, als erwache sie. Einen hartgewordenen Kerzentropfen riß sie sich vom Finger. Die Glammen der erloschenen Kerzen schlugen wieder hoch in ihrem Antlitz: »Und meine Hochzeit?« sagte sie langsam.

»— ist vorbei. Der Rest ist Arbeit. So will's das Gesetz von Glums.«

Mit den Armen suchte das junge Weib, als zöge sich um sie ein Netz eng und enger: »Über das Gesetz des Tals —«

»Gilt nicht für uns.«

»— vergönnt mir meine Nacht!«

»Die Nacht ist um, der Türkentag fängt an.«

»Ich bin so müd'. Dreimal den Weg zum Tal hinab, dreimal zurück den Weg hab' ich getanzt.«

»Was geht uns dein Tanz an!«

»Ihr habt ja selbst getanzt!«

»Wir? Wir wissen nichts vom Tanz.«

Grell auflachend wollte sie den lichten Kopf in den Nacken werfen. Aber aus dem Nackenwerfen ward ein Niden, ward ein schweres Niden, und aus dem Lachen unterwürfiges Gemurmeln: »Wenn's Gesetz in Glums ist und ich eine Glumserin — wohlan!«

Aber dann padte sie doch noch einmal das Unterland: »Jetzt g'rad extra will ich noch ein' tanzen!«

Wie sie aber leicht den Fuß hat heben wollen, ward ein Tritt daraus, ein schwerer Arbeitstritt. Leise krümmte sich ihr Rücken. Im Takte mit den andern Glumser Tritten ging sie in die Nacht hinaus. Stapfte mit dem Sepp ins Haus, schleppte Holz und machte Feuer, stampfte in den Stall und schwang die schwere Gabel in den zieren Händen, schüttete das Heu in die Raufen, tränkte das Vieh, melkte das Vieh, half das Mittagessen zum Mitnehmen kochen, half den Wagen aus dem Schupfen ziehen, den Ochsen einspannen und das Haus verwahren —

Als sie den Balken vor das Haustor legen half, schlug's von der Wanduhr drinnen zwei.

»Hast Glück g'habt,« sagte jemand, »fünf

\* Türken nennen sie in Tirol den Mais.

Minuten später, und du hättest mit einer Schand' ang'fangen.«

Der Weg hinunter machte ihr zu schaffen. Keuchend stand sie auf dem Türkenader. Matt hingen ihr die Arme an den Lenden, als die andern pflügten, eggten. Vom Nebenader scholl eine harte Stimme durch den kalten Morgen: »Aha, die Milchsupp gibt das Rennen auf!«

Krummer ward ihr Rücken, tiefer senkte sich ihr Kopf, aber sie rechte mit, jätete mit, stach Löcher mit dem Samenstempel ...

Bei der zweiten Dugendreihe wurde es vor ihren Augen schwarz. Sie schwankte.

»Weib, die Reih' wird krumm,« raunte der Sepp, »du machst mir Schand'!«

Die Zähne biß sie fest zusammen. Die letzten Kräfte gab sie her. Den Glumser Ader düngte sie mit heißem Talschweiß.

Glodenklänge wehten übers Feld. Mittag war's. Die Glumser Hände flochten sich zum Gebet. Vorher sah ihr einer in die Schürze: »Kein Körndl mehr, hast's brav g'macht deine Sach', fast wie eine Glumserin.«

Sie nickte schwer, zum Sprechen fehlte ihr die Luft.

»Pass' auf, wie dir das Glumser Maisbrot schmeden wird — ganz anders wie den Unterlandlern, denen der Türken ins Maul 'neinwächst — so isß doch, isß!«

Aber sie konnte nichts essen.

»Willst dir's leicht verspar'n, bis wir zum Peden 'runterkommen oder gar bis nach der Ernt'?«

»Tu's lieber nicht. Die Ernt' braucht Kräfte'. Da ist dreimal mehr zu tun als heut', bis d' deinen Türken endlich 'nauf kannst schleppen in dein'm Sad.«

»Ja, und bis d' dein' schönsten Türkenkolben bei der Muttergottes in der Wand'ed' aufhängst.«

Sie nickte. Wie von weither schollen ihr die Reden. Wie durch einen Nebel sah sie auf die harten Arbeitsleute, denen sie nun zugehörte. Ihre frohen Unterlandstage glänzten auf und winkten: Komm!

Plump hob sie die Füße. »Nein, tanzen mußt du,« scholl es, »tanzen und singen, wie du's ja gewohnt bist, Anna.«

»Warum stehst d' noch?« sagte der Rainzensepp besorgt, »seß' dich wie die andern, wenn sie essen. Wenn du's immer anders machst, dann spotten's.«

»Ich — ich,« stammelte sie folgsam, »ich will schon —«

»Anna, Anna,« scholl es klagend, »du wirfst den Glumsern doch nicht deinen Tanz und deine Fröhlichkeit —?«

»Wenn — wenn ich doch sein Weib bin,« würgte sie, »so muß ich doch —«

»Sein Weib?« scholl's weiter, »daß ich nicht lache, Anna! Deine Brautnacht haben sie dir abgerungen. Wenn das das Unterland erführe —«

»Ich — ich hol' sie nach —«

»Dann gehörst du also heut' noch uns.«

»Ich — ich weiß nicht —«

»Das werden wir gleich sehen — tanze, Anna, tanze!«

»Ich — ich darf nicht.«

Der Rainzensepp legte ihr die Bauernhand gar schwer auf ihre Schulter: »Was hast du nur? — deine Lippen gehen auf und nieder? — die andern werden fragen, ob das Unterländer Art ist — wenn du zu uns g'hörst, darfst du nimmer —«

Jäh schnellte sie auf: »Was ich darf, darf ich, nicht ihr! Und jetzt darf ich justament — auf die Seite geh, du Lapp, der du deinem Weib die erste Nacht hast stehlen lassen!«

»Aber Anna, wenn doch heut' der Türkentag —«

»Tanztag ist, nicht Türkentag — auf die Seite, sag' ich!«

Und ein Tanz begann, ein Tanz voll Feuer und voll Süße, wie sie niemals vorher einen tanzte. Von den Feldern kamen sie herbeigestapft und schlossen einen Kreis: »Dem Sepp! seiner ist der Türken in den Kopf g'stieg'n ...«

»Still, jetzt singt sie gar noch.«

Auf dem Rasen hinterm Ader tanzte sie und tanzte. Eine späte Lerche stieg ins Blau, hub an zu schmettern. Da stieg es auch aus Annas Kehle:

»Wenn i 'mal stirb, stirb, stirb,  
sollt's mi im Tanz 'naustrag'n  
und dazu Zither Schlag'n ...«

Höher stieg das Lerchenlied, höher noch im heißen Wettstreit Annas Strophe:

»... bin i 'mal g'storb'n, g'storb'n, g'storb'n,  
klopp't's auf mei Truha drauf,  
und i spring tanzend 'raus,  
allweil fidel, fidel,  
trauri sein kann i net,  
bei meiner Seel — Seel — jubuuu — Seel!«



Original from  
CORNELL UNIVERSITY



Karl Leopold Voss:

Der Tisch ist gedeckt





## Spengler und Goethe

Von Prof. Dr. Fritz Grätz (Frankfurt a. M.)



Unter dem Kassandraruf, dem das Spenglersche Buch über den Untergang des Abendlandes seine rasche Berühmtheit verdankt, steht der großangelegte Versuch einer Geschichtsphilosophie, genauer: einer Geschichtsmetaphysik, einer »Begriffsbildung« über Geschichte. Indem Spengler einem Sinn und einer innerlichen Notwendigkeit des Geschehens nachspürt und beides zu finden glaubt, ist er ein Gegenpol zu Schopenhauer, der die Geschichte nicht einmal als Wissenschaft gelten lassen wollte, da sie nur das Einzelne unmittelbar fassen könne, und bei in ihr deshalb das gerade Gegenteil und Widerspiel der Philosophie sah.

Ich sehe in dem metaphysischen Charakter des Spenglerschen Buches seine eigentliche Bedeutung. Ich begrüße es, wenn aus einer immer unerträglicher werdenden geistigen Weltzerfaserung eine umfassende Zusammenchau aufwächst, und ich freue mich über jeden Gelehrten, der, sich des Zusammenhangs mit dem Ganzen bewußt werdend, aus dem Gefache seiner Wissenschaft ins Metaphysische emporstrebt, solange er den festen Grund unter den Füßen nicht verliert. Darum will ich auch Spengler, ohne mich bei den Fragen nach Möglichkeit und Weg einer solchen philosophischen Behandlung aufzuhalten, gleich ins Metaphysische hinein folgen und von dort aus zu urteilen und zu werten versuchen.

Der Kern des Buches ist der Organismusgedanke. Spengler sieht nicht nur in Völkern und Staaten, sondern auch in den Kulturen der Weltgeschichte, der chinesischen, der indischen, der ägyptischen, der antiken, der arabischen, der abendländischen Kultur, große selbständige Organismen, die, wie alle andern Lebensformen, wie Pflanze, Tier und Mensch ihrer »mütterlichen Landschaft« entwachsen und alle Alterszustände des Organischen, Jugend, Aufstieg, Blütezeit, Verfall und Tod, unweigerlich zu durchlaufen und zu erfahren haben. So ist ihm Kulturgeschichte »das genaue Seitenstück« zur Geschichte des einzelnen lebendigen Wesens, sie ist ihm das Eigentliche, Wesentliche, und er stellt sie schroff der »historischen Oberfläche« gegenüber, auf der sich nach seiner Meinung die landläufige Geschichtsforschung und -schreibung ausschließlich herumtummelt.

Spengler schöpft hier aus einem Urquell, nämlich aus der »lebendigen Natur« Goethes. Aus Goethes intuitiver Naturphilosophie, von der sich die spätere Biologie — Spengler hat wahrlich recht, wenn er darauf hinweist — zunächst mehr und mehr entfernt hat, ist der

Organismusgedanke des Buches geboren. Spengler ist sich dieses tiefen Quells wohl bewußt und erweist ihm Ehren und Dank, wo er kann; dafür sei ihm manches Verschweigen, das er sich auszulösen kommen läßt, verziehen. Er sagt an einer Stelle: »Was Goethe die lebendige Natur genannt hat, ist genau das, was hier Weltgeschichte genannt wird.« Und so wie Goethe überall im Organischen die Gestalt sah, als Künstler wie als Forscher Morphologe war, so sucht Spengler die lebende, aufblühende und welkende Kultur mit allen ihren Organen als eine große reichgegliederte, aber durchaus einheitliche Gestalt zu erschauen und leitet daher das Recht ab, seine Geschichtsbetrachtung eine Morphologie zu nennen, wobei er das Reich des Organischen, durchaus im Goethischen Sinne, zunächst streng gegen das Reich des Mechanischen abgrenzt.

Am fühlbarsten wird diese Abgrenzung, wo er es unternimmt, das Geheimnis der inneren Notwendigkeit des sich immer gestaltenden Geschehens aufzuhellen. Das Geheimnis heißt ihm Schicksal, eine jeder Kausalität übergeordnete, sich ihrer nur bedienende Weltgesetzlichkeit.

Hier zeigt sich wohl am tiefsten der Unterschied von Lamprecht, der, gleich Spengler von einer strengen Gesetzmäßigkeit des Geschichtlichen überzeugt, diese doch vor allem in der Art des Naturwissenschaftlers aus dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung, also aus der Kausalität, zu entwickeln bestrebt war. Indem nun Spengler zum Träger des Schicksals einer Kultur ein seelisches Prinzip, die Kulturseele, macht, gibt er seiner Schicksalsidee Tiefe und Resonanz, und so gehört, was er über das Schicksal sagt, für sich allein betrachtet, zum Besten seines Buches. Es ist auch hier Goethischer Geist, der durch die Gedankengänge weht.

Die Fruchtbarkeit des Organismusgedankens erweist sich darin, daß er auf die Teile des Organismus, auf die Organe, ein helles Licht wirft. Die Biologie weiß, daß kein Organ ohne den ganzen Organismus, der es gebildet hat und dem es dient, zu verstehen ist, daß wiederum in jedem einzelnen Organ sich das Ganze spiegelt, oft in einem Maße, daß der Teil genügt, ein Bild des Ganzen erstehen zu lassen. Sie weiß auch, daß demzufolge die Teile untereinander in ganz bestimmten, auf Bau, Form und Arbeit sich erstreckenden Abhängigkeitsverhältnissen stehen, und spricht von einer »Korrelation der Organe«. Für Spenglers Kultur-



organismen muß das gleiche gelten, und so kommt er denn, ohne übrigens den biologischen Begriff der Korrelation der Organe anzuführen, durchaus folgerichtig dazu, alle einzelnen Gestaltungen einer Kultur, äußerliche und innerliche, als Abbilder und Sinnbilder des einen Kulturorganismus zu begreifen und zu schauen, da sie ja alle Ausstrahlungen und Schöpfungen der einen Kulturseele sind. Nicht nur Sprachen, Trachten, Sitten der Völker, wie sie die Kulturgeschichte von je gern geschildert hat, sondern Mythen und Religionen, Physik und Ethik, alle Künste und alle Wissenschaften werden zu gültigen Symbolen, die »geheimnisvoll offenbar« das Ganze enthalten und abbilden, aus dem sie entspringen sind, nämlich die eine bestimmte, wenn auch verborgene Kulturseele. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, zu sagen, daß Spengler keineswegs der Entdecker dieser überwältigenden Kultursymbolik ist. Sie ist ja, wie die Symbolik das Element der Kunst, das Element jeder die geschichtliche Welt darstellenden Kunst. Jeder bedeutende Roman, jedes große, vor dem Hintergrund einer Kultur sich abspielende Drama ist von ihr erfüllt, und jede echte Kulturgeschichtsschreibung, die nicht anders als künstlerisch sein kann, spürt ihr nach. Doch muß zugestanden werden, daß diese Kultursymbolik wohl kaum je in unserer Sprache mit solcher Leidenschaft bis in feinste Verzweigungen verfolgt, daß die innere Zueinandergehörigkeit und übereinstimmende oder verwandte Form scheinbar ganz getrennter geistiger Gebilde kaum je mit solchem Feuereifer aufgezeigt worden ist wie in dem Spenglerschen Buche. In diesen der Symbolik gewidmeten Abschnitten, die einen wesentlichen Bestandteil des Werkes bilden, arbeitet der künstlerische Nerv, der sich durch das Ganze verästelt, am kräftigsten. Von hier geht deshalb auch zumeist die starke Wirkung aus, die das Buch auf künstlerische Geister und Gemüter ausübt, auch wenn sie sich um Prophezeiungen und Ankenrufe gar nicht kümmern.

Spengler forscht in allen Kulturerscheinungen, die er untersucht, nach Ursymbolen, um so den Kulturseelen selbst, den schöpferischen, selbständigen Wesenheiten näher zu kommen. Er geht weiter und vergleicht die Erscheinungen räumlich und zeitlich getrennter Kulturen miteinander und findet Entsprechendes. Es ist der Begriff der Homologie, der ihn dabei leitet, ein nicht nur der Mathematik und der Chemie, sondern schon der älteren Biologie, besonders auch Goethe, vertrauter Begriff. Homolog nennt der Biologe morphologisch gleichwertige Organe verschiedenartiger Organismen, auch wenn ihre Funktionen ganz verschieden sind, wie etwa Arme und Vogelflügel, Säugetierlunge und Schwimmblase des Fisches. Analog sind ihm

bagegen Organe gleicher Funktion wie Lunge und Kiemen. So unterscheidet auch Spenglers Geschichtsphilosophie scharf zwischen Analogie und Homologie. Eine vergleichende Morphologie enthüllt ihm somit das Gleichwertige oder, wie er es kühn nennt, das Gleichzeitige der Kulturen, das heißt: das in den gleichen einander entsprechenden Lagen Erscheinende, und er ordnet es in großen Tabellen nebeneinander. Hier aber, wo sich die Intuition in ordnenden und konstruierenden Verstand verwandelt, beginnen sich die Risse und Lücken dieses kopernikanischen Geschichtssystems, wie er es nennt, zu zeigen, deren Einzelbetrachtung dem Historiker überlassen bleiben muß.

Offenkundiger wird diese Richtigkeit, wenn Spengler dazu übergeht, aus den gewonnenen Einsichten die Zukunft vorauszubestimmen. Er begnügt sich nicht, wie das der Künstler tut, mit der tiefen, aber allgemeinen Erkenntnis, daß im Schicksal »einer um uns werdenden oder von uns als geworden erkannten Welt«, also einer fremden oder einer geschwundenen Kultur, irgendwie auch das Geheimnis des eignen Schicksals, des Schicksals der eignen Kultur verborgen liegen müsse. Seine vergleichende Betrachtung gibt ihm vielmehr den Mut, das Geheimnis lüften zu wollen. Er setzt allen Scharfsinn daran, eine strenge Methode der Vergleichung auszubilden; ja, er spricht geradezu von einer »Technik, die unter der Einwirkung einer umfassenden Idee und also bis zur wahllosen Notwendigkeit, bis zur logischen Meisterhaft« zu vervollkommen sei. Ist die Altersstufe einer Kultur ermittelt, so läßt sich, folgert Spengler, ihr weiterer Ablauf, also auch die Zeit ihres Untergangs berechnen. Denn jede der notwendigen Kulturphasen hat ja, wie er meint, dieselbe »mit dem Nachdruck eines Symbols wiederkehrende Dauer«. So berechnet er, indem er die abendländische Welt morphologisch mit der Antike vergleicht und das Zivilisationszeitalter, in dem wir leben und an dem wir leiden, als gleichwertiges Abbild der hellenistischen und römischen Zeit zu erkennen glaubt, die unserer sterbenden Kultur noch beschriebene Dauer auf wenige Jahrhunderte, und sogar eine Jahreszahl, die Zahl 2200, springt als maßstabliches Ende heraus.

Spenglers Rechnung erinnert mich lebhaft an verwandte Rechnungen, wie sie immer von Zeit zu Zeit in der neueren Biologie auftauchen, z. B. an die vor zwanzig Jahren bekanntgegebenen Mutationsperioden des holländischen Botanikers de Vries, der in der Entwicklung der Arten, zunächst einiger Pflanzenarten, unschöpferische und schöpferische Perioden unterschied, oder an die späteren Theorien des Berliner Arztes Fließ, der im Leben der Einzelwesen einen vorbestimmten kurzweiligen Rhyth-

mus zu sehen vermeint, den er in bestimmte Zahlen und ihre Kombinationen einfängt. Solchen Versuchen, die zumeist von den einen barsch abgewiesen, von den andern begeistert aufgenommen werden, liegt eine tiefe Ahnung von einer rhythmischen Gesetzmäßigkeit der organischen Welt zugrunde. Aber noch immer erwiesen sich die errechneten Lösungen selbst als ungenügend, weil sie der inneren Fülle des Organischen nicht gewachsen sind. Es sind Versuche mit unzulänglichen Mitteln.

Fassen wir nun den Begriff des Kulturuntergangs selbst ins Auge, so wie Spengler ihn begreift, so rücken wir erst eigentlich an den großen Bruch heran, der die Biologie des Wertes und seine biologische Metaphysik durchzieht. Spenglers Kulturen sind, indem sie ihr seelisches Los erfüllen, samt allen Einzelorganen so vergänglich wie die Wolkenbildungen ihrer mütterlichen Landschaften. Keine geht die andre im Grunde etwas an, jede stirbt wie Blume, Baum, Tier, Mensch, Volk ihren selbständigen, vollkommenen Tod. Was enthält diese Meinung? Sie enthält einen ursprünglich tief genug geschöpften, aber dann nicht voll erschauten oder zu Ende gedachten, sondern schematisierten Organismusbegriff. Spengler berücksichtigt zunächst nicht, daß der Organismus, bevor er seine vergängliche Form auflöst, Reime von gleichen oder ähnlichen Formen, auch geistige, dem großen Weltgeschehen zu übergeben pflegt. Er berücksichtigt des weiteren nicht, daß Organismen verschiedener Ordnung nicht einen und denselben Tod sterben. Ein Spaltpilz stirbt anders als ein Baum, ein Mensch anders als ein Volk. Man darf also auch nicht ohne weiteres die Todesform des niederen Organismus auf den Organismus einer Kultur übertragen wollen, auch wenn man in ihr mit Spengler ein organisches Wesen, das die Grundeigenschaften des Lebendigen mit allen andern organischen Wesen teilt, oder, wie es im Buche heißt, eine menschliche Individualität höchster Ordnung erkannt hat. Je höher die Ordnung des Organischen, desto stärker und wirksamer tritt das Geistige heraus. Stirbt alles Geistige einer Kultur mit der Form ihres Leibes? Ist Plato tot? Ist der Geist inbisheriger Vergangenheit erloschen? Wird Goethe unwirksam sein, wenn andre Kulturen über den europäischen Boden schreiten? Kann nicht eine Kultur in eine andre übergehen und einen wesentlichen Teil ihres Gutes in sich aufnehmen und umbilden? Ich vermeine hier in Spenglers geschichtlichem Weltbild einen erstaunlichen Intuitionsmangel zu bemerken. Er faßt das Lebendige bis zur Ordnung der Kulturen integrierend zusammen. Aber hier hört seine Integration auf, auf einer Stufe, wo philosophisches Denken sie am gebieterischsten verlangt. Es fehlt eine letzte große Syn-

these, eine Zusammenfassung der Kulturen, deren jede einzelne dann wieder als geistiges Organ eines noch höheren geistigen Organismus zu deuten wäre, möge dieser nun Menschheit, für Spengler ein leeres Wort, oder irdisches Leben oder gar kosmisches Leben heißen. Es fehlt, wonach jede Metaphysik strebt, wenn sie sich nicht selber aufgeben will, ein übergeordnetes Ganzes, die übersinnliche, ungreifbare und doch im tiefsten Sinne wirkliche Einheit, welche die Lebensgestalten, ihre Bewegungen, Handlungen und Wandlungen leitet und zusammenhält.

Zuweilen blüht auf den Buchseiten eine Ahnung von solcher notwendig zu fordernden organischen Einheit auf, so, wenn von der seelischen Heimat oder dem Urseelentum die Rede ist, in das die sterbenden Kulturen zurückkehren. Aber das Ahnen verblaßt sogleich wieder, ohne wie andre Ahnungen fruchtbar zu werden. Dieses Versagen ist um so erstaunlicher, als Spengler ja selbst im Schicksalsablauf der verschiedenen, voneinander, wie er meint, ganz unabhängigen Kulturen, eine große morphologische Gemeinsamkeit, eine strenge Homologie erkannt haben will. Deutet die Gleichartigkeit der Schicksale, deren Geheimnis im Buche nicht angerührt wird, nicht immer auf einen Lebenszusammenhang in der Tiefe, auf etwas Vereinigendes hin? Und müssen nicht dann die Kulturen als verschiedene Würfe nach dem gleichen Ziele erscheinen?

Es verlohnt sich, noch von andern Seiten her das auffällige Haltmachen bei den Einzelkulturen zu betrachten. Spengler ist auf den Entwicklungsbegriff und die damit verbundenen Begriffe von Zweck und Ziel schlecht zu sprechen. Das verarge ich ihm nicht. Man hat das Wort Entwicklung zu viel und ohne Ehrfurcht im Munde geführt und es überall dahin geschoben, wo man es haben wollte. Aber man kann es darum doch nicht aus der Welt schaffen. Ich stimme ganz mit Spengler überein, wenn er die Entwicklungsidee, die er durch und durch faustisch nennt, bei Goethe erhaben, bei Darwin flach findet, ohne daß ich damit Darwins Verdienste auf seinem eignen Gebiete schmälern will. Welche Stellung wird aber der Gethischen Entwicklungsidee in Spenglers Werk angewiesen? Wohl hören wir wiederholt das prachtvolle Wort von der »geprägten Form, die lebend sich entwidelt«, das sich so gut mit der Schicksalsidee des Buches, der Idee von der schöpferischen Kulturseele, verträgt. Wo aber ist das andre Wort von dem Meer, »das flutend strömt gesteigerte Gestalten«? Wo ist das Prinzip der Steigerung, das der reisende Goethe in seiner lebendigen Natur für sich entdeckte? Spengler sieht wohl die Gestalten, aber an dem Meer, aus dem sie gesteigert auf-

tauchen, geht er so schweigend vorüber wie nach seiner Ansicht Kant am Schicksal. Goethe sah die Einheit des Lebendigen, die sich ihm auch in der Steigerung offenbarte, Spengler will sie nur zu einem Teile sehen. Goethe sah mit einem geologischen Augenmaß, Spengler behält auch als Philosoph das Augenmaß des Historikers bei, dem die wenigen übersehbaren Jahrtausende allein für die Erkenntnis einer solchen Steigerung nicht genügen können. Denn dieses tiefe Prinzip hat ja, wie jeder tiefere Entwicklungsgedanke überhaupt, mit einem linienhaften, unentwegten Fortschritt, dieser oberflächlichsten aller Meinungen, gar nichts zu schaffen. Gewinnt, von dieser Goethischen Steigerung ausgehend, Spenglers Anschauung von der vollkommenen Ziel- und Zwecklosigkeit der Kulturen nicht doch ein fragwürdiges Gesicht? Spengler vergleicht den Kulturorganismus gern mit Tier und Baum und Blume, aber der Biologe sieht, wie der Künstler, in diesen Einzelwesen mehr als die vergängliche Form: er sieht in jedem die verschwundene Ahnenreihe und ein Künftiges und zugleich die Verbindung mit allem Lebendigen mit.

Man könnte auch sagen: Für Spengler ist das Goethische Urphänomen verhängnisvoll geworden. Zunächst wirkt bei Spengler der Begriff des Urphänomens gegenüber der Goethischen Klarheit reichlich verschwommen. Urphänomene sind ihm die einzelnen Kulturen, aber auch ihre Glieder, in denen er mit Recht vieler Organismen erblickt, die Künste, die Moralen; er faßt also den Teil wie das Ganze als unzerlegbar auf. Oder er nennt am Anfang die Kultur überhaupt das Urphänomen der Weltgeschichte und führt an späterer Stelle aus: »Das Urphänomen bleibt singulär. Kulturen sind die letzte uns erreichbare Wirklichkeit ... Nur einzelne Welten, nur einzelne Seelen sind erreichbar.« Das sind offenbare Unklarheiten, wenn nicht Widersprüche. Goethes Urphänomen ist eine Grenze, vor der der erstaunende Mensch haltmacht und sich bescheidet. Aber hinter ihm liegt doch immer das Tiefste, das Geheimnis. »Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen,« sagt Goethe und fährt dann fort: »ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen.« Aber wir wissen, daß er, nicht nur in der Jugend, Augenblicke genug gelebt hat, in denen er auch nach diesem Weiteren mit faustischer Leidenschaft suchte, um dann freilich immer wieder bei den Urphänomenen Raft zu finden. Spenglers Urphänomen dagegen mutet meist wie eine Schranke an, hinter der überhaupt keine Wirklichkeit mehr ist, die man suchen könnte, höchstens eine Illusion. So wird ihm seine Morphologie, das Beste, was ihn mit Goethe verbindet, zu einem Verhängnis, das ihn von Goethe trennt. Er schaut

die Gestalt und die unleugbare Relativität der Erscheinungsform. Dann aber verwechselt er die Erscheinung mit dem Sein, setzt also die Relativität der Gestalt einer Relativität des Seienden gleich, von dem ihm gleichwohl zuweilen eine tiefere Ahnung aufsteigt: ein folgenreicher Irrtum, der weder dem Künstler noch dem Philosophen erlaubt ist.

Es gibt einen Punkt, wo auch durch die vergängliche Form das Unvergängliche des Seins hindurchschimmert. Es ist recht eigentlich der Punkt, in dem das Geheimnis der gestaltenden Kunst ruht. Spengler hat ihn im Auge, wenn er einmal von der inneren Unendlichkeit des Kunstwerks spricht. Das ist eins der wahrsten Worte des Buches. Ich möchte es zu einer inneren Unendlichkeit des Organismus erweitern. In jedem Organismus schlummert oder treibt ein Keim organischer Ganzheit. Deshalb weist auch jeder Organismus, der niedrigste wie der höchste, über sich selbst hinaus, so wie es eine innere Konvergenz alles Organischen gibt. Darauf beruht aber bei den hohen organischen Formen, mit denen wir es hier zu tun haben, eine bei aller Gegenfälligkeit im Innersten vorhandene geistig-seelische Verwandtschaft. Spengler bejaht die äußere Verwandtschaft und verneint die innere, auf die jene doch schon ebenso hinweist wie die gleichsinnige Wirkung der schöpferischen Schicksalsseelen, die sich in den vermeintlich völlig getrennten Kulturen offenbart. Diese Erkenntnis von der inneren Verwandtschaft des Lebendigen sprengt die eisernen Ringe, die Spengler um seine Kulturen legt. Denn wo Verwandtschaft ist, da ist auch Wirkung und Verbindung. Spengler gibt ja selbst einen Beweis dafür, indem er den Anspruch erhebt, in den Kern fremder Geisteswelten eingedrungen zu sein, von denen er gleichwohl behauptet, sie seien uns streng verschlossen. Hier ist die Stelle, wo sich sein Relativismus selber widerlegt und aufhebt. Ist für das funktionale Denken des abendländischen Mathematikers die körperhafte, diesseitige Geometrie Euklids wirklich der verbotene Garten, in den er bestenfalls nur über eine hohe Mauer hineinsehen kann? Ist das, was der einen Kultur wahr ist, für die andre wirklich falsch? Und kann ein faustischer Mensch nicht von einer antiken Statue im Innersten ergriffen werden? Unter dem Apollinischen und dem Faustischen steckt eben ein Gemeinsames, das auch von den nicht schroff einseitigen Naturen immer erfüllt worden ist. Gewiß ist wahr, daß ein deutscher Mensch der Gegenwart vor einem griechischen Meisterwerk nicht das gleiche empfinden kann, was ein Grieche empfunden hat, daß wir Plato nicht ebenso verstehen können wie ein ihm geistig nahestehender Zeitgenosse. Aber kommt es nur auf solche Identität des Empfindens und

Verstehens an? Spengler übersieht eben hier, was ein Metaphysiker nicht übersehen dürfte, die innere Unendlichkeit und Unerforschlichkeit des Lebendigen, und was er hier Täuschung nennt, verdient diesen Namen nur so weit, als der Betrachtende selbst an eine derartige Identität glaubt. Aber in die Tiefe des Eindrucks, wenn er nur schöpferischer Art ist, reicht dieser Name nicht. Gibt es nicht Tiefen eines Kunstwerks, die selbst seinem Schöpfer verborgen bleiben? Das alles hat mit der üblichen Vorstellung einer Allgemeingültigkeit, gegen die Spengler zu Felde zieht, freilich nichts zu tun. Wie mit dem Kunstwerk, so ist es mit allem geistig Lebendigen beschaffen; es gilt für die Kulturen wie für die Menschen, die sich ewig mißverstehen, um sich im Eigentlichen doch zu finden. Spengler vergleicht die großen Denker der einzelnen Kulturen mit Farbenblinden, die ihren Zustand nicht kennen und von denen einer über die Irrtümer des andern lächelt. Diese Farbenblindheit sei zugegeben, aber sie ist nicht das, worauf es hier ankommt. Ich glaube vielmehr, daß sich die größten und reinsten Geister der Kulturen in der Tiefe begegnen und daß Goethe und Plato vertrautere Nachbarn sind, als Spengler in seiner Euphorie ahnt. »Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern, und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.« Goethes Distichon läßt sich auch auf die Kulturen anwenden. Das geheime Gesetz verbindet sie miteinander. Das Wesen einer Kultur bleibt nicht in ihre historische Zeit gebannt, so wenig wie das Leben eines bedeutenden Menschen in die wenigen Jahrzehnte seines Lebenslaufs. Beide wirken in zeitliche Nähen und Fernen, umgestaltet und umgestaltend.

Von hier aus gewinnen wir auch das rechte Verhältnis zu dem Symbolbegriff des Buches. Was Spengler mit bewundernswerter Schärfe schaut und deutet, was ihm die Morphologie der Weltgeschichte, wie er sagt, notwendig zu einer universellen Symbolik macht, ist geschichtliche, kulturgeschichtliche Symbolik. Er verschweigt indessen, daß unter seiner Kulturseelensymbolik eine andre, tiefere Symbolik liegt. Geistiges und Seelisches reingeschichtlich ganz erfassen zu wollen, sei es durch geschichtliche Analyse, sei es durch geschichtliche Symbolik, ist ein unmögliches Unterfangen, das, wie ich glaube, schon manche Literatur- und Kunstgeschichte um das Wertvollste betrogen hat. Denn es bringt nicht bis zur Symbolsprache des Lebendigen selbst, jenes absoluten seelischen oder geistigen Gehaltes vor, der die geheime Verbindung von Kulturseelen wie von Einzelfeelen erst ermöglicht. So schöpft denn auch das Buch eins seiner Leitworte, das Goethewort von dem Vergänglichen, das nur ein Gleichnis ist, nur zur Hälfte aus.

Einen Einblick in den inneren Bau des

Buches und damit in das Schicksal, unter dem es selbst steht, erhält man, wenn man seinen Verfasser als einen antithetischen Geist würdigt. Das Buch ist aus Gegensätzen aufgebaut und verdankt, wer wollte es leugnen, dem Kontraste einen guten Teil seiner künstlerischen Wirkung. Wie eine große Fuge braust das Kontrapunktische Denken dahin. Natur und Schicksal, Natur und Geschichte, Kausalität und Schicksal, Mechanismus und Organismus, Abendland und Antike, Faustisches und Apollinisches, Unendlichkeitsdrang und punktförmige Gegenwart, Zeit und Raum, Kultur und Zivilisation: lauter für Spengler unversöhnliche Gegensätze, die nur künstlerisch zusammenklingen. Prachtvolles leistet dieses eingeborene antithetische Verfahren, wenn es scharfe Umrisse zeichnet, wenn es unterschiedene oder gegensätzliche Wesenszüge herausmeißelt, und Spengler hat das bei der Darstellung der antiken und der faustischen Seele oder bei der Schilderung der Zivilisation wirklich mit Meisterschaft getan. Aber das Verfahren versagt, wo Verbindendes am Werke ist. Bezeichnend dafür ist die unsichere, fast verlegene Art, in der die Renaissance behandelt wird. Er kann sie nur als Verirrung deuten. Was an ihr Täuschung war, versteht er zu zeigen; ihr eigentliches Leben bleibt im Schatten. Noch bezeichnender ist sein Verhalten zu dem tiefen und unbequemen Problem: Goethe und die Antike. Er streift es nur an der Oberfläche. Das Verhältnis des alten Goethe zum orientalischen Geiste erwähnt er überhaupt nicht. Oft erweist sich bei näherem Zusehen die straffe Antithese als überspannt. Ist in der Antike wirklich alles euklidisch, nurkörperlich, nurapollinisch? Enthält die griechische Philosophie, die griechische Lyrik nicht faustische Reime genug? Und umgekehrt: ist in der gotischen oder faustischen Raumwelt der abendländischen Seele für das Apollinische, nach dem sie doch immer von neuem verlangt, wirklich kein Platz? Mit Thesen und Antithesen läßt sich trefflich arbeiten, aber es läßt sich damit kein philosophisches Gebäude krönen. Dazu braucht man eine Synthese.

Als ich das Buch zum erstenmal las, hoffte ich auf ein Goethisches Prinzip zu stoßen, in dem sich manche der Spenglerschen Gegensätze als Kräfte und Bewegungen des einen lebendigen Körpers, also als organisch verwachsene Wirklichkeiten, hätten erkennen müssen. Es ist die Polarität. Ebenso wie die Steigerung fehlt sie noch in den leidenschaftlichen Aphorismen über die Natur, in denen der jugendliche Goethe der Fülle und widerspruchsvollen Unerforschlichkeit der Natur, das heißt bei ihm: der Welt, zu Worten verhalf. Spengler geht an Goethes Polarität, einem seiner tiefsten Blicke, vorüber, wie er an den Gezeiten vorbeigeht, die diese



Polarität der Natur in Goethes Seele und in sein geistiges Lebensschicksal warf. Einmal, wo das Buch die Naturforschung Goethes als Morphologie im höchsten Sinne rühmt, weist es zugleich auf seine Abneigung gegen das abendländische, »sehr unantike« Mittel aller kausalen Betrachtung, das messende Experiment, hin, erkennt also das Antike in Goethe, dem faustischen Menschen, als vorhanden und berechtigt an. Nun, die Polarität, die hier sichtbar wird, ist eben — Goethe hat sicherlich recht — eine oft tragisch sich auswirkende Grundeigenschaft des Lebendigen überhaupt, mag sie in seelischen und geistigen Spannungen des einzelnen Organismus, mag sie in den Bewegungen einer Kultur, mag sie endlich in Riesenpannungen verschiedener Kulturen wirksam sein. Ohne sie ist das Leben nicht möglich, das immer nach einem Ausgleich drängt und sich dadurch erst erhält. Ein Ausbruch getrennter Welten aber, die sich nichts angehen, ist sie nicht.

Ich hebe aus den Gegensätzen, über die das Buch philosophiert, einen besonders heraus, weil ich ihn für den schärfsten halte und weil er über die Polarität des Lebendigen weit hinausgreift.

Das ist der Gegensatz Mechanismus — Organismus. Das Problem, das er stellt, gilt mir als schwerer als das andre, das zwischen der außermenschlichen belebten Natur und der Menschengeschichte liegt und dessen Schwere ich keineswegs verkenne. Auch Spengler nimmt das Problem ernst, namentlich da, wo das Mechanische in das Organische übergreift oder wo sich Organisches, indem es abstirbt, in Mechanisches auflöst. Seine Schilderung der Mechanisierung einer Kultur, deren sorgenvolle Zeugen wir sind, gehört, für sich betrachtet, zu den Glanzstücken des Buches. Sehr schön ist es auch, wie er seinen Schicksalsbegriff nicht etwa auf das Menschliche beschränkt, sondern auf alles Lebendige der Erbenwelt ausdehnt. Er erkennt wie Goethe, daß auch jeder Grassalm und jeder Käfer sein Schicksal, jeder Ameisenstaat seine Geschichte hat, und spricht mit Recht von »der tiefgefühlten Verwandtschaft des Pflanzenschicksals mit dem Menschenchicksal, einem ewigen Thema aller Lyrik«. Dadurch freilich, daß er die Natur bald als ausschließliches Reich des Kausalen, des Mechanischen faßt und der Geschichte, dem Reich des Lebens und des Schicksals, schroff gegenüberstellt, bald aber den Begriff in dem umfassenden Sinne Goethes, als lebendige Natur, gebraucht, erhält der Naturbegriff des Buches etwas Schillerndes, für rasche Leser Verwirrendes, und seine Scheidung von Natur und Geschichte, wenn er sie auch nur als eine Scheidung der Form gelten läßt, wird ungoethisch. Unter Naturerkenntnis wird fast immer physikalische Naturerkenntnis verstanden.

Damit hängt nun aber Spenglers auffällige und höchst einseitige Stellung zur Biologie zusammen. Wer von diesem, von biologischem Geiste berührten Buche ein wirkliches Eingehen auf die Grundfragen der wissenschaftlichen Biologie erwartet, wird schwer enttäuscht. Spengler sagt einmal: »Wie die Physik unsre reifste, so ist die Biologie nach Gehalt und Methode unsre schwächste Wissenschaft.« Der Satz enthält Wahres, nur hätte er zugleich auf die ungleich schwierigere Lage der Biologie unter den Naturwissenschaften hinweisen sollen, die sich in gewissem Sinne mit der der Geschichte unter den Geisteswissenschaften wohl vergleichen ließe. Spengler aber denkt, wenn er von Biologie spricht, fast immer nur an den Darwinismus und an die mit ihm innerlich und äußerlich verbundene mechanistische Biologie. Das ist eine der erstaunlichsten Einseitigkeiten seiner Gedankenführung, nur wiederum aus dem Bedürfnis einer scharfen Antithese erklärlich. Wer die Dinge nicht kennt, wird beim Lesen zu der Meinung verführt, alle Biologen von heute seien Mechanisten, was ja grundfalsch ist. Spenglers Kritik am Darwinismus engeren Sinnes, dessen geschichtlicher und innerer Zusammenhang mit der großen Flut des neueren Materialismus längst offenbar ist, erscheint hart, ist aber in ihrem Kerne berechtigt. Sein Verschweigen der vitalistischen Strömungen in der nachdarwinischen Biologie und ihrer leidenschaftlichen Kämpfe gegen die nurmechanistische Auffassung des Lebendigen ist unberechtigt. Es gehört zu den bedauerlichsten Lücken des trotz seiner Fülle an Lücken reichen Buches. Wo hören wir etwas von der Forschung und der philosophischen Biologie Hans Drieschs oder eines seiner Geistesgefährten? Sie wird nirgends erwähnt. Und doch ist ihr Entelechiebegriff des Lebendigen, unter welchen Namen er auch auftreten möge, der seelischen Schicksalsidee Spenglers aufs innigste verwandt. Und doch steht diese Biologie, die sich auf sich selber besonnen hat, der Goethischen Welt mindestens nicht ferner als dieses stolze, scheinbar ganz auf sich allein gestellte Werk.

Ich fasse mein Urteil im Bilde zusammen: Spenglers Philosophie entspringt aus guten Quellen und wird von starken Zuflüssen gespeist, aber der Strom mündet nicht ins offene Weltmeer, sondern versandet im Steppensande eines verstandesmäßigen Skeptizismus. Das Buch ist ein festtamer Zwitter von künstlerisch intuitivem und von rationalistischem Geist und, da beide in dieser Mischung sich nicht miteinander vertragen, trotz tiefer Einblide in Natur, Kunst und geschichtliches Leben, zu einem sich selbst zerstörenden Relativismus verurteilt. Abergeschichtliche Fragen leugnend oder als Illusionen entwertend, bleibt diese Geschichtsphilosophie im

Zeitlichen befangen. Es ist eine halbe, eine stedengebliebene Metaphysik.

Keiner Kritik würde der Schlußstein fehlen, wenn sie nicht noch kurz des Ethischen gedächte, das ja nur scheinbar abseits vom Natur- und Geschichtsphilosophischen lebt, in Wirklichkeit mitteninne am Werke ist. Ich halte es für das schwerste Verhängnis des Buches, daß es seinen Schicksalsgedanken vom Ethischen ganz getrennt hält. Denn damit besiegelt es seinen skeptischen Relativismus und macht auch das Sittliche zu einer nurgeschichtlichen Erscheinung. Auch hier wird die Erscheinungsform mit dem Sein verwechselt. Nirgends zeigt sich denn auch die Bruchspalte des Baues so klaffend wie in seiner praktischen Ethik, die auf einen dürftigen Fatalismus hinausläuft. Da gegen die bevorstehende Auflösung, wie Spengler annimmt, doch nichts mehr helfe, so fordert er geradezu auf, die alten Kulturgüter vollends über Bord zu werfen und einmütig zur Technik und Politik überzugehen. Technik und Politik in allen Ehren: es sind Notwendigkeiten, und sie brauchen tüchtige Meister und Gefellen, heute mehr denn je. Aber Spenglers Forderung kommt mir so vor, als wenn man zu einer Zeit, wo der Materialismus am Ruder sitzt, zu einem Idealisten sagen wollte: Dein Idealismus ist unsittlich, du mußt jetzt Materialist werden. Spengler sagt zum Maler: Male nicht mehr! Zum Dichter: Dichte nicht mehr! Zum Musiker: Musiziere nicht mehr! Zum Gottsucher: Suche nicht mehr! Was du tußt, ist doch nur Schein und Unkunst, Kunst und Religion sind tot, die Zivilisation hat für beide keinen Raum mehr. Künstlicher können die Gegensätze nicht zugespitzt werden. Das Buch enthält die Sätze: »Was heute an Kunst betrieben wird, ist Ohnmacht und Lüge«, »In Weltstädten gibt es kein Innenleben mehr«, »Der Mensch der Weltstädte ist irreligiös«. Nun, welchem geistigen Menschen, der es ernst meint mit der Kultur, lastete nicht die ent-

artende Zivilisation der Großstadt schwer auf der Seele, schwerer noch das wuchernde geistige Alexandrinertum, dessen Verlogenheit und Unfruchtbarkeit Spengler mit Recht geißelt? Aber es ist ungeheuerlich und nur aus der Verzweiflung eines zerrissenen Gemütes heraus verständlich, wenn, wie es hier geschieht, die unter dem spukhaft gewordenen Schleier großstädtischer Zivilisation noch lebendigen Kulturkräfte geleugnet oder verheimlicht werden. Sie sind da, und so lange sie noch einen Hauch von Leben und Jugend haben, ist ihr Kampf gegen Spuk und Erstarrung ebenso sehr ihr notwendiges sittliches Schicksal, wie das Dasein der Zivilisation nach Spengler Schicksal ist. Schicksal und Aufgabe sind hier dasselbe. Es ist das große Geheimnis des Lebens, daß das Schicksal uns nicht von unserm Willen entbindet. Das Schicksal, so übermächtig es sein möge, braucht unsern Willen als sein Organ. Einmal leuchtet dieses Geheimnis von Freiheit und Gebundenheit auch bei Spengler wie ein Stern in der Nacht auf, an einer schönen Stelle seines Buches, wo von den bedeutenden, ganz innerlichen Momenten des Lebens die Rede ist, in denen der Mensch sich seiner Seele und seiner Freiheit unmittelbar bewußt wird. Aber der Stern erlischt wieder. Für Spengler ist der deutsche Idealismus eine Ideologie, die ihren Wert in der geschichtlichen Zeit hat und, wie alle Täuschungen, mit der geschichtlichen Zeit dahinschwindet. Für uns ist er die Stimme unsers Gewissens. Wie unser ahnendes Erkennen nicht um die Relativität herum, sondern durch die Relativität der Erscheinung hindurchzuschauen hat, so hat unser handelndes Leben durch die Mächte der Zeit hindurchzuschreiten. Wir sind an einen Punkt gelangt, wo selbst die Fragen Tod oder Leben? Untergang oder Übergang? nicht mehr die wichtigsten sind. Leben und glücklich sein ist nicht notwendig, aber das Rechte tun, das ist notwendig: denn es dient dem Ewigen.

## Leise kommt ein Glockenton ...

Leise kommt ein Glockenton  
Durch den Lärm der lauten Straßen  
Und vergeht.  
Keiner achtet auf das Klingen,  
Das auf leisen, zagen Sohlen  
Durch den Alltag geht.

Nur die Kinder, die dort spielen  
In dem grauen Sand am Wege,  
Streift ein Hauch.  
Und die Mädchen in Fabriken,  
Mit der Sehnsucht tief im Herzen,  
Fühlen's auch.

Tief im tiefsten Tal der Erde  
Schwingt die Glocke auf und nieder  
Tag und Nacht.  
Tief im tiefsten Tal der Erde  
Pocht der Schlag des Weltenherzens  
Tag und Nacht.

Hans Gäßgen

# Witschapur

Von Lorenz Rjerbüll-Peterßen

Sag mir, was währet! Die Wechselwogen ziehn,  
Und Werdebrandung nagt den Stein zu Sand.  
Die Gottheit atmet, hundert Jahre fliehn,  
Und Land wird Meer, und Meer wird wieder Land.

Wo blieb die Stadt? Ein winzig Dörflein nur  
Träumt einer hohen Zeit verlorenen Traum.  
Ein Trümmersfeld die stolze Witschapur  
Und eines Denkens matt Gedanken kaum.

Verfunke Bracht, drum fremde Winde wehn.  
Palast ward Staub und Staub ein Hauch im Wind,  
Und wo der Toten Ruppelbauten stehn,  
Da wühlt im Staub ein schmutzig Bettelkind.

Die Totentempel, wohl, noch blieben sie,  
Wo lang' sich schon des Lebens Spur verlief.  
Der Ruppel Rund umsäumt die Galerie,  
Und in die Tiefe drunten blickt sich's tief.

Zwei schwarze Platten, sieh, auf hellem Stein!  
Was rühren sie so seltsam ernst den Sinn?  
Dort unten schläft in wohlverwahrtem Schrein  
Ein toter König und die Königin.

Nur sie, die einst den Erben ihm gebat,  
Ward letzten Schlafs an Mannes Seite froh;  
Die andern alle aus der Welber Schar,  
Sie schlafen draußen, abseits, irgendwo.

So will's der Spruch, dem selbst der Herrscher Knecht;  
So zeigt's der Königsgräber ernste Reih'.  
Doch einer war, der brach das Totenrecht;  
Ein Tempel zeigt der schwarzen Platten drei.

Sag mir, was währet! Des Daseins Spur verrinnt,  
Und wieh das Leben doch aus Gräbern kund!  
Denn was die Seele sehnend sinnt und minnt:  
Es lebt im Lieb und klingt von Mund zu Mund.

Ist denn im Lenz allein die Liebeszeit?  
Und fühlt im grauen Haar sich's minder heiß?  
Der König hat ein junges Weib gefreit,  
Wie rote Rosen rot, wie Schnee so weiß.

Wie Schnee so weiß, wie junger Schnee so rein.  
Des Königs Mund, er lernte Lachen neu,  
In seinem Herzen ward's wie Sonnenschein.  
Und er war groß und gut, und sie war treu.

Und ist's im Herzen drinnen leicht und licht,  
Fühlt doch der Leib des Alternden Beschwer,  
Und härtet drückt des Vanzers Erzgewicht  
Und hart der Schild und hart der wucht'ge Speer.

Was zischt, ihr Frau'n, und ruschelt her und hin?  
Lebt noch in alten Leibern junge Brunst?  
Und was umgibtet ihr des Helden Sinn:  
„Verstellung ihre Treu! Ihr Lieben - Kunst!“

Wie leicht sich doch das Ohr der Lüge neigt!  
Und ach, wie schnell ist edler Sinn umgarnt!  
„Ist's wahr? Gesteh!“ Sie zittert nur und - schweigt.  
Er rast und tobt. Ist keiner, der ihn warnt?

Er zwingt sich stark. Doch drinnen brandet's heiß:  
„Verderbe, was du liebst, so ist es tot!“  
Zwar Worte nur sind Kläger, kein Beweis -  
So richte Gott! Bei ihm ist Lust und Not!

Schon steht der Totenbau; denn nun und nie  
Wußt' wohl ein Mensch die Stunde, die ihn rief.  
Der Ruppel Rund umsäumt die Galerie,  
Und in die Tiefe drunten blickt sich's tief.

Und in der Tiefe drunten haert das Grab,  
Das den Bewohner schon zu lang' beermist.  
Der König deutet: „Dort springst du hinab!“  
Und helf dir Gott so wie du würdig bist!“

Wohl dem Lebendigen, dem lebend nie  
Des Lebens Ziel und Schluß dem Sinn ent schwand!  
Tief beugte vor dem König sie das Knie  
Und grüßte tief und grüßte lang' und stand

Und trat zum Rand und hob den Fuß und sprang -  
Ein heißer Schrei! Zu spät ein Aem sich reckt -  
Und Stille dann und Lauszen bang, wie lang!  
Ob dumpfer Fall ein dumpfes Echo weckt.

Kein Ton erklingt, und wie das Augenlicht  
Die Kunde fordert, die das Ohr verhehlt -  
O großer Gott, der laut in Wundern spricht  
Und weise lenkt, wo Menschenwahn gefehlt!

Denn als ihr stürzend nun der Sinn ent schwand,  
Dieweil sie springend fiel vom Tuem zur Gruft,  
Da hauchte sich zum Fallschirm ihr Gewand,  
Und leise trug und sorglich sie die Luft.

Auf sicherem Boden unversehrt sie stand.  
Aufschrie der König wild in Lust und Schmerz.  
Sie grüßte tief, und grüßend stieß die Hand  
Mit leisem Druck den feinen Strahl ins Herz.

Wo blieb die Stadt? Ein winzig Dörflein nur  
Träumt einer hohen Zeit verlorenen Traum.  
Ein Trümmersfeld die stolze Witschapur  
Und eines Denkens matt Gedanken kaum.

Die Totentempel nur, noch blieben sie,  
Wo lang' sich schon des Lebens Spur verlief.  
Der Ruppel Rund umsäumt die Galerie,  
Und in die Tiefe drunten blickt sich's tief.

Drei schwarze Platten, sieh, auf hellem Stein!  
Wer je sie schaute, er vergaß sie nie.  
Dort ruht ein König von des Lebens Wein,  
Zur Rechten jene und zur Linken - sie.



Reinhold Roth-Zeuthen:

Madonna

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921







Marktplatz in Wertheim am Main

## Deutsche Heimatbilder des Malers Fritz Preiß

Begleitet von Fritz Hellwag

**D**ie Zeiten, in denen sich die jungen Kunstankwärtler mit einem kleinen elterlichen Wechsel und einer dafür um so größeren Unbekümmertheit um die Schwierigkeiten des materiellen Daseins auf die Kunstschule begaben, um sich dort bis zur Erreichung des, ach, immer ferner rüdenden Zieles schlecht und recht durchzuhungern, sie sind wohl endgültig vorbei. Kein Erzieher wird jetzt noch für eine solche schwankende Laufbahn seines Schützlings die Verantwortung übernehmen dürfen, denn die Kostspieligkeit des wenn auch noch so bescheidenen Daseins würde den sicheren Untergang bedeuten. Die Ausnahmen einiger ganz hervorragender Begabungen dürfen über diese feststehende Tatsache nicht hinwegtäuschen; ich selbst habe, früher und jetzt, so viel Künstlerelend aus nächster Nähe mit angesehen, daß ich sie, aus eigener Erfahrung gewissermaßen, bestätigen kann. Max Liebermann pflegt seit vielen Jahren, wenn er um ein Urteil angegangen wird, sich stets zuerst nach der pekuniären Grundlage des Prüflings zu erkundigen und, auch wenn

eine gute Begabung augenscheinlich ist, abzuraten, falls jene Grundlage nicht einigermaßen gesichert erscheint. Da heißt es also: Verzicht, oder ... Nun, gerade mit diesem »oder« möchte ich mich etwas näher beschäftigen.

Es liegt mir fern, mich hier auf eine grundsätzliche Kritik der Akademien einzulassen, obwohl doch so viel gesagt werden muß, daß sie ihren Lehrplan noch lange nicht genügend auf die Vorbereitung für das praktische Leben eingestellt haben. Möge sich auf ihnen in glücklicher Freiheit ausleben, wem materielle Güter die Gegenwart und die nächstfolgende Zukunft sicherstellen! Wem dies nicht beschieden ist, der hat einen andern Weg einzuschlagen: der geht über die Kunstgewerbeschule oder, besser, vorher noch durch ein praktisches Handwerk. Die meisten Kunstgewerbeschulen haben die Erlernung eines Handwerks schon zur Bedingung für die Aufnahme gemacht; sie tun recht daran und beweisen damit, daß sie sich der ungeheuren menschlichen Verantwortung für ihre Schüler, zugleich aber auch für die deutsche Kunst bewußt sind und weder ein Künstlerproletariat

Westermanns Monatshefte, Band 131, II; Heft 784

27





An der Tauber

noch eine Kitschproduktion züchten wollen. Haben sich diese gesunden Ansichten auch erst in den letzten Jahrzehnten durchgerungen, so sind doch die Lebensaussichten für die geprüften Kunstgewerbeschüler erheblich besser als für die der Akademien, die nicht mehr als Bildermalen gelernt haben und auf freundliche Käufer warten müssen, während jene bei einiger Begabung durch Befriedigung praktischer und allgemeiner Bedürfnisse sich wohl zu ernähren vermögen.

Künstler »zweiten Grades« sind sie deshalb keineswegs, wie man überhaupt endlich einmal mit der Unterscheidung von hoher und angewandter Kunst aufräumen sollte: es gibt nur eine Kunst. Auch stehen den auf Kunstgewerbeschulen Ausgebildeten alle Wege offen: sie können sich entweder weiter mit der künstlerischen

Durchführung der Gewerbe, im Sinne des Deutschen Werkbundes, beschäftigen oder sich der freien Malerei oder Bildhauerei zuwenden. Ein gutes Beispiel ist Franz von Stud, der als armer Bauernsohn zuerst die Kunstgewerbeschule besuchte, dann nach erlangter praktischer Grundlage zur Akademie überging, sich im Leben zurechtzufinden wußte, ein berühmter Bildermaler wurde und endlich seine Liebe zum Kunstgewerbe in ganz hervorragender Weise wieder betätigte, indem er seine berühmte Villa bis ins allerfeinste nach eignen Entwürfen in antikem Stil ausstattete.

Den gleichen Weg ist der Maler Fritz Preiß gegangen. Am 9. Oktober 1883 in Stettin geboren, besuchte er zunächst die Kunstgewerbeschule in Berlin, um dann in das be-

rühmte Atelier Julian in Paris, das wohl die meisten in Paris studierenden jungen Maler besucht haben, einzutreten. Reisen in Italien vollendeten seine Ausbildung. Wenn er auch gerade kein Stud. geworden ist, so weiß er doch auf allen Gebieten seinen Mann zu stehen. Schon auf der Kunstgewerbeschule und später auf der Akademie, wenn Kameraden unfruchtbaren Ideen nachgingen, hat er durch praktische Arbeit für Lithographen und Verleger einen Teil seines Lebensunterhaltes sich selbst verdient, und noch jetzt kann ihm solche Beschäftigung über stille Zeiten hinweghelfen; freudlose Fronarbeit ist das keineswegs, vielmehr versteht ein rechter Künstler sie zur Kunst zu erheben. So kenne ich zum Beispiel von Fritz Preiß eine stattliche Reihe sehr reizvoller Buchumschläge, die seinen Namen vielleicht weiteren Kreisen bekannt machen, als es eine gutbeschiede Ausstellung tun könnte. Und dazu gewinnt er durch solche halb kunstgewerbliche Tätigkeit wieder die Möglichkeit, frei seiner Malerei zu leben. Auf diese Weise hat er sich durch Fleiß und Geschick zu einem vielbeschäftigten Bildnis- und Landschaftsmaler durchgerungen, und sein Beispiel darf nun wohl jungen Anfängern als Vorbild für eine ähnliche Laufbahn gezeigt werden.

Noch etwas ist nachahmenswert an Preiß: seine Liebe zur deutschen Heimat. Sie ist heute zeitgemäßer als jemals vorher. Wohl entspricht auch die Liebe zur allgemeinen Natur dem Drang der künstlerischen Betätigung, und wir haben den höchsten ästhetischen Genuß, wenn ein Maler sie so darzustellen weiß, daß wir mit ihm ganz in ihr aufzugehen vermeinen und sie als die Urgewalt alles Glüdes und Leides in tiefster Seele empfinden. Der große Philosoph der romantischen Periode des vorigen Jahrhunderts, Schelling, hat diese Liebe zur Natur überhaupt als ein »Einschwingen in den Kosmos« geistvoll geschildert. Aber es hat, auch in neuerer Zeit, Künstler gegeben — ich nenne nur Hans Thoma und Wilhelm Trübner —, die es verstanden haben, gleichzeitig auch das innigste besondere Heimatgefühl mit anklingen zu lassen. Das liegt selbstverständlich zum größten Teil in der Kraft ihrer persönlichen Einstellung, nicht zum wenigsten aber auch in der Wahl der Motive. Auf deren Geschichte und — man darf hier wohl das sonst banal klingende Wort gebrauchen — »interessante« Auswahl hat auch Fritz Preiß sein Bemühen gerichtet.

In der hier gegebenen Auswahl seiner Bil-



Marktplatz in Stargard i. P.



der sehen wir einige gute Beispiele dafür vereinigt. Sie führt uns in zwei typische, aber leider weniger bekannte Gegenden des Südens und des Nordens, nach Wertheim, am Main und an der Tauber gelegen, und nach Stargard in Pommern.

Den Marktplatz in Wertheim auf S. 333 halte ich für eins der besten Bilder, die Preiß je gemalt hat. Die beiden Reihen wundervoller alter Giebelhäuser ordnen sich prächtig zusammen und ergeben in ihrer farbigen Behandlung einen guten räumlichen Zusammenschluß, der von einer ganz ungezwungen verteilten Menschengruppe belebt wird. Der alte

Kirchturm zieht das Auge darüber hinaus in die sich deh nende Himmelsweite. Wir empfinden lebhaft den Charakter der alten Landstadt, die trotz ihrer Kleinheit oft der Schauplatz wichtiger Geschehnisse der deutschen Geschichte gewesen ist und dennoch den deutschen Frieden atmet; wir können es begreifen, daß die Grafen Wertheim sich so eins mit den ländlichen Bewohnern ihres Städtchens und seiner Umgebung gefühlt haben, daß sie, erfüllt von Luthers Lehre, die ersten gewesen sind, die sich im Bauernkriege für die Bauern erklärten. Auch das Bild »An der Tauber« (Abbild. S. 334) vereinigt Gegenwart und Vergangenheit; der trostige Tor-



Herbsttag in Stargard i. P.





Frühlingsblütentag an der Lahn

turm erzählt von starker Wehr, die Schloßruine von den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges.

Ganz anders als der Wertheimer wirkt der Stargarder Marktplatz (Abbildung S. 335). Hier ragt ein mächtiger gotischer Giebelbau als Wahrzeichen ehemaliger Bürgermacht und Handelsgröße und erinnert uns daran, daß Stargard eine starke Stütze der alten Hanse gewesen ist; reiche Handelsherren gaben früher der Stadt ihr Gepräge, aber gerade der Gegensatz der alten Architektur zum heutigen ländlichen Markttreiben, den Preiß auch farbig sehr gut erfasst hat, gibt seinem Bilde einen besonderen Reiz. Sehr fein ist auch die koloristische und seelische Stimmung des Herbsttages in Stargard (Abbildung S. 336); wir empfinden hier ebenso die tragische Schönheit des Absterbens der Natur wie die weiße getragene Last menschlicher Erfahrung und örtlicher Überlieferung.

Mitten in die „Historie“ stellen uns die beiden Bilder aus dem Schloß Weilburg an der Lahn (Abbild. S. 338 und S. 339). Das Perücken-Porträt an der Wand und der barocke Stil der Möbel weisen uns in das 17./18. Jahrhundert. Ein Hauch von allergnädigst er-

teilten Audienzen liegt noch über dem Ganzen, wie denn auch die Fürsten von Nassau mehr im kleinen »regierten« und mit kluger Opportunitätspolitik zu »nassauern« verstanden, die Vermehrung ihrer Länder betrieben, später, im 19. Jahrhundert, zuerst schnell dem napoleonischen Rheinbund, nach der Schlacht von Leipzig aber ebenso geschickt den deutschen Feinden Napoleons beitraten und beidemal ihren Vorteil dabei fanden. Malerisch hat Preiß den blauen Grundton famos zur Schaffung einer harmonischen Gesamtstimmung benutzt. Hier, wie besonders beim Napoleonzimmer, ist ihm seine frühere Arbeit im Kunstgewerbe offenbar sehr zuustatten gekommen, und man merkt es deutlich, wie ihn die Wiedergabe der schweren Empireformen und des beabsichtigten Affektes von blaugrün-gold stilistisch gereizt hat; ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, hat er in beiden Bildern mit zwingender Künstlerschaft den Geist der Zeiten heraufgeführt.

Abgesehen sind die gesegneten Gefilde des Lahn-ales mit der geschickten Schaukelpolitik ihrer Fürsten, die auch im Inneren, z. B. durch frühzeitige Bewilligung einer Konstitution, nachzugeben wußten und schließlich, einem sanften





Das Arbeitszimmer des Herzogs von Nassau auf Schloß Weilburg a. d. Lahn

Zwange folgend, lieber ihren Thron aufgaben, als daß sie ihr Land einer kriegerischen Verwüstung aussetzten, nicht gar schlecht gefahren. »Friede ist ihr erst' Geläute«, was auch in vielen Volksliedern, die hier ihren Schauplatz haben, widerklingt. Preiß hat diese Atmosphäre zufriedenen Glüdes an einem schönen Frühlingsblütentag an der Lahn erfaßt (Abbild. S. 337).

In das winterliche Riesengebirge führt uns das Bild auf S. 340. Schneestürme haben das Tal verweht und die Vertiefungen des aufsteigenden Gebirges scharf gezeichnet. Hell leuchten die gelbgestrichenen Häuser mit blauen Schieferdächern aus dem weißen Felde hervor; der Fleiß der Alten hat schnell den Verkehr auf Schlitten gesetzt, während die Jun-

gen selig auf die ersehnte Rodelbahn wandern. Ein schönes Bild mit geschickt vertiefter farbiger Perspektive, das in vielen deutschen Herzen freundliche Erinnerungen wachrufen wird.

So lernen wir Fritz Preiß als einen tüchtigen Schilderer deutscher Landschaft und interessanter historischer Denkmäler kennen. Wenn ich ihn so den Lesern empfehle, möchte ich allerdings nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich das Gegenständliche über die eigentliche Darstellung setze. Selbstverständlich ist die künstlerische Kraft in allen Fällen das Entscheidende, und sie vermag auch einen an sich nebenfächlichen Vorwurf ins Typische und Ewiggültige zu erheben. Aber warum sollen wir uns nicht auch mal am Gegenständlichen erfreuen, wenn es nur mit künstlerischer Könnerschaft wieder-



gegeben ist? Gerade die Schilderung der deutschen Heimat wird, so hoffen wir, jetzt eine neue Zukunft haben.

Scheint es doch, als ob die Liebe zur Heimat sich in den deutschen Herzen mit vermehrter Kraft erneuern wollte. Mögen hierzu äußerlich die Zeit nach dem Kriege und die Erschwerung des internationalen Verkehrs das ihre beigetragen haben, so hat die bevorstehende deutsche »Renaissance« doch wohl ihre tieferen Gründe in der allgemeinen Gedrücktheit unsrer seelischen Stimmung, die das Eigene dem Fremden vorziehen und sich an ihm wieder aufrichten möchte. Der Reichtum der Schätze, die da noch gehoben werden können, ist unermesslich. Keine deutsche Gegend, die nicht ihren eignen Reiz hätte und Erinnerungen bedeutender geschichtlicher und künstlerischer Vergangenheit aufweisen könnte. Jede kann uns zur Selbstbesinnung anleiten und unser Selbstvertrauen wieder stärken, indem sie uns von dem Wollen und Können unsrer Väter erzählt. Freuen wir uns der Künstler, die sie uns mit ihren Werken

erschließen und es verstehen, unsern Blick zur eignen Beobachtung zu schärfen! Wie an Werken der Malerei, so auch an Schöpfungen der Plastik soll und kann sich jederzeit unser Auge erneuern, daß wir fähig werden, die uns umgebende Natur in veredelter Weise zu genießen. Daß dies die selbsttätige Folge der Bilderfreude ist und keineswegs gewaltsamer Anstrengungen bedarf, ist durchaus keine Nebensart, sondern jeder kann sich bei einiger Selbstbeobachtung davon überzeugen. Wer zum Beispiel nach der Betrachtung wirklich guter Gemälde das Ausstellungsgebäude verläßt, wird erstaunt darüber sein, wie seltsam verändert ihm die Natur erscheint. Er sieht farbiger, das Anwesentliche tritt zurück, eine malerische Perspektive wird zum schnellen Erlebnis. Je besser man es lernt, gute Bilder still, ohne subjektive Forderungen auf sich einwirken zu lassen, desto länger wird der Genuß in der Natur nachwirken, bis man endlich, in voller seelischer Hingabe, nach und nach die Fähigkeit erlangt, Wirkungen in sich aufzunehmen, die man vordem nicht einmal ge-



Das Napoleonzimmer auf Schloß Weilburg a. d. Lahn





Winter im Riesengebirge

abht hat. Die erlangte Schulung des Auges wird erkennen lassen, daß die künstlerische Tätigkeit in der Heraushebung und Verstärkung des Wesentlichen beruht. Eine so geläuterte Liebe zur Natur mag auch den Drang erwecken, ein malerisches Kunstwerk selbst zu besitzen, an dem sich das Auge stets neu erlaben und vom alltäglichen abstumpfenden Schauen reinigen mag.

Wäre diese Fähigkeit des ästhetischen Sehens besser und allgemeiner entwickelt, so würde nicht so oft und grausam gegen die Natur gesündigt, wenn ein Menschenwerk in sie hineingestellt wird. Ein Haus, ein Weg, ein Steg, eine

Brücke muß sich dem »Charakter«, das heißt den wesentlichen Eigenschaften der natürlichen Umgebung, die eben nur ein künstlerisch geschultes Auge erkennt, anpassen und einfügen.

In diesem Geiste wollen wir auch die Werke der deutschen Maler unmittelbar auf uns wirken lassen, wenn sie unsre Heimat schildern. So wollen wir das in uns aufnehmen, was sie uns gegenständlich schildern, wollen wir uns von ihnen anregen lassen, das von ihnen dargestellte Menschenwerk — ich denke z. B. an Bauwerke — aus dem Gefühl der Zeit, in dem es geschaffen wurde, heraus zu verstehen.



fritz Preis: Sonja





# Himmelgarten

## Roman eines bürgerlichen Hauses

### Von Agnes Harder

IV

Weit und strahlend lag die Sonne über dem Menahaus am Fuße der Cheopspyramide. Vierzehn Tage schon wohnte Lisbet in den lichten, etwas kahlen Zimmern, deren Altan auf die Pyramide und den Sphing ging, hinter dem sich die Wüste breitete. Wenn der Himmel brannte und sich die Gipfel der Palmen den Nil hinab schwarz wie Silhouetten auf dem Feuermeer abhoben, schien es Lisbet, als würden jene Tage in Balbed neu, denen Herbert sein Leben verbannte. Stand dann der schlanke Junge neben ihr, so zogen durch ihre Seele jene Zeilen aus Goethes seligster Sehnsucht:

In der Liebesnächte Kühlung,  
Die dich zeugten, da du zeugtest,  
Überfällt dich fremde Fühlung,  
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfassen  
In der Finsternis Beschattung,  
Und dich reizet neu Verlangen  
Auf zu höherer Begattung.

Nach solch einem Sonnenkind hatte sie sich gesehnt in jener glücklichsten Zeit ihres eignen Lebens. In jenen Nächten in Balbed, die die Glut der Leidenschaft kühlten zu neuer Sehnsucht, hatte sie diesen Sohn empfangen, den sie jetzt seiner heimischen Sonne zurückbrachte, daß sie neues Leben in seine Aern goß. Sie sah, daß er in sein eignes Reich kam, daß ihm alles heimisch und vertraut war. Die uralten Schöpfräder am Nil, von einem Ochsen gezogen, Saffien genannt, die das Nilwasser in die Rinnen heben, aus denen es sich über die vertrockneten Felser verteilt, und deren knarrendes Rad in melancholischem Ton wie eine ewige Klage über der Landschaft schwebt; die Gellachen, die stumm unter den Dattelpalmen saßen; die schwarz verhängten Frauen, die auf klaffen, offenen Wagen in die bunte Stadt nach Kairo gefahren wurden: alles entlodte ihm ein beglücktes Lächeln, das in dieser Zeit heimisch wurde um seinen schöngeschnittenen Mund. Tage eines erhöhten Lebens waren ihr auf dieser Reise beschrieben gewesen, seit sie in Alexandria das Land bestieg und der weiße Leuchtturm über dem blauen Meer sie grüßte, der schlanke Pharos der alten Welt. Schier atemlos war sie mit Herbert durch Kairo gewandert, und nur das Zuviel des Märchenlebens in dieser Märchenstadt hatte sie in die Stille des Menahauses getrieben, da sie fürchtete, Herbert könne den Eindrücken erliegen.

Ganz an die Sonne hatten sie sich hier zurückgegeben. Sie fühlten beide, daß sie ihnen vertraut war, daß sie sich vor ihrer Glut nicht fürchteten. Nur die heißesten Stunden des Tages verbrachten sie in dem Schatten des Hauses. Dann lag Herbert auf dem Diwan mit den bunten Leinendeden, mit gelösten Gliedern. Die Tür zum Zimmer der Mutter war offen, und sie lauschte ängstlich, bis sie seine regelmäßigen Atemzüge hörte und wußte, daß er entschlafen sei.

Sie hatte den Abschied von Oba gefürchtet. Aber beide hatten ihn hingenommen wie etwas Unabänderliches. Auch sprach er selten von der Freundin; doch fühlte sie, daß er fast beständig an sie dachte. Er schrieb ein Tagebuch für sie, das regelmäßig abgeschickt wurde. Sie selbst erwähnte Oba anfangs oft. Als sie aber sah, daß ihr Name ihn beunruhigte, schwieg sie und lächelte nur, als sie ihm den ersten Brief mit der noch kindlichen Handschrift gab. Sie fühlte, daß sich in der Seele des Knaben der Übergang von der Freundschaft zur Liebe vorbereitete, daß die Entfernung ihn förderte statt ihn zu hemmen, und sie freute sich für beide dieser Zeit der Trennung, die ihnen das große Neue bringen und sie sanft hinüberführen sollte aus dem Lande der Kindheit in das Erwachen der Jugend. So früh es auch für sie war, diese beiden wurzelten ineinander wie der Weinstock, der um die Pappel wächst. Mochten sie ihrer Bestimmung bewußt entgegenreisen. Das Suchen und Schweißen, das Wast brachte, wäre für Herbert ein Anglück gewesen.

Anfangs hatten sie sich von den übrigen Bewohnern des Menahauses vollständig zurückgehalten. Mutter und Sohn waren sich selbst genug. Elmira war zurückgefallen an die Heimat wie die reife Frucht, die sich von dem Baum löst. Sie, die ihr Türkisch vergessen und das Deutsche nie gelernt hatte, fand sich jetzt im Gespräch mit den Dienerinnen des Hauses in ihre alte Welt. Ihre treue Sorgfalt gehörte nach wie vor der Herrin und ihrem Sohn. Doch war sie wie die Rose von Jericho, durch deren betaute Wurzel frischer Saft geht.

Eines Tags sah Lisbet von dem Altan, daß Herr von Altrod und Herbert zusammen von dem Sphing nach Hause kamen. Da sich Herr von Altrod ebenso zurückhielt wie sie selbst, so hatte sie noch gezögert, die Grüße des Professors zu bestellen. Er war ein vornehmer



Mann, Mitte der Vierziger, der frühere Kammerherr eines deutschen Fürsten, sehr groß und sehr schmal, ein wenig nach vorn geneigt, mit einem Rastengesicht und einem müden Ausdruck. Jetzt, als er mit Herbert zusammen zu ihr heraufgrüßte, waren seine Züge belebt. Ein Lächeln lag um seinen Mund. Er schien verjüngt. Als Lisbet mit ihrem Sohn zur gemeinsamen Abendtafel den Eßsaal betrat und an ihren kleinen Tisch ging, näherte er sich ihr und begrüßte sie.

»Ihr Sohn hat mir gesagt, daß Sie mir Grüße zu bringen haben, gnädige Frau. Darf ich sie mir holen?«

»Es ist keine Unterschlagung, Herr von Altrod. Sie sind bei mir gut aufbewahrt. Herbert hat mir nur vorgegriffen.«

»Ich traf Ihren Sohn heute an dem Sphinx, und wir tauschten unsere Gedanken über den alten Gesellen aus. Wenn Sie es mir erlauben, würde ich Sie bitten, daß wir unsere Mahlzeiten zusammen nehmen. Mein junger Freund hier — ich darf ihn nach der letzten Stunde wohl so nennen, der Sphinx duldet durchaus keine oberflächlichen Bekanntschaften — hat mir zum Bewußtsein gebracht, wieviel ich entbehre, wenn ich mich den Menschen ganz entziehe.«

Herberts Augen ruhten bittend in denen seiner Mutter, die lächelnd nickte, worauf der schwarze Wiener Herr von Altrods Gebet überbrachte. Von jetzt an nahmen sie ihre Mahlzeiten immer gemeinsam, und es machte sich ganz von selbst, daß sie einen bestimmten Teil des Tages zusammenblieben, auch ihre Ausflüge teilten. Zuerst freute es Lisbet nur für Herbert, der in dem klugen Mann einen Gefährten fand, der ein Weiser und ein Weltmann zugleich war, eine ihm noch fremde Mischung, so selten in Deutschland. Bald aber verhehlte sie es sich nicht, was Herr von Altrod auch ihr wurde. Zunächst nur für ihre ägyptischen Tage, für die Ausflüge in die Stadt und in die Nähe. Eine breite Allee von Tamarisken und Pfefferbäumen, die einen zitternden Schatten gaben, führte nach Kairo. Die regelmäßige Verbindung gab eine Pferdebahn. Das Volk benutzte sie. Die Fellachensfrauen saßen darin, ihre kleinen kranken Kinder auf dem Schoß, um deren rote entzündete Augen unaufhörlich die Fliegen schwärmten, in jedem Augenblick die tiefliegenden Höhlungen in schwarze Flecken verwandelnd. Auch Elmira, wenn sie auf Besorgungen hereinfuhr, benutzte die Bahn. Herr von Altrod und Lisbet zogen die Wagenfahrt vor. Dann mußte der Kutscher immer wieder auf der Nilbrücke halten, weil sich Herbert nicht satt sehen konnte an dem breiten, majestätischen Strom mit seinem schiffgrünen Wasser, auf dem die weißen Segel der Daba-

bijen lagen oder ein Dampfer die Fremden stromaufwärts führte.

In Kairo selbst gingen sie lieber zu Fuß und genossen das sich kaleidoskopartig verschiebende Bild dieser Welt aus Tausendundeiner Nacht. Die Türken auf ihren Eseln mit klappenden Pantoffeln; die Parems der Fellachen mit ihren schwarzen, schweigenden, verschleierten Frauen, deren dunkle Augen so geheimnisvoll über die undurchsichtigen Tücher in das Getriebe sahen; die Wagen der Großen mit den goldgekleideten Vorläufern, die Platz machten; die Züge schottischer Soldaten in ihrer Nationaltracht; die Engländer und Engländerinnen, die aus diesem Bild nicht fortzubedenken waren; die Märchen-erzähler und Schlangenbändiger; die Händler mit eisgekühlten Getränken, mit Limonen und Datteln, mit den Süßigkeiten des Orients, der Mischung gepreßter Datteln und Mandeln in kleinen Säckchen von Gazellenleder, das alles waren für Herbert immer neue Wunder. Saß man dann auf der Terrasse eines der großen Fremdenhöfe, trank Sorbeth oder Eislimonade, so gehörte das Gespräch den Eigentümlichkeiten des Landes, und man vergaß sich selbst. An den Abenden im Menahaus aber, wenn die kurze Dämmerung verflank und sich der Sternenhimmel in einer daheim nie gesehenen Klarheit und Pracht über der Wüste wölbte, verlangte das eigne Leben sein Recht. Dann erzählte Herr von Altrod aus der Welt, die er so gut kannte, von den fremden Gästen an dem kleinen Fürstenhof, der nach dem Geiste Weimars gestrebt hatte, von seinen Reisen, bis ihn seine Gesundheit gezwungen hatte, den Dienst zu quittieren.

»Sehnen Sie sich nicht oft nach der Welt zurück?«

Er lächelte. »Das ist vorbei. Ich wehrte mich am Anfang gegen meine Krankheit, die mir den winterlichen Aufenthalt in Deutschland verbietet. Ich fragte mich, warum ich denn leben wolle, wenn ich mich selbst verbannen müsse, nur um meine Tage zu verlängern? Aber ich fand, daß ich an diesen verlängerten Tagen zu sehr hing, um sie freiwillig zu opfern. Seitdem zweifle ich an einem lauten Lebensüberdruß. Es ist etwas in dem Gleichmaß unsrer Tage, das verführerisch ist, wie die immer wiederkehrende Sonne. Professor Schwarz behielt recht. Es war wohl meine Bestimmung, daß ich ihn damals kennenlernte, als ich dienstlich den Kaiser auf seiner Jerusalemreise begleitete.«

»Damals ist Herbert geboren. Mein Mann ging dann mit Schwarz nach Damaskus. O wie gut befinne ich mich auf diese Tage!« Und sie sprach von Beirut, von dem weißen Hause über dem Hafen. Zum erstenmal sprach sie von sich.

Herbert sah auf die Hand des neuen Freundes. Sie lag im Mondschein. Zu zart für die Hand eines gesunden Mannes, aber doch voll

Gestigkeit und einer eigentümlichen Beseeltheit. Er fühlte, daß sich sein Herz dem Manne zu-neigte, dem diese Hand gehörte. Er sagte es am Abend der Mutter, als sie noch einmal in sein Zimmer kam. »Altrod ist ein guter Mensch, Mutter. Ich weiß es ganz genau. Nicht wahr, du magst ihn auch?«

Mochte sie ihn? Sie fragte sich's in dieser Nacht, als sie nicht schlafen konnte. Sie dachte an die Männer, die sie in den fünfzehn Jahren ihrer Einsamkeit daheim gesehen, dachte an Könnedes Werbung und ihre selbstverständliche Ablehnung. Das war ja alles vorbei, schief broben unter den hohen Zypressen des Friedhofs in Beirut. Aber unter dieser Sonne empfand sie anders als in Himmelgarten. Die Jahre dort waren wie versunken. Wäre es möglich, daß »fremde Fühlung« sich ihr noch einmal nahe? Herbert hatte Altrod eines Tags gefragt, ob er Erinnerungen schreibe. Er konnte von seinem Zimmer gerade zu ihm hinübersehen, auf einen mit Papieren bedeckten Tisch. Es war am Tage nachdem sie gemeinsam in Sakhara in der Wüste gewesen, im Totenhause der Mera und Ti, und in den Felsengräbern der Apisfiere.

»So vermessen bin ich nicht. In diesem Lande der jahrtausendalten Geschichte wird das eigne Leben so unwichtig. Sahen wir nicht gestern an den Wänden der Totenwohnungen in den Reliefs die ganze Vergangenheit frisch wie am ersten Tage? Einen großen Toten, den man in Stein gemeißelt mit den Gewohnheiten seines Lebens umgab, mit seinen Vogeljagden, seinen Nilschiffahrten und Götterhöfen? Wäre es nicht ein Ähnliches, wenn ich erzählen wollte von unsern Jagdausflügen nach Schottland und Norwegen, unsern Mittagessen und Empfängen? Da mich die Sonne heilen soll, habe ich mich an die Sonne zurückgegeben. Ich bin zu jenem König gegangen, dessen Namen sie als legerisch aus den steinernen Gedenktafeln ausmeißelten, zu Amenophis IV.«

»Nach Tell el Amarna,« sagte Herbert, und er sprach den Namen zärtlich wie eine Liebes-  
losung. »Viel vorbereiten konnte mich Dr. Voss auf Agypten nicht. Ich durfte ja keine Stunden mehr nehmen. Aber von Amenophis hat er mir doch erzählt, wie er die Gewalt der Ammon-priester brach und wieder zum Sonnengott Athon zurückkehrte, und wie er sich eine neue Residenz baute und neue Totentempel, über denen das Wappen der Sonne stand.«

»Mit ihren segnenden Strahlenhänden. Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen die Silber holen.«

Da lagen sie vor ihnen. Die Silber des Reherkönigs, mager, sehr schlant, engbrüstig, mit kraftlosen Armen, aber so beseelt und innerlich; dazu die Büste der Königin, vorgeneigt, mit

langem Hals, einen Zug unendlichen Liebreizes um Wange und Mund.

»Unfersgleichen,« rief Lisbet.

»Gleich unsern Erwählten! Danken wir doch auch diese ganzen Ausgrabungen deutschem Forscherfleiß! Auch das Familienleben dieses Königshauses ist von einer Innigkeit, die wir mit unserm individualisierten Liebesglück so gern als ein Vorrecht der Europäer betrachten. Sehen Sie hier das Fürstenpaar bei einer Wagenfahrt. Hier die kleine Prinzessin auf dem Schoß des Vaters.«

»Und immer das Königswappen: die Sonne, deren Strahlen in segnende Hände auslaufen!«

»Diejenigen, die was davon erkannt, hat man von je gekreuzigt und verbrannt.«

»Ist Tell el Amarna weit?«

»Eine mehrtägige Dampferfahrt den Nil hin-auf. Ich habe die Absicht, hinzugehen.«

»O Herr von Altrod, sehen Sie Herberts Augen! Wissen Sie, was in ihnen steht?«

»Daß wir den Ausflug zusammen machen,« sagte er lächelnd.

Sie nahmen eine Dahabije. Tagelang waren sie nun allein auf dem Nil. Das Deck am Stern des Schiffes, unter dem Zeltbach war ihr ge-wöhnlicher Aufenthalt. In der großen Kajüte darunter, an die ihre Schlafkabinen stießen, nahmen sie nur die Mahlzeiten. Über ihnen, am Mast, wehte die deutsche Flagge. Aber um sie lag eine fremde Schönheit, einförmig fast, doch jeden Morgen sie aufs neue fesselnd. Nicht unter ihnen, denn ihr schmales Schiff hatte nur einen Meter Bordhöhe, das sahlgrüne Wasser, aus dem die eingeborenen Matrosen schöpften und sich Labung tranken. An den Ufern in schmalen Streifen Reis- und Bohnenselder, roter Klee, in dem Rinderherden standen, Fellachendörfer mit Hütten aus trockenem Nil-schlamm, von Dattelpalmen überragt, von Tau-ben umschwärmt. Im Schilf hie und da ein Storch, dessen Klappern sie unwillkürlich auf-schreckte, so fremd klang hier der heimische Laut. Dazu der ewige Sang der Saliken, gleichmäßig, wie das Einschlagen der Ruder, wenn Wind-stille war. Und hinter diesem Rahbild, in dem die hohen Gestalten der Fellachenfrauen wie Reliefs auftauchten, wenn sie mit den Ton-trügen auf dem Kopf wasserschöpfend zum Nil herniederstiegen, die gelbbraun schimmernde Wüste, ein sonneblendender Streifen, dahinter die rölligen Kalksteinberge, eine schier gleiche Kette, ohne besondere Erhebungen, einförmig, wie dieses ganze Agypten, unveränderlich, ewig, daß die zahllosen Gestalten seiner Totenhäuser und Totentempel am Weg entlang zu gleiten schienen, in einer unendlichen Straße aus die-sem Leben hinüber in das Jenseits.

»In jenen Bergen wohnten die Heiligen der ersten christlichen Zeit?« fragte Herbert.

Altrod nickte.

»Ist nichts mehr zu sehen?«

»Hier und da eine Höhle. Bei Tell el Amarna ist ein koptisches Kloster. Wir wollen uns erkundigen.«

Herbert sagte nichts mehr. Altrod war in diesen Tagen Führer, Freund und Reismarschall. Er verhandelte mit Koch und Kapitän. Lisbet behauptete, sie reise wie eine Fürstin.

»Nein, viel besser. Wir reisen wie Freunde. Einer ruht im andern.«

»Und wir brauchen keine Baedeker.« Gegen die hatte Herbert eine unüberwindliche Abneigung.

In Tell el Amarna verlebte man einen angenehmen Tag gemeinsam mit den die Ausgrabungen leitenden Herren, von denen Altrod mehrere kannte. Die blonde deutsche Frau wurde sehr gefeiert.

Wieder dachte Lisbet an die Vergangenheit. Wiederholte sich alles im Leben? Wurde denn die »Selige Sehnsucht« an ihr zur Erfüllung?

Sie gingen zu den Ruinen des Sonnentempels, und sie ritten auf starken weißen Eseln zu den Gräbern in das östliche Gebirge. Über ihnen die segnenden Hände der Sonne, und in der Nacht, die sie auf ihrer Dababije verbrachten, ein Mond, der eifersüchtig auf diese Sonne schien, so verkörperte er.

Erst am Nachmittag des folgenden Tages setzte man die Fahrt fort und landete am nächsten Tage bei den Ruinen der christlichen Stadt Medina.

»In das Koptenkloster St. Johannis nehme ich Sie nicht mit, Herbert. Ich will Ihnen eine Enttäuschung ersparen. Ich komme mit einem der Mönche und den nötigen Eseln zurück, und wir reiten ins Gebirge, zu der Höhle eines Heiligen. Versprechen Sie sich aber nichts. Amenophis war ästhetischer.«

Er hielt Wort. Er erschien mit ein paar Eseltreibern, neben sich einen koptischen Mönch mit dunkelblauem Turban, in dunkler Kleidung. Er ritt ein störrisches Grautier. Die ehlen weißen Esel waren in Amarna geblieben. Seine Züge gemahnten an die Menschen der Reliefs an den Wänden der Gräber. Aber sein Ausdruck war hinterhältig und gierig, trotz der kriechenden Höflichkeit, mit der er zu Altrod aufsaß.

»Ihr Wunsch ist ohne besondere Schwierigkeit zu erfüllen, Herbert. Es gibt hier in der Nähe die Höhle des heiligen Basilus. Nur die Reittiere sind jämmerlich. Wollen Sie es trotzdem wagen, gnädige Frau?«

Lisbet bejahte. Doch waren sie schließlich alle froh, als am Fuß eines in Sonnenglut getauchten Berges der Mönch abstieg, seinen Esel mit einem Fußtritt dem Treiber überantwortete und ihnen ein Zeichen machte, ihm zu folgen.

Eine halsbrechende Kletterpartie. Dann traten sie auf eine schmale Terrasse vor einer mäßigen Höhle, deren Schatten schwarz in dem glühenden Sonnenlicht lag. Altrod entließ den Mönch und bat ihn, am Fuß des Felsens auf sie zu warten.

»Sie werden nichts sehen, lieber Herbert, denn Sie verlangen doch nicht, daß ich Ihnen eine künstliche Staffage bestelle, vielleicht ein zerbrochenes Kreuz, eine vermoderte Geißel oder ein paar Dornen.«

»Ich sehe alles, auch ohne das. O die armen Menschen, die sich so fürchteten vor den Versuchungen der Welt.«

»Eine furchtbare Zeit, die diese Felsen fast durchlöchernte wie Bienenstöcke. Die Zeit des vollkommenen Verfalls einer großen Kultur. Und doch nahmen diese Einsiedler alle Versuchungen in ihrem Herzen mit, wie sie ja auch allein die Erlösungen in sich trugen. Ich habe vor ein paar Tagen Glauberts »Heiligen Antonius« bekommen. Ich darf ihn Ihnen wohl hinüberschicken, gnädige Frau? Er ist ein gutes Bild dieser innerlichen Zerrissenheit. Allein die Aufzählung der Sekten, die um den wahren Gott rangen, erschüttert uns heute. Ein Fegensabbat. Die Einsamkeit dieser Gegend muß den Menschen als eine Hilfe gegen sich selbst erschienen sein. Wissen Sie, daß mir hier Luthers Wort einfällt: »Sündigt kräftig?« Es liegt die ganze Furchtlosigkeit des Glaubens darin, deshalb ward ihm auch das Bewußtsein der Gnade.«

Herbert hatte die beiden ihrem Gespräch überlassen und lehnte an der Felswand, die Augen in die Wüste gerichtet. Altrod beobachtete ihn.

»Sie haben einen großbeantagten Sohn, gnädige Frau.«

»Groß nur in seiner religiösen Begabung. In allem übrigen hat er kaum Mittelmaß. In einer Zeit wie die unsrige hat ihn das von selbst der sozialen Fürsorge zugeführt, nicht in dem politisch ausgeprägten Sinn, sondern von innen heraus, in schöner Notwendigkeit der Harmonie der Seelenkräfte.« Und sie erzählte ihm von Herberts Kindheit. Hier, vor der Höhle des Heiligen, der längst stumm geworden war, mit dem Blick in den goldbroten Wüstenbrand, sprach sie von dem Bruder der Bienen und Schmetterlinge, von dem Gefährten seiner Kindheit, dem heiligen Franz, dem Bildhauer Babel und Hermann dem Cheruster, von dem kranken Karl Jordan, von der Furchtlosigkeit seines zarten Körpers und der heiligen Tapferkeit seiner jungen Seele. Der grüne Sonnenschirm wob ein zartes Licht um die frische Lieblichkeit ihrer Erscheinung. Das Unverbrauchte ihres blühenden Lebens stand in ihren Zügen, die Hingabe an das, was sie sich zur Aufgabe gemacht hatte, und die Reinheit ihres Herzens.

Altrod dachte an die Vergangenheit, durch die er gegangen, ehe seine Gesundheit ihn gezwungen hatte, sich selbst zu finden. An seine Beziehungen zu vielen Frauen vieler Stände. Und es erging ihm wie dem Einsiedler, der aus der Welt der sterbenden Antike sich wie aus einem verpesteten Freudenhaus in die Steinhöhle der Wüste gerettet hatte.

Langsam gingen sie zu ihren Tieren zurück. Altrod besichtigte die Habgier des Mönches. An der Abendtafel waren sie still, und den größten Teil der sternhellen Nacht verbrachten sie auf Deck, in Liegestühlen, warm eingehüllt, denn aus der Wüste, aus der das Rellen der Schakale tönte, zog ein frischer Wind. Einmal lachte es grell in der Nähe des Ufers.

»Das ist eine Hyäne,« sagte Altrod zu Herbert, der aufsprang. »Hören Sie den Ton? Die Fieberphantasien der Höhlenbewohner, in denen die Verdammnis eine so große Rolle spielte, haben dieses grelle Gelächter der Hyänen oft genug für die Stimme des leibhaftigen Teufels genommen.«

Langsam wanderten die großen Sternbilder über den Horizont. Schweigend sahen sie sie verflachen in der rosigten Helle des Ostens. Wieder waren Lisbets Gedanken in Valbed. Es war, als rausche ihr Blut jugendfrisch wie in jenen Tagen ihrer großen Liebe.

»Seltsam,« dachte sie, »daß unser Herz dasselbe bleibt. So unverbraucht vom Leben.«

Der Mann aber, der wenige Schritte von ihr die Decke fröstelnd höher zog, weil im Augenblick des Sonnenaufgangs sich die Kühle verschärfte, sagte mit einem leichten Aufseufzen zu sich selbst: »Seltsam, daß sich unser Herz verbraucht und alt werden kann und müde vor der Zeit.«

In beidem aber lag es wie eine ängstliche Abwehr, daß dieses verbrauchte und dieses unverbrauchte Herz noch einmal den Sturm der Leidenschaft zu bestehen haben sollte, der da weht, wo er will, und niemand weiß, woher er kommt.

Am letzten Abend ordneten sie ihre Erfahrungen. Hoch oben stand Amenophis, der Sonnenkönig. Aber hatten sie nicht ein ganzes Volk im Dienst des Todes gesehen, wie wenig auch von den gewiß meilenlangen Reliefbildern der alten Reiche erhalten war? Waren sie nicht alle auf dem Wege gewesen, dem endlosen Wege zum Totenrichter? Rastlos dem Ende zustrebend, trotz der starren Ruhe ihrer Bildsäulen? Zum Totenrichter brachten sie die genudelten Trutzhähne und die zu schwächenden Rinder und Kälber. Zum Totenrichter fuhren sie in den schmalen Nilbarken und auf hölzernen Schleifen. Zur Unterwelt ging der Weg, hinein in die Schächte der Felsengräber, tiefer und tiefer. Die Apistiere mußten hinab auf diesem Weg, und die

gefürchteten Krokodile, mumifiziert wie die Könige selber. Furcht lag über dieser sonnigen Erde, die Furcht vor dem Ende. Deshalb klammerte sich der Herrscher so ängstlich an all die tausend kleinen Freuden des Lebens. Deshalb mußten Bierbrauer und Kuchenbäcker wenigstens im Bilbe mit hinab.

Und plötzlich erhob sich der junge Schüler von Erich Voss und breitete die Arme aus. »Ich denke an die stolze Freiheit der germanischen Völker! An ihre Leert Throne auf den Bergeshöhen, da sie sich scheuten, den Gott zu verkörpern, dem sie sie bauten! An ihre Sonnenverehrung und an ihr kühnes, freies, schweifendes Leben. Ich möchte nichts fürchten, was unter der Erde ist, Mutter. Morgen, im Menahaus, schreibe ich an Voss, ihm zu danken, daß er mich in seine Welt aufgenommen hat.«

Eine Fellsackentleiche trieb den grünen Nil entlang, dicht an ihnen vorbei. Es war derselbe Körper, den sie unzähligmal an den Wänden der Totenhäuser gesehen hatten.

»Seltsames Land,« sagte Lisbet. »Wie lange braucht die Natur wohl, um einer Rasse, die sich rein erhielt, ihre Kennzeichen zu nehmen?«

Aber nicht nur Herbert schrie am ersten Tage nach der Heimkehr. Auch Lisbet tat es. Ohne Herbert ein Wort zu sagen, rief sie Walt. So schnell wie möglich solle er kommen. Eine Hilfe sollte er ihr sein. Sie würde ihrem großen Sohn doch nicht das Schauspiel einer verliebten Mutter geben? Er dürfte doch nicht sehen, daß sie noch erröten konnte wie ein junges Mädchen, wenn der Blick eines Mannes sie streifte? Sie würde doch Haltung haben in seinem Schuß! War sie nicht neununddreißig Jahre geworden? Elmiras schwarze Augen sahen so bewundernd in den Spiegel, wenn sie ihr nach einem Gang durch die Wüste die blonden Haare büstete. Daheim ließ sich's Lisbet selten gefallen. Hier konnte sie sich darüber verträumen, als ob aus dem weichen Streichen der treu Ergebenen eine magnetische Kraft ginge, die sie einschläferte. Fuhr sie dann auf und sah selbst ins Glas, so erschrak sie fast über die jugendsschöne Frau, die ihr daraus entgegenlächelte, als träte sie aus dem kühlen Wald in den Glanz der Sonne. Nein, das sollte nicht sein. Walt sollte helfen.

Eines Morgens saß sie früh an Herberts Bett. Der sah sie mit seinen dunklen Augen an. »Heut kommt Walt. Nicht wahr, wir fahren nach Kairo, zum Zug aus Alexandria?«

»Wie weißt du es, Herbert? Hat dir der Diener oder Elmira von dem drahtlosen Telegramm gesprochen, das gestern abgegeben wurde? Es sollte doch eine Aberration für dich sein!«

»O Mutter, ich werde es doch fühlen, wenn der Große kommt! Sieh, alle drei Tage seiner



überfahrt sah ich ihn. Und heut, beim Erwachen, stand der weiße Pharus von Alexandria vor meinen Augen. Da wußte ich's. Wunderschön wird's werden. Und wie sich die jungen Mädchen im Menahaus freuen werden! Nun haben sie einen Partner zum Tennis.»

Er redete sich. Wie lang er war! Er würde größer sein als Walt.

»Mutter, es ist doch nicht unrecht, daß ich froh bin, allein mit Herrn von Altrod bei Amenophis gewesen zu sein? Ich glaube, Walt hätte sich auf der Dahabije gelangweilt. Er muß sich doch immer betätigen. Er will doch ein Barbar sein.« Er lachte glücklich. Er freute sich auf den Bruder.

»Es wäre noch Platz für Sie im Wagen, Herr von Altrod. Aber Walt hat sicher all seine Koffer mit. In München, mit seinen Freunden, braucht er nur den Rucksack. Aber für Ägypten, für die Tochter Pharaos, will er sicher sehr schön sein.« —

»Walt! Walt Walt!« Er rief es, als der Zug einlief und die Rohrvorhänge der Fenster klappernd zurückgeschlagen wurden.

»Kleiner! Mutter! War das großartig, heut früh, die Einfahrt! Und der deutsche Ostasiendampfer! Das macht uns ja kein Volk nach, solche Schiffe! In Genua, am Kai, habe ich ein paar Bemerkungen darüber gehört. Und dann das Vordleben! Bekanntschaften habe ich gemacht! Ein hoher türkischer Offizier, der Begleiter irgendeines Prinzen, hat mir seine Adresse gegeben. Ich werde ihn auffuchen.«

Dann umarmte er den Bruder noch einmal. »Prachtvoll siehst du aus, Herbert. Wie dir die Sonne geholfen hat! Du bist ja ganz braun geworden. Mutter, er ist wirklich verbrannt, unser Kleiner. Das konnte die Sonne vom Himmelgarten nicht. Und du selbst, Mutter! Es ist mir vieles erst klar geworden, seit ihr fort waret und ich euch nicht mehr in Himmelgarten wußte. Fünfzehn Jahre bist du dort gewesen, Mutter, und immer habe ich's ganz selbstverständlich gefunden und mich nie darüber gewundert. Aber schon auf dem Schiff mußte ich an unsre erste Überfahrt denken, damals, als ich noch ein kleiner Junge war. Und plötzlich wußte ich alles. Ich sah wieder den Hafen von Beirut mit der »Hohenzollern«, wie sie da auf dem blauen Meer lag, weiß wie ein Schwan, und ich hörte mich dich nach Deutschland fragen. O wie danke ich euch, daß ihr mich gerufen habt, und wie herrlich sollen unsre Tage werden!«

Aber trotz dem ersten Rausche machte Walt es möglich, schon am Abend Freundschaft mit den beiden jungen Schottinnen anzubahnen, deren Väter in Kairo in Garnison lagen, und die mit den Müttern im Menahaus waren.

Er versprach ihnen, alles gutzumachen, was sein Bruder verfehlt hatte, dieser junge Bruder mit dem Botticelligesicht, wie sie ihn nannten, der sie behandelt hatte, als wäre er ein Wüsten-Anachoret. Ja, Herbert hatte recht. Walt war ganz Leben, und neben ihm sah alles anders aus. Kairo warf die Märchenhülle ab und wurde eine moderne Weltstadt, wo man ihm zuliebe bei Shepheard zu Mittag aß und er im eleganten Gesellschaftsanzug mit den schönen fremden Frauen tanzte. Er hat Altrod um Empfehlung und machte Besuch, überall Besuch, bei englischen und ägyptischen Würdenträgern. Er erzählte Wunderdinge aus den Gärten am Nil, die im Blühtraum des südlichen Frühlings lagen. Er hatte bald in Kairo ebenso viel Freunde wie in München, nur daß sie allen Nationen angehörten. Und dazwischen flogen seine Bälle mit tausender Gewalt über die Netze im Garten des Menahauses, und ob er eigentlich nie da war, war er doch immer da, war der Mittelpunkt des Lebens von Mutter und Bruder geworden. Anfangs hatte er Herbert gefragt, ob er nicht mitwolle. Aber der hatte fast erschrocken mit dem Kopf geschüttelt. »Das ist gut für dich, Walt; aber nicht für mich. Mutter und ich haben schon genug, wenn du von deinen Abenteuern erzählst.«

Das tat er gern. Ging auch des Abends gern neben Altrod in der Allee nach Kairo auf und ab und rauchte eine Zigarette. Er liebte diese schmalfiedrigen dünnen Blätter an den alten Tamarisken und ihr Schattenspiel beim Mondschein. Lisbet aber wußte, daß die Erfahrung des Freundes ihm der sichere Halt in der bunten Bewegtheit dieser Tage war, deren Wogen sonst vielleicht über ihm zusammengefallen wären.

»Meine beiden Jungen sind wie die Pole der Welt. Mein Leben hängt zwischen ihnen, und ich drehe mich um sie wie die mütterliche Erde. Wenn ich sie so bei mir habe wie in dieser Zeit, ganz frei von den Forderungen der Alltäglichkeit, dann empfinde ich, daß ich doch eine sehr glückliche Frau bin.«

»Doch?« fragte er mit leichtem Nachdruck.

»Ja, doch. Weil mir alles so früh genommen war, was sonst ein Frauenleben ausfüllt: der Mann, den ich liebte, und um den ich so zu sorgen hatte in den kurzen Jahren unsers Glücks.«

»Das ist lange her, nicht wahr?«

»Fünfzehn Jahre. Es war alles vergessen. Sie wissen nicht, wie es in Himmelgarten ist. Die Tage kamen und gingen, als ließe der Sand in der Stundenuhr.«

»Aber jetzt sprechen Sie in der Vergangenheit. Wissen Sie, daß das eine Hoffnung ist?«

Sie schwieg fast erschrocken. Ihre Hände lagen im Schoß. Sie trug eins jener leichten weißen

Kleider, die Elmiras Kunst zu einer Kostbarkeit gemacht hatte. Nach einer Weile, wie um abzulenken, fragte sie: »Und Sie, Herr von Altrod? Werden Sie wirklich nie anders denn als Gast nach Deutschland zurückkehren?«

»Nach dem alten Schloß an der Weser, gnädige Frau?« Er hatte ihr erst am vergangenen Abend auf Walts Bitten Photographien der Burg gezeigt, eines prächtigen Renaissancebaues, der in die Kunstgeschichte übergegangen war. Es sprach die ganze Zurückhaltung des vornehmen Mannes daraus, daß er diese Blätter so spät vor ihnen ausbreitete. Walt hatte in München seinen Namen genannt. Da hatte ein Freund von dem Schloß erzählt, das er kannte. Zögernd nur legte Lisbet sie aus den Händen. Das reiche Detail der Innenräume, die dem Publikum an bestimmten Tagen zugänglich waren, überraschte sie. Er merkte es.

»Ich bin nicht ganz so reich, als dieses Schloß vermuten läßt, wenigstens nicht, solange ich mich nicht entschließe, sein Inventar zu verkaufen. Mein Gut ist einträglich, und ich bin mit meinem Verwalter zufrieden. Die Rechnungen prüft der Bücherrevisor. Die Burg ist mir fremd. Ich bin auf einem andern Gut erzogen, das später verkauft wurde. Ich stehe kaum in einem andern Verhältnis zu ihr als die Fremden, die sie sich betrachten. Würde ich in die Heimat zurückkommen, so müßte ich in den politischen Kampf eintreten, den Anforderungen des Lebens genügen, die mit meinem Namen verbunden sind. Professor Schwarz hat mir gesagt, daß ich das für einige Jahre könnte. Nicht für lange. Jeder kalte Winter im Norden sei eine Gefahr für meine Lunge.«

»Und so verzichten Sie?«

Er zuckte die Achseln. »Warum nicht? Mich zieht nichts. Hier hält mich alles. Die Schönheit und die Stille. Sie wundern sich, gnädige Frau. Sie blieben ein tätiger Mensch in der Einsamkeit, ich wurde ein Einsamer im Leben. Wir kommen aus verschiedenen Regionen des Herzens.«

Aber wir treffen uns, dachte Lisbet. Hier in der Sonne der alten Welt treffen wir uns, und ihr Herz schlug so stürmisch, daß sie ihre Hand darauflegte, als sie zu schlafen versuchte.

Wie ist das seltsam, daß ich die Liebe noch einmal erlebe. Die Liebe vom Weib zum Manne. Herbert und Walt helfen mir nicht. Ich nehme ihnen ja auch nichts, wenn ich jenem gebe, und ich muß ihm geben, was seine Augen fragen. Es ist die Gewalt dieser großen Sonne, dieser weiten Landschaft, es ist das Bewußtsein meiner selbst, das zu mir zurückgekommen ist, seit ich den Fuß auf diese Erde setzte. Ja, Goethe hat recht!

Und zuletzt, des Lichts begierig,  
Bist du Schmetterling verbrannt.

Aber sie wußte, daß sie in dem Kampf siegen würde. Daher fürchtete sie ihn nicht mehr. Walt hatte die innerliche Übersteigerung der Wüsteneinsamkeit umgebogen.

Ehe sie abfuhr, kam Achmed. Die Brüder holten ihn in Alexandria ab. Er trug türkische Tracht, den Fes, die weiten Beinkleider und die Jade.

»Warum,« fragte Walt, »genügt dir nicht der Fes? So viele türkische Kaufleute tragen ihn nur noch als Abzeichen zur europäischen Tracht.«

»Ich nicht. Ich will ein Türke sein. Es ist mir immer, ich mache damit gut, was ich von meinem Leben abgegeben habe an euch Franken in den langen Jahren, die ich in eurem Lande war.«

»Willst du sie vergessen?« Walt brauste auf. Es war sofort wieder der alte Gegensatz da, trotz aller Freude des Wiedersehens.

»Das kann ich nicht und darf ich nicht, denn ich bin euch ja so dankbar. Aber ich will nun ich selbst sein. Ich stehe auf eignen Füßen und will meine Mutter holen.«

Herbert nickte. »Sie erwartet dich. Mutter hat mit ihr gesprochen. Wir werden sie sehr vermissen.«

Achmeds Augen glühten auf. »Ja, aber sie gehört zu mir.«

»Freilich,« sagte Walt mit einer großartigen Bewegung. »Wir halten keine Sklaven, sei versichert. Elmira ist frei.«

Achmed lächelte. Da wurde Walt rot und schämte sich. Als er die zitternde Freude Elmiras über den Sohn sah, begriff er auch, daß Achmed recht gehabt hatte, sich wieder in die Sitten der Heimat zu fügen. Mutter und Sohn saßen nebeneinander, die Hände fest verschränkt. Wie Taubengurren klang ihr Gespräch.

»Elmira ist zum erstenmal wieder ganz glücklich. Sie hat die Sonne der Heimat und ihre eigne,« sagte Herbert.

Dennoch wurde ihr der Abschied sehr schwer. Weinend küßte sie die Hände der geliebten Herrin. Plötzlich hob sie das tränenüberströmte Gesicht und sah sie an. »Für immer wiederkommen nach Ägypten?« fragte sie in ihrem gebrochenen Deutsch. »Gar nicht mehr nach Himmelgarten? Neues Glück finden und neuen Gatten?«

Lisbet wurde rot. »Nein, Elmira, du irrst. Grüße das Grab in Beirut, wenn du mit Achmed zurückfährst, und gehe hin in Frieden.«

Die Brüder brachten die Reisenden bis nach Kairo. Als sie sie in den Zug gesetzt hatten, schlenberten sie durch die Stadt. Die Sonne neigte sich. In rasender Eile liefen die Türken an ihnen vorbei nach ihrer Moschee in einer Seitengasse. Sie folgten ihnen, sahen, wie sie vor dem Tor die Pantoffeln abwarfen und hineinschlüpfen. Im nächsten Augenblick lagen sie

auf den Gebetsteppichen, das Antlitz nach Mekka gerichtet.

Die Brüder sahen durch die offene Tür hinein. Walt zeigte lachend auf die Berge von Pantoffeln, die ruhig auf der Straße warteten.

»Ob jeder seine eignen herausucht, oder die erstbesten nimmt? Aschenbrödel-Pantöffelchen sind's nicht gerade.«

Plötzlich sprang er ohne Anlauf über sie hinweg in die Moschee hinein, ohne auf Herberts warnenden Ruf zu hören. Da umbrausten ihn entrüstete Stimmen. Erhobene Fäuste und erregte Mienen umgaben ihn. Es schwärmte wie in einem Bienenstod.

»Rasch,« rief Herbert, nahm seine Hand und zog ihn in die Gasse, in der zufällig englisches Militär ging. »Wie kannst du so unvorsichtig sein, Walt? Du weißt doch, daß man nicht mit Schuhen in eine türkische Kirche treten darf. Da lachst du über die Pantoffeln und begreifst nicht ihren Sinn! Ist es nicht schön, daß sie zeigen, hier sei heiliges Land? Es hätte übel ablaufen können.«

»Alles muß man lernen, Kleiner; wann man Pantoffeln anziehen und ausziehen hat. Ich glaube, wenn wir Herrn von Altrods Schloß besuchen, müssen wir in die Filzpantoffeln hinein. Der Kastellan läßt uns sonst nicht über das glatte Parkett.«

Sie sprachen von Altrod. Er gefiel ihnen beiden. Jeder schätzte etwas andres an ihm. Walt den Weltmann, Herbert den Abgeklärten.

Plötzlich blieb Walt stehen. »Ist es nicht sonderbar, daß wir beide ihn so gut leiden mögen? Weißt du, was mir eben einfällt?«

Herbert sah ihn an. Abwehrend hob er die Hand.

Da wurde Walt rot. »Nein, du hast recht, darüber spricht man nicht.«

Aber er blieb nachdenklich, bis sie die Pferdebahn erreicht hatten, die sie nach dem Menahause zurückbrachte. Nur daß er seine Mutter an diesem Abend mit andern Augen ansah als je zuvor. Sie war noch bewegt von dem Abschied von Elmira. So trat das Seelische in ihren schönen Zügen stärker hervor als sonst. Während er sie so betrachtete, verblaßte neben ihr der Reiz der beiden Schwestern, die in ihren ausgeschnittenen Abendkleidern ihm von dem benachbarten Tisch aus schöne Augen machten. Er empfand den Stolz des erwachsenen Sohnes auf die schöne Mutter, und er unterhielt sie mit der ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, in die sich die Bewunderung des jungen Mannes mischte, und machte ihr so eifrig den Hof, daß Altrod eifersüchtig wurde und sich wunderte und freute über diese starke Regung seines Herzens. So blieben sie an diesem Abend länger zusammen als sonst, ein jeder bewegt von seinen eignen Gefühlen. Herbert aber trank aller

Sinn und Wesen in sich mit seinem stillen gläubigen Verstehen.

Dann kam die Abschiedsstunde. Lisbet wollte ihr entgehen. Keine Aussprache, dachte sie. Was im Herzen lebt, darf nicht Worte finden. Er muß mich verstanden haben.

Aber er war Mann und stolz auf das rasche Gefühl, das ihn durchglühte und gesiegt hatte über das Zögern, und er wollte nichts verbergen. Sie saßen unter dem Sphing. Vor ihnen lag die Wüste, und sie dachten beide an jene Stunde vor der Höhle des Anachoreten, da sie sich zuerst ihrer selbst bewußt worden waren.

Er nahm ihre Hand. »Frau Lisbet,« sagte er zum erstenmal, »wollen Sie sich in Himmels-garten fragen, ob Sie den Mut haben für ein neues Leben? Sie haben gesehen, daß ich Ihren beiden Söhnen gerecht werden kann. Wollen Sie es mich versuchen lassen?«

»Sie dürfen nicht wieder zurück nach Europa. Sie wissen, es ist gefährlich für Sie. Versuchen Sie es nicht um meinwillen.«

»Und wenn ich es doch tue? Wie oft irrten sich Ärzte! Wollen Sie mir helfen in der Einsamkeit des Altrodschen Schlosses, daß es nicht eine Kuriosität bleibt, sondern wieder Leben bekommt?«

Ihre Stimme wurde schwer. Die ganze Not ihres Herzens lag darin. »Ich weiß es nicht. Nein, das ist keine Ausflucht. Ich weiß nicht, ob dies alles nicht ein Traum bleiben muß, ein Sonnentraum. Sie werden mir sagen, Walt hat mich nicht mehr nötig, und über Herbert können wir gemeinsam wachen. Sie mögen recht haben. Und doch ist dieses alles nur eine Sache der inneren Notwendigkeit. Brauchen wir uns, so wie wir die Sonne und das Licht brauchen, so wird uns die Zukunft selbst den Weg weisen. Haben wir beide nur geträumt, so werden wir aufwachen.«

»Sie lassen mich also warten, warten, als ob wir jung wären und noch ein langes Leben vor uns läge?«

»Wer weiß das! Jetzt, hier kann ich Ihnen nichts andres sagen. Wollen Sie damit zufrieden sein?«

Er nahm ihre Hand und küßte sie. »Ich werde Ihnen schreiben. Sie haben recht. Ist es eine innere Notwendigkeit, die uns treibt, so werden wir uns finden.«

Es kam ihr, daß sie zu Könneke ähnlich gesprochen hatte. Es mußte wohl der Sinn ihres Lebens sein, der sie abhängig machte von der zwingenden Forderung ihrer Seele.

An der Pforte von Himmels-garten begrüßten die Heimkehrenden Dutta und Oba. Dostias und Bosz hatten sie abgeholt, und bekümmert hatte Lisbet in das beschattete Gesicht ihres



Adolf Schlöbitch: Blick in das Unterinntal

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1921





jungen Freundes gesehen, den sie so strahlend verlassen hatte. Ihre beiden Söhne aber standen vor den Mädchen, die sie erwarteten, wie vor zwei Offenbarungen ihres jungen Lebens.

Es war ein weicher Apriltag. Im Garten sproßte wieder der keusche Frühling des Nordens, der nach der südlichen Glut so rührend und zärtlich blühte. In ihm stand Tutta wie ein rosigblühender Apfelbaum und Oda wie eine weiße Narzisse. Weiße Kleider trugen sie und Frühlingstränge im Haar, und in ihren Augen leuchtete es.

Herbert zog die Gespielin an sich und neigte sich, um sie zu küssen, wie er es beim Abschied getan. Aber ihre Lippen fanden sich nicht. Ihre Köpfe bogen sich erglühend zurück. Nur ihre Hände hielten sich fest in bebendem Drud.

Walt schien es, als sähe er Tutta zum erstenmal. Er konnte den Blick nicht von ihr lassen, während man die gemeinsame Abendmahlzeit einnahm, wieder brunten bei Onkel Josias, wieder mit der Essermannschen Speisefolge: junge Hühner, Gurkensalat und rote Grütze. Nur daß Frau Donner zu dieser Jahreszeit etwas Besonderes mit ihr auf die Abendtafel setzte und der Stolz berechtigt war, mit dem sie auftrug. Dann ging die Jugend, um Wolf zu befreien, der wie toll an seiner Kette sprang. Als man ihm das Halsband löste, raste er durch den Garten, immer wieder von Walt zu Herbert stürmend und gegen sie anrennend, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten.

»Siehst du, Herbert, er kann zweien Herren dienen! Wolf ist uns beiden treu.«

Der Blick von Voss hatte während dieser Worte fast gequält auf seiner Braut geruht. Trotz dem lebhaften Hin und Her, trotz der bunten Fülle, die solch ein erster Abend wie Konfetti auszuwerfen pflegt, ohne daß ein ruhiges Gespräch möglich wird, merkte doch jeder den veränderten Ton des Brautpaares, Tuttas schnippische Antworten, die schmerzliche Forderung, die Voss hinter seinen Worten verbarg.

»Was hat es denn gegeben?« fragte Lisbet ihren Bruder, als die Mädchen in Begleitung der jungen Leute in die Klostermühle gegangen waren. »Hast du nichts gemerkt? Voss ist ja ganz verändert. Ich war kaum vier Monate fort, und er ist um ebensoviel Jahre gealtert.«

»Es ist gekommen, wie es kommen mußte, Lisbet. Ich wußte es im Voraus. Der gute Junge war der Eisbrecher, als die Schollen ihr damals gefährlich werden wollten. Jetzt ist stilles Wasser, und sie hat es über. Walt soll sich in acht nehmen. Sie macht ihm ganz gefährliche Augen. Art läßt nicht von Art. Ich bin als lebendes Beispiel für Voss durch seinen Liebesfrühling gegangen. Er hätte die Augen aufmachen sollen.«

Diese Woche nach Palmarum mit dem herben Lenz in der Luft, mit den jubelnden Glockentönen, die von der alten Stadtkirche herüberschwangen, wurde eine Zeit der Verjüngung für die Jugend. Tutta und Walt taten sich keinen Zwang an. Es war, als könnten sie nicht anders, so stark und rasch war zwischen ihnen die Flamme aufgezündet, die die Herzen in Brand setzte. Wie Balbur selbst in der Fülle von Licht und Kraft hatte Walt vor ihr gestanden, freier, stolzer, kühner als der Verlobte, ohne den leichten Staub langer Gedankenarbeit, den Voss so schwer abschütteln konnte. Durch den ganzen Winter war die Hälerei zwischen ihnen gegangen, seit Lisbets Vermittlung fehlte. Tutta hatte heimlichen Hinterhalt am Brief der Mutter. Strafend hatte Maria geschrieben. Im Januar war endlich die erste ausführliche Post in Tuttas Händen. Sie sollte klug sein und sich nicht ihr Leben verderben, weil die Lösung für den Augenblick zu begrüßen gewesen. Als Strafe für ihre Unvorsichtigkeit müsse sie nun noch einige Zeit aushalten. Aber dann solle sie Schluß machen. Die Unannehmlichkeit könne ihr die Mutter nicht ersparen, die hätte sie sich selbst zuzuschreiben. Jeden Tag könne das Telegramm kommen, das sie heimriefe. Drüben über dem Meer erwarte sie das Glück, das die Eltern ihr bestimmt hatten, das ihrer Natur gemäß sei.

»Ich habe ja nichts dagegen, Tutta, daß du deine Jugend geniehest, daß du dich verliebst und lieben läßt, so viel es dir Spaß macht. Doch muß es Spiel bleiben. Das habe ich dir damals in Köln gesagt. Wenn Liebe Leidenschaft wird und den ganzen Menschen ergreift, ist sie kein Glück mehr, sondern eine Strafe. Tante Lisbet würde dir wahrscheinlich das Gegenteil sagen; aber du bist von meinem Blut und kannst mir glauben. Dein Tugendritter in Ehren — ich bin fest überzeugt, daß du im Grunde nicht die leiseste Neigung hast, Frau Oberlehrer zu werden. Unterstützen würde ich eine solche Ehe nie. Ihr wart auf seinen Erwerb angewiesen. Ich weiß, daß die Drohung unnötig ist, und daß du im Grunde ganz meiner Meinung bist; denn einen glücklichen Brautbrief hast du mir nicht geschrieben. Nimm die Strafe hin, die in diesem schiefen Verhältnis für dich liegt. Du hast sie verdient. Die deutsche Romantik in Säckingen und im Schwarzwald war Vergangenheit. Die Neigung für einen Musiker endigt nicht immer wie im »Trompeter«, und sich von einer Choristin anschließen lassen, finde ich geschmacklos.«

Tutta zerriß den Brief in kleine Fetzen; aber seine Mahnung befolgte sie. Die Kälte ihres Wesens kam ihr entgegen, und die Abneigung von Voss, Välle und Gesellschaften zu besuchen, gab den äußeren Grund für beständige kleine Zerwürfnisse. Frau Graf erklärte, daß es für

sie unmöglich sei, die Braut ohne ihren Verlobten bei den Vergnügungen des Winters in ihren Schutz zu nehmen. So mußte Dutta verzichten, zum erstenmal. Das besserte ihre Laune nicht, und wenn sie sich auf dem Eis schablos halten wollte, fand sie es wieder lächerlich, daß Voss mit ein paar Ballmüttern am Ufer auf und ab ging, um ihr, wenn sie sich müde gelaufen hatte, die Schlittschuhe abzuspannen. Überall war sie gehemmt, überall stand ihre Brauttschaft, die doch noch öffentlich betont werden mußte, wie Stacheldraht um ihren Weg. So ließ sie ihre Laune immer öfter und heftiger an dem Verlobten aus, wenn er in der Klostermühle war.

Die Großmutter machte ihr Vorstellungen. Sie zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und lachte. »Ich bin einmal kein Töubchen, du kannst es ruhig an Mutter schreiben, sie wird mir recht geben.«

»So löse dein Verhältnis. Sei ehrlich. Wir wissen ja alle, weshalb du den armen Jungen genommen hast.«

»So weißt du auch, weshalb ich noch nicht zurücktreten kann. In der Stadt lauert der Katsch und wartet auf mich wie die Grillen auf den Abend. Voss wird diese Zeit noch einmal für die höchste Seligkeit seines Lebens halten. Wenigstens habe ich sein Blut in Wallung gebracht, das wird meiner Nachfolgerin nicht gelingen.«

»Deiner Nachfolgerin?« fragte ganz erstaunt die Großmutter.

»Nun freilich; meinst du denn, ich weiß nicht, wie alles kommen wird? Hanna Könneke sitzt da und wartet gleich der Spinne im Netz. Sie wird eine ausgezeichnete Trösterin sein.«

Der Großvater, der dazukam, befahl ihr kurz, sich künftig anständig zu benehmen, wenn Voss mitkäme. In seinem Haus dulde er keine Weiberherrschschaft. In ihrem könne sie es einmal halten, wie sie wolle — was ihm einen Blick seiner Frau eintrug, in dem doch ein leiser Zweifel stand.

Hanna kam während der Abwesenheit der Reisenden zu Obas Unterricht, den sie jetzt allein gab, in die Klostermühle. Als aber Dutta sich eine grausame Freude daraus machte, ihre Stunden zu stören, in das Schulzimmer kam, um nach Büchern zu suchen oder eine vergessene Arbeit zu holen, während der Stunden oben Klavier spielte und Etüde aus modernen Operetten sang, bat sie Frau Holber, ihr Oba lieber in die Stadt zu schicken. Und Oba kam gern. Sie fühlte sich heimisch in dem schönen ernststen Zimmer Hannas, das fast wie die Bibliothek eines Gelehrten ausah.

»Hat Doktor Voss schon einmal Ihre Bücher gesehen?«

Als Hanna verneinte und nach einem leisen

Zögern hinzufügte, hierher kämen nur Vertraute, fühlte Oba, daß sie etwas Unrechtes gesagt hatte. Während sie bisher nur unter dem falschen Verhältnis Duttas zu dem verehrten Lehrer gelitten hatte, empfand ihre knospende Seele jetzt das Frauenleid in einer andern. Erschrocken, daß sie daran gerührt hatte, umfaßte sie Hanna nun mit aller Kraft ihrer jungen Seele, und die Stunden dieses Vierteljahres, die eine wissende Frau einer werdenden gab, führten beide an der Hand von Kunst und Geschichte tief in das Land des weiblichen Einflusses im Leben, das, unabgegrenzt und auf keiner Karte verzeichnet, so groß ist wie die Welt selbst.

Hanna sah Voss in diesen Monaten nur selten; aber sie fühlte die Veränderung, die mit ihm vorging, und wußte den Grund. Desto sorgfältiger zog sie sich in sich selbst zurück. Als Lisbet wieder da war, atmete sie auf.

»O wie nötig sind Sie in Himmelgarten, Frau Lisbet! Sie wissen es gar nicht. Ich habe heute mit Oba das Gedicht des Vogelweiders gelesen: 'Schöner blühen Flur und Au, grüner wird der Rasen'. Da haben wir beide an Sie gedacht. Wie wohl Ihnen Ägypten getan hat! Wie frisch Sie alle sind! Vielleicht wird auch noch hier alles gut.«

Lisbet fragte nicht, was gut werden sollte. Sie saßen im Garten unter dem Walnußbaum, der seine ersten Blätter entfaltete. Es war ein früher Lenz. Donner hatte gerade die Strichschaukel wieder angebracht. Aus dem Haselnußgang kamen Walt und Dutta. Der Staub der Käschen hatte sie überschüttet. Dutta blieb stehen und zog ihr Tüchchen, um sich zu säubern.

»Wissen Sie, was das ist, Dutta? Das ist Frühlingskraft, Zukunftsame!« Ihre Augen trafen sich. »Das ist Liebe.«

»Pflanzenliebe,« sagte sie übermütig.

Dann sahen sie die Mutter und Hanna und schwiegen plötzlich.

»Donner hat auf meinen Wunsch die Schaukel angebracht. Sie sollen wieder schaukeln, Dutta. Denken Sie noch an unsre Kinderzeit?«

»In der Sie sich sehr wenig ritterlich benommen haben, Walt.«

Ein Schatten flog über seine Stirn. Er dachte an das grausame Spiel des Kindes mit dem frühreifen Ahmed. Dutta begriff und lehnte sofort ab. »Sie müssen mich schaukeln, Walt. Oh, ich kann noch fliegen! Es wird eine Lust für mich sein, wieder zu spüren, daß ich mich noch nicht am Alltag gestoßen habe.«

»Warum haben Sie das getan?« fragte er leidenschaftlich, ihre Worte in übertragenem Sinn nehmend. »Voss ist so gut, ich schätze ihn sehr hoch, aber ...« Er schwieg plötzlich. Dieses Mädchen riß ihn über alle Grenzen. Nicht viel

hätte gefehlt, und er hätte den Freund der Mutter auch mit den Lippen verraten. Im Herzen tat er es stündlich.

»Dunge,« sagte Lisbet am Abend, als sie im türkschen Zimmer saßen und er seine Zigarette rauchte; »willst du nicht abreißen? Ich glaube, der Himmelgarten tut dir diesmal nicht gut.«

»Willst du mich so bald lossein? Ich habe mich noch nicht einmal für eine neue Universität entschieden. Vielleicht gehe ich nach England. Ich weiß es noch nicht. Ich bin wirklich kein leidenschaftlicher Nationalökonom.«

»Das habe ich gemerkt, auch aus deinen Gesprächen mit Altrod. Da habe ich gefühlt, daß du nicht auf dem richtigen Wege bist. Du suchst noch immer. Vielleicht fehlt dir der Führer. Ich habe mir Vorschläge gemacht und schon mit Onkel Josias gesprochen.«

»Ach, Mutter, der träumt noch immer den alten Traum von mir und seiner Fabrik. Onkel Josias kann nichts überwinden. Dabei ist es gar kein verlockendes Anerbieten. Ein Neubau wäre die erste Bebingung. Die ganze Anlage müßte erweitert werden und aus dem Kloster heraus. Daran krankt ja hier das ganze Unternehmen.«

Sie sah überrascht auf. »Du sprichst so sachverständig.«

»Das ist doch nichts Besonderes. Ich bin doch hier groß geworden und oft genug in den Werkstätten. Herbert müßte meine Natur haben, der hat das nötige Kapital für die Veränderungen. Vielleicht beteiligt er sich an dem Unternehmen, wenn er mündig ist. Augenblicklich wäre es nicht einmal eine sichere Kapitalanlage.«

»Das weiß ich, Walt. Er wäre längst ärmer als du, wenn ich die Hauptsumme nicht bis zu seiner Mündigkeit hätte festlegen lassen. Was er seit ein paar Jahren für wohlthätige Zwecke durch mich bekommt, übersteigt eigentlich schon seine Verhältnisse.«

»Ich weiß es, Mutter. Herbert kann nicht rechnen. Er meint, sein Vermögen sei so unerschöpflich wie der Schatz der guten Werke seiner geliebten Heiligen. Und darum werde ich, sobald meine Semesterhöhe es erlaubt, meinen Doktor machen und in irgendeinen großen Betrieb eintreten, in dem man meine Kraft brauchen kann. Ich muß ein praktisches Leben führen, so oder so. Mit Eignem oder mit Fremdem. Wie Voh über den Büchern sitzen, und wäre der Zweck noch so edel, das könnte ich nicht.«

Sie schwiegen eine Weile und dachten an den Freund. Dann sagte Lisbet ganz plötzlich: »Nicht wahr, mein Dunge, du reiseist in drei Tagen?«

Er wurde flammend rot, dann nahm er ihre Hand und küßte sie. »Wenn es sein muß, Mut-

ter. Aber es ist seltsam, daß du verlangst, ich solle mich gegen die Liebe wehren.«

Da nahm sie sein Gesicht zwischen ihre Hände und sah ihn warm an: »Das werde ich nie, mein Dunge. Das wirst du später einmal einsehen, wenn du die rechte Liebe kennst.« —

Der Ostermond füllte den Frühlingsgarten mit weißlichem Licht. Die Narzissen standen in den Rabatten, die Perlblümchen und Aurikeln drängten sich dicht aneinander. Die Kirschen waren Bräute, und von der Klostermühle her aus dem Fliederbusch am Wasser tönte süß und leise der erste Gesang der Nachtigall. Dutta hatte Walt gebeten, sie einmal im Mondschein zu schaukeln, wenn das Silber von den Bäumen tropfte und der ganze Garten wie in Elfen-schleiern lag. Man hatte den ersten Festtag in Himmelgarten verbracht, den zweiten in der Klostermühle. Aber es war keine rechte Stimmung aufgekommen trotz dem Eiersuchen und der lauten Fröhlichkeit. Als man sich trennte, hatte Dutta Walt zugeflüstert: »Morgen kommt der Mond später; aber um 10 Uhr steht er über dem Garten. Ich habe im Kalender nachgesehen. Dann treffen wir uns an der Schaukel. Übermorgen früh fährst du fort. So schwinde mich noch einmal bis in den Himmel.«

Nun lehnte er am Wahnbaum und wartete auf sie. Die jungen bräunlichen Blätter verströmten ihren süßen würzigen Duft. Da ging das Pförtchen. Quer über den jungen Rasen kam sie. Der schien sich kaum unter ihren schlanken Füßen zu biegen. Das weiße Kleid trug sie, in dem er sie zum erstenmal gesehen. Die roten Haare waren gelöst. Ein bider Kranz von Apfelblüten war tief in ihre Stirn gedrückt.

»Du bist wie eine Elfe,« sagte Walt trunken. »O Dutta, wie schön bist du!«

Sie nickte selbstverständlich lächelnd, berauscht von der eignen Schönheit, die sie vor dem Spiegel getrunken hatte wie süßen Wein, den sie so liebte. »Ich weiß es. Ich bin so froh darüber, Walt. Warum soll ich's verbergen und tun, als wüßte ich es nicht? Und nun komm und schauke mich.«

Er hob sie auf das Brett. Sie umfaßte die Stride mit ihren Händen. Die Ärmel ihres Kleides fielen zurück. Jetzt waren die Arme weiß und rund. Die schmalen Füße sahen unter dem kurzen Rock hervor. All das Weiß, das sie trug, war wie Silber im Mondlicht. Nur ihre Haare waren golden, und der Kranz blühte in ihnen, als hätte ihn der Frühling selber in ihre Stirn gedrückt. Wenn sie auf ihn aufzog und er im Abstoßen ihre Knie berührte, durchströmte es ihn wie Feuer. Ein leises, glückseliges Lachen stieß sie aus, wenn sie so in die Höhe schwang, das wetteiferte mit dem Lied der Nachtigall. Er konnte nicht mehr. Als sie wie-



der auf ihn zuslog, riß er sie von der Schaukel und preßte sie in seinen Arm. Ihre Lippen fanden sich in heißen Küßen.

»Das ist noch schöner als Nachtigallenlied,« sagte sie. »O Walt, so habe ich noch nie geküßt.«

»Ich auch nicht,« flüsterte er. »So stark war das Leben noch nie. Wie töricht, daß ich fortwollte! Morgen früh spreche ich mit Voss. Er wird ja alles einsehen. Mutter muß mir helfen. O Jutta, wie glücklich sind wir!«

Sie gab sich noch willensloser in seine Arme. Dann flüsterte sie leise: »Du Barbar! Habe ich dir das nicht immer gesagt? Und nun willst du hingehen und alles zerreißen, was ich überlege Tag und Nacht, seit du plötzlich vor mir standest, daß mir die Augen aufgingen? Wir passen doch nicht zusammen, Voss und ich. Nun quäle ich mich die ganze Zeit, weil ich ihm doch nicht weh tun will. Nein, widersprich mir nicht, Walt, das verstehst du nicht. Darin sind wir Frauen klüger. Wenn du morgen zu ihm gehst, gibt es nur ein Unglück. Selbst müssen ihm die Augen aufgehen. Er ist ja so klug. Bis zu den Sommerferien bin ich frei. Dann sind wir glücklich, ebenso glücklich wie jetzt. Versprichst du es mir, daß du schweigst, Walt? Niemand darf es wissen, daß wir einig sind, auch nicht deine

Mutter. Liebe gehört der Jugend. O Walt, wie schrecklich ist das, von einem Mann geküßt zu werden, den man nicht liebhat.«

Er atmete tief auf. »Ich weiß nicht, ob es recht ist, Jutta. Ich komme mir wie ein Dieb vor, wenn ich dich hier halte.«

Da lachte sie, nahm den Kranz aus ihren Haaren und gab ihn ihm. »Du lieber Dieb! Warum nicht dulden für die Liebe? Ist das nicht ebenso, als wenn man Selbsttaten vollbringt?«

»Das wäre mir lieber,« stammelte er. »Es ist gut, daß ich morgen fortgehe. Ich kann dich nicht mehr als meine Braut sehen. Es wird mir ganz rot vor den Augen, wenn ich daran denke. Du mußt mir gehören, mir allein!«

Sie wußte, daß sie gesiegt hatte. Nebeneinander saßen sie auf dem Brett der Schaukel. Leise stießen sie sie ab. Sie hielten sich umschlungen und flüsterten selige Worte, während sie sanft auf und ab schwangen im silbernen Licht des Mondes. Der Frühling hielt den Atem an. Die Luft war würzig wie Wein. Der Walnußbaum mit seiner zarten dunklen Blatthülle stand über ihnen wie der Baum des Lebens. Nur in den weißen Narzissenkelchen glänzte der Tau wie Tränen.

(Schluß folgt.)

## Zwei Gedichte von Albert Sergel

### Banger Abend

Ich weiß es wohl, du hattest es so schwer.  
Hab' Dank, daß Weg und Steg du fandest her.  
Nun liegt dein Haupt an meine Brust geneigt —  
Um uns der Abend schweigt.

Dein Leid hat keine Worte.  
Laß zu die dunkle Pforte.

So — so — und wein' dich aus:  
Du weißt, du bist zu Haus.

### Einsamer Weg

Der Nebel tastet mit feuchten Händen  
An blattleeren Ästen und Häuserwänden.

Kein Wipfelwehn. Die Föhren stumm.  
Es ist, als ginge ein Weinen um.

Kein Vogel um den Weg zu sehn —  
Was mußt du hier alleine gehn?

# Aus meinem Leben

## Erinnerungen von Ernst von Wolzogen

### XV

Im Frühjahr 1909 rief mich der Intendant der städtischen Kurverwaltung, Assessor Borgmann, nach Wiesbaden, führte mich ins Nerotal zu einem malerisch gelegenen ehemaligen Steinbruch und fragte, ob ich es übernehmen wolle, in diese Szenerie ein Drama hineinzudichten, so eine Art germanisches Weibefestspiel. Er wolle damit den Kurgästen ein Naturtheater von noch nicht dagewesener Eigenart bieten. Ich sagte freudig zu, vergrub mich mit Bleistift, Schreibbloß und Radiergummi in den leuchtgrünen Schluchten um den Kohlberg im Darmstädter Stadtwald und schuf in vierzehn Tagen meine »Maibraut«, als ersten Teil der Dramenreihe, die den Titel »Der Weg des Kreuzes« tragen sollte. In demselben Allegro furioso schleuderte Erich Kother, derzeit dritter Kapellmeister am Wiesbadener Hoftheater, eine Musik aufs Papier, die sowohl im schwungvollen Pathos der großen Chöre und Orchesterzwischenstücke wie auch in der Anmut der Kinder- und Mädchenreigen ganz Hervorragendes an glücklicher Erfindung und edlem Klangreize bot, ohne in die gefährlich nahe liegende Wagner-Nachahmung zu verfallen. Eine ganze Anzahl von Schreibern wurde angestellt, um die Chor- und Orchesterstimmen herauszuschreiben, sobald der Komponist einen Bogen Partitur fertig hatte; und so wurde es möglich, bis Anfang Mai das gesamte Material für die Aufführung fertigzustellen. Ich war nach Berlin gefahren, um mir die Darsteller für die wichtigsten männlichen Rollen dort auszusuchen und die Kostüme zu beschaffen. Da mir die Kurverwaltung einen ausreichenden Kredit gewährte, brauchte ich mit den Wagen nicht zu knausern und konnte einige wirklich gute Kräfte gewinnen. Den Chor sowie die Darsteller und Darstellerinnen für die übrigbleibenden Rollen stellte ich aus Mitgliedern des Darmstädter Hof- und des Mainzer Stadttheaters zusammen. Die Komparserie wurde in Wiesbaden selbst durch Zeitungsanzeigen gewonnen. Es waren an die zweihundert Menschen. Dazu noch das starkbesetzte Kurorchester, so daß ich im ganzen etwa dreihundert Mitwirkende zu kommandieren hatte.

Bei den Proben war ich wieder einmal ganz in meinem Element. Die Einstudierung gestaltete sich recht schwierig, weil der langsame Fortgang der Zimmerarbeiten auf dem Schauplatz uns verhielt, dort zu probieren. Wir mußten uns mit dem Garten des Paulinen-Schloßes begnügen, wo natürlich ganz andre Hör- und Raumverhältnisse herrschten. Die

Solisten waren längst für die Aufführung reif, und auch die Chöre sahen schon gut, bevor wir noch eine einzige Probe mit Orchester und Komparserie im Nerotal selbst abhalten konnten. Aber meine Künstler taten ihr möglichstes, um mir über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, indem sie sich mit Feuereifer ihren Aufgaben widmeten. Ich hatte wieder einmal die große Freude, mich als einen geborenen Führer empfinden zu können, dem es gegeben war, aus seinen Helfern das Beste herauszuholen, und dem sie alle mit vollem Vertrauen und freudiger Hingabe Gefolgschaft leisteten. Am schwierigsten gestaltete sich die Aufgabe, die riesige Komparserie in nur drei Proben so weit zurechtzustufen, daß sie wenigstens nicht störend oder gar lächerlich wirkte. Am geschicktesten erwiesen sich die Kinder, die, sobald sie das Kostüm am Leibe hatten, gleich im Bilde waren und oft sogar ohne jede Anleitung sich in den Felsen zu malerischen Gruppen verteilten. Am härtesten tat ich mir mit den Wiesbadener Weibern, die hartnäckig dabei beharrten, ihre Hände über dem Bauch zu halten und für jede starke Gefühlsbewegung, Schreden, Entrüstung, Freude und Trauer, keinen andern mimischen Ausdruck wußten, als abwechselnd die eine oder die andre Präge zu erheben, um sie alsbald wieder ermattet auf den Bauch zurücksinken zu lassen. Da der Schauplatz nicht weniger als sechzig Meter in der Breite maß, so war es natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, von einer Stelle aus die Masse der Mitwirkenden, besonders wenn sie in verstreute Haufen aufgelöst war, zu lenken. Ich hatte mir also unter der vorderen Brüstung der Zuschauertribüne einen Laufgraben anlegen lassen, in welchem ich, von den Zuschauern ungelesen, hin und her sitzen konnte, um die Bewegung der Statisten zu leiten, wo es gerade notwendig war. Durch Signale mit beiden Armen oder mit einem Stod lenkte ich das An- und Absinken des Volksgemurmes, lockte aus der ganzen Masse Jubelrufe, Entfesselschreie und Wehelaute hervor und gab das Tempo für die Bewegungen an. Ebenso wie ich mußte auch der Einbläser in diesem Laufgraben flink auf den Füßen sein, um immer an der Stelle, wo er gebraucht wurde, helfen zu können. Glücklicherweise erwies sich die Akustik in dem weiten Steinbruch als sehr gut, so daß die Sprecher sich ohne Überanstrengung verständlich machen konnten. Der Männerchor von sechzig Mann wirkte dagegen in dem Riesenraume keineswegs überwältigend, und auch das Streichorchester,

das unter der Zuschauertribüne in einer hölzernen Schallbause steckte, versagte, wo es pomphaft wirken sollte.

Aber all diesen Mängeln und auch den schlimmeren Fehlern zum Trost, die bei der Anlage der Zuschauertribüne und der Ankleideräume begangen worden waren, kamen zwölf Aufführungen dank meinem oft bewährten Wetterglück zustande, die wohl allen, die sie gesehen haben, unvergeßlich geblieben sind. Für die tragende Rolle, die Maibraut selbst, hatte ich in Margarete Holtzhaus, der Tochter des berühmten Hannoveraner Charakterspielers und damaligen jugendlichen Helbin des Darmstädter Hoftheaters, eine geradezu ideale Vertreterin gefunden. Germanischer, hebeitsvoller als diese priesterliche Jungfrau konnte so leicht keine deutsche Schauspielerin aussehen. Und wenn Margarete Holtzhaus mit Robert Arnd von einer lustig lärmenden Knabenchar auf dem Triumphwagen hereingezogen wurde, dann stochte den Zuschauern der Atem — von so bezwingender Schönheit war der Anblick dieses wohlgerateten Menschenpaares. Eine hervorragende Leistung bot auch Paula Schneider, Gattin eines Darmstädter Schauspielers und ehemalige Possensoubrette, die aber die schwierige Charakterrolle der Haibrun mit einer geradezu dämonischen Leidenschaft anpackte, so daß sie über die Mangelhaftigkeit ihrer stimmlichen Mittel hinweggerissen wurde. Die Dame zeichnete sich durch eine außerordentlich weiße Haut aus. Ich hatte ihr gesagt, daß eine Heibehirtin, die den ganzen Tag im Freien ist, mit solcher Haut unmöglich sei. Da nun das Schminken ausgeschlossen war bei unserm Freilichttheater, so hatte die Dame eine Gewaltkur gebraucht, indem sie ihren ganzen Körper rücksichtslos der Sonne aussetzte, so lange sie schien. Bis zum Tage der ersten Aufführung war sie dann auch tatsächlich so braun wie ein Berber. Und bei der großen Szene ihrer reuigen Zerknirschung warf sie sich mit einer solch wilden Leidenschaft auf den steinigen Boden des Schauspielers, raufte sich das Haar, zerschlug sich die Brüste derart, daß sie meist blutüberströmt und mit blauen Flecken bedeckt aus der Vorstellung heimkam. Auch der gewaltige Ortnit des Herrn von Bischof war eine Figur voll edler Wucht, und beim Orbal im zweiten Aufzug sausten die Schwertschläge mit so grimmigem Nachdruck auf Helm, Schild und Brünne der Kämpfenden nieder, daß es nicht nur Beulen im Blech, sondern auch blutige Finger und Schädelweh absetzte. Das Schönste der ganzen Aufführung war aber doch deren Ausklang. Es gab ein wunderbar stimmungsvolles Bild, wenn im hereinbrechenden Abenddämmer der Leichenbrand aufloberte und dicke schwarze

Rauchschwaden an der steilen Felswand hinaufstiegen, um sich in dem rothigen Abendhimmel zu verlieren. Wenn der Chor der Haldabomaiden die Totenklage anstimmte, begann regelmäßig eine in den Felsen nistende Goldammer zu singen. Und wenn der Wind über den Rhein herwehte, hörte man das Abeläuten der Mainzer Domglocken. Das war nun freilich ein grober Anachronismus, wirkte aber doch höchst stimmungsvoll. Und wenn dann zum Schluß die schuldig gewordene Maibraut im weißen Priestergewande, das lange Blondhaar im Winde flatternd, auf schwindelndem Grat zur höchsten Höhe des Felsens emporstürzte, um sich von dort in die Tiefe zu stürzen, so schrie nicht nur das Volk auf der Bühne vor Schrecken auf, sondern auch manchem Zuschauer stochte das Herz, bis Wotans Raben dort droben am Walbrand aufflatterten und der einäugige Wanderer im blauen Mantel erschien, um sie vom Todessturz zurückzuhalten. Meine größte Genugtuung bestand darin, daß mein Werk am stärksten auf unverbildete Zuschauer, ja sogar auf ganz einfache Leute aus dem Volke wirkte und daß in solchen Gemütern meine flammende Predigt wider Rom und für die herbe Größe unsrer heidnischen Religion den stärksten Widerhall fand.

Im übrigen hätte dem Unternehmen ein weiter wirkender und wohl auch dauernder Erfolg beschieden sein können, wenn die Kurverwaltung nicht den schlimmen Fehler begangen hätte, mit Bayreuther Eintrittspreisen zu beginnen und diese dann fast von Vorstellung zu Vorstellung herabzusetzen, weil nur die kleine begüterte Oberschicht unter den Kurgästen diese Preise zu zahlen imstande war. Die Folge war, daß das große Publikum in der Erwartung einer noch weiteren Herabsetzung mit dem Besuch der Vorstellung zögerte, bis die Preise wirklich vollständig waren. Nun hatten wir ausverkauft Häuser. Aber meine Künstler waren nur auf vierzehn Tage verpflichtet, mein Chor mußte nach Bayreuth, und von meinen Solisten hätten auch nur einige wenige noch länger gehalten werden können. Die Tatsache, daß unter diesen Umständen mein Unternehmen mit einem ansehnlichen Fehlbetrag für die Kurverwaltung abschloß, wurde alsbald mit hämischen Behagen dazu benutzt, um auch den künstlerischen Erfolg abzuleugnen und mit heuchlerischem Mitleid mich als einen ewigen Pechvogel hinzustellen, dessen hirnverbrannte Unternehmungen von vornherein zum Scheitern bestimmt seien. Wie immer in solchen Fällen, wenn die Presse die Winke einflussreicher Parteien durch Verleumdungen befolgt, wurden Berichtigungen nicht aufgenommen oder gar abermals mit noch schlimmeren Hohngeflößen begleitet. Obwohl die gesamte Einwohnerschaft Wiesbadens und

Tausende von Kurfremden die Unwahrheit dieser Zeitungsnachrichten hätten bestätigen können, erfüllten sie doch ihren Zweck, die Bühnen von einem Versuch mit der »Maibraut« abzusprechen, ganz vortrefflich. Mehrmalige Auführungen des Werkes im folgenden Winter-Spieljahr am Darmstädter Hoftheater bewiesen zwar, daß seine große Wirkung tatsächlich in seiner echt dramatischen Spannung, im hinreißenden Schwung seiner Sprache und in der Überzeugungskraft seiner Gedanken liege. Die gemalte Leinwand konnte freilich den Wettbewerb mit der eindrucksvollen Naturszenerie im Natural nicht aufnehmen, dafür kamen aber die Musik und das Wort erheblich besser zur Geltung. Und wenn ich damals an der jüdischen Kunstbörse hoch im Kurse gestanden wäre, dann würden auch die tatsächlichen Schwierigkeiten der Aufführung die großen Stadttheater nicht abgeschreckt haben, es mit der Einstudierung zu wagen. Der Erfolg wäre bei jedem Publikum, ausgenommen das kleine Häuflein der blasierten Snobs und die frommen Katholiken, derselbe gewesen; aber das Gift hatte seine Wirkung getan, und die Bühnenleiter waren gewarnt vor der feindseligen Haltung der Presse. Die »Maibraut« blieb tot und erlebte!

Noch bevor mir jener Auftrag der Wiesbadener Kurverwaltung die glücklichsten Wochen, ich darf vielleicht sagen meines ganzen Lebens bescherte, hatte ich den Versuch gemacht, meine ganze neu erworbene Lebensanschauung in einem großen Romane zu einem religiösen Bekenntnisse und zu einer befreienden Lebensbeichte zu verdichten. Dies im Jahre 1908 geschriebene Werk war »Der Erzähler«. Ich darf wohl sagen, daß ich keinen meiner Romane mit gleicher Hingabe an die Arbeit, mit gleich heiligem Ernste geschrieben habe. Der Leser dieser meiner Erinnerungen wird, wenn er nunmehr den »Erzähler, der ja zuerst in Westermanns Monatsheften erschienen ist, wieder aufschlägt, gewahr werden, wie sehr mein Feld Graf Harro von Bessungen mir selber gleicht, mögen auch dessen äußere Schicksale von den meinen noch so sehr abweichen. Was der Leser dieser Blätter etwa an intimen Selbstbekenntnissen vermißt, das kann er sich aus dem »Erzähler« leicht ergänzen; wenn er dabei nur im Auge behält, daß man niemals eine Dichtung (es sei denn ein Zolascher sogenannter exakter Roman) als ein Dokument der Wirklichkeit werten darf. Zu meinem eignen größten Schmerz hat der Ausklang meines Lebens keine Ähnlichkeit mit dem schönen Siege, den mein Graf Bessungen nach allen Kämpfen und Demütigungen doch noch erreicht. Zwar hat es mir immer ferngelegen, wie dieser eine große Tageszeitung zur Verbreitung meiner Ideen zu

gründen oder gar Millionen mobil zu machen, um eine werttätige Siedlungsgemeinde von Brüdern im deutschen Glauben ins Leben zu rufen, wohl aber träumte ich davon, daß mein Roman als ein Wegweiser für viele Irrgänger durch das in trügerischer Buntheit blühende Sumpfland der modernen Kultur willkommen sein, daß er viele bange Zweifler und unsichere Gottsucher auf den rechten Weg zur Höhe leiten werde, von der aus sie das gelobte Neuland meiner moralisfreien, weltfrohen Gottseligkeit wenigstens von ferne sehen könnten. Seelsorger und Beichtvater, Tröster und Helfer, fröhlicher Schulmeister für die liebe Jugend zu werden, das hatte ich mir als Arbeit und Freude für meine alten Tage erträumt. Der zunächst sichtbare Erfolg meines Buches war jedoch geeignet, mich völlig zu ernüchtern. Ein paar freundliche Zuschriften aus dem Lektortreife der Westermannschen Monatshefte, einige ganz wenige lauwarme Besprechungen von Seiten völkisch gerichteter Zeitschriften — das war alles! Karlchen Busse pöbelte mich wie einen unreifen Stümper und halben Ibioten an, und in der Frankfurter Zeitung wurde ich mit leidlich anständig verstedtem Hohn dem Zorne der eifrigen Gottesstreiter von der Schattierung des Reichsboten als ein Verfechter des Botanismus ausgeliefert — vermutlich weil ich am Schluß des »Erzählers« meinen Helben den alten deutschen Brauch der Eheinsiegung mit dem Hammer Donars vollziehen ließ! Im übrigen schwieg die gesamte »maßgebende« Presse das Buch tot, und seine zweite und dritte Auflage liegt heute noch unverkauft da. Der für die damalige Zeit hohe Ladenpreis von zehn Mark kann wohl nicht gut allein einen solchen Mißerfolg verschuldet haben. Ich ließ mich dadurch aber mitnichten abschrecken, sondern spann mein Garn ruhig weiter, wenn ich auch freilich, um doch von Zeit zu Zeit ein gangbares Alltagsbuch zusammenzubringen, allerlei unterhaltsam Unbeträchtliches aus meinem Hirn herauspressen mußte. Das ist nun einmal der Fluch der freien Schriftstellerei, nicht bloß bei uns in Deutschland. Und es wird immer so bleiben, selbst wenn man annimmt, daß in langsamer Kulturarbeit die Ansprüche an den Geist und die edle Form der erzählenden Dichtung sich erheblich steigern sollten. Der Dichter, der auf das Geldverdienen angewiesen ist, wird immer nur dann auf seine Rechnung kommen, wenn er dem Geschmack der Masse zusagt. Und der Geschmack der Masse wird in alle Ewigkeit tief zurückbleiben hinter der Höhe, die die Kultur der Wenigen jeweilig erklommen hat.

Ich entschädigte mich für die notgedrungene Schriftstellerei, der ich mit angespanntem Fleiße frönen mußte, dadurch, daß ich selbst in meine



Seuilletons, die ich für das Berliner Tageblatt und andre Tageszeitungen verschiedener politischer Richtungen spendete, meine neuen Ideen einschmuggelte. Im Gewande übermütiger Satire oder in gemüthlich humoristischer Verbrämung merkt selbst der höher gebildete Leser selten, daß ihm in blutigem Ernste Meinungen vorgetragen werden, die seinem engbegrenzten Parteistandpunkt durchaus nicht entsprechen. Ich sagte dann später eine Reihe solcher Aufsätze unter dem Titel »Augurenbriefe« in ein Buch zusammen, das mir unter den gescheiten Selbstdenkern manch neuen Freund warb; aber meine Absicht, weitere Bände solcher Aufsätze zu veröffentlichen, ließ sich nicht verwirklichen, weil der buchhändlerische Erfolg abermals zu gering gewesen war.

Ich glaube, daß ich damals mit der Bezeichnung »Augurenbriefe« die Eigenart meines Denkens und vielleicht auch meiner ganzen schriftstellerischen Persönlichkeit richtig getroffen habe. Ich bilde mir nämlich keineswegs ein, durchaus neue, bahnbrechende oder gar umwälzende Gedanken gehegt zu haben, sondern ich hatte nur den Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und der heimlichen Meinung aller verständigen und innerlich unabhängigen denkenden Menschen über die brennenden Fragen der Zeit solchen Ausdruck zu geben, daß sie hellauf lachend auf den Tisch trumpsen und mir schmunzelnd zurufen mußten: »Donnerwetter ja, so ist es in der That, wie du es hinstellst! Wir haben es ja auch immer so gemeint, man traut sich nur nicht, die guten Leute mit solchen Selbstherrlichkeiten vor den Kopf zu stoßen. Man hat eben Rücksichten zu nehmen. Man ist nicht frei — Gott sei's geklagt! Aber es tut wohl, wenn einer daherkommt und frisch von der Leber weg redet, daß dem Spießherbange wird, dem Pfaffen die Zornaber schwillt und die gute Tante in Ohnmacht fällt.« Ich hatte auch so eine Tante, die über meine Schriften in Ohnmacht fiel — und es war noch dazu meine einzige Erbtante. Sie hat mich auch prompt enterbt, bieweil ich vom »rechten

Glauben« abgefallen war. Von der sicheren Höhe meiner gegenwärtigen Menschenkenntnis aus sehe ich nun wohl, daß Leute meiner Art nicht verlangen können, von der Masse auf den Schild gehoben und im Triumph aufs Kapitol getragen zu werden. Viel leichter kann man die Gunst der Masse gewinnen, wenn man den radikalsten Umsturz predigt oder irgendeinen Parteigrundsatz auf die Spitze treibt, als wenn man außerhalb aller Parteien steht. Der gutartige Durchschnittsmensch verlangt eben, daß in bezug auf die allgemeine Weltanschauung und die Stellung zu den Tagesfragen alles gehe, »wie es sich gehört«. Bist du also beispielsweise ablig von Geburt, so gehört es sich, daß du zur Partei der Dunker hältst, die Kreuzzeitung liest, Sonntags in die Kirche gehst, einen guten Wein zu schätzen weißt und dir die Leute mit der schwierigen Faust und dem Schweißgeruch der Arbeit nicht zu nahe kommen lässest. Bist du als Arbeiterkind auf die Welt gekommen, so mußt du selbstverständlich ein strammer Sozi werden, auf Dunker und Pfaffen und Kapitalisten schimpfen und dabei der Auswucherung deines Volkes durch das internationale Leihkapitel willig Vorschub leisten usw. Behauptet aber jemand, ein ernstster Mensch zu sein, der doch gerne lustige Schwänkelein nicht nur erzählt, sondern zuweilen, sogar vor Zeugen, ungeniert seinen Puzelbaum schlägt, oder ein freier Denker, der dabei doch das historisch Gewordene gegen törichte Neuerungssucht verteidigt, »er ein frommes Kind Gottes, das dabei doch von allem Kirchen- und Pfaffentum« wissen will, so ist er eben ein ungereimtes Menschenkind, das nirgend hingehört und folglich auch gerechterweise aus der Gemeinschaft aller Würdebonden und zuverlässigen Staatsbürger ebenso ausgeschlossen wird wie aus derjenigen der berufsmäßigen Kraweeler und verträumten Weltverbesserer. Das war mein Fall. An meiner lieben Familie, an meinen wertten Standes- und Zunftgenossen mußte ich's erleben. Ich habe aufgehört, mich darüber zu wundern.

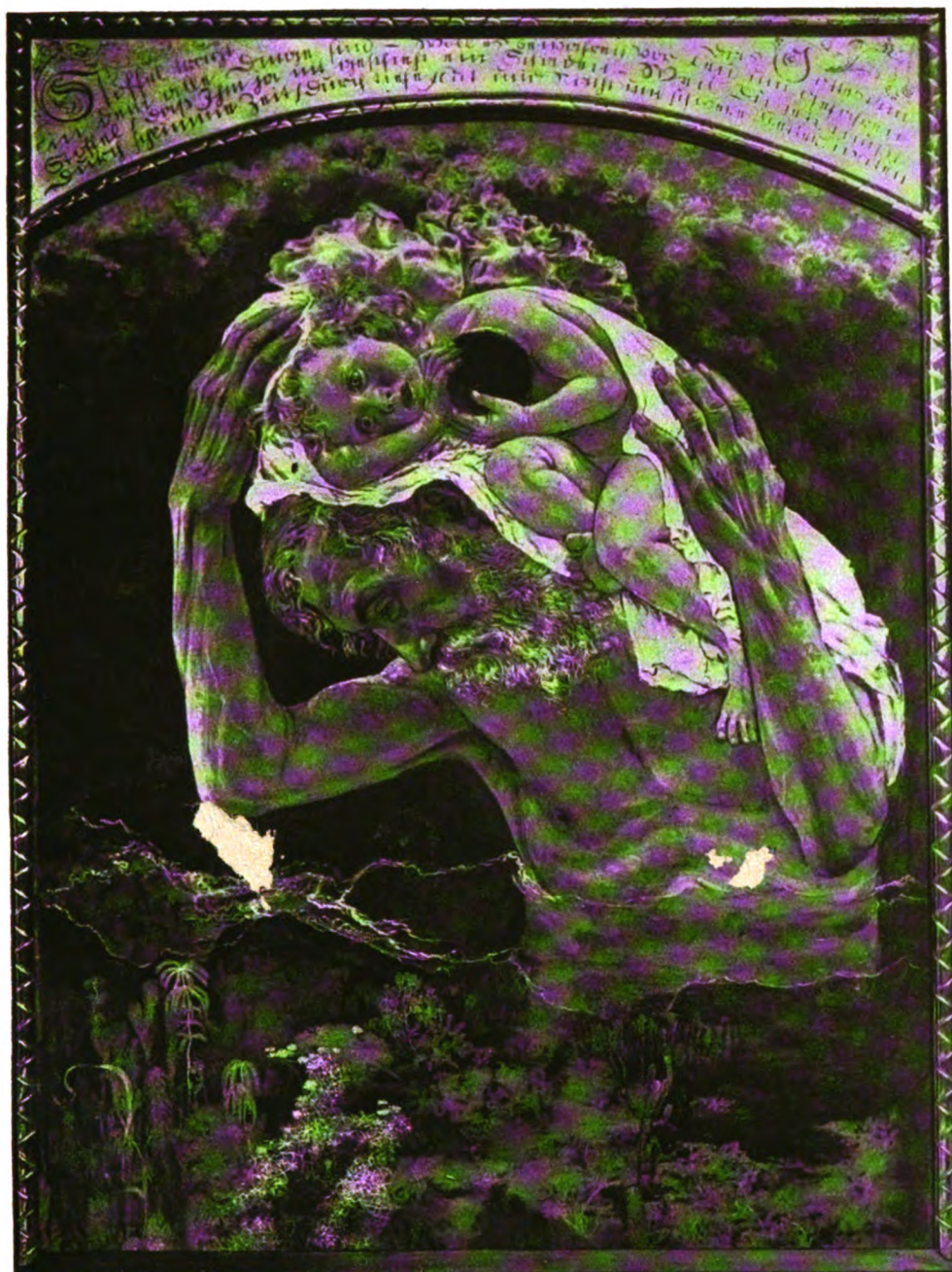
(Fortsetzung folgt.)

## Wendung

Was mir diese Stunden geben,  
Da die Wolken nun verschweben,  
So licht, als wäre nichts geschehn,  
Am blauen Himmel und verwehn:  
Ist ein Wunder wie die fernen  
Göttlichen auf alten Sternen

Aus sagenhaften Vätertagen,  
Davon die heiligen Bücher sagen;  
Ich hoffte nie mehr zu gesunden!  
Nun blüht das Wunder dieser Stunden  
Trotz allem, was mich überkam  
An bitterer Nacht und irrem Gram.

Wilhelm Schuffen



Hans A. Bühler:

Christophorus



# Der heilige Riese Christophorus

Die Geschichte einer Legendenwandlung

Von Friedrich Düssel

**S**ernher aus dem Morgenlande, wohin die Phantasie gern alles Geheimnisvolle verlegt, klingt aus dem Dämmer geschichtlicher Zeiten die Sage von Christophorus, dem Christusträger, der ein wilder hundsköpfiger Heide war, dann aber vom Heilandskinde selber zum frommen Christen gemacht wurde und endlich nach unsäglichen Qualen den seligen Martertod starb, ein unüberwindlicher Glaubensbote seines himmlischen Herrn. Keiner andern Heiligensage schenkte der Deutsche so viel Liebe und Pflege wie dieser. Hat doch kein Geringerer als Jakob Grimm ihre Ausbildung als einen Triumph unsers dichten Volksgemüts gepriesen und die besten der deutschen Tugenden darin wiedergefunden.

Wo und wann der erste Keim der Christophoruslegende gelegt worden ist, läßt sich trotz allen gelehrten Forschungen heute nicht mehr genau bestimmen. Ob dieser wüste Heide Reprobis oder Offerus — so hieß er vor seiner Befehrung — aus Kanaan, aus Syrien, aus Arabien oder gar (seiner Hundsköpfigkeit wegen) aus Ägypten stammt, ob er in Samos unter König Dagnus, ob er unter Decius oder Diokletian die Märtyrerkrone erwarb, darüber sind sich schon die ältesten Quellen uneinig. Jedenfalls ist die Überlieferung sehr alt: schon im 5. Jahrhundert begegnen wir dem christlichen Befehrungsnamen des Heiden, und da in diesem »Christophorus« der ganze Kern

der Sage liegt, so muß sie schon damals an manchen Orten heimisch und lebendig gewesen sein.

Die erste dichterische Gestaltung, die der Stoff auf deutschem Boden und wohl überhaupt erfuhr, war freilich noch ein Kind volksfremder Gelehrsamkeit. Walthers von Speier, das Musterbild eines weltmännisch angehauchten, streberhaften Hofgeistlichen, verfaßte im Jahre 983 in glatten lateinischen Hexametern die »Passio S. Christophori«. Ihr Inhalt, ungefähr eine synoptische Zusammenfassung aller bisherigen Darstellungen, weiß noch nichts von dem lieblichen Wunder, das Christus in eigener Person an dem Riesen gewirkt hat. Es war einmal ein mächtiger König — so erzählt Walthers —, der saß in seiner Hauptstadt Samos und herrschte über die Syrer. Aber er war seiner Herrschaft unwürdig, denn er trug ein Wolfsherz unter seiner Lammesmiene. Zu derselben Zeit lebte in Kanaan ein tugendreicher, aber armer Mann, genannt Repro-

bus (der Verworfenen), mit dem Gesicht eines Hundes. Voll Mißachtung ging er früh schon vorüber an den Altären der Heiden, zog mit leichtem Quersack in die Ferne, einem andern Gotte zu, und kam ins Land der Syrer. Einmal liegt er bei glühendster Sonnenhitze im kühlen Schatten und weint leise vor sich hin, daß er keinen Führer im Glauben finde. Da vernimmt er eines Engels Stimme: der Herr habe Großes mit ihm vor, er solle in die Stadt gehen, die er vor sich sehe, und standhaft alles dulden,



Der heilige Christophorus; ältester deutscher Holzschnitt von 1423

Westermanns Monatshefte, Band 131, 11. Heft 784





Meister von Zwolle: Christophorus zu Pferde

dann werde die himmlische Barmherzigkeit ihm helfen. Und der Himmel verfinstert sich, Regen schauert nieder, und wieder die Stimme des Engels: »Christophorus sollst du von heut an heißen, weil der Vater dich berufen hat, seines Sohnes Namen in das Volk der Heiden zu tragen«. Die göttliche Botschaft im Herzen, betritt Reprobos den Jupitertempel, draußen im kleinen Hain. Bald nach ihm kommt eine Frau, um zu opfern. Als sie des Fremden wüsten Angesicht erblickt, faßt sie der Schrecken, und sie läuft laut schreiend zu den nächsten Häusern. Von allen Seiten versammeln sich nun die Leute um den vor dem Tempel im Gebet Versunkenen. Da bittet Reprobos, Gott möge seinen Steden erblühen lassen, auf daß das Volk seiner Rede glaube. Der Steden erblüht; da lassen sich viele taufen. Als aber das Gerücht zum König bringt, ein Fremder verkünde einen Gott im Himmel und auf Erden, da werden zweimal je zweihundert

Knechte ausgesendet, ihn zu fassen. Aber ohnmächtig fallen sie vor ihm nieder. Doch freiwillig folgt ihnen Reprobos vor den König, die strahlenden Augen so durchdringend auf ihn geheftet, daß er entsezt vom Throne stürzt. Wieder zu sich gekommen, fragt Dagnus — so hieß der König — den wunderbaren Mann drohend nach Namen und Heimat. Aber Reprobos bleibt so fest in seinem Bekenntnis, daß sich der König keinen andern Rat weiß, als ihn in den Kerker zu werfen. Doch Kerker und Bande, was vermögen sie gegen sein frommes Werk? Seine Macht scheint unüberwindlich — er befehrt sogar zwei Buhlerinnen, die ihn verführen sollen, zu Christinnen, und diese stürzen, vereint mit dem Volke, höhnend die Götzenbilder von den Marmorsäulen herab. Mögen sie danach grausam geschunden und gemartert werden, sie sterben froh im Angesicht des heiligen Lehrers, der vom Fenster seines

Gefängnisses zusieht, und wiederum bekennen sich viele zum wahren Glauben ... Da beschließt der König, Hand anzulegen an die Wurzel solchen Abfalls, an den Heiligen selbst. Am nächsten Morgen läßt er den noch immer Standhaften mit eisernen Ruten stäupen und mit einem glühenden Helm bedecken. Vergebens warnen hohe Würdenträger vor weiteren Martern; immer neue, grausamere werden erdacht. Aber keine einzige kann dem Heiligen etwas anhaben: das Feuer, das einen Meerdelphin hätte rösten können, versehrt ihn nicht, die Pfeile der Bogenschützen prallen von ihm ab. Zuletzt schießt der König selbst, aber siehe! der Pfeil schnellst in sein eignes Auge. Der Märtyrer zeigt dem Tyrannen noch, wie er sich heilen könne — dann läßt er sich ruhigen Gemütes enthaupen. Es war am 25. Juli, da die Hundstage begannen, um die achte Stunde; vorher hatte er noch zu Gott gebetet, daß das Land, wo sein Leichnam ruhe, bewahrt bleiben möge

vor Hagel und Hungersnot, Flut und Pest, und eine Stimme von oben hatte ihm Gewährung verkündet. Auch dem König geschah, wie Christophorus vorausgesagt, und der Geheilte und Bekehrte ließ einen Befehl ausgehen, daß jedermann getauft würde.

Walthers Darstellung ist weder tief noch künstlerisch. Konrad Richter, dem wir eine gründliche Untersuchung über den deutschen S. Christophorus verdanken (Berlin, 1896), sieht in ihr eine Art Probearbeit eines ehrgeizigen Hofgeistlichen, die ihn als Gefeierten von vielseitiger Bildung ausweisen sollte; Wattenbach nennt sie gespreizt und überladen. Jedenfalls ist sie ohne sonderliche Charakterisierungskunst: weiß und schwarz stehen hart gegen einander, die Namen Christ und Heide genügen, um Gut und Böse zu kennzeichnen. Auch verschmäht dieser Dichter jedes Bemühen, tiefer zu motivieren oder vorzubereiten. Seine Farben sind trocken, seine Zeit- und Orts- schilderungen dürftig und verschwom-



Albrecht Altdorfer: Der heilige Christophorus läßt das Christkind aufsteigen

men. Am bedauerlichsten, daß er die ganze Jugend des Heiligen, den Boden, aus dem er entsprossen, im Nebel läßt. Desto eifriger zeigt sich dieser Bildungskünstler beflissen, die überkommenen Bilder, Gleichnisse und Stilmittel des Mittelalters anzubringen, und so erscheint sein Werk als ein bunt zusammengestückter Mantel, der dem Prediger — das ist und bleibt dieser Bischof von Speier — wenig gut zu Gesichte steht.

Und doch, selbst diese seichte Erbaulichkeit, diese innere Leere bei äußerem Prunk, diese verstaubte Gelehrsamkeit konnte dem Stoffe seine natürliche Wärme nicht ganz rauben. Die volkstümlichen, märchen- und mythenhaften Züge ließen sich von dem Anfraut der gelehrten Zutaten nicht so leicht überwuchern: der schreckhafte Hundskopf, der ungeschlachte Riese, das märchenhafte Nirgendheim, der Nimmerkönig, die Taufe und das altbiblische Stabwunder, im Mittelalter bekanntlich eins der tiefsten Symbole — aus ihnen erwuchs die weitere, auf deutschem Boden in deutschem Geist vorgenommene Ausdichtung. In Bayern-Österreich, der Heimat des



Albrecht Altdorfer: Das Christkind drückt den heiligen Christophorus nieder

deutschen Volksepos, kam sie zwei Jahrhunderte später zur Vollendung. Und es wurde eine der schönsten und tiefsten Legenden daraus, mit denen sich Deutschum und Christentum gegenseitig beschenkt haben. Der sie erfand, vielleicht war er aus dem Kloster entsprungen, meint Richter, und bewahrte eine unbestimmte Erinnerung an eine Geschichte, die er einmal hatte schreiben oder lesen müssen. Jetzt zog er im Lande umher als einer der fahrenden Leute, die jener Zeit das poetische Bewußtsein des Volkes darstellten. Er saß vielleicht gerade recht warm und mochte noch nicht weiter; da sann er nach, was er am Abend wohl singen und sagen könne, das Wirt und Gefinde noch nicht kannten. Und der Abend kam, und er sang von Offer, dem Riesen, der das Christkind durchs Wasser getragen hatte. Von Riesen hörte man damals gern, und selbst der Pfaff mußte wohl zu einem christlichen, der dem Herrn diente in Demut und Treue, gute Miene machen. So führte der Sänger mit der im neuen romantisch-ritterlichen Geist erfundenen Jugendgeschichte die Phantasie seiner Hörer in ferne Gegenden, in ein wunderbares Land, davon die Zeit träumte und fabelte, das Ziel der Sehnsucht jedes einzelnen, und durfte, da er die ganze Scala

des Zeitgeschmacks durchlief, nirgends langweilte, allen genügtat, reichlichen Lohnes gewiß sein. Seine naive Art, zu erzählen, ward zudem erfrischt durch ein persönliches Naturgefühl, aus dem, ähnlich wie im niederdeutschen Heliand, schöne, tiefpoetische Anschauungen entspringen, besonders eigentümlich für das Hereinbrechen der Dunkelheit: der Tag legt sich unter das Gebirge, die Nacht kriecht aus ihrem Loch hervor und senkt sich langsam über die Erde. So schimmert aus ahnungsvollem Dunkel noch mancherlei Heimlich-Altertümliches durch, das noch heute mit dem Mutterlaut gleicher Herkunft zu uns spricht.

Für den deutschen Bearbeiter, der den Herzen seiner Landsleute gefallen wollte, mußte aber zu dem allen noch etwas hinzukommen, sollten sie in ihrem Innersten ergriffen werden. Der Sänger fand es in dem von der alten lateinischen Christophoruslegende überlieferten Namen. Aus der Bezeichnung »Christusträger«, die ursprünglich in der geistigen Bedeutung des Neuen Testaments (Matth. 11, 29—30) vielleicht mehr sittlich denn sinnlich als »Dulder« gemeint war, entfaltet sich des Christophorus Verehrung, Macht und Herrlichkeit. Für den deutschen Erzähler mußte gerade der Riese in ihm den größten Reiz haben. Denn kein Kulturvolk, auch die Griechen nicht, hatte eine solche Neigung und Liebe für übermenschlich große und starke Wesen wie die Deutschen und ihre nordischen Gesippen. Und wie froh durfte wiederum so ein alter heidnischer Unhold sein, in christlichem Gewande, gefest gegen Argwohn und Zorn strengkirchlicher Eiferer, sein Dasein ruhig forttreiben zu können! Ein Riese der Träger, Dulder und Blutzeuge des höchsten Gottes: um diesen Kern mußte sich notwendig allmählich die Legende kristallisieren. Dabei erscheint die übermäßige Größe des Heiligen als eine persönliche Wirkung im Sinne ritterlichen Redentums, und die Spuren des Tierischen, die Walther von Speier in seinem »Hundstopf« noch nicht ganz zu tilgen gewagt hatte, weichen nun dem rein Menschlichen.

Dieses zarte Empfinden, das einen unschönen Zug tilgte, führte weiter zu



Wolfgang Huber: Der heilige Christophorus



der neuen, ebenso gelungenen wie echt deutschen Motivierung: warum zieht der Knabe auf die Fahrt, die ihn schließlich zu Christus bringt? Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, hatte der gelehrte Walthar in seiner Verlegenheit gemeint. Wie überzeugend und led zugleich dagegen unser Fahrender: Wanderlust und Tatendrang, diese uralten germanischen Tugendenleiden, trieben den Jungen hinaus! Er hört auf dem Feste, das der Vater gibt, um ihn in die höfische Welt einzuführen, von fernen wunderbaren Ländern erzählen — da erwacht auch in ihm die Begier, Land und Leute zu sehen, und als der Vater ihn zurückhalten will, läuft er wie der dumbe tör Parzival stracks davon: nur dem Mächtigsten will er dienen, der vor keinem andern Furcht hat.

Dann kommt die lange Wanderung durch Mühen und Gefahren, wie sie Märchen und Volksepos lieben: wie die alten Recken durch die Lande fuhren und Dienste nahmen, wie die Ritter ausritten und Abenteuer suchten, so zieht auch Offerus durch die weite Welt. Die Sonne brennt vom Himmel, die Dornen reißen ihn wund, die brennenden Füße muß er im Brunnen unter schattigem Laube kühlen, hungrig und müde schleicht er seines Weges. Gleich den zwölf Brüdern, gleich Händel und Gretel steht auch er dann vor einer Hütte im Walde. In die hat ein Waldmann, der Schüsseln und Becher brechelt, Käse und Brot gelegt. Sei, wie erschrickt der, als er den riesigen Burschen erblickt! Läßt den Wasserkrug vor Entsetzen fallen, läuft in seine Klause und stößt den Riegel vor. Und solch höllischen Appetit hat der Ankömmling mitgebracht, daß dem armen Alten um sein bißchen Dasein bange wird. Verb ist die Sprache an diesen Stellen, aber voller Saft und Humor wie überall in deutschen Märchen, wo's Essen und Trinken gilt. Offer aber, sobald er sich satt gegessen, schläft ohne Sorgen ein, das müde, im Schutze der Nacht träumende Kind. Der liebe Tag und der Vogel Schrei wecken ihn, er will wieder seines Weges fürbaß, da hört er Hall und Schall im Walde und erblickt — man denkt an die Genoveva — Knappen und Hunde: der König ist mit großem Gefolge auf der Jagd. Man versichert ihm, der



Lucas Cranach d. Ält.: Der heilige Christoph

sei gar mächtig und reich. Also ward Offer ihm untertan. Wieder gibt er Proben seiner Kraft. Da kommt der Schreden über den Herrn. Er bekreuzigt sich. Offer fragt nach dem Grund und erfährt, daß es gegen den Teufel sei, »der macht viel weßens in dem lant«. Da beschließt Offer, lieber dessen Mann zu werden. Prächtig ist nun bei der Begegnung mit dem Teufel die Vereinigung von germanischem Heldenstolz und -trotz mit riesischer Treuherzigkeit und Dummheit geschildert: wie der Teufel prahlend seine Gewalt rühmt über alle Leute und Lande, wie er ein Roß macht, das den Offer tragen kann, und wie dieser findet, daß es der Rechte sei, und sich ihm verpflichtet. Doch abermals sieht er sich enttäuscht. Als beide an einem Wegkreuz, einem Marterl vorüberkommen — die Szene scheint auf Fausts und Mephistos nächtlichen Ritt am Rabenstein abgefärbt zu haben —, da spürt der Gefolgsmann, daß auch sein neuer Herr sich noch fürchtet. Drum nimmt er kurzen Abschied auch vom Teufel und geht abermals auf die Suche nach dem Mächtigsten. Gegen Abend kommt er — auch das entspricht dem Volksgefühl, das vor der frommen Einfalt





Albrecht Dürer: Christophorus von 1521

des genügsamen Alters gern das Haupt beugt — zu einem ehrwürdigen Einsiedel. Wieder wird die Begegnung reich mit hübschen Einzelzügen ausgestattet. Ein häuslich frommes Dasein tut sich auf; der ungestüme Drang des Jungen, dem zuliebe das Wunder geschieht, daß das vom Einsiedel für eine Mahlzeit gebadene Brot einen ganzen Monat reicht, begegnet der weisen Bedächtigkeit des Alten; den König und Teufel nicht zu halten vermochten, ist wie ein Lamm dem Willen eines schwachen Greises gefügig und läßt sich zum Fergen bestellen als Knecht eines Herrn, den er nicht kennt, der aber gut und würdig sein muß, da dieser Greis ihn verehrt. Als Dienst eines Gefolgsmannes wird sein Tun freilich auch jetzt aufgefäht: großen Lohn verspricht ihm der Alte, Ehre unter den Mannen des Gebieters, und so klingt die altgermanische Auffassung Christi — denn er ist der neue Herr — als »allaro funingo bezton« deutlich durch. Gott zuliebe trägt nun der Riese, auf einen Baumstamm gestützt, über eine tiefe Furt dicht bei der Hütte des Einsiedels alle, die ihn rufen, oft sechs auf einmal.

Und dann die große Berufung. In der Nacht, da alle Wesen schlafen, da sonst die Mächte des Bösen Gewalt über den Menschen gewinnen und der Einsiedel sich sorgt, wo Opfer bleibe — müde von der Arbeit des Tages ruht er unter einem Baum am Ufer —, da ruft ihm ein feines Stimmlein. Er richtet sich auf und sieht drüben ein liebliches Kind; wie von sieben Jahren, sagt der Dichter. Aber als er sich aufmacht, ist das Kind verschwunden. So auch ein zweites Mal. Opfer bleibt geduldig, ob es gleich dunkel wird:

Und solt ich die nacht heint hie besten,  
So wil ich noch ainst nach dir gien.

Dem Einsiedel wird bange; er macht sich mit einer Laterne auf. Auch unser Opfer will nun heim, dieweil es ganz finster geworden. Da ruft es zum drittenmal. Und nun die reizendste Szene zwischen dem genarrten Riesen und dem zarten Bübchen. Keine Klage, kein Ärger — wie rührend ist doch diese geduldige Gutmütigkeit des Starren gegen den Schwachen —, nur die Mahnung zur Eile und die vorwurfsvolle Frage, warum denn die Mutter den Kleinen so



Albrecht Dürer: Christophorus von 1521

allein in Nacht und Wildnis lasse. Wie der starke Mann die leichte Last dann auf den Arm nimmt, ergreift ihn selbst das Komische des Gegensatzes zwischen dem Riesen und dem Däumling:

»Es ist ein Scham,  
Daz ich dich einez tragen sol.  
Wern deiner hundert, ich trueg si wol.«

Inmitten des Flusses aber, da wird die Last schwerer, die Wasser rauschen und steigen, der Boden sinkt und schwindet. Da seufzt Offer: »Und trüg' ich Himmel und Erd' auf mir, ich trüg' so schwer nicht, als mir heint (diese Nacht) von dir geschieht, und bist doch nur ein kleines Kind.« Das Jesulein aber legt ihm die Hand auf die Schulter:

»E wasstu genannt Offerus,  
Nu soltu haizzen Christoforus,  
Dar umb daz ich Christus pin,  
Gib ich dir meinen nam zu dem deinen hin,  
Daz du solt gewaltiglich Mit mir besizzen das himelrich.«

So erteilt ihm Gott selbst die Taufe, die Wellen übergießen ihn, und zum Zeichen dessen ergrünt die große ungefüge Rute in seiner Hand. Der Einsiedel aber fällt vor Christophorus nieder, umarmt weinend seine Knie, segnet und benedict ihn — auch den Kuchen zur Feier vergißt er nicht — und verehrt ihn als seinen Herrn — ihn, der eben selbst seinen, den stärksten, den wahren Herrn gefunden hat.

Nun folgt das Martyrium, wobei sich der Spielmann wieder enger an die große Passio anlehnt, wenngleich auch hier noch mancherlei deutschvolkstümliche Charakterzüge und Wendungen auftauchen. So vornehmlich in der Umgestaltung, die das Berufungsmotiv erfahren hat. Nicht zwei

lockere Buhlerinnen schickt der König dem Christophorus — der hier übrigens ein Christenbeschützer, kein Heidenbekehrer ist — in den Kerker, sondern der Teufel selbst in Gestalt eines schönen Weibes wird aufgeboten; der Dichter hat offenbar schon seine Freude daran, den Hörnlemann zum Gefoppten und Geprellten zu machen,

wie das später in burlesker Art so reichlich und behaglich geschah. Auch sonst fehlt es der lebhaft fortschreitenden, von Betrachtungen ziemlich freien Erzählung nicht an naiv kräftigem Humor, den vielleicht erst ein jüngerer Bearbeiter herausgeholt, aber eben doch aus dem Samen gezogen, nicht erst von außen hineingetragen hat. Namentlich alles Verbe und Unge- schlachte wird unterstrichen. Schon bei seiner Geburt ist Offer groß und stark wie ein einjähriger Bub, nach zwölf Monaten gleicht er einem Mann von dreißig Jahren, Ammen hatte er zehn oder mehr, »dennoch weinte Offerus nach mehr«. Genug, dieser angehende Heilige wächst sich zum rechten Kraftmichel und Freßsack aus, dessen Hunger schwer zu stillen: der Vorrat des Waldmannes ist ihm als ein »rübscheiben«, an Wilbbret läßt er sich



Berlag J. Hanfstaengl, München  
Dirk Bouts: Der heilige Christophorus

mehr denn eine Wagenladung auf die Schulter, und die Knechte seines ersten Herrn sind froh, daß sie seiner ledig werden: »Der hätte uns zuletzt noch über die Mauer geworfen.«

Aber nicht nur diese genrehaftern Ausschmückungen, auch der Kern des Ganzen stammt aus deutscher Gemütsiefe. Nun erst ist aus dem alten schrecklichen Hundskopf, aus dem kaltblütigen Heiligen der Idee ein lieber, trauter Heiliger für Herz und Gemüt geworden, ein Riese, und dieser Riese, selbst



St.-Christophorus-Bildwerk am Dom zu Köln

ein Kind, trägt den Herrn der Welt in Kindsgestalt durch das Wasser. Auch der Christusknabe ist nicht der Bambino der Italiener, sondern das deutsche Weihnachtswunder, das Christkind der Kleinen. Ja, das »Kindlich-Große, Groß-Kindliche«, wie Richter sich ausdrückt, macht gerade das innerste Wesen, die glücklichste Schönheit der Legende aus. Durch spätere Abwandlungen und Entstellungen konnten diese dem deutschen Herzen tief eingepprägten Züge nicht mehr verwischt werden. An Bearbeitungen des nun allen vertraut gewordenen Stoffes fehlte es auch in der Folgezeit nicht. Namentlich die Prosaerzähler von Heiligenleben und Wundertaten hatten ihn in ihr Herz geschlossen und wußten ihn oft im Dienste der Moral höchst ergötzlich aufzuputzen. Aber auch Zeitsatiriker, wie Andreas Schönwaldt und Nicodemus Frischlin in ihrem »Großen Christoffelbuch« vom Ende des 16. Jahrhunderts, machten ihn zum Waffenträger ihrer grobianischen Ausfälle.

Ein besonderes Wort verdienen von diesen bis in die Neuzeit reichenden Bearbeitungen nur zwei. Ein Jahrhundert nach dem süddeutschen Spielmann ergriff den Stoff abermals ein gelehrter, formgewandter Geist-

licher, beschnitt die vollstümlichen Ranken, tilgte die wilden Schößlinge einer heiter fabulierenden Phantasie, ließ den Riesen auf seiner Suche nach dem Mächtigsten die ganze Staffel der Würdenträger bis zum Papst durchlaufen und überzog sein Martorium unter dem Schleier des Mariendienstes mit dem Zuckerguß der höfischen Frauenverehrung. Die andre poetische Fassung aus dem 13. Jahrhundert stützte sich auf die zur Weltberühmtheit gelangte, in Prosalatein verfaßte *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine, eines Italieners, und ging in das deutsche Passional über, jene Sammlung von Heiligengeschichten, die in ansprechender Form alles bequem darreichte, was man gerade über diesen oder jenen Heiligen wissen wollte.

Von den literarischen Christophorusdarstellungen der Neuzeit kann erst später gesprochen werden, da auf sie schon die bildende Kunst entscheidend eingewirkt hat.



St.-Christophorus-Statue in der Pfarrkirche zu Dube-Zedenaar

Denn Zeichnung, Malerei und Bildhauerkunst waren es, die unsern Christophorus in deutschen Landen erst recht volkstümlich machten. Freilich mußten sie in den Dämmerzeiten einer germanisch-romanischen Mischkultur lange suchen, bevor sie zu sich selber fanden. Erst im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts, wo sich eine wahre Sturzflut von Christophorusmalereien und -bildwerken in Kirchen und Kapellen, Klöster und Einsiedeleien, auf Brücken, Tore, Brunnen, Märkte und Straßen ergoß, drang der deutsche Typus durch. Die Plastik blieb unfreier, die Malerei wurde bald bewegter und lebhafter. Das läßt sich schon feststellen, wenn man so kolossale Wandgemälde, wie sie das Straßburger Münster, die romanische Kirche in Niedermendig, die Dome in Erfurt, Paderborn und Münster, St. Godehard in Hildesheim, die Nicolaikirche in Stralsund und die Jacobikirche in Lübeck besitzen, mit dem alten Bildwerk am Kölner Dom und dem jüngeren in Dudenaveenaar vergleicht.

Der erste deutsche und damit überhaupt der älteste Holzschnitt, aus dem Jahre 1423, ist ein Christophorus. Und das darf uns als ein bedeutungsvolles



Christophorus-Gemälde in der Johanneskirche zu Gorinchen

Nahrung, der Einsiedler vor seiner Kapelle leuchtet mit der Laterne hinaus.

Dem Unbekannten von 1423 folgt nun die

Vorzeichen gelten: der deutscheste Heilige als der erste Gegenstand der deutschesten Kunstübung. Es ist schon der gutmütige deutsche Riese, der uns hier begegnet, mit dem langen deutschen Barte, und er steht nicht mehr steif isoliert da, ein Götz ohne Umgebung, er ist frei bewegt, fühlt sich augenscheinlich wohl im deutschen Wasser, zwischen deutschen Ufern und hat sich trotz Palmstab mit deutschem Mantel angetan. So gefällt er offenbar auch dem deutschen Christkind, das ihm mehr auf dem Nacken als auf der Schulter hocht; ein herzliches, persönliches Verhältnis ist zwischen den beiden entstanden, dem segnenden Gotteskinde und dem mit schiefer Kopfhaltung erstaunt zu ihm aufblickenden Knecht. Die Gegend hat sich geöffnet, Natur und Menschen nehmen zusehrend und sorgend an dem Vorgang teil: ein Fisch, das Symbol Christi, schwimmt im Wasser, ein grasfressendes Häslein (oder Kaninchen?) schnuppert aus einer Erdspalte hervor, Müller und Müllerknecht sorgen mit ihrem Esel für des Lebens Notdurft und



lange Reihe der andern Zeichner und Stecher. Meister von Zwolle, auch der Meister mit dem Weber Schiffchen genannt, zeigt uns den Heiligen mit wildflatterndem Mantel, auf reichgeschirrtem Roß, in üppiger Landschaft, darin gleichfalls der getreue Einsiedel mit der Laterne nicht fehlt; Albrecht Altdorfer hält den Augenblick fest, wo sich der struppige Riese demütiglich zu dem krausköpfigen Pausback niederhockt, um ihn auf die Schulter zu nehmen, und weiter, gleichfalls unter deutschen Waldbäumen, im Angesicht eines ganzen Dorfes die Szene, wie Christophorus unter der Last des wohlgenährten Buben zusammenbricht; Wolfgang Huber gefällt sich in der Schilderung der aufreuerischen Elemente, gegen die Christoffel, mit rauhem, ungeschlachtetem Fichtenstamm bewehrt, mühsam ankämpft, während der Einsiedler trotz Tageslicht und Sonnenschein eine mächtige qualmende Fadel schwingt; Barthel Beham, einer der Nürnberger Kleinmeister, scheut sich nicht, den Christusträger mit geöffneter Glasche und in zertnüllter Kleidung zu zeigen; Lucas Cranach erfasst den Moment, wo der Gewaltige mehr kriechend als schreitend mit verkrampfter Hand und brechenden Beinen gerad noch das rettende Ufer erreicht — »Gott sei Dank!« scheint der Eremit am jenseitigen Ufer, einer krausen, fränkisch-thüringischen Landschaft, zu rufen. Weit mächtiger und doch zugleich lieblicher und inniger, voller Wucht und Schönheit bezwingt Dürer, der zum heiligen Christoph ein ähnliches persönliches Verhältnis hatte wie zum heiligen Hieronymus und keine andern Heiligen so oft dargestellt hat wie diese beiden, nach einem wilden Vorläufer von 1500 und einem zahmeren, herkömmlicheren von 1511 (Holzschnitte) in seinen beiden Kupferstichen von 1521 den schwer und mühsam Einher-schreitenden, den andächtig zum Jesukind Emporschauenden, der so selbstverständlich seine mannhafte Pflicht und Schuldigkeit tut. Am tiefsten erfasst er die Situation auf dem zweiten dieser Christophbilder; man fühlt, wie ernst er um den Segen des Stoffes gerungen hat. Tiefe Nacht und einsames Schweigen; aber vom Haupt des Kindes leuchtet ein göttlicher Glanz in das Dunkel hinaus — jede Linie, jeder Lichtstrahl spricht von der Ergriffenheit des Meisters: »eine beängstigende Liebe fast für uns moderne Menschen«.

Von deutschen Malern hat namentlich Hans Memling, dieser zarte Träumer und letzte große Meister der altniederländischen Schule, den Christophorus oft gemalt, und zwar seiner ganzen milden, poetischen Art nach mit der wachsenden Absicht, den Riesen immer mehr in den Menschen aufgehen zu lassen und uns so die Gestalt mit ihrer edlen, schönen Haltung und ihrem fast christusähnlichen Antlitz näher und näher zu bringen. Anders das berühmte Christophbild des Löwener Stadtmalers Dirk Bouts aus dem Triptychon der Münchner Pinakothek. Ernst und Höheit suchen hier, wenn auch etwas steif in den Bewegungen, nach erhabenem Ausdruck; nie war ein Christophorus sich seiner Bedeutung und Würde so bewußt wie dieser. Durch hohe Felswände hindurch — das Motiv stammt aus dem Maastal bei Namur — trägt der Hoch-aufgerichtete das göttliche Kind über die schäumende Flut, und während die Felsen-schlucht im Vordergrund noch in nächtlichem Dunkel liegt, ist der Hintergrund schon von der aufsteigenden Sonne mit rötlichem Licht übergossen, so daß des Einsiedlers schwaches Lämpchen fast Mitleid erregt. Als Führer der heiligen Pilger erscheint der, der früher ihr Träger war, auf dem Genter Altar der Brüder van Eyck. Über blauem Untergewand mit großem rotem Mantel belleidet, in der Rechten den langen Stab, auf dem Haupte in Erinnerung an seine morge-nländische Herkunft eine Art Turban — ähnlich dem der Statue auf dem Marktbrunnen in Urach —, so schreitet die riesenhafte Gestalt den teils würdigen, teils gleichgültigen, teils fröhlich lachenden Wallfahrern voraus, umgeben von einer mit regem Naturgefühl erfüllten Landschaft weiten Fernblids, deren Hintergrund sich in eine sonnenbeschienene Wiese verliert. In verwandter Umgebung, inmitten der vierzehn Nothelfer, hat Lucas Cranach den Heiligen, seinen Lieblings-heiligen, auf einer Tafel der Torgauer Marienkirche dargestellt, vornehm gekleidet, aber von Haltung und Antlitz ein paziger Waldmensch, der sich schwer und massig auf seinen derben Holzknüttel stützt. Eine ähnliche Naturalistik, aber mehr auf die Landschaft angewendet, waltet bei Conrad Witz (Baseler Kunstsammlung): hier wird der Christusträger von dem stehenden Kinde tief ins Wasser gedrückt, und Felsküste, Land-

zungen und Vorgebirge sind mit einer schier überredlichen Naturtreue hingeseht.

Mit dieser reichbewegten germanischen Auffassung des Heiligen, bei der ein behaglicher Humor manchmal bis zum Plumpen und Dummten ging, Würde und Hoheit sich bis zur Erbärmlichkeit der armen, gedrückten und geängstigten Kreatur herabstimmten, kann sich die der romanischen Kunst nicht vergleichen. Was Taddeo Gaddi, Mantegna, Liberale da Verona, Lorenzo Cotto, Tizian, Lionella Spada u. a. bis auf Guido Reni und Wallerant Vaillant, den Koller-Schabkünstler, an Christophorusdarstellungen hinterlassen haben, ist wohl zum Teil kirchengerechter, pathetischer und dramatischer, graziöser, empfindungs- oder stimmungsvoller, aber nicht im entferntesten von der Wärme, Innigkeit und geistigen Vertiefung der deutschen und niederländischen Werke, denen der heilige Christoph ein Stück der germanischen Volksseele war.

Bald nach der Reformation ging dieser vertraute Zusammenhang freilich auch bei uns verloren. Lange schlummerte der Stoff

oder kümmernte nur in tränklichen Spielarten. Erst die neu belebte Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, unsre Schwind, Thoma, Bühler, Matth. Schiefl, Rudolf Schäfer, Hans Meyer und Paul Plontke — um nur die bedeutenderen zu nennen — nahmen das verwaiste Thema wieder mit der Liebe auf, die ihm gebührte. Thoma insbesondere hat den Christophorus wiederholt mit der den alten Meistern eignen gottseligen Frömmigkeit und kindlichen Innigkeit gezeichnet und gemalt, so daß der Heiligenschein oder himmlische Strahlenglanz, mit dem er gern Christkind und Christträger umspinnt, kaum noch nötig wäre. Sein Schüler und be-

rufener Nachfolger an der Karlsruher Akademie, Hans A. Bühler, steigt höher hinauf, vom Grund des Meeres bis zu den Wolken des Himmels, ohne dabei die Zartheit und Herzlichkeit einzubüßen. So nahe und vertrauensvoll wie bei ihm hat sich das Christkind mit den weichen Gliedern, den tiefen und doch kindlichen Augen noch nie an seinen Träger geschniegt, so behutsam hat der Heilige noch nie seine Last getragen. Aber es ist ein mystisch-spekulativer Tiefsinn in dem Bilde. Dies ernste, sorgenumwölkte

Auge, scheint es nicht zu sagen: Oh, ich weiß, ich trage nicht nur den Herrn, ich trage auch das Leid der Welt, die ganze Trübsal dieser Zeit ...? Rudolf Schäfers verwitterter, weißbärtiger Alter, dem der glorieumsflossene nackte Christusknaube die gekreuzte Weltfugel wie einen riesigen Apfel aufs Haupt drückt, ist irdischer, aber auch er hat die Weihe biblischer Patriarchen. Ganz aus dem gegenwärtigen Leben greift dagegen Paul Plontke seinen Christophorus, als sei der ein schlesischer Schiffersnecht von heute — wenigstens in der Studie, die



Christophorus-Fresko in der Peterskirche zu Leiden

wir bringen, während in dem großen, auf der letzten Berliner Kunstausstellung gezeigten Gemälde neben der heiligen Würde auch die wilde, abenteuerliche Vergangenheit des Heiligen mitleidet.

Schon im 8. Jahrhundert, besonders stark aber seit den Kreuzzügen, hatte, zuerst wohl in Frankreich und Italien, die Verehrung des Heiligen eingekehrt, auf Grund seiner letzten Bitte, daß das Land, wo sein Leichnam ruhe, bewahrt bleiben möge vor Hagel und Hungersnot, Flut und Pest. In der römisch-katholischen Kirche war ihm der 25. Juli, in der griechischen der 9. Mai ge-



Christophorus von Hans Thoma

widmet. Als wirksamer Pestheiliger galt er vor allem, schon vor dem großen Pestjahr 1348. Aber auch die Reisenden riefen diesen Nothelfer, den Festen und Sicherstelligen, gern an, getreu dem Spruche, der schon auf dem ältesten Holzschnitt steht und dann in mancherlei Abwandlungen wiederkehrt:

Christophori faciem die quacumque tueris,  
Illa nempe die morte mala non morieris:  
Des Tages, da du Christoph schaust von Angesicht,  
Des selben Tages dich kein böser Tod ansieht,  
oder, wie Luther eine ähnliche Inschrift frei  
übersetzt hat:

Sanct Christoph, du hast solche Macht:  
Wer dich früh sieht, am Abend lacht;  
Vorn Teufel hat's mit ihm kein Not,  
Er stirbt auch nicht am jähen Tod —

wobei noch der schreckensvolle Gedanke des Sterbens ohne Sacramente nachklingt.

Bruderschaften und fromme Gesellschaften wurden ihm zu Ehren, namentlich in den österreichischen Alpenländern, gegründet, Münzen und Medaillen zu seinem Gedächtnis geschlagen, als die berühmtesten die Christophbutaten des Bischofs Franz von Würzburg und die Christophtaler des Grafen Friedrich von Württemberg aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Er war der Schutz-

herr der Advokaten und Schatzgräber, der Gemüsehändler, Lastträger und Kegelschieber; er bewahrte vor Donner und Blitz, vertrieb den Teufel, half gegen Armut und Zahnweh; ja, sogar mit Meister Hans, dem Henker, vereinerleite man ihn!

So bohrte sich die Zweifelsucht der Zeit in sein Gehäuse. Gerade seine Volkstümlichkeit, seine Allgegenwärtigkeit und aufdringliche Größe wurden ihm zum Verderben. Der Bildersturm der Reformationszeit scheute sich auch vor diesem Riesen nicht. Seine Gemälde wurden übermalt, seine Standbilder zerstört. Der übergelehrte Erasmus verspottete den Glauben an seine Schutzkraft, Streitschriften gegen ihn gingen ins Land, verächtliche Spottverse auf ihn liefen um, wie der von Tölz in Oberbayern:

Christoph trug Christum,  
Christus trug die ganze Welt;  
Sag': wo hat Christoph  
Damals hin den Fuß gestellt?

Und was fast noch schlimmer war: schwächliche religiöse Allegorien, an denen sich auch Luther beteiligte, sogen der Legende das Blut der Einfalt und Natürlichkeit aus, spitzfindige Schulweisheit ertüftelte ihre Verwandtschaft mit dem Tor- und Herkulesmythos, politische Hitzköpfe und Salbader, wie Wolfgang Menzel, sahen im Christophorus das Volk verkörpert, »die rohe, aber gutartige Masse, die für Bekehrung empfänglich ist«. Daß sein Name auch in die Pflanzen- und Vogelfunde überging — Christophbeere nennt man in der Mark die Stachelbeere, weil der Märtyrer damit gekrönt worden, Christoffel heißt in manchen Gegenden das Weißkehlchen —, wie wenig konnte das seinem Gedächtnis noch frommen!

Auch was späterhin um und über ihn gedichtet wurde, wandelte meistens auf Stelzen oder gar schwächlichen Beinen. Johannes Falk, E. M. Arndt, Jos. Görres, Ferd. Hauthal, Ida Hahn-Hahn, Friedrich Rind, Rosgarten und Krummacher — keiner von ihnen ist mit seinen Fabulierungen und Reimereien der schlichten Größe der alten Legende gerecht geworden, gleichviel ob er es mit naiver Frömmigkeit oder ledem Humor versuchte.

Von all diesen modernen Bearbeitungen

mag eine als Probe und Beispiel für alle andern genügen: der siebenundvierzigstrophige »Große Christoph« von Friedrich Kind, dem Textdichter des »Nachtlagers von Granada« und des »Freischützen«. Kind bewegt sich in einer schwächlichen Nachahmung des altdeutschen Eagen- und Legendentons, kann es sich aber nicht versagen, allerlei ironisch-humoristische Lichter hineinzumischen, damit nur ja keiner an seiner rationalistischen Überlegenheit zweifle. Bei ihm ist Offerus ein heidnischer Lanzknecht aus Kanaan mit einem »Leichnam von zwölf Ehlen« (denn das Maß muß sich auf »befehlen« reimen), ein grober Gesell, der nur an Balgen, Stechen und Raufen denkt und nur dem Größten seine Haut verkaufen will. So dient er zunächst dem Kaiser, dann dem Teufel, bei dessen Schilderung der Pseudo- und Trivialromantiker mit unverkennbarem gruseligem Behagen verweilt: auf seinem von schwarzen Schladen erbauten Altare schimmern »bleiche Menschengelbeine und Pferdegerrippe im Mondenscheine«.

Doch läßt Offerus sich drob nicht graun,  
Tut gemächlich die Schädel und Knochen beschaun,  
Ruht dreimal mit lauter Stimme den Argen  
Und setzt sich dann nieder und fängt an zu schnarchen.

Am Mitternacht kommt auf kohlschwarzem Pferd ein »mohrischer Ritter« mit großem Troß geritten und nimmt Offerus in Solb. Mit ihm zieht nun unser Held durch alle Reiche und gefällt sich bei ihm besser als beim Kaiser:

Braucht selten den Helm und den Harnisch polieren,  
Kann spielen, laufen und bankettieren.

Doch vor drei alten Kreuzen auf dem Heerweg »kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen« und will ihnen ausweichen. Offerus aber zielt mit der Armbrust auf das mittlere Heilandskreuz, so daß selbst dem Satan der Ruf »Welch grobe Sitten!« entfährt, ehe er seinem Knechte von Marias gewaltigem Sohne erzählt. Da macht der sich auf, den mächtigeren Herrn zu suchen, kommt endlich zu einem alten, frommen Einsiedler und wird von hier zur Kartause geschickt, wo der Prior Fasten und Beten von ihm fordert.

Drauf dieser: Heuschreden und Honig pur,  
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;  
Kann man nicht anders im Himmel besleiben,  
So will ich am End lieber außen bleiben!

Der Prior weist ihm nun die Aufgabe zu, die frommen Rompilger über den Strom zu tragen. Offerus ist einverstanden, baut sich eine Hütte aus Schilf und lebt bei Bibern und Wasserratten.

Trägt von Stund an von einem zum andern  
Estrand

Getroßt wie ein Kamel und Elefant;  
Und wollen die Leut' ihm Fährgeßel geben,  
So spricht er: Ich trage fürs ewige Leben!

So treibt er's manch langes Jahr, bis ihm das Alter die Haare bleicht. Da erlebt er in einer Sturmnacht das Abenteuer mit dem Christkinde, das ihm auch hier erst dreimal zurufen muß: »Du guter, großer, langer Offere, hol' über!«, bevor es sich zeigt, so daß der Heide schon sündhaft zu fluchen beginnt: »Mich soll der Donner — verzeih mir die Sünde!« Und er findet das zarte Junferchen mit goldnem Kraushaar und lichthem Schein, ein Lammesfährlein in der Linken, ein Weltfüglein in der Rechten.

Das Knäblein schaut gar sanft herauf;  
Er hebt es mit zwei Fingern auf,  
Setzt's auf den Kopf und brummt: Der Kleine  
Könnt' wohl spazieren bei Tagesheine!

Doch als er nun kommen in die Flut,  
Wird's zentnerschwer auf seinem Hut;  
Er zieht den Dunter herab an den Beinen  
Und denkt: Wer sollt's von dem Bublein meinen?



Studie zum Christophorus von Paul Plontke



Und immer schwerer wird die Last,  
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast;  
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen.  
Bald wär' er mit dem Dunker erloschen.

Als er ihn endlich bracht' ans Land,  
Setzt er sich leuchend an den Strand,  
Spricht: Herrlein, ich bitte, nicht wiederzu-  
kommen,

Denn diesmal hab' ich Schaden genommen.

Dann folgt die Taufe mit der Namengebung  
Christophorus und dem Stabwunder und  
abweichend von der Überlieferung alsbald  
der selige Tod des Begnadeten,

Drauf haben die Englein nach drei Tagen  
Den Christoph in Abrahams Schoß getragen.

Das wurde im Jahre 1808 »gedichtet«.  
Einige Jahre später hat Goethe, der »alte  
Heidentönig«, wie Boisseree ihn nannte, den  
Gesellen altniederländischer Gemälde wenig-  
stens mit etwas »Sprichwörtlichem« begrüßt:

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,  
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;  
Sie haben es beid' uns angetan,  
Es geht mit uns von vornen an —

und wie Wilhelm Tell, so sollte auch Chri-  
stophorus (als Lastträger) in seinem auf der  
dritten Schweizerreise geplanten Epos auf-  
treten. In halb komischem Lichte erscheint er  
in Immermanns »Tulifantchen«. Als Don  
Tulifant, der Vater, für den erwarteten  
Erben in Geschlechtsregistern nach einem  
möglichst majestätischen Namen sucht, bleibt  
er bei dem unsers Heiligen hängen:

Christoph heiß' er. Wie Sankt Christoph  
Einst das Heil der Welt getragen,  
Wird das Heil des Hauses dieser  
Tragen auf den beiden Schultern.

Aber als er dann das jämmerliche Al-  
raunenmännlein mit Augen sieht, das ihm  
Donna Tulpe geboren hat, verwirft er leuf-  
zend die Absicht:

Ach, nun kann ich ihn nicht Christoph  
Tausen lassen, wie ich wollte,  
Denn er ist ein Diminutivum  
Eines Menschen, und die Knaben  
Würden, herzlos ihn verkleinernd,  
Ihn nur rufen: Kleiner Töffel.

Respektvoller geht Otto Julius Bierbaum  
mit den »drei guten Gesellen« Rupprecht,  
Nikolaus und Christoph um:

... sie sind so lieb und ungeschlacht  
Und ganz aus deutschem Markt gemacht;  
Milbherzig rauh, fraghaarig lind,  
Des deutschen Gottes Angefin.

Freilich geschieht diese Verbeugung unter  
dem Eindruck der Christophorusbilder von  
Hans Thoma, der selbst dem Heiligen in  
treuherzigen Altersversen gehuldigt hat:

Christophorus, ein wetterstarker Held,  
Trägt auf den Schultern stark  
Das liebe Christkindlein.  
Sollte das so schwer denn sein,  
Daß es ihn brüdt so arg?  
Ja, er trägt den Herrn der Welt!  
Das fällt dem Starcken schwer,  
Wenn er durch wilde Wogen hin  
Das Zarteste, den Kinder sin n,  
Wahren soll im tüd'schen Lebensmeer.

Endlich, in unsern Tagen, die in franter  
Sehnsucht wieder den Rückweg suchen zur  
verlorenen Einsalt alter Zeiten, ist Chri-  
stopher sogar ins Drama und auf die Bühne  
gekommen. Aber es ist ein merkwürdiges  
Stück, das »groß und schön Legendenpiel«,  
das der junge Diebenschmidt nach ihm be-  
nannt und das Königsberger Neue Schau-  
spielhaus anfangs 1920 sogar aufgeführt  
hat (Würzburg, Patmos-Verlag). Halb  
dem Holzschnittstil der mittelalterlichen Mi-  
sterien, halb der bunten Silberbogenmanier  
unsrer Moralitäten und Fastnachtsspiele an-  
gepaßt, stellt es den heidnischen Riesen,  
einen bayerisch auftrumpfenden Kraft-  
huber und Kaufbold, der uns darin erinnert,  
daß die entartete Legende den Stoffel auch  
zu einer Art Hausknecht im Himmel gemacht  
hatte, auf seiner Suche nach dem höchsten  
Herrn mittenhinein in den Nacht- und Be-  
sitztreit dieser tollen Welt. Dem Dichter-  
Jüngling, dem Armen, dem Reichen, dem  
Ritter, dem Richter, dem König, der schönen  
Frau Welt bietet er nacheinander »in Treu  
mit vielem Fleiß« seine Dienste an. Bis  
er endlich von dem gottseligen, sich im  
Flammentode jubelnd seiner himmlischen  
Liebe opfernden Jüngling auf den wahren  
Herrn hingewiesen wird, der sich ihm nun  
durch das Kind, seinen »liebsten Diener«,  
offenbart und ihn zum »Christträger« weibt.

So umarmen sich nun wieder, in dieser  
zugleich modern expressionistischen und alter-  
tümlich naiven Dichtung, Frömmigkeit und  
Vossenhaftigkeit, die beiden Mächte, die vor  
Gott und dem Dichter gleich groß oder klein  
sind, und der Kreis, darin sich die Sage  
vom heidnisch-heiligen Christophorus durch  
Höhen und Tiefen, Himmel und Hölle, Fröm-  
migkeit und Spott bewegt, ist geschlossen.



Kunst. Richard Börsching, Starnberg 1919

*Hermann Keyserling*

## Hermann Graf Keyserling

Von Dr. Robert Cormegh (Darmstadt)

**D**urch eine falsche Fragestellung über das Wesentliche des Seins kennt sich der europäische Mensch besser aus im Reiche der fernsten Sterne als über die Urgründe in seiner Brust. So führt den, der wesentlich werden will, der kürzeste Weg zu sich selbst — um die Welt. Die »Menschheit im Menschen« muß er in den Spiegelungen verschiedenster Rassen gedeutet haben, um das eigne Bild in neuer Brechung zu schauen. Graf Hermann Keyserling, einer der wenigen deutschen Denker, denen es glückt, gehaltvolle Tiefe mit leichter Form zu verbinden, ging in seinem bedeutsam-

sten Werke, dem »Reisetagebuch eines Philosophen,«\* diesen Weg. Als Forscher nahm er seinen Ausgang von der Naturwissenschaft. Diese glückliche, gesicherte Grundlage verlieh ihm die

\* Die Schriften des Grafen Keyserling (alle in Otto Reichls Verlag in Darmstadt): Das Reisetagebuch eines Philosophen. — Prolegomena zur Naturphilosophie. — Unsterblichkeit. — Das Gefüge der Welt. — Deutschlands wahre politische Mission. — Was uns not tut; was ich will. — Der Weg zur Vollenbung. — Philosophie als Kunst.

Fähigkeit, mit dem Fernsten sich vertraut zu machen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren. Dabei überschätzt er das Greifbare nicht, auch das Begriffliche wirkt real, und Stimmungen, eine psychische Atmosphäre wie Haß und Liebe, sind nicht mindere Kraftquellen als Elektronen.

Eine protäische Begabung, die ihm seit seiner Jugend selbstverständlich erscheint, befähigt ihn, sich bis in die feinsten Poren einzutasten in die Geisteswelt der verschiedensten Rassen. Landschaft und Kunst werden ihm dabei Wegweiser ins Land der Seele. Im indischen Menschen offenbart sich ihm der tiefste Sinn des Religiösen; das soll die Formel deuten »Buddha größer als Christus«, deren Gegenspiel Kesperling wohl kennt. In China erlebt er die Menschen in jeder Daseinsstufe als vollendeten Ausdruck ihrer selbst, und er enthüllt an den Chinesen das Wesen des wahren Konservatismus. In Japan wird alles Sein zum heiteren Spiel der Kunst, selbst die gewerzte Natur wird künstlerisch, nicht Künsterei. Von dieser Einfühlung werden Streiflichter auf das Liebesleben geworfen.

Ob Kesperling am Bug des Schiffes lehnt, einsam über dem Meere schwebend, ob er am Aquarium in Honolulu die reichen Formen der Natur betrachtet, überall baut er Brücken zum Unendlichen. Jeder Umweg öffnet Wege. Eine tiefe Sehnsucht treibt Kesperling, und wenn wir sein Trachten religiös nennen, so geben wir damit bildhaft seine Wesenseinstellung, wie er selbst die »Moral« Chinas als Religion erfährt. Nachdem Kesperling am Schluß seiner Reise in Amerika den stärksten, jugendlichsten Exponenten des westlichen Menschentums kennengelernt hat, deckt er die Untergründe dieses mechanisierten Daseins auf. Er wägt Westen und Osten gegeneinander ab, weiß, daß dem Inneren der Charakter ebenso abgeht wie dem Europäer die Harmonie zwischen dem Seinsgrund und dessen Erscheinung im Leben. Doch da er zum westlichen Menschen spricht, fordert er seine »Orientierung«. Wie die Kirchen des Abendlandes ihre Pforten im Westen zwischen den festgefühten Türmen haben, das Heiligste dem Osten zugekehrt, so soll der europäische Mensch das feste Gefüge seiner reichen Erkenntnisstufe, seinen Charakter, sein Forschen nicht aufgeben, aber alles durchglühen durch tiefste Wesenheit. Das Können neu zu beseelen, das ist die Orientierung, die Kesperling fordert. Aus dem Gebot der Stunde geboren, wendet sich diese Mahnung an ein Europa am Scheidewege. Will diese Halbinsel am großen asiatischen Kontinent verzichten auf die ihr gestellte Aufgabe, dann schreite sie weiter den Weg, der schon durch das Blutmeer des Weltkrieges sie führte, sonst lehre sie um, zurück zur Wiege

tiefsten Menschentums, zum Orient. Doch nicht um hier in neuer Kindheit Vergangenes zu vergessen, zu verlernen, nein, die Bürde der Vergangenheit auf dem Rücken, schreite sie aus dem Lande der Erkenntnis dem Sinn des Lebens zu, das sich der heimkehrenden europäischen Seele nun weiter und tiefer öffnen soll.

Bei seinem Urteil über Europa wirkt Kesperling streng, aber gerecht. Auch wo er an Menschen oder Systeme seine Maßstäbe der Werte anlegt, will er Gerechtigkeit. Er ist der erste Denker, dem die Theosophie mehr als leere Phantastik bedeutet, der für Rudolf Steiner Worte der Anerkennung findet. Er kennt die schädliche Wirkung negativer Impulse, sie mehrt das Entgegenstrebende, daher sein Darlegen, das Betonen der guten Seiten. Hier ist nicht Schwäche am Werk. Und doch sind gerade aus jenen Gegenden seine Gegner erwachsen. Alle Feindschaften aus Ressentiment quellen aus Gründen, die sich schließen, wenn in sie das Licht der Erkenntnis fällt. Goethes Wort über Lord Byron, von Joh. P. Edermann überliefert (11. Juni 1825), deutet dahin und gibt eine Handhabe, die Gründe des Ressentiments gegen Kesperling zu erklären. »Dem edlen Lord«, sagte Goethe, »fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurteiler sämtlich aus der Mittelklasse, die dann freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selbst zu schätzen Ursache haben.« Dabei müssen wir das Wort »Mittelklasse« im Doppelsinn fassen: geistig und bürgerlich.

Kesperlings Art zu philosophieren, die Grundlage seines Wesens, seine geistige Struktur ist aristokratisch.

Wenn er in seinem »Reisetagebuch« wünscht, es möchte ihm gelingen, die Grenzen seines Ich zu sprengen, um andre Figurationen anzunehmen, so wird dieser Wunsch als Antithese eines starken Ichbewußtseins begreiflicher. Kesperling ringt, wie jeder tiefere Mensch, nach Objektivität (denn allzu stark betonter Subjektivismus ist immer das Zeichen von Niedergangsepochen, von Zerfetzung), aber er bleibt doch in seiner Grundlage der Aristokrat, der gerade von seinem Ich aus eingreifen will in das Rad des Geschehens.

Von Jugend an war er gewohnt, über seiner weiteren Umgebung zu stehen; die Stellung eines baltischen Magnaten brachte dies unwillkürlich mit sich. Reich, unabhängig, lebhaften Geistes inmitten einer Atmosphäre hoher überlieferter Geistigkeit, konnte er nach allen Seiten greifen, die lockten. Hemmungen der äußeren Umstände gab es für ihn nicht; daher die Sehnsucht, hemmungslos ins Grenzenlose zu schwei-



Otto Bauriedl:

Föhniger Frühwinter





fen. Er will sein Ich auflösen, weil er die Bedeutung seiner Person als Hindernis empfindet auf dem Wege zur reinen Erkenntnis. Auch die Art seines Philosophierens hat Weltmännisches, die biedere bürgerliche Note fehlt. Der Weltmann beachtet die äußere Form genau, um innerhalb ihres Rahmens desto freier zu sein. Ahtet er die Satzung der Konvention, so steht er über den Gesetzen.

An irgendein Erlebnis, an eine Lektüre anknüpfend, entwickelt Keyserling fessellos seine Gedanken. Leichtfüßig springt er von diesem zu jenem. Er verwirft jedes philosophische System als Enge und Einschränkung und will nicht bemerken, daß auch der schönbar Systemlose immer Systematischer bleibt, gebunden an die Systematik des eignen Denkens. Auch seine Lehre läßt sich zusammenfassen als ein Geschlossenes, und wenn Keyserling selbst zur Gründung einer »Schule der Weisheit« schreitet, so ist das die praktische Folgerung, der Bau auf festgefügttem Grunde. Freilich werden in dieser Schule keine Ansichten gelehrt, sondern der Weg zur Einsicht gewiesen; dennoch soll die Atmosphäre der Schule der Weisheit ein Fluidum ausstrahlen, dem sich der Schüler nicht entziehen kann, und diese Atmosphäre wird durch Keyserling, durch seine Persönlichkeit auf Grund ihrer Weltenteilung geschaffen. Also ist seine Person der beherrschende Mittelpunkt, der Brennpunkt, der die gesammelten Strahlen der Weisheit, da es Zeit ist, ins Weite sendet.

Keyserling ist den Weg über den Osten gegangen, hat den tiefen Gegensatz zwischen östlicher und westlicher Menschheit im Gegensatz zwischen Seins- und Könnenskultur erkannt. Beide auf einen Renner im europäischen Menschen zu bringen, wurde ihm Lebensaufgabe. Um zu erfahren, was uns not tut, lebte er sich in alle Lehren und Sitten des Ostens ein.

Das Wesentliche echter Gläubigkeit empfing er vom Hindu, im Staate lebendig gewordene Weisheit in China, das Ästhetische als Triebkraft alles Daseins in Japan.

Daneben tritt als stärkster Ausdruck westlichen Menschentums Amerika, ein junges Land, auf der Stufe der Kindheit, wie Kinder hemmungslos in der Richtung seiner Triebe. Gerecht gegen alles Augenblickliche, wie Kinder unter sich stets das Richtige treffen, ungerecht allem Alten gegenüber. Wir bewundern, wie Keyserling in Ceylon ganz buddhistischer Mönch wird, am Benares von der heiligen Atmosphäre des Stromes sich bannen läßt, nicht gleich andern Europäern nur Schmutz und Elend um sich wahrnimmt. Um zu verstehen, wie diese Menschen fühlen, tastet er sich in ihr Seelenleben ein. Er amalgamiert sich dem chinesischen Bauern, wird Gelehrter mit den Schriftgelehrten und so fort.

Doch diese Proteusnatur fordert für ihre Vielgestaltigkeit, für den Reichtum im Wandel der Formen von ihrem Träger ein Opfer. Wer so Erlebnisse, die ihn ganz erfüllten, die er ganz erfüllte, hinter sich werfen kann, in andre Gestaltung sogleich einzugehen, dem fehlt Liebe. Innerlich kühl muß der Mensch sein (viele große Menschen wappneten sich mit dieser Kühle um ihres Weges oder ihrer Lehre willen, so Kant, der Fanatiker der Pflicht), der Zustände, Menschen mit leichter Hand über Bord wirft und aufgibt. Auch hierin ist Keyserling Aristokrat. Der Aristokrat übt vor allem Selbstbeherrschung, um jeder Lebenslage Herr zu sein. Er darf, das lehrte man ihn, seine Gefühle nicht zur Schau tragen, so verkümmert allmählich das Fühlen in dieser Richtung. Daher ein unverkennbarer Mangel für Kenntnis und für das Erkennen fremder Individualität. Auf dem Ozeandampfer sieht er nicht Einzelmenschen, nur Typen. Den Typus kann man kalten Forscher-  
auges studieren, den Menschen muß man lieben, soll er sich uns erschließen, wollen wir in seine Wesenheit eindringen.

Hier türmt sich die Mauer um Keyserling, die seine Wirkung geringer macht, als sie nach seiner Bedeutung sein müßte. Denn er will ja in seiner Schule der Weisheit den Menschen auf sein eignes Zentrum zuführen. Dazu genügt nicht suggestive Atmosphäre, genügt nicht eine starke Persönlichkeit auf der Höhe der Erkenntnistiefe einer Zeit, dazu ist vor allem Liebe erforderlich, damit sich die Kelche dem fruchtverheißenden Samenkorn einer Lehre erschließen. Diesen Mangel, der durch andre Vorzüge Keyserlings bedingt wird, erkennen seine Gegner nicht, nur die Kühle empfinden sie, die ein »Zehn Schritt vom Leibe!« dem unbefugten Nahenden zuruft. Aus dem dadurch erzeugten Ressentiment durchstöbern sie seine Schriften und suchen ihm unsoziale Gesinnung nachzuweisen. Dieser lächerliche Vorwurf wird schon durch die Tatsache der Gründung der »Schule der Weisheit« und durch ihre Organisation widerlegt. Wenn in ihr die gegnerische Wechselrede verboten ist, so beruht der Grund dafür auf sozialem Wollen. Meinungen werden ausgetauscht, nicht bekämpft. Negative Impulse sollen in diesem Kreise nicht wirksam werden, nur positives Zusammenarbeiten verbindet die Menschen. Von dieser Warte muß man auch die Stellungnahme Keyserlings zu den Theosophen oder zu Rudolf Steiner betrachten. Er setzt sich mit ihnen auseinander, indem er vor allem ihre wertvollen Seiten ins Licht rückt; hierbei werden auch ihre Schattenseiten deutlich. Daran nehmen die Anhänger Steiners Anstoß; ihre Sonne duldet keine Nebelflecken.

Der Stil der Keyserlingschen Schriften erinnert an die plaudernde Art französischer

Philosophen. Es ist Konversationsstil, der angeschlagene Afforde vielseitig moduliert. Daran sind wir in Deutschland bei unsern Philosophen nicht gewöhnt. Man ist entweder schwerfällig, beladen mit dem Rüstzeug der Wissenschaft, oder schreitet auf dem Rothurn des Wortes. Auch hierin verrät Kesperling den baltischen Edelmann. Die gesellige Kultur im Baltikum unter den Deutschen stand noch bis zuletzt in ihrer Form unter der Aberlieferung aus der Goethezeit. Man durchflocht seine Reden mit möglichst viel Fremdwörtern und knüpfte an jedes Thema die Fäden vielseitigster Erörterungen an. Die stillen Abende auf den großen Landsitzen schenken die nötige Ruhe bei sonstiger Unabhängigkeit, allen Neigungen nachzugehen, und kam man gelegentlich gesellig zusammen, dann sprudelte im Gespräch lebhaft hervor, was man in Ruhe mit Verständnis und Bedacht eingetragen und innerlich verarbeitet hatte. In diesem Stil schreibt Kesperling seine Werke. Ein glänzendes Gedächtnis unterstützt ihn dabei; denn gleich Spengler hat er viel gelesen, nur ist er denen, aus welchen er geschöpft hat, dankbarer als jener. Wie einen Roman soll man das Reisetagebuch lesen, aber ich glaube nicht, daß der gewohnte Romanleser in das Werk eindringen wird. Es fordert Kenntnisse und eine Stufe

der Erkenntnis, die den Romanlesern meist abgeht. Doch Kesperling hält ein »Über-die-Köpfe-sprechen« für besser, als zu seinem Hörer hinabzusteigen. Er schreibt leichtflüssig, nicht im gewohnten Sinne populär. Einmal kommen Stunden, wo manches vorher Unverständene plötzlich aufleuchtet. An diese letzte Andeutung läßt sich der Hinweis auf den größten Wert Kesperlings für unsre Zeit anknüpfen: Er ist Optimist, zukunftsfröh! Dem Propheten des Untergangs des Abendlandes steht er seine tiefergegründete Lehre voller Hoffnung entgegen.

Wo jener Trümmer sieht, sterbende Waldbesriesen, erfreut sich sein Auge am Urgestein, auf dem in loderem Erdreich das erste Grün neuer Saat sich zeigt. In Zukunft bauen kann nur der Hoffende, Gläubige.

Möchte daher Kesperling vielen ein Führer sein; auch dazu eignet er sich als Aristokrat (hier nicht im Sinne des Stammbaums gedacht). Nur dem Herrenmenschen folgt die Herde. Nur, wenn sie folgen dürfen, werden die meisten objektiv. Wir aber müssen über den Subjektivismus unsrer Gegenwart zur Sachlichkeit schreiten; dann erst wird Sein und Können verbunden den Menschen der Zukunft, eine bessere Zukunft gebären.

## Knecht Ruprecht und das Christkindchen

Ein Kindergedicht von Albert Sergel

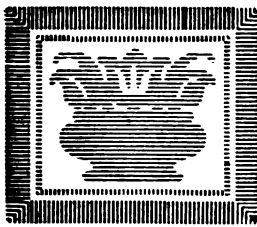
Blank liegt der Schnee, und der Wind weht kalt.  
Knecht Ruprecht stapft durch den Winterwald.  
Es drückt der Sack den Rücken schwer;  
Doch schleppte er gern für die Kinder noch mehr.  
Wie hat das wieder so toll gefroren;  
Fest reibt er die Hände und wärmt sich die Ohren.

Da fällt ein Licht durch den dunklen Wald:  
»Wohin des Wegs?« eine Stimme schallt.  
Zwei Englein zur Seite, wie hergeweht  
Das Christkind leblich vor ihm steht:  
»Du treuer Alter! Die Weihnachtszeit  
Bringt Liebe Arbeit für uns beide!  
Ich seh' dich immer wandern und mühen  
Und schwerbepackt deine StraÙe ziehen. —  
Auch jetzt magst du nicht müßig stehn:  
Wohin soll denn die Reise gehn?« —  
»Ich muß noch weit,« Knecht Ruprecht spricht,  
Und ein Lachen läuft über sein braunes Gesicht.  
»Dort drüben, am Waldrand, im fernen Städt-  
chen,  
Harren meiner viel Buben und Mädchen,

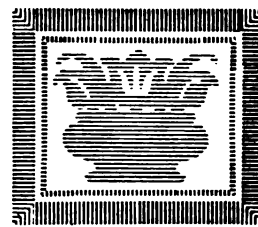
Haben die Schuhe herausgestellt  
Und erhoffen sich eine süÙe Welt.  
Besonders zu Sergels wollt' ich hinein:  
Da soll eine kleine Schwester sein,  
Der wollt' ich beschenken, und Lisa und Inge —  
Du weißt, Schokolade und derlei Dinge.«

Christkindlein lächelt: »O wie schön!  
Doch hör': da möcht' ich selbst hingehn.  
Gib drum das Allerchönste mir  
Aus deinem Gabensack herfür.  
Ich schwebel leis die Treppe hinauf;  
Du weckst mir nur die Senta auf  
Mit deinen schweren Pelzstiefelritten — —  
Sei gut, und laß dich nicht lange bitten!«

Ob er es tat, und was an Gaben  
Die Sergel-Kinder gefunden haben,  
Als sie im Frühlichtdämmerchein  
Die Schuhe sich holten ins Bett herein,  
So laß mir's tut — Ich kann's euch nicht sagen:  
Da müßt ihr Inge und Lisa fragen!



**Georg**  
Eine Weihnachtserinnerung  
Von Heinrich Peters



Als ich ein kleiner Knabe war, standen vor dem väterlichen Pfarrhaus zwei schöne blanke Pfeiler, die das große weißgestrichene Tor hielten. Dann kam hinter der Brücke die breite schnurgerade Chaussee, denn wie ein langer gerader Stod hielten Kanal und Chaussee die einzelnen Höfe des Dorfes an fester Schnur.

Auf den weißen Pfeilern konnte man vortrefflich sitzen, und ich saß auf dem einen und Georg auf dem andern. Es war der Tag vor Weihnacht, es schneite, und gerade hatte die Betglode zum Mittag geschlagen. Wir trugen beide rote Pudelmützen und braune Röcke, und wir spielten ein besonders feierliches Spiel: Kaiser, König und Papst. Mit dem Throne kamen die Würden, und ich als Pastorenjunge war der Kaiser vom Norderende und Georg als Lehrersohn König vom Süderende und der Vater Papst des Kirchenstaates. Das waren zwei Gasthäuser und Läden, Kirche, Pfarrhaus und Schule. Guckten, Georgs Bruder, war Fürst zur Sprengung und meine Schwester Maria Herzogin von Moorwettern. Wie Homers Hellen stritten wir uns erst gewaltig mit Worten und dann mit Füßen und Häuften, aber die Suprematie des geistlichen Schwertes war unbestritten.

»Meine Hörigen an der Aue haben mir den Tribut verweigert,« sagte ich mit kaiserlicher Würde, »aber ich werde ihnen mit meinen Mannen die Weihnachtslichter anzünden, daß sie den roten Hahn krähen hören.«

»Meine beiden braunen Kühe haben gekalbt.«

»Lieber Georg, das ist einem König ganz egal. Außerdem komme ich doch und raube sie mit der Schärfe des Schwertes und mache daraus für mich einen Weihnachtsbraten. Aber hört einmal, Majestät, habt Ihr wohl gemerkt, wie unsre Feinde in Cadenberge sich rüsten wider uns? Wollen wir nicht ein Bündnis schließen und sie im Duellental zum Kampfe auf Leben und Tod fordern? Ich habe noch zwei Gummischläuche und einen alten Schuh und einen Kriegsschädel. Was meint Ihr, lieber Vetter?«

»Ja, aber sie sind uns man über, und das letztemal habe ich mir den Rock zerrissen und Schelte bekommen.«

»Was? Schelte? Sind wir denn nicht die großen, freien Herren der Welt? Alle, alle müssen sie uns gehorchen, und gleich nach Weihnachten ziehen wir los. Ich glaube — ich weiß natürlich gar nichts, aber ich glaube, ich bekomme eine Mannenuniform, weißt du, mit

einer richtigen Lanze und einem Panzer, und du hast doch deinen Indianerspeer. Die Jungens kriegen wir schon zusammen. Ich will gleich morgen eine Proklamation hier annageln, dann sehen sie's, wenn sie zur Kirche müssen. Und wir nähen uns rote Kreuze auf die Schulter, denn wir sind Kreuzfahrer, und in Cadenberge glauben sie nicht das Richtige.«

»Woher weißt du das?«

»Das hat mein Vater gesagt.«

»Ja, mein Vater kann den Cadenberger Lehrer auch nicht leiden, und die Molkerei da ist schmutzig und schlecht. Wie fein ist unsre! Wollen wir noch ein bißchen hin?«

»Nein, Georg,« sagte ich, »es gibt gleich was zu essen. Was wünschst du dir denn von deinem Wunschzettel am allermeisten?«

»Nermel, hundert Stück, dann habe ich die meisten in der ganzen Schule.«

»Bunte oder schwarze? Ach, die von Glas sind schön! Aber wenn man nachsieht, ob wirklich was drin ist, dann findet man nie was, und die schönen Kugeln sind laputt.«

»Und eine ordentliche Pistole will ich haben, nicht so 'ne mit den Zündblättern, sondern mit richtigem Pulver. Und, paß' man auf, ich krieg' sie.«

»Weißt du das bestimmt? Weißt du, Georg, Pulver habe ich noch genug, aber es darf niemand wissen. Dann schießen wir morgen Späßen oder Hechte. Zu famos! Ach, Georg, noch sechs Stunden, das sind dreihundertsechzig Minuten, und sechzig mal dreihundertsechzig Sekunden, das ist eine entsetzlich lange Zeit. Zu langweilig! Aber schön ist's doch! Oh, wie ich mich freue! Heute, Kinder, wird's was geben.«

Und wir schrien wie zwei Wilbe und wären um ein Haar vom Throne gefallen in die Spitzen des Gitters, und die roten Pudelmützen glühten vor Lust.

»Junge,« sagte meine Schwester, »mach' nicht so'n gräßigen Lärm! Und außerdem sollst du hereinkommen.«

»Mariechen, Herzogin von Moorwettern, morgen hast du aufgehört zu regieren, und ich gründe ein Weltreich wie Napoleon.«

Das war ihre schwächste Seite; Napoleon haßte sie bis in den Tod.

»Du mich entthronen? Du mich entthronen? Vor Aufregung konnte sie kaum sprechen. »Komm nur runter, dann sollst du's schon sehen.«



»Ich durchbohre dich im Zweikampf — mit meiner neuen Lanze.«

»Woher weißt du denn, daß du eine kriegst?«

»Ach, ich dachte nur.«

»Heini, du hast durchs Schlüsselloch gesehen.«

»Du auch, du warst noch heute morgen am guten Zimmer.«

»Nein, ich habe nur Staub gewischt.«

»Ach was, Mädchen sind alle neugierig, und überhaupt Mädchen!«

»Ich bin die Jungfrau von Orleans.«

»Ja, das ist herrlich,« sagte ich, »wir wollen dich verbrennen, das mußt du dir gefallen lassen. Nachher kriegst du einen Heiligenschein aus Goldpapier, ich habe noch genug von dem Stern für den Tannenbaum übrigbehalten.«

»Heini! Mariechen!« rief die Mutter, und wir glitten herunter.

»Georg, nach der Kirche heute abend sage ich dir noch etwas,« rief ich ihm nach. »Und sag doch bitte deinem Vater, er möchte den Stern an der Orgel schon heute abend gehen lassen. Bitte, bitte, vergiß es nicht.«

Die Jungfrau von Orleans und Napoleon liefen ins Haus, und es war Weihnachten, liebe selige Kinderweihnachten, mit Festesglanz und Pfannkuchen, mit den lieben alten Liedern und der seligen Erwartung, mit Schnee und Eis und einer dunklen kalten Abendkirche mit zwei großen Tannenbäumen und einer entsetzlich langen Predigt. Alles, wie es sich gehörte.

Es war in der Mitte der Predigt. Der Vater stand auf der Kanzel, und die beiden Kerzen rechts und links beschienen sein mildes freundliches barloses Gesicht, auf dem der Friede Gottes geschrieben stand. Er umklammerte mit den Händen hin und wieder die rote Vede, die die Brüstung bedeckte. Das hätte ich gar zu gern einmal nachgemacht. Wir saßen, wie sich's gehört, auf der vordersten Bank mit biden Fußsäcken und Wärmsteinen darin, denn es war bitterlich kalt. Auf dem Altar stand das neue Transparent, und in der weiten Kirche stand vor jedem Gesangbuch ein einsames kleines tropfendes Licht. Und wenn ich mich heute im dunklen Zimmer umbrehe, habe ich den ganzen zauberhaften mystischen Anblick noch immer vor mir. Unfre Bank war wohlgefüllt, denn außer der Jungfrau von Orleans hatte ich noch fünf Geschwister, wie sich das für ein rechtes Pfarrhaus gehört, und die beiden Ältesten waren Studenten und saßen mit Klemmern und hohem Kragen feierlich und ernst da. Die Mutter verwandte kein Auge von der Kanzel; in ihrem lieben Gesichte lag eine strenge und doch ein wenig schwärmerische Andacht. Dann kam ich, und dann die treue Hausgenossin, die Lehrerin unsrer Jugend. Ihr kleines, etwas spitzes Gesicht war rot vor Kälte, und ein ganz

kleiner Tropfen schaukelte an der Nasenspitze, und die Lichter spiegelten sich darin.

Nun war die Einleitung der Predigt vorbei und von den vier Teilen die ersten beiden. Gottlob, die waren immer die längsten, und vor dem letzten, vierten hatte ich überhaupt keine Angst mehr, so kurz war er meistens. O du wunderschönes Amen des Schlusses, wie freute ich mich auf dich! Wie richteten sich die Schlafenden bei dem Zauberwort umständlich und etwas verstoßen in die Höhe, als wenn sie aus tiefem Nachdenken sich ermunterten! Wie lebendig wurde es in der Kirche von Husten und Schnutzen, von Fußeschurren und Gesangbuchblättern! Nun mußte es ja bald kommen, und dann ging es hinauf ins gute Zimmer, und dann wurde das Lied gesungen »Gelobet seist du, Jesus Christ«, und dann, ach ja, dann! ...

Ich drehte mich um und suchte Georg auf der Orgelempore. Er war scheinbar nicht da, wenigstens konnte ich ihn nicht entdecken. Sein Vater aber saß vorn, ganz dicht an der Brüstung, breit und ehrenfest, mit etwas martialischem Barte und einer energischen Nase. Er hatte den Stern doch nicht spielen lassen, aber morgen beim Hauptgottesdienst mußte er's tun.

Das Amen kam, und der Schatten des Vaters stieg die Treppe an der weißen Wand herunter. Die Orgel spielte, und aus vollem Herzen sang die Gemeinde den Schlußvers von der schönen Weihnachtsstunde Jesu. Der uralte Segen aus der heißen Wüste des Morgenlandes klang geheimnisvoll und vertraut durch die kalte einsame Dorfkirche des Nordens. Die Männer besaßen das Futter ihrer Zylinder, und die Frauen beugten die bloßen Köpfe, und die kleinen Jungen und Mädchen machten es mit den Mügen und den straffen blonden Scheiteln getreulich nach. Ich guckte auch in die rote Pubelmüge, und dabei zwinkerte ich Maria zu, und sie zwinkerte wieder.

Als wir herausgingen, stand auf dem Kirchhof der Organist und eine ganze Menge Jungen um ihn herum. Ich ging auch herzu, ich mußte Georg noch etwas sagen.

»Hat ihn denn keiner von euch gesehen?« fragte sein Vater.

»Nein,« antwortete der Chorus.

»Klod veer Uhr wor he bi Wienbarg,« sagte ein kleiner Bengel mit entsetzlich blassem Gesicht und einem riesenhaften Mantel.

»Ja, er hat Streichhölzer bei uns geholt,« bestätigte Willi, der künftige Großkaufmann, und nahm die Hände aus den Taschen seines modischen Mantels.

»Na, der soll mir man nach Haus kommen!« Der etwas jähzornige Herr Organist schob den Kragen hoch, nahm die kleine Laterne und ging zwischen den Gräbern davon. In der Tasche klipperte das Geld der Beden, das er mit-

zunehmen pflegte, und das Licht seiner Laterne huschte ab und zu über ein weißes Kreuz oder einen schwarzen Stein. Der kleine betende Engel, der Stolz des Kirchhofes, leuchtete einen Augenblick aus dem Dunkel auf. Dann war er verschwunden.

Georg war nicht in der Kirche gewesen. Wie konnte das nur möglich sein am Weihnachtsabend! Die Kirche war ja sicher manchmal ein etwas bitteres Tor, aber am Weihnachtsabend gehörte sie dazu, und ohne das war es keine rechte Weihnacht.

Aber Georg und Kirche und Engel versanken vor dem strahlenden Glanze des Lichterbaumes und vor der blanken, wunderschönen Lanze mit dem Fähnlein und der herrlichen Spitze.

Der Abend war schon ein gut Stüd vorbei-geglitten, und es war so heimlich und gemüthlich, wie es nur an diesem Abend sein kann. Die Stollen und Pfeffernüsse lüfteten sich, der Tannenbaum war erloschen. Maria hockte mit den Fingern in den Ohren über dem »Essen-reigen«, der Vater sprach mit dem einen Studenten, und der andre spielte ganz leise am Klavier eine Melodie. Er war immer etwas schwermüthig, und sein schmales, feines Gesicht zeigte leicht einen wehmüthigen Zug.

Da hörten wir unten die Haustür gehen, und die alte Glode klorrte rostig.

Das Mädchen ging hinunter. Nach wenigen Minuten kam sie blaß und aufgeregert zurück.

»Herr Organist ist unten und — und — und Georg ist ertrunken.«

Da sah und hörte ich nichts mehr.

Ich habe in meinem späteren Leben manche gefährvolle Stunde erlebt. Eine Nacht brachte ich auf einer versiegenden Wiese zu, hoch oben im Gebirge, und hörte eine Kirchenglocke fast senkrecht aus der Tiefe schlagen. Das Hurra der Kompagnie trieb uns zum Sturm, die Grauen fielen rechts und links, und eine Granate überschüttete uns mit Dred. Das Herz pochte wohl, aber ich wußte, wo ich war und was ich tat. Damals aber stockte mein Herz, ein sonderbarer Nebel lag vor den Augen, und ein sonderbares dumpfes Summen lag im Ohre. Es sind mir auch später noch zwei oder drei Momente gleicher Art in der Erinnerung, und ich denke, einer steht mir noch bevor.

Georg ertrunken — das war ja gar nicht möglich!

Ich mußte ihm doch noch zwanzig Mermelsteine wiedergeben, und wir wollten doch morgen Schlittschuh laufen, und er war doch immer mein Adjutant, und er mußte doch die Lieder in der Kirche an den Tafeln aufstellen, und er wollte doch Soldat werden, Dragoner, und wir wollten doch die Cadenerberger Jungen verhauen. Nein, das war gar nicht möglich!

Armes reiches kleines Kinderherz! Was dünnt dir unmöglich? Viel, viel weniger, als es im späteren klugen Leben der Fall ist. Du hältst die redenden Bäume und die Wunderlampe Abadins noch für Wahrheit, du glaubst fest an die Güte und Liebe der Menschen, aber wenn dir etwas unmöglich erscheint, dann ist die Trauer und die Enttäuschung um so tiefer. Die ersten Hammerschläge, die das Schicksal gegen den festen Turm deines Glaubens richtet, sind die schmerzhaftesten und wichtigsten. Späterhin bröckelt fast von selbst ein Stein nach dem andern ab, bis du auf den Trümmern stehst und dir mühsam ein neues klägliches Häuschen baust.

Armes reiches kleines Kinderherz! Der Nebel versank, und die Augen sahen wieder die Lampe und die verstörten, erschrockenen Gesichter um sie herum. Das Summen des Ohres stockte und verhallte, und die harten, erbarmungslosen Tatsachen schlugen an dein Bewußtsein. Da mußt du es ja glauben.

Georg war am Nachmittag in der Dämmerung, um die Ungebuld des Herzens zu kürzen, noch ein wenig auf das Eis des Kanals gegangen, das fest und stark war. Aber an einer abgelegenen Stelle war er in eine Wale geraten. Kein Mensch hatte die Hilferufe des versinkenden Knaben gehört; späterhin erinnerte sich wohl der eine oder andre eines leisen fernen Schreies. Erst spät, nach der Kirche, als er nicht einmal zur Beseherung ins Elternhaus gekommen war, hatte man ihn gesucht. Der zitternde Schein einer Laterne hatte zufällig seine rote Pudelbmütze auf dem schwarzen Eise getroffen. Und dann hatten sie ihn gefunden.

Die Tränen schossen mir in die Augen nach dem ersten Schreden. Aber vor den Mädchen durfte man nicht weinen. So stahl ich mich hinaus. Die Haustür stand offen, der Nachtwind wehte kalt herein. Der braune kleine Spitz war ganz außer sich vor Aufregung und wußte sich bei diesem unerhörten Ereignisse nicht zu helfen. So bellte er in ratloser Verzweiflung unaufhörlich. Er hatte ja wohl auch guten Grund dazu, denn Georg war sein Freund gewesen, wenn er ihm auch bisweilen Wasser in die Nase spritzte.

Das Schneetreiben hatte aufgehört, die Sterne funkelten am Himmel. Der Wagen fuhr langsam und majestätisch empor, und das große W der Cassiopeia leuchtete wie ein Diadem. Der weiße Schnee knirschte und glitzerte. Und wie ich mich in bitterlichen Tränen über das Geländer der Brücke lehnte und auf das blanke schwarze Eis hernieder sah, fuhr mir ein Schauer durchs Herz: da unten ist Georg gewesen! Wie entsetzlich kalt mußte das gewesen sein, nur gut, daß er seinen Sonntagsanzug noch nicht angehabt hatte! Er war immer mutig gewesen, ein treuer Schildknappe, und tapfer, wie nur

einer. Er hatte ganz sicher keine Angst gehabt. Ob er wohl geschrien hatte? Und ob er nicht doch am Ende wieder lebendig werden würde? Jesus konnte alles. Und ich faltete die Hände: »Lieber, lieber Gott, laß doch Georg nicht tot sein, bitte, bitte. Ich gebe dir auch meine Lunge, und ich will niemals wieder in der Kirche schlafen und niemals wieder hinter Betrunknen herlaufen. Ich will immer jeden Tag eine Stunde üben und niemals mehr draußen die Zeit vertrödeln. Lieber Gott, bitte, bitte, laß Georg nicht tot sein! Hörst du, lieber Gott? Gib mir doch ein Zeichen!«

Anwillkürlich sah ich zum Himmel empor, eine Sternschnuppe fiel — da war ich getröstet. Georg war ja gar nicht tot. Er flog nur eben da oben von Stern zu Stern, wie wir es uns so oft ausgemalt hatten, und morgen war er wieder da und gesund. Dann mußte er mir alles erzählen. Wie es wohl in dem riesigen weiten Raume da oben aussah, und ob er wohl etwas vom Himmel gesehen hatte?

In halbem Trost und halbem Zweifel lief ich zurück. Da kam der gute Vater, blaß und erregt, mit bloßem Kopf und weißer Halsbinde. Und neben ihm der weinende Organist. Sein Bart war noch wirrer als gewöhnlich, und unaufhörlich rollten die biden Tränen dahinein und bildeten schließlich kleine Eiskristalle. Als er mich sah, schluchzte er von neuem, nahm mich in seine Arme und gab mir einen Kuß gerade auf die Nase.

Da wußte ich, daß Georg doch gestorben war. Am Tage nach dem Weihnachtsfeste wurde er begraben.

Über Weihnachten war das Wetter umgeschlagen. Ein feuchter warmer Wind wehte vom Meere über das flache weite Land und brachte einen merkwürdigen Frühlingsrausch und viele kurze heftige Regengüsse mit vereinzelt Sonnenbliden. Die Gräben und der Kanal standen bis obenhin voll von einem frischen reinen Wasser, und der schwere Lehm Boden klebte in biden Schollen an den Füßen. Alles sah blühblank und frisch gewaschen aus, und die langen Pappeltäume der Chaussee bogen sich und knadten im Sturme.

Punkt zwei Uhr war das Begräbniß. Natürlich war das ganze Dorf zum drittenmal versammelt. Die Schulkinder gingen vor dem Sarge; eigentlich mußte der Organist an ihrer Spitze gehen und den Gesang leiten. Das war heute unmöglich. So vertrat ihn der junge, schwindelkranke Lehrer aus dem Norden. Krampfhaft hielt er ein riesiges weißes Tuch vor den Mund, und die Enden des biden Schals wehten nach rückwärts wie die Heimatwimpel eines Amerikafahrers.

Dann kam der kleine Sarg, schön schwarz mit

silbernen Griffen. Der Regen hatte ihn aufpoliert, und die Heide- und Tannenfränze lebten ordentlich auf in der warmen Feuchte. Unmittelbar hinter dem Toten schritten der Pastor und der Lehrer, einträchtig nebeneinander. Es war ein schönes Bild, trotz Sturm und Regen. Die Besschen flatterten wie aufgeregte Späßen, und das liebe freundliche Gesicht des Vaters hatte einen roten Hauch der Gesundheit. Der Organist weinte noch immer, aber die Tränen waren nicht mehr so bid. Ich wußte damals ganz bestimmt: wenn Georg in diesem Augenblick wieder lebendig herangesprungen wäre, dann hätte ihm sein Vater zu allererst einmal ein paar ordentliche Ohrfeigen gegeben wegen seiner Unvorsichtigkeit und ihn tüchtig gescholten. Ich schauerte ein wenig bei dem Gedanken, denn des Organisten Hände waren hart, und Georg bekam so leicht Nasenbluten. Vielleicht war es doch besser, daß er nicht wiederkam, wenigstens jetzt nicht.

Und dann kam der lange, lange Zug der Männer; die Frauen gingen nicht mit auf den Kirchhof. Die Zylinder wurden mit den Händen krampfhaft festgehalten und bogen sich doch immer wieder mit leisem Knall nach rückwärts und zur Seite. Tränentropfen vom Regen glänzten in den blanken Haaren der Hüte. Die Schirme waren feucht und glänzend schwarz und tanzten wie Bojen über der Flut. Aber sie waren handfest und solide, wie man's damals noch gewohnt war, sie hatten manchen Sturm miterlebt und auch wohl schon manches Begräbniß.

Nun fing die Glode an zu läuten, die Georg so oft gezogen hatte. Einmal rund um den ganzen Kirchhof und die Kirche ging der Zug, so wollte es die Sitte. Die Kinder sangen, die Füße quatschten im Dreck, die Nachbarn als Träger glitten, trotz der leichten Last schwankte der Sarg. Der Sturmwind pfiff um die Ranten des Sarges und verwehte das Lied zu einzelnen Tönen und den Klang der Gloden zu einzelnen Schlägen.

Das Grab war ganz in der Nähe des Engels. Mir fiel das zauberhafte Aufleuchten aus der Dunkelheit am heiligen Abend ein. Damals war Georg schon tot gewesen. Ob seine Seele vielleicht noch einmal auf dem Kirchhof herumgesprungen war, auf dem wir so gerne spielten? Und wo er jetzt wohl war? Ob er den ganzen Trauerzug wohl ansah? Dann freute er sich sicher über die große Ehre, denn es war ja ein so langer Zug, daß er den halben Weg einnahm. Ach, es mußte doch schön sein, begraben zu werden, wenn man vorher nur nicht sterben mußte.

Das Grab war glitschig und halb mit Wasser angefüllt. Das sahen wir gleichmütig an, denn es war im Winter immer so. Nun patzte der

Sarg hinein und schwamm so hoch, daß die Kränze fast über den Rand hinausliefen. Unwillkürlich dachte ich an eine Eisscholle. Wie herrlich hätten Georg und ich darauf spielen können, wenn das Grab ein Graben und der Sarg ein Baumstamm oder eine Eisscholle gewesen wäre, und wenn — ja und wenn Georg eben wieder lebendig wäre! Und das kleine Herz zitterte, aber geweint habe ich nicht. Kein Dünge weinte. Alle schnitten entsetzlich komische ernste Gesichter, sie hatten ihn ja alle so gern gehabt, und er konnte am besten die Mermel werfen, aber weinen tat kein einziger.

Die Schollen fielen, der Regen platschte, die Schirme knadten, die Menge verlief sich. Als die eiserne verbogene Kirchhofstür zufiel, kam ein kleiner freundlicher Sonnenstrahl über die Pfützen der Chaussee gebüsch.

Ich hatte Georg nicht mehr gesehen, der Vater wollte es nicht, er sollte schrecklich ausgehen haben. Aber am Abend, als der launische Tag in die stürmische Nacht überging, schlich ich zum Grabe und bohrte mit einem Stod ein tiefes Loch hinein, bis ich den Sarg zu fühlen glaubte. Dann ließ ich zwanzig Mermel und als legten eine bunte Kugel mit blauem und rotem Kern hineinlaufen und stopfte das Loch sorgfältig zu. Ich schämte mich recht von Herzen, denn ich wußte ja sehr wohl, daß Georg keine Mermel mehr nötig hatte, aber ich mußte es tun. Ganz egal, Georg würde sich mächtig darüber freuen, denn Mermel waren nun einmal sein Liebstes, und er konnte mit dem

haden Löcher drehen, so rund wie ein großer Eierbecher.

»Ich komme bald wieder,« sagte ich ohne Arg und Nachdenken. Geweint hab' ich auch ein wenig, aber nicht sehr viel.

Am Abend desselben Tages hielten wir in der Kinderstube den Abendsegen. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde die Eltern nicht dabei waren, jedenfalls bestimmte mein Bruder das Lied. Es war die Nummer 603 aus dem neuen hannoverschen Gesangbuch: Die biden Bücher zitterten in den kleinen Händen, weil sie so schwer waren, die Lampe brannte warm und hell, und draußen piff und heulte der Sturm wie ein losgerissener Kettenhund. Die dünnen Stimmchen klangen ernst, und ganz entsetzlich langsam und tief und feierlich sangen wir das Lied:

Sei wie so sanft entschliefst du  
Nach manchem schweren Stand,  
Und liegst nun da in tiefer Ruh  
In deines Heilands Hand.

Es paßte ja eigentlich gar nicht recht, später habe ich noch manchmal wehmütig darüber gelächelt. Damals aber schien es mir ganz besonders schön. Wir hatten doch so manchen schweren Stand zusammen gestanden gegen die Cabenberger Ungläubigen und die rebellischen Moorjungen, und bei der süßen Ruh in des Heilands Hand war's mir genau so, als wenn Jesus mit freundlicher Sorge den kleinen Georg hübsch warm zudeckte, wie es die Mutter mit uns des Abends tat.

## Norddeutsches Städtchen

Wie über Stadt und Wiesen  
Das Morgenleuchten fliegt,  
Seh' ich im Geist ein Städtchen  
An Wald und See geschniegt.

Die stille Stadt durchklingen  
Kuhhorn und Hammerklang,  
Gleichmäßig geht das Leben  
Dann seinen alten Gang.

Schon fliegen Dohlen kreisend  
Ums düstere Kirchendach,  
Und in den engen Gassen  
Wird schon das Leben wach.

Am Brunnen stehn und schwagen  
Die Frauen wie zuvor.  
In Lindenschatten dämmert  
Ein kleines Haus am Tor.

Sei mir gegrüßt von Herzen,  
Du Stadt, du Häuschen klein,  
Wo meine Jugend glänzte  
Die Morgen Sonnenschein!

Adolf Reuter



# Wirkungen der Massenseele in der Geschichte

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

In einer zur Feier des fünfzigsten Geburtstages des Deutschen Reiches an der Universität München gehaltenen Rede sagt Professor Erich Marcks über die geistigen Strömungen zu Beginn des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts: »Schon drang die Massenhaftigkeit in unser Dasein ein: wie leidenschaftlich hat im Ausklang dieser Tage der Sohn des aristokratischen Idealismus, Heinrich von Treitschke, die notwendige Wandlung beklagt. Ungeahnt waren Wirtschaftsgrößen, aber auch Wirtschaftskämpfe gewachsen; aus dem idealen Anlauf waren wir in Zeiten nüchterner Schärfe und Breite hinübergerückt.« Ähnlich wie Treitschke äußerte sich bereits Tocqueville in der Einleitung zu seinem berühmten Buche »Das alte Regime und die Revolution«: »Die heutige Menschheit wird durch eine unbekannte Kraft, die man zu regeln und zu verlangsamen, nicht aber zu überwinden hoffen kann, bald schneller, bald langsamer zur Zerstörung aller aristokratischen Einrichtungen fortgetrieben.« Es könnte somit scheinen, als ob alles geschichtliche Werden auf die Antriebe dunkler Gewalten, auf Äußerungen der Massenseele zurückzuführen und somit die Sozialdemokratie mit ihrer materialistischen Geschichtsauffassung, die in allem wirtschaftliche Ursachen sieht, im Recht sei. Ihr zufolge hat im Klassenkampf stets der Anstoß zum Fortschritt gelegen, die große Tat des Einzelmenschen als treibende Kraft wird gelehnet.

Dass Masseninstinkte von Bedeutung sind, ja zeitweise den Ausschlag gegeben haben, ist unbestreitbar. Gleichwohl ist, wie Professor Walter Goetz treffend in einem Vortrage über die Bedeutung von Persönlichkeit und Gemeinschaft in der Geschichte ausführt, »eine Scheidung der individual- und sozialpsychischen Kräfte nur theoretisch möglich. In der geschichtlichen Wirklichkeit sind sie unlöslich miteinander vermischt, hier sich ergänzend, dort sich durchdringend, nirgends aber für sich bestehend«. Falsch ist unter allen Umständen, daß geschichtliches Werden nur in materiellen Antrieben wurzeln soll. Solches entspringt allerdings der Sozialismus, doch ist auch er zugleich eine geistige Bewegung, die eine besondere Weltanschauung in sich schließt. Einen Beweis gegen die materialistische Geschichtsauffassung bildet schon die Verbreitung des Christentums innerhalb der absterbenden alten Welt, die von dieser rein geistigen Bewegung erfaßt und mehr und mehr durchdrungen wurde. Hierbei hat sehr wesentlich mitgewirkt, daß sich im Heidentum nach dem Hinwinken seines alten Götterglaubens ein starkes monotheistisches Verlangen regte. Als

das Christentum zum Siege gelangte, hatte es von seiner ursprünglichen Reinheit bereits viel eingebüßt. Es war stark verweltlicht. Wenn es gleichwohl eine unverwüsthche, fortwirkende Kraft offenbarte, so hatte solches darin seinen Grund, daß es in einer kleinen Zahl Auserlesener in seiner reinen Form fortlebte. »Die Kirche hatte nicht die Kraft gehabt,« schreibt Gustav Freytag im 1. Bande seiner »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«, »die antike Welt zu verjüngen, sie vermochte ebensowenig den Verfall der Germanenstaaten auf altem Römergebiet aufzuhalten. Da, sie selbst stieg in der giftigen Fieberluft, welche um die Trümmer verlebter Kultur aus dem Boden stieg, dahin wie die Völker. Aber das Christentum ist zu jeder Zeit etwas anderes gewesen als seine Kirchen. Ihm blieb in der schlechtesten Zeit die Kraft, edle Naturen zu erfüllen und zu begeisterten Verkündern der Liebeslehre zu machen.«

Auf sozialpsychische Kräfte, Äußerungen des Massenempfindens, stoßen wir ganz besonders im frühen Mittelalter. Für dieses ist es Tocqueville zufolge bezeichnend, daß bei den germanischen Stämmen, die sich während der Völkerwanderung auf dem Boden des alten römischen Reiches niedergelassen hatten und dort lange Zeit nicht zur Ruhe kamen, obwohl sie ohne Verbindung miteinander blieben, und obwohl damals die europäische Menschheit in zahllose kleine Einheiten zerfiel, die sich meist feindlich gegenüberstanden, fast überall dieselben Einrichtungen, Geseze und Gewohnheiten herrschten. Sonach hat zu Beginn der Feudalzeit der menschliche Geist, ohne daß eine wechselseitige Einwirkung der Stämme aufeinander stattgefunden hätte, in Westeuropa überall die gleichen Erscheinungen gezeitigt. Eine strenge Scheidung zwischen den Nationen ist erst verhältnismäßig spät erfolgt, und noch lange haben sich universelle Tendenzen im Mittelalter behauptet. Sie fanden ihren Rückhalt hauptsächlich an der Kirche und weiterhin im Rittertum. Als ihre Auswirkung sind u. a. die Kreuzzüge zu betrachten. Ähnlich griff noch Mitte des 14. Jahrhunderts das Flagellantentum um sich, als eine spontane Bewegung, deren Verbreitung durch die Verheerungen begünstigt wurde, die der »schwarze Tod« angerichtet hatte.

Es ist von höchstem Interesse, zu verfolgen, wie sich im Zeitalter der Reformation die geistigen Kräfte in den Völkern zur Geltung brachten. In bezug auf Deutschland nennt Gustav Freytag die Reformation »die größte geistige Bewegung, welche je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat ... Eine ein-



Elsbeth Dyroff:

Himmelschlüssel



jige Zeit, wo eine große Nation emsig und angstvoll ihren Gott suchte, Frieden für die bangstige Seele, sittlichen und gemüthlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erschien. Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden. Ranke aber schreibt in bezug auf dieselbe Zeit in seiner Geschichte der Päpste: »Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen: in allen Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Le- benselement ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie sie sich bildet? Wir dürfen sie als das eigentümliche Produkt unsrer Gemeinschaftlichkeit betrachten, als den nächsten Ausdruck der inneren Bewegungen und Umwandlungen des allgemeinen Lebens. Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich; ohne vieler Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Überzeugung bemächtigt sie sich der Geister.« Nicht hinwegzudenken aber ist aus dieser Bewegung die gewaltige Persönlichkeit Luthers, wie nicht minder für den Westen Europas diejenige Calvins und auf der Gegenseite die Popolas und einiger bedeutender Päpste. So betont denn auch Ranke weiterhin, daß es immer »Kräfte des lebendigen Geistes sind, welche die Welt so von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vergangenen Jahrhunderte, erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich mächtig Naturen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich reißen, zu überwindlichen suchen.«

Wenn inmitten einer derartigen geistigen Bewegung die »starken und innerlich mächtigen Naturen« solche Wirkung ausüben vermögen, so muß es erst recht der Fall sein auf politischem Gebiet. Die Erhebung der preussischen Monarchie und damit in einer späteren Zeit die Einführung Deutschlands in die Reihe der Weltvölker geht zurück auf den Großen Kurfürsten. Er und sein Enkel, König Friedrich Wilhelm I., haben den Boden bereitet, auf dem Friedrich der Große eine europäische Macht erstehen ließ. Das ganze Preußentum mit seinem Wesen ist alles in allem eine Schöpfung dieser großen Monarchen, die wie kaum ein andres Beispiel der Geschichte die einseitigen Auffassungen der materialistischen Geschichtsauffassung mit ihrem mechanistischen Denken widerlegt. Sagt doch der Schweizer Jakob Burckhardt in seinen »Weltgeschichtlichen Betrachtungen«: »Schicksale von Völkern und Staaten, Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hängen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten

Ranges in gewissen Zeiten aushalten kann. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich der Große dies von 1759 bis 1763 in supremem Grade konnte.«

Nicht anders als der Reformation war der großen Französischen Revolution schon lange eine lebhafteste Bewegung der Geister vorausgegangen. Man hat ihre ersten Anlässe auf den Ausgang der Regierung Ludwigs XIV. zurückgeführt. »Niemals wohl war der Unterschied zwischen der Welt, die in Wirklichkeit bestand,« schreibt Häusser in seiner »Geschichte der Französischen Revolution«, »und derjenigen, welche die Stimmungen der Gemüter beherrschte, unermesslicher und unausgleichbarer als in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts ... Es gibt einen Wendepunkt der Verzweiflung, wo die Geister, müde, an dieser oder jener Einzelheit der bestehenden Ordnung fruchtlos zu mähen, alles, was vorhanden ist, hoffnungslos aufgeben und dem Unhaltbaren ein ganz neues eignes Gebäude entgegenstellen, sei es ausführbar oder nicht. Auf diesem Wendepunkt war die französische Literatur angekommen, welche der Revolution vorausgegangen ist ... Die französische Schriftstellervelt stand völlig außerhalb der politischen Ordnung und beherrschte dennoch die bürgerliche Gesellschaft ... Hatte der noch am meisten in der Praxis stehende Montesquieu seinen englischen Konstitutionalismus, so hatte Voltaire seine deistische Religion der Menschenrechte in Staat und Kirche und Rousseau seine soziale Republik. Alle drei sahen in dem Staat, wie er ist, eine ihrem Ideal feindliche Macht, sie spotteten und ärgerten sich über ihn und übten daneben auf die Gesellschaft einen unermesslichen Einfluß.« Die Revolution hat in ihren Anfängen zwischen Montesquiens Ideen von der Teilung der Gewalten und Rousseaus Lehre von der Volkssouveränität hin und her geschwankt. Diese gewann die Oberhand. Nach Mirabeaus Tode sehen wir in der Revolutionszeit keine einzige wahrhaft bedeutende Persönlichkeit auftauchen, bis sie in Napoleon den Mann findet, der sie bändigt, und dessen Siegeszüge ihren Ideen den Weg durch Europa eröffnen. So liefert die Revolutionszeit zugleich einen Beweis für die ungeheure Wirkung der Massenseele wie für den gewaltigen Einfluß einer einzelnen großen Persönlichkeit. Die Errungenschaften der Revolution sind nicht ohne Einwirkung auf die preussischen Reformbestrebungen gewesen, vielfach haben sie freilich in nichtfranzösischen Ländern erst sehr viel später Boden gewonnen. Auf manchen Gebieten hatte der aufgeklärte Despotismus, vor allem derjenige Friedrichs des Großen, bereits reformierend gewirkt, so daß Tocqueville den König geradezu als einen Vorläufer der Revolution bezeichnet. Turgot hatte vergeblich



versucht, durch Reformen im Sinne des aufgeklärten Despotismus in Frankreich das aufsteigende Gespenst der Revolution zu bannen. Dort blieben gänzlich verrottete Einrichtungen bestehen, bis die Revolution sie beseitigte und unter ihren Trümmern zugleich manches, das der Erhaltung wert war, begrub.

Der preussischen Erhebung von 1813 lag ein Masseninstinkt zugrunde: der Haß gegen den Unterdrücker. Den Schwung und sittlichen Ernst, der sie in hohem Grade durchzog, aber entnahm sie aus der Verbindung des friederizianischen Preußengeistes mit der neuen deutschen Bildung, die sich unter dem Druck der Fremdherrschaft vollzogen hatte. Die Erringung der Vorherrschaft Preußens in Deutschland und dessen Einigung unter preussischer Führung bereitete sich seit dem 17. Jahrhundert vor. Sie ist jedoch infolge mehrfacher Rückschläge um zweihundert Jahre verzögert worden. Auch dann bedurfte es noch eines Bismarck, um Preußen die Erfüllung der ihm vorgezeichneten Aufgabe zu ermöglichen. Treffend bemerkt hierzu in der Einleitung zum zweiten Bande seines »Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland« Heinrich Friedjung: »Die innere Notwendigkeit des Geschehens und all das, was wir die Gesetzmäßigkeit geschichtlichen Werdens nennen, tritt eben nur dann hervor, wenn die Weltgeschichte in großen Epochen betrachtet wird. Dagegen hängt das Schicksal der einzelnen Generation oder gar der Ausgang jedes besonderen Krieges oft weniger von der Gebiegenheit der verschiedenen Volksnaturen als von den Fähigkeiten der handelnden Menschen ab. Die Geschichte ist also ein kunstvolles Gewebe von Notwendigkeit und Zufall, und in den vieldeutigen Begriff des Zufälligen fällt alles Persönliche.«

Wenn sich einerseits Auswirkungen der Massenseele und solche führender Persönlichkeiten in der Geschichte wechselseitig ergänzen und durchdringen, so finden wir andererseits in ihr ganze Perioden, in denen mehr der eine oder der andre Antrieb vorherrscht. So gab es vor 1866 wohl eine preussische Partei in Deutschland, keineswegs aber läßt sich sagen, daß Bismarcks Politik damals in Deutschland vollstümlich gewesen sei; selbst im engeren Preußen hatte er mit bitteren Anfeindungen zu kämpfen. Dagegen ist 1870/71 Bismarcks Politik von einmütiger patriotischer Stimmung in ganz Deutschland getragen worden. Ähnlich befandete sich im August 1914 die Massenseele bei uns durchaus einheitlich, bis die Stimmung im Laufe des lang andauernden Weltkrieges, vor allem infolge der feindlichen Blockade und weil im Inneren eine zielbewußte Führung fehlte, mehr und mehr sank und bei einem großen Teil unsers Volkes in ihr Gegenteil umschlug. In den

Verhältnissen, wie sie sich zu Ausgang des Krieges gestalteten und schließlich zur Revolution führten, zeigt sich in besonderem Maße die Wirkung der Massenseele. Nur eine übertragende, gewaltige Persönlichkeit hätte die Dinge meistern können.

So liefert der traurige Ausgang, die der Krieg für uns genommen hat, mit seinen furchtbaren Folgen wiederum den mittelbaren Beweis von der Unhaltbarkeit der einseitig materialistischen Geschichtsauffassung. In diesem Sinne führt denn auch Treitschke in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über Politik aus: »Wäre die Geschichte eine exakte Wissenschaft, so müßten wir imstande sein, die Zukunft der Staaten zu enthüllen. Das können wir aber nicht, denn überall stößt die Geschichtswissenschaft auf das Rätsel der Persönlichkeit. Personen, Männer sind es, welche die Geschichte machen, Männer wie Luther, wie Friedrich der Große und Bismarck. Diese große, heldenhafte Wahrheit wird immer wahr bleiben; und wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel sein. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht.« Soviel ist gewiß, daß die schöpferische Tat von jeher dem Einzelnen gehört hat, daß die Masse der Führung bedarf, mögen die ihr innewohnenden Instinkte zuzeiten noch so sehr hervortreten und dadurch den Anschein erwecken, als ob sie allein entscheidend wären.

Nicht jeder Zeit wird ein Genius beschied. So sehr wir uns heute nach einem solchen sehnen mögen, auf sein Kommen zu vertrauen wäre Torheit. Wir werden daher suchen müssen, auch ohne einen neuen Bismarck den steilen Pfad zu erklimmen, der jetzt vor dem deutschen Volke liegt, ohne darum zu verzagen. Was uns not tut, das sind wahrhaft politisch führende Männer, die deshalb noch nicht den ersten Größen der Geschichte gleichzusetzen brauchen. Haben uns doch auch 1813 Männer die Freiheit erkämpft, die nicht den Geistern erster Klasse zuzählen sind. Allerdinge waren es durchweg Persönlichkeiten im vollen Sinne des Wortes. Ein Blick auf die Staatsmänner unsrer Feinde im Weltkriege läßt ebenfalls erkennen, daß entschlossener Wille Großes erreichen kann, auch wenn höchste staatsmännische Gaben nicht vorhanden sind.

Wie dem aber auch sei, die Geschichte ist Leben. Darum wird es immer fehlerhaft sein, sie vom Standpunkt einer bestimmten Doktrin meistern zu wollen. An den Äußerungen der Massenseele achlos vorübergehen, zeugt vom Verkennen des Geistes der Völker; schwerer aber wiegt die Verleugnung des Wirkens der Persönlichkeit.



Zeichnung von Paul Groß in Dresden

## Das zwölfjährige Mönchlein

Eine Weihnachtslegende aus dem deutschen Mittelalter  
übertragen von Fritz Klauber

**W**enn ich ein Weiser wäre,  
So wollte gute Lehre  
Ich guten Leuten künden;  
Oh, hütet euch vor Sünden,  
Mit Werken und mit Worten.

Das ist an allen Orten  
Stets meine beste Lehre.

Ein Weib, so geht die Märe,  
Die hatte sieben Töchter zart;  
Daß nie ein Sohn geboren ward  
Von ihrem Leib voll Lieblichkeit,  
Das war ihr größtes Herzeleid.

Als frauenart kann man's verstehen,  
Wenn sie begann Gott anzusehen,  
Ihr einen Knaben zu beschern.

Die Sünde von ihm abzukehren  
Durch fromme Hut, das wünschte sie,  
So daß das Kindlein der Marie  
Den höchsten Schatz für ihn bedeute  
Und auch die allerhöchste Freude,  
Weil es so ganz vollkommen ist.

Und da gewährte Jesus Christ  
Ihr durch der Liebe höchstes Maß,  
Daß eines Knäbleins sie genas,  
Als ihre Zeit gekommen war.

Das Kind betreute sie sechs Jahr,  
Die frau, so hold und inniglich.

Doch dann bedachte sie bei sich  
Mit fleiß in ihrer Seelen Art,  
Von nun an will mein Söhnlein zart  
Ich in ein stilles Kloster geben,  
Da mag es dann in frieden leben.  
Damit es Sünde nicht entehre,  
Gentesse es dort fromme Lehre.  
Mein Herz gar sehr danach verlangt,  
Daß Gott durch frömmigkeit es dankt.

Dem Kloster ohne Wiedersehen  
Gab sie von ihren reichen Schätzen.

So kam das Kind in einen Orden.

Da ist es unterrichtet worden  
Sowohl im Singen als auch Lesen.  
Auch unterwies im keuschen Wesen  
Das Kind man nach der Mutter Willen,  
Wie sie erhoffte sich im stillen.  
Zwölf Jahre, wie man mir erzählte,  
War just der Knabe, da erwählte  
Er ohne Zaudern sich den Orden,  
In dem er war erzogen worden.

Als sich das Christfest wieder nahte,  
Da ging der Abt mit sich zu Rate



Und sprach mit Liebe zu dem Knaben:  
„Wir müssen eine Messe haben  
In dieser gnadenreichen Zeit.“

Das Mönchlein hieß er da bereit  
Zu sein, zu singen und zu lesen,  
Und dabei reines, kensches Wesen  
Gebot er jedem in der Zelle.  
Auch gab dem Kinde er zur Stelle  
Bericht mit Worten auserkoren,  
Daß einst ein Kindlein wär' geboren  
Von einer Magd zu gleicher frist,  
Das wär' geheissen Jesus Christ.

Mit holden Worten sprach gebührligh  
Zum Abt der liebe Knabe zierlich:  
„Ach, lieber Herr, wollt Ihr mich lehren,  
Um Gott, nichts anderes begehren  
Will ich, nur dieses eine sagt:  
Wo kann ich jemals Kind und Magd  
Hier auf der Erde selbst erschauen?“

„Ach, lieber Sohn, du mußt vertrauen,“  
Sprach da der Abt mit güt'gem Wesen,  
„Und dann mit Beten, fasten, Lesen  
Dich rüsten für die Gnadenzeit,  
Und rüste dann mit Sauberkeit  
Auch deine Zelle, das ist wahr,  
Dann kommt das Christkind offenbar  
Zu dir in deine Zelle leise  
Geschlichen. Was ich dir verheiß, e  
Das mußt du glauben, lieber Sohn.“

Das Mönchlein andern Tages schon  
Entsandt' der Mutter einen Brief,  
In dem es sie um Hilfe rief.  
Es bat darin recht inniglich,  
Daß sie doch ihrer Liebe sich  
Erinnern möchte und gedächte,  
Daß sie ihm einen Maler brächte.

Die Frau tat ganz in seinem Sinn  
Und brachte einen Maler hin  
In das Kloster und die Zelle,  
Die der nun malte auf der Stelle,  
So wie das Mönchlein es befahl.

Das gute Mönchlein vier Kerzthal  
In die gemalten Wände schlug,

Auf die es schöne Kerzen trug.  
Die brannten bald mit hellem Schimmer.  
Dann warf das Mönchlein in das Zimmer  
Wohlriechender Gewürze viele.  
Da duftete gar süß die Diele,  
Als alle Kräuter ausgebreitet.

So war die Zelle wohl bereitet,  
Mariens Kindlein zu empfangen,  
Wenn es dem Kindlein wollte nahen  
Zur Nachtzeit, wie der Abt versprach.

für sich allein in dem Gemach  
Begann mit Herze und mit Munde  
Das Mönchlein noch zu gleicher Stunde  
Das Jesuskindlein anzusehen.  
Kein Tag noch Nacht konnt' da vergehen,  
Daß nicht in seelischer Bedrängnis  
Es strengen fastens sich beßiß  
Bis zu der Nacht, die Gott geboren.

Da schuf der Heiland auserkoren  
In der gebenedeiten Nacht,  
Daß seine Kerzen, jäh entzündet,  
In einer wunderbaren Helle  
Erstrahlten. Offen stand die Zelle  
Für den, der ganz sein Herz gewann.

Jetzt horchet auf, was nun begann,  
Wie sich ihm offenbarte Gott:

Er kam geschlichen, ohne Spott,  
In eines Kindeleins Gestalt,  
Gerade ein paar Stunden alt,  
Bis zu der Zelle und trat ein.

Er trug ein rotes Äpfelchen  
In einer seiner kleinen Hände,  
Die war voll Lieblichkeit ohn' Ende,  
So zart war sie und auch so fein.  
Fedoch sein andres Händelein  
Umspannte einer Lilie Schaft.  
Ein seidnes Hemdlein, schön gerafft,  
Bestickt mit Döglein, war sein Kleid.  
Ein Engelschein, wie ein Geschmeid,  
Umfloß sein Haupt wie lichter Tag.

Das Mönchlein da aus Furcht erschrak,  
Daß bei ihm bleibe Jesus zart.



Den Apfel schob nach Kindesart  
Das Jesuslein dem Mönchlein zu.

Das Mönchlein fing ihn auf im Nu  
Mit seiner Hand gar emsiglich,  
Und dann bedachte es bei sich  
In frommer Einfalt: Ich will nun  
Dem Kinde den Gefallen tun,  
Die Frucht ihm wieder zuzuschieben,  
Vielleicht wird es ihm dann belieben,  
Wer' ich den Apfel nicht zu weit,  
Daß es bei dieser Lustbarkeit  
Sich zu mir wird recht nahe kehren.  
Auf diese Art wird mein Begehren  
Gestillt, das ich in meinem Herzen  
Seit langem nähre schon mit Schmerzen.

Und richtig sprang das Jesuskind,  
Behende wie ein Wirbelwind,  
Dem schönen roten Apfel nach,  
Daß hell ertönte das Gemach.

Das Mönchlein, als mit Lust es sah,  
Daß alles ihm nach Wunsch geschah,  
Kam wie ein Löwe angefahren.  
So ungestüm war sein Gebaren,  
Daß es das Kind vom Boden rafft'  
Und es mit seiner Arme Kraft  
Füh nach dem Betgestühle trug.

Da blieb es, bis die Glocke schlug,  
Die zum Gebet rief männiglich.

Es drängten da die Mönche sich  
In das Gestühl, ohnmaßen fein.

„O weh!“ sprach da das Mönchlein,  
„Daß ich jetzt scheiden muß von dir,  
Mein Abt, der hat geboten mir,  
Daß ich bereite mich dazu  
Und ich das Erste singen tu  
Noch heute in der Sammlung vor.“

„So will ich mit dir in den Chor,<“  
Sprach da zu ihm das Jesuskind,  
„Tu deine Kutte auf geschwind,  
Wenn du sie wolltest etwas lüpfen,  
Dann könnt' ich in den Ärmel schlüpfen  
Und ganz verhöhlen bei dir weilen.“

Da tat das Mönchlein freudig eilen  
Und trug den Heiland nach dem Chor.

Dort sang es dann als Erster vor.  
Doch jedesmal, wenn es ein Blatt  
Umwarf, das es beendet hat,  
Da sandte dankbar im Gemüte  
Es einen Blick voll lauter Güte  
Dem Kind in seinem Ärmel zu.

Darob auf einmal es vergaß  
Der Zeile, die es eben las.

Der Abt, den das im hohen Maße  
Verdroß, kam hergeeilt sogleich  
Und gab ihm einen Backenstreich.  
Dann sprach er voller Zorn: „Du Tor,  
Warum singst du nicht richtig vor?  
Davon wirst du, das muß ich sagen,  
Noch lange Schimpf und Schande tragen.“

Ihr beider Schöpfer aber leise  
Entschwand auf wunderbare Weise  
Füh aus des Mönchleins Betgewand.  
Kaum hatte dieses recht erkannt,  
Daß ihm das holde Jesuskind  
Verloren sei, hob es geschwind  
Zum Himmel seine Hände auf.  
Der Tränen ungehemmter Lauf  
Benahm das Wort ihm, als es sprach:  
„Weh heute mir und immer, ach,  
Die Schande möge auf euch kommen!  
Der Seele allerhöchstes Heil  
Und meiner freuden schönstes Teil,  
Das habt ihr mir genommen gar.“

Da lief der Mönche ganze Schar  
Mit Sorgen zu dem lieben Kind,  
Und alle fragten es geschwind,  
Was ihm denn geschehen wäre.

Sogleich gab von der süßen Märe  
Der Versammlung es Bericht.

Der Abt mit traurigem Gesicht  
Sprach, reuig über sein Gebaren,  
Zum Mönchlein: „Was dir widerfahren  
Von mir, berene ich gar sehr.  
Dafür, daß ich dich schlug, verzehr“





Ich mich in Leid und litte lieber  
Dier Wochen ein gefährlich fieber.  
Halt in der Zelle dich bereit!  
Weil deine Werke jederzeit  
In allem so vollkommen sind,  
Wird auch vielleicht das Jesuskind  
Noch einmal stillen dir dein Sehnen."

Es ging das Mönchlein unter Tränen  
Nach seiner Zelle. Da – o Wunder! –  
Sah lächelnd aus dem Stuhl herunter  
Zu ihm das Kind. „Gefelle mein,"  
Sprach es, „bald sollst du ledig sein  
Der Erdenlast. Im Himmelsaal  
Sollst du fortan, frei aller Qual,  
Verweilen ewiglich bei mir;  
Denn deine Mutter hat dich mir  
Mit Leib und Seele ganz ergeben,  
Eh du gewonnen menschlich Leben  
In dieser kurzen Irdischkeit.  
Nun halte dich mit fleiß bereit  
Zu deiner Heimfahrt. Noch einmal  
Empfang das heil'ge Abendmahl,  
Dann, liebes Mönchlein, wirst du bald  
Vor mir hier liegen tot und kalt.  
Jedoch vor Tag noch, mein Gefelle,  
Wird nach des Lebens Ungefälle  
Dir eitel freude angerichtet.  
Nimm hin den Brief, der wohl berichtet  
Von deinem wunderbaren Wesen,  
Und heiße ihn den Abt verlesen.  
Ich harre deiner Wiederkehr."

Der Knabe in den Chor da lief  
Und brachte seinem Abt den Brief.

Der Abt noch gab zur selben Stunde  
Den Mönchen von der Botschaft Kunde.

Als alle nun den Brief gesehen,  
Sprach er: „Ein Wunder wird geschehen,  
Darum, ihr lieben Brüder mein,  
Laßt uns seht frohen Herzens sein.  
Beginnet gleich den Meßgesang,  
So löblich, daß im Widerklang  
Der Himmel selber miterhalle."

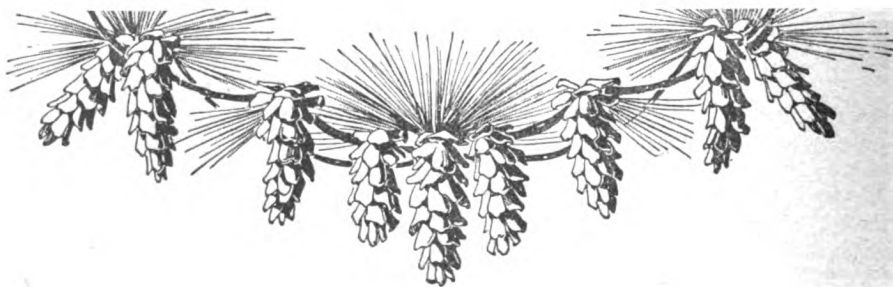
Der Abt schritt eilends durch die Halle  
Und zog ein Meßgewand sich an.  
Indes die Mönche, Mann für Mann,  
In Demut ihres Dienstes pflagen  
Und betend auf den Knien lagen.

Doch während der Gesang erscholl,  
Empfieng das Mönchlein, Glückes voll,  
Der Kirche heil'ges Abendmahl.

Da kam in einem Sonnenstrahl  
Gott selber durch das Dach hernieder,  
Doch sah ihn keiner selbst der Brüder  
Mit Leibesaugen, augenkrank.  
Helljauchzend scholl der Englein Sang  
Da in dem Chor mit schönem Laut.

„Nun tu dich auf, du Seele traute!"  
So sprach der süße Jesus Christ,  
„Weil du so ganz vollkommen bist,  
Magst du in meinem Himmel weilen  
Und alle freuden mit mir teilen,  
Sekrönt in meines Vaters Reich."

Da ward des frommen Mönchleins Leiche  
Von den holden Engelsknaben  
Vor dem Altar selbst begraben.  
Laut sang dazu die Himmelschar.  
Doch seine Seele, rein und klar,  
Entführte Gott zu Himmelsauen.



# Deutsche Briefe

## Zeitberichte von Philipp Zorn

### VII

Wenn es die Aufgabe dieser Briefe ist, aus der überwältigenden Fülle der Tagesereignisse diejenigen Momente festzuhalten, die als Bausteine der Geschichte gewertet werden dürfen, so scheint der gegenwärtige Augenblick hochgradiger Verwirrung, ohne daß ein auch nur einigermaßen sicherer Ausweg erkennbar wäre, für eine Betrachtung dieser Art völlig ungeeignet zu sein. Aber die Vorgänge der jüngstverflossenen Wochen sind von so außergewöhnlicher Bedeutung, daß sich an sie zweifellos eine starke Weiterentwicklung anknüpfen wird, die bis zu dem Zeitpunkte, da diese Blätter in die Hand der Leser kommen werden, schon weit vorgeschritten sein mag. Darum erscheint es als Pflicht, sie auch an dieser Stelle festzustellen und festzuhalten.

Der diesjährige große Erinnerungstag deutschen Staats- und Volkslebens, der 18. Oktober, stand unter einem dreifachen starken politischen Einbrude, der weithin in die Zukunft wirken wird.

Der erste dieser starken Einbrüche ist die Entscheidung über Oberschlesien. Danach hat England vor Frankreich kapituliert, und die Forderungen der Polen werden, wenn auch nicht in vollem Umfange, so doch in der Hauptsache erfüllt werden, indem der weitaus wichtigste Teil des Industriegebietes an Polen ausgeliefert wird. Von den, wie es scheint, in letzter Stunde neuerdings erwachsenen englisch-französischen Streitfragen ist nach den traurigen Erfahrungen, die wir mit der Regierung Lloyd Georges gemacht haben, keine sachliche Änderung mehr zu erwarten.

Diese Entscheidung ist eine Katastrophe für Deutschland, vielleicht auch für die Welt. Daß sie rechtlich dem Versailler Friedensvertrage widerspricht, steht für uns Deutsche zweifellos fest und wird von bedeutenden Stimmen der Neutralen, aber auch in England und Italien anerkannt; in ganz Deutschland erhebt sich ohne Unterschied der Parteien das Volksgewissen gegen die neue brutale Vergewaltigung. Die vom Völkerbund-Rate gezogene Grenzlinie zwar kann uns auf-

gezwungen werden, da uns die Revolution von 1918 völlig wehrlos gemacht hat; die gemeinsame deutsch-polnische Verwaltung des Industriegebietes aber kann uns nicht aufgezwungen werden, und wir werden sie nicht annehmen, da sie nicht allein ein schweres Unrecht, sondern gleichzeitig ein grotesker Unsinn ist. Welche Folgen dies für die Welt haben muß, wird schon die allernächste Zukunft zeigen. Daß Deutschland auch in dieser Frage sich dem Willen der Feinde beugen wird, erscheint undenkbar.

Der zweite Punkt ist die Unhaltbarkeit des »Reichskabinetts«, das die Firma des Reichskanzlers Wirth trägt. Dies »Kabinett«, das nach dem kläglichen Abgang von Fehrenbach die Zügel der Reichsregierung ergriff, stand von Anbeginn durch das Ausscheiden der Deutschen Volkspartei aus der Regierung auf so schwachem Boden, daß ihm in der jetzigen Zusammensetzung keine Dauer beschieden sein konnte. Über den besonderen Charakter, den der Eintritt und die Arbeit Rathenaus dem Kabinett Wirth gegeben haben, kann ein sicheres Urteil heute noch nicht gefällt werden; vielleicht liegen in dieser Arbeit wertvolle Momente der Zukunft. Aber der Kampf gegen das »System Rahr« hat Herrn Wirth als Reichskanzler unmöglich gemacht. Dies war bereits der Fall durch die unerhörte Verordnung vom 29. August 1921, durch die einmal das föderative Prinzip, auf dem auch das neue republikanische Reich beruht, in einer ebenso verletzenden wie sachlich unerträglichen Weise mit Füßen getreten war, vor allem aber weil durch sie in dem freiesten Staate der Welt, der zu sein die deutsche Republik von 1918 sich rühmt, ein so unerhörtes Polizeiregiment aufgerichtet wurde, daß dagegen selbst das berühmte Metternichsche System der Heiligen Allianz als ein Kinderspiel erschien. Mehr aber noch als diese sachlichen Fehler hat ein anderer Punkt den Reichskanzler Wirth zur Unmöglichkeit gemacht: die amtliche im Reichstag erfolgte Wiedergabe der Weismannschen Räuber- und Kinder-

geschichten über die geheimen Festungen und monarchistischen Heere in Bayern. Dadurch ist Herr Wirth lächerlich geworden; wir haben in Bayern in der Tat laut aufgelaßt beim Lesen des Zeitungsberichtes. Und da Lächerlichkeit tötet, ist Herr Wirth seitdem ein toter Reichskanzler.

Allgemein ist seitdem die Überzeugung in Deutschland geworden, daß nur eine Reichsregierung auf einer wenigstens durch die Deutsche Volkspartei verbreiteten Grundlage, geführt von einer festen, sicheren Hand, imstande sein wird, die schweren Probleme der jetzigen Zeit- und Weltlage zu lösen. Das Stegerwaldsche Essener Programm kann hierfür die Grundlage bieten.

Der dritte Punkt endlich sind die Berliner Stadtverordnetenwahlen, die zweifellos als ein höchwichtiges Anzeichen der veränderten inneren Lage betrachtet werden müssen. Das demokratische

Berlin der Vorkriegszeit hatte sich in den Stürmen der Revolution in ein sozialdemokratisch-kommunistisches Gemeinwesen verwandelt: nie zuvor hat das Bismarcksche Wort von der demokratischen »Vorfrucht« der Sozialdemokratie sich so bewahrheitet wie in dieser Wandlung. Die Wahlen vom 16. Oktober 1921 haben diese rote Revolutionsherrschaft über die Reichsmetropole zerbrochen: aus den Hunderttausenden von Stimmen der sozialdemokratischen Mehrheit von 1920 ist eine Minderheit geworden, und die Rechte wird künftig die stärkste Partei im Berliner Rathaus sein.

Damit wird Berlin von einer furchtbar und unmittelbar drohenden Gefahr errettet sein. Aber die Berliner Wahl ist zugleich ein starkes und klares Zeugnis für die Entwicklung der Volksstimmung in ganz Deutschland. So stehen wir zweifellos vor wichtigen Ereignissen der äußeren und inneren Politik.



Flußlandschaft. Eherenschnitt von Erika Plehn



Elsbeth Dyroff:

Die Gänsemagd







Vasen, Anhänger und Teller aus der Sammlung von Dallwitz in Berlin

## Die Liebespfänder des achtzehnten Jahrhunderts

Von Dr. Georg Lenz

Angedenken du verklungner Freude,      Hältst du länger als das Seelenband uns beide?  
Das ich immer noch am Halse trage,      Verlängerst du der Liebe kurze Tage? ...  
(Goethe: „An ein goldenes Herz, das er am Halse trug“)

Im Märchenreich aller zärtlichen Beziehungen, die mit leichten Blumentetten die Geslechter verbinden, haben von jeher die Pfänder der Liebe, die in glücklichen Stunden des Herzensbundes getauscht wurden, ihr heimliches Wesen getrieben. Doch das 18. Jahrhundert mit seiner Gefühlstiefe und seiner Zartfönnigkeit hat diesen Erinnerungszeichen eine besondere Weihe verliehen, die uns noch heute ergreift, wenn wir diese Kleinode in die Hand nehmen. Wir fühlen, daß sie ein Geheimnis haben, eine eigne Geschichte, in die unsre Phantasie sich einspinnen möchte. »Sakramente« der Liebe hat Schiller in einem Brief an Lotte von Lengefeld sie genannt, sichtbare Zeichen, die eine unsichtbare Wirkung hervorrufen. Und ähnlich spricht Goethe von Versiegelungen der Liebe, die zuweilen erneuert werden müssen, weil ihre Wir-

kung sich verliert, »wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Fülle in heiligen sichtbaren Zeichen gereicht wird«. — »Ich könnte nicht leben, wenn ich nicht was von dir bei mir trüge,« schreibt in den furländischen »Brautbriefen aus einem verschollenen Buche« (1778) München, die Pfarrerstochter, an Alexander, ihren Kandidaten, »ich sehe dies als ein Pfand an, das du — mit einem Kusse auflösen mußt. Mein Tuch und meine Feder und mein Buch und das Band um meinen Kopf, das du nicht berührt hast, ist mir — als ein ungetaufter Heide, was du angefaßt hast, ist mir eingesegnet und geweiht.« Es ist von großem Reiz, in den uns überkommenen Liebesbriefen aus jener verklungenen Zeit, in der die Frauen zarter geliebt wur-



Unbekannt: Anhänger

Aus Boehn: Miniaturen u. Silhouetten  
Verlag F. Bruckmann N.-G., München

Westermanns Monatshefte, Band 131. II; Heft 784



den, in der das Sichfinden suchen der Seelen und das Liebesglück seliger Stunden von reinerer, duftigerer Poesie umhaucht war als jemals, nach solchen Liebespfändern zu fahnden und die sinnigen und lustigen, geistvollen und poetischen Worte zu sammeln, die sie begleiteten und ihren Gefühlswert für die Beschenkten so unendlich erhöhten.

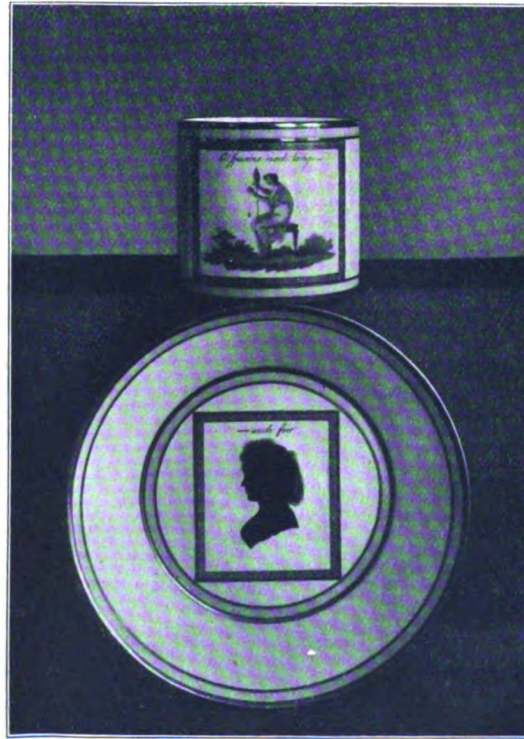
An erster Stelle stehen unter diesen Reliquien die Miniaturbildnisse, die in zierlicher, oft kostbarer Umrahmung die Liebenden in viel poesievollerer Weise, als die Photographie es heute vermag, einander vergegenwärtigten. Als Medaillon an goldener Kette getragen, in Fingerringe und Armband-Schlösser eingelassen, in mannigfache Schmuckstücke und Geräte hineinkomponiert, als Wandschmuck in



Füger: Erzherzogin Marie Klementine  
Aus Boehn: Miniaturen und Silhouetten  
Verlag J. Bruckmann A.-G., München

der Brautzeit der Austausch der beiderseitigen Miniaturen eine lebenswürdige Rolle. Der Kronprinz schenkte ihr die Kopie eines Miniaturbildnisses von Schröder, der in Berlin als Bildnismaler einen guten Namen hatte, und auf seine Frage, ob sie das Gegengeschenk nicht vergessen habe und dafür Sorge, daß es ähnlich und nicht eine Karikatur ihres »charmant petit visage« werde, antwortete sie: »Sie fragen, ob ich schon an das Bild gedacht habe? Wie können Sie daran zweifeln! Ich habe Ihnen versprochen, es so schnell als möglich machen zu lassen, denn ich bin ein Mädchen

von Wort. Der Mann, der mich malt, gibt sich die größte Mühe, ich habe ihm schon dreimal gegessen, und er hat nun erst die Größe der Augen gemalt (die ziemlich klein sind, wie Sie wissen), den Umriss der Nase und des Mundes, und vorläufig sieht mir das noch gar nicht ähnlich. Das Bild ist so groß, wie Sie es mir an meiner Hand gezeigt haben, ich habe ihm gesagt, mich höchst einfach zu malen, nichts auf dem Kopf und weiß gekleidet, ich weiß, daß Sie das Einfache lieben, und habe geglaubt, Ihren Geschmack zu treffen.« Sophie Beder, die Freundin der Freifrau Elisa von der Recke, die sie auf ihren Reisen in Deutschland begleitete, erhielt von einem Verehrer, ihrem späteren Verlobten, dessen Miniaturbild als Medaillon an goldener Kette mit Versen:

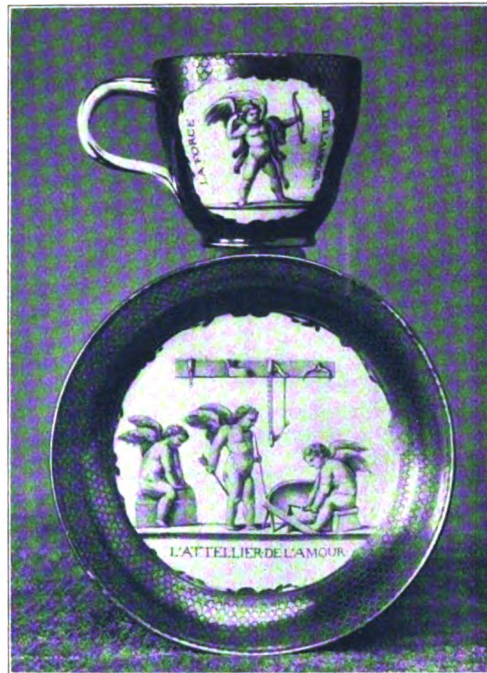


Tasse aus der Sammlung von Dallwitz in Berlin

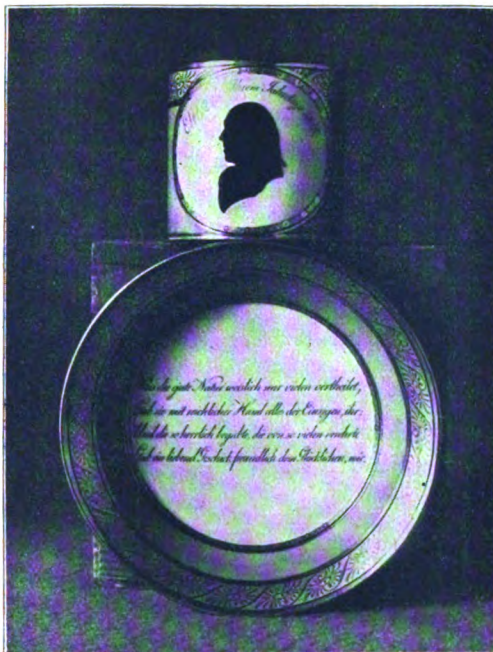


Aus dem fernen Vaterlande,  
Doris! eil' ich bald zu dir!  
Nimm indes zum Unterpfande  
Dieses treue Bild von mir.  
Sieh, er wird dir wohlgefallen,  
Dieser Mann aus Pergament,  
Welcher von den Männern allen  
Nur allein nicht Launen kennt.  
Seine Miene bleibt vergnügt,  
Ob er auf dem Schwanenbette  
Deiner Brust sich üppig wiegt,  
Oder an der goldnen Kette  
Eingepackt im Kästchen liegt  
Bis zur nächsten Toilette ...

Ganz entzückend schildert Mozart seiner Constanze Weber, wie er mit ihrem Miniaturbild liebäugelt: »Wenn ich dir alles erzählen wollte, was ich mit deinem lieben Portät anfangen, würdest du wohl oft lachen. Zum Beispiel wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme; so sage: grüß dich Gott, Etanzerl! — grüß dich Gott, Spitzbub — Krallerballer — Spitzignas-Bagateller! — schlud und drud! — und wenn ich es wieder hineintue, so lasse ich es so nach und nach hinuntersinken und sage immer Nu — Nu — Nu — Nu, aber mit dem gewissen Nachdruck, den dieses so vielbedeutende Wort erfordert, und bei dem letzten schnell: Gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund! — Nun glaube ich so ziemlich was Dummes (für die Welt wenigstens) hingeschrieben zu haben, für



Tasse mit Amor-Werkstatt, Berlin, um 1770  
Sammlung Lüders, Berlin-Grünwald



Tasse aus der Sammlung Foerster in Berlin

uns aber, die wir uns so innig lieben, ist es gerade nicht dumm.« (Dresden, 13. April 1798. Um 7 Uhr früh.)

Den Ton des galanten Kavaliers trifft meisterlich der ritterliche Brief, mit dem Friedrich der Große als Kronprinz der Frau Louise Eleonore von Breech, die in Küstrin sein Herz in zarte Fesseln geschlagen hatte, sein Miniaturbild zugehen ließ:

Als mein Gesandter soll mein Bild dich grüßen,  
Und des Gesandten Dolmetsch sei dies Lied.  
Was ich zu sagen dir bisher vermied,  
Ich sag' es nun: ich liege dir zu Füßen.

Ich trage Fesseln, aber jene süßen,  
Von denen nie ein Herz freiwillig schied —  
Mit jedem Ringe, jedem neuen Glied  
Wächst nur die Lust zu tragen und zu küßen.

Doch halt, o Lied, verrate nicht zuviel,  
Verberge lieber hinter heiterm Spiel  
Den Schmerz des Abschieds und des Herzens  
Wunde.

Verberge deiner Wünsche liebstes Ziel,  
Verschweige, daß nur eine dir gefiel,  
Um die du sterben möchtest jede Stunde ...  
(Küstrin, 20. Januar 1732.)

Daß solche Unterpfänder der Liebe, auf deren Revers mit Vorliebe die Haarlocke der geliebten Person eingelassen wurde, von den



verliebten Leuten abergläubisch wie Amulette getragen wurden, die ihr Leben beschützen, braucht kaum gesagt zu werden. Frau von Motteville in ihren Memoiren erzählt denn auch wirklich, daß ein Miniaturbildnis der Herzogin von Orleans dem verliebten Grafen Guiche, der es um den Hals trug, das Leben rettete, indem eine feindliche Kugel daran abprallte. Und umgekehrt wird in Goethes Wilhelm Meister für die Gräfin das Bildnis-medailon des Gatten dadurch zur Ursache ihres Todes, daß ihr stürmischer Liebhaber es ihr bei einer Umarmung allzu heftig in den Busen preßte.

Neben der Miniatur ist die Dose

aus Email, Porzellan, Perlmutter, Schildpatt, Silber, Gold und andern Materialien ein bevorzugtes Liebespfand, dessen Wert zuweilen durch eine Inschrift oder durch ein Sprüchlein erhöht wurde. So findet man in der abgebildeten Emailldose der Sammlung von Dalmatitz die Worte: »Ergebener Diener und Vetter Blümen« (Abbildung S. 389) und des weiteren auf einer Dose der Sammlung Förster das Verschen:

Je vous ai logé dans  
mon cœur  
Pour y faire tout mon  
bonheur.

Meist sind die Dosen Träger von Damenbildnissen, die fast immer auf der Innenseite des Deckels angebracht sind, um den glücklichen Besitzer beim Öffnen der Dose zu grüßen. Niemand hat die Bedeutung dieses im achtzehnten Jahrhundert unentbehrlichen Requisites der männlichen Würde spaßiger und überzeugender geschildert als Honoré Balzac in der »Alten Jungfer«. Einen von den Bewerberinnen dieses reichen Mädchens, den Chevalier von Valois, stattet er mit einer goldenen Schnupftabakdose aus, die sich durch eine eigentümliche Form auszeichnete und mit dem Porträt der Fürstin Goriha, einer berühmten Schönheit, geschmückt war, deren Liebe er befeßten und für die er in seiner Jugend sich geschlagen hatte. »Wenn sich beim Kartenspielen langatmige Auseinandersetzungen entspannen, zog der Chevalier mit

einer Gebärde, die Molés würdig gewesen wäre, seine Tabakdose hervor, betrachtete die Fürstin Goriha, öffnete die Dose würdevoll, nahm seine Prise zwischen die Finger, hob sie in die Höhe, rieb sie, formte sie zu Klümpchen; wenn die Karten ausgegeben waren, hatte er die Höhlen seiner Nase vollgestopft und die Fürstin, immer zur Linken, in seine Westentasche gesteckt. Nur ein Edelmann des »guten« Zeitalters, im Gegensatz zum großen Zeitalter, konnte dieses Mittelding zwischen einem geringschätzigen Stillschweigen und einer boshaften Bemerkung, die nicht verstanden worden wäre, zuwege bringen.« An diese Fürstin

Goriha richtete er auch die köstlichsten Monologe, in denen er begeistert die Dummheit der alten Jungfrau bewundert: »Meiner Treu, man finde mir eine, die dummer ist! Ist nicht die Tugend, die die Intelligenz tötet, ein Laster? Aber für einen Mann meines Alters welche entzückende Frau! Welche Prinzipien! Welche Unwissenheit!«

Und wenn das späte Fräulein, dem das Blut viel zu schafften machte, ihn verträuensvoll wegen der anzuwendenden Fußbäder und sonstigen Mittel zu Rate zog, holte der Schlauberger seine Tabakdose hervor, betrachtete aufmerksam die Fürstin Goriha und sagte: »Das wahre Beruhigungsmittel, mein liebes Fräulein, wäre ein schöner guter Mann.« — »Aber wem sich vertrauen?« erwiderte sie. Der Chevalier pflegte dann die Tabakstörner, die sich in die Falten seines seidenen Rodos oder seiner Weste verkrochen hatten, abzuklopfen. Für jedermann wäre diese Handbewegung sehr natürlich gewesen, doch dem armen Mädchen verursachte sie große Angst. Die Festigkeit dieser Leidenschaft ohne Gegenstand war so groß, daß Rose nicht mehr wagte, einem Mann ins Gesicht zu sehen.

Das Miniaturbild war indes nicht der einzige Schmuck der Tabatiere. Wer nicht in der Lage war, ein so individuelles Geschenk zu machen, fand eine reiche Auswahl geschmackvoll verzierter Dosen, die in allgemeiner Weise seinem



Prudhon: Constance Mayer

Aus Boehn: Miniaturen und Silhouetten  
Verlag J. Brudmann A.-G., München

Empfinden Ausdruck geben konnten. Der Rokoko-Flaum von der Insel Cythere, wo unter ewig blauem Himmel galante Liebesfeste gefeiert werden, beherrschte in zierlichen Schäfergruppen nach Watteau und Lancret ihren Dekor, und alle erdenschlichen Embleme der Liebe, besonders die kleinen Liebesgötter, die den Rokoko-Himmel bevölkern und für die François Boucher in seinen »Livre des arts«, »Livre de groupe d'enfants« usw. mit unererschöpflicher Phantasie die Vorlagen geschaffen hatte, fanden hier Verwendung. Ein in der Meißner

Porzellanmanufaktur besonders beliebtes Symbol der Liebe und Treue war der Hund, der artig das Pfötchen hebt. Friedrich der Große schickte seiner Freundin Frau von Camas, der er zeitlebens eine zärtliche Verehrung bewahrte, eine solche Hunddose mit folgendem Brief, der für die galante Schreibweise des achtzehnten Jahrhunderts, die der König wie wenige meisterte, so kennzeichnend ist: »Ich schide Ihnen, mein gutes Mütterchen, eine kleine Erinnerung an mich. Sie können diese Dose für Schminke benutzen oder für Schönheitspflasterchen oder für Schnupftabak oder für Bonbons oder Pillen. Wozu Sie sie aber auch verwenden, denken Sie beim

Anblick des auf dem Deckel gemalten Hundes, des Symbols der Treue, wenigstens daran, daß die Anhänglichkeit ihres Eifers die Treue aller Hunde auf Erden in Schatten stellt, und daß seine Ergebenheit gegen Sie nichts gemein hat mit dem zerbrechlichen Stoff, aus dem sie besteht. Ich habe hier Porzellan für alle Welt bestellt, für Schönhausen, für meine Schwägerinnen; kurz, mein Reichthum besteht jetzt nur aus diesen zerbrechlichen Dingen. Mögen ihre Empfänger sie für bar Geld nehmen, denn wir sind Bettler, liebes Mütterchen. Uns bleibt nichts als die Ehre, Mantel, Degen und Porzellan.«

Mit der Bildnisminiatur tritt unter dem Einfluß der Lavaterschen »Physiognomischen

Fragmente« gegen Ende des Jahrhunderts die Silhouette in Wettbewerb. Goethe hat dieser Mode mit Leidenschaft gehuldigt. Schon mit Friederike Brion tauscht er den Schattenriß, »damit das liebe Herzchen doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.« Und Lotte Kestners Schattenriß hat er durch den Abschiedsbrief in »Werthers Leiden« eine so zärtliche Bedeutung verliehen, daß Chodowiecki

in seinen Kupfern sich das gefühlvolle Motiv nicht entgehen lassen konnte. »Liebes Schatten-

bild! Ich vermaße dir's zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tausend, tausend Küsse habe ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.«

Als Träger des Schattenrisses wie des Miniaturbildnisses der geliebten Person hatte besonders die Tasse die hohe Aufgabe, an Gedenktagen des Herzensbundes, an Geburtstagen und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten die Gefühle des Sponsors anzudeuten. Rosengewinden und Blumenketten umrahmen das ovale Medaillon, in dem sie auf hellfarbigem Grunde stehen. Um das »himmlische

Entzücken« zu ahnen, daß sie dem Besitzer vermittelten, muß man die von Musäus erzählte köstliche Geschichte von dem Handlungsreisenden lesen, den der »Physiognomische Reisende« beim Morgenfrühstück in selbstvergessener »idealischer Konversation« mit dem Schattenbild seiner Ehe liebsten auf der Mundtasse des mitgeführten Teeservices belauscht.

Wie sinnig, wenn schon ein wenig sentimentalt, ist die Tasse der Abbild. S. 390, die auch für die im Schattenriß beigelegte Geliebte die Bitte an die Parze richtet, ihren Lebensfaden noch lange zu spinnen. Als ein Geschenk Christoph August Tiedges an seine Freundin Elisa von der Rede zu ihrem 50. Geburtstag ist man versucht, die kürzlich in die Sammlung Foerster



Gräfin: Gräfin Montignon

Aus Boehn: Miniaturen und Silhouetten  
Verlag J. Brudmann N.-G., München







Zwei Tassen aus der Sammlung Goerster in Berlin (um 1795)

das die ersten Glieder zur Kette der Glückseligkeit seyn, die euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden soll,« schreibt Goethe an Restners bei Übersendung ihrer Eheringe, die er ihnen besorgen durfte. Selbst winzige Miniaturporträts wurden gern in Ringen unter tafelförmig geschliffenen Diamanten und zuweilen auch doppelseitig an drehbarem Mittelstück angebracht. In dem Roman »Rosamunde oder die Pfänder der Treue« von Wilhelmine Willmar spielt ein Ring mit einem Geheimfach, das durch den Druck auf eine an verborgener Stelle angebrachte Feder sich öffnete und das Bildnis des Geliebten barg, eine verhängnisvolle Rolle.

Die Haarlocke, der wir schon auf der Rückseite der Miniaturen begegneten, ist wohl das persönlichste Liebespfand der empfindsamen Zeit. Goethe hat in seinem Gedicht »Lebendiges Andenken« für ihren Gefühlswert die schönen Worte gefunden:

Der Liebsten Band und Schleife rauben,  
Halb mag sie zürnen, halb erlauben,  
Euch ist es viel, ich will es glauben,  
Und gönne' euch solchen Selbstbetrug:  
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe  
Sind wahrlich keine kleinen Dinge:  
Allein mir sind sie nicht genug.

Lebendigen Teil von ihrem Leben,  
Ihn hat nach leisem Widerstreben

Die Allerliebste mir gegeben,  
Und jene Herrlichkeit wird nichts.  
Wie lach' ich all der Trödelware!  
Sie schenkte mir die schönen Haare,  
Den Schmuck des schönsten Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen,  
Bist du mir doch nicht ganz entzissen:  
Zu schau'n, zu tändeln und zu küssen  
Bleibt die Reliquie von dir. —  
Gleich ist des Haars und mein Geschick;  
Sonst buhlten wir mit einem Glücke  
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen;  
Wir streichelten die runden Wangen,  
Uns lodt' und zog ein süß Verlangen,  
Wir gleiteten zur vollern Brust.  
O Nebenbuhler, frei von Reide,  
O süß Geschenk, du schöne Beute,  
Erinnre mich an Glück und Lust!

Eine Sitte jener Zeit, in der ihre rosenfarbene Empfindsamkeit am unmittelbarsten zu Worte kam, waren die Spruchbänder und gemalten Bänder, die wiederum in kurzen Devisen oder auch in tränenfeuchten lyrischen Ergüssen die zärtlichen Herzen zu rühren bestimmt waren. Sophie Beder erzählt in ihrem Tagebuch von einer Festlichkeit, bei der die Freundin Tiedges durch rote Bänder mit der Aufschrift »Elisen zu Ehren« gefeiert wurde, die von allen »Frauenzimmern« ums



Haar, von den »Mannsleuten« als Schleife am Rod getragen wurden, und von einem »Stodband«, mit dem sie den alten Gleim beglückte. Es trug den kleinen Vers:

Wenn um die Hand sich traulich wind'  
Dies kleine Band, o dann geschwind  
Wirf einen Blick, eh dir's entschlüpft,  
Auf E. zurück, die's eingeknüpft.

Auch Goethe ist dieser Sitte nicht abhold gewesen. Noch 1780 begleitet er einen Blumenstrauß für Charlotte von Stein mit einem Spruchband, und länger als alle Bänder, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, wird das Goethelied bestehen, mit dem er (1771) Friederike Brion geadelt hat:

Kleine Blumen, kleine Blätter  
Streuen wir mit leichter Hand  
Gute junge Frühlingsgötter  
Tänzelnd auf ein lustig Band.

Zephir, nimm's auf  
deine Flügel,  
Schling's um meiner  
Liebsten Kleid!  
Und so tritt sie vor  
den Spiegel  
All in ihrer Mun-  
terkeit.

Sieht mit Rosen sich  
umgeben,  
Selbst wie eine Rose  
jung:

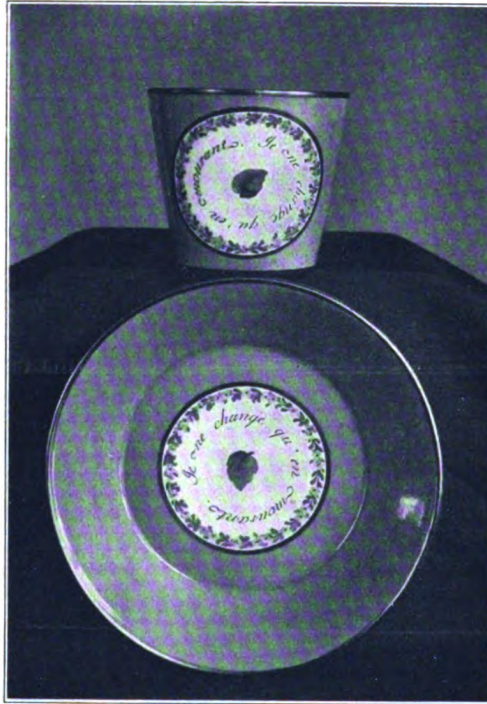
Einen Blick, gelieb-  
tes Leben!  
Und ich bin belohnt  
genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,  
Reiche frei mir deine Hand,  
Und das Band, das uns verbindet,  
Sei kein schwaches Rosenband.

Die gewerbliche Kleinkunst des 18. Jahrhunderts hat sich natürlich nicht auf Erzeugung dieser Erinnerungszeichen beschränkt, sondern dem Bedürfnis nach beziehungsreichen Liebesgeschenken durch ungezählte andre Gegenstände und »Galanterien« Genüge getan. Zu keiner Zeit haben auch die bildenden Künste einen innigeren und sinnigeren Ausdruck für alles, was die Herzen bewegte, gefunden. Auf Nührung und Veredelung schien alles künstlerische Schaffen eingestellt zu sein. Und die Bestätigung, daß die

Liebe den Menschen auch im Ersinnen poesievoller Gaben erfinderisch macht, danken wir der Schreibseligkeit dieses Jahrhunderts, das dem Briefpapier so viele intime Dinge anvertraut hat. Die blaßrote Schleife, mit der Werther begraben werden wollte, weil Lotte sie am Busen trug, als er sie zum erstenmal unter ihren Geschwistern fand, kennzeichnet ebenso die Empfindsamkeit, die im 18. Jahrhundert das Liebesglück verklärte, wie die bescheidene Gefinnung, der das kleinste Andenken genügt. Innerhalb seiner persönlichen Liebesbeziehungen hat Goethe freilich auch sehr viel praktischere Geschenke gemacht.

Pantoffeln und »gemahlte Schue«, Messer und Schere und ein Halstuch vom »größten Gusto« sind die Geschenke, die er Rätchen Schönlkopf mit dem Schwur überschickt (den er freilich nicht gehalten hat), daß seine Liebe diese Gegenstände überdauern werde. An Charlotte von Stein schickt er gelegentlich eine Weltkarte, auf der »klein Plätzgen gezeichnet oder drinn enthalten, wo ich nicht dein mit Treue und Liebe gedenken würde«. Und recht prosaisch ist das »Judenkrämchen«, das er für seine Gattin Christiane in Karlsbad oder Frankfurt besorgt. Taft und Musselin und andre Kleiderstoffe, ein seidener Schal



Freundschaftsstaffe mit grünem Grund, Berlin,  
um 1795

Sammlung L. Foerster in Berlin

(»mit dem du die pfuy Teufelchen zudecken kannst«),  
Spitzen, Teezeug, Bügeleisen, Löffel und Zucker-  
werk usw. Aber gelegentlich leuchtet auch hier  
wieder die zärtliche Glut seines Herzens, so  
wenn er unter dem 14. Juli 1795 an Christiane  
schreibt: »Schicke mir mit nächster Gelegenheit  
deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe,  
von denen du mir schreibst, das ich nur wieder  
etwas von dir habe und an mein Herz bruden  
lann.«

Der große Herzenbrecher Ludwig van Beethoven schreibt sehr drollig an seinen Schüler Nies, den er häufig besuchte, weil er in einer mit drei schönen Töchtern gesegneten Schneiderfamilie wohnte: »Schneidern Sie nicht zu viel,



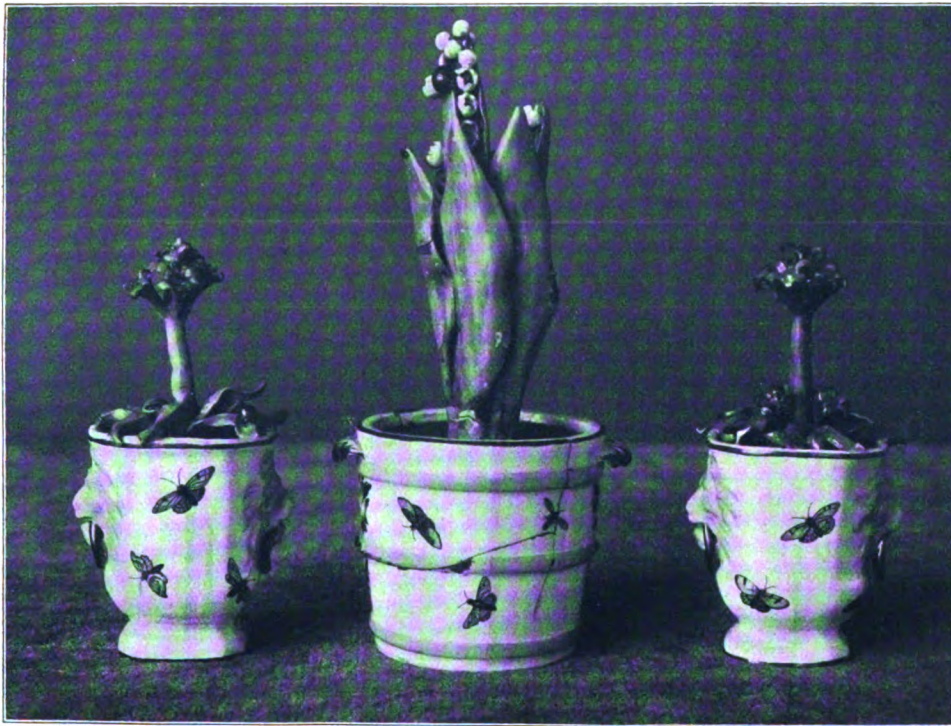


Tête-à-tête mit flammenden Herzen als Tassen, Berlin, um 1775

Stadtschloß in Potsdam

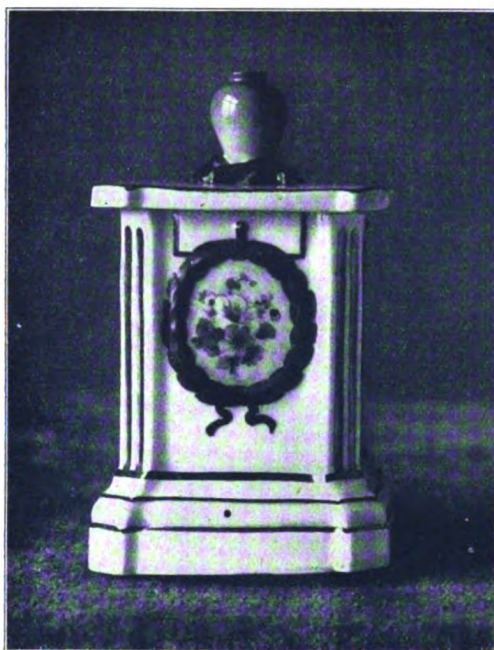
empfehlen Sie mich der Schönsten der Schönen,  
schicken Sie mir ein halb Duzend Nähnadeln!«  
Und Eleonore von Breuning, der er sich in den  
1790er Jahren ins Herz gespielt hatte, bittet er

in demselben Brief, mit dem er ihr seine un-  
vollendet gebliebene C-Dur-Sonate widmet, um  
eine von Hasenhaaren gestridte Weste von ihrer  
Hand, weil eine früher von ihr geschenkte un-



Drei Blumentöpfchen aus Porzellan





Nachtlampe mit »brennendem Herzen«, Berlin,  
um 1775

Sammlung von Dallwitz in Berlin

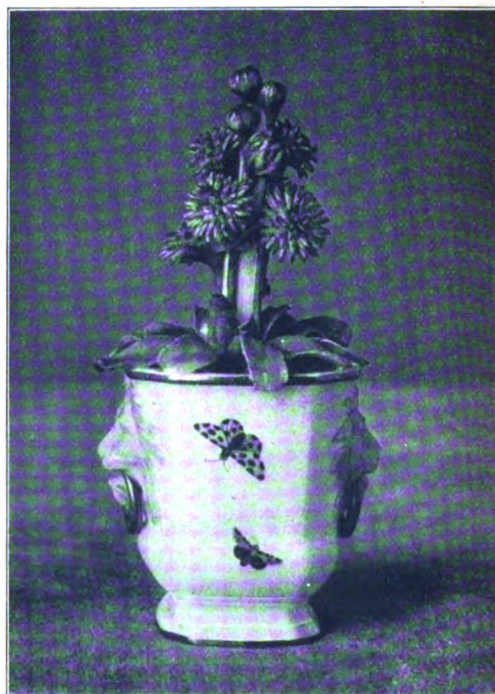
modisch geworden sei, und »aus großer Vorliebe für alles, was von Ihren Händen ist, und heimlich kann ich Ihnen wohl sagen, eine kleine Eitelkeit liegt mit dabei zugrunde, nämlich um sagen zu können, daß ich etwas von einem der besten, verehrungswürdigsten Mädchen in Bonn besitze«.

Johann Heinrich Voß erhält von Ernestine Voie einen Beutel, durch dessen seidene Maschen er »die kleinen Amorbusen einen leibhaftigen französischen Kotillon tanzen« sieht (1773). Der Naturphilosoph Schelling schenkt Weihnachten 1799 seiner Caroline ein paar Armbänder, die in folgende Zeilen gewidelt waren:

Nach goldenen Äpfeln in silbernen Schalen,  
Wie man uns tut die Weisheit mahlen,  
Kann wahrlich mir das Herz nicht hangen,  
Wornach ich weit mehr könnt' verlangen,  
Sind silberne Arme mit goldenen Spangen.

Als weitere Beispiele solcher Gelegenheitsgeschenke der Liebe zeigen wir eine mit farbigen Blumen bemalte und von einem rosa Band mit der Inschrift »Gage d'amitié au 22<sup>me</sup> mai 1782« umwundene Nabelbüchse von Porzellan (Abbild. S. 399) und ein porzellanenes Altärchen mit brennendem Herzen, das als Nachtlampe gedacht war (Abbild. S. 398).

Auch die Porzellanblumen, die im 18. Jahrhundert mit großer Naturtreue hergestellt wurden und das Vergnügen der Modelleure an der beispiellosen Bildsamkeit des neuen Materials deutlich erkennen lassen, gehören, einzeln und zu Sträußen vereinigt und in Miniaturblumentöpfen (Abbildung S. 397 und 398), zu den Geschenken der Liebe. In den größeren Fabriken wurden eigens »Blumenposierer« angestellt, die in der plastischen Nachbildung aller holden und zarten Kinder Floras ebenso Unübertreffliches leisteten wie die Maler in der Wiedergabe ihrer Farbenglut und duftigen Zartheit. In den Annalen von Frankenthal und Ludwigsburg erscheinen die ersten Blumenmodelleure um das Jahr 1760. Ariot, der Bibliothekar des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, beschreibt dessen Geburtstagsfest im Jahr 1762, bei dem Serenissimus seinen Damen zum erstenmal bei Tische Porzellanblumen überreichen ließ, die mit großem Staunen und Entzücken entgegengenommen wurden. Den Anfang mit der Herstellung von Porzellanblumen scheint die Manufaktur in Sèvres gemacht zu haben, denn von der Marquise von Pompadour wird berichtet, daß sie in ihrem Lustschloß Bellevue ihren königlichen Liebhaber einst mit einem Blumenparterre überrascht habe,



Blumentöpfchen

das vom ersten Treppenabfah bis zur Seine hinunter aufgebaut war und alle erdentlichen Blumen in verschwenderischer Fülle vereinigte. »Erst wenn man genau hinsah, merkte man, daß es nicht lebende Blumen, sondern mit feinstem Parfüm besprengte Porzellanblumen waren.«

Mit zarteren Empfindungen sind aber, so möchten wir glauben, doch die lebenden Blumen gegeben und empfangen worden, die wohl zu allen Zeiten die Gefühle des Herzens gedeutet haben. Goethe läßt seinen Werther die halbe Nacht vor Lottes Blumen knien, und in seiner Elegie »Der neue Pausias und das Blumenmädchen« hat er eine solche Fülle von feinsinnigen Gedanken über die Blumen, und was sie dem feineren Sinn der Liebenden bedeuten, ausgeschüttet, daß alle brieflichen Äußerungen, die die Blumengeschenke begleiten, dahinter zurückbleiben. Selbst Platens schöne Dichtung über die Geheimsprache der Blumen (»Es deuten die Blumen des Herzens Gefühle / Sie sprechen manch heimliches Wort«) verblaßt neben diesem Juwel Goethischer Poesie. Und vielleicht noch schöner, weil schlichter, natürlicher und inniger spricht sein »Blumen-  
gruß« den Sinn der Blumen-spende aus:

Der Strauß, den ich gepflücket,  
Grüßt dich vieltausendmal!  
Ich habe mich oft gebüdet,  
Ach wohl eintausendmal,  
Und ihn ans Herz gedrückt  
Wie hunderttausendmal.

Die beredtesten Liebespfänder aber sind schließlich doch die Briefe, in denen die zärtlichen Herzen ihre Gefühle ausströmen. Man hat das 18. Jahrhundert das des Briefes genannt, nicht nur weil der Umfang der Briefe und der gesamte Briefverkehr eine solche Steigerung erfuhr, daß man von einem förmlichen



Nabelbüchse mit der Inschrift »Gage d'amitié« (1782) Sammlung Cypenheim in Berlin

Briefkultus sprechen kann, sondern vor allem wegen der Verebelung und Individualisierung des Briefstils, der besonders im letzten Drittel des Jahrhunderts unter dem Einfluß der Sturm- und Drang-Periode im Sinne der Natürlichkeit, die jetzt zum höchsten Grundsatz erhoben wurde, sich völlig umgestaltete. Die Briefe der Liebe, in denen die Menschen in ihrem Hoffen und Fürchten uns am unmittelbarsten und in reinsten Menschlichkeit entgegentreten, sind in dieser Zeit das, was sie sein sollen: Offenbarungen vertrauender Herzen, in denen wir mit tiefer Ergriffenheit lesen. »Vergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl, daß wir gelebt haben; dies sind die schönsten Dokumente, auf denen man ruhen darf«, schrieb Goethe an Marianne von Willemer, als sie wenige Jahre vor seinem Tode ihre Briefe zurückerbat.

Vor die Augen meiner Lieben,  
Zu den Fingern, die's geschrieben —  
Einst, mit heißestem Verlangen  
So erwartet wie empfangen —  
Zu der Brust, der sie entquollen,  
Diese Blätter wandern sollen;  
Immer liebevoll bereit  
Zeugen allerschönster Zeit.

Von dem feinen ästhetischen Geschmack, der ebenso wie ihr Beziehungsreichtum die Liebespfänder des 18. Jahrhunderts weit über die Gleichgültigkeit der Dinge emporhebt, die uns heute umgeben, legen unsre Abbildungen ein bündiges Zeugnis ab. Und dabei sind es zumeist doch nur kleine anspruchslose Geschenke. Der zarte Sinn und die tiefere Bedeutung geben ihnen den großen Erinnerungswert, den wir mit frommem Schauer nachempfinden. Und wo es Kostbarkeiten sind, sind sie doch niemals aufdringlich. Sie wollen nicht blenden, nichts »hermachen« wie so viele moderne Brautgeschenke.

## Beethoven

Da schrieb er auf das kalte Blatt mit Blut  
Das Schauernwort: Wie furchtbar bist du, Gott! —  
Und aller Menschentodesnächte Angst und Wut  
Grauß auf, Verzweiflung, Hohn und Troß und Spott.

Dann schwall er selig über in den Chor der Symphonie,  
Jhn, aller Menschenmorgen Lerchenjubel, Sonnenüberschwang. —  
Schwachmut steht auf und Hochmut beugt das Knie  
Ob dem Zusammenklang.

Heinrich Weinstock



# Dramatische Rundschau

Von Friedrich Dösel

Fritz von Unruh: »Louis Ferdinand, Prinz von Preußen« — Karl Sternheim: »Manon Lescaut« — Julius Berthel: »Der lasterhafte Herr Esch«



Mag es noch so beschämend für uns sein, wir dürfen die Augen nicht länger davor verschließen, denn es ist so: viele unsrer Dichter, junge und alte, sind mit der Schwertbegeisterung eines Körner und der Vaterlandsglut eines Kleist in den Krieg gezogen, aber heimgekehrt sind sie anders: Feuer war Asche, Segen war Fluch geworden. Pazifist galt, solange wir Krieg führten, vielen als ein Schimpfwort und durfte es wohl sein, weil die sich so nannten nichts Besseres zuwege brachten als die Zersplitterung unsers einheitlichen Kampfwillens — heute gebietet uns Wahrheit und Gerechtigkeit, den Makel auszulöschen: allzu viele unsrer Besten würden uns sonst verloren sein, und wir sind nicht reich genug, um auch nur auf einen von ihnen verzichten zu können. Die Wandlung, die sie durchgemacht haben, kam zwar jäh und erschreckend, und manchem von uns stochte das Blut, als sie uns ihre neuen Bekenntnisse ins Gesicht schleuberten. Aber es ist auch ein Trost und eine Hoffnung dabei. Jenes ewige »Stirb und werde!«, ohne das wir alle nur trübe Gäste auf dieser dunklen Erde sind, keinem schenkt es seine Früchte freigebiger als dem Dichter. Schon jetzt, drei Jahre nach Kriegsende, erleben wir, daß die aus dem Felde heimgebrachte pazifistisch-revolutionäre Gesinnung sich bei dem Reblichen in eine neue Erkenntnis wandelt, die nicht weniger ungeduldig nach Ausbruch drängt als die frühere. In Ernst Tollers zweitem Bühnenwerk »Masse Mensch«, das im vorigen Bericht nach der Aufführung der Volksbühne gewürdigt worden ist, haben wir dafür ein vielsagenendes Beispiel. Es wäre kurzfristig, in dieser schnellen Wendung ein Zeichen von Schwäche und Unbeständigkeit zu erblicken. Mit der ungeheuren Beschleunigung, die unser Leben und Erleben in den letzten sieben Jahren erfahren hat, muß sich wohl auch das Tempo unsrer inneren Umbildung steigern, und zudem sind die Wundmale bitterer Enttäuschung und schmerzlichen Ringens zu deutlich in dies Werk eingegraben, als daß man seinen Schöpfer oberflächlich oder wetterwendisch schelten dürfte. Wenn wir aber diese Wandlung so bald an einem Schriftsteller erleben, dem sein Jubentum und seine Gesangschaft wohl ein Recht gäben, sich tiefer als andre in den Rebellentroß zu verbohren, warum sollen wir dann nicht auch vermuten, daß einer von deutschem Adelsblut und preußischem Offiziersberuf wie Fritz von Unruh heute

oder morgen seinen zweiten Tag von Damastus erleben wird?

Sein erster liegt schon fünf oder sechs Jahre zurück, wenn die Tragödie »Ein Geschlecht«, in der sich Unruhs Verwerfung und Verfluchung des Krieges so zügellos austobte, auch erst im Sommer oder Herbst des Jahres 1918 vor die Öffentlichkeit treten durfte. Wer es nicht wußte, hätte nun und nimmer ahnen können, daß dies derselbe Dichter, der 1911 das den solbatischen Tatendrang verherrlichende Drama »Offiziere«, 1913 das Preußendrama »Louis Ferdinand« geschrieben und in den Herbsttagen 1914 im Anblich des Marnetals den Krieg als »Herzen stählende Schule der Männlichkeit« gepriesen hatte. Die »Offiziere« wurden damals gleich aufgeführt, und noch heute ist unvergessen, wie prächtig dort das durch ein dumpfes Garnisonleben gefesselte Augenblut aufschäumt, als die Depesche vom Hereroaufstande Freiwillige zu den Waffen ruft, wie aber auch erst in diesem Augenblick, da die wahre Bestimmung des Solbaten sich erfüllen kann, der Mensch aus der Uniform sich befreit — ein vollgültiges Zeugnis für den Dichterberuf des damals fünfundzwanzigjährigen. Das Louis-Ferdinand-Drama hatte es schwerer, auf die Bühne zu kommen. Wenigstens in Preußen, denn dort stand seiner Aufführung das alte verstaubte Gesetz im Wege, daß Bühnenwerke, in denen Angehörige des preußischen Herrscherhauses auftreten, unter die Senfur fallen. Und hier trat nicht bloß ein königlicher Prinz des Hauses Hohenzollern, hier traten auch König und Königin auf, und die fünf Akte rührten an Wunden der preußischen Geschichte und an Blößen der hohenzollernschen Monarchie, die nach einem Jahrhundert noch nicht verschmerzt waren. Dann kam der Weltkrieg und mit ihm Unruhs Absage an Schwert und Schlachtenlorbeer — der »Louis Ferdinand« blieb für Berlin Buchdrama bis in die Oktobertage 1921, da seit des Prinzen Tod 115, seit der Leipziger Völkerschlacht 108, seit der Niederschrift des Wertes neun Jahre verfloßen waren. Der Dichter, hieß es zuvor eine Weile, sei entschlossen, die Aufführung seines Stückes überhaupt zu verhindern, weil das Ufer, zu dem er dort steuerte, für immer hinter dem Horizonte seiner Entwicklung versunken sei. Ein solcher Entschluß wäre nicht zu billigen gewesen. Denn dies Werk hat und behält — fern und frei von jeder »Gesinnung« — seinen künstlerischen Wert, und dessen braucht sich der Dichter des »Geschlechts«, der so viel ungebundener, aber auch

jorgloser mit der dramatischen Form umgeht, nicht zu schämen.

War schon in den »Offizieren« das Vorbild dessen unverkennbar, der den Prinzen von Homburg auf den Gipfel seines eigenwilligen Lebens- und Tatendranges und an den Abgrund nackter Todesfurcht geführt hat, bevor er sein Haupt unter das Gebot der Pflicht und Zucht beugt, so kommt der »Louis Ferdinand« vollends aus Kleists Schule; nie ist der Kleistpreis sinngemäßer verliehen worden als an den Dichter dieses Dramas.

»Wie über Sterne das Gesetz, so erhebt sich über Menschen die Pflicht, groß und ernst«: das steht als Motto vor dem Buche (Berlin, Erich Reiß). Für den Widerstreit, den dieses soldatische Pflichtbewußtsein mit den freien menschlichen Gefühlen auszutämpfen hat, gibt es in der neueren Geschichte schwerlich einen fruchtbareren Schauplatz als die Seele des preussischen Prinzen, dessen Charakter, Temperament und Lebensführung schon seine Zeitgenossen vielfach als eine Wiederkehr seines Oheims Friedrich des Großen aus dessen Kronprinzentagen empfanden. Deutlich ist ihm auch der Genialitätszug aufgeprägt, der im Hohenzollernhause nicht selten war, aber sich nur einmal, eben in Friedrich, mit Selbstüberwindung, Kraft, Tüchtigkeit und Größe einte. Eine schöne, ritterliche Erscheinung, früh vom Kriegsglück ausgezeichnet, lebensfroh und freigebig, als Komponist mit mehr als dilettantischen Gaben bedacht, ist Prinz Ferdinand der Abgott der Frauen, das bewunderte Ideal der jungen Offiziere und Kadetten, die seinen Namen auf ihre Degenklingen eingraviert tragen und ihn mit einem Heroenfranz umflecten, ist der Vorzug der Bürger, der Mäzen und gleichgeachtete Kamerad seiner Künstlerfreunde. Keinem dieser glänzenden Vorzüge fehlt der Schatten: seine zahlreichen und schnell wechselnden Liebesverhältnisse grenzen öfters an Leichtfertigkeit, seine soldatische Tapferkeit ist eher tollkühn als überlegt, seine Volkstümlichkeit scheut nicht den eiteln und launischen Übermut eines Alkibiades, seine künstlerischen Neigungen entbehren der Würde und des rechten Ernstes. Aber der politische und gesellschaftliche Hintergrund, vor dem er steht, sorgt dafür, daß er sich von seiner Umgebung trotzdem glänzend abhebt. Denn rings um ihn am Hofe, in der Regierung, in der Diplomatie, unter den Generalen, in den Bürger-, Gelehrten- und Künstlerkreisen machen sich Schwäche, Verlogenheit, seltsames Schranzertum, greisenhafte Anjähigkeit, Oberflächlichkeit und hohle Vergnügungssucht, verstiegene Ideologie und kleingeistiges deutsches Schwärmertum breit, während Napoleons Schicksalshand, schon zum Griff gefaßt, sich auf Preußen herabsenkt. Dies alles entfaltet sich bei Unruh zu einem

vielgestaltigen, reich und bunt bewegten Zeit- und Charakterbilde. Seinen äußeren dramatischen Antrieb gewinnt es aus der Gestalt des ehrgeizigen und geschäftigen, mephistophelisch verschlagenen Kriegsrats Wiesel, dessen Fede, bis zur Unartigkeit ausgelassene Gattin Pauline des Prinzen jüngste Liaison ist. Der eigentliche Gegenspieler, er, an dem sich das Feuer, der Stolz, das Ehrgefühl und der Tatendrang Louis Ferdinands entzünden, ist kein Geringerer als der König selbst. Wohl erscheint Friedrich Wilhelm III. auch hier, wie ihn die Geschichte kennt: untätig, entschlußlos, schwankend wie ein Rohr im Winde, aber in ihm lebt neben einer frommen Demut und vornehmen Schlichtheit das Gottesgnadentum, ein von den Ahnen ererbtes Autoritätsgefühl und eine echt fürstliche Verantwortung für das Wohl und Wehe seiner Untertanen, die den Krieg nicht nur aus Jaghaftigkeit scheut. Auch wenn die vom Prinzen angebetete Königin nicht für ihren Gemahl einträte, wäre Louis Ferdinand, in allem sein Gegenfüßler, nicht ohne Respekt vor ihm. Es bedarf erst des Stachels, mit dem Wiesel ständig seinen Ehrgeiz ligelt, es bedarf der Grenzverletzung, des drohenden Angriffs und der höhnischen Herausforderung Napoleons, es bedarf des schändlichen, ehrvergeßenen Friedenspaktes mit dem verhaßten Bürgergeneral, bevor der Prinz sich überwindet, dem König, einem Hohenzollern wie er selbst, offen entgegenzutreten, den erbärmlichen Schacher der Minister aufzudecken und um der Ehre Preußens und Brandenburgs willen Krieg mit Frankreich zu fordern. Ein Zweikampf zweier grundverschiedener Gesinnungen und Temperamente, bei dem der König, gewappnet mit der friedfertigen Ethik seines verantwortungsvollen Herrscheramtes, trotz seiner Schwäche und Ratlosigkeit keineswegs als verächtlicher Gegner erscheint; eine Auseinandersetzung auch voll von äußerem und innerem dramatischem Leben. Und scheinbar nicht ohne Frucht: der König, nun doch ausgerüttelt, verfügt gegen die napoleonfreundliche Politik seiner Minister die Robilmachung, nachdem er einen Augenblick sogar mit dem Gedanken der Abdankung gespielt hat. Aber die überstürzte Maßregel, die Napoleon »Achtung vor Preußen lehren soll«, ist nur ein Scheinmanöver, an Krieg denkt man im Ernste nicht. Als der Prinz die Maske durchschaut, wirft er seinem König in Anwesenheit der Generale das ihm gnädigst zuerteilte Armeekommando vor die Füße — eine ebenso bühnenwirksame wie in Wirklichkeit undenkbare Szene, nur möglich in der unrealistischen, kühn verkürzten und stizzenhaften Zeichnung, die Unruhs Art ist.

„Dann, im dritten Akt, die große Unterredung zwischen Louis Ferdinand und der Königin.

Hier, vor der hohen Frau, der seine heiligste Liebe gehört, schließt er im Sturm des Gefühls sein ganzes Herz auf, sein junges stolzes Hohenzollern- und Preußenherz, das erfüllt ist von einer gottgewollten Sendung: »Mich durchglüht Kraft, einem Volke die Flügel zu lösen ... Preußens Schicksal ist das meine, und das regiere ich!« Luise erschrickt vor so viel Feuer. Und wie Gott ihr den steilen Weg der Königin gezeigt hat, so weist nun sie den Prinzen auf den Pfad der Pflicht und Entsagung, die sie selbst in ihrer Schönheit, Kraft und Tiefe begriffen hat. Aber sein Innerstes sträubt sich gegen dies harte Muß, und Wiesel, ein hinter Blasebalg seines heimlichen Ehrgeizes, weiß die schlummernde Flamme geschickt zu schüren. Auch die Generale, vor allem der alte, noch immer jüngerlingsmutige Hohenlohe, wollen ihn nicht missen. Mächtig fühlt er sich von diesem Vertrauen emporgetragen, vor seinen Augen wächst etwas, was er sich bisher nicht gestehen mochte. Da legt ihm Wiesel die von den Ministern geheimgehaltene Proklamation Napoleons vor, darin der Satz steht: »La maison de Brandebourg a cessé de régner«. Mit dieser neuen Waffe in der Hand will Ferdinand noch einmal den Versuch machen, dem König die kriegerische Entscheidung abzurufen: »Jetzt umgürte Gott den König mit Kraft!«

In Erfurt, wohin sich das Königspaar und der Generalstab begeben haben, um den Aufmarsch des Heeres zu beobachten. Von einem ernsthaften Kriegsrat, geschweige denn von einer offenen Kriegserklärung ist noch immer nicht die Rede. Der zum Oberbefehlshaber ernannte siebzehnjährige Herzog von Braunschweig, fett und satt vom friederizianischen Ruhme, gefällt sich im Hinhalten und Ausweichen, auch bei der Frage, ob dem Prinzen ein Avantgardenkommmando gegeben werden soll oder nicht; man tafelt, trinkt, toastet und empfängt, man puzt sich für ein glänzendes Ballfest in Rudolstadt, man lacht der düsteren Kassandrastimme des aus Paris kommenden, seiner Länder beraubten Prinzen von Oranien. Mitten im Festmahl erscheint Louis Ferdinand, legt dem König das unterschlagene Dokument vor und erwartet den Befehl, die Schuldigen als Hochverräter zu eskortieren. Aber der König scheut sich auch jetzt noch vor einer Entscheidung. Wieder greift Wiesel ein, den der Dichter für einen simplen Kriegsrat fast zu sehr mit motorischen Kräften ausgestattet hat. Wie vorher den Ehrgeiz des Prinzen selbst, so stachelt er jetzt den Unwillen, die Ehr- und Ruhmsucht der Generale, bis ihm endlich das Wort entfährt: »Es schlafen Sargträger des Königs in des Prinzen Herzen.« Einige Generale erheben sich und gehen. Die andern, vor denen der alte Hohenlohe den Großen Friedrich beschwört, ihn, der in seiner

Sterbestunde noch seinem Neffen Ferdinand gerufen und ihn den »Lieblingssohn des Mars« genannt hat, rücken desto näher aneinander. Wenn auch »das Letzte« bis zum Ball in Rudolstadt verschoben wird, man weiß, woran sie denken, und auch in der Brust des Prinzen ist Wiefels Saat nunmehr aufgegangen, so daß er es in seiner Entrüththeit leicht hat, sich von Pauline, die auf ihrem abschüssigen Dirnenpfad noch einmal seinen Weg kreuzt, für immer zu scheiden.

Letzter Akt: auf der abendlichen Schloßterrasse in Rudolstadt. Die Generale und jungen Offiziere als Wächter über Friedrichs Testament sind entschlossen, Ernst zu machen mit dem Staatsstreich, so wenig es dem Preußenherzen Hohenlohes auch gefallen will, daß des Prinzen Träume über Preußen hinaus auf einen Thron der Deutschen zu zielen scheinen. Aber der Prinz, den sie suchen, lebt nicht mehr. Der hat — leider im Zwischenakt, so daß wir diese seine entscheidendste Wandlung nicht miterleben — im Anblick des drohend heranrückenden Feindes und unter dem Anhauch des Todes, der ihm sein wahres Bild in erschreckendem Lichte zeigte, seine hochverräterischen Pläne schon abgestreift wie ein eitles Kleid und ist willens, sich unter das Joch der Pflicht und Sucht zu beugen. So weist er die Krone, die ihm unterm Kniefall der Generale von den Bajonetten der Armees dargereicht wird, zurück und stürmt, die Stimme Luises im Ohr, schicksalsbereit, doch einer besseren Zukunft für Preußen gewiß, dem Feinde entgegen in den Schlachtfeld: »Die Fackel leuchtet der Freiheit entgegen! Wir sehen sie bald von Angesicht! Über der Sonne sind wir ihre Brüder.« Die andern feiern weiter. Bis wie ein Blitz die Nachricht von dem verlorenen Gefecht bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen auf sie herabjudt. Jetzt erst weiß der König, daß Krieg ist, da um ihn alles in ratloser Verwirrung zusammenbricht. Nur die Königin bleibt aufrecht, aber auch sie findet nur die Worte: »Sucht Preußen! Es gibt keine Preußen mehr.«

Die Schwächen des Werkes offenbart die Bühne fast noch deutlicher als das Buch: es fehlt ihm vor allem der starke einheitliche Atem des auf einen Mittelpunkt gesammelten dramatischen Geschehens und das tragisch-ethische Pathos, das solcher Stoff nicht entbehren kann. Über die abgerissene impressionistische Sprache und die lose, willkürliche Szenenfolge trägt die Kühnheit der Entwicklung nicht hinweg; von den entscheidenden Momenten fällt mehr als einer in die Lücken und Pausen. So hatte die Aufführung des Deutschen Theaters unter Gustav Hartungs Regie kein leichtes Spiel, zumal da ihr eine so völlig verfehlte Belegung wie die der Pauline mit Helene

An dieser Königin, an ihrer erdentrückten Hoheit und Reinheit gerbricht recht eigentlich der begrißliche Eigenwille des Helben, nicht mehr, wie in den »Offizieren«, an der äußeren Autorität eines Vorgesetzten. Daher gewinnt der Unter gang des Prinzen aber zugleich seine Verklärung: durch Selbstüberwindung zum sittlichen Pflicht- und Staatsbewußtsein, eine Opfer-

Nichts von den dramatischen Neuheiten, die der Monat Oktober den Berliner Bühnen sonst noch brachte, kann in der Nähe dieses

so verstrickt, daß er dieser Grisette wegen, die nichts fürchterlicher schreckt als drohende Armut, und die deshalb — nur deshalb! — von ihrem horizontalen Gewerbe nicht lassen kann, zum Falschspieler, zum Gauner, Erpreßer, Zuhälter, Räuber, ja um ein Haar zum Mörder wird, um schließlich, fern von der französischen Heimat, auf einem Tropeneiland als Deportierter neben der Deportierten über dem Leichnam der Entkräfteten das Giftfläschchen zu lecken.



Szenenbild aus Karl Sternheims »Manon Lescaut«  
(Theater in der Königgräzer Straße), entworfen von  
Hermann Krehan

Digitized by Google





Szenenbild aus Karl Sternheims »Manon Lescaut« (Theater in der Königgräzer Straße), entworfen von Hermann Krehan

Bett- und Entkleidungsszenen, für die Hermann Krehan, fast zu schade für solche Aufgabe, höchst reizvolle Bühnenbilder und prädelnde Kostüme entworfen hat ... Die empfindsame Dirne mit der Edelmenschengloriole ums hübsche Lärwchen gab Maria Orska, und alles, was diese Rolle braucht, um zu den Sinnen zu sprechen, fiel ihr aus der kaltbewußten Virtuosität, darin sie Meisterin ist, von selber zu. Walter Janßen hatte auch als schmelzender Schwärmer des Grieg, Lump und Edelmann in einer Person, das immer gegenwärtige, still-süße Lächeln der Güte und Liebenswürdigkeit, das Even Hebin an dem Tschilama von Tibet so entzückt hat.

Gar nach China führte uns Julius Verstell mit seinem »Lasterhaften Herrn Tschu« (Leffingtheater). Aber dieses ferne Land des Zopfes und Porzellans ist kein Wi-

mini, wo die »goldenen Lerchen jauchzen im Azur ihr Trillir«. Im Gegenteil, es geht dort recht höllenbrueghelisch zu. Der Mandarin Tschu, der während seines Erdenbauseins nicht gerade zu den Größtmsten zählte, muß die schwerste aller Höllenstrafen auf sich nehmen: muß noch einmal wieder Mensch werden. Als elender Glückschneider, der doch nicht vergiftet, was er einst war, macht er nun alle Qualen des Verrats, der Eifersucht, der sterbenden Liebe und wiedererwachenden Seligkeit, der Not und Armut, der Gefangenschaft und Todesfurcht durch. Aber das alles kommt uns nicht recht nahe, weil es in eine blumige Lyrik eingebüllt ist, die mit der Vertraulichkeit auch den Eindruck der Echtheit und Wahrhaftigkeit entfernt. Dem kleinen Vogel Kolibri werden in dies »Spiel mit Körpern und Seelen« nicht viele »bewimpelte Virogen« folgen.







Ernst Eimer:

Kirchgang





## Thomsens Zuversicht

Von Luise Algenstaedt

Auf dem Flusse jagte ein steifer Nordwest die Fischerflottille heimwärts. Das kleine lateinische Segel drückte den Bord schwer bis aufs Wasser nieder. Die Insassen durften die Segelleine nur locker in der Hand halten, um sie jeden Augenblick fahrenlassen zu können, denn hinter ihnen flog eine blaueschwarze Wolkenwand herauf, von breiten, hellen Rändern umsäumt. Plötzlich füllte die Luft ein Klirren, und die vorderen Boote waren verschwunden; am letzten schlug das Segel frei im Winde, ein Mann stand am Mast und versuchte es einzuholen. Dann waren Segel und Mann, Fluß und Ufer verhüllt von einer Hagelbö, durch die der salbe Schein von Blitzen fiel und der Donner frachte.

Die alte Thomsen auf der Uferhöhe konnte kaum die Augen aufhalten, doch sie war wetterhart, und die gesunde Röte ihrer etwas rissigen Wangenhaut wurde durch das Prideln kaum erhöht. Sie war Aufseherin auf dem Fährschiff, das zwischen Stadt und Vorort verkehrte; der Dienst rief, aber dies Wetter mußte sie noch vorüberlassen sehen. Als sie wieder Sicht bekam und merkte, daß keins der Boote fehlte, ging sie rasch zur Fähr hinunter und ließ die wartenden Fuhrwerke auffahren. Gesorgt hatte sie sich eigentlich nicht, denn sie kannte ihren Fluß und ihr Wetter so gut wie die Fischer selbst. Immerhin, als die Boote nun in einiger Entfernung ruhig vorüberglitten und von dort einer sie mit der Hand grüßte und nach der verziehenden Bö zeigte, nickte und winkte sie zurück und freute sich. Dieser Mann war Fritz, einer ihrer zahlreichen ehemaligen Pflegekinder, der vaterlosen Knaben, mit deren Auferziehung sie vom Magistrat jahrzehntlang betraut gewesen war, ein anhänglicher Junge, eigentlich ihr Liebling, an den sie auch eine stille Hoffnung für ihren Lebensabend knüpfte: wenn sie bei ihm im Altenteil zuletzt von ihren Ersparnissen zehren könnte, seine Kinder hüten, vom Wasserleben hören und von seinem Hause das Wasser sehen; sie würde Halt und Nothilfe haben und doch ihre Welt hier nicht zu verlassen brauchen. Hatte sie doch ihr lebelang das Wasser sehen können vom Elternhaus auf dem hohen Ufer des Vororts, wo sie auch die Kostkinder gehabt.

Fritz hegte wohl denselben Gedanken, hatte schon einmal herzlich davon zu sprechen begonnen, dann aber flau und bedenklich ausgesehen; seine Frau war wohl nicht einverstanden, wohl gar eifersüchtig auf seine Zuneigung zu einer

alten Frau, die nicht mal seine rechte Mutter. Sicherlich wollte die Frau es nicht zugeben.

Es gab noch eine andre Möglichkeit, sogar schon ein klares Anerbieten: von dem Wilhelm in Berlin, dem Kassenboten — auch ein treuer Junge! Dort sollte sie vier Treppen hoch nach dem Hof in einem bequemen Lehnstuhl in warmer Ecke sitzen und es gut haben.

Ihr Gesicht war, als sie dies durchdachte, einen Augenblick wie verdunkelt, und mit seltsam leeren, geradezu trostlosen Augen starrte sie von der vorderen Schranke in das strudelnde Wasser nieder.

Aber das ging so rasch vorüber wie die Hagelbö; sie konnte sich nicht lange fürchten, wußte auch von jeher über alles gewiß, daß ihr himmlischer Vater es mit ihr besonders gut meinte. Sie würde schon zu rechter Zeit erfahren, was er sich für sie ausgedenkt, Fritzens Frau herumzukriegen oder sonst eine gute Auskunft. Leicht konnte er ihr auch das ganze Altenteil ersparen und sie rasch und gnädig eines Tags aus den Seelen nehmen, was das schönste sein würde. Ihr stadtbekanntes herzhaftes Lachen erscholl schon wieder, als ein drolliges Kind mit dem Dadel des Kapitäns scheu und zärtlich anbändelte.

Drüben schob die Fähr sich plump zwischen die ächzenden Eichenpfähle ihres Bettes. Thomsen hatte die Ketten ein, ließ die Verbindungsböcke herabfallen und schob den Querbalken zurück. Die Fahrgäste strömten vom Schiff, die Wagen folgten; sie betrat das Häuschen am Ufer, um wieder Fahrtscheine zu verkaufen. So ging es den ganzen Tag hin und her bis zur letzten Fahrt im Wechsel mit einem jüngeren männlichen Amtsgenossen. Stadt und Landschaft kannte sie, ihr schlagfertiger und freundlicher Witze war berühmt, und für ihre Anordnungen fand sie den nötigen Respekt. Als sie in mittleren Jahren nach einer Operation das Heben und Tragen all der kleinen biden Jungen aufgeben mußte, hatte man ihr in Anerkennung ihrer Treue diese Anstellung gegeben. Nun aber war sie achtundsechzig geworden und manchmal doch recht flau und matt. Da ihr weiteres Schicksal noch so unentschieden war, mußte sie das jedoch sorgsam verbergen, bis der Vorstand es selbst merkte oder — bis eben Fritzens Frau andern Sinnes wurde.

Frost setzte ein. Blau stand abends das Himmelsgewölbe über dem vereisten Strom,



über den scharf hingemarkten Gutsböfen fluch-  
abwärts und schimmerte durch die kalten  
Zweige der riesenhaften Eichen, die das Land-  
ufer schirmten. Stahlblau, dann grün im  
Abendlicht war die Eisfläche. Drüberhin zogen  
die Schlittschuhläufer ihre weiten Bogen. Mit  
Handsegeln ließen andre sich pfeilgeschwind trei-  
ben, daß eine Wolke feinsten Körnchen von ihren  
Eisen wirbelte. Die Fähre rumpelte schwerfällig  
durch die Eisschollen und ließ für eine Weile  
eine offene Rinne hinter sich, Möwen über-  
flogen diese, stießen nieder, erhoben sich mit  
irgendeinem guten Bissen und verzehrten ihn  
auf einem Pfahl. Andre schaukelten vergeblich  
spähend auf den Wellchen, bis die Schollen  
wieder zusammentrieben. Schwere Zeiten für  
die Vogelwelt! Die alte Thomsen warf ihnen  
Brotkrumen zu. Fisker holten die halbzahmen  
Schwäne vom Eise, die schon fast eingefroren  
gewesen. Niebergelächelt saßen sie auf langen  
Handschlitten — abwechselnd nach jeder Seite  
ein Hals — ein Schwanz. Sie hatten sich ruhig  
greifen lassen und hockten auch jetzt zwischen  
den Menschen gelassen da. Nur als der Kapi-  
tänsbader neugierig zu ihnen heranschnupperte,  
wurde er plötzlich mit so langem Halse an-  
gezielt, daß er entsetzt gegen die Füße seines  
Herrn taumelte. Da war wieder der alte  
Thomsen anstehendes Lachen. Sie besorgte den  
Schwänen auf der Fähre einen sicheren Platz;  
es waren ja ihre Tiere, ihre Menschen, ihr  
Fluß und ihr Schiff.

Gelbrot lag am Abend manchmal der Himmel  
noch im Eispiegel, dann violett, und dann  
wurde es dunkel und die Sterne zogen herauf.  
Und einige von diesen waren ebenfalls ihre.  
Auf der letzten Abendfahrt hatte Thomsen  
manchmal Studenten von den Sternbildern  
sprechen hören, denn sie standen gewöhnlich dicht  
bei ihr an der vorderen Schranke, um recht in  
die Weite hinauszuschweben. Zu den in wirrem  
Glanze funkelnden Welten sah auch sie dann  
auf; die Milchstraße, den Großen Bären und  
das W hatte sie schon kennengelernt und fand  
sie immer wieder. Wenn sie nach solchem Aus-  
fluge ihre Augen wieder auf ihre Geschäfte  
richtete und auf ihre heimliche Hoffnung, konnte  
sie sich immer noch besser vorstellen, daß der  
Schöpfer und Ordner der Welten mächtig genug  
sei, ihr das Altenteil bei Fritz zu geben und sie  
vor dem Lehnstuhl Wilhelms zu bewahren —  
des treuen Jungen, der doch aber nicht recht  
wußte, wie's ihr ums Herz war.

Der Heimweg von der Fähre die Uferhöhe  
zu ihrem Häuschen hinauf wurde ihr manchmal  
schon so sauer, daß sie ernstlich fürchtete, es  
könne bemerkt werden.

Als sie eines Morgens zum Wasser hinunter-  
ging, standen die jenseitigen Häuser wie aus der  
Luft herausmobelliert zum Greifen nahe. Klar

und tief spiegelten sich Bäume und Pfähle, die  
Brücke mit dem Flaggenmast und die mitten im  
Strom liegenden kassenlosen alten Schiffe im  
Eise — alles vom Silbergrau des Raufreißs  
überzogen. Der Raufreiß kündigte Witterungs-  
wechsel an, und daselbe tat auch der Rheuma-  
tismus in Thomsens Knien. Es kam ihr vor,  
als beobachte der Kapitän sie verstohlen; sie  
zwang sich zu sicherer schneller Pantierung und  
sank nur während der Fahrt an der Schranke  
ein Weilchen in sich zusammen.

Zu Abend kam Wind auf, der beständig  
wuchs. In dieser Nacht schlief Thomsen nicht;  
sie hatte einen Brief von Wilhelm aus Berlin  
vorgefunden, der liebevoll auf Zusage drängte.  
Krank fühlte sie sich, so zog es ihr durch die  
Glieder, so herzbeikommen dachte sie an Wil-  
helms Hofwohnung mit dem Lehnstuhl in der  
warmen Ede. Der Sturm peitschte mit schweren  
Flügeln den Fluß und die nahe Meeresküste,  
der Strom lief aus, sie hörte das Bersten der  
Eisbede, das Tauchen und Berklagen der hin  
und her laufenden Sprünge, das Krachen und  
Schieben. Die Schindeln ihres Dachs klapper-  
ten, Türen und Fenster rüttelte der Luftdruck,  
und manchmal schien das ganze Häuschen in  
seinem Fundament zu beben. Das war ihr lie-  
ber Süß, dessen Weise sie von Kindheit auf  
kannte, ein gewaltiger Sänger und Erzähler,  
dem sie in unzähligen Nächten hier gelauscht  
hatte; ihn fürchtete sie nicht. Die geheime Angst,  
die ihr Herz einschnürte, raunte von ihrer Zu-  
kunft; diese Angst verschlechterte ihr Befinden,  
und ihre Schmerzen vermehrten die Angst. Es  
würde besser sein, ruhig alles ihrem Herrgott  
weiter zu überlassen, der wirklich wußte, was  
das beste für sie war, und es auch durchsetzen  
konnte. Es würde besser sein, nicht zu verzagen.  
Er war es doch, der sogar »Wolken, Luft und  
Wind« ihre Bahn gab. So war sie noch nie  
gewesen — was war dies nur?

Endlich verging auch diese Nacht, und gegen  
Morgen wurde es rasch still. Als sie beim  
Tagesdämmern hinunter kam, sank das Eis in  
lantigen Bahnen vom Ufer, hing es wie ein  
Frauentrod von den Pfählen nieder, bäumte es  
sich bei den Rissen empor. Das hatte sie ge-  
wußt, das hatte sie mit geistigem Auge in der  
Nacht gesehen. Ob der Kapitän auch um ihren  
elenden Zustand wußte? Er guckte wieder so  
halb wie mit Unbehagen, und es wollte ihr heute  
nicht so gelingen, sich aufzuraffen. Was hatte er?

Da, als sie drüben am Schalter ihren Platz  
wieder eingenommen hatte, kam er mit einem  
verlegenen Späßchen zu ihr herein; ihr blieb  
das Lachen in der Kehle stecken. Er sagte, es sei  
Vorstandssitzung gewesen, und er habe ihr  
etwas mitzuteilen. Nun wußte sie genug. Man  
konnte sich nicht verhehlen, daß sie für ihren  
Dienst nicht mehr rüstig genug sei, sie werde es

wohl selbst fühlen. Wer in solchem Dienst acht- undsechzig geworden sei, könne zufrieden sein. Wegen ihrer Treue und Zuverlässigkeit habe man ihr sogar ein Ruhegehaltchen bewilligt.

Sie sah ihn groß an, wollte fragen, worin sie es denn habe fehlen lassen, denn daß ihr Amt ihr in letzter Zeit schwer geworden, war doch ganz ihre eigne Angelegenheit. Doch was konnte das Fragen nützen?

Es war ein ehrenvoller Abschied; der Vorstand tat mehr an ihr, als seine Pflicht war. Vor Not war sie geschützt, denn auch der Magistrat hatte ihr für ihr Alter noch eine Rente zugesagt. Und doch fiel sie ein Gefühl trostloser Leere und Verlassenheit an. Nun war wirklich das Alter da, die Pflegebedürftigkeit würde sich rasch einstellen. Von Frigens Hause her streckte sich keine Hand zu ihr herüber, nur der Brief aus Berlin brannte ihr auf der Seele!

Nun half auch das Aufpassen nicht mehr. Sie tat die noch übrige Zeit ihre Pflicht wie sonst, doch der Kapitän und die Fahrgäste wunderten sich, wie Thomsen zusammenfiel.

Ein Nordost sprang auf, trieb einen Wasserwall gegen die Küste, staute den Strom auf und schlug das Eis in kleine Stücke. Und als er ausgetobt hatte, fiel Schnee. Glodige Wolkenballen schütteten sich aus, der Schnee rieselte Tag und Nacht, man sah nicht dreißig Schritt weit. Thomsen mußte sich eines Morgens aus ihrem Hause herauschaufeln und dann knietief steigen. Eine mächtige Schanze umging sie, in eine andre tappte sie hinein, erhigt und feuchend kam sie zu spät. Aber es machte nicht viel, kein Wagen wartete; keiner hatte durchkommen können, ein paar hochgestiefelte Arbeiter waren eben angelangt. Heute fühlte sie sich geradezu krank, taumelig und pflegebedürftig.

Zu Mittag hörte der Schneefall auf, die Sonne kam durch, und es wurde bitterkalt. Die Schneebehäufte Nester der Schollen verbanden sich wieder durch junges Eis und bildeten ein weites, wildes Geschiebe mit blendenden Glanzstreifen durchsetzt. Im Lauf des Nachmittags wurde es so kalt, daß der Frost klirrte und das Knirschen von Wagenrädern im Schnee wie Glöckchenklingen war. Die beschneiten Büsche und Bäume standen sonnenüberfunkelt vor dem Himmelsblau. Thomsen lebte so mit der Natur, daß die Pracht und die frohe Klarheit des Tages sie wieder heiter und ruhig stimmten. Hatte denn ihr himmlischer Vater schon einmal etwas verfehlen in seinem Regiment? Nein und abermals nein! Er würde das jetzt in ihrer Sache nicht zum erstenmal tun! Irgend etwas Gutes hielt er ganz gewiß für sie bereit und legte es ihr rechtzeitig auf den Tisch. Er brauchte es nur zu wollen, so war es ein leichtes für ihn, und sein Wille war gut und gnädig. Vielleicht konnte sie deshalb noch ein wenig

warten mit der Beantwortung von Wilhelms Brief — wenigstens bis morgen. Des guten Jungen Lehnstuhl mochte sonst jemand dankbar einnehmen, jemand, der hier Fluß und Wind und Wetter nicht kannte. Ganz gewiß würde ihr himmlischer Vater ihr dieses Ende nicht bestimmen, er wußte ja, was sie brauchte.

Wieder glommen in berückender Pracht die Sterne auf. Mit der letzten Fährte kehrten Studenten in die Stadt zurück, zeigten einander den Jakobsstab und unterhalb den Orionnebel und sahen Thomsen auch hinausschauern. Sie sagten ihr, auch dieser Nebel sei eine Welt unzählbarer leuchtender Sonnen in unausdenkbarer Entfernung. Sie suchte mit ihren alten Augen einzelne Lichter darin zu erkennen und hielt dabei in dumpfem Bewußtsein noch ihr eignes ungewisses Schicksal, als ob sie es zum Thron des Weltkönigs hinauftrage, dessen Kind sie war. Die Studenten fragten sie, ob sie sich vorstellen könne, daß dies Sternengewimmel irgendwo ein Ende nähme, und als sie den Kopf schüttelte, ob sie sich denn vorstellen könne, daß es ein Ende nähme. Und als sie wiederum verneinte, sagte ein junger Student zu einem andern: »Da haben wir also das Wunder, und die strammste Vernunft kommt nicht darüber weg.« In diesem Augenblick lief eine Sternschnuppe über den halben Himmel. »Da — da! Wünschen Sie sich etwas recht Schönes!« rief die warme, lustige Stimme ihr zu. »Woran haben Sie gedacht?«

»Wie es mit meinem Altenteil werden mag,« sagte sie und freute sich der guten Vorbedeutung.

Wie freundlich sprach nun der junge Student zu ihr — fast wie ein Pflegesohn! Er kannte Frig und dessen Frau, war schon mit ihm fischen gefahren, da auch er das Wasser sehr liebte. Wie aufmerksam hörte er sie an, und wie gut begriff er, daß sie hier nicht fort wollte und konnte! Dieser Student würde in seiner gewinnenden Weise wohl gar ein gutes Wort für sie einlegen — wie leicht konnte er dazu einen stillen Auftrag von oben erhalten!

Als die Fährte spät wieder am Landufer festgemacht, sie ihre Kasse abgeliefert und die Kabinen verschlossen hatte, ging Thomsen in fast feierlicher Freude den steilen Uferweg zwischen den mächtig aufgeschaukelten weißen Wällen hinan. Glatt war der Schnee vom scharfen Frost; das leichte Zurückgleiten bei jedem Schritt ermüdete sie sehr, aber sie ließ sich Zeit. Es war wunderbar schön hier, die bunten Gestalten der letzten Fahrgäste waren bald zwischen den Häusern des Dororts verschwunden; die waren jung und hatten kräftige, gesunde Knie. Ganz einsam und still war es nun auf dem Wege und in der ganzen Landschaft, deren prunkendes Weiß einzig von den schwarzen Stämmen der Bäume unterbrochen wurde.

Die Luft atmete sich merkwürdig leicht, sie war so trocken, daß die alte Thomsen trotz der grimmen Kälte nicht fror; sie sog sie ein wie ein prickelndes Getränk. Nur etwas müde machte diese Luft, sogar arg müde; fast etwas Lähmendes hatte dies Eisse an ihrem Körper und in ihren Lungen, aber es war nicht unangenehm, eher wohlthuend. Sie konnte sich ja auch ein wenig niederlegen — warum nicht? Nur freilich nicht einschlafen!

Hier war eine Stufe im Schnee. Thomsen hatte das sonderbare Gefühl, als sei sie viel kleiner geworden, als sei sie von der Gestalt eines Kindes, als sie sich hineinsetzte. Behaglich lehnte sie sich gegen einen Rückenwall von Schnee; weicher konnte der Lehnstuhl bei Wilhelm in der Hofwohnung nicht sein. Sie lachte in sich hinein: »Gott segne di, min Jung!« Herrlich war es, so sicher glauben zu können,

daß ihr Gutes bevorstand, fast wie in Kindeszeiten, wenn sie vor Weihnacht müde vom Freuen in ihrer Bitterbettstelle einschlief. Aber jetzt freilich nicht einschlafen! Deshalb groß offen die Augen hinauf!

Sie lehnte den Kopf zurück. Da war wieder der Orionnebel und die Milchstraße und alle, alle die andern. Sie suchte sich vorzustellen, was die Studenten gesagt hatten. Die Lichter flammten, wie früher die Weihnachtskerzen geblüht hatten vom Hauch der singenden Kinderschar. Bäume und immer noch Bäume im Glanz — ein einziger großer Weihnachtsaal! Immer tiefer suchten ihre Augen einzubringen in die Ewigkeit des Weltraums und seines Schöpfers, der ihr lieber Vater war. An die Zeit dachte sie nicht.

So schaute sie immer noch weiter, als ihr schon die Augen zugefallen waren.

## Der heimgekehrte Odysseus

I

In Frühlingsnächten lag er manchmal wach  
Und lauschte ... Wandervogelrufen klang  
Hell in die dumpfe Stille. Ihm war bang. —  
Sein Weib schlief tief. Er ging aus dem Gemach.

Doch einmal merkte sie's und schlich ihm nach,  
Ob nicht der Dirnen jüngste, braun und schlank,  
Hinaus ihn locke zu verbuhltem Gang.  
Schon sann sie lauernd Rache für die Schmach.

Da sah sie ihn. Er stand allein am Strand,  
Erhoben wie zu stummem Gruß die Hand,  
Und fernen Stimmen schien er so zu lauschen.

Nur eine brauste. Jenes Meeres Rauschen,  
Drauf er gekämpft, gelitten Jahr um Jahr  
Und das nun seiner Sehnsucht Heimat war.

II

Er starrt vom Fels ins Abendrot. Das regt sich wie im Traume leicht,  
Zu seinen Füßen blockt das Boot. Wenn jäh der Wind vorüberstreicht.

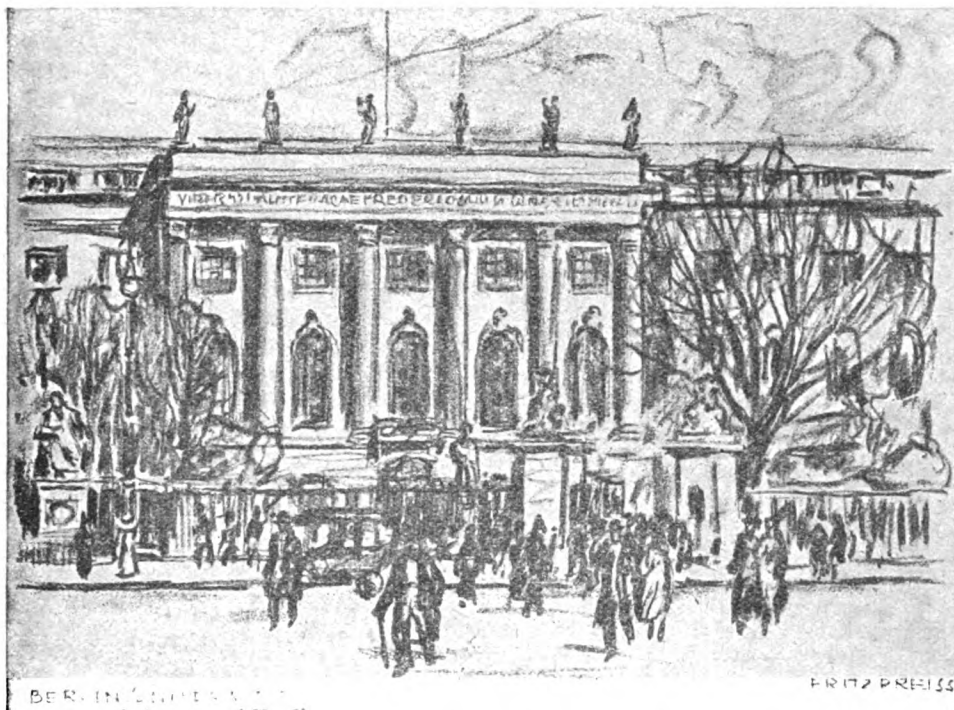
Hoch ragt es, dunkel, moosbedeckt, Ein Möwenpaar fliegt hoch vorbei  
Ein Riese, den der Tod gestreckt. Und gelst den wilden Wanderschrei.

Den wanderfrohen Kiel im Sand, Längst starb der Tag, ein müder Gast,  
Fault es seit Jahren hier am Strand. Auf dunkler Abendwolken Raß.

Am Masten blieb ein letztes Stück Im Sternenmantel träumt die Nacht.  
Zerfetzten Segeltuchs zurück. Ein fernes Hirtenfeuer wacht.

Ithaka schläft. Der König lauscht,  
Was wohl das Meer so ruft, so rauscht.

Karl Adolf Mayer



Fritz Preiß:

Berliner Universität

## Von Kunst und Künstlern

Hans A. Bühler: Christophorus (vor S. 357) — Reinhold Koch-Zenthen: Madonna (vor S. 333) — Ernst Eimer: Kirchgang (vor S. 405) — Elisabeth Dyroff: Himmelschlüssel (vor S. 381) und Gänsemarkt (vor S. 389) — E. Gierleth-Hey: Zuerarienstrauß (vor S. 413) — Karl Leopold Voh: Fensterplatz mit Rosenstrauch (vor S. 317) und Gedeckter Tisch (vor S. 325) — Otto Baurietl: Föhniger Frühwinter (vor S. 373) — Adolf Schlabig: Blick in das Unterinnal (vor S. 349) — Fritz Preiß: Sonia (vor S. 341); Die Universität in Berlin (S. 409) und Bildnis des Künstlers (S. 410) — Zwei Eherenschnitte von Erta Plehn (S. 388 und S. 411)

Der Christophorus von Hans Adolf Bühler, der als machtvollste und tief-sinnigste moderne Darstellung des alten Legendenstoffes den Weihnachtsaufsatz dieses Heftes begleitet, mahnt uns an ein Versäumnis: längst hätte dieser südwestdeutsche Künstler, der das Erbe Hans Thomas in monumentaler Weise fortsetzt, einen eignen Aufsatz verdient. Denn er ist einer der wenigen jüngeren Künstler, die sich nicht durch technische und artistische Ginessen davon ablenken lassen, ihre Schöpfungen mit geistigem und seelischem Inhalt zu erfüllen. Wie Thoma aus badiſchem Bauernblut hervorgegangen, brachte Bühler auf die Karlsruher Akademie, die er 1898 als Einundzwanzigjähriger nach handwerklicher und kunstgewerblicher Lehrzeit bezog, ein starkes, von Märchen und Sagen genährtes volkstümliches Empfinden mit, dem sich, wie das in jenem Volksstamm nichts Seltenes, eine lebhaftige Neigung zu philosophischer Spekulation gesellte. Mit Kleinem gab er sich nicht lange ab. Auch über Thoma mehr der Odysse und der sinnigen Allegorie zugetanen strebte er bald hinaus. Seine Vorbilder waren in Italien die frühen toskanischen Mei-

ster, namentlich aber Luca Signorelli, der strenge, großzügige Meister der Fresken vom jüngsten Gericht im Dom von Orvieto, in der deutschen Heimat Matthias Grünewald mit seiner leidenschaftlichen Dramatik und Wadlung Grien mit seiner phantastischen Feierlichkeit. Auch die wuchtige Ausdrucks-kunst des Schweizer Hodler und die nervöse Beweglichkeit der französischen Impressionisten mögen auf ihn gewirkt haben. Doch das alles hat ihn nur getränkt. Er war in sich selber fest genug, um alles, was auf ihn einströmte, eigen und selbstständig umzubilden. Mit Radierungen begann er, bald aber folgten Fresken (am Eingang der Baischstraße in Karlsruhe) und große Wandgemälde (in der Villa Grün in Mannheim), und dann huldigte er in einer Reihe von Tafelbildern jener bei uns lange vernachlässigten gefühls- und gedankenmächtigen Mythenmalerei, in der wir heute das eigentliche Kennzeichen seiner Kunst erblicken dürfen: Stoffe aus der Brunhild- und Nibelungen-sage, aus dem Alten und Neuen Testament, aus dem Märchen und der Legende. Hier fand er die Bewegungsfreiheit, die seine Phantasie und sein philosophischer



Drang brauchten, um sich, losgelöst vom Zufälligen und Kleinlichen, dem Typischen in der menschlichen Erscheinung und großen bedeutsamen Situationen hinzugeben. So wurde er einer von denen, die durch Einfachheit und Wesenheit die Malerei aus den Fesseln der Kunsterei befreit und sie neuen erhabenen Zielen zugeführt haben. Möge es uns bald vergönnt sein, das den Lesern in seinen Werken selbst vor Augen zu führen!

In der Madonna von Reinhold Koch-Zeuthen ließe sich wohl eine Ähnlichkeit mit dem Bühlerschen Christophorus aufspüren: der weiche Linienfluß der Mittelgruppe geht, scheint es, dort wie hier auf verwandte klassische Vorbilder zurück. Aber durch die starke Betonung der Diagonale und die fast schroffe Scheidung von Hell und Dunkel kommt in dieses Madonnenbild etwas Hartes und Herbes, das durch die moderne Realistik der beiden dem Christkind Wilbbret und Früchte darbringenden Männer noch verstärkt wird. Dennoch versteht man nicht recht, weshalb der Künstler diesem Bilde die Bezeichnung »Proletarische Madonna« gegeben hat. »Proletarisch« ist ein mit so viel aufreizender Bitterkeit erfülltes Beiwort, daß man guttut, es der Politik vorzubehalten. Mögen diese beiden Bauernburschen oder Feldarbeiter ihre Verehrung auch »nur« einer Mutter und ihrem Kinde darbringen und sich nichts Göttliches darunter vorstellen, auch solche Huldbildung ist Gottesdienst, und außerdem hat der Maler Mutter und Kind mit so viel Licht und Glanz begnadet, daß sich auch ungewollt etwas wie himmlischer Glorienschein um die gärtliche Gruppe legt.

Ernst Eimers »Kirchgang« ist wieder ein echt bäuerliches und bodenständiges Bild: man fühlt die unlösliche Zusammengehörigkeit zwischen Menschen und Landschaft, Gottesdienst und Feldarbeit. Die beiden Alten tragen sichtlich die Mühe und Last ihrer sechs Werkeltage mit zur Kirche, und auch auf das ältere der beiden ihnen folgenden Mädchen hat sich bereits etwas von dem Ernst des Lebens gesenkt. Die



Fritz Preiß

Kleine aber, die wir schon aus andern Bildern des heftigen Malers zu kennen glauben, ist trotz ihrem fromm und andächtig gesenkten Scheitel noch ganz Kind. Gut, daß die Schwester sie an die Hand nimmt, sonst möchte sie mit den Blumen, die sie unterwegs gepflückt hat, vielleicht zu spielen beginnen, anstatt sie dem lieben Jesus oder der Mutter Maria auf den Altar zu legen.

Mit den beiden Schattenrissen stellen wir den Lesern Elisabeth Drossel, eine Weimarer Dürgerin der »schwarzen Kunst«, vor, die ihre Phantasie am liebsten auf der Märchen- und Legendenwiege weidet. Die Madonna und das heilige

Kind auf ihrem Arm sind wohl noch etwas steif geraten, jedenfalls nicht ganz organisch miteinander verbunden, aber wie lieblich ist die Bewegung, mit der das vor ihnen zwischen Blumen kniende Mädchen in der Schürze die Primeln aufzufangen sucht, die das Jesuslein ihm zuwirft. Überhaupt: es ist Jungfrühlingsstimmung auf dem Blatt, ahnungsvoll und hoffnungstreu, wie's sich für ein Blatt mit dem Namen der Primula veris schickt, dieser schlanken Blümchen, »wobon schon eines, wie ihr wissen müßt, den Himmel aufschließt«, heißt es in der »Versunkenen Glode«. Das Volk nennt sie auch Peters- oder Marienschlüssel, weil Mutter Maria Gewalt über die Pforte des Himmels hat und weil dem Petrus einst, als einige Anholbe sich Nachschlüssel zur Himmelspforte gefeilt hatten, vor Schreck das Schlüsselbund auf die Erde gefallen sein soll, aus dessen Abdruck dann diese Blümchen entstanden sind.

Das andre Blatt ist eine Illustration zu dem Märchen von der Gänsemagd, einem der schönsten in der Grimmschen Sammlung. Die Königstochter, von ihrer falschen, herrschsüchtigen Kammerjungfer um ihre königliche Würde und ihren königlichen Bräutigam betrogen, muß mit Kürdchen (Konradchen) Gänse hüten. »Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie hier und machte ihre Haare auf, die waren eitel Silber, und Kürdchen sah sie und freute

sich, wenn sie glänzten, und wollte ihr ein paar austauschen. Da sprach sie:

Weh', weh', Windchen,  
Nimm Kürbchen sein Hütchen  
Und laß 'n sich mit jagen, [gewidelt]  
Bis ich mich geslochten und geschnagt (das Paar  
Und wieder aufgesagt.

Und da kam ein starker Wind, daß er dem Kürbchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, daß es ihm nachlief und bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da ward Kürbchen böse und sprach nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gänse, bis es Abend wurde, dann fuhren sie nach Haus.« ...

Dann vier Bilder Münchner Ursprungs: der Zinerarienstrauß ist eine, wie uns dünkt, besonders gut gelungene Arbeit der geschäftigen Blumenmalerin E. Gürleth-Hey; die beiden Innenbilder, der Fensterplatz mit Blumenstrauß und der Gedeckte Tisch, kommen von Karl Leopold Vogl, der solche Zimmerauschnitte mit einfallendem Licht gern malt und ihnen immer wieder, gleichviel ob er in Bauern- oder Biedermeierstuben einführt, neue Reize abzugewinnen versteht; das Gebirgsbild »Föhniger Frühwinter« verdanken wir Otto Bauriedl, einem Stud-Schüler, der sich aber früh der Landschaft zugewendet und mit dem »Klaren Novembertag« und dem »Berghof zu Märzansfang«, zwei Gemälden von kräftigen, leuchtenden Farben, seinen Ruf als Gebirgsmaler begründet hat.

Für die Liebe, der sich die Tiroler Alpenlandschaft auch bei den norddeutschen Malern erfreut, zeugt der »Blid in das Unterinntal« von dem Berliner Adolf Schlabi. Unsere Modernen malen solche Bilder heute anders; sie lieben diese weiten, sich kullissenartig auftuenden Blide nicht und würden es verschmähen, in den Naturauschnitt Menschen und Tiere zu setzen. Aber stören uns diese weiblichen Rufe, stört uns dieser Hirtenkreis, der seine Schützlinge eine Weile sich

selber überläßt und das Auge weidet an dem geschlängelten Fluß, dem fruchtbaren Tal und dem in zarten Duft gehüllten Bergfranz? Die neue Gebirgsmalerei mag strenger und erhabener sein, die der älteren Schule ist einschmeichelnder, anmutiger und wärmer.

Das Kinderbildnis Sonja in dem roten russischen Kittel begleitet den Aufsatz über die Deutschen Heimatbilder von Fritz Preiß, der uns hier nun auch als lebenswürdiger Kinder-maler begegnet und in der flotten Kohlezeichnung »Die Universität in Berlin« (S. 409) schließlich noch eine Probe seiner Graphik gibt.

Erika Plehns Eherenschnitte haben ihre eigne Art und Technik. Während man den Eherenschnitt bisher meistens als einfachen Schattenriß aufsaßte, was es erschwerte, einen feineren seelischen Ausdruck hineinzulegen, strebt sie mit ihrer dekorativ-flächenhaften Behandlung weiter umfassende Darstellungsmöglichkeiten an, manchmal geradezu denen der Holzschnitte ähnlich. Die Flusslandschaft (S. 388) zeigt, wie man im Eherenschnitt mit einfachsten Mitteln — allein durch die Linienführung — auch perspektivische Wirkungen erzielen kann, wenn man die alte kullissenhaft aufreißende Technik entschlossen verläßt. Die Stoffwahl ist bei dieser neueren, von Erika Plehn geübten Art eigentlich unbegrenzt: mit dem Linienenspiel der Landschaften verträgt sich die Phantastik des Märchens, mit den faden Gesellschaftstypen und -szenen aus dem modernen Leben der strenge

Stil erdentrücker, se-graphischer Gestalten, wie wir sie in den Engeln (S. 411) haben. Hier wird der Eherenschnitt zur Lyrik oder versucht es wenigstens, mit ihr an Stimmungsgehalt und Melodiensuß zu wetteifern, denn dieser Schnitt ist angeregt worden durch Rainer Maria Rilkes Gedicht »Die Engel« in dem »Buch der Bilder«. Besondere Beachtung verdienen die Wolkengebilde, auf denen die Engel schweben. Wohl selten ist es bisher dem Eherenschnitt gelungen, geballten Wasserdampf so lustig, schwebend, so »ätherisch« darzustellen. F. D.



Engel. Eherenschnitt von Erika Plehn

# Literarische Rundschau

## Weihnachtsbücher

Wenn man zu Ende des dritten »Friedensjahres« die neuen Erscheinungen des Büchermarktes mit denen der Vorkriegsjahre vergleicht, so drängt sich einem neben manchen schmerzlichen auch eine erfreuliche Beobachtung auf: die deutschen Verleger sind unter dem Druck der ungeheuren Preissteigerungen wählerischer in ihren Unternehmungen geworden, die Prüfung und Auslese hat sich verschärft, und damit ist das »Qualitätsbuch« wieder zu der Beachtung gelangt, die es eine Zeitlang in dem Massenandrang der billigen, aber oft auch oberflächlichen Buchware zu verlieren drohte. Namentlich macht sich das dort bemerkbar, wo die Anwendungen am kostspieligsten sind, weil nur selten Bilderbeigaben entbehrt werden können, also für die

### Bücher über bildende Kunst.

Als Geschichte der deutschen Kunst stellt die von Georg Dehio alle andern aus dem letzten Jahrzehnt in den Schatten (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, de Gruyter & Co.). Auf starkem Deutschbewußtsein ruhend und mit scharfem Blick für das Bodenständige und Echte ausgerüstet, verliert sie sich doch nie in Kleinkrämerei, sondern hält die großen Zusammenhänge fest, arbeitet die entscheidenden Linien heraus und gibt straff zusammengefaßte lebensvolle Gesamtbilder der einzelnen Zeiten, Richtungen, Persönlichkeiten und Schöpfungsgruppen. Text und Bild tritt bei ihr getrennt auf. So findet man im 2. Bande die Baukunst und die darstellenden Künste mitsamt dem Bildruck und dem Kunstgewerbe behandelt (geb. 55 M) und empfängt in einem besonderen gleichstarken Bande (geb. 65 M) die Bilder dazu, die sich nun weit mehr ausbreiten, zugleich aber auch übersichtlicher und anschaulicher gruppieren können, als das innerhalb des Textes möglich wäre.

Die großen deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts sind mit neuen liebevollen, z. T. bedeutenden und wertvollen Büchern beachtet worden.

Ist es nicht eine höchst erfreuliche Frucht unserer Kunsterziehung, daß der Verlag Amsler & Rutherford in Berlin es wagen darf, einen so frühen und strengen Meister wie Martin Schongauer in einer ausgefuchst kostbaren Veröffentlichung herauszubringen? Seine Passion Christi erscheint dort in zwölf Handkupperbrüden der Reichsbruderei, die nicht bloß die Maße der Originale, nein, auch deren Anmut, Zartheit und Sauberkeit bewahren. Wie viel näher kommt man dieser altdeutschen Red-

lichkeit und Innigkeit, wenn uns ihre Schöpfungen, wie hier, in der Original-Drucktechnik entgegneten, ohne die verflachenden Wirkungen der modernen Ähung! Das Buch, das diesen Schatz bewahrt, ist nur klein, aber auch äußerlich mit seinem Pergamenteinband und Golddruck ein Schmuckstück, so daß man über den Preis (200 M) des nur in 300 Exemplaren hergestellten Bändchens nicht erstaunt sein darf.

Im Inselverlage (Leipzig) geben seit kurzem Scheffler und Glaser »Deutsche Meister« heraus, Einzelbände in gleichmäßiger Ausstattung mit je etwa 120 Abbildungen und 200 Seiten Text, sämtlich von führenden deutschen Kunsthistorikern geschrieben, sämtlich auf das Ziel gestellt, uns endlich Augen und Herz für unsre eignen, hinter den Schöpfungen der Renaissance nicht zurückstehenden Kunstwerke aufzuschließen, sämtlich so gehalten, daß jeder Gebildete sie mit Nutzen und Genuß lesen kann, wozu ein reichhaltiger guter Bilderdruck helfen soll. Bisher sind erschienen: Lucas Cranach von Curt Glaser und Albrecht Dürer von Max J. Friedländer (geb. je 60 M), zwei Werke, die bei allem wissenschaftlichen Ehrgeiz nicht das Gesamtbild des Künstlers und seiner Welt aus dem Auge verlieren.

Obenan in der Schätzung der Gegenwart steht Matthias Grünewald, der größte, leidenschaftlichste und hinreißendste Maler, den das deutsche Mittelalter hervorgebracht hat. Seit wir seine Kolmarer Gemälde des Hohenheimer Altars an Frankreich verloren haben, wissen wir erst recht, was wir an ihm hatten, an ihm haben, denn sein innerer Besitz kann uns nicht geraubt werden. Willy Pastor hat ihm bei Amsler & Rutherford in Berlin eine kleinere populäre, aber das Innerste seiner Kunst herausholende Würdigung zuteil werden lassen (mit 26 Abbildungen); das große glänzende ausgestattete Monumentalwerk über ihn aber verdanken wir dem Furche-Verlag in Berlin. Dort vollzieht der Hamburger Kunsthistoriker Wilhelm Niemeyer, man darf wohl sagen, die Krönung der deutschen Grünewaldbetrachtung, indem er nicht bloß in 24 Textbildern (eingeklebte Mattendrude) das gesamte Werk des Meisters vorführt, sondern uns auch an zehn großen mehrfarbigen Bildtafeln seine Farbengewalt nacherleben läßt, und das ist hier so wesentlich, daß jede andre Nachbildung nur als kümmerlicher Notbehelf erscheint (gebunden 80 M). Der Text stellt hohe Anforderungen an den Leser, aber ein Lebenswerk von so tragischer Wucht und Größe, wie es Grünewald hinterlassen hat, darf Vertiefung fordern, und





E. Gürleth-Hey: Zinerarien





dazu leitet Niemeyers dichterisch gehobene Schilderung und Auslegung in gebieterischer Weise an.

Eine eingehende und äußerst kunstvoll ausgestattete Arbeit auf dem Gebiet der niederländischen Kunst gilt Bruegel, dem »Bauern-Brueghel«. Sein nicht umfangreiches, aber saftschwellendes und lebensfrohenes Werk läßt Kurt Pfister vor uns stehen, indem er uns nach einer straffen, nur das Wesentliche betonenden Darstellung seines Lebens und Schaffens auf 78 Vollbildern seine Hauptwerke (auch Zeichnungen) in nicht zu kleinen und, was bei diesen figurenreichen Bildern wertvoll ist, scharfen Wiedergaben zeigt (Leipzig, Inselverlag; geb. 24 M.).

Besonderer Liebe erfreut sich auch jetzt wieder Rembrandt. Nicht weniger als hundert bisher unbekannte Gemälde von ihm sind in den letzten zehn Jahren neu entdeckt worden. Sie stellt der Nachtragband zusammen, den Wilhelm R. Valentiner den »Klassikern der Kunst«, dem bekannten Monumentalwerk der Deutschen Verlagsanstalt, einverleibt hat (geb. 100 M.), wertvoll hauptsächlich in den Jugendwerken, die hier zum ersten Male weiten Kreisen gezeigt werden, aber auch reich an reifen Schöpfungen des Mannesalters, die den Meister auf der Höhe seiner Lichtmalerei zeigen.

Die biblischen Gemälde, Stiche und Zeichnungen Rembrandts weiß uns der Verlag von Hugo Schmidt in Berlin auf eine neue Weise nahezubringen, die namentlich dem mehr auf das Was als auf das Wie bedachten Laien erwünscht sein wird. Die Rembrandt-Bibel in vier Bänden (54 M.), das heißt: hier werden Rembrandts alt- und neutestamentliche Bilder auf den Gaben des (mitabgedruckten) Bibeltextes gereiht. Da ist — um nur einiges herauszugreifen — Davids bewegtes Leben in 13, die ergreifende Geschichte des Tobias in 17, die Flucht nach Ägypten in 7, das Gleichnis vom verlorenen Sohn in 8 Bildern oder Zeichnungen dargestellt, und erst deren nahe Zusammenstellung läßt erkennen, wie Rembrandt mit den Stoffen gerungen hat.

Unter den neueren deutschen Meistern genießt heute nur einer ähnliche Schätzung und Liebe wie Rembrandt und Grünewald, so verschieden sein idyllisch-gemütvoller Kreis auch von der Welt der beiden Gewaltigen ist: Ludwig Richter. Neuerdings hat Bruno Holz mit all der reiblichen Treue, Liebe und Wärme, die hier geboten ist, den »Mann und sein Werk« geschildert (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; geb. 28 M.) und die Auswahl der 75 (meist unbekannten) Bilder so getroffen, daß der Leser nicht nur einen Überblick über Richters gesamtes Schaffen gewinnt, sondern auch die zahlreichen Einflüsse erkennt, die er von Dürer,

Ostade, Koch, Schorr, Sohr u. a. erfahren hat, ohne freilich in seiner festverankerten Eigenart erschüttert zu werden.

Am liebsten freilich wird man Richter selbst aus seinem Leben — seinem Jugend- und frühen Mannesleben — erzählen hören, also seine Lebenserinnerungen eines deutschen Malers lesen. Der Einhorn-Verlag in Dachau hat eine schöne Ausgabe davon veranstaltet und sie mit hundert eingestreuten Holzschnitten Richters geschmückt, die zwar den Text nicht unmittelbar illustrieren (denn dann müßte man gerade auf die schönsten, die aus späteren Jahren, verzichteten), ihn aber stimmungsvoll begleiten und das Band zwischen dem Künstler und uns noch enger knüpfen (geb. 26 M.).

Neben dem vollstümlichen Ludwig Richter der Holzschnitte gibt es nun aber auch noch einen fast unbekannten: den Radierer, der im wesentlichen Landschaftler ist. Ihn vermittelt uns Walther Hoffmann in einem bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin erschienenen, mit 51 Bildern geschmückten Bande (kart. 25 M.). Hier lernen wir den werdenden Meister kennen, der aus bescheidenen Anfängen allmählich zur vollen Höhe seiner Kunst emporsteigt. Die Entwicklung zu verfolgen hat seinen besonderen Reiz, und die guten großen Drude in Begleitung der feinsinnigen Erläuterung machen es uns leicht, ihn bis ins Innerste auszugenießen.

Die Schöpfungen der zeichnenden Künste wieder vollstümlich zu machen, wie sie's in den Tagen Dürers waren, geschieht auch sonst von unsern Kunstverlegern mancherlei Rühmenswertes. Besonders der Verlag von Ernst Arnold in Dresden erwirbt sich neuerdings Verdienste um diese Bereicherung unsers Kunstgenusses. Seine »Graphischen Bücher« sind Meisterwerke dieser Art. Da gibt uns W. F. Stord, der Direktor der Karlsruher Kunstsammlungen, einen Band Zeichnungen von Hans Thoma, der im Kern seines Wesens stets mehr Zeichner als Maler war: Bildnisse, Landschaften und freie Phantasiebilder; da führt uns Hans Wolff mit hundert Zeichnungen von Adolph Menzel vor das ungetrübte Spiegelbild seiner ursprünglichen gegenständlichen Kunstanschauung, in dem wir doch schon den ganzen Menzel sehen: die Anfänge des Knaben in ihrer unerbittlichen Ausdrucksstärke, die schönen und reichen Blüten des jungen Meisters, die reife, klassische Zeit der fünfziger Jahre und den zur persönlichsten Eigenart durchgebildeten Altersstil; da erschließt uns Emil Waldmann, der Direktor der Bremer Kunsthalle, in einer Sammlung von 114 graphischen Abbildungen die gedanken- und visionenreiche Phantasiewelt Max Lie-

vogts, erfüllt von einem stürmischen dramatischen Leben, gebändigt von mozartischer Musik. Jeder dieser drei Bände (geb. je 100 M.) weiß durch wohlüberlegte Fönuung der Drude dem wechselnden Charakter der Vorlagen gerecht zu werden und löst manchmal den Unterschied zwischen Wiebergabe und Original fast aus.

Während Thoma heute von der Verehrung und Liebe seines Volkes getragen wird, bleibt für Wilhelm Steinhausen, der ihm in manchem verwandt und doch im Grunde ein ganz Eigner ist, noch vieles zu tun. In seiner problematischen Tiefe und seiner idealen Höhe hat ihn zum erstenmal Dr. Oskar Beyer erfasst, wenn er sein Buch auch bescheiden nur eine »Einführung zum Verständnis der geistigen Grundlagen und eine Auswahl von Hauptdokumenten seines Schaffens« nennt (mit 36 ein- und mehrfarbigen Bildtafeln nach teilweise bisher unveröffentlichten Gemälden; Berlin, Furche-Verlag; geb. 70 M.). Es ist der religiöse, der Märchen- und Bildnismaler, der uns hier begegnet, dieser vornehmlich in farbigen Wiebergaben.

Wie bei Thoma und Steinhausen, so gattet sich auch in dem Starnberger Paul Thiem, was wir bisher kaum wußten, mit künstlerischer Gestaltungskraft ernsthaftes philosophisches Denken. Diese Vereinigung als erster ans Licht gebracht zu haben, ist das Verdienst Henry Thodes. Was er kurz vor seinem Hinscheiden über Paul Thiem und seine Kunst geschrieben hat, stellt sich als ein Beitrag zur Deutung des Problems: Deutsche Phantastik und deutscher Naturalismus dar, der sich bald zu einer Charakterstudie der deutschen Malerei überhaupt vertieft (Berlin, Grote; geb. 60 M.). Thode würdigt hier nicht nur den Maler, sondern auch den Dichter, Denker und Musiker Thiem, von dessen Schöpfungen reichhaltige Proben gegeben werden, und läßt uns auf 4 Farb-, 15 Schwarztafeln und in 16 Textbildern fesselnde Proben aus allen Gebieten der phantasie- und gedankenreichen Thiemschen Kunst sehen.

Auch zwei Schweizer Künstlern wollen wir gerne ein festlich geschmücktes Tor öffnen. Der eine ist Ferdinand Hodler, mit dessen wesenhaften Zeichnungen uns Albert Baur und Herm. Kesser bekannt machen (Basel, Rheinverlag; geb. 16 M.); der andre der Blumenmächenmaler Ernst Kreidolf, von dem uns in 16 großen farbigen Bildern wundervoll fein und zart abgetönte neue Blumenbilder gezeigt werden (Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag). Adolf Frey hat es leicht gehabt, zu diesen poetieerfüllten Bildern die Rikornelle zu schreiben, von denen eine Probe für alle andern zeugen mag:

Sieh durch den Schneeriß glänzend Immergrün  
Aufleuchten! Schöner ist's, wenn lang entbehrt,  
Geliebte Lippen uns entgegenblühn.

Gleichfalls in der Schweiz baheim sind die Zeitgenossen Chodowieckis, deren Buchkunst Olga Amberger aus Almanaehen, Kalendern und Taschenbüchern gesammelt und zu einem allerliebsten, mit netisch-ernsten Erläuterungen durchflochtenen Strauß gebunden hat (Basel, Rheinverlag; geb. 14,50 M.). Es ist die Kleinkunst des schweizerischen Rokoko, der Salomon, Wegner, Lips, Usteri (der uns das »Freut euch des Lebens« gebichtet hat), David Hess u. a., die uns hier aufs anmutigste grüßt.

Zwei geschlossene Gruppendarstellungen gelten hervorragenden Kunstprovinzen des 19. Jahrhunderts. Die Münchner Landschaftler von Kobell bis auf Heider schildert und würdigt Hermann Uhde-Verlags, kunst- und landschaftskundig, denn hier handelt es sich ja meistens um heimische Darstellungen aus der bayrischen Bergwelt (München, Delphin-Verlag; in Pappband 80 M.). Das Werk wendet sich denn auch mit seinen 81 meist ganzseitigen, vielfach aus der Verborgenheit des Privatbesitzes gewonnenen Abbildungen vornehmlich an die Freunde der oberbayrischen Landschaft.

Ungleich weiter, von Deutschland nach Frankreich und England hinüber zieht seinen Kreis Emil Waldmanns Werk »Das Bildnis im 19. Jahrhundert« (mit 130 Abbildungen im Text und 24 zum Teil mehrfarbigen Tafeln; Berlin, Propyläen-Verlag; geb. 120 M.), eine der glänzendsten und kostbarsten Veröffentlichungen, die wir seit langem erhalten haben. Und einem Gebiete gewidmet, das für die Kunst der Zeit wirklich »repräsentativ« ist, in dem sich die Lebenskultur wie in keinem andern spiegelt. Der Text freilich, der hier durchaus die Führung hat, ist nicht gerade »leicht« geschrieben und verlangt vom Leser ernstes Mitgehen bis auf den Grund. Ein Buch nur für Kenner? Das nicht; aber ein Buch, dessen ernstes Studium über den Kunstgenuß hinaus auf Kennertum vorbereitet und selbst dem Anspruchsvollsten viel zu geben hat.

Auch darin ist in unsrer Kunstanschauung eine Wandlung eingetreten, daß wir heute das Illustrationswerk wieder zu schätzen wissen. Gerne sehen wir Dichter und Künstler Arm in Arm wandeln, wenn sie nur einander wert sind, die sich da begegnen, wenn gleiche Zeitströmung oder der innere Einklang sie verbindet. Von Gretches »Reineke Fuchs« und den Radierungen Alart van Everdingens (1620–75) mag das auf den ersten Blick zweifelhaft erscheinen: die Goethische Anmut der »unheiligen Weltbibel« findet sich jedenfalls nicht in den Blättern des alten Holländers. Aber wir wissen, daß Goethe, wie

seine Hochgebirgsbilder, so auch seine Reineke-Illustrationen, die auf dem niederländischen »Reinaert« fußen, hochschätzte, daß er ihnen einen »guten Humor«, eine »heitere, leidenschaftslose Ironie« nachrühmte, ja vielleicht bei seiner Neugestaltung der alten Fabel sich von ihnen beeinflussen ließ. So soll uns die Ausgabe seines »Reineke« mit den 57 Radierungen Overbingsens willkommen sein, wie sie Dr. Johannes Hofmann für den Verlag von J. J. Weber in Leipzig herausgegeben und kunst- wie literaturgeschichtlich eingeleitet hat, zumal da hierfür nach den guten Abzügen aus Goethes eigenem Sammelbesitz gedruckt werden konnte. »Aktuell« aber sind diese Bilder nicht.

Wieviel gegenwartsmächtiger mutet uns dagegen Ketbels Totentanz an! Als wären diese sechs großen Holzschnitte für den heutigen Tag geschaffen. Freilich ist es für ihre volle Wirkung wichtig, daß der Holzschnittcharakter der alten Blätter von 1848 so treu gewahrt bleibt, wie es in der Ausgabe von Amsler & Rotherdt in Berlin gelungen ist (Preis 25 M.). Der Text von Robert Reinick begleitet sie.

Mit diesem Werk sind wir bei den Kunstmappen angelangt. Ihre einst fast beängstigende Flut ist abgeebbt; was sich behauptet hat, soll um so dankbarer empfangen sein.

Karl Bauer, der mit so wunderbarer Einfühlungskraft begabte Bildnisünstler, hat neuerdings den kühnen Schritt gewagt, die Erscheinung Goethes, des jungen, reifen und alten, in lebendige Situationen zu stellen, wie sie seine Lebens- und Schaffensgeschichte uns überliefert hat. In zwei Mappen empfangen wir diese in getöntem Gummi-Druck hergestellten 30 Bilder aus Goethes Leben (Mainz, Jos. Scholz; Preis je 40 M.), und sie bilden als Ganzes eine Galerie, die ihn von seiner Knabenzeit bis auf sein Sterbelager begleitet.

Ein wie Bauer vorwiegend durch seine Zeichnungen bekannt gewordener Künstler kommt leicht in die Gefahr, als Maler unterschätzt zu werden. Deshalb ist es gut, daß ihn der Verlag für Volkskunst und Volksbildung (Rich. Reutel, Lahr i. Bad.) in seiner Sammlung »Farbige Kunstgaben« gleichzeitig als Koloristen zeigt. Dort sind in einer Mappe sechs große farbige Kunstblätter nach Gemälden des Karl Bauers erschienen, Bildnisse, die alle einen starken koloristischen Reiz enthalten und daneben doch den Bauer eigentümlichen geistigen Charakter bewahren. In gleicher Form liegen in derselben Sammlung vor: sechs farbige Genrebilder von Theodor Schütz, dem Maler schwäbischer Heimatkunst, zwölf Märchenbilder von Franz Hein (in zwei Mappen), sechs Marinen von Carlos Grethe und sechs Bilder aus dem trachten-

frohen schwäbischen Volksleben von dem Stuttgarter Theodor Laumann. Alle diese Mappen werden von einem erläuternden Texte eingeleitet und erscheinen wohl berufen, Freude am Kunstbetrachten und Kunstgenießen in Häuser zu tragen, die sich den Besitz von Originalen verlagern müssen.

### Klassikerausgaben

Der Dante-Gedenktag dieses Jahres hat uns ganz allgemein für alles, was wir zum Klassischen und damit Geistesnotwendigen rechnen, den Maßstab erhöht. Wir erinnern uns wieder daran, daß zum Begriff des Klassischen hoher geistiger Wuchs und so etwas wie Zeit- und Weltbedeutung gehört, und wir werden nicht unzufrieden sein, wenn unser Klassikerschrank nicht mehr so oft wie vor dem Kriege von Dichtern bestürmt wird, die oft kein andres Anrecht auf diesen Platz vorbringen konnten als eine pompöse Gesamtausgabe.

Dante selbst hatte längst dort Bürgerrecht, und eine ganze Anzahl deutscher Übersetzungen seines Hauptwerkes, von denen einige für sich selbst Anspruch auf Klassizität erheben durften, stritten sich um die Ehre, ihn hineinzugeleiten. Unter ihnen ist jetzt die von Richard Zoggmann dank ihren steten Verbesserungen in den Vorbergrund gerückt, und so sei nochmals an sie erinnert (vergleiche Novemberheft S. 314).

Aus der »Göttlichen Komödie« eine Blütenlese zu veranstalten sollte eigentlich nicht erlaubt sein, denn ihre Größe beruht im organischen Gesamtgebilde, aus dem man so wenig ein einzelnes Glied nehmen darf wie aus einem wohlüberlegten Bauwerk. Es sei denn, man betrachte solche Brocken als Lockspeise zum Ganzen. Nur so darf man sich die Auswahl von Gesängen gefallen lassen, die H. Federmann für den Verlag C. F. Beck in München übertragen hat (geb. 18 M.). Bestimmend für die Wahl der Stücke war ihre dichterische Prägung und ihr zeitloser Gehalt, der auch zu uns heutigen Menschen noch unmittelbar spricht; angestrebt ist eine möglichst schlackenlose, sprachlich und rhythmisch musikalische Form. Gleichsam als Ergänzung dazu ist das im selben Verlage erschienene Buch »Dante, seine Dichtung und seine Welt« von Otto Rahngedacht (geb. 20 M.). Es befolgt für seinen Zweck, dem deutschen Leser Werk und Welt Dantes zu eröffnen, die in Italien zu Ehren gekommene Methode, Dante mit Dante zu erklären, indem es den Dichter selbst möglichst viel zu Worte kommen läßt, und hütet sich, überall der symbolischen Deutung nachzuspüren, in der richtigen Überzeugung, daß dadurch nur der naive Genuß gehemmt wird.

Auch wer des Italienischen nicht so mächtig ist, daß er Dante im Urtext ohne Mühe ver-



steht, wird oft das Verlangen haben, wenigstens einzelne Stellen in dem unnachahmlichen Melodienzauber des Originals mit dem Ohre oder auch, eine gute Übertragung vor Augen, geistig zu genießen. Dafür bietet sich jetzt die vom Inselverlag besorgte zweibändige Ausgabe der *Opera omnia* dar, mit einer gleichfalls italienischen Einleitung von Benedetto Croce, dem ehrwürdigen Vermittler zwischen deutschem und italienischem Geistesgut. Sie ist auch in ihrer äußerlichen Erscheinung ein kleines Juwel der Buchgestaltung: schmiegsamer grünleinerer Einband mit sparsamem Golddruck, feines dünnes Papier, sauberster Druck.

Ein Jubiläum war es auch, das uns Deutschen von 1921, die wir die Rückkehr zur Schlichtheit und Redlichkeit unsrer Väter so dringend nötig haben, den alten Matthias Claudius wieder nahegebracht hat. Nicht ein Gedenktag seines eignen Lebens, sondern ein Gedenktag seines ersten Verlegers Friedrich Andreas Perthes in Gotha. Dieses altangesehene charaktervolle Haus hat leithin sein 125jähriges Bestehen gefeiert, und dafür wußte es sich keine bessere Ehrung, als dem ersten Autor, den es verlegt hat und der zudem der Schwiegervater seines Gründers Friedrich (Christoph) Perthes war, eine hübsche, mit zeitgenössischen Bildern geschmückte Ausgabe der (ausgewählten) Gedichte des Wandsbeder Boten zu bereiten (geb. 15. A.). Ein Gedanke, so ganz im Sinne dessen, der uns das Abend- und das Rheinweinlied gesungen hat, daß man ihm allein Werkkraft genug für diesen Gedichtband zutrauen möchte.

Für die siebenbändige Ausgabe der *Sämtlichen Werke Bettina von Arnims*, die Waldeemar Dehke mit Benutzung ungedruckten Materials für den Propyläen-Verlag zu Berlin besorgt hat, bedurfte es keines Jubiläums, wohl aber des schönen Gerechtigkeits- und Pflichtgefühls, das den deutschen Gelehrten schon oft zu fruchtbaren Taten gespornt hat. Wir sehen in Bettina für gewöhnlich nur den Kobold der Romantik, das Kind, das kindlich-unkindlich zu Goethes und Frau Ujas Füßen saß, allenfalls noch die Schwester Clemens Brentanos, die Tochter Maximilianens, die Enkelin Sophie La Roches, die Gattin Achim von Arnims — immer nur sozusagen als Anhängsel. Und doch war sie mehr. War eine Frau mit glühendem, weit aufgetanem Herzen, eine Persönlichkeit von überraschend moderner Weltanschauung, die fast überall an die Gedanken und Kämpfe unsrer Tage rührt. Sie endlich auf sich selbst, auf ihre eigne Wirklichkeit und ihre eignen Schriften zu stellen, war der entscheidende Antrieb zu dieser Gesamtausgabe. »Man muß,« sagt Dehke in der ausführlichen biographisch-kritischen Einleitung, »Bettina aus

dem Gewebe ihrer Phantasie befreien, will man sie als Persönlichkeit begreifen, die es wert ist, menschlich und schriftsteuernd in dem unerhörten neuen Weltgeschehen der Gegenwart als eine der ersten Frauen voranzuschreiten und mit bedeutendem Scharfblick die Zukunft aufzuschließen.« Die Ausgabe selbst in ihren schmutigen bunten Pappbänden ist dieses Vorsatzes würdig: sie bringt die geschlossene Gesamtheit der Bettinaschen Schriften in zuverlässigen Texten, mit Lebensbild, Charakteristik, Einzelleitföhrungen und einer Fülle von Bildnissen und Ansichten in Kunstbruden, sogar die Kompositionen Bettinas (herausgeg. von Max Friedländer). Der Eingang in den »Klassiker-Schrank« sei dieser Ausgabe nicht verwehrt.

Und damit sie einen Seleiter habe, gebe man der, die ihrem Bruder Clemens den »Frühlingstranz aus Jugendbriefen« geflochten hat, gleich noch das Buch »Clemens Brentanos Liebesleben« mit, das sein Nefse, der Münchner Professor Lupo Brentano, diesem Problem gewidmet hat (Frankfurt a. M., Frankfurter Verlagsanstalt). Da wird nicht nur eine »Ansicht« vertreten und geistreich verteidigt, sondern auch eine Sammlung neuer, bisher unbekannter Liebesbriefe mitgeteilt, und schöne Bildnisse beleben auch hier den Text.

Dante—Claudius—Bettina: die Kette unsrer diesjährigen Klassikerausgaben setzt sich aus verblüffenden Gegensätzen zusammen. Da wird es nicht wundernehmen, wenn auf die ewig bewegliche, sprühende und flimmernde Bettina ein Mann und Dichter von der Echtheit, Festigkeit, Tüchtigkeit und Schlichtheit Gottfried Kellers folgt. Zwei fast gleichzeitig erschienene, gleich umfangreiche, ähnlich eingerichtete und ausgestattete Ausgaben wetten miteinander, ihn jetzt, nach Erlöschen des Cottaschen Privilegs, recht ins Volk zu bringen.

Die bei Hesse & Weller in Leipzig erschienene: Gottfried Kellers sämtliche Werke in 14 Teilen (4 starke Leinenbände) hat Conrad Höfer besorgt, und die beglückte Liebe, aus der diese Arbeit entsprungen ist, geht ihr wie ein warmer Lebensatem voraus. Zwanzig Jahre fast hat dieser Schüler Albert Kisters, des meisterhaftesten Herausgebers der Gegenwart, um Keller geworben, ehe er seiner glühenden Liebe die kritische Kühlung abgewann, die für eine solche Arbeit des Urteils und Erläuterns unentbehrlich ist. Dann aber brachte er ihr das wertvollste Opfer, das ein Liebender bringen kann: die Unterdrückung seines Selbst, die Niedermähung alles »subjektiven Geblümsels« zugunsten einer strengen Sachlichkeit. Wogegen sich in jüngster Zeit bei Dichterausgaben berechtigter Widerstand geregt hat, das braucht man hier nicht zu befürchten: der Leser wird nicht unnütz bevormundet. Der Heraus-

geber sieht seine Pflicht erfüllt, wenn er dem Leser die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hat, die sich dem Verständnis und Genuß der Dichterwerke selbst entgegenstellen; das Nachleben der künstlerischen Idee und ihrer Gestaltung werden uns selbst überlassen. So verschmäht Höfer es auch, getreu Kellers eigenem Geschmack, ausgegrabene Entwürfe, poetische Jugendsünden und nebensächliche, bedeutungslose Produkte mitzuschleppen, hält sich in seinem kurzen Lebensabriß und seinen Begleitertexten, wiederum Kellers eignen Anschauungen gehorchem, an das »Substantielle«, das Biographische, die Selbstzeugnisse des Dichters und die Quellenachweise, wovon freilich eine Klarlegung der selbständigen Gestaltungskunst des Dichters und des inneren Aufbaues seiner Kunstwerke untrennbar ist. Kurz, er will nur in die Vorhalle des Tempels führen, eintreten soll und muß der Leser selbst. Uns dünkt diese Bescheidenheit der beste Dienst an einem Dichter wie Keller, den zu zergliedern ein Greuel an seinem innersten Nerv, der Ursprünglichkeit, wäre.

Die andre Ausgabe, 10 Teile in 5 oder mit der Briefauswahl 11 Teile in 6 Leinenbänden: Gottfried Kellers Werke, erschienen bei Bong & Co. in Berlin, zählt nicht weniger als drei Herausgeber: der Züricher Max Söllinger hat sich dafür mit Heinz Amelung und Karl Volheim verbunden. Die Vorteile, die sich hier aus der schweizerischen Arbeitsstätte des Hauptherausgebers ergeben, liegen auf der Hand: er konnte den Wortlaut der Dichtungen nach den Handschriften und Handexemplaren Kellers nachprüfen und zu Anmerkungen und Einleitungen seine heimatischen Kenntnisse oder Quellenforschungen verwerten. Unnötiger gelehrter Ballast, ein »Sichmühsamachen« des Kommentars ist auch hier möglichst vermieden. Ja, die unleidliche Manier früherer philologischer Dichterausgaben, den Leser auf jeder Seite ein Fußbad von Anmerkungen nehmen zu lassen, ist gründlich abgetan; ein (im Vergleich zu Höfer ausführlicheres) Lebensbild, eine Einführung zu jedem Werke, die Erläuterungen erst am Schluß des Ganzen, so genießt man die Schöpfungen selbst (von gutem Papier in sauberem Druck) ungestört, schier und eben, wie sie aus der Hand des Poeten hervorgegangen sind: alle lyrischen und epischen Dichtungen der zu seinen Lebzeiten erschienenen zehnbandigen »Gesammelten Werke«, außerdem noch eine Sammlung der nachgelassenen Dichtungen und vermischten Aufsätze und — eine wertvolle Beigabe! — die Briefauswahl des letzten Bandes.

So fruchtbar das vorige Jahrhundert an großen Zeit- und Weltanschauungsromanen war, nur einer davon ist in die literarische Nachbarschaft des »Wilhelm Meister« und der »Wahl-

verwandtschaften« gekommen: Gottfried Kellers »Grüner Heinrich«. Anfangs nur von wenigen schönheitsoffenen Herzen geliebt, von wenigen hellseherischen Seelen in seinem überragenden künstlerischen Werte erkannt, ist er heute dem naiv genießenden Leser dank seinem menschlichen Gehalt ebenso teuer wie dem Gelehrten unschätzbar als biographisches Selbstbekenntnis und ästhetisches Meisterwerk der Romantik. Keine gute Hausbücherei wird ihn mehr entbehren wollen. Am besten, man erwirbt ihn in der bei Cotta erschienenen zweibändigen »Gesamtausgabe«, die als einzige wortgetreue Sonderausgabe den kritisch überprüften Text aus der großen Jubiläumsausgabe der Kellerschen Werke wiedergibt.

So gut, wie von Keller, sollte auch von Theodor Storm alles, was er gedichtet, zum poetischen Hauschatz der Deutschen gehören. Will man aber, etwa als Begleiter auf Reisen oder zu Geschenken, eine Auswahl, so bietet sich dafür die Ausgabe der Meister-novellen, die der Verlag Westermann in Braunschweig auf seinem dünnem Papier hat drucken und in einen schmiegsamen zartfarbigen Leinenband mit Golddruck hat binden lassen. Einen künstlerischen Schmuck gewinnt dieser Band, der außer Gedichten Immensee, Viola tricolor, Im Schloß, Aquis submersus, Carsten Curator und den Schimmelreiter enthält, aus den Federzeichnungen Otto Soltau, die mehr sind als Illustrationen, nämlich aus der dichterischen Stimmung genährte eigenschöpferische Nachgestaltungen eines Künstlers, dem Storms Welt, die äußere wie die innere, zu einem tiefen, starken Seelenerlebnis geworden war.

### Für die Jugend

Bilderbücher, groß und bunt, wie sie sein müssen, soll das kindliche Auge sein Vergnügen dran haben, kosten heute ein kleines Vermögen, und oft taugen sie auch dann noch nicht. Denn unsre hohen Ansprüche gerade an diese Bücher, die ein so wichtiges frühes Erziehungswerk zu erfüllen haben, wollen wir nicht aufgeben. Wir verlangen Künstler für das Bild und Dichter für das Wort. Unter dem, was uns vorliegt, erfüllen diese Anforderungen nur ein paar Bilderbücher aus dem Verlage von H. Molling & Co. in Hannover. Da ist außer einem Tierbuch von Alfr. Wegner (mit Versen von Josefa Meß) das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein, höchst lebendig gezeichnet von Linde-Walther; da ist der Rattenfänger von Hameln, in gute poetische Verse gebracht von Albert Sergei, farbenprächtig illustriert von Eugen Oßwald; da ist vor allem auch etwas Lusti-

ges und Komisches, wie's die Kinder gern haben: Die Geschichte vom dicken fetten Pfannkuchen mit Bildern von Linde-Walther. Hier haben wir allerbeste Kinderkunst, fröhlich und herzlich in den Farben, leb und munter in der Zeichnung, voller Phantasie und Lebensfreude in der Erfindung. Selbst Erwachsene werden an diesen Bildern, die ein niederdeutsch gefärbter drolliger Text begleitet, ihre Freude haben. Denn auch vom Kinderbuchmaler gilt abgewandelt das bekannte Stormsche Wort: Willst du für die Jugend malen, so darfst du nicht für die Jugend malen.

Kinderlieder versteht eigentlich nur der Volksmund zu singen. Deshalb tut eine Sammlung, wie die von Guido Höller und Emil Weber im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung bei Westermann herausgegebene: »Fünf Engel haben gesungen«, wohl daran, ihre Verse, Abzählreime, Lügenmärchen, Geschichten und Schnurren (darunter viel Plattdeutsches) aus altüberlieferten Schätzen zu holen (mit zarten farbigen Bildern von Ab. Möller-Altona). Auch an das in neuer Auflage erschienene »Tausend schön«, eine ähnliche, nur viel weiter gespannte Sammlung für die Kleinen und Kleinsten, sei erinnert (von Friedr. Düfel und Albert Sergel; mit Bildern von Arn. Haag; ebenda). Sergel ist es auch, der sich mit seinen Kindergebüchten »Ringelreihen« (Berlin, Franz Schneider) allein in dieser durch Volks-, Mutter- und Ammenmund geweihten Gesellschaft hören lassen darf: er hat den echten, aus Kinderherz zu Kinderherz bringenden warmen, innigen Ton. Die Bildchen dazu, von Ernst Ruher, sind fein und lieblich, aber für Kinderaugen kaum herzlich genug.

Der liebste Gast im Kinderzimmer wird aber doch immer das Märchen bleiben. Je wunderreicher und abenteuerlicher, desto willkommener! Dies Jahr gibt es ein paar neue Erscheinungen, die auch im Hinblick auf die hohen Muster, die wir dafür bei Grimm, Hauff und Bechstein haben, empfohlen werden können: Der Märchenstrauß »Sieben seltsame Historien« von August Reulede, mit Schattenrißbildern von Alfred Hebel (Leipzig, Fr. Wilt. Grunow), die Märchen »Sirlesanz der Puppensdottor« von Egon Hugo Strahburger mit farbenfrohen, fast zu bunten, aber phantasievollen Bildern von Adolf Propp (Berlin W 8, E. Heinemanns Verlag) und »Jakobchens wunderfame Waldfahrt« von Walter Schwyter, einem Erzähler, der ursprünglichen, lebhaften Naturfönn mitbringt und im deutschen Wald- und Tierleben wie nur einer daheim ist (Berlin-Grunewald, Herrn.

Klemm). Dieses Buch hat zudem ein vollwertiger Künstler illustriert, nämlich Ernst Eimer, der heftige Meister der Wald- und Wichtelmännchen, Zwerge und Kobolde, Eulen und Raben, Berg- und Lustgeisterchen. — Die Sammlung »Deutsche Märchen«, die Fritz-Philipp Schmidt bei Dietrich in Leipzig nun schon in fünfter Auflage herausgibt, ist nicht sonderlich originell: was sie von den Grimms, von Bechstein und Musäus zusammenträgt, findet sich anderswo auch. Aber der Bilderschnud, den gleichfalls der Herausgeber beforcht hat, ist ein Muster deutscher Märchenillustration: liebevoll sorgsam in allen Einzelheiten, gemütvoll, anschaulich, launig und vor allem phantasieanregend. Der Künstler ist derselbe, der das »Hausbuch deutscher Lyrik« von Ivenarius illustriert hat.

Ein Plätzchen für sich verdienen die von Mich. Birkenbihl übersetzten »Nordischen Volksmärchen« (Lebensbücher der Jugend, Band 43; Braunschweig, Westermann). Denn ist das in seinem Ernst und Scherz, seiner Abenteuerlichkeit und Lebensfülle wieder Gespinnst von Frau Holles Roden, ebenbürtig dem, daraus unsre eignen Volksmärchen gewoben sind, ihnen verwandt und doch neu in der Erfindung und der Verknüpfung der Fäden. Franz Stassen hat dazu die Bilder gezeichnet und aquarelliert, und ihr germanischer Märchen- und Sagenstil trifft den Grundton dieser auf alten mythologischen Motiven ruhenden Phantasiewelt meisterlich.

Geschichten aus dem Leben der Gegenwart wissen wir nur zwei, die diesem nicht gefahrlosen Stoffkreis gerecht werden. Das ist die Erzählung »Wie Hannepeterle ein Mann wurde« von Helma Esselborn, mit Bildern und Buchschnud von Johannes Adolf (Leipzig, Pögel & Schade; geb. 16 M) und »Däumling« von Heinrich Scharrerlmann, eine Geschichte, die so viel kerniges und fröhliches Leben in sich selbst hat, daß sie der Bilder entbehren kann (Braunschweig, Westermann). Däumling ist hier das kluge, liebe Kerlchen der Volksmärchen geblieben, aber er ist led in die Gegenwart, in die Großstadt unsrer Zeit versetzt. Mit einer Stednadel bewaffnet, durchwandert er Stadt und Land, sagt den Leuten die Wahrheit, wirkt als Gewissen der Menschheit und verhütet schweres Unglück.

Gleich nach den Märchen kommen bei den Kindern die Tiergeschichten. Was Jean Paul von den Völkern gesagt hat: Je jünger, desto mehr Tierliebe, das gilt auch vom einzelnen Menschen. Tiergeschichten gut zu erzählen läßt sich freilich nur aus dem eignen Umgang mit Tieren lernen. Aber so ist Hildegard Reussers Tierleben (Berlin, Max A. Hoffmann) offenbar entstanden: die Ver-

fasserin hat beobachtet, wie ihre Kinder mit Tieren Freundschaft hielten, und mit diesen Erlebnissen hat sie dann ihre Phantasie spielen lassen, bis diese anderthalb Duzend Geschichten von Hunden, Ziegen, Hühnern, Tauben, Rotkehlchen daraus wurden. Albalbert Stieren hat reizende Federzeichnungen aus dem Tierleben daruntergestreut; von Abel aber sind die acht stillos eingeschalteten »Wirklichkeitsbilder«, süßliche, verkünstelte Aufnahmen.

Geschichts- und Abenteuer-Erzählungen, also Knaben- und Jünglingsbücher, haben wir von Fritz Vistorius, dem frohsinnigen, aber auch von Vaterlandsliebe glühenden Erfinder der Tertianer- und PrimanerGeschichten (»Im Banne des Sonnenkönigs«; Berlin, Trowitzsch & Sohn), von dem Grazer Wilhelm Fischer (»Wagemut«, eine Kriegsgeschichte von der Tiroler Grenze, mit Zeichnungen von Ed. Thöny; Gotha, Fr. Andr. Perthes) und von dem in allen deutschen Jungensstuben wohlbekannten Armand (eigentlich Strubberg). »In Texas« heißt sein von A. Köhler bearbeitetes Buch, und schon der Titel läßt die gefährvollen Abenteuer ahnen, die der Held, diesmal der Erzähler selbst, mit wilden Tieren und kriegerischen Indianerstämmen zu bestehen hat (Lebensbücher der Jugend, Band 42; mit Bildern von Hans Schmidt; Braunschweig, Westermann). Man sieht, das Abenteuerbuch ist nur spärlich vertreten, sobald man die gerade hier üppig wuchernde Fabrikware ausschließt.

Und die vaterländische Erzählung? Einst unser Stolz, obwohl es immer Leute gab, die dahinter »Nationalismus« witterten, ist sie heute tot und begraben? Nicht ganz! In den »Lebensbüchern der Jugend« bringt Eilhard Erich Pauls unter dem Titel »Liebes Vaterland« vier Erzählungen aus der deutschen Geschichte, besser den deutschen Schicksalszeiten: Dreißigjähriger Krieg, Friedrich der Große, Freiheitskämpfe, Eroberung Schleswig-Holsteins, Geschichten, die nicht für die Jugend tendenziös oder erzieherisch zurechtgemacht sind, sondern ernsthafte Schöpfungen eines guten Erzählers voller Leben, Bewegung und Geschehnisfülle. Auch hier begleiten ein- und mehrfarbige Zeichnungen den Text.

Einen mutigen Schritt in bisher unbetretenes Jugendland hat der Verlag Bong & Ko. in Berlin getan. Sollten nicht auch, fragte er sich, die Meisterwerke der bisshenden Kunst unsrer Jugend so dargeboten werden können, daß aller Schulgeschmack unterbleibt? Ist nicht auf diesem Felde am ehesten ein Ersatz für die Werte des Herzens und der Gesinnung zu ernten, die ihr durch unsre Einschränkung geraubt oder verkümmert worden sind? Aus diesem Gedanken entsproß das Buch »Gemälde und ihre

Meister, die unsre Jugend kennen sollte«, für das der Herausgeber Dr. Arnold Reimann namhafte Kunstschaffsteller und Freunde der Jugend warb, die nun miteinander wetteifern, den jungen Augen und Herzen die Meisterwerke der neueren Kunst von Giotto und Stephan Lochner bis auf Liebermann, Hübner und Segantini zu erschließen. Freilich mußte dafür erst ein neuer Darstellungsstil gefunden werden, und es ist nicht allen der 25 Mitarbeiter gelungen, den leichtverständlichen und doch würdigen, lebendigen und doch ernsten Ton zu treffen, der hier geboten war. Aber die meisten haben ihn getroffen, und damit öffnet sich für die zugleich unterhaltende und belehrende Jugendchrift ein hoffnungsvoller Weg. Es ist an nichts gespart worden: mit guten Aufsätzen paaren sich gute, zum Teil farbige Wiedergaben, und so ist ein Buch entstanden, das der Erwachsene nicht mit dem Schultzettel in die Ecke werfen, sondern auf seinen Lebensweg mitnehmen wird.

Die neue Zeit mit ihren neuen Zielen ist auch an einem so eingebürgerten Gefährten der deutschen Knabenwelt, wie es seit fünfunddreißig Jahren der »Gute Kamerad« ist, nicht spurlos vorübergegangen (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 46 M.). Er war immer ein getreues Echo der Gegenwart, ist immer mit dem frischen Leben der Zeit gegangen, wie sollte er sich da nicht bemühen, den neuen Strom in sich aufzunehmen, auf dem jetzt die Schiffe, ach nein, die Boote unsrer Jugend schwimmen. Der Waffenklang muß heute schweigen; so finden wir noch mehr als früher die realen und praktischen Interessen betont: Naturwissenschaftliches, Technisches, Gewerbliches, Länder- und Völkerkunde, Gesundheitspflege, Sport und Spiele. Ja, auch Spiele, Sammlungen, Rätsel, Anekdoten, Geschichten und Erzählungen, denn dies Buch will nicht etwa ein Anhängsel der Schule sein, sondern ein Tummelplatz der anregenden und erfrischenden Unterhaltung. Dazu helfen ihm die fast 600 Abbildungen und Kunstbeilagen.

Sein noch um 10 Jahre älterer weiblicher Gegenpart, der »Jugendgarten« (ebenda; gleichfalls mit vielen, z. T. farbigen Bildern, geb. 28 ½ M.), hat es leichter, auch mit dem neuesten Stande seinen 45 Vorgängerinnen treu und ähnlich zu bleiben: das heranwachsende Mädchen, meint man wohl, dürfe vom rauhen Hauch der Gegenwart eher verschont bleiben. So herrscht in diesem Jahrbuch noch immer eine gewisse zärtliche Schöntuerei vor, das Bestreben, die Dinge ein wenig über ihre Natur und Wirklichkeit herauszuputzen. Aber neuere Mitarbeiterinnen von Ruf und ernster Bedeutung sorgen schon dafür, daß auch hier das Solide, Kernige, Lebensfichtige nicht fehlt. F. D.



## Verschiedenes

Die Krallen des Feindes schlagen sich schärfer und schärfer in den Leib unsers Vaterlandes, reißen einen Felsen nach dem andern aus unserm Fleisch, eines aber müssen sie unangestastet lassen, weil es so tief und heimlich in unser Innerstes versenkt ist, daß keine fremde Hand es erreichen kann: unsre Märchen, Sagen und alten Volksbücher. Aber sind wir uns dieses Reichthums so bewußt, wie er es verdient? Ist er uns so gegenwärtig, daß er für unser Leben und Fühlen unmittelbar fruchtbar werden kann? Wird er uns so dargeboten, daß die Kostbarkeit seines Gehalts sich auch dem Auge gleich durch den angemessenen kostbaren Rahmen verkündet? Diese Fragen hat sich Werner Janseu vorgelegt, und die Antwort darauf war der Entschluß, Deutscher von heute, in vier Bänden die »Bücher deines Volkes« herauszugeben, so herauszugeben, daß alle diese Fragen hinfort mit Ja beantwortet werden müssen. Als erster Band dieser vaterländischen Bücherreihe liegt der Märchenband vor: Märchen deines Volkes (Braunschweig, Westermann; geb. 180 M.). Da finden wir wohl manches uns von Kindheit an vertraute und liebe Stück unsrer dichtenden Volksseele wieder, aber auch viel unbekanntes, unter dem Schutt der Zeit oder einer getrübbten Form begrabenes Gut begegnet uns, das nun neu an den Tag gegeben wird, in einer lebendigen, schönen und edlen Sprachgestalt, wie sie nur der schöpferische Dichter findet. Der 440 Seiten starke Band ist auch als äußere Erscheinung ein Musterwerk der Buchausstattung: weißer goldgepreßter Leinenband nach einer Zeichnung von Adolf Hölse, großer, charaktervoller Druck auf auserlesenem Papier, 25 gänzseitige Bilder von Paul Sey in Bunt- oder Tonbrud, Bilder, die für die Märchenillustration insofern einen neuen Typus schaffen, als sie endlich jene seltene Vereinigung von künstlerischer Auffassung und Gestaltung mit gegenständlicher naiver Erzählerfreude erzielen, die bisher nur wenigen Meistern vom Range Schwinds und Richters gelungen ist.

\*

Auf Entdeckungs- und Forschungsreisen in ferne Länder werden wir Deutsche eine Zeitlang verzichten müssen; der Ruhm, den sich unser Volk in seinen glücklicheren Zeiten darin erworben hat, hält aber wohl noch eine Weile vor. Inzwischen mögen die stammver-

wandten Nordländer, die auf diesem Gebiet schon so viel geleistet haben, unsre Stelle mitverwalten. Norwegen und Schweden wetteifern ja seit Jahrzehnten friedlich miteinander in der Ausrüstung solcher Expeditionen, wenn auch — um nur die Führer zu nennen — Ransen, der Norweger, mehr an die unbewohnten Pole der Erde, Sven Hedin, der Schwede, mehr ins unerforschte Innere Asiens strebt.

Der Herbst hat uns in deutscher Übersetzung zwei neue Reise- und Forschungsbücher von ihnen gebracht (beide bei Brockhaus in Leipzig). Fridtjof Ransens Buch heißt »Spitzbergen« (328 Seiten mit 180 Abbildungen, Karten und Skizzen nach Zeichnungen des Verfassers; geb. 70 M.). Da mag wohl mancher meinen: so nahe? Aber die eisstarrende Inselgruppe und die sie umgebenden Meeresteile bieten genug der geologischen und klimatischen Geheimnisse, daß der wissenschaftliche Eroberer des Nordpols seine erprobten Methoden auch an ihnen versuchen darf. Und was er diesem öden, starren Lande, diesen eisigen Breiten an Antworten abgerungen hat, ist nicht wenig. Wen aber die wissenschaftlichen Ergebnisse kalt lassen, nun, der halte sich an die Schilderung des Weges, der zu ihnen führt. Ransen versteht zu erzählen, so dramatisch, daß der Leser gleichsam zum Teilnehmer der an Mühen und Gefahren reichen Expedition wird. Sven Hedin hat für dies Jahr die wissenschaftliche Rüstung abgelegt und das Flügelroß des Dichters bestiegen. Zum erstenmal begegnet er uns als Romanschriftsteller. Aber seine Erzählung »Tsangpo Lamas Wallfahrt«, die einen in Buddhas Tempelbienst getretenen Jüngling aus mongolischem Fürstengeschlecht zum Helden nimmt und uns mit ihm den gefährvollen, abenteuerreichen Karawanenweg zum Grabe des Tashi-Lama in den Gebirgshöhen Tibets ziehen läßt, sie verleugnet nicht das Wissen und Verstehen, das sich der Forscher zuvor von dieser geheimnisvollen Welt errungen hat. Ein buntes, vielgestaltiges Bild von dem Innenleben der tibetischen Völker und der Mongolei entfaltet sich, ehe jene abgeklärte Ruhe des vollendeten Seelenfriedens, den die buddhistische Lehre ihren Gläubigen schenkt, die Pilger begnabet. Ein eigenartiger, nach Motiven der heiligen Bücher Tibets entwerfener Bildschmuck begleitet den Text.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düfel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Dorgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Hölzer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Ludwig Danziger:

Weihnachten in der Kirche

# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 131. II

Jan. 1922

## Die Sphinx

Novelle von Emil Ertl



Es war noch in der Zeit vor dem Weltkrieg, daß ich hie und da einmal, wenn mein Weg mich durch die städtischen Anlagen führte, einem hageren alten Herrn begegnete, der sich, auf seinen Stod gestützt, mühsam vorwärtsbewegte. Infolge seiner Jahre oder durch irgendeine Nervenkrankheit gelähmt, konnte er beim Gehen die Füße nicht mehr heben, und es sah bejammernswert aus, wie er sie Schritt vor Schritt mit scharrendem Geräusch über den Kies der Parkwege hinschleifte und sich abplagte, vom Fleck zu kommen. Irgend jemand nannte mir gelegentlich seinen Namen, ich hatte ihn aber bald wieder vergessen. Er war General des Ruhestandes, und es gab eine ziemliche Anzahl pensionierter Generale in der mittelgroßen Provinzstadt, in der ich mich damals vorübergehend aufhielt: die liebliche Umgebung, die ausgedehnten Gärten und öffentlichen Anlagen, die sie auszeichnen, und die im Vergleich zur Hauptstadt einfacheren und wohlfeileren Lebensbedingungen, die sie zu jener Zeit noch gewährte, machten sie zu einem gesuchten Wohnort für Ruhebedürftige mit beschränktem Einkommen.

Sooft mein Weg sich mit dem des gebrechlichen alten Herrn kreuzte, befand er sich in Gesellschaft einer zwar nicht mehr ganz jungen, aber doch nicht eigentlich frauenhaft aussehenden Erscheinung, die ich für seine Tochter hielt; eine Vermutung, die sich später als zutreffend erwiesen hat. Es war ein schlankes, blasses Mädchen von guter, fast möchte ich sagen: vor-

nehmer Haltung, das einst sehr hübsch, vielleicht sogar auffallend schön gewesen sein mochte, jedoch die Blüte überschritten hatte. Jeder Kenner der Frauenschönheit weiß, daß es eine verräterische Schärfe der Linie gibt, die manchmal ganz unvermittelt und viel zu früh die jugendliche Rundung und Weichheit ablöst und gerade tadellosen Zügen verhängnisvoll werden kann, indem sie an Verfall und Zerstörung ebler Bauwerke denken läßt. Etwas wie Spätsommerstimmung war über dies reine Antlitz gehaucht, aus dem dennoch der gleichsam frühlinghafte Reiz der Jungfräulichkeit noch nicht geschwunden war.

Im übrigen hätte ich, vielbeschäftigt, wie ich war, das an sich nicht eben auffallende Paar wohl kaum besonders beachtet, hätte nicht das Verhalten von Vater und Tochter gegeneinander mehr und mehr meine Aufmerksamkeit erregt. Denn niemals sah ich die beiden ein Wort miteinander wechseln; wie Fremde, um nicht zu sagen wie Feinde, die an die gleiche Galeere geschmiedet sind, schienen sie ihre gegenseitige Nähe eher zu erdulden als sich ihrer zu erfreuen, jedenfalls zogen sie keinen Vorteil daraus, keine Anregung, keine Erleichterung. Es mußte befremden, daß das stille, verblühte, aber noch immer schöne Mädchen sich keineswegs, wie man hätte erwarten sollen, an der Seite ihres Vaters hielt, sondern dem mühselig an seinem Stod hinschlurfenden Greise, der sich nur langsam weiterbewegte, in der Regel ein paar Schritte voraus war. Geradeso, als gehörte sie gar nicht zu ihm, ging



sie aber schließlich vielmehr, zögernd Schritt vor Schritt setzend, wie eine Nachtwandlerin vor ihm her, zumeist mit zu Boden gesenktem Blick, gleichsam wie beschämt oder benommen von Trübsal. Nur ab und zu einmal blieb sie stehen, sich nach ihm zurückzuwenden. Mit unbewegtem Gesicht, auf dem etwas wie ein Ausbruch von erstarrter Trauer stand, sah sie ihm zu, wie er mit seinen kurzen, zitterigen Schrittschritten sich vorwärtschob. Außerlich zwar beherrscht, insgeheim aber, wie ich mir einbildete, mit zehrender Reizbarkeit schien sie ungeduldig darauf zu warten, daß er endlich vom Fled käme. Und wenn er sie mit der Zeit dann wirklich eingeholt hatte, machte sie in jäher Bewegung kehrt und wendete sich wieder zum Gehen. So wiederholte sich immer auf dieselbe Weise der gleiche Vorgang des Erwartens und Sichentfernens, stumm, in völliger Schweigsamkeit, ohne daß die beiden einen Laut miteinander getauscht hätten.

Dieses ungewöhnliche Benehmen eines weiblichen Wesens, das einen Kranken begleitete, machte im Anfang auf mich den Eindruck der Härte und Lieblosigkeit, so daß eine Regung überwallender Teilnahme mit dem alten General in mir aufstieg, sooft ich ihn sah, ja ein mit Entrüstung gemischtes Mitleid, weil ihn das Schicksal mit einer tieferen und herzengestalteten Tochter gestraft hätte.

Erst ein Gespräch, das unter Bekannten geführt wurde, machte mich stutzig. Es war von der Selbstsucht des Alters die Rede, und ein angesehener Arzt, den man als warmherzigen Menschenfreund kannte, erinnerte daran, wie es gelegentlich vorkomme, daß Eltern von der Jugend die widerspruchslose Hingabe des persönlichen Daseins, die völlige Aufopferung des eignen Lebensglückes als selbstverständliche Kindespflicht forderten. Ohne einen Namen zu nennen, spielte er so deutlich auf bestimmte Verhältnisse an, daß ich das Paar wiederzuerkennen glaubte, das mir aus den städtischen Anlagen bekannt war, und zum Widerspruch gereizt die Seite der Gegenpartei ergriff, indem ich die Ansprüche geltend machte, die ein alter, kränklicher Vater an die in seinem Haushalt lebende rüstige Tochter zu stellen das Recht hätte. Worauf jener erwiderte, als sein Eigentum, seine Sache dürfe niemand, wer es auch sei, und unter keinen Umständen einen Nebenmenschen betrachten. In dem Fall, den er im Auge habe, stünde es aber womöglich noch schlimmer. Denn der hämische Greis, von dem er rede, habe seiner Tochter, um sie für sich allein zu behalten, nicht nur jede Verbindung hintertrieben und durch Ränke unmöglich gemacht, sondern mißbrauche die Abhängigkeit von ihm, in der er sie heimtückisch zu erhalten gewußt, noch außerdem dazu, die wohlfeile Kranken-

pflegerin, die er sich in ihr herangebildet, in einer Weise auszunützen und mit boshafte Launen zu quälen, daß seine bezahlte Krankenschwester unter ähnlichen Pladereien auch nur einen Tag bei ihm ausharren würde.

Es war noch immer kein Name genannt, und das Gespräch wurde, nachdem ich so viel erfahren hatte, unterbrochen oder nahm eine andre Wendung. Da mir aber kein Zweifel blieb, von wem eigentlich die Rede gewesen, so sah ich mich natürlich genötigt, mein vor schnelles Urteil über das unglückliche schöne Mädchen zu überprüfen. Und als ich bei einer nächsten Begegnung von meinem neu gewonnenen Standpunkt aus schärfere Beobachtungen anstellte, geriet meine ursprüngliche Anschauung ins Wanken. Das phosphoreszierende Auge, der bössartige, gifttauchende Blick des alten Herrn fielen mir erst jetzt unliebsam auf, über den ich bis dahin abgesprochen hatte, als Umstände eintraten, infolge deren das in jedem Falle beklagenswerte Paar mir so vollständig entchwand, als hätte es niemals existiert.

Der Ausbruch des uneligen Völkertampfes entfernte mich jäh aus jener stillen Stadt, die gegenwärtigen Forderungen, die Tag und Stunde an jeden einzelnen stellte, verdrängten mit gebieterischer Gewalt die Bilder der friedlichen Vergangenheit. Die atemloser die mannigfaltigsten Ereignisse einander jagen, um so ungestümer reißen sie auch die Zeit mit sich fort, daß sie einem wie im Fluge entgleitet. So läßt ein unendlich vermehrtes Erleben die Jahre merkwürdigerweise nicht länger, sondern kürzer erscheinen, und ich mußte die verfloßenen immer wieder nachzählen, um daran zu glauben, daß ich um so viel älter geworden war, als in dem frühen Frühling, der dem entsetzlichen Niederbruch des Vaterlands folgte, ein bedeutungsloser Umstand mich für wenige Wochen in dieselbe Stadt der stillen Gärten und ruhebedürftigen Menschen zurückführte, die ich zu Beginn des Krieges voll hoffnungsvoller Begeisterung verlassen hatte.

Einen ganz merkwürdigen Eindruck machte es nun auf mich, als ich, zufällig wieder die jetzt von Glieder- und Jasmingerücken erfüllten Parkanlagen durchquerend, dasselbe Paar, dem ich damals wiederholt begegnet war, neuerdings vor mir auftauchen sah. Die Zeit schien spurlos an ihm vorübergegangen zu sein; es war, als seien die langen Jahre der Greuel aus der Weltgeschichte ausgestrichen, als hielten wir noch auf demselben Punkte, vor dem Spätsommer 1914. Ebenso wie damals schleppte der

alte General sich mühselig über die knirschenden Kieswege hin, ebenso wie damals ging die Tochter vor ihm her, blieb stehen und wendete sich nach ihm zurück, ihn zu erwarten. Und geradeso wie einst wechselten sie dabei kein Wort miteinander, zogen sie wie unter dem Zwang einer lästigen Pflicht ihre Bahn dahin, stumm und verdrossen wie blinde Pferde am Göpel. Nur viel gebrechlicher noch war, wie ich bei näherem Zusehen bemerken konnte, der bedauernswerte alte Herr geworden. Es genügte ihm jetzt nicht mehr der Stod, auf den er sich sonst gestützt hatte, zwei Krüden, in denen er mit den Achseln hing, dienten ihm zum Halt. Er legte sie mit den Kautschukzwingen vor sich in den Sand, neigte den Oberkörper vor und schwang die gänzlich leblos gewordenen Beine, die zurückgeblieben waren, wie ein Venkel hinter sich herein. Von Zeit zu Zeit machte er halt, um von dieser offenbar recht anstrengenden Turnübung auszuraufen. Dann stand auch die Tochter still und beschäftigte sich damit, in einigem Abstand von ihm den Zweig eines Strauches herabzubeugen, um den Duft der Blüten einzusatmen, oder neigte sich nieder, ein Blümchen zu pflücken, einen Grassalm abzubrechen, aus dem sie dann zum Zeitvertreib einen Knoten zu flechten, eine Schleife zu kürzen sich bemühte.

Etwas wie Empörung gegen das Schicksal, gegen die Weltordnung fing bei diesem Anblick sich in mir zu regen an. Hunderte von lebensfrischen und gesunden jungen Leuten hatte ich eines allzufrühen Todes sterben sehen, die Zahl der andern, von deren entsetzlichem Ende ich nicht selbst Zeuge gewesen, meldete die Statistik, und sie ging in die Millionen. Hier aber schleppte ein lebender Leichnam, gemieden vom Tode, vergessen von der Parze, die so vielen Brauchbaren und Tüchtigen den Lebensfaden abgerissen hatte, hartnädig sein wertloses Dasein weiter, sich selbst und andern zur Qual. Es war mir in diesem Augenblicke, als stünde dieser unnütze alte Mann im Bunde mit den unheilvollen Mächten der Finsternis, die am Volkstörper zehrten, als hätte er sich mit ihnen verbündet, das Feld nicht zu räumen und sich unter keinen Umständen abberufen zu lassen, nur um die allgemeine Not noch zu steigern und die Schwierigkeiten der Ernährung durch einen überflüssigen Proteffer noch schwieriger zu gestalten. Und als mich im Vorübergehen einer jener stehenden und giftigen Blicke aus dem Auge des Generals berührte, vor denen es mir schon damals gegraut hatte, da fühlte ich mich unwillkürlich geneigt, es als eine Art Bosheit von ihm auszulegen, daß er noch immer unter den Lebenden weilte und durchaus nicht sterben wollte.

Aber auch an seiner Begleiterin war, das

konnte ich rasch bemerken, die Zwischenzeit nicht ganz so spurlos vorübergegangen, wie es beim ersten Anblick scheinen mochte; jedoch im entgegengesetzten Sinne, darüber gab es keinen Zweifel, sobald man sie nur schärfer ins Auge faßte. Etwas wie ein neu erwachter Geist, einem Lichtstrahl vergleichbar aus dem Auge hervorbrechend, faßte die einstige Schönheit, vor der ich früher nur Überreste hatte feststellen können, zu einer unerwarteten Spätblüte zusammen und ließ ihre Züge lieblicher, rosiger, bräutlicher erscheinen, als ich es je für möglich gehalten hätte. Und nicht bloß jugendlicher als damals kam sie mir jetzt vor, auch selbstbewußter, zuversichtlicher, freier: nichts mehr von jener Trübseligkeit, als deren Verkörperung sie mir sonst gegolten. Weit eher schien mir der Eindruck, den ich von ihr empfing, auf feste Ziele zu deuten, auf Entschlossenheit und beherrschten Gemütszustand. Und war dieser Eindruck auch flüchtig, und kehrte der Blick, den ich im Vorbeigehen auffing, rasch sich besinnend und in Demut sogleich wieder hinter gesenkter Lider zurück und in das Joch einer freiwillig erduldeten Dienstbarkeit — es war doch einer jener großen, suchenden, von kühnen Antrieben durchgitterten Blicke gewesen, den nur eine Seele ausendet, die um die Freiheit weiß.

Dem Zufall blieb es vorbehalten, mich darüber zu belehren, daß unsre gefühlsmäßig aufleuchtenden Erkenntnisse durch das Fehlen einer ausreichenden Begründung nicht gegenstandslos werden.

Eine öffentliche Anzeige machte mich auf eine Versammlung aufmerksam, in der eine entschlossene Wählergruppe offenbar Anhänger für ihre grundstürzenden Forderungen zu werben gedachte. Anscheinend handelte es sich dabei erst um eine Vorarbeit, indem durch eine grundsätzliche Kritik der hergebrachten Sitten- und Pflichtenlehre die Gesinnungen beeinflusst, die Gemüter umgepflegt werden sollten, um für die Aufnahme der gefährlichen Saat bereitet zu sein. Von vornherein begierig, einen deutlicheren Begriff von den geheimen Unterströmungen und seltsamen Gärungen, die den Umsturz begleiteten, aus eigener Anschauung zu gewinnen, sah ich mich zum Besuch jener Versammlung noch ganz besonders durch frühe geistige Beziehungen zu einem alten Schulfreund aufgefordert, dessen Namen die erwähnten Maueranschläge in großen roten Buchstaben als Vortragenden nannten. Obgleich seit vielen Jahren außer jedem Zusammenhang mit ihm, erinnerte ich mich doch gerne der vielfachen Anregungen, die ich einst von ihm empfangen, des glühenden und leidenschaftlichen Gedankenaustausches, durch den wir uns gegenseitig gefördert hatten, in jenen längst verflochtenen Tagen, wo wir als halbreife Jünglinge die Welt um-

zubauen uns stark genug dünkten und nach langen gefühlreichen Wegen durch Wald und Flur oft mehr voneinander gelernt zu haben meinten als von dem besten unsrer Lehrer.

Zum Unterschied von allen übrigen Kollegen hatte Karl Schuda nach der Reiseprüfung keine Hochschule bezogen. Er war in die Welt hinausgewandert; es hieß, daß er sich auf einem Kohlen Schiff der unteren Donau sein Brot verdiene. Später sollte er in Bukarest ein Handelsgeschäft eröffnen, noch später in Bulgarien Grundbesitz erworben haben. blieb er dem Kontinent gleich treu, so schien er doch auf dem Balkan sein Amerika zu suchen. Gefunden hatte er's wohl kaum, oder höchstens insofern, als es auch in Ländern der unbegrenzten Möglichkeiten Schiffbrüchige gibt. Indessen wäre es Abellwollen gewesen, ihm nachzusagen, er habe seinen Beruf verfehlt, als er unversehens wieder in der Heimat, und zwar als Zeitungsschreiber auftauchte; denn er schrieb ein gutes Deutsch und führte eine vortreffliche Klinge. Bei allem, was ich im Lauf der Jahre zwar selten, aber doch gelegentlich von ihm gelesen, hatte ich den Eindruck einer starken, ehrlichen, überzeugten Persönlichkeit gewonnen, der ich Achtung nicht verlagern konnte, auch wo es mir widerstritt, die Gefinnung zu teilen. Und was mich an den Veröffentlichungen, die mir von ihm zu Gesicht gekommen, vorwiegend fesselte und wie aus alten Tagen unsrer Freundschaft erwärmend ansprach, das war der heilige Eifer, mit dem er die Gefolgschaft, die er der hochroten Fahne leistete, an den tiefsten Forderungen der Ethik zu überprüfen nicht müde wurde. Die innere Erregtheit einer schwärmerischen Menschenliebe diente seiner Parteileidenschaft zur Rechtfertigung, und wenn er irrte, so war nicht Neid und wirtschaftliche Gehässigkeit die Quelle dieses Irrtums, sondern ein lebendiges Mitempfinden jeder sozialen Hilfsbedürftigkeit.

Diese bejahende Note seines Wesens, die ihn von sonstigen Wüstenpredigern ähnlichen Schlagens vorteilhaft unterschied, kam auch in dem angekündigten Vortrag, zu dem ich mich einzufinden nicht versäumt hatte, zu entscheidendem Durchbruch. Freudigkeit galt ihm als oberstes Ziel, und der Weg dahin konnte nur über die Freiheit führen. Darum verwarf er jeden Zwang, jede Bevormundung, sogar jede Obrigkeit, mit Ausnahme der vom Volk selbst eingesetzten, wobei es dahingestellt bleiben mochte, wer das Volk eigentlich sei. Darum verwarf er überhaupt alles »Sollen«, das sich nach einem Worte Kants aus dem »Sein« nicht »herauslauben« lasse, und anerkannte keine Macht des Gewissens neben dem freien Willen. Und darum wendete er sich wie gegen die »Herrenmoral«, so auch mit aller Schärfe gegen die Verweichlichung der Lebensinstinkte, wie sie

durch das »Moralotium der Evangelien« hervorgerufen werde. Denn würdig der Erlösung von äußerem Zwang sei nur der, der sich selbst erlöst hätte von den inneren Fesseln, als welche er die erteilten Vorurteile bezeichnete, durch die wir uns Gewalt antäten, zu wollen, was wir im Grunde nicht wollen, und zu tun, was wir lieber unterlassen würden. Dies beuge, verkümmere, knide die wahre Natur und das innerste Wesen des Menschen und sei die eigentliche Sünde wider den Geist, für die es keine Losprechung gebe. Wie der Flachs von Grannen und Berg, so müsse das zur Freiheit erwachende Gemüt gereinigt werden von allen schwächlichen Gewohnheiten einer stillen Ergebung, einer demütigenden Anpassung und Selbstüberwindung, einer schwächlichen Zweisplältigkeit zwischen wahrem Willen und aufgezwungener Pflicht. Starke, ganze, uneingeengte Seelen brauche die Menschheit, wahrhaftige, aufrichtige, jeder Selbstentäußerung fremde Seelen, deren oberstes Sittengesetz darin bestehe, sich selbst zu erfüllen. So fordere es das lebendige Leben und der Aufstieg zu einer reineren und schöneren Zukunft.

Er sprach frei, fließend und innerlich bewegt. sein Wort wußte zu zünden. Unzähligmal sah er sich durch brausenden Beifall unterbrochen, der Saal war dicht besetzt, und auch das gewähltere Publikum, das die vorderen Sitzreihen einnahm, sorgte nicht mit den Äußerungen einer Anerkennung, die freilich mehr der rednerischen Leistung als dem Inhalt gelten mochte.

Um dem andringenden Schwarm derer, die zuhören wollten, im Saale Raum zu schaffen, hatte man auch in den tiefen Nischen der Fenster, die mit Holzläden verschlossen waren, Bänke aufgestellt, und als mein Auge mitten im Vortrag zufällig eine dieser Bänke streifte, die die Sitzreihen flankierten, blieb es starr wie an einer Erscheinung holt hängen. Zu meiner größten Überraschung hatte ich die schöne Generalstochter, meine unbekannte Bekannte aus den städtischen Anlagen, erblickt, wie sie mit glühenden Wangen dem Redner lauschte. Weit vorgebeugt, gleichsam mit angehaltenem Atem saß sie da, kein Auge von der Vortragsbühne wendend, als fürchte sie, es könnte ihr eine dieser offenbaren Worte, eine dieser ebenso ungezwungenen wie ausdrucksvollen Gebärden entgehen, die sie begleiteten. Kein Prophet konnte sich einen gläubigeren Anhänger, kein Apostel einen teilnehmenderen und verständnisvolleren Jünger wünschen.

Ich wußte selbst nicht zu sagen, warum auch ich bei diesem Anblick auf einmal einer entschiedenen Neigung in mir gewahr wurde, manchem, was Karl Schuda vortrug, doch eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. Vielleicht war die tiefere Ursache davon in einem halb

unbewußt sich regenden Gefühl mitleidiger Teilnahme zu suchen, der Teilnahme für dieses bedauernswerte weibliche Wesen, dessen ungeheure innere Erregung verständlich wurde, wenn ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, was alles es unwiederbringlich dem dürren Begriff einer herkömmlichen Pflichterfüllung aufgeopfert hatte. So stark die Bindungen der Religion, der Kindesliebe, der weiblichen Hilfsbereitschaft immer sein mochten — wäre es verwunderlich gewesen, wenn diesem Mädchen die entschwindende Jugend als zwecklos und unsinnig vergeudet erschienen und zu spät, ach viel zu spät die Erkenntnis aufgedämmert wäre, daß auch sie ein unverlierbares Recht darauf gehabt hätte, ihr eignes Leben zu leben? Hätte nicht jeder es begreiflich finden müssen, wenn sie noch jetzt in aufwallendem Unmut die drückenden Fesseln abgeworfen und sich rücksichtslos zum neuen Evangelium der freien Persönlichkeit bekannt hätte, die an kein Gesetz als an das der eignen Bestimmung gebunden ist?

Daß auch meine sonderbare Heilige aus den städtischen Parkanlagen der Weltlichkeit nicht unzugänglich geblieben war, daran blieb mir bald kein Zweifel mehr. Denn als ich nach Schluß des Vortrags mich in das ans Podium stoßende Künstlerzimmer begab, um Karl Schuda zu begrüßen und ihm nach so langer Zeit die Hand zu drücken, fand ich zu meiner nicht geringen Überraschung dort meine schöne Unbekannte vor, wie sie ihm für das, was er ihr gegeben, ihren Dank auf eine recht eigne Weise aussprach, nämlich wortlos, indem sie die Arme um seinen Nacken geschlungen hatte und ihn küßte. Es war mir peinlich, sie durch mein Einbringen aus dieser zärtlichen Stellung aufgeschreckt, bestürzt und verlegen zur Seite treten zu sehen, Karl Schuda indessen überbrüdte gelassen und unbefangen den fatalen Augenblick, indem er nach einigen schlichten Worten freudiger Genugtuung über meine Teilnahme an seinem Vortrag uns miteinander bekannt machte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die Beziehungen der beiden nicht erst von heute stammten, denn während er mich als Jugendgenossen und alten Schulkameraden einführte, stellte er sie als seine werte Freundin und treue Mitarbeiterin vor, der er mehr zu danken habe, als sich in der Geschwindigkeit sagen lasse. Daß er dabei nach ihrer Hand faßte und sie mit Wärme schüttelte, trug dazu bei, sie rasch ihre Haltung wiederfinden zu lassen. Verständig beteiligte sie sich an einem leichten Gespräch, das bald in Gang kam, aber sich an der Oberfläche der Dinge hielt. Zum erstenmal hörte ich ihre Stimme, die eine angenehme Altfärbung hatte; alles, was sie äußerte, nahm mich mehr und mehr für sie ein, steigerte mein Interesse nicht nur für ihre Per-

son, sondern auch für die Art ihrer Beziehungen zu meinem Freunde. Die Freiheit, mit der sie sprach, das Du, das sie einander gaben, mehr noch die unausgesprochenen Einverständnisse, die zwischen den Worten hervorschwimmten, ließen mich erkennen, daß sie auf vertrautem Fuße miteinander standen. Ja, es setzte sich, ohne daß ich eigentlich zu sagen wußte warum, allmählich die Überzeugung in mir fest, daß sie seine Geliebte sei.

Dieser Eindruck verstärkte sich noch beim nächsten Wiedersehen mit meinem Freunde, das tags darauf stattfand. Einige tiefgehende Meinungsverschiedenheiten, gleich trennenden Abgründen ganz zufällig und unwillkürlich zwischen dem flüchtigen Geplauder im Künstlerzimmer auflassend, hatten in uns allen den Wunsch rege gemacht, uns eingehender miteinander auszusprechen. Es war für den nächsten Abend ein gemeinsamer Weg ins Freie verabredet worden, und ich fand mich nach des Tages Arbeit in Karl Schudas Wohnung, die er studentisch seine »Bude« nannte, pünktlich ein, um ihn abzuholen. Sein Arbeitszimmer trug in der Tat das Gepräge einer studentischen Behausung und ließ nicht nur jeden Geschmack, sondern auch jede Spur von Ordnung vermissen, so daß ich mich im stillen fragte, wie es möglich sei, sich unter diesen Bergen aufgestapelter Bücher, in diesem Wust umherliegender Schriften und Papiere zurechtzufinden. Den einzigen Schmuck bildeten ein paar frühe Rosen, die in einem Trinkglas auf dem Schreibtisch standen. Wer konnte sie ihm gebracht haben, diese duftenden Zeugen einer liebevollen Aufmerksamkeit?

Es ergab sich von selbst, daß wir unsre Anknüpfungen in der Vergangenheit suchten, und wir unterhielten uns eben von gemeinsam verlebten Jugendtagen, als er die Uhr zog und einen Blick darauf warf. Mit einem Anflug von Ungebuld sagte er: »Die Baronin pflegt sonst nicht auf sich warten zu lassen«, und steckte die Uhr wieder zu sich.

Mir aber hatte es einen gewaltigen Ruck gegeben. Ich beachtete kaum, daß er entgegen der Zeitströmung und der eignen Parteidoctrin die erfolgte Averkennung des Abtitels bei seiner Freundin absichtlich überjah; etwas ganz andres war es, was meine Aufmerksamkeit gefesselt hielt und meine Gedanken beschäftigte, ein Ding, dessen Anblick mir, so nichtslegend es an sich war, doch etwas wie ein leises Grauen einflößte und beinahe physischen Schmerz verursachte. Denn es sind oft die unscheinbarsten Gegenstände, die uns verborgene Zusammenhänge enthüllen.

Es kommt manchmal vor, daß uns an Menschen, die wir flüchtig sehen, irgendeine nebensächliche Einzelheit der äußeren Erscheinung besonders auffällt, wie uns denn an einer Frau



vielleicht die Brosche, die sie trägt, die Farbe der Hutschleife oder -feder Einbruch macht oder bei einem Manne die Perle der Busennadel, der elfenbeinerne Griff seines Spazierstocks im Gedächtnis haften bleibt. So kannte ich an dem alten General von meinem zufälligen Begegnen her die goldene Panzeruhrkette, die quer über seine Weste lief, und die Perle, die mittels eines Springringes daran befestigt war. Es war ein Vetschaft aus schwarzem, goldmontiertem Basalt, die Gestalt einer niedlichen ägyptischen Sphinx, aus deren smaragdnen Augen, so winzig sie sein mochten, bei mancher Bewegung ein unheimlich grünlicher Schimmer hervorstrahlte. Deutlich erinnerte ich mich, diese seltsame Perle wiederholt bei dem gebrechlichen alten Herrn gesehen zu haben; sein böser Blick, den ich in Gedanken giftig hauchend genannt hatte, mochte in meinem Unterbewußtsein mit den ab und zu aufblitzenden Augensternen der kleinen Sphinx irgendwie zusammengefloßen sein. Kurz, das aparte, fein gearbeitete Juwel war nicht zu verwechseln, und ich erkannte es sofort wieder, als ich es nun für einen Augenblick an Karl Schudas Uhrkette baumeln sah, einer sogenannten Sportkette, die er samt der Uhr aus der Tasche gezogen und ein paar Sekunden lang in der Hand gehalten hatte.

Ein Gefühl wie bei der unbeabsichtigten Berührung einer Kröte bemächtigte sich meiner, als mir mit Blitzesschnelle klar wurde, daß es nur Umstände der bedenklichsten Art sein konnten, die diesen Gegenstand von höchstpersönlichem Wert in Karl Schudas Hände gespielt hatten. Welche Möglichkeiten! Welche Wahrscheinlichkeiten! Eine Tochter, die es nicht erwarten konnte, den hinfälligen Vater zu beerben! Die seine Pisslosigkeit dazu mißbrauchte, ein durch Gewohnheit Liebgewordenes ihm irgendwie abzubringen, um es hinter seinem Rücken insgeheim dem Geliebten zu verehren. Und schlimmer noch vielleicht, weit schlimmer! Auf was für Abwege konnte dieses Mädchen sich verirrt haben, weil ihre knappen Mittel für ein auf einwandfreie Weise erworbenes Andenken nicht reichten! Oh, welcher Handlungsweise war ein Weib, das mit letzter Verzweiflung liebte, nicht etwa fähig! Ein schwaches Weib, zerrüttet durch die Überspannung ihrer moralischen Kräfte, betört von der Schmeichelei einer neuen persönlichen Freiheit, die alles Überkommene entwurzelte, alle Hemmungen zum alten Eisen warf und ein halbverlorenes Leben zurückzuschicken verhielt — was war einer solchen Frau, die jeden inneren Halt und jeden Maßstab für das Erlaubte verloren haben mochte, nicht alles zuzutrauen!

Um meine Bestürzung zu verbergen und nur überhaupt etwas zu sagen, verfiel ich darauf, mich nach dem Befinden des alten Generals zu

erkundigen. Worauf Karl Schuda erwiderte, er sei nun auf dem besten Wege, auch noch schwachsinzig zu werden. »Ein boshafter Teufel,« sagte er voll Bitterkeit, »und obenbrein schwachsinzig — so was füttern wir!« Und als ich mit unverhüllter Mißbilligung bemerkte, erschlagen könne man ihn doch wohl nicht, wie die Indianer ihre Greise, da antwortete er mir mit der kühlen und zynischen Frage: »Warum nicht?«

»Und wo bleibt die Menschenliebe, auf die doch auch du deine Forderungen gründest?«

»Man schadet den Menschen, wenn man die Kadaver liebt.«

Daraufhin ließ ich den Gegenstand auf sich beruhen und erkundigte mich nur, ob der General nicht mehr ausgehe, es falle mir auf, ihm in letzter Zeit nicht mehr begegnet zu sein.

»Matragengruß!« sagte Karl Schuda kurz und trocken.

»Bedauernswert!«

»Wenigstens haben die quälenden Promenaden ein Ende.«

In diesem Augenblick trat die Baronin ein, lebhaft und aufgeräumt. »Entschuldige die Verspätung, er wollte mich durchaus nicht weggehen lassen.«

Sie trug ein gefaltetes Papier in der Hand, und Karl Schuda fragte: »Was bringst du mir?«

»Wir haben doch nach einem Zitat gesucht, das uns beiden irgendwie vorschwebte,« sagte sie Platz nehmend. »Ich habe es gefunden. Das heißt, ich weiß nicht bestimmt, ob es das gesuchte ist, aber es brüht ungefähr den Sinn aus, den wir vor Augen hatten. Ich denke, du wirst es brauchen können. Es ist von Lowell; Amerikaner zitiert man immer gern.«

Und indem sie das Blatt entfaltete, las sie:

We quench our longing, that we may be still,  
Content with merely living,  
But would we learn our hearts full scope,  
Our lives must climb from hope to hope  
And realize our longing.

»Das would macht mir Schwierigkeiten,« sagte Karl Schuda nachdenklich: »heißt es 'würden wir', oder hat es die ursprüngliche Bedeutung von 'wollen'. Überhaupt scheint mir in den Versen der Sinn doch nicht restlos enthalten, nach dem wir suchten: daß es nämlich das Wort 'Verzicht' in unserm Wörterbuch nicht geben dürfe, soll unsre wahre Natur sich frei entfalten.«

»Doch, doch!« beharrte sie eifrig. »Ich denke, daß letzten Endes dasselbe gemeint ist, was auch wir meinten. Vielleicht ist es nur allzu schwebend ausgedrückt und absichtlich im leichten Schleier der Verssprache verhüllt. Eine Übersetzung könnte den Sinn deutlicher herausarbeiten.«

»Hast du eine Überlegung versucht?«

»Versucht allerdings,« sagte sie leicht errötend; »ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht.« Und indem sie sich gleichsam entschuldigend an mich wendete, fuhr sie fort: »Ich habe mit Zeilen und Wörtern nicht so sparsam gewirtschaftet wie das Original. Vielleicht bin ich wirklich in den Fehler verfallen, mehr das, was wir hören wollten, herauszulesen, als was der Dichter eigentlich zu sagen die Absicht hatte. Entscheiden Sie selbst.«

Damit reichte sie unserm Freunde das Blatt hin, und er las:

Die Sehnsucht zwingen nieder wir und schweigen,  
Zufrieden, wenn wir nur das Leben haben,  
Entsagungsoll beruhigt im Gemüte.

Doch wollen wir des Herzens reichste Gaben  
Und ganze Kraft entfaltet sehn zur Blüte,  
Von Hoffnung gilt's zu Hoffnung aufzusteigen,  
Bis sich erfüllt der Sehnsucht letzte Ziele zeigen.

»So kann ich es brauchen, besten Dank!« sagte Karl Schuba. »Entsagung und Verzicht sind Unsinn. Nur wenn zur Wirklichkeit wird, was wir ersehnten, haben wir das Leben nicht verspielt. — Nun wollen wir aber auch danach handeln,« setzte er leichten Tones hinzu; »mir wenigstens fällt es nicht ein, auf den verabredeten Spaziergang zu verzichten.«

Er erhob sich, und wir begaben uns ins Freie. Eine Zeitlang ergingen wir uns in den ausgedehnten Parkanlagen, und da der Ausbruch später als beabsichtigt erfolgt, das Zunehmen der Tage auch noch nicht ausgiebig genug zu merken war, so fing es bereits leise zu dämmern an, als wir den Fuß des bewaldeten Hügels erreichten, der in jener angenehmen Stadt mitten zwischen Häuserzeilen und Gassen aus dem Boden wächst und auf seinem Gipfel Überreste eines alten Kastells trägt. Eben begann der Weg anzusteigen, da blieb die Baronin stehen und zögerte. »Nun muß ich unbedingt nach Hause. Es ist spät geworden, er wird ohnedies schon ungehalten sein.«

Karl Schuba brauste auf: Die reine Ekklaverei in der sie lebe! Ein menschenunwürdiges Dasein führe sie! »Wenigstens eine Stunde an die Luft zu gehen, brauchst du dir doch nicht verbieten zu lassen!« rief er heftig.

»Er war die letzten Tage ganz besonders elend« sagte sie wie zu ihrer Entschuldigung. Trotzdem setzte sie, als er sich zum Weitergehen wendete, wie ein gehorames Hündchen den Weg an seiner Seite fort.

»Nazarenische Defizienz!« grollte Karl Schuba vor sich hin. »Die ganze Welt nichts als ein einziges großes Barmherzigensspital! Zum Geier auch — was sinkt, soll man stoßen!«

Schweigend stiegen wir bergan. Das verlegende rohe Wort klang mir im Ohre nach; ich

wartete, ob denn die Baronin nichts dagegen einwenden würde.

Sie war auch die erste, die wieder das Wort nahm, schien sich aber inzwischen mit ihrem Gewissen abgefunden zu haben. Mit einer Art kindischem Trotz sagte sie: »Soll er zusehen, wie er mit sich selbst fertig wird, wenn er es durchaus nicht anders haben will. Warum läßt er auch keine Pflegerin zu? Allein kann ich, kann ich es nicht mehr leisten!«

Unter dichten Laubkronen verfolgten wir unsern Weg weiter, immer bergaufwärts. Im Schatten der Bäume dunkelte stellenweise schon die Nacht, die balsamische Düste aushauchte, daß man in fernen Märchengärten zu weilen glaubte, wären die Geräusche der Stadt nicht gewesen, die hie und da zu uns empordrangen, und die Lichter, die vereinzelt in den Gassen aufleuchteten und manchmal zwischen schwankelem Gezweig in der Tiefe sichtbar wurden...

Mir klang noch immer jenes vorhin gefallene grausame Nietzsche-Wort nach: Was sinkt, soll man stoßen. Ich wendete mich an Karl Schuba und sagte: »Du vertratst doch neulich die Meinung, daß es kein Sollen geben dürfe. Das kann nur die Bedeutung haben, daß es der Natur Gewalt antun heißt, wenn wir irgend etwas gegen unsre inneren Bedürfnisse unternehmen. Aber das Mitfühlen mit den Schwachen, das Erbarmen mit dem Elend, gehört es — wenigstens für hochstehende Menschen — nicht auch zu den unabweisbaren inneren Bedürfnissen? Und heißt es wirklich unsre wahre Natur verkümmern, wenn es uns gelingt, sie bis zu jener vornehmen Größe zu steigern, die die Voraussetzung der Selbstlosigkeit, der Selbstentäußerung ist? Der Christus der Evangelien erscheint dir als Verkörperung der Lebensschwäche, was immerhin stimmen mag, wenn man bloß den äußerlichen Verlauf seines Schicksals ins Auge faßt; wie etwa die Friedensschlüsse, die uns entrechteten, äußerlich genommen als Auswirkung einer glänzenden Kraftfülle gelten können. Aber sind nicht eben jene Evangelien, die das Unterliegen verberrlichen, Kraftquelle von Tausenden geworden? Und verbirgt hinter der rohen Gewalt und den Ausschreitungen eines ungebändigten Siegerwillens nicht von jeher die menschliche Kleinheit und Schwäche ihr haßverzerrtes Antlitz? Wahre Größe ohne Güte und Barmherzigkeit gibt es nicht: Lionardo da Vinci, der die gefangenen Vögelchen aufkauft, um sie fliegen zu lassen — ist der etwa ein empfindsamer Schwächling?«

»Die Singvögel konnten ihm nichts zuleide tun,« entgegnete Karl Schuba trocken. »Hätte er Wölfe freigelassen, so wäre er ein Narr gewesen.«

Die knappe, witzige Replik entwarfnete mich

beinahe, sie ernüchterte auf alle Fälle meinen Eifer.

Die Baronin kam mir zu Hilfe. »Es steckt Ernst in diesem scheinbaren Eherge,« sagte sie. »Die Drosseln, Finken und Lerchen, das sind unsre Wünsche und Sehnsüchte, die zum Himmel steigen. Lassen wir sie fliegen! Geben wir ihnen die Freiheit! Wo wir aber Gefahr laufen, zerrissen, aufgestossen zu werden, da bleibt uns nichts übrig, als hart und erbarmungslos zu sein. Denn beides liegt in unserm Wesen, die Güte und die Härte, und beides kann zur Pflicht werden.«

»So gibt es doch noch eine Pflicht?«

»Sogar Pflichten,« warf Karl Schuba dazwischen; »aber nicht im alten Sinne des kategorischen Sollens. Wir erfüllen sie, nicht indem wir uns bezwingen, sondern indem wir uns selbst erleben.«

»Und wenn dieses Erleben mit den Ansprüchen unsrer Mitmenschen in Widerstreit gerät?«

»Dann gilt es stark sein,« fiel die Baronin mit Lebhaftigkeit ein, »und sich darüber klar werden, daß wir alles verlieren können und dennoch nichts verloren haben, solange wir uns selbst besitzen.«

Wir waren auf der Plattform des Hügels angelangt, wo zwischen altem Bastionsgemäuer eine bescheidene Gartenanlage sich hinbreitet. Der unendlich weite Himmel über und um uns flimmerte von unzähligen Eternen, und in der schwarzen Tiefe, aus der die Stadt wie in unruhigem Schlummer ab und zu ein gepreßtes Stöhnen vernehmen ließ, schienen Schwärme von Glühwürmchen sich niedergelassen zu haben, oder den Abgrund, der die Höhe umringte, hatten Wasserfluten verschlungen, in denen sich die Eterne spiegelten. Schweigend machten wir die Runde, immer wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrend und immer wieder eine neue Runde antretend, in uner schöpfter Lust, das wunderbare Doppelspiel des himmlischen und irdischen Lichtgefunkels in uns aufzunehmen.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß nichts so lebhaft dazu anregt, an das Geheimnisvolle zu rühren oder die Tiefen des eignen Inneren zu durchforschen, als der Anblick des gestirnten Himmels. Auch die Baronin unterlag jetzt diesem Zauber, sie schien wie zu sich selbst oder doch unbeirrt durch die Anwesenheit eines fast Unbekannten zu sprechen, als sie nun in merkwürdiger Besonnenheit sagte: »Das Leben bleibt ein großes Rätsel, und die Wege, die wir wandeln, führen aufs Geratewohl durch weite, unbekannte bunte Wälder. Welch ein Wunder, wenn wir das Ziel nicht gänzlich verfehlen! Ich habe eine strenge Erziehung genossen, ich wußte von nichts als von Pflicht. War ich glücklich? Innerlich beruhigt vielleicht

— die Ruhe des Friedhofs: Die Sehnsucht zwingen nieder wir und schweigen, zufrieden, wenn wir nur das Leben haben ...«

»Jawohl! Diese Zufriedenheit, dieses Sich-abfinden, dieses Entfagen! Eine der Hauptquellen der sozialen Rückständigkeit! Man frage nur einmal in Amerika an!«

»Die Methodisten?« gab ich zu bedenken.

»Sektierer, deren bloßes Vorhandensein schon beweist, daß die andern nichts davon wissen wollen.«

»Wieviel Tränen habe ich darüber vergossen!« fuhr die Baronin mit einem Seufzer fort. »Denn solcherart war meine Zufriedenheit. Aber war das überhaupt ein Leben, was ich lebte? Und war ich es selbst, die es lebte? Wie die Maden gewisser Schlupfwespen in einem fremden Körper sich breitmachen, so schalteten in meinem Inneren überkommene Normen, eingeimpfte Regeln, Vorschriften von verschiedenster Herkunft in unumschränkter Selbstherrlichkeit. Ich wurde nicht gefragt, ich war tot, und hatte ich ja einmal etwas mitzureden, so war es höchstens, um mir Zwang und Gewalt anzutun und mich noch toter zu machen als tot. Da kamst du,« sagte sie, des Freundes Hand mit Wärme ergreifend, »da brach der Tag der Befreiung an.«

Sie blieb stehen, ich sah in der Dunkelheit, wie sein Scheitel sich über ihre Hand beugte. Dann schnellte er empor, und gutmütig auflachend zog er sie mit sich fort. »Zum Erlöser hab' ich doch kaum das Zeug ... Nur freilich — ein bißchen Schüren und Umwälzen tut immer gut. Das Volk erwacht, und ich habe meinen Teil daran. Aber wenn mich die Teufel in der Hölle einmal fragen sollten, ob ich auch etwas Gutes gestiftet hätte auf Erden, so könnte es sein, daß ich alles andre vergesse und als meine froheste Tat es rühme, dich, Teuerste, erweckt zu haben.«

»Ja, das tatest du! Durch dich allein bin ich zu Freiheit und Freubigkeit erwacht, durch dich zum wahren Leben erweckt worden. Und gerade hier setzt nun das Rätsel ein ...«

»Welches Rätsel?«

»Das große Lebensrätsel, das Unerklärbare, der bleibende Widerspruch. Der Sünde wider den Geist, wie du es nennst, bin ich nun lebzig. Ich erkenne kein Gesetz an außer dem in mir selbst. Das macht mich froh und stark und mutig, ich fühle die Wahrhaftigkeit mit mir im Bunde. Und dennoch weiß ich, daß ich schuldig geworden bin. Und weiß auch, daß jede Schuld ihre Sühne fordert, wie mit kosmischer Notwendigkeit.«

Karl Schuba wurde ungeduldig. Schuld! Sühne! Eishalen, die dem eben erst ans Licht gedruckenen Rücken noch anhafteten! Er suchte es ihr auszureiben. Nachgedanken!



Murillo:

Anbetung





Nichts als Nachtgedanken, zur Selbstqual er-  
sonnen! Aber in diesem Punkte versagte sein  
Einfluß, sie ließ sich nicht wankend machen.  
Sie blieb bei ihrer Überzeugung. Sie könne es  
nun einmal nicht anders empfinden. Auch hier  
sei sie außerstande, ihre eingeborene Natur zu  
verleugnen. »Oder möchtest du lieber,« fragte  
sie, »daß ich dir blindlings nachbete, auch gegen  
meine unbestreitbare innere Erfahrung? Das  
willst du gewiß nicht!«

Nein, das wollte er freilich nicht. Die Frei-  
heit der eignen Meinung über alles!

»Und du brauchst auch gar nicht zu befürch-  
ten,« sagte sie noch, »daß ich mich zwecklos  
quäle. Du irrst, wenn du annimmst, daß diese  
Gedanken etwas Quälendes für mich hätten.  
Im Gegenteil! Tröstlich und beruhigend sind  
sie mir, ich spüre Gesetz und Ordnung darin  
und das Gegenteil von Willkür. Und so deut-  
lich ich voraussehe, was kommen wird und muß,  
so empfinde ich es doch zugleich wie eine Be-  
stimmung: Du sollst schuldig werden! Und bin  
doch froh und stark und mutig dabei und  
möchte nicht mehr zurüd. Warum? Vielleicht  
weil ich spüre: dies ist das Leben, dies dein  
Schicksal und dein Beruf auf Erden? Ich weiß  
es nicht. Aber sind das nicht Rätsel? Sind  
das nicht Widersprüche?« Und während sie für  
einen Augenblick stehenblieb und das Antlitz  
zum Sternenhimmel erhob, entrang es sich ihr  
wie ein Seufzer: »Ist Leben und Schuldig-  
werden vielleicht ein und dasselbe?«

Sie schweig. Stumm und nachdenklich setzten  
wir, die kühle Nachtluft atmend, unsern Rund-  
gang auf der Höhe fort, besinnlich geworden  
durch die von ihr aufgeworfenen Fragen, jedes  
im stillen für sich in seine Gedanken versunken.  
Bis plötzlich Karl Schuda haltmachte. Er  
steckte ein Bündholz an, um nach der Uhr zu  
sehen. Einen Augenblick lang baumelte die  
kleine schwarze Sphing an der Uhrkette in der  
Luft, beleuchtet von der aufzischenden Flamme.  
Im grellen Schein sprühten ihre smaragbenen  
Augen und sandten grünliche Strahlen aus.  
Dann war das Bündholz erloschen ...

Übermals froh mir beim Anblick des funkel-  
nden Juwels ein häßliches Gefühl über den  
Rücken, indem meine Gedanken verstohlen in  
die Krankenstube des hilflosen alten Mannes  
huschten, der irgendwo da unten im dunklen  
Abgrund in seiner Matragengruft stöhnte. Und  
aus der Finsternis, die uns umgab, wuchs  
plötzlich die kleine basalt-schwarze grünäugige  
Sphing zu Riesengröße auf und stand wie ein  
bräuendes Tier starr und regungslos am nächt-  
lichen Horizont. Gibst du mir Rätsel zu raten,  
grausames Ungeheuer? Ist Leben und Schuldig-  
werden vielleicht wirklich dasselbe? Eine un-  
trennbare Einheit wie die Prägung auf der  
Vorder- und Rückseite der nämlichen Münze?

... Nur ein paar Augenblicke — und die  
schaurige Erscheinung war verschwunden. Ich  
mußte lächeln. Ein breiter, massiger Bergrücken  
redete da drüben in der Ferne seine finsternen  
Umrisse zum Sternenhimmel ...

Karl Schuda hatte zugesagt, noch an diesem  
selben Abend in einer Wählerversammlung für  
einen erkrankten Redner einzuspringen. Als  
wir wieder in die Stadt hinabgelangt waren,  
trennte er sich von uns an einer Straßen-  
kreuzung, während ich die Baronin, die nun  
Eile zu haben schien und ihre Schritte beschleu-  
nigte, bis an das Haus begleitete, in dem sie  
wohnte.

Es lag an einem langgestreckten, stillen und  
gänzlich verkehrsarmen Plage, wie es deren  
nur in verträumten Provinzstädten gibt. Schon  
hatte ich nach kurzer Verabschiedung das ent-  
gegengesetzte Ende dieses Plazes erreicht, als  
ich mich, durch irgendein Geräusch veranlaßt,  
noch einmal umwendete. Es fiel mir auf, daß  
an der Stirnseite des Hauses, die vorhin in  
völligem Dunkel gelegen hatte, jetzt eine Reihe  
von fünf oder sechs Fenstern hell erleuchtet  
war. Man sah Schatten an ihnen vorüber-  
huschen, wie wenn Leute in den Zimmern hin  
und her liefen. Aus einem der Fenster, das  
offenstand, glaubte ich auch Stimmengewirr zu  
vernehmen, als redeten mehrere Menschen zu-  
gleich erregt durcheinander. Bald darauf hörte  
ich, daß das Haustor aufgeschossen und dumpf  
krachend wieder zugeschlagen wurde. Irgendeine  
bunkle Gestalt trabte eifertig in schweren Stie-  
feln über das Pflaster davon und bog in eine  
Seitengasse ein, wo das Geräusch der Schritte  
nach und nach verhallte. Ich stand noch immer  
still, wie festgebannt, ich wartete, ohne zu  
wissen worauf. Nun wurden auch die übrigen  
Fenster weit aufgetan, eins nach dem andern.  
Und dann wurde Zimmer für Zimmer das Licht  
abgedreht, während die Fenster offen stehen-  
blieben. Man konnte jetzt nur noch in einem  
einzigen Zimmer einen schwachen Lichtschein  
wahrnehmen. Sonst alles dunkel, nachtschwarz,  
gähnten die leeren Fensterhöhlen. Und alles  
wieder still, regungslos, totenstill ... Bangig-  
keit im Herzen, trat ich endlich den Heimweg an.

Den andern Tag las ich in den Ortsblättern,  
daß der General gestorben war.

Er hatte eine zu große Dosis Veronal zu sich  
genommen — aus Versehen natürlich, so stand  
es in den Zeitungen. Ein Selbstmord sei gänz-  
lich ausgeschlossen, der alte Herr hätte zwar  
wie alle Angehörigen des Mittelstandes unter  
den Zeitverhältnissen zu leiden gehabt, immer-  
hin aber in ausreichenden Umständen gelebt, an  
allen öffentlichen Ereignissen in ungebrochener  
Geistesfrische noch regen Anteil genommen und  
auch sein schweres körperliches Abseits stets mit  
um so mehr Geduld und Langmut ertragen, als

ihm seine Tochter seit vielen Jahren mit rührender Hingebung als liebevolle und aufopfernde Pflegerin zur Seite gestanden sei. Den Angaben, die die Blätter über seine Laufbahn enthielten, konnte ich entnehmen, daß er über achtzig Jahre alt geworden war und seit Königgrätz, wo er als junger Offizier sich ausgezeichnet hatte, seinen Heldentaten kein neues Vorbeerblatt hinzugefügt zu haben schien.

Der Tod mildert unser Urteil über die Menschen, verschiebt unsre Stellungnahme ihnen gegenüber ganz ohne unser Zutun; jedermann weiß es, es ist eine Binsenwahrheit. Aber obgleich wir es wissen, müssen wir es doch in jedem Falle wieder neu erfahren, und manchmal sind die Wandlungen, die sich in uns vollziehen, einschneidender, als wir je vorausgesehen hätten.

Karl Schuba, als wir auf dem halb ländlichen Friedhof Seite an Seite uns dem Zug der Leidtragenden angeschlossen, sagte: »Sie hatten schon auch ihre Qualitäten, diese österreichischen Militärs ...«

Ich blickte ihn halb verwundert an und nidte zustimmend. Sonst wechselten wir kein Wort miteinander. Die Bestattung fand der Zeit entsprechend selbstverständlich ohne jedes militärische Gepränge von der Friedhofshalle aus statt. Die Feierlichkeit war so einfach wie möglich und beschränkte sich auf das Unerläßliche. Die Baronin, auf diesem letzten gemeinsamen Wege nicht wie sonst ihrem Vater voraus, schritt als erste hinter seinem Sarge her. Der dicke Schleier verbarg uns ihr Antlitz, als wir, Karl Schuba und ich, unter vielen andern Freunden und Bekannten ihr die Hand drückten, während die Schollen in die Grube polterten. Ich scheute mich fast, diese Hand zu berühren. Ein fürchterlicher Verdacht, dessen ich mich selbst beinahe schämte, schnürte mir das Herz zusammen. Wie einem eine Melodie manchmal nicht aus dem Kopf will, so verfolgte mich unablässig das kulturniedrigste aller Worte, das die deutsche Sprache jemals geprägt: »Was sinkt, soll man stoßen.« Wie gern hätte ich der Baronin ins Auge geblickt, um davon befreit zu werden! Denn im Grunde war ich doch überzeugt, daß ein einziger Blick in dies Auge mir Beruhigung hätte verschaffen können. Aber sie blieb unsichtbar hinter dem schwarzen Krepp; auch wurde ich durch die übrigen Leidtragenden alsbald wieder von ihr abgedrängt.

Am Friedhofstor verabschiedete ich mich auch von Karl Schuba. Meine Abreise war für den darauffolgenden Tag festgesetzt.

»Auch ich verreise demnächst,« sagte er gepreßt. »Wohin?«

»Bei unsereinem steht das nicht so fest,« antwortete er ausweichend. »Wo es eben gerade etwas zu tun gibt ... Leb' wohl!«

Wir reichten einander die Hand, Auge in Auge gesenkt. Ein letzter Strahl der alten Jugendfreundschaft leuchtete darin auf und berührte uns gegenseitig mit wohlthuender Wärme.

Er hat inzwischen sein Schicksal vollendet, ich sollte ihn nie wiedersehen ...

Schon früher, aus beiläufigen Bemerkungen, die er, trotz seiner offenbar absichtlichen Zurückhaltung in diesem Punkte, nicht immer hatte unterdrücken können, war es mir zur Gewißheit geworden, daß Karl Schuba große Hoffnungen auf Ungarn setzte. Dort hatte bereits Ende März eine Verschmelzung der sozialdemokratischen Partei mit der kommunistischen sich vollzogen und Bela Kun als Volkskommissar des Auswärtigen in einem Funktspruch »An Alle!« den Arbeitern der Welt kundgetan, daß nun der Wind aus einem andern Loch blasen würde. Auf die Arbeiter der Welt schien das zwar keinen besonderen Eindruck zu machen, wenigstens rührten sie sich nicht. Auch daß Lenin den neuen Bruderstaat mit begeistertem Bombast begrüßt hatte, brachte der gequälten Menschheit noch lange keine Erlösung. Und es gehörte schon ein recht gläubiges Gemüt dazu, um anzunehmen, daß durch die Erklärung des Standrechts die wahre Freiheit begründet oder durch die Abschaffung von Rang und Titeln den Übergriffen der Feinde Ungarns Einhalt getan werden könne, dem Vormarsch der »Bourgeois-eroberer«, wie jene Proklamation die Entente-günstlinge nannte, von denen jeder einen Felsen ungarischen Territoriums an sich gerissen hatte. Auf die Zukunftshoffnungen einer entflammten Befennernatur, wie mein Freund es war, mochte aber schon die in so naher Nachbarschaft erfolgte Schaffung der Proletariatsdiktatur allein, die angeblich vollzogene Vereinigung der gesamten Arbeiter, Soldaten und Bauern unter der Fahne der sozialistischen Weltrevolution einen bestridenden Zauber und eine gewaltige Anziehungskraft ausüben. Aus diesem Grunde vermutete ich in Budapest, dem Sitz der jüngsten Räterepublik, Karl Schubas geheim gehaltenes Reiseziel, und zwar mit stillem Bedauern und aufrichtiger Sorge. Denn schon damals sah es nicht danach aus, als ob Schillers Wort »Freiheit ist nur in dem Reich der Träume« durch Tibor Szamuely und ähnliche Gestalten bolschewistisches Gepräges widerlegt werden würde.

Der Verlauf, den das gefährliche ungarische Experiment in der Folge genommen hat, ist bekannt. Bekannt, daß es trotz den zweifellos hochfliegenden Plänen und edlen Absichten Einzelner in blutige Gewaltherrschaft ausartete, das Land infolge kühnen volkswirtschaftlichen Dilettierens ungezählte Milliarden kostete und mit einem kläglichen Zusammenbruch endete. Vier Monate bolschewistischer Herrlich-

zeit hatten genügt, dem unglücklichen Staatswesen unendlich mehr Schaden zuzufügen als alle vorausgegangenen schweren Jahre des Krieges zusammengenommen. Die rumänische Armee stand, während die »Bourgeoiserobere« wie immer von edler Grundsätzlichkeit trocken, plündernd und raubend vor den Toren von Budapest, und die Volkskommissare mit ihren Genossen, nachdem sie noch einmal, kindlich genug, das Proletariat der Welt um Hilfe angerufen hatten, beeilten sich, über die österreichischen Grenzen zu entkommen, soweit sie nicht unter irgendeinem Titel dingfest gemacht worden waren.

Ob Karl Schuba dies alles aus unmittelbarer Nähe miterlebt oder vielleicht sogar als tätiger Teilnehmer sich daran beteiligt habe, blieb mir unbekannt. Ich wußte ja nicht einmal sicher, wohin er sich damals gewendet hatte, hörte nichts mehr von ihm und war auch durch meine eignen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen, als daß meine Gedanken zu ihm oder in jene stille Stadt der blühenden Gärten, wo der Zufall uns zusammengeführt hatte, noch öfters zurückgekehrt wären.

So war ein Jahr vergangen, seit wir nach dem Begräbnis des alten Generals am Friedhofstor voneinander Abschied genommen, als ich, in einem Wiener Kaffeehaus rasch eine Zeitung durchfliegend, auf eine telegraphische Nachricht aus Budapest stieß, wonach ein gewisser Nagybegg, recte Souda, wegen Teilnahme an den Greueln der einstigen Rätereierung verhaftet worden sei. Mit ihm sollte auch seine »Konfubine«, die Tochter eines ehemaligen österreichischen Generals, wegen Vorkubleistung zu den ihm zur Last gelegten strafwürdigen Handlungen in Untersuchung gezogen worden sein.

Ich hatte mir für denselben Abend eine Karte in die Oper verschafft, die bei der entsetzlich anwachsenden Teuerung ein kleines Vermögen kostete. Ich wollte sie nicht verfallen lassen und begab mich, nachdem ich jene Notiz mehrmals hintereinander gelesen und, da sie von einem Korrespondenzbureau herrührte, in allen Zeitungen gleichlautend gefunden hatte, unmittelbar aus dem Kaffeehaus ins Theater, obgleich mir jede Lust vergangen war, die »Tote Stadt« zu hören. Aber schon nach dem ersten Aufzug verlieh ich das Parkett. Es bohrte und nagte eine Unruhe in mir, die mich zu keinem reinen Genuß kommen ließ. Immer aufs neue wiederholte ich mir, was ich mir schon hundertmal wiederholt hatte: daß eine zufällige Ähnlichkeit der Umstände mich irreführen konnte und meine Besorgnis vielleicht gänzlich überflüssig sei; daß es viele österreichische Generale gegeben hätte und darum auch viele Generalstöchter geben müßte, und daß der slawische Name Souda

vielleicht ganz anders ausgesprochen würde als der Karl Schudas. Aber dennoch verfiel ich immer wieder in Traurigkeit, wenn ich mir vorstellte, daß mein alter Schulfreund, für den ich noch immer Gefühle übrig hatte, wie sie eben nur aus Jugendbeziehungen nachhalten, samt seiner schöner Freundin ins Unglück geraten sein sollte.

Nur eine Tätigkeit, die mir Aufklärung verhieß, konnte meine überreizten Nerven entspannen. Ich setzte mich noch in der Nacht an den Schreibtisch, um jenem mir allerdings nur entfernt bekannten Arzt zu schreiben, der vor einer Reihe von Jahren, noch vor dem Kriege, das Recht der Jugend gegen die Selbstsucht des Alters in Schutz genommen und dabei, wie ich mir damals einbildete, auf das Verhalten des greifen Generals seiner bebauernswerten Tochter gegenüber angespielt hatte. Ich durfte annehmen, daß er mit der Familie befreundet gewesen, und fragte an, ob er mir von der Baronin und meinem Jugendfreunde, dem Publizisten Karl Schuda, in dessen Gesellschaft ich sie später einigemal getroffen hätte, Nachricht geben könne.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Ich hatte mich an die richtige Adresse gewendet, denn jener Arzt und Menschenfreund, der, wie ich erst jetzt erfuhr, den alten General behandelt und seinen Tod festgestellt hatte, nahm selbst warmen Anteil an dem Schicksal der Baronin. Er wußte mir aber nichts zu berichten, als daß sie bald nach dem Selbstmord ihres Vaters zugleich mit dem »gefährlichen Rattenfänger«, wie er Schuda nannte, aus der Stadt verschwunden und seither nicht mehr dahin zurückgekehrt sei. Er fürchte, daß eine Zeitungsnachricht aus Budapest, die ihn jüngst erschreckt habe, und auf die er mich aufmerksam mache — das mir wohlbekannte Telegramm war im Auschnitt angeschlossen — sich auf das verschollene Paar beziehe.

So wenig aufklärend diese Zeilen auch waren, so kann ich doch nicht anders sagen, als daß ich aufatmete, während ich sie las. Wenn irgendwer, so mußte jener Arzt es wissen, auf welche Weise der General aus dem Leben geschieden war. Und daß er von einem Selbstmord wie von einer unbezweifelbaren Tatsache sprach, nahm mir eine schwere Last vom Herzen. Denn das von der Baronin geprägte Wort: »Wir müssen schuldig werden«, vielleicht im Zusammenhang mit Karl Schudas rohem Ausspruch »Was sinkt, soll man stoßen«, hatte Befürchtungen in mir erweckt, vor denen mir schauerte. Jetzt hielt ich die Gewißheit in Händen, daß wenigstens das Entehrende und Unfühnbare, das mich unüberbrückbar von meinen Freunden geschieden hätte, nicht im Bereich des Möglichen lag. Es gibt eine Schuld,



die der Mensch verzeihen kann und darf, die zu verzeihen sogar ein Gebot der Nächstenliebe ist. Aber es gibt auch einen Punkt, wo Nachsicht und milde Beurteilung ein Ende haben müssen. Nun konnte ich wieder hoffen, daß dieser Punkt nie und nirgends überschritten worden sei.

Der erwähnte Arzt ließ die Gelegenheit nicht ungenützt, auch noch einige weitere Ausführungen beizufügen, zu welchen das Interesse ihn reizen mochte, das er als Seelenforscher an der Sache nahm.

Der Baronin, schrieb er, traue er in ihrer Anhängerenschaft an den politisch stark exponierten Freund ohne weiteres das Äußerste zu. Der Tod des Generals, eines von Haus aus unseelich rücksichtslosen, mit sich und der Welt zerfallenen altösterreichischen Kommissars und Leuteschinders, sei viel zu spät erfolgt, um seiner Tochter noch rechtzeitig jene äußere und innere Freiheit zu schenken, die ihr ohne verweifelnde Entschlüsse einen Weg zu der jeder Menschenseele unentbehrlichen Freudigkeit eröffnet hätte. Zur Hörigkeit erzogen, durch militärisch-bourgeoise Vorurteile in jeder natürlichen Entwicklung gehemmt, hätte sie, im Begriffe, von der Jugend Abschied zu nehmen, unbedingt auch seelisch dem Einfluß eines jeden unterliegen müssen, der sie zum Weib machte, gleichgültig, ob es ein Jesuit oder ein Volschewik war. Darum wundre er sich auch nicht darüber, wenn sie in Karl Schuda vielleicht etwas wie einen Erlöser und in seinen zerfetzten Hirnspinnweben ein Allheilmittel der Menschheit erblickt hätte.

An die scharfe und grausame ärztliche Diagnose, der ich nicht in jedem Punkte beizupflichten vermochte, schlossen sich noch ein paar Bemerkungen über die Vorgänge in Ungarn, die er als gebürtiger Siebenbürger Sache mit besonderer Anteilnahme verfolgte. Die gesunde Reaktion, die die Ordnung halbwegs wiederhergestellt und die friedliche Regelung der Beziehungen zu den westlichen Gewaltthabern in die Wege geleitet hatte, war durch die Notwendigkeit, allorts immer wieder aufzüngelnde Flammen zu bämpfen, unausgesetzt in Atem gehalten. Es wurde gemunkelt, daß die neue Regierung sich dabei oft nicht minder harter Maßnahmen bediene als die alte; manche behaupteten schlankweg, an die Stelle des roten sei nun der weiße Terror getreten. Ein dichter Schleier blieb freilich über jene Vorgänge gebreitet, die mit der Austrottung letzter Überreste der verflorenen Räterregierung und mit der Verfolgung ihrer da und dort noch verborgenen Parteigänger zusammenhingen. Unter diesen Umständen, meinte der Briefschreiber, sei es bis auf weiteres wohl ausgeschlossen, etwas darüber in Erfahrung zu bringen, ob Karl Schuda und seine Freundin mit den in jenem Zei-

tungstelegramm erwähnten Personen identisch seien.

Da selbst mein Gewährsmann, dem nähere Beziehungen zu Ungarn zur Verfügung standen als mir, an jeder Möglichkeit zweifelte, das Schicksal der beiden zu erforschen, so erlahmte allmählich auch bei mir die Neigung, mich länger mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Und als wieder einige Zeit verstrichen war und hundert andre, für mich wichtigere Dinge die verlassenden Gestalten ins Dunkel des Vergessens zurückgedrängt hatten, wurden sie mir allmählich zu Abgeschiedenen, an die zu denken man kaum noch Zeit findet, und denen niemals wieder zu begegnen man endgültig verzichtet hat.

Aber die Welt ist nicht ganz so groß, wie sie uns manchmal scheinen will. Und wie wir von Menschen, die in derselben Stadt mit uns wohnen, und die unser Dasein, wären wir mit ihnen in Berührung gekommen, vielleicht unsäglich bereichert hätten, oft unser ganzes Leben lang wie durch einen Ocean getrennt bleiben, so kommt es andererseits auch vor, daß weit auseinanderführende Wege unversehens wieder in einem Punkt zusammenlaufen, sich kreuzen, sich schneiden, und daß gerade in dem Augenblick, wo wir diesen Kreuzungspunkt passieren, ein Mensch dort sitzt und von der Wanderschaft ausruht, der uns irgendwie einmal lieb gewesen ist, und den wir längst für hoffnungslos verschollen gehalten hatten.

Solch eine außerhalb jeder Berechnung liegende Begegnung brachte auch mir um Weihnacht 1920, also reichlich anderthalb Jahre nach jenen Frühlingstagen, in denen ich durch Karl Schuda die persönliche Bekanntschaft der schönen Generalstochter gemacht hatte, unvorhergesehene Aufklärung darüber, was aus ihm und seiner Freundin geworden sei.

Eine Gesellschaft edler Frauen, an deren Spitze eine der opferwilligsten Wohltäterinnen Wiens stand, hatte schon vor mehreren Jahren aus privaten Mitteln eine Anstalt ins Leben gerufen, in der durch Höhenluft und -sonne der Todeskeim bekämpft werden sollte, den die Not des Krieges und mehr noch des Friedens in die Brust so vieler Darbenden gesenkt hatte. Die Heilstätte lag in den steirischen Bergen, hoch oben in der Nachbarschaft der Felsen, und war ausschließlich dem weiblichen Geschlecht, den Hilflosesten der Hilflosen, gewidmet, gewährte aber bisher, da man versuchsweise vorgehen und sich erst allmählich erweitern wollte, bloß einer Anzahl von gegen zwanzig Leidenden Aufnahme, ein Tropfen auf den brennend heißen Stein des allgemeinen Elends. Jetzt sollte das Unternehmen auf breitere Grundlage gestellt und die Anteilnahme der Öffentlichkeit dafür geweckt werden. Vor allem galt es, eine mit Lichtbildern ausgestattete Werbeschrift in die

Hände jener Wohlhabenden und dabei opferbereiten Mitbürger gelangen zu lassen, deren es noch immer gab, und als gerade um jene Weihnachtszeit die Vorsteherin mit dem Ersuchen an mich herantrat, meine Feder in den Dienst der guten Sache zu stellen, zögerte ich keinen Augenblick mit meiner Zusage und machte mich trotz der strengen Kälte in Gesellschaft des Lichtbildners auf den Weg nach dem verschneiten steirischen Marktflecken, der den Ausgangspunkt für die Bergwanderung bildete.

In Begleitung des jungen und rüstigen Bezirksarztes, der uns am Bahnhof erwartet hatte, traten wir bald nach unsrer Ankunft durch glitzernden und knirschenden Schnee den Aufstieg zur Höhe an und erreichten nach zwei Stunden scharfen Steigens die wie mit einem blendend reinen flaumigen Kissen bedeckte Bergstufe, auf der die Heilstätte sieselte.

Der Bezirksarzt, der tagtäglich zu jeder Jahreszeit diesen Weg zurücklegte, war selbstverständlich für die unbeschreibliche Schönheit des Hochgebirgswinters nicht ganz so empfänglich mehr wie wir, billigte aber die Absicht des Lichtbildners, das Hauptgewicht auf Naturaufnahmen zu legen. Den Menschenfreunden, die man zur Zeichnung von Anteilen zu bestimmen hoffte, sollte doch eine rechte Augenlust geboten werden, um die Berg- und Sonnenfreude in ihnen zu wecken. Vom Hause selbst, in dessen ich es besichtigte und mich über seine Verhältnisse eingehend unterrichtete, wurden deshalb nur die günstigsten Anblicke auf die Platte gebannt und insbesondere der Liegehalle nicht vergessen, wo eine Reihe schwerkranker Frauen, bis ans Kinn in Deden gehüllt, sich sonnte, die heilkräftige Alpenluft atmend.

Während hierauf mein Arbeitsgenosse mit Kamera und Stativ sich aufmachte, die dankbarsten und bezeichnendsten Punkte der näheren Umgebung auszufundschaffen und im Bilbe festzuhalten, verweilte ich noch im Gespräch mit dem Arzte an der Sonnenseite des Hauses im Freien, mein Taschenbuch mit den für mich wertvollsten Auskünften füllend, die der wohlbewanderte Fachmann mir bereitwillig gewährte, als eine Pflegerin mit der Bitte an mich herantrat, vor Verlassen der Anstalt die Stelle 9 aufzusuchen: die Kranke, die dort liege, wünsche mich zu sprechen. Nicht ohne Befremden, aber gespannt, wer hier etwas von mir wollen und worum es sich dabei handeln könne, beschloß ich, der Bitte unverzüglich zu willfahren.

Eine bleiche Frau mit großen, vergeistigten Augen erwartete mich sehnächtigen Blicks. Sie versuchte, als ich mich näherte, sich aufzurichten, was ihr nicht gelingen wollte, da sie wie ein Kind im Stedkissen eingepackt lag. Als aber die

Pflegerin sie zurechtweisend ermahnte, ihre Stellung nicht zu verändern, gab sie sich schließlich darein. Höflich grüßend, ohne sie zu kennen, trat ich an ihre Liegestatt heran und fragte, womit ich ihr dienen könne.

Ihre Stimme war tonlos und dünn wie ein Faden, ich beugte mich zu ihr nieder, da mir ihre mehr gehauchten als gesprochenen Worte unverständlich geblieben waren. Sie wiederholte, ob ich mich ihrer denn nicht mehr erinnere, und nannte ihren Namen ...

Ich fuhr zurück, suchte mich aber rasch zu fassen. Die vor mir lag, war eine Schwertrankte auf der letzten Stufe der Auszehrung. Trotzdem zeigte der Schnitt des Gesichts, von der Seite gesehen, noch immer Spuren von Schönheit, die klare, nur etwas allzu strenge Linie einer antiken Gemme.

Es mochte sich doch etwas wie Bestürzung in meinen Mienen gespiegelt haben. Tieftraurig stammelte sie: »Ich habe mich verändert — nicht wahr?« Und während Tränen in ihre Augen traten, die neben den hageren, eingefallenen Wangen und Schläfen fast übergroß erschienen, sagte sie bewegt: »Das waren glückliche Tage damals ... Richtige Frühlingstage ... Als wir noch mit Karl Schuda ... Sie erinnern sich doch?«

Die Tränen flossen über und kollerten in die ausgehöhlten Wangen nieder. Hilflos lag sie da wie eine Mumie. Ich blickte um mich, knapp hinter mir stand das nächste Bett. Keine Möglichkeit, an ihrem Lager Platz zu nehmen. Das Neben strengte sie an, so tief ich mich auch zu ihr herabneigte. Ich kniete nieder, auf die steinernen Fliese, knapp an ihrer Seite, wie vor dem Unglück selbst demütig auf die Knie gezwungen. Zerknirscht, in Ehrfurcht, wie vor einem Bild der schmerzhaften Mutter.

Und ich drückte mein Taschentuch gegen ihre Augen und trocknete ihre Tränen. Mein Kopf lag fast an ihrer Brust. »Nun können Sie ganz leise sprechen. Ich höre Sie.«

»Ja — was ich Ihnen sagen wollte ... Es waren Ideale, für die er kämpfte ... Für Menschheitsziele hat er sich geopfert ... Es ist eine Lüge, daß er ein Verbrecher war! ... Seine Gegner haben sie ausgesprengt, die Rückschrittmänner! ... Diese Bluthunde! ... Nur um ihre Schandtät zu rechtfertigen!« Ihr Auge flammte in wildem Haß. »Himmel! Schreiend ist es,« fuhr sie leidenschaftlich fort, »was alles sie ihm nachsagen! Aber Sie glauben es doch nicht?« schloß sie. »Sie bewahren ihm doch ein treues Gedenten?«

In banger Erwartung hob sie den Kopf vom Kissen und forschte gespannt in meinen Zügen. Ich nickte stumm, während ich ihr fest ins Auge blickte. Es war wie ein feierliches Gelöbniß, das ich ablegte, ich fand nicht die Kraft, es ihr

zu versagen, obgleich ich nichts Näheres darüber wußte, was man unserm Freunde eigentlich zur Last lege, und noch weniger, wessen er sich in Wahrheit schuldig gemacht hatte. Indessen erreichte ich wenigstens mein Ziel. Der Frau fiel offenbar ein Stein vom Herzen, sie ließ den Kopf zurücksinken und atmete tief auf, ihr Gesichtsausdruck entspannte sich. Abermals trodnete ich mit meinem Tuche ihre Tränen, die nun in sichtlicher Erleichterung reichlicher flossen.

Ein roter Fled beiderseits hatte sich über ihren Nackenknochen festgesetzt. Der kurze Atem flog, das Gieber schüttelte sie.

»Das war es ...« nur stoßweise brachte sie die Worte über die Lippen, »was ich Ihnen ... sagen wollte. Das war es ... was ich von Ihnen ... hören wollte ... Nun weiß ich doch ... daß wenigstens Sie ... an ihn glauben ... Er schätzte Sie sehr.«

Hundert Fragen lagen mir auf der Zunge. Ich konnte, ich durfte nicht fragen. Der Anblick der Bellagenswerten zerriß mir das Herz. Ich empfand es als Pflicht der Nächstenliebe, ihre Gedanken in andre Bahnen zu lenken. Ich pries die Großartigkeit dieser Berglandschaft, die Schönheit des Alpenwinters, die Heilkraft der Luft, den Segen der Sonne. Ich sprach die Hoffnung aus, daß sie genesen würde.

Sie aber bewegte nur abweisend das Haupt. Es schien mir, daß sie mit dem Leben abgeschlossen habe, ja, daß sie es ehrlich bebauerte, überhaupt noch am Leben zu sein. Denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr ernst damit war, als sie nun in einem Stoßseufzer, der zwar nicht geradezu, für mich aber verständlich genug, die drängendste meiner unausgesprochenen Fragen beantwortete, ihr innerstes Sehnen zusammenfaßte: »Hätte man doch auch mich gerichtet!«

Welch schaurigen Abgrund rissen doch diese wenigen, knappen Worte vor mir auf! Welch schredliche Einblide gewärteten sie! Was alles ließen sie mich ahnen, welch ein wildes, graufiges Erleben! Wieviel Entsetzen, Haß und Todesbängen, wie viel Beängstigung, Gram und Verzweiflung — vergossenes Blut, vergossene Tränen! Nun blieb mir kein Zweifel mehr darüber, auf welche Weise Karl Schuda geendet hatte. Tief erschüttert verharrte ich in Schweigen. Die lange Kette der verschneiten, in der Sonne glänzenden Hochgipfel draußen in der Ferne verschwamm mir vor den Augen. Der Arzt ging an der Halle vorüber. Er mochte sich wundern, mich an der Seite einer Kranken auf dem Fußboden knien zu sehen. Es war mir, als hätte er mir einen mahnenden Blick zugeworfen, jede Erregung der Schwereidenen zu vermeiden. Auf alle Fälle sah ich die Notwendigkeit ein, mich zusammenzunehmen.

»Es war gewiß sein heißester Wunsch,« sagte

ich, mich aufrichtend, »Sie dem Leben erhalten zu wissen.«

»Oh, es kommt doch auf dasselbe hinaus ... An seiner Seite wär's mir leichter geworden ... Und auch rascher gegangen ... Der Keim, da in der Brust ... In der Untersuchungsstube ... in den feuchten, finsternen Löchern ... zusammengepfercht mit Gefindel ... da holte ich ihn mir ... Man hat uns auseinandergerissen!« klagte sie. »Mich sprachen sie frei ... Als ob mir das Leben noch etwas gölte! ... Es sollte mir nicht vergönnt sein, gemeinsam mit ihm ...«

Ein heißes, tränenloses Aufschluchzen, und plötzlich weiteten sich ihre Pupillen, als ob sie etwas Entsetzliches schaute. Mit einer gewaltigen Bewegung entwand sie sich den umhüllenden Decken, rang die Arme frei und richtete sich auf, mit dem Ellenbogen gegen die Kissen gestützt. »Das ist die Sühne, verstehen Sie,« stieß sie hervor, den visionären Blick in weite Fernen gerichtet. »Mein Vater hat auch einsam sterben müssen ... Ich wußte es doch ... ich ahnte es wenigstens, daß es schlimm um ihn stünde ... daß er sich tränkte, weil seine Tochter ... Ach! ... Geschäftige Zungen hatten es ihm hinterbracht ... Und er tränkte sich darüber ... Man hätte ihn nicht allein lassen dürfen ... das wußte ich ... Und ließ ihn dennoch allein!«

Mochte sie doch bekennen, wenn es sie nur erleichterte! Wie oft hatte ich gehört, daß Sterbende ganz ruhig und sogar heiter wurden, sobald sie gebeichtet und die Losprechung empfangen hatten. Ach, loszusprechen war freilich meines Amtes nicht, aber diese Schuld wenigstens, so schwer sie war, konnte ich doch verstehen, und was ein Mensch am andern versteht und begreift, das ist vielleicht auch vor einem höheren Richterstuhl verziehen. In meinen Augen reinigte ihr Bild sich schon durch das bloße Bekenntnis. Ihr sittliches Fühlen konnte seine Zartheit nicht eingebüßt haben, sonst hätte sie ihr Verfehlen nicht so bitter empfunden. Aber wie immer — ich sah ein, daß es vor allem darauf ankam, ihrem leidenden Zustand Rechnung zu tragen. Entschlossen erhob ich mich, nahm sie in meine Arme, wie eine Pflegerin es tut, und suchte sie mit sanfter Gewalt in die Kissen zurückzuzwingen. Vergeblich! Denn sie widersetzte sich, überhörte meine Mahnung, sich nicht unnötig zu quälen, meine Drohung, daß ich es nicht verantworten könne, länger bei ihr zu verweilen, wenn sie nicht davon ablasse, gegen sich selbst zu wüten. Heftig faßte sie meinen Arm und rüttelte daran. »Sie glauben doch an eine Sühne, die der Schuld folgen muß?« flüsterte sie, Wahnsinn in den Augen. »Karl Schuda glaubte nicht daran ... Aber hierin irrte er ... Es ist so, ich weiß es ... Und es ist gut, daß es so ist, das ist ja

unser Trost ... sonst müßten wir ja verzweifeln ... Und sehen Sie nun ... das ist der Grund, warum ich einsam sterben muß ... so wie mein Vater einsam gestorben ist!«

»Baronin, ich bitte Sie, wenn Sie so fortfahren ... Nein! Nun will ich gehen ... Leben Sie wohl!«

»Nein, nein, bitte! ... Ich gehorche ... Was verlangen Sie von mir? Gott! Ja! Nun will ich ganz ruhig liegen!«

Erschöpft ließ sie sich in die Kissen zurücksinken und lag nun wirklich still, mit geschlossenen Augen. Ihre Brust arbeitete schwer. Aber ein liebliches Lächeln, unerwartet erblüht, spielte jetzt um ihre Lippen. Und immer ruhiger wurde ihr Atem und immer lieblicher dieses Lächeln, das das ganze Antlitz verklärte. Nach einer Weile sagte sie völlig klar und beruhigt, noch immer mit geschlossenen Augen: »Sehen Sie, das ist das Rätsel ... für das ich so wenig kann wie irgendwer: daß ich trotz allem ... doch nichts daran ändern möchte ... Ich liebte ihn ... Ich wurde schuldig ... Und ich büße ... Es war das Leben!«

Das sanfte, verklärte Lächeln blieb um ihre Mundwinkel schweben. Sie glich jetzt, wie sie regungslos dalag, einer Toten, die in Erwartung der ewigen Seligkeit einschlummert ist. Nur die Brust, die sich nunmehr ganz stetig auf und nieder bewegte, zeigte an, daß noch Leben in ihr sei. Ich hoffte, der Schlaf würde sie überwältigen. Und nachdem ich sie noch eine Zeitlang still für mich betrachtet und unter mannigfaltigen Gedanken im Geiste von ihr Abschied genommen hatte, erhob ich mich behutsam, legte die zurückgeschlagenen Decken vorsichtig wieder zurecht und war eben im Begriff, mich leise zu entfernen, als nach wenigen Schritten ein Anruf mich zurückhielt.

»Nehmen Sie, bitte,« sagte sie, neuerdings auf ihrem Lager emporgerichtet, und streckte die Hand gegen mich aus. Ich fühlte einen kleinen, harten, kalten Gegenstand, den sie rasch von ihrer Armkette genestelt hatte, in meine Hand gleiten ... »Ein Andenken ... an mich ... an ihn ... das einzige, was mir von ihm geblieben ist ... Ich hätte mich nie davon trennen können, wüßte ich nicht ... Bitte, tun Sie mir den Gefallen!«

In demselben Augenblick sank sie zurück, ihre Brust hob und senkte sich nicht mehr. Kein Geräusch des Atems. Ich griff nach der Hand, sie war noch warm, erwiderte aber nicht meinen Druck. Bestürzt winkte ich die Schwester herbei, die sich mit kühler Kennerchaft langsam über sie beugte. Als sie sich wieder aufrichtete, sagte sie mit dem unbewegten Gesicht der Pflegerinnen: »Es ist vorüber. Sieht sie nicht wie eine Schlafende aus?«

In der Tat schwebte noch daselbe liebe-

friedsame, verklärte Lächeln um ihre Lippen wie vorhin, da ich mir eingebildet hatte, sie schlafe. — — —

Während ich diese Zeilen zu Papier bringe, sieht mir ein stummer Gast aufmerksam dabei zu. Er wendet keinen Blick von mir, beobachtet mich unausgesetzt mit seinen kalten, undurchdringlichen grün-schillernden Augen.

Es ist eine kleine Sphinx aus schwarzem Basalt, die auf dem Aufsatz meines Schreibtisches steht.

Sie ist überaus fein gearbeitet, in Gold montiert, oben mit einem kleinen Ring versehen, so daß man sie auch als Anhänger tragen kann, und in den dunklen Stein sind zwei winzige blühende Esmaragden eingesetzt, genau an der Stelle, wo die Menschen die beiden Genstern haben, durch die sie die Bilder dieser Welt in ihre Seele hineinfließen. Die kleine Sphinx besitzt aber leider keine Seele, wenigstens habe ich etwas dergleichen bei ihr noch nie bemerkt; daher kommt es wohl auch, daß ihr Gesichtsausdruck eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines Menschen ohne Seele hat: er ist hart, verschlossen, grausam und mitleidlos.

Schon manchmal wandelte mich deswegen die Versuchung an, den unheimlichen kleinen Popanz von seinem angestammten Platz über meinem Schreibtisch zu entthronen und in das Verlies irgendeiner dunklen Schublade zu verbannen. Aber dann denke ich wieder, daß es keinem Menschen schaden kann, wenn er dauernd ein Memento vor Augen hat. Und in dieser Hinsicht erfüllt die grünäugige Sphinx ihre Aufgabe. Erinnert sie mich doch an die arme Unglückliche, die sie mir sterbend einst als Andenken in die Hand gedrückt hat, hoch oben in den Bergen, als ich für immer von ihr Abschied nahm. Und erinnert mich zugleich an den verewigten Freund, an dessen Uhrkette ich sie eines Tags zu meiner peinlichen Überraschung hängen sah, und der sie vermutlich zum Siegelstein benutzt hat.

Im Grunde genommen ist sie nämlich nichts weiter als ein Petschaft. Und vielleicht waren es nur meine eignen unbeaufsichtigten Gefühle, die — wenigstens zuzeiten und in gewissen Augenblicken — die Vorstellung des Unheimlichen oder gar Abelwollenden in die stumme kleine Gestalt hineinrugten. Dann hätte ich ihr freilich bitter unrecht getan. Konnte sie denn etwas dafür, daß die Buchstaben K und S, die in kunstvoller Verschlingung auf ihrer unteren Seite in den Stein geschnitten sind, zufällig mit den Anfangsbuchstaben im Namen meines verstorbenen Freundes übereinstimmen? Aber manchmal sind wir wie die Kinder, die die Tischdecke für boshaft halten und nach ihr schlagen, weil sie sich daran gestoßen haben.



Auf alle Fälle habe ich mich inzwischen an den Anblick der kleinen schwarzen Sphinx gewöhnt. Sie ist mir allmählich zum Sinnbild geworden, das mich stetig daran mahnt, wie leicht in Zeiten schwankender Begriffe selbst der Hochstehende und im Grunde Vornehmstende auf Abwege geraten kann. Darum soll sie auf meinem Schreibtisch stehenbleiben. Und soll mir, sooft ich sie erblicke, das Schicksal jener beiden Heimgegangenen ins Gedächtnis zurufen, deren Verlust ich, so wenig ich ihre Überzeugungen teilen und ihre Handlungen billigen konnte, aufs schmerzlichste beklage.

Sie haben gebüht und geküht, ich halte ihr Andenken in Ehren. Bei all ihren Verfehlungen waren sie doch Entschlossene, sie weigerten dem Leben nicht den harten Zoll, durch den wir uns die Freiheit erkaufen, uns selbst und die

als eingeboren empfundene Sendung zu erfüllen. Und wenn ich an sie zurücdenke, den Blick von meiner Arbeit hebe und die kleine schwarze Sphinx aus Basalt vor mir über dem Schreibtisch erblicke, wie sie mich mit ihrem grünschillernden Augenpaar so kalt und starr, fast drohend ansunkelt, dann kommt es mir wohl einmal in den Sinn, ihr jene dunkle Schicksalsfrage vorzulegen, mit der sich einst, in einer düsterfüllten Frühlingsnacht, die unglückliche Frau, die durch die Schuld zum Leben erweckt wurde, an die tausend fühllosen Sterne wendete, die wie ebenso viele unergründliche Geheimnisse über uns am Himmel standen: »Ist Leben und Schuldigwerden vielleicht ein und daselbe?«

Aber ich weiß es im voraus: ich frage vergebens. Die kleine düstere Gestalt bleibt stumm und gibt keine Antwort ...

### Und doch kommt wieder Sonne

Und doch kommt wieder Sonne,  
Und doch wird's wieder licht.  
Und all die fatten Sorgen  
Vom Abend in den Morgen  
Und all die müden Nächte  
Dunkelnder Nächte  
Werden zunicht ...

Die milden Wolken wallen  
So sanft dahin  
Bis in die fernsten Hallen —  
Wer weiß den Sinn?  
Die Schatten tasten, leise  
Von Feld zu Feld,  
Weise  
Uns zugesellt ...

Dann aber die Funken wieder,  
Sie sprühen in die Lande, blind;  
All die versunknen Lieder  
Blühen empor geschwind;  
Rätsel, Schatten und Träume,  
Keime, Käfer und Tau,  
Lieder und alle Säume,  
Sie tönen so golden und blau.  
Sie läuten Liebe und Leben  
Und schweben dahin, daher  
Und heben über die Krume

Alle Heiligtume  
Tiefster Begehr.  
Und Gott entringt sich der Erde  
Und löst das große Wort:  
Werde!  
Immer und immerfort ...

Die Rätsel singen, die leisen  
Wolken wallen dahin,  
Auf goldnen, klingenden Gleisen  
Ewiger Unbeginn.  
Und nahn auch Wetter und speeren  
Und dröhnen auch Donner und drohn,  
Hinter all dem Schweren  
Läutet der Friede schon.  
Wohl steht die Stunde zuweilen  
Dunkel und ganz in Pein  
Und will in steilen Gebeten  
Überwunden sein;  
Wohl ruhn in fiebernden Nöten  
Welken zu Gericht,  
Und keiner, keiner kann heilen,  
Weil's jedermann gebricht —  
Und doch wird wieder Tag,  
Und doch wird wieder Fröhe  
Aus Qual und Dämmer und Mähe,  
Und doch kommt wieder Sonne,  
Und doch wird's wieder licht.

Ernst Behrends



St. Florian  
Goldrelief vom Chorgestühl der Schlosskapelle in Büdingen





Abbild. 1. Jerusalemer Tor

## Bidingen

Ein deutsches Stadtbild von Richard Hamann

An einer Nebenstrecke, die die großen Bahnlinsen Berlin-Frankfurt und Hamburg-Frankfurt am Main verbindet, zwischen Gießen und Gelnhausen, von letzterem drei Wegstunden entfernt, liegt Bidingen. Die Bahn wird im ganzen von den Bewohnern der Wetterau befahren. Fremde verirren sich nur wenige hierher, und wenige nur ahnen, wenn wir an Bidingen vorbeifahren, daß hier eine der reizvollsten und geschlossensten deutschen Städte liegt, ohne die Sterne großer und kunstvoller architektonischer Schöpfungen, ohne ein Museum bedeutender Altertümer, obwohl diese nicht ganz fehlen, sondern einfach eine typische, von selbst gewordene deutsche Kleinstadt. Eine Stadt, wie man sie sich als mittelalterliche deutsche Stadt

denkt, noch inmitten seiner alten Umwallung, und durch diese fest zusammengehalten, vom Berge her als Einheit übersehbar, klein und winkelig, mit köstlichen Einbliden in die gewundenen Gassen und verschrobenen Plätze,

bunt ohne Farbe, nur durch die malerischen Vor- und Rücksprünge seiner Häuser, Giebel und Türmchen, stilllos in diesem Durcheinander einer unbekümmerten individualistischen Bürgerbauweise und doch ein Beispiel für einen bestimmten Stil, die Renaissance-Gotik oder die sogenannte deutsche Spätgotik. Alles in allem eine spätgotische Stadt. Denn eine solche ist sie nicht nur in den spätgotischen Ecken und Türmchen, mit ihren krausen Schnörkeln dekorativen Maßwerkes, mit dem selbst die finsternen Tore der Stadtbefesti-



Abbild. 2. Straßensicht

Westermanns Monatshefte, Band 131 II; Heft 785



gung sich geschmückt haben, sondern auch in dieser Vielwinfeligkeit, Kantigkeit und Spitzgiebeligkeit der Häuser, Straßen und Höfe. Oft mutet diese Gassenwildnis an wie ein Stück wilden Waldes, dann wieder wie gepflegter Festschmuck mit Ranken, Girlanden und Blumen.



Abbild. 3. Remigiuskirche

An diesem Charakter der Renaissancegotik, des Stiles, dem Stadtmauer, Schloß, Kirche, Häuser und Straßen im wesentlichen entstammen, der Zeit um Fünfhundert herum, können auch Vergangenheit und Folgezeit nichts ändern. Bidingen bleibt die spätgotische Stadt und ist als solche einer Betrachtung wert wie ein Gesamtkunstwerk.

Zwei Zeiten haben an der Physiognomie Bidingens mitgearbeitet, beide dem Grundcharakter Bidingens entgegengesetzt durch architektonische Strenge und nüchterne Regelmäßigkeit statt heiterer Auflösung und naturalistischen Zufallsreichtums: der romanische Stil und die klassizistische Renaissance des 16. und 18. Jahrhunderts. Aber die spätgotische Zierlichkeit hat sie überwunden, soweit sie sich nicht selbst schon dem heiteren und lebenswürdigen Charakter der kleinen Residenz des ehemaligen Fürstentums angepaßt haben.

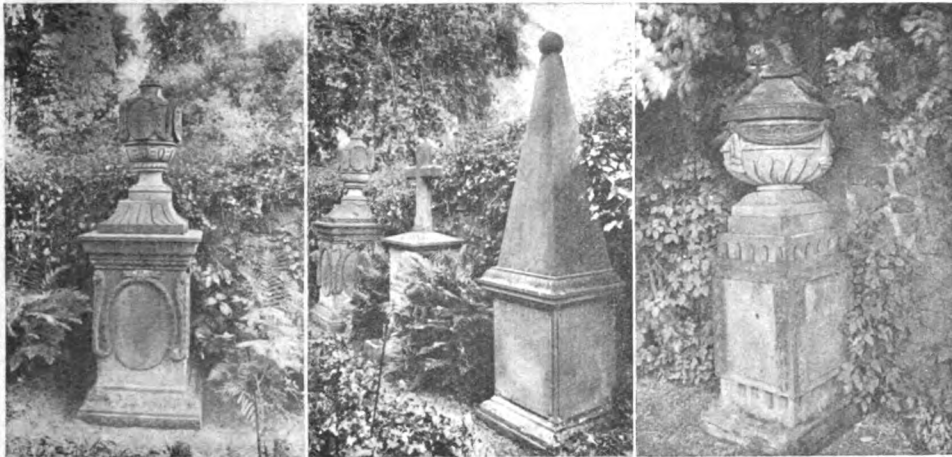
Beide trifft man auf dem Wege vom Bahnhof zur Stadt, beide wie Einladung zur stillen Sammlung auf die festliche Freude, die in der Stadt unser wartet. Da ist zunächst die Friedhofskirche, die Remigiuskirche der Ortschaft Großendorf, jetzt

Kapelle auf einem schönen, mit Bäumen bewachsenen Friedhof. Es ist ein kleiner schmuckloser, wuchtiger Bau in der Art ganz früher, an karolingische Anlagen erinnernder romanischer Dorfkirchen. Ein breiter Westbau lagert sich vor einen einschiffigen Saal mit runder Chorapsis.

Die schweigsame Bucht dieser Anlage ist etwas gemildert durch eine mit rohem Balkenwerk aufgetürmte Empore, deren hohe Pfosten den Innenraum wie mit einem kunstvollen Baugerüst erfüllen. Im Osten sind die Wände mit Grabsteinen der Renaissance und mit einer derselben Zeit (1646) entstammenden Kanzel geschmückt, deren rationale Flächenteilungen und Nüchternheit dem schlicht ernstesten Charakter des Baues gut entsprechen. Nur ein spätgotischer Grabstein der Elisabeth Riedeselin († 1623), einer Frau in der reichgefalteten Tracht der Bürgerfrauen des beginnenden 16. Jahrhunderts, zwischen reichen Wappen und naturalistischen Traubenranken, etwas derb in der Arbeit und darin dörflich, gibt eine Vorahnung dessen, was in der Stadt sich erfüllt. Um die Kirche herum sind Grabsteine gestellt, besonders des späten 18. Jahrhunderts, Södel mit Vasen, Kreuzen, Obeliskten, klassizistisch streng, aber z. T. noch mit dem Reiz des Louis-Seize-Stiles in Kranzgehängen, schöner Schrift, Draperien und sentimentalen Anspielungen auf den Tod durch ein auf der Vase liegendes Stillleben von Totenschädel und Bibel. Aller Rationalis-



Abbild. 4. Grabplatte der Elisabeth von Riedeselin

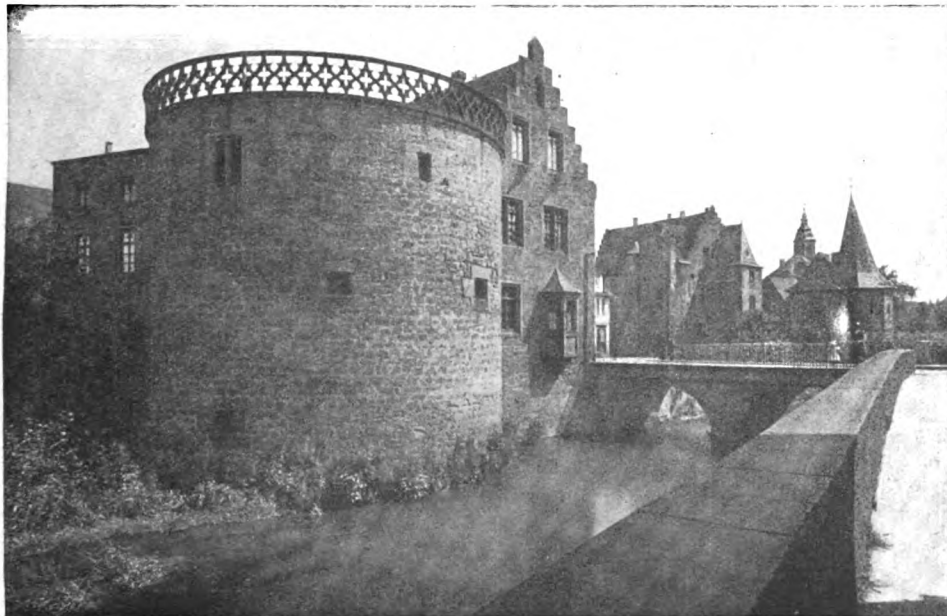


Abbild. 5. Grabsteine bei der Remigiuskirche

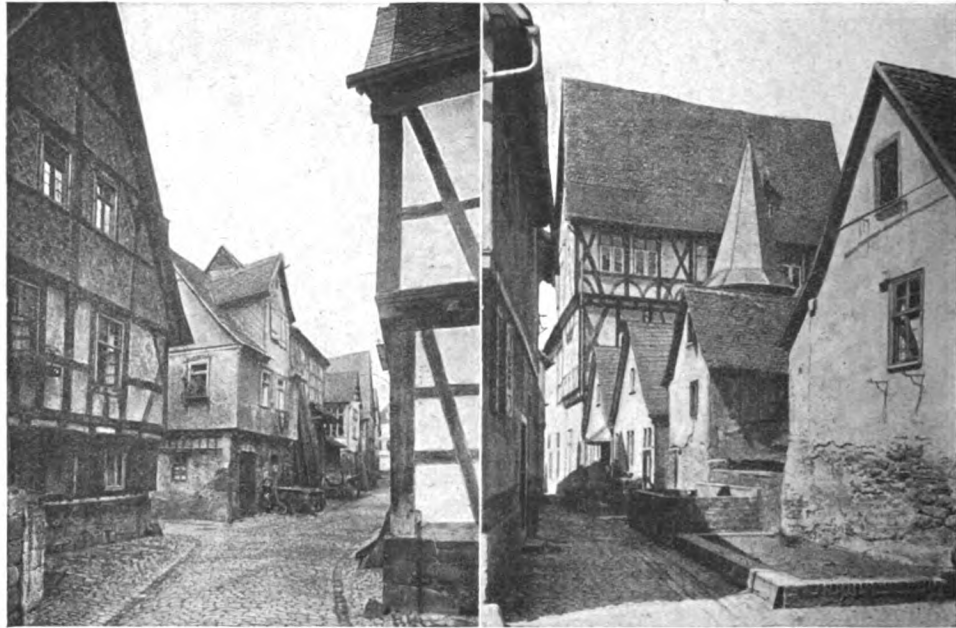
mus strenger Formen aber geht unter in den von der Mauer hoch zwischen den Gräbern wuchernden Hecken und dem üppigen Efeu, dem Farn- und Schlingpflanzenwuchs, der von unten her nachdrängt, oder in der tief sich senkenden Zweigfülle trauernder Weiden. Das ist jener malerische Zusammenklang von menschlichem Werk und freiwuchernder Natur, der in der Spätgotik der Stadt zum Prinzip geworden ist, aber auch die ganze Stadt auszeichnet, wie sie eingebettet liegt zwischen den Hängen der Ausläufer des Vogelsberges.

Vom Bahnhof und Friedhof führt eine klassizistische Straße mit Häusern des 18. Jahrhun-

berts in die Stadt, fast alle von demselben Typ. Zwei Längsgeschosse mit schlichter Fensterreihe, in der Mitte ein giebeliges Mansardengeschoß. Sie sind in sich einfach, regelmäßig, ausgerichtet in gerader Straßensucht und doch nicht ohne Reiz mit ihrem zopfigen Gleichmaß, der bürgerlichen Sparsamkeit und ehrbaren Gebiegenheit, und sie ersparen die Scheußlichkeiten, mit denen in den deutschen Städten die Bahnhofstraße des 19. Jahrhunderts den Wanderer zu empfangen pflegt. Diese Straße schließt mit einem Gasthaus ab, ähnlich dem, mit dem die Straße jenseits des Tores beginnt. Beides sind Bauten des 18. Jahrhunderts, in denen ge-



Abbild. 6. Blick auf das Mühlstör



Abbild. 7. Straßensicht

Abbild. 8. Rathaus, Rückseite

schweifte Giebel über Fenster und Portalen mit ihrem barocken Schwung von Gastlichkeit reden. Die Straße aber mündet in das spitzbogige Portal des Jerusalemer Tores, durch eine Brücke über den Wallgraben hindurchgetragen.

#### Die Stadtbefestigung

Mit diesem Tor, dem bedeutendsten Teil der fast ganz erhaltenen Stadtbefestigung Büdingens, grüßt die spätgotische Stadt den Ankömmling. Zwei stämmige kurze Rundtürme, verbunden mit einem Zwischenbau mit balkon-



Abbild. 9. Altstadt und Steinernes Haus



Abbild. 10. Schloßstraße

artigem Vorsprung über der spitzbogigen Öffnung, das alte Schema römischer Stadtbefestigungen. Aber hat schon die Verwitterung zwischen den Fugen der großen geglätteten Quadern dafür gesorgt, daß das Trugwerk dieser Mauern zu schillern beginnt, so bewirkt die prachtvolle spätgotische Brüstungsgalerie mit dem unruhigen gleitenden Fischenblasenmaßwerk, das in dem Zwischenbau zu dichtester Fede verschlungen ist und in einem prächtigen Wappen zusammenschießt, daß festlichste Begrüßung herabwinkt. Man erwartet den Redner, der vom Balkon seine Verse sagt, oder Musik von der Plattform. Wie eine Theaterdecoration zu einem Festspiel, wie Epizwegische Träume gibt sich dies Bollwerk und Denkmal der Rüstung. Und nun geht es um die Mauer herum, wie um ein römisches Quadratum, mit Türmen an den Ecken, mit Türmen zwischen diesen Hauptpunkten, mit Türmen, die kurz und gedrungen wie die des Torres und mit kegelförmigen Steinhelmen bedeckt sind. Wo vorher ein Wassergraben sich schützend vor die Mauer legte, leuchten jetzt Wiesen und Gärten grün zum Rot des Steins, Häuser drängen sich an die Mauer heran mit Dächern und Fachwerk, Bäume ragen herüber, dahinter steigen die Berge. So wird auch hier

alles zu heiterer Landschaft und malerischem Bild. Dort, wo es im Süden umbiegt, ist der Eckturm mit einem Eisengitter geschmückt, das ihm, obwohl aus dem 19. Jahrhundert, gar nicht schlecht steht. Hier wird der Blick frei auf die prachtvolle Gruppe gotischer Bauten, die sich um den überbrückten Graben des Mühltores herumstellen. Hohe Treppengiebel spätgotischer Häuser, Wehrtürme, zum Teil verfallen, runde Treppentürmchen, kleine Anbauten mit steilen Dächern, eine Mühle mit achteckigem Turm und spitzer Dachpyramide, zwischendurch der zopfige Turm des Landratsamtes, dazu das Geflimmer der unregelmäßigen Steinsichten mit breiten, leuchtenden Fugen — ein farbig-reicher Anblick ohne gleichen.

### Die Stadt

Durch das Mühltor treten wir in die Hauptstraße Büdingens, die sogenannte Altstadt, die stolzeste Straße mit hohen dreistöckigen patrizierhaften Giebelhäusern zur Seite, mit dem ehemaligen Rathaus, dessen hoher Giebel alle Häuser der Stadt überragt. Von hier an zieht sich die Straße zusammen, um sich noch einmal zum breiten quadratischen Marktplatz zu öffnen und dann ganz eng gegen die Häuserwand der sogenannten Neustadt zu verlaufen, der Straße, die von Westen nach Osten durch das Jerusalemer Tor an der alten Stadtmauer entlangläuft. Rückwärts wird die Altstadt abgeschlossen durch den Monumentalbau des Steinernen



Abbild. 11. Rektoratshaus





Abbild. 12. Fachwerkhaus mit Kellervorbau

Hauses, einen um 1500 erbauten Herren-  
 sitz, dessen ernste, fast mürrische Fassade mit  
 den wenigen, fast quadratischen Fenstern und  
 dem einfachen Treppengiebel, einem Kaufhaus  
 ähnlich, dem heiteren, festlichen Charakter der  
 Stadt widersprechen würde, wenn nicht, solett  
 zur Seite gerückt und wie ein zusammenklapp-  
 bares Faltzelt seitwärts verschoben, ein Erker-  
 bau die neben der Hofmauer verbleibende Lücke  
 schloße, ein Erker auf spitzester Konsole mit stei-



Abbild. 13. Fachwerkhaus neben dem Schloß



Abbild. 14. Pfarrkirche

len Rundbogenfenstern und breiter Maßwerkbrüstung zwischen den beiden Fenstern. An Monumentalität übertrifft diesen Bau noch das Rathaus (1458), gotisch durch den steilen Giebel, dessen Anfang nur durch eine ganz einfache, aber prachtvoll proportionierte Fensterreihe bezeichnet wird. Sonst wird die geschlossene Fläche des Baues nur durch drei lufentartige Fenster im Giebel und ein spitzbogiges Portal und zwei Fenster im Erdgeschoß durchbrochen. Stolz in dieser herrschenden Vertikale, Rükternheit und Zwedmäßigkeit in der Geschlossenheit der Fläche wirken zusammen zum Cha-

rakter städtischen Verwaltungsbaues. Hier hat Natur, ein Storchnest auf dem Dach, für Erheiterung gesorgt, und durch die Einbeziehung des Rathausgiebels in das lustige Aufundab der schmälere und breitere, spitzen oder gestuften Giebel und in die leise Krümmung der Straße fügt es sich in das malerische Gesamtbild wundervoll ein.

Ganz aber verliert sich die Würde, wenn man durch eine kleine Gasse hinter das Rathaus tritt und sieht, wie fröhliches Fachwerk eines breiten Horizontalbaues von einem spitzbehelmten Treppenturm und den Giebeln dreier



Abbild. 15. Inneres der Pfarrkirche

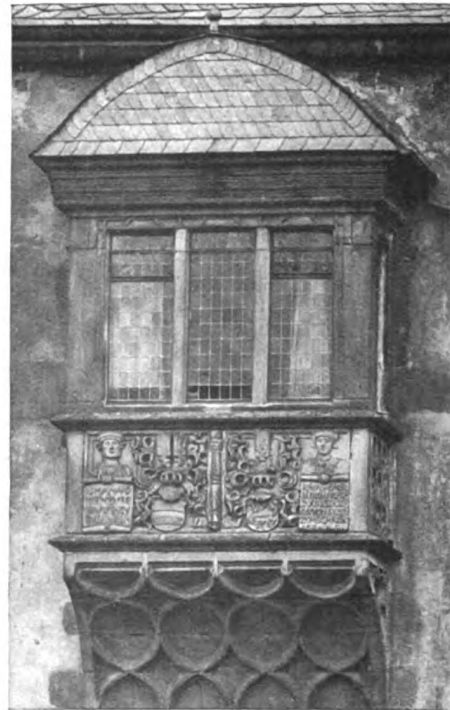


Abbild. 16. Grabmal des Anton von Isenburg und Elisabeth von Wied

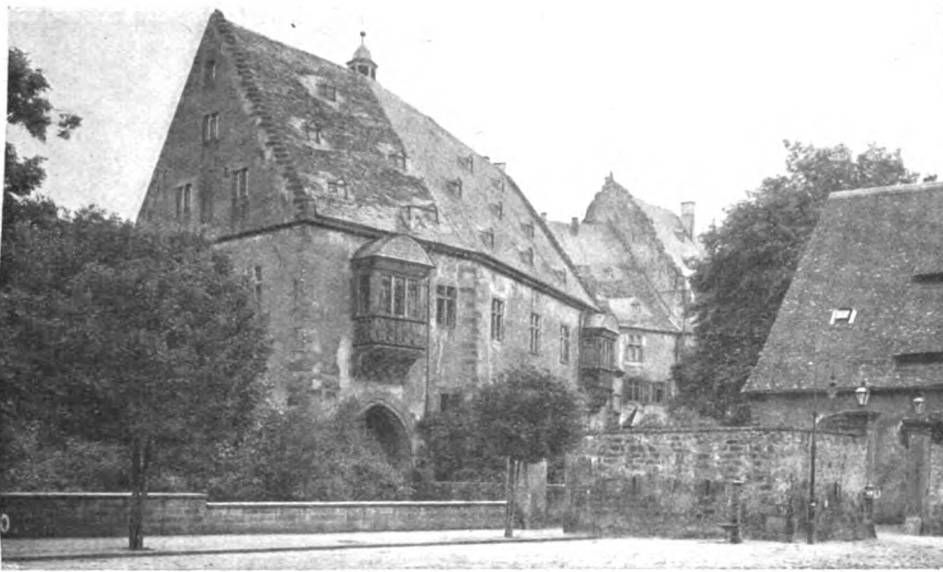
wie in rhythmischem Takt herantretender Häuschen halb verdeckt wird. Das ist ohne bewußte Kunstmittel die typisch spätgotische Baugruppe des überaus malerischen Büdings, reich gefaltet in den Dachflächen, durchströmt von den Adern des Fachwerkes, gegeneinander verschoben, überschritten, auf und ab springend, spitz emporgiebelnd, breit auseinanderwellend. Von hier aus bekommt man Lust, in allen Gassen und Winkeln herumzutreiben, wo es auch nicht einen toten Punkt gibt, und selbst da, wo Armlichkeit und Nachlässigkeit die Häuser schnell zusammengeschlagen haben und der Platz vor dem Hause als Ablage benutzt wird, wo alles krumm und schief geworden, eher lieblich als festlich wirken könnte, ist es bunt und fröhlich und idyllisch wie zwischen den Kulissen einer malerisch ausgestatteten Oper, kein Haus wie das andre, die Stodwerke überhängend, ein Giebel in den andern gedrängt, die Fenster aus der Mitte gerückt, Treppenstufen und Kellervorbauten in den Weg gestellt, Steinsödel unten, Fachwerk darüber, und wieder wechselnd mit Fußflächen, ein Haus vor dem andern vor- oder zurückspringend, verschieden im Niveau der Stodwerke, Breitdach wechselnd mit Giebeldach, die Straßen plötzlich übered springend oder Seitenarme abfendend, die sich in Winkeln voller Ge-

rümpel und Holzverschlagen totlaufen oder sich plötzlich gabeln um ein schmales Steinhaus herum, nie geradeaus gehend, sondern in Kurven und Zaden — kurzum, es ist eine Lust, zu sehen.

Ein besonders hübsches Kapitel sind die Fachwerkbauten Büdings. Meist sind sie ganz schlicht mit geraden Längs-, Quer- und Schrägbalken, aber belebt durch die hineingepaßten Fenster tragen sie ihr Wesentlichstes zum farbig reichen Anblick der Stadt bei. Ohne spätgotisch zu sein, wirkt die Aufteilung der Flächen durch die dunklen Stäbe des Holzes doch im Sinne des gotischen Stabwerkes, und in der in sanfter Kurve gemächlich sich dehnenden Schloßstraße steht ein Prachthaus mit steilem Giebel, dessen gekrümmte Balken die horizontalen und vertikalen Lagen durchziehen wie das züngelnde Flamboyant der späten Gotik, eins der seltenen Beispiele für ein solches gotisierendes Fachwerk. Aber auch die beiden andern größeren Fachwerkhäuser stehen an festlicher Wirkung dem Flamboyantbau kaum nach: eins, sehr altertümlich, auf Steinsödel mit Kelleranbau, in dessen Erfern Köpfe, wie die Kaiserbilder an italienischen Renaissancebauten, angebracht sind; ein andres dicht beim Schloß aus dem 18. Jahrhundert mit sehr bewußter Zusammenfassung der Flächen und Teilung der Stodwerke, beide ausgesprochene Horizontalbauten.



Abbild. 17. Erfer am Torhaus



Abbild. 18. Schloß, Torhaus

Allein der Marktplatz, eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts, ist etwas nüchtern, obwohl ein barocker Brunnen, Beischläge vor den Häusern und Einblende in die malerischen Gassen für Abwechslung sorgen. Hier schöpft man Atem, nachdem man in den engen Gassen von Bild zu Bild getrieben worden ist.

Das Eigentümliche und Beglückende an diesem malerischen Reichtum der Stadt ist ja, daß alles so von selbst geworden ist, ohne bewußte Absicht auf Wirkung und zur Schau gestellte Kunstfertigkeit. Deshalb ist auch die eigentliche Ausbeute an Kunstformen an den Bürgerhäusern gering. Wohl findet man an einer Ecke einen närrischen Kopf und entdeckt daneben, durch ihn aufmerksam gemacht, auch fein profilierte Fensterstäbe oder freut sich an einer hübschen spätgotischen Treppe vor einem ganz schlichten Häuschen, Vierpaßkreise reihen sich zwischen Renaissancepilastern, oder man wird aufmerksam auf den an jeder Fläche des Polygons mit wechselndem Blendmaßwerk geschmückten Erker des Rektoratshauses der Schloßgasse, das im übrigen auch den Charakter der fensterreichen Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts angenommen hat. Das aber bedeutet wenig neben dem natürlichen Schmuck der lustigen Winkel im Inneren der kleinen Stadt. Erst in den größeren und zentralen Bauten der Stadtkirche und des Schlosses verdichtet sich zu künstlerischer Absicht und Arbeit, was in der Stadt von selbst gewachsen ist.

### Die Pfarrkirche

Es bildet als monumentaler Bau die Verbindung zwischen Stadt und Schloß. Alles,

was an malerischem Reiz und bürgerlicher Behäbigkeit die Stadt vor uns ausschüttete, vereint sie in bewußter Kunstform, eine breite, winklige Baugruppe von außen, eine breite, fast quadratische Halle mit derben Pfeilern im Inneren, mit Pfeilern, die nicht mehr vermögen, Mittel- und Nebenschiffe zu trennen oder eine Richtung auf das Chor zu geben, so daß das Chor mit steilen Fenstern und reichem Maßwerk wie ein reiches geschmücktes Erkerstübchen sich an einen breiten Saal anschiebt. Auch das reiche Netzgewölbe mit seinem Durcheinander von Stäben und Richtungen und seinem teppichhaften Flächencharakter wirkt in demselben Sinne zwanglosen Schlenkerns durch die Bögen wie durch Gassen. Es ist ein in Kleinstadtgemeinden dieser Zeit beliebter Typus von Kirchen. Die Spitzigkeit der gotischen Formen, des steilen Chordaches, der geschweiften Strebepfeilerfüße, des verschnörkelten Maßwerks, zierliches Gehänge an breiten Flächen wie Heden an einer Mauer, alles ist ganz im Geiste Büdingens, wie denn auch die Rippen des Maßwerkes und Gewölbes azentlos und zufällig aus den Mauern herauswachsen.

An Kunstwerken ist die Kirche jetzt arm. Neben dem Chor berichtet eine Tafel in spätgotischen Lettern über die Erbauungszeit der gotisierenden Teile der Kirche (1456), etwas schreiend, wie die Tafeln, die die Nummern des Gesangbuches anzeigen. Im Chor selbst steht ein großes Wandgrab für Anton von Hsenburg und Elisabeth von Wied vom Jahre 1563, in dem trotz des schweren Renaissancecharakters der Elemente des Aufbaues, starker Gesimse,





Abbild. 19. Äußerer Schloßhof

Atlanten und Hermen, Pilaster und Kartuschen, sich doch die Freude am krausen bunten Schmud bewährt, besonders in den geradezu tropisch wuchernden Wappenreliefs, und in dem auch im Steilbau des Ganzen der gotische Formgedanke noch nicht erstorben ist. Es wirkt mit der kindlich naiven Pracht eines Schellenbaumes. Das in der Renaissancezeit beliebte Symbol des Senfmannes, jenseitsvorstellungen des Mittelalters durch Hinweis auf materielle Zerstörung des Leibes ersetzend, frönt den Aufbau des Denkmals.

Außen aber fügt sich das streng Gebaute des Chores wieder prachtvoll dem Eindruck der gewachsenen Stadt ein, indem schon durch den seitwärtsgerückten Turm, der einen Rest der Marienkapelle von 1377 enthält, mit der geschweiften weißen Haube von 1775, durch den Wechsel durchbrochener

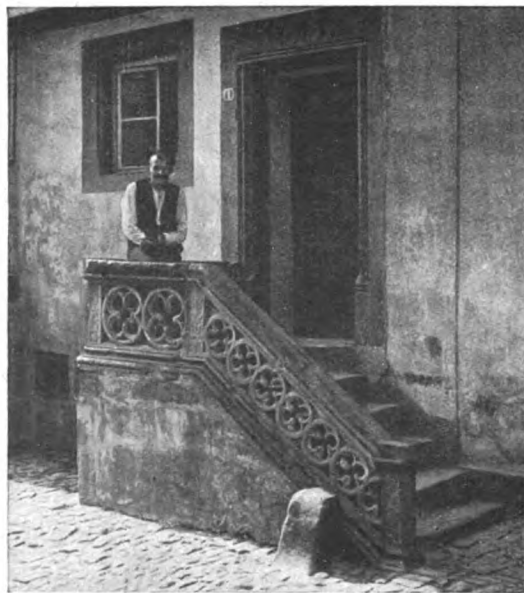
Chor- und geschlossener Schiffswand, durch die zwei abgewalmten, quergestellten Satteldächer des Schiffes, statt des bei Hallenkirchen üblichen einen großen Daches, und durch den angelehnten Bau der hohen Schule von 1602 mit seinem Hausgiebel und gerollten Bändern eine höchst malerische Schiebung und Gruppierung von Baulichkeiten entsteht. Und das geht nach Osten

weiter in einer Hausgruppe, die, halb Scheune mit einfachem Fachwerk, halb Wohnhaus mit geschweiftem Doppelbach und Mansardengiebel, in der Luft schwebt, hängende Wohnungen wie die Gärten der Semiramis, indem der eigentliche Wohnbau auf den Mauern einer breiten Durchfahrt aufgebaut ist.

Von hier aus gelangen wir ins Schloß.

### Das Schloß

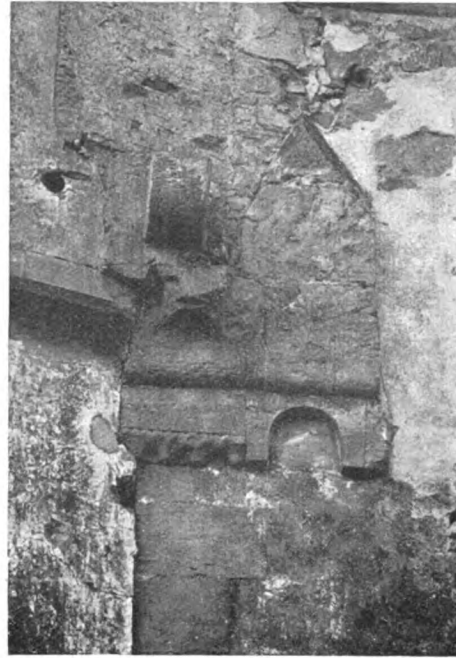
Von der Kirche aus gesehen gliedert sich das Schloß



Abbild. 20. Spätgotische Treppe



Abbild. 21. Romanisches Fenster in der Außen-  
mauer des Schlosses

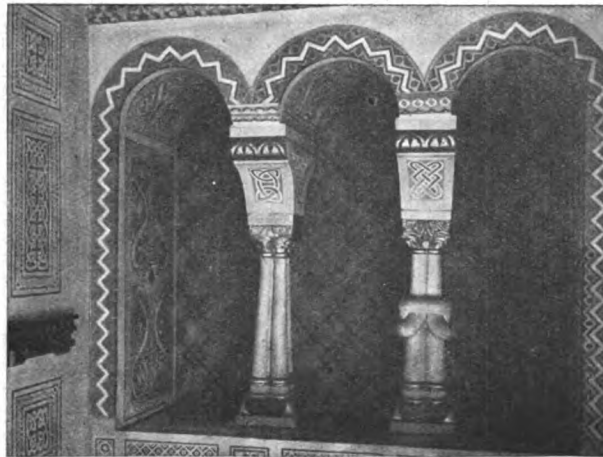


Abbild. 22.  
Giebelende des Palas

in drei Bezirke. Der äußerste, von einer niedrigen Mauer umgeben, verliert sich in den Schloßgarten nach Osten zu in Wegen und Büschen, Heiden und Wiesen und führt in die reichen Hensburgschen Jagdgründe der Berge und Täler hinein. Sodann ein mittlerer, der sich im Halbbogen an den eigentlichen Kernbezirk anlehnt und von der Kirche her in einem niedrigen schlichten, geknickten Trakt sichtbar wird, der nach außen als Ruhbau wirkt. Dieser mündet in einen hochgiebeligen Schloßbau ein, der für diesen Teil der eigentliche Vorbau ist, indem man durch ihn mit Hilfe eines breiten spitzbogigen Portales in den Vorhof hineintritt, nachdem man an dem langgestreckten, einfachen, aber künstlerisch durchgeformten Stallgebäude mit schlichtem Barockportal und längsovalen Fenstern aus

dem 18. Jahrhundert vorbeigekommen ist und die Brücke des Schloßgartens überschritten hat. Dieser Torbau hat alle charakteristischen Eigenschaften des Schloßbaues und der Stadt selbst. Ein breiter bürgerlicher Wohnbau wird belebt nur durch Fenster mit rechteckiger Teilung, an denen nur die fein profilierten Teilungspfeiler gotisch sind, und bedeckt mit prachtvoll breitem Dach, das von einer dreifachen Folge kleiner giebeliger Dachlufen aufgelockert wird. In diese behäbigen Flächen ist unsymmetrisch hineinge-

setzt das Kleingotische eines spätgotischen Erkers mit Netzwerk in der steilen Kurve der Sockelkonsole, einem breiten, mit Wappen geschmückten Relief, einer Gruppe von drei steilen Fenstern mit feinen Stabprofilen und einem geschweiften Flachgiebel auf reich profiliertem Gesims. Es ist ein



Abbild. 23. Romanisches Fenster des Palas

echt mittelalterlicher Gedanke, wenn auf dem Sockelrelief an dieser Stelle des Eintritts Hausherr und Hausherrin, Johann III. von Isenburg, Graf zu Büdingen, und Anna von Isenburg, Frau zu Büdingen, geborene Gräfin zu Schwarzburg, den Ankömmlingen entgegensehen, so bürgerlich zopfig und ungekückt auch ihre steife Haltung mit den aushängeschildartigen Schriftrollen ist, die die Figuren mehr als halb verdecken, ebenso wie die Rankenzierate der

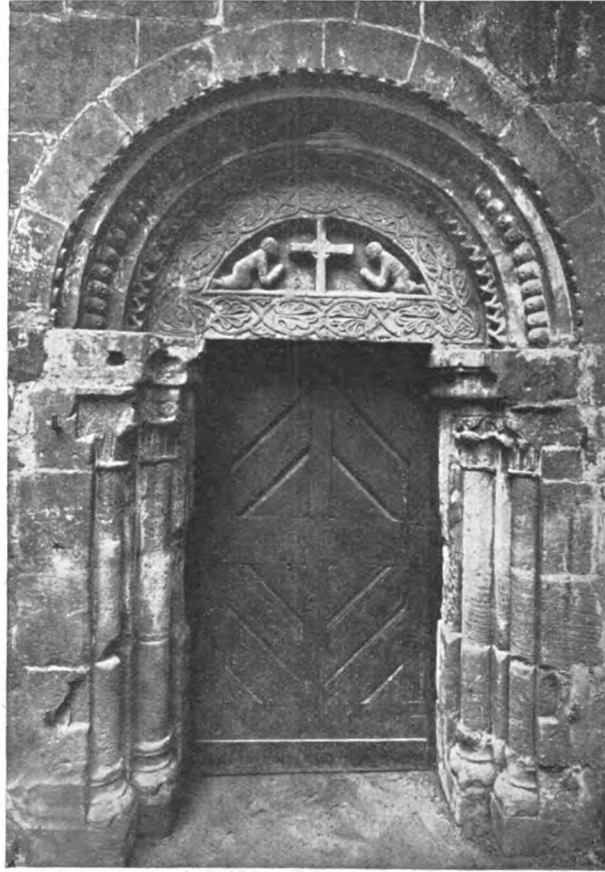
Wappen in dieser aller persönlichen Würde abholben Zeit und dem kleinbürgerlichen Milieu die Figuren ganz beiseite gedrängt haben. Die ausdruckslosen Physiognomien haben das behäbig breite Gesicht von Bürgerseuten. Ein Schriftband an der renaissancemäßigen Mittelsäule belehrt über die Entstehungszeit des Baues (1533). Ist man durch den Torbau hindurchgeschritten, verrät er seine schloßartige Anlage einer Vorburg durch einer kräftigen Trepenturm an der Nordostecke, in den ein spätgotisches Portal hinein-, und

zwar heute in das gräfliche Archiv führt.

Gegenüber liegt ein gleichgültiger Bau des 19. Jahrhunderts. Aber ganz einzig schön und den Charakter der Vorburg, des Ausklingens betonend, ist von hier gesehen der niedrige langgestreckte Gebäudezug der Dienerwohnungen, der den halbrunden Hof umzieht, in zwei Absätzen, einem höheren Untergeschoß, einem niedrigeren zurückschreitenden Obergeschoß, so daß das abschließende Dach noch einmal über dem Unterbau herunterspringt. Prachtvoll in Fachwerk eingepaßte Fenster wirken trotz unendlicher Einfachheit ganz farbig, und die vielen

Horizontalen der Dächer des schmalen Obergeschoßstreifens halten den Hof zusammen wie flammernde Bänder. Und wieder klingen auch hier Nüchternes und Gelöstes, menschliche Berechnung und freie Natur, Bescheidenheit und Stolz zusammen. Zwei hohe Pappeln pflanzen sich vor diesem Längsbau auf, Symbole der Schloßherrlichkeit vor dem bescheidenen Gesindebau, der sich nun erst recht duckt und in sich verkriecht.

Gegenüber erst wölbt sich das eigentliche Schloß in diesen Vorhof hinein, eine Ringburg, sich kompakt im Viereck zusammenziehend und von einem Turm in der Mitte monumental zusammengefaßt. Hier ist die Stelle, wo Büdingen den Charakter heftiger Städte wiederholen könnte, eine kleinbürgerliche Stadt mit hübschen Winkeln und krummen Gassen um große Monumentalbauten der Vergangenheit herumgruppiert oder herangelagert wie in Marburg, Limburg a. d. L., Wehlar, Gelnhausen. In Büdingen sind die Zeiten darüber hinausgeschritten und haben

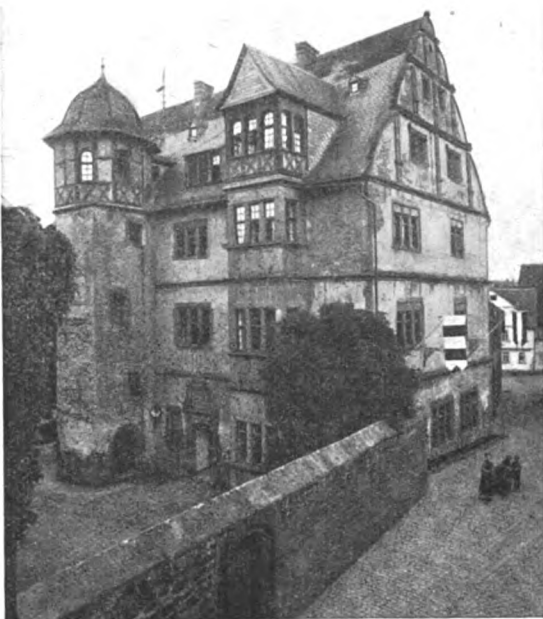


Abbild. 24. Portal der Schloßkapelle

auch hier das Monumentalste, das der Ort besaß, eine trostige Burg mit massigem Bergfried innerhalb der Ringmauer, zugunsten wohnlicher Behaglichkeit und malerischen Reichtums verwischt. Durch Aneinanderreihung von vor- und rückspringenden, spätgotischen und Renaissancegebäuden, durch getünchte Wände, breite, reichgeteilte Fenster, durch bunte und krause Erker in der bekannten gotisierenden Form, durch Efeuumsrankung und Blumenbretter und vor allem durch Erhöhung des Turmes und Zerlegung in vielfache sich nach oben verjüngende Stodwerke mit Zinnen,

Dächern und weisser Haube ist das Wehrhaft-Drohende, Fenster-Geschlossene, kurz Burgenhafte, dem Bau genommen und auch hier ins Malerische, Reiche, Gemütlich-Wohnhafte und Zierliche gewendet.

Man stelle sich vor: eine nicht zu hohe Mauer, etwa in der Höhe eines Stadtwalles, aber starrend von mächtigen, zwischen kunstvoll beschlagenem Rand rohgelassenen Budelquadern, unterbrochen nur von kleinen schlißartigen rundbogigen Fensteröffnungen, die reich, aber ernst profiliert sind, unter andern mit zwei romanischen Rundstäben, die unten in eine Art Schiffsbogen auslaufen mit seitlich umschlagenden Blättern, während oben schüchtern versucht ist, durch ineinandergeslochtene Ringe die rechteckige Fläche, in der der Bogen des Fensters liegt, zu schmücken. Hinter dieser gerüsteten Mauer ragt ein unterlegter massiger Turm mit breiter Plattform hervor, welcher, obwohl er niedriger war als heute, doch höher und breiter wirkte als der später (um 1500) erhöhte Turm hinter den späteren höheren Wohnbauten. Erst seitlich und einseitig schloß sich der eigentliche Palastbau an. Und das alles ergänzte man durch eine Vorstellung einer der wichtig-



Abbild. 26. Der Oberhof



Abbild. 25. Renaissancegebäude im inneren Schloßhof

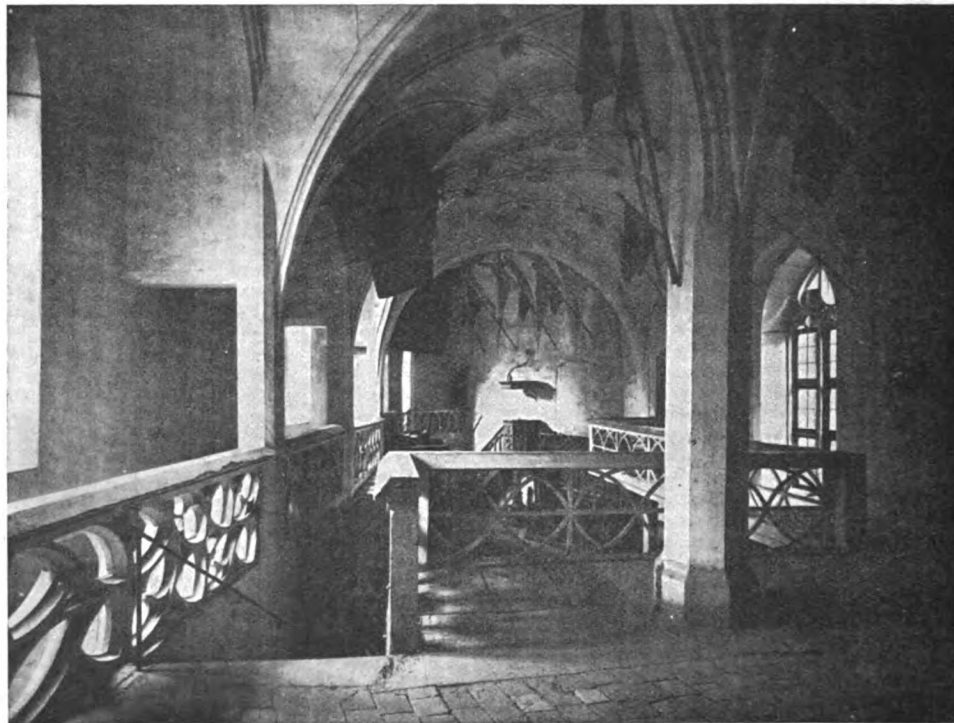
sten Burgen, die gerade Hessen besitzt, das dop-  
peltürmige Münzenberg, allerdings ein Berg-  
schloß und keine Wasserburg, um einen Ein-  
druck des alten Schlosses und seiner Monu-  
mentalität zu gewinnen. Das ist die Burg  
des 13. Jahrhunderts, der Zeit, in der, wie  
die erhaltenen Formen verraten, ähnlich  
der Pfalz in Gelnhausen und dem Schloß  
in Münzenberg, die romanischen Teile des  
Schlosses entstanden sind, und zwar unge-  
fähr im dritten Jahrzehnt. Von diesen  
kunstgeschichtlich wichtigsten ältesten Teilen  
des Baues ist noch verhältnismäßig viel  
erhalten. Die Stellen, an denen im Westen  
die Pfalz mit ihrem Giebel sich dem Berg-  
fried zuwandte und nach Osten die roma-  
nische Burgkapelle überragte, sind noch er-  
kennbar an den das Zülmauerwerk ab-  
schließenden Eckquadern und der Ecke des  
romanischen Dachgesimses, einem schöng-  
schwungenen S-förmigen Gesims über einem  
Rundbogenfries auf Blattkonsolen, die sel-  
ber in ihrer felförmigen Haltung einen  
schon vorgeschrittenen Eindruck machen.  
Nach außen öffnete sich die Giebelwand in  
zwei- und dreiteiligen Arkaden, ähnlich  
denen der Wartburg und der Pfalz in  
Gelnhausen. Die drei seitlich aus der Wand  
ohne Absatz herauswachsenden Bögen der  
dreiteiligen Arkade werden von zwei Sä-  
lenbündeln von je vier zusammengewachsenen,





Abbild. 27. Innerer Schlosshof

nach oben stark verjüngten Säulchen aufgefangen. In diesen Kunstformen spürt man eine gewisse schwungvolle Eleganz der spätromanischen Zeit. Die attischen Basen mit elastischen Edelblättern, starker Zusammenziehung von bitem unterem Wulst, auffallend kleinem oberem, mit der Verjüngung der Säulchen selber, den weit ausladenden Kelchwürfelf kapitellen mit nach außen ausbiegenden und darüber zurückbiegenden Blättern, ein hohes auswärtschweisendes Kämpferstück und eine schön geschwungene Deckplatte, alles strebt in einem Zuge nach oben und auseinander. Eine der Säulen ist geknotet, ein byzantinisch-italienisches Motiv, das sich



Abbild. 28. Schlosskapelle

ähnlich in der heftigen Albenstadt bei Friedberg, in Würzburg und in Bamberg findet. Trotz der Eleganz der Motive bewahrt der romanische Grundcharakter der Fenster Ernst genug, um die Vorstellung des festen Burgencharakters aus romanischer Zeit nicht zu stören.

Daselbe gilt von dem romanischen Portal der Schloßkapelle, das sich im Inneren der Burg mit einem Teil der alten römischen Wand der Kapelle und einigen einfachen Fenster-

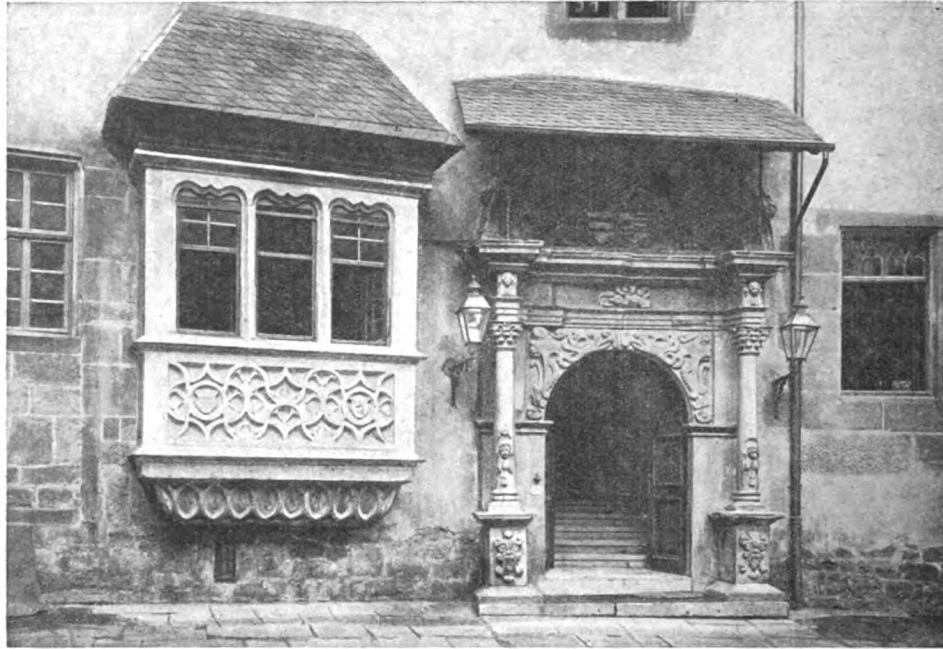


Abbild. 29 u. 30. Reliefs vom Chorgestühl der Schloßkapelle (Ptolemäus, Katharina)

öffnungen erhalten hat, die auf eine Doppelpapelle wie in Nürnberg, Eger, Landsberg hinweisen. Der Portaltypus ist ausgesprochen französisch, d. h. die Wände sind abgetreppt mit je zwei eingestellten Säulen, die aber der Pfeilerede dazwischen keinen Raum für selbständige Kapitelle und Deckplatten, Vasen und Sockel lassen. Die Kapitelle sind steiler, der Gotik näher als die der Fenster der Giebelwand, die zur Seite sich legenden Blätter wöl-



Abbild. 31. Chorgestühl in der Schloßkapelle



Abbild. 32. Barockportal und spätgotischer Erker im inneren Schloßhof

ben sich plastisch aus der Fläche heraus, die Edelblätter an den Basen wölben sich zurück wie die Zipsel eines dem unteren Wulst übergelegten Überzuges. Diese plastisch-freien Formen beweisen, daß das Portal nicht vor 1220 entstanden sein kann, trotz der Altertümlichkeiten in dem Türbogen, dessen äußere Umrahmung dreifach abgetreppt mit primitiven Scheibchen, durchbohrten Kugeln und kreuzförmig facettierten Quaderchen besetzt ist, dessen eigentliches Bogenfeld von einem breiten Rankenband von flacher Arbeit umsäumt, innen aber mit Männern, die vor dem Kreuz knien, gefüllt ist. Auch hier scheint alles primitiv: die kugelig rohen Gestalten mit den überlangen Armen und hervorquellenden Augen, der Ersatz Christi durch ein Symbol, das Kreuz. Dennoch lassen

sich leicht alle diese früh und roh erscheinenden Kunstmittel zurückführen auf das Nachleben einer Hessen beherrschenden romanischen Bau-

schule, die am Dom von Worms ihre deutlichsten Spuren hinterlassen hat. Dort findet man die durchbohrten Kugeln, die Bandumrahmung eines Portals und die fuglig-runden, plumpen Figuren. Die Gesamtwirkung des Portals ist dennoch reich, festlich, blühend.

Mit diesem Reichtum dekorativer Formen fügt es sich trotz des ruhigen romanischen Rundbogens und der aus großen, hier im Inneren des Hofes freilich geglätteten Quader bestehenden Mauer dem Gesamtbild des Hofes ein. So wie der Hof sich allmählich durch Um- und Anbauten im 15. u. 16. Jahrhundert innerhalb der ehemals einheitlichen



Abbild. 33. Kanzel der Schloßkapelle



Altstadt mit Rathaus in Bidingen





Ringmauer herausgebildet hat, mit eingebauten Treppentürmen in den Winkeln, so daß der urkräftige Belfried einen schwächlichen Bruder erhalten hat, mit vor- und rüdspringenden Gebäudemassen gegeneinander, mit Vorbauten und Erfern, mit Satteldächern und Ziergiebeln, Brunnen und Bäumen, ist auch hier der Eindruck gewachsener Örtlichkeit und umschlossener Wohnlichkeit eines Innenhofes vollkommen erreicht, im ganzen nüchtern und lässig, bequem, formlos, im einzelnen geschmückt mit dem Schmutz der Portale und Erfer. Hier haben alle Zeiten ihren Anteil hinzugetan, von romanischer bis zum Barock, alle aber in demselben Sinne einer nordisch-phantastischen und dekorativen Richtung, wo reiches Leben schmüdender Formen raumumschließende Flächen des Wohnbaues heiter ziert.

Vor dem spitzbogigen Tor, das von dem Vorhof zum eigentlichen Burghof führt, empfangen uns Wappenhalter, 1770 gefertigt und später hierhergelehrt, Riesen mit Keulen, Waldmänner, deren geknüete Haltung und krause Formenbehandlung zu dieser Mischung von Natur und Zier paßt. Im Tonnengewölbe wuchern Rippen eines Netzgewölbes und grüßen an den Schnittpunkten der Rippen geschweifte Schilde, in der Mitte mit einem spätgotischen Prachtwappen der Grafen von Büdingen. Im Hofe ist man überrascht von einem Brunnen, dessen eisernes Wasserrohr den Strahl aus einem grünbemooften Baumstamm in eine runde Schale leitet. Der Baumstamm, efeuüberponnen, erweist sich als steinerne Attrappe. Kunst und Natur sind eines nur. Die Zweige eines echten Baumes daneben scherzen mit ihm. An der Wand befindet sich ein Eingang zum Keller und ein Doppelfenster, erbaut 1610 von Wolfgang Ernst I., umrahmt von den breiten Bändern der deutschen Renaissance, streng geometrisch, rational gefüllt mit dem sogenannten »Beslagwerk«, ein hübsches Beispiel dafür, wie aus der Nachahmung des klaren Formenapparats der Antike der alte gewohnte Schmutz der Flächen mit Quadern und verschlungenen Ranken zwar geometrisch erstarrt und verzopft, aber doch weiterlebt. Und nicht anders ist es in den Renaissancegiebeln an der gegenüberliegenden Seite des Hofes vom Ende des 16. Jahrhunderts, deren geometrische Voluten mit ihren Rollungen und Nasen und Obeliken die gewohnte Sprache der gotischen Rippen und Eisersäulen und Gialen ins Lateinische übersetzen, und wiederum nicht anders bei dem barocken Hauptportal des Einganges vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die Tiermasken, die die Flächen zwischen Gebälk und Säulen und die Sockel füllen, schwingen in den Konturen, lösen sich mit Zunge, Ohren und Zöpfen in hin- und zurückschlagende Ranken, verschlechten und

verhaseln sich, nicht anders als das verfilzte und verschachtelte Maßwerk der spätgotischen Balkone des Hofes. Zwar ist alles massiger, teigiger, den Formen des Ohrmuschelstils entsprechend, aber ebenso lebendig und flächig schmüdend, und alles das gekrönt wie von dem Punkte über dem i von einem Wappenrelief, einem Narren mit Felssohrenklappe zwischen Schilben und Helmen, deren gefiederzte und geschweifte Zierden und flatternde Ranken mit der schlanken Gestalt, dem scharfgeschnittenen Gesicht eine streng geometrische quadratische Fläche füllen, umrahmt von der dekorativen Schrift des 15. Jahrhunderts, die die Erbauung dieses Schloßteiles durch Ludwig von Hsenburg im Jahre 1476 meldet. In ihm befindet sich ein kreuzgewölbter Saal, gestützt von einer Mittelsäule, und an den Wänden mit hübschen Bildern aus der Hsenburgschen Geschichte von Rudolf Hofmann, in denen mit Schwind'scher Poesie biedermeierische Ritterromantik verarbeitet ist.

### Die Schloßkapelle

Das romanische Portal führt heute nicht mehr in die Kapelle, die in der jetzigen spätgotischen Form (um 1500) über der alten Kapelle sich aufbaut, außen an den großen Fenstern mit Fischblasenmaßwerk neben der romanischen Giebelwand kenntlich. Darauf ist dann später noch ein Wohngehoß aufgesetzt. Man gelangt durch den Treppenturm in die Kapelle hinein. In dieser kleinen Kapelle schlägt das Herz Büdingens. Hier fließen alle Lebensströme Büdingens zusammen, hier drängt sich das Charakteristische seines Daseins auf. Der Raum ist für einen Sakralraum geradezu unmöglich, schief, winklig, ohne schließende Apsis, ohne fühlbare Trennung von Saktuarium und Gemeinberaum, fast eine Kumpellammer, in der ohne vorbestimmten Platz überflüssige Möbel abgestellt scheinen. Und doch wieder von demselben malerischen, naturhaft lebendigen Reiz wie die Straßen Büdingens, durch die Umgänge und Durchlässe hinter den nach innen gezogenen Strebepfeilern und die reichen Maßwerkbrüstungen dieser Umgänge, durch die vielen Falten des reichen Netzgewölbes, die das Licht abfangen und brechen, durch die Richtungsverschiedenheiten des schiefen Raumes und durch die reichgeschmückten Chorgestühle, die, wo sonst Zufall und spielende Dekoration von selber die malerischen Bilde erzeugten, mit bewußter und reicher Kunst die dekorative Fülle der Renaissancegestalt in festlicher Pracht vor uns ausschütten! Dies Gestühl ist ein Zwischenbing von Herrenloge und Stuhl. Nach der der Kanzel abgewandten Seite zu schließt eine Wand ab, nach vorn weitergeführt durch einen schmalen, reichgeschmückten Streifen. Im übrigen aber bildet

die Vorderwand eine niedrige mit Maßwerk gefüllte Brüstung, zwischen der und dem Wandstreifen eine türartige Öffnung bleibt. Auch nach oben schließt der Raum mit einem Dach, das nach vorn mit einem üppigen Gehänge von girlandenhaften Epigebögen mit Krabben, Zaden und Ranken sich herabsenkt, aber nicht in einer Ebene mit der Brüstung vorn, als ob nur die Fenster einer geschlossenen Loge fehlten, sondern nur so weit, daß für jedes an der Rückwand abgeteilte spitzbogige Feld ein Baldachin entsteht, bestimmt, den hier sitzenden herrschaftlichen Personen die würdige krönende Bedeckung zu verschaffen wie bei den Heiligenstatuen gotischer Portale. Freilich in der Hälfte der Felder, da sie abwechselnd mit dichtwucherndem Fedenmaßwerk und mit Figurenreliefs gefüllt sind, fanden diese Personen ihren Platz schon besetzt, oder wenigstens standen Relieffiguren wie über Brüstungen sich legend zu Häupten der Eigenden als Schutzheilige oder Ehrenwache, Männer zur Hälfte sichtbar, und dem weltlichen Rationalismus der Zeit entgegenkommend nicht christliche Heilige, sondern Weise des Altertums. Die kirchlichen Heiligen selbst sind in die Felder der abschließenden Seitenwangen verwiesen, wie außen Johannes der Täufer und Johannes der Apokalypstiker, die auf Christus vorweisen, und innen weibliche Heilige, Agnes und Katharina. Bezeichnend für das Bemühen um vollstümlichen natürlichen Ausdruck ist, wie sie alle etwas bäurisch die Unterlippe vorschieben.

In der stillen geduligen Freude an äußerlich dekorativem Reichtum, der Charakteristik der nachbemalten Figuren und der feinen Arbeit stehen diese Stühle dem Arbor Jesse im Wormser Dom sehr nahe. Die Vorfertiger des Gestühls, die es 1497–99 schnitzten, Peter Schannß und Michell Silge, stammen beide aus Worms. Ein zweites, einfacheres Gestühl im hinteren Teile der Kapelle ist mit einer Darstellung des heiligen Florian geschmückt, der Wasser in eine brennende Burg gießt, um das Feuer zu löschen. In dieser prächtigen Figur kommt das vollstümlich Charakterisierende noch stärker zur Geltung. Es ist fast wie ein Genrebild.

Hinter dem Chorgestühl, an der Schmalseite des dreieckigen Raumes steht die Kanzel, von dem Bildhauer Conrad Büttner, ein Spätwerk der deutschen Renaissance von 1610, geeignet, die Ernüchterung zu zeigen, die sich in der Dekoration vollzogen hat. Das wogende Gehänge und spitzig bornige Geschnörkel, das kofett die Gesimse der Wangen an den Chorgestühlen verhiüllte, ist klar begrenzten Flächen gewichen, die Pfosten der Treppe haben alle Elastizität verloren, es sind glatte Stöcke, die durch Scheiben in Kopf und Fußzone zerlegt sind, aber die

Flächen selbst sind doch mit Blumenstüden in wappengeschmückten Vasen gefüllt, deren Blüten und Blättern die reiche naturalistische Behandlung gegenüber den dekorativen bornigen Ranken der Stühle ein Eigenleben sichert. Aber der Rationalismus der Flächen, die Symmetrie, der kalte Stein, die gekünstelte Säule mit ihrer Mischung von vegetabilischen — sie steigt aus einem Blütenfeld auf — und materiellen Formen — Quadern und Flachbandbeslag — wirkt ernüchternd.

### Der Oberhof

Mit dieser Kanzel ist es wie mit dem Oberhof, der 1569 für die Gräfin Barbara erbaut wurde, jenem stattlichen Renaissancegebäude, das außerhalb des Burgbezirks und in die Stadt hineingeschoben die Vermittlung zwischen beiden übernimmt. Zwar wird auch hier durch einen quadratischen Treppenturm mit achteckigem Fachwerkbereich und geschweiften Haube und durch einen durch alle Stockwerke hindurchgeführten Erkerbau die breite, blockartige Baumasse entlastet, vertikalisiert, auch sonst schleichen sich gotische Motive ein in den Eisteinstern des Erkers, flachen Maßwerk-Andeutungen, aber im ganzen wirkt der Bau doch wie ein Fremdkörper, mehr an die Patrizierhäuser der großen Handelsstädte wie etwa Nürnberg erinnernd als an das Kleinstadtdyll von Büdingen.

Denn gerade diese Mischung von höflicher Zierlichkeit und bürgerlicher Behäbigkeit, von schnörkelhafter Künstlichkeit und freiwuchernder Natur, von künstlerischer Form und zwanglosem Wachstum, sie ist das Eigenartige Büdingens, alles zugleich Kennzeichen dieses präziösen Stils der letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts in Deutschland wie Italien, wo kleine Fürstenhöfe zu Sammelpunkten künstlerischen Lebens einer verbürgerlichten Welt wurden. Diese Mischung ist es, die in Büdingen eine ganze Stadt zum Ausdruck dieses Geistes hat werden lassen. Die Kleinheit der Verhältnisse und die zentrale Bedeutung eines kleinen Hofes, der noch heute seinen Einfluß ausübt, haben zusammengewirkt, diesem Winkligen und Wadligen kleinstädtischer Siedlung das Heitere und Gepflegte zu geben und zu erhalten. Das Kleine der Verhältnisse sorgt weiter dafür, daß sich der Strom der Fremden nicht wie in Rothenburg ob der Tauber in dieses Nest ergießen wird, und daß der, der den Reiz dieses Stadtdylls entdeckt hat, nicht wie in ein Museum und eine Fremdenherberge zurückkommt, sondern wie in ein altbekanntes, heimatliches Städtchen, empfangen von gastlichen Ecken und Winkeln und Erkern wie ein guter Bekannter, dem alles mit freundlich lächelnden Mienen entgegenkommt.

# Aus meinem Leben

## Erinnerungen von Ernst von Wolzogen

### XVI

Das Jahr 1910 brachte mir eine Einladung zu einer Vortragsreise durch die Universitäten der Vereinigten Staaten. Die Gelegenheit, Nordamerika kennenzulernen, ergriff ich mit Freuden, knüpfte aber die Bedingung daran, daß ich meine Frau mitnehmen dürfe. Der junge Professor Rudolf Tomba, der mir die Einladung in Darmstadt überbrachte, gefiel mir in seinem frischen, gänzlich unpebantischen Wesen so gut, daß ich mir von der Amerikafahrt nicht nur eine ergötliche Abwechslung, sondern auch einen beträchtlichen Gewinn versprach — denn es tut einem, der ein Weltweiser sein will, schließlich doch nicht gut, das allgemein Menschliche nur vom Standpunkt der deutschen Menschlichkeit aus zu beurteilen. Ich glaube aber, daß mich im heimlichsten Grunde meines Herzens am nachdrücklichsten die Aussicht, einmal mehrere Monate hintereinander mit meiner geliebten Gattin zusammen zu sein, über den Ocean zog. Um sie gleichfalls in den Vortragszyklus hineinzu schmuggeln, hatte ich auf mein Programm gesetzt: »Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksliedes, durch Lieder zur Laute erläutert«. Unabhängig davon versuchte meine Frau auch eigne Konzertabende für sich durch Agenten zusammenzubringen, was aber erst gelang, als wir schon etliche Zeit drüben waren. Zu Schiff waren wir Ehrengäste der »Hapag« und führten insolgeßessen an Bord des prächtigen Postdampfers »Blücher« ein Götterleben. Die Ozeanfahrt war, besonders für mich, der ich gegen die Seekrankheit so gut wie gefeit bin, ein ganz ungetrübtes köstliches Erlebnis, obwohl wir an einem äußerst ungemütlichen Novembertage in See stachen und auf der ganzen Fahrt durch die Nordsee und den Kanal einen bösen Sturm zu bestehen hatten.

Ich brauche wohl an dieser Stelle über die amerikanischen Eindrücke mich nicht weiter auszulassen, da ich sie in einem eignen Buche, »Der Dichter in Dolarea«, niedergelegt habe. Dies Buch, obwohl es einen freundlich humoristischen Ton auch da festhält, wo ich von amerikanischen Verhältnissen nicht gerade begeistert sein konnte, erregte den hellen Zorn der dortigen Deutschen. Die deutschamerikanische Presse beschimpfte mich in allen Tonarten, und einige besonders temperamentvolle »Editors« und Verfasser von »Eingelands« bedrohten mich geradezu mit Schießseilen und Gummiknüppeln, falls ich es jemals wieder wagen sollte, den Pier von Hoboken zu betreten.

Woburch aber hatte ich mir diesen lichten Zorn

der überseeischen Landsleute zugezogen? Wiederum durch meine berüchtigte Neigung, in die Augen springende Wahrheiten geradeheraus zu sagen. Ich habe auch keinerlei Ursache, ungeachtet der Belehrungen, die ich von alten Amerikanern empfang, und trotz allen wilden Drohungen, ein Wort zurückzunehmen von dem, was ich in meinem Buche gesagt habe. Das Verhalten der Yankees sowohl wie der Bindestrichamerikaner im Weltkrieg hat vielmehr meine Behauptungen bestätigt. Es gibt wirklich keine amerikanische Rasse, sondern alles, was da drüben haust, ist Engländer, Franzose, Deutsche, Italiener, Griechen, Slowake und Jude geblieben — nur daß selbstverständlich die besonderen Bedingungen des amerikanischen Lebens in manchen äußerlichkeiten, wie in den Manieren, und auch wohl in der allgemeinen Weltanschauung ausgleichend eingewirkt haben. Wäre diese Tatsache bei uns in Deutschland allgemein bekannt gewesen, so hätten sich nicht so betrüblich viele Deutsche gefunden, die den Präsidenten Wilson für einen ehrlichen Demokraten und biederen Burschen hielten. In Wahrheit war dieser Wilson ein ebenso ausgepöchter Engländer, wie nur irgendeiner auf seiner kleinen Insel sitzt oder in Indien die britische Handelsmacht verkörpert oder in Kanada seinen Weizen baut — folglich verstand er sich auf die moralische Heuchelei genau so gut wie jeder andre Großbritte. Und unsere lieben Deutschen drüben verstehen ebensovienig zusammenzuhalten und mit Hintanhaltung ihrer individuellen Stammessonderheiten die allgemeinen Belange des Deutschtums zu vertreten, wie sie das im alten Vaterlande vermögen. Wir waren noch keine achtundvierzig Stunden in New York, als uns diese trostlose Tatsache bereits zum Bewußtsein kam. Die Begrüßungsfeier hatte nämlich ein großer Gesangsverein übernommen, der uns bereits in Deutschland durch eins seiner dort reisenden Mitglieder für sich einsang. Schon am Morgen nach diesem nicht gerade glücklich verlaufenen Festbankett bekamen wir es zu hören, daß wir einen schweren Fehler begangen hätten, indem wir uns von diesem Verein, nennen wir ihn »Euterpe«, hätten feiern lassen; wenn wir unsern Einzug unter den Auspizien der »Polphymnia« gehalten hätten, so würden wir einen weitaus besseren Etart gehabt haben. Und so ging es uns überall in sämtlichen Staaten der Union, durch die uns der vorgeschriebene Reisezug führte. Waren wir irgendwo bei den Pfälzern zu Gast, so schnitt uns der platt-



deutsche Verein, und veranstaltete der Regellklub einen Vortragsabend für uns, so konnten wir sicher sein, daß der Statklub des selbigen Ortes unser Angebot, auch bei ihm aufzutreten, verächtlich von sich wies. Einzeln genommen waren wohl alle die lieben Landsleute, mit denen wir drüben zusammengekommen, prächtige Menschen, in ihrer Eigenschaft als Vereinsbrüder und Parteigenossen jedoch ungenießbar. Also — ganz wie bei uns!

Da ich meine Vorträge meistens in deutscher Sprache hielt, so wurden sie von Englischamerikanern verhältnismäßig wenig besucht. Im allgemeinen empfing ich den Eindruck, daß an den amerikanischen Universitäten wohl fleißig gearbeitet werde, aber nur im Hinblick auf den praktischen Zweck, daß dagegen der deutsche ideale Begriff von Wissenschaft den Studenten wie den Hochschullehrern schier unbekannt sei. Es ist mir niemals gelungen, mit amerikanischen Studenten, sofern sie Yankee waren, ein Gespräch über Fragen der Weltanschauung zu führen. Die englische Sprache besitzt ja überhaupt kein Wort für »Weltanschauung«, und der Geist der englischen Jugend fühlt scheinbar nicht das geringste Bedürfnis, sich mit der Metaphysik auseinanderzusetzen. Für des Yankees religiöses Bedürfnis, das gewöhnlich oft stark vorhanden ist, sorgt die kirchliche Sekte, der er angehört, und im übrigen fühlt er sich so sicher geborgen durch seinen Nationalstolz, das Rasse- und das besondere Standesbewußtsein, in das er hineingebohren ist, daß er sich seinen hellen Kopf nicht durch unfruchtbare Spintifizieren zerbrechen mag. Deutsche Philosophie- und Philologieprofessoren hält er sich wie seltsame Tiere. Er staunt sie an, ohne ihr Tun begreifen zu können. So sind eigentlich sämtliche amerikanischen Universitäten nach unserm Begriff nur technische Hochschulen mit etlichen Luxus- und Renommierlehrstühlen für allgemeine wissenschaftliche Spekulationen. Ganz prächtig ist der Fleiß, die jugendlich vernünftige Lebensführung, die die körperliche wie die geistige Frische erhält, die Freude am Studium erhöht und eine schöne Harmonie zwischen Geist und Körper gewährleistet. Und die Mädel tun es drüben den jungen Männern in allen Stücken gleich, ohne an Weiblichkeit einzubüßen. Ich finde überhaupt, daß wir hinsichtlich der Erziehung, auf die wir uns mit Unrecht gar so viel einbilden, von den Amerikanern lernen können, besonders was die Erziehung zum Rationalbewußtsein, zum praktischen Denken und selbständigen Handeln betrifft.

Für Literatur hat drüben, außer den Leuten, die sich als Kritiker oder Bibliothekare und dergleichen damit befassen, nur ein ganz kleines Häuflein müßiger Menschen etwas übrig. Und

nur wenige, glaube ich, vermögen einen Unterschied zu machen zwischen dem Dichter und dem gewerbsmäßigen Hersteller von Büchern. Die Bedeutung der Schriftsteller schätzt die Allgemeinheit nach ihren Einkünften ab. Es ist eine stehende Frage, wenn von Literatur gesprochen wird: Wieviel »macht« der Mann jährlich mit seinen Werken? Geradeso wie die Fremdenführer niemals unterlassen, wenn sie einen auf ein besonders prunkvolles Privathaus hinweisen, festzustellen, daß der Besitzer soundso viel Dollars »wert« sei. Ich kam mir infolgedessen mit meinen Vorträgen über deutsches Theater und über die Entwicklung unserer Literatur in den letzten Jahrzehnten ziemlich überflüssig vor. Ich werde wohl nur ganz wenigen deutschblütigen Studenten etwas Belangvolles damit gegeben haben. Die Hauptsache für den überwiegenden Teil meiner Hörerschaft waren ohne Zweifel die solchen Vorträgen meist folgenden großen Receptions (Empfangsabende) in den Gesellschaftsräumen der Universitäten, wo nicht nur die Studenten, sondern auch die ganze gebildete Bürgerschaft der Stadt zusammenströmt, um dem fremden Ehrengaste vorgestellt zu werden und den üblichen Händedruck mit ihm zu wechseln. Ganz sicher aber nehmen alle richtigen Amerikaner die Bankettreden eines solchen notorisch foreigner viel wichtiger als seine wissenschaftlichen Vorträge. Der Amerikaner hat eine wahre Leidenschaft für Tischreden und auch ein großes Talent dafür. Der gewandte und witzige Stegreifredner zumal hat drüben überall gewonnen Spiel und erobert sich im Sturm die Herzen. Da es mir nicht gegeben ist, bei solchen Gelegenheiten klingende Gemeinplätze aus dem Ärmel zu schütteln und sich meine Verebbarkeit nur bei besonders glücklichen Stimmungslagen oder Gegenständen gegenüber einstellt, die mir besonders am Herzen liegen, so werde ich drüben wohl keine gute Figur gespielt haben.

Zu den wertvollsten Bekanntschaften, die ich in den Staaten machen durfte, zähle ich die des ehrwürdigen Professors Andrew D. White, der vormals Gesandter in Berlin und Petersburg war. Wir genossen zwei Tage warmherziger Gastfreundschaft in seinem vornehmen schönen Heim zu Ithaka. Auch für die Einführung in den New Yorker Centuryklub durch einen befreundeten Yankee war ich sehr dankbar. In diesen Eliteklub werden nämlich nur Männer aufgenommen, die sich durch hervorragende Leistungen um das Land verdient gemacht haben. Geld und soziale Stellung spielen keine Rolle, nur der Geist und die durch die Tat bewiesene führende Persönlichkeit. Man befindet sich also dort in der allerbesten Gesellschaft und verläßt sie mit einer erfreulichen Stärkung der Gewißheit, daß auch in den

demokratischsten Ländern der Welt die Aristokratie des Geistes sich auf den ersten Blick kenntlich macht und die wahre Herrschaft stillschweigend ausübt.

Obwohl ich so viel Erfreuliches und Belehrungsbreues drüben gesehen und erfahren habe, muß ich doch sagen, daß ein rechter Deutscher mit seiner angeborenen, wenn auch noch so heimlich versteckten Romantik sich in jenem geschichtslosen Lande unmöglich heimisch fühlen kann. Dem herrlichsten Landschaftsbilde fehlt die historische Staffage, und die Menschen sind in ihrer Erscheinung wie in ihren Lebensäußerungen so gleichartig, daß sie dem deutschen Individualisten nach einiger Zeit geradezu auf die Nerven gehen.

Ich kann das Thema Amerika nicht verlassen, ohne eines komischen Zwischenfalles Erwähnung zu tun: ich hatte mir bei einem Neuyorker Vortrag erlaubt, über den Kunstbiletantismus unsers Kaisers eine spöttische Bemerkung zu machen und ihn den »Generalbiletanten von Deutschland« zu nennen. Darauf wurde mir zu verstehen gegeben, daß ich dergleichen Ausfälle über die in den Vereinigten Staaten allgemein bewunderte Persönlichkeit Wilhelms II. doch ja unterlassen möge, widrigenfalls ich für sämtliche amerikanische Universitäten als Redner unmöglich sei. Und vier Jahre später traten dieselben Amerikaner in den Weltkrieg ein, weil sie sich im Namen der alleinseligmachenden Demokratie der Weltliga wider Imperialismus und Militarismus anzuschließen verpflichtet fühlten, als welche in der Person desselben Wilhelm II. ihrer Meinung nach die gefährlichste Verfeinerung fanden!

Im März 1911 kehrte ich allein nach Darmstadt zurück. Ich muß gestehen, daß mir bei dem Besuch eines großen Berliner Cafés am Sonntag ein Grauen vor der Häßlichkeit der deutschen Menschheit ankam. Die beklagenswerte Gleichgültigkeit gegen die Rasse prägt sich beim deutschen Massenmenschen in Gesicht und Gestalt mit fürchterlicher Deutlichkeit aus. Wo in der ganzen Welt gibt es so viel Schmerzbäude, Kahlköpfe, Krummbeine und verdorbene Gesichter wie bei uns! Drüben in der großen Völkerablagerrungsstätte der Vereinigten Staaten erfahren im allgemeinen der Nationalstolz und das Rassebewußtsein eine gesunde Stärkung. Der Angelfische und Ire insonderheit, aber auch der Italiener und Slawe denken nicht daran, sich mit andern Rassen zu vermischen, wenigstens nicht mit den für minderwertig erachteten; der Deutsche aber kann seinen unseligen Hang, das Fremdbartige für das Feinere zu halten und seine perverse Geschlechtssvorliebe für das fremde Blut, die sogar vor der fremden Farbe nicht zurückschrickt, nun einmal nicht überwinden. Die besseren Deutschen drüben haben

allerdings diese Neigung zu bekämpfen gelernt; aber im Vaterlande selbst scheint das Gefühl der rassischen Verantwortlichkeit nur noch in wenigen, bereits seit langem hochgezüchteten Geschlechtern lebendig zu sein. Ein gut Teil der allgemeinen Abneigung gegen den deutschen Massenmenschen mag auf diese traurige Eigenschaft zurückzuführen sein.

Meine Frau war noch einige Monate drüben geblieben, um den Versuch zu machen, ihren Sondererfolg als Lautensängerin gewinnbringend auszunützen. Sie kam erst im Mai wieder herüber — keineswegs mit Schätzen beladen; denn ihre Kunst war, wie ich von vornherein vermutet hatte, viel zu zart für den robusten amerikanischen Geschmack. Die gewagtesten Reklametricks waren nicht imstande gewesen, sie zu einem Star emporzuheben.

Ich harrete ihrer in meiner Darmstädter Einsamkeit mit fieberhafter Ungebulb; und als sie mir von Hamburg aus telegraphierte, sie gedenke noch vierzehn Tage nach Berlin zu gehen, um einer kranken Freundin Gesellschaft zu leisten, da erlitt ich meinen ersten Nervenschok. Ich hatte mich all die Jahre über in der besessenen Illusion gewiegt, die denkbar glücklichste Ehe zu führen. Diese Frau hatte es meisterhaft verstanden, auch in den schwersten Zeiten, in denen Sorgen mich zu Boden drückten und mein Stolz furchtbar unter den Demütigungen des erzwungenen Wanderlebens als Bretteldirektor litt, meinen Lebensmut und sogar meinen Humor aufrechtzuerhalten. Ihre Begabungen waren den meinigen so ähnlich, ihr Denken und Fühlen schien so in dem meinigen aufzugehen, daß wir uns gegenseitig unsre Gedankensätze von den Stirnen lesen konnten und eigentlich auf jede Frage die Antwort sicher vorauswussten. Es schien mir ganz ausgeschlossen, daß diese schöne Harmonie jemals getrübt oder daß jemals solche Ehe von einem von uns als Fessel empfunden werden könne. Der große Altersunterschied von dreißig Jahren hatte mich allerdings darauf gefaßt gemacht, daß einmal eine Zeit kommen könne, wo ihre Sinnlichkeit starken Versuchungen gegenüber vielleicht nicht mehr standhalten würde; aber darüber wäre ich hinweggekommen, in dem Bewußtsein, daß eine seelische Untreue unter allen Umständen ausgeschlossen sei. Ich konnte es einfach nicht fassen, daß sie sich meiner brennenden Sehnsucht gegenüber so gleichgültig zeigte, und dieser erste Zweifel an der Unzerstörbarkeit unsers Eheglückes warf mich einfach um. Als sie dann wieder bei mir war und wieder den ganzen Zauber ihrer Drolerie, ihres nedischen Übermuts und ihrer feinen Klugheit entfaltete, erholte ich mich langsam. Wir flüchteten aus der Höllenglut jenes schrecklichen Sommers von 1911 nach Cresta in Grau-

bünden, nahe an der Quelle des Vorderrheins, zweitausend Meter hoch. Und dort gewann ich bald die Herrschaft über meine Nerven wieder und begrub lächelnd meine trüben Ahnungen. Mein Glück erfuhr sogar noch eine langersehnte Erhöhung dadurch, daß meine Frau zwei reiche Freunde dazu vermochte, ihr eine Summe zum Kauf eines bescheidenen, aber überaus gemütlichen Hauses nebst Gärthen am Herdweg in Darmstadt vorzustrecken. Da wir das Haus im Rohbau erworben hatten, konnten wir die innere Ausstattung ganz nach unserm Geschmack einrichten und uns so ein bei aller Einfachheit künstlerisch vornehmes Heim schaffen.

In dieser neuen schönen Heimstatt glückte mir die Dramatisierung der einst von mir herausgegebenen »Lebensbeschreibung des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen« unter dem Titel »Eine fürstliche Mausehe«. Es wurde ein anschauliches Bild der verworrenen Zustände im Deutschland der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts daraus, und die Gestalt des tollen Pump- und Saugensies Herzog Heinrich, des letzten Pfaffen von Liegnitz, darf sich unter den besten historischen Gestalten, die die deutsche Bühnendichtung geschaffen hat, mit Ehren sehen lassen. Nur in der Erfindung der romantischen Fabel war ich nicht sonderlich glücklich gewesen, und das lustige Beiwerk überwucherte allzu sehr die magere Handlung. Dieser Umstand und noch mehr vielleicht die Abneigung der Schauspieler gegen das Erlernen einer historisch getreuen altertümlichen Sprache mit ihrer ungewohnten Satzbildung und den vielen uns fremd gewordenen Worten und Wendungen mag daran schuld sein, daß das eigenartige Stück, obwohl es in Breslau und Darmstadt guten Erfolg hatte, nicht über die Bühnen ging.

Ein noch herberes Schicksal erfuhr meine nächste dramatische Dichtung, »Ein unverständener Mann«, in der ich meinen ganzen Grimm gegen das faule, aufgeblasene Ästhetentum zu einer blutigen Satire gestaltete. Ich bin heute noch der Meinung, daß ich mit dieser Satire ins Schwarze getroffen und dramaturgisch einen einwandfreien, fest und knapp gefügten Bau geschaffen habe. Aber das Werk wurde bei der Aufführung im Residenztheater in Wiesbaden wütend ausgepfiffen. Und an Max Reinharbts Kammerspielen in Berlin erging es ihm, der vortrefflichen Darstellung zum Trost, nicht viel besser. Damit war die Bühnenlaufbahn dem Stücke natürlich abgeschnitten. Begreiflich ist diese Ablehnung allerdings; denn kein normaler Theaterbesucher mag einen widerlichen Schwächling und verlorenen Prahlhans als Hauptfigur auf der Bühne dulden. Außerdem ist der moderne Topos des sittlich haltlosen, lächerlich aufgeblä-

ten und dabei künstlerisch impotenten Literaten schließlich doch nur in dem engeren Kreise der Zunftgenossen allgemein bekannt, und diese Zunftgenossen fühlen sich selbstverständlich verpflichtet, jede Satire entrüstet zurückzuweisen, durch die sie sich selbst getroffen fühlen könnten. Es lohnt sich auch heute noch, diesen »Unverständenen Mann« zu lesen, denn das angeblich deutsche Theater von heute wird sich um so weniger veranlaßt fühlen, ihn wieder auf die Bretter zu bringen, als jenes von mir gegebene literarische Egerlitz nicht einmal durch den Weltkrieg erwürgt werden konnte, sondern in der Fieberatmosphäre des Revolutionssumpfes nur noch geiler ins Kraut geschossen ist.

Schließlich verschwendete ich auch noch viel Zeit an einen utopistischen Roman, der nach einem angenommenen Weltuntergang im Jahre 1935 spielte und den Sieg der aristokratischen Idee in der neuen Menschheit verherrlichen sollte. Bis zur Hälfte etwa gebieh mir das Unternehmen, bevor ich erkannte, daß ich meine Karre im Sande verfahren habe.

Um so besser glückte mir dagegen der zweite Teil meines dramatischen Zyklus »Der Weg des Kreuzes« in dem Trauerspiel »König Karl«. Ich versuchte darin nachzuweisen, wie der große Karl, der Sachsenkämpfer, durch seine gewalttätige Verchristlichung Nordeuropas und sein Paktieren mit Rom den Grund gelegt habe zu allem Unheil, das in späteren Jahrhunderten über Deutschland hereingebrochen ist. Doch ist es keineswegs diese widerchristliche Tendenz allein, die dem Werke seine dramatische Wucht verleiht, sondern viel mehr das menschliche Schicksal des gewaltigen Herrschers und der Zusammenprall verschiedenarteter hochsinniger und leidenschaftlicher Naturen. Ich habe selbstverständlich, wie alle deutschen Dichter, die sich durch epische oder lyrische Werke zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen haben, von der Kritik immer wieder die Versicherung erhalten, daß ich zum Dramatiker verdammt sei. Dem »König Karl« gegenüber wird kein einsichtiger und gerechter Beurteiler eine solche Behauptung aufrechterhalten können. Ebenjowenig wie gegenüber der »Maidbraut« und meinen vielgespielten Lustspielen und Tragikomödien aus früheren Schaffensperioden. Aber das Rubrizieren und Klassifizieren liegt nun einmal dem deutschen kritischen Bewußtsein im Blute, und außerdem ist es so herrlich beuend! Ich vollendete diese Versdichtung gleich der »Maidbraut« in einem Zuge und in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit in sommerlicher Zurückgezogenheit auf der Besitzung meines lieben Freundes August Theodor Simon zu Bad Kreuznach.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht vergessen

zu erwähnen, daß ich erst nach meiner Aber-  
siedlung nach Darmstadt in Fühlung mit der  
mir bisher gänzlich unbekannten Welt der großen  
Handelshäuser und Industriekapitäne geriet. In  
dem gastlichen Hause der altbekannten Wein-  
großhandlung von Johann Baptist  
Sturm in Rüdelsheim wurde gute Hausmusik  
gepflegt, und ich habe mich dort des öfteren  
auf der Geige oder der Bratsche in Quartetten  
oder Quintetten ausgeübt. Der alte Kommer-  
zienrat Kupferberg strich den Kontrabaß wader  
beim Streichquintett, und zuweilen wirkten auch  
hervorragende Berufskünstler mit. Die An-  
regung zu meinem lustigen Romane »Die  
Großherzogin a. D.«, der in der bekannten  
Rüdelsheimer Brömserburg spielt, empfing ich  
auch von J. B. Sturm. Mit der alten Patri-  
zierfamilie Simon, den Lebertönigen von  
Kirn a. d. Nahe, wurde ich zuerst durch meinen  
lieben Freund, den Musikanten Hans Her-  
mann, bekannt, der eine Tochter dieses alten  
Hauses als Gattin heimgeführt hatte. Und  
später gebiet dann, vornehmlich durch den  
großen Eindruck, den die Maibrautauflührung  
auf die Kreuznacher Simons machte, diese Be-  
kanntschaft zu einer innigen Freundschaft. Das  
Mäzenatentum, das der warmherzige und viel-  
seitig gebildete Herr des Hauses Breidabild  
ausübte, hatte nichts Prophanes an sich. In  
diesem Hause dachte man nicht daran, berühm-  
ten Namen nachzulaufen, um mit ihnen in  
großer Gesellschaft zu prunken, sondern man  
freute sich schlicht und innig daran, einigen ganz  
wenigen Künstlern, denen man menschlich näher-  
getreten war, ihre Sorgen erleichtern zu kön-  
nen, durch Erteilung von schönen würdigen Auf-  
trägen oder durch ganz unauffällige Beseitigung  
wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Als Ausbruch  
meines Dankes für so manche köstliche Rhein-  
fahrt in Gesellschaft fröhlicher Jugend, so  
manche glänzende Kostümfeste in Breidabild  
und vor allem für das fördernde Verständnis  
meiner dichterischen Pläne und die durch Rat  
und Tat bewiesene menschliche Teilnahme an  
meinem harten Lose widmete ich meinem  
Freunde August Simon meinen lustigen Musi-  
kantenroman »Peter Arn«, der die wirk-  
lichen Lebensschicksale seines Verwandten Hans  
Hermann in eine frei erfundene Handlung ver-  
flücht. Das Buch war als Seitenstück zu mei-  
nem »Kraft-Mann« gedacht. Aber da sein Er-  
scheinen ungefähr mit dem Kriegsbeginn zu-  
sammenfiel, so konnte es die äußere Wirkung  
jenes meines größten Romanschöpfers nicht wohl  
erreichen. Es setzt eine zu friedlich heitere  
Stimmung beim Leser voraus. Wohl hat es  
viele dankbare Freunde gefunden, doch der  
Öffentlichkeit blieb es vorenthalten, weil es von  
der hereinbrechenden Sturmflut der Kriegs-  
literatur überschwemmt wurde.

Gleichfalls in dem schönen, durch vornehme  
Geselligkeit reizvollen Hause eines Großindu-  
striellen, des Mannheimer Mitgliedes der  
Eisendynastie Röschling, machte ich eine  
der merkwürdigsten Bekanntschaften meines  
Lebens, die des Prinzen Bojedar Kara-  
georgewitsch. Der Prinz war nämlich der  
französische Übersetzer meines »Dritten Ge-  
schlechts« und durch seine eigenartigen, höchst  
geschmackvollen Goldschmiedarbeiten mit Rösch-  
lings bekannt geworden. Ich lernte diesen  
Vetter des serbischen Königs dort nur als unter-  
haltbaren Erzähler, weitgereisten, trefflich ge-  
schulten Beobachter von Menschen und Dingen,  
Goldschmied und Sänger zur Laute in allen  
erdentlichen Sprachen kennen. Ein ähnliches  
Sprachgenie ist mir wohl kaum wieder begegnet.  
Prinz Bojedar beherrschte sämtliche romanischen  
Sprachen vollkommen, aber auch die deutsche  
so gut, daß er sogar sofort die Eigenart der  
Mundarten erfaßte, wenn er sich nur kurze Zeit  
in einem Gau aufhielt. Selbstverständlich  
konnte er auch Englisch und mehrere slawische  
Sprachen. Er selber sagte von sich, daß er  
eigentlich nur seine Muttersprache unvollkom-  
men beherrsche, denn nur in Serbien höre man  
ihm den Ausländer an. Erst später, als ich ihn  
1912 in Paris besuchte, erfuhr ich seine ganze  
abenteuerliche Geschichte. Seine Mutter, aus  
einem österreichisch-slawischen Fürstengeschlechte,  
besaß noch ein kleines »Palais« im Bois de  
Boulogne; aber das Vermögen war durch die  
Finger des Vaters und älteren Bruders über  
die Spieltische der eleganten Weltkurorte ver-  
rollt, und von seiten der Karageorgewitsch war  
überhaupt nie ein Dinar vorhanden gewesen.  
Das sogenannte Palais, oder vielmehr »Hotel«,  
wie der Franzose sagt, war auch nur ein sehr  
bescheidenes Villettchen; aber es barg in seiner  
weiten dunklen Diele in Gestalt uralter Gobe-  
lins und in seinen wenigen übrigen Räumlich-  
keiten in Gestalt etlicher Porträte und Bilder  
berühmter alter Meister immerhin noch kostbare  
Schätze. Die alte Prinzessin war aber so arm,  
daß sie sich keine Diensthofen halten und das  
gänzlich in die Brüche gegangene Hausgerät,  
Tischgeschirr usw. nicht wieder ergänzen konnte.  
Wenn zu ihrem Empfangstage die Marquisen  
und Komtessen vorfuhren, so vermochte sie diese  
vornehmen Gäste nur mit Tee in gemeinen  
Wassergläsern und ganz dünnen Schnitten  
Butterbrot zu bewirten. Die Löffel zum Um-  
rühren mußte man sich gegenseitig ausleihen,  
weil nur fünf Stück vorhanden waren. Vessen-  
ungeachtet blieb die vornehme alte Dame  
respektiert, wie wenn sie noch in Glanz und  
Appigkeit thronte. Sie klagte niemals über ihre  
Armut; aber den Verkauf ihres Hotels und  
ihrer alten Familienkostbarkeiten hätte sie nicht  
überlebt. Sie war sich selbst einfach undenkbar



in einer ihren kümmerlichen Verhältnissen angemessenen Mietwohnung. Das wußte Prinz Bojedar und handelte danach. Die diplomatische Laufbahn war ihm durch seine Armut verschlossen, die militärische reizte ihn nicht, und als Gelehrter hätte er nicht genug verdient. So münzte er denn mit Anspannung aller seiner Kräfte seine vielfachen Talente aus, indem er tagsüber unter einem angenommenen bürgerlichen Namen als Goldschmied in dem Atelier einer großen Firma der Rue du Temple arbeitete und die Nacht zur Anfertigung von Übersetzungen aus allen erdenklichen Sprachen, Zeitungsausschnitten und wissenschaftlichen Abhandlungen verwendete. Selbstverständlich brachte ihn diese wahnsinnige Überarbeitung fürchterlich herunter. Er war zum Skelett abgemagert und so nervös, daß seine Glieder flogen. Gerade in jenen Tagen, da ich in Paris war, sollte die serbische Skuptschina über einen Antrag zur Gewährung einer auswärtigen Apanage für die Königsfamilie entscheiden. Am letzten Tage meines Pariser Aufenthalts hatte ich den Prinzen zu mir in mein Hôtel Maiesherbes zum Diner geladen. Kurz vor der festgesetzten

Abendstunde erschien atemlos und in Tränen aufgelöst die alte Gesellschafterin der Prinzessinmutter (eine frühere Angestellte des väterlichen Hauses, die ihr in aufopfernder Treue in Armut und Einsamkeit gefolgt war) und brachte mir das soeben eingetroffene Telegramm aus Belgrad, wodurch die Fürstin davon benachrichtigt wurde, daß die Skuptschina für sie eine Apanage von 36 000 Fr. bewilligt habe. Ich möchte es doch übernehmen, dem Prinzen die freudige Botschaft vorsichtig beizubringen. Das tat ich denn auch; und der Skelettmann fiel mir um den Hals und brach in fassungsloses Schluchzen aus. Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, seufzte er tief auf: »Gott sei Dank! Jetzt werde ich endlich wieder einmal schlafen dürfen. Ich habe es so dringend nötig.« — Und vierzehn Tage später war er tot — das einzige geistig bedeutende und menschlich wertvolle Mitglied der Familie des schwarzen Georg. Ich habe sein Schicksal dann später in eine kleine Novelle verwoben, »Die heilige Maste« betitelt und in dem Usteinbande »Das Mädchen mit den Schwänen« enthalten.

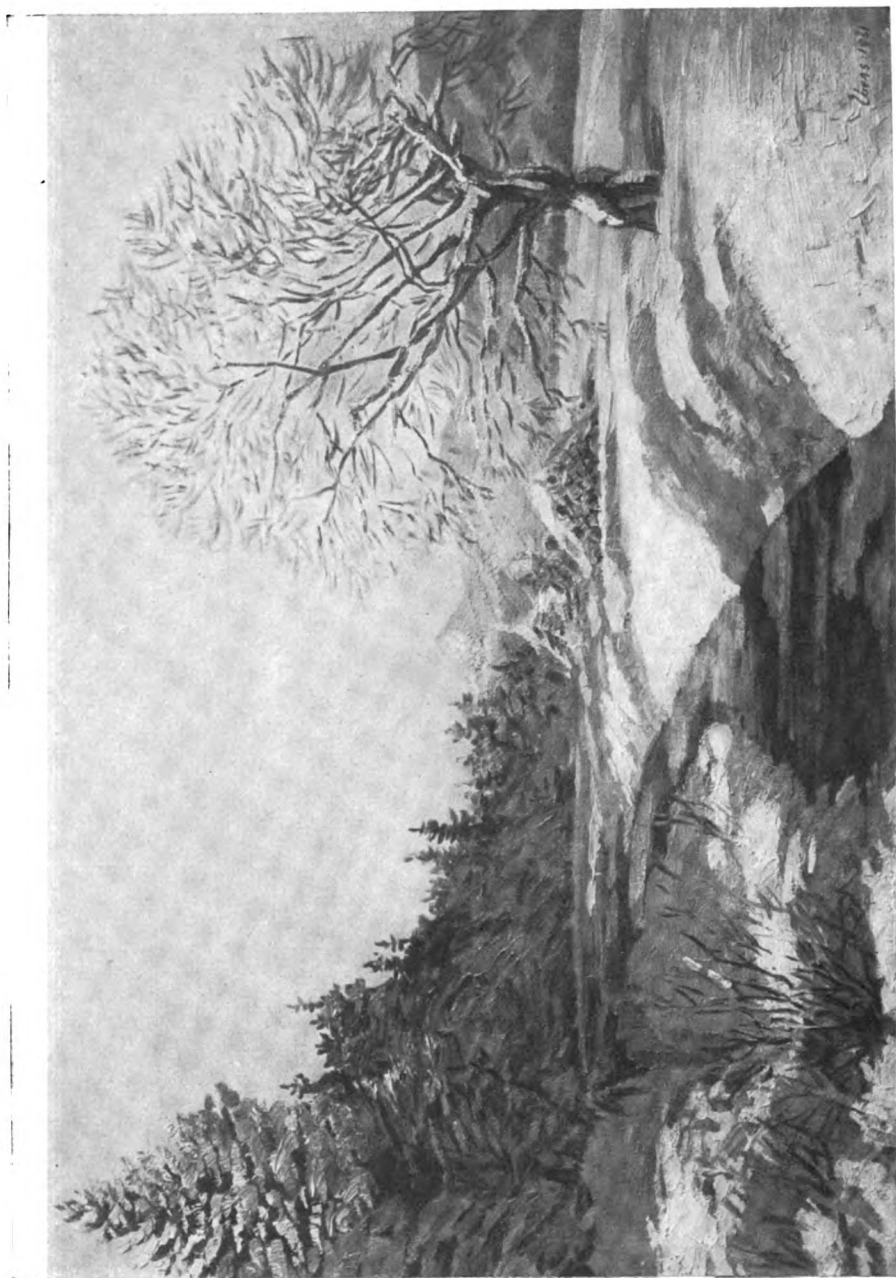
(Fortsetzung folgt.)

## Gebet

Ich gehe nicht den kleinsten Schritt,  
O Herr, du gehst ihn denn mit,  
Du nur verleihst mir Ziel und Sinn.  
Und wenn dir fern ich Böses tu,  
Du rechnest mir die Schuld nicht zu,  
Du führst sie noch zum Guten hin,  
Du weißt, ich irre oft und viel  
Und halte deinen Ernst für Spiel,  
Bis ich erst ganz dein eigen bin.

Wie nah mir auch ein Herze sei,  
Meins redet immer dran vorbei,  
Mit dir es nie vergebens spricht,  
Die mich vom liebsten Menschen trennt,  
Die dunkle Einsamkeit, sie kennt  
Dein heimatliches Angesicht,  
Und so auch du dich heut verhüllst:  
Nicht lange mehr, schon morgen füllst  
Mein Auge du mit neuem Licht.

Gertrud Lauffs



**Hermann Ebers: Neuschnee**

Aus der Münchner Kunstausstellung vom Sommer 1921



# Schlangen und Kröten und ihre Sippe

Ein Wort zur Ehrenrettung dieser kaltblütigen Gesellschaft

Von Prof. Dr. Martin Braek

Riechtiere und Lurche haben wenig Freunde unter den Menschen. Manchem flößt schon ihr Anblick Ekel und Abscheu ein. Widerlich die schwerfälligen Bewegungen der Kröten und Erbsalamander, die gewiß der Anmut entbehren; unheimlich das lautlose Hingleiten der Schlangen; ja, der hastige Lauf der zierlichen Eidechsen oder das Hüpfen des Froeschens ruft bei zartbesaiteten Gemütern Entsetzen hervor. Und wenn man gütlich zuredet, doch nicht kindisch zu sein und den Salamander, die Blindschleiche, den Frosch mal in die Hand zu nehmen, um die hübschen Farben, die zierlichen Schuppen, die treuherzig blidenden Augen näher zu betrachten, so begegnet man gewöhnlich dem hartnäckigsten Widerwillen. »So kalt und so naß!« heißt's beim Frosch, bei der Blindschleiche: »So glatt!« und: »Pfui, wie sie stinken!« bei Ringelnatter und Kröte. Diese allgemeine Abneigung gegen die genannten Tiere, die sogar zu deren rücksichtsloser Verfolgung führt, bedaure ich sehr. Einmal wegen der armen, schuldblosen Wesen, deren Dasein, durch die immer weiter um sich greifende Kultivierung des Landes bereits hart bedroht, nun noch mehr gefährdet erscheint, und dann auch meiner selbst willen; denn ich fühle mich mit meiner Vorliebe für diese Geschöpfe vereinsamt.

Schon in meinen Kinderjahren waren mir Eidechsen und Frosche, Salamander und Kröten liebe Freunde und Spielfameraden, ja, ich kann sagen: unter Schlangen bin ich aufgewachsen. Ringelnattern bewohnten in großer Anzahl die Ufer des Baches, der durch unsern Garten floß, und an dem nahen Berghang hausten Falschnattern neben Eidechsen in Menge. In der warmen Jahreszeit sah man mich selten ohne eine Natter oder Eidechse in der Hand, ja, oft hielt jedes Kinderfäustchen eine Schlange umfaßt, genau so wie es von Herkules erzählt wird, als er noch im Widelbett steckte. Natürlich zum Entsetzen der Mutter; aber erwürgt hab' ich sie nicht — die Schlangen nämlich. Ich habe später die meisten Arten unsrer heimatischen Riechtiere und Lurche im Terrarium und Aquarium gehegt und gepflegt — die erste Liebe vergißt man nicht — und dabei erkannte, daß der Ausdruck meines väterlichen Freundes, des großen Vogelschüfers R. Th. Liebe: »Lerne erst das Leben der Vögel recht kennen, und du wirst sie schätzen und lieben lernen«, auch für die von der Menge so verachteten Kaltblüter zutrifft.

Wie erklärt sich solch allgemeine Abneigung, von der selbst einzelne Natur- und Tierfreunde nicht ganz frei sind? Zunächst ist die Lebensweise der meisten Reptilien und Amphibien vielen höchst unangenehm. In feuchten Lössern haufen sie, in Tümpeln und Sümpfen; sie scheuen vielfach das Licht des Tages: es sind unheimliche Geschöpfe. Und so hat sich ihrer der Aberglaube bemächtigt, mehr als einer andern Tierklasse. Man spricht vom bösen Blick der Schlange, vom unheilverkündenden Ansenk, und wenn auch der Einzelne sich von solchem Vorurteil frei dünkt, so umgeben doch derartige Vorstellungen unsre Tiere wie eine dunstige Atmosphäre und tragen immer von neuem zu dem Abscheu bei, den man bei ihrem Anblick empfindet. »Bleib' mir mit deinem ekelhaften Zeug vom Leibe!« Wie oft hab' ich's gehört, wenn ich in dem Einmachglas, das ich der Mutter entwendet hatte, ein paar Kamm- oder Teichmolche, oder in meiner »zoologischen Botanisierröhrchen«, die mir immer nur zur vorübergehenden Aufbewahrung allerlei Getiers diente, eine Schlange, Eidechse oder Anken mit heimbrachte. Und wie oft erlebe ich's noch jetzt in jedem Frühjahr: eine Ringelnatter oder Blindschleiche am Wege, die man in roher Weise mit Rutenschlägen getötet hat, oder an der Parkmauer eine gesteinigte Kröte, die sich mühsam noch ein paar Schritte fort schleppt! Es sind immer nur Ausnahmen, wenn sich mal jemand der verachteten Geschöpfe erbarmt, und wer für sie eintritt, findet selten Gehör.

Und doch, gilt es nicht auch von diesen Kleinen und Verfolgten, daß sie »unsre Brüder im stillen Busch und im Wasser« sind, Kinder der Natur, unsrer gemeinsamen Mutter, der wir Liebe und Achtung schulden? In dem beständigen Kampf ums Dasein müssen wir manches Leben vernichten; aber mutwillig die Mannigfaltigkeit der Schöpfung zu zerstören oder auch nur zu beeinträchtigen, dazu hat niemand ein Recht. Die Griechen bezeichneten die Natur mit dem Wort »Kosmos«, d. i. Ordnung und Schmutz; wer sich an ihr vergreift, der frevelt an dem, »was die Schöpfung uns aufgebaut hat zu unsrer Erhebung und Erziehung, zu unsrer Erquickung und Erbauung«. Zugleich aber vergeht er sich an den Rechten seiner Mitmenschen. Denkt denn der Freveler, der eine Natter oder Blindschleiche erschlägt, nicht daran, daß noch andre des Weges kommen, denen der Anblick eines solchen Tieres Freude bereitet?



Nun liegt das harmlose Geschöpf erschlagen — welche Selbentat!

Gewöhnlich sucht sich der Übeltäter, falls er überhaupt nachdenkt, vor sich selbst zu rechtfertigen: »Giftiges Otternergezücht, nichtsnutziges Ungeziefer, austrotten soll man die ganze heimtückische Sippe!« Muß man es denn immer und immer wiederholen, daß es in Deutschland, von ein paar engbegrenzten Örtlichkeiten abgesehen, nur eine einzige Giftschlange gibt, die Kreuzotter, und daß der ätzende Saft, den Kröten und Feuer salamander aus ihren Hautdrüsen ausscheiden, höchstens dem unangenehm werden kann, der sich fortgesetzt mit diesen Tieren beschäftigt? Wer eine Kreuzotter tötet, dem wird kein Verständiger einen Vorwurf machen; aber man ist zu gleichgültig oder zu faul, sich die Merkmale unserer drei Schlangenarten einzuprägen — es handelt sich in der Hauptsache nur um Kreuzotter, Ringel- und Fäselnatter —, und schlägt alles tot, was einer Kreuzotter ähnlich ausieht, selbst die unschuldige Blindschleiche.

In einem Erzgebirgsstädtchen war's, da stellte ich einst einen halbwüchsigen Burschen zur Rebe, der eben eine Ringelnatter getötet hatte. Von der Wiese her war er hereingekommen und trug die Schlange, in eine Astgabel eingeklemmt, nach dem Städtchen; eine gröhlende Kinderchar umgab ihn. Das Bild erinnerte mich an den Anfang der Schillerschen Ballade vom »Kampf mit dem Drachen«. Der Knabe behauptete, es sei eine giftige Otter, und dann erzählte er mir, sein Vater habe gesagt, man müsse jede Schlange tötschlagen, denn es könnte immer eine Kreuzotter sein; die verstellten sich manchmal. Ich habe ähnliche Urteile auch von Erwachsenen gehört, die ich bis dahin für ein wenig verständiger gehalten hatte. Aber das begangene Unrecht habe ich jene Kinder belehrt, jedem einzelnen die Merkmale der harmlosen Natter eingeprägt. Selbst die größeren Jungen gingen dann beschämt fort; ein kleines Mädel aber weinte über den Tod der Schlange so bitterlich, wie es etwa über ein totes Vöglein gejammert hätte.

Die Ringelnatter ist auf den ersten Blick an den gelben oder gelblichweißen Halbmondsfleden hinter dem Kopf zu erkennen und an der schieferblauen oder grünlichgrauen Oberseite, die nur schwach hervortretende dunkle Fledenreihen aufweist. Eine Verwechslung mit einer andern Schlange ist völlig ausgeschlossen. Dagegen möchte ich wohl wissen, wieviel Schling- oder Fäselnattern — auch »glatte Natter« genannt — alljährlich als vermeintliche Kreuzottern getötet und auch von den Behörden als solche prämiert werden. Diese Natter ist von brauner Farbe; im Nacken trägt sie einen dunklen Fled und längs des Rückens zwei Fledenreihen. Bei der Kreuzotter

hebt sich die schwarzbraune Zickzacklinie, die nach hinten zu sich immer mehr in gegeneinander verschobene Rhomben auflodert, weit schärfer ab. Aber weissen Blick geübt ist, der erkennt die Kreuzotter sofort daran, daß sich Kopf- wie Schwanz viel deutlicher gegen den übrigen Körper absetzen, als dies bei der Fäselnatter der Fall ist. Die Bewegungen der Kreuzotter sind nicht so lebhaft, namentlich leistet sie im Klettern weniger als Ringel- und Fäselnatter. Besonders die Fäselnatter hat mich oft in Erstaunen gesetzt, wie gewandt sie an Baumstämmen, selbst an den ziemlich glatten Holzwänden des Terrariums emporklimmt. Von den drei Schlangenarten ist die Kreuzotter die kleinste, in der Regel nicht länger als 60 Zentimeter; eine Schlange, die mehr als 75 Zentimeter oder gar mehr als 1 Meter mißt, ist auf keinen Fall eine Kreuzotter.

Man sagt, die Furcht vor den Schlangen, die berechtigte wie die grundlose, beruhe auf einem angeborenen Instinkt des Menschen. Dieser Annahme widerspreche ich auf Grund meiner Erfahrungen ganz entschieden. Führe ich ein kleines Kind, ein drei-, vier-, fünfjähriges, an eine Schlange, eine Ringelnatter, die durchs Gras gleitet, eine Fäselnatter, die sich an der Verglehnne sonnt, so ist von einer instinktiven Furcht nichts zu spüren. Im Gegenteil, das kleine Menschenkind betrachtet das Reptil mit größtem Interesse. Selbst wenn ich die Natter fasse und sie dem Kinde ganz nahe bringe, so bedarf es kaum noch des Zuredens, das Händchen greift nach ihr und weicht selbst vor der beweglichen Zunge nach einem Weilschen nicht mehr zurück. Dabei muß ich selbstverständlich voraussetzen, daß das Kind seine natürliche Unbefangenheit bewahrt hat, also nicht bereits Zeuge von dem törichten Aufstreischen erwachsener Personen geworden ist, mit dem gewöhnlich eine Schlange, Echse oder Blindschleiche, die sich mal zeigt, empfangen wird. Ich habe solche Versuche wiederholt angestellt. Kam es doch einmal zum Schreien, so hatte die Schlange eine heftige, unvorhergesehene Bewegung ausgeführt; aber unter ähnlichen Verhältnissen würde sich der kleine Naturforscher auch vor jedem andern Tier geängstigt haben.

Man hat eingewendet, mein ruhiges Verhalten, ja meine bloße Anwesenheit flöße meinen menschlichen Versuchspersonen Mut ein; daß sie die angeborene Furcht vergäßen. Ich antworte: mit einem sogenannten Instinkt kann es nicht weit her sein, wenn er durch solch einfaches Mittel zu überwinden, ja in sein Gegenteil umzuwandeln ist. Aber ich will auch noch folgendes Erlebnis erzählen. An einem Maimorgen beobachtete ich ein mir bekanntes, etwa vierjähriges Mädchen, an einem Hang kauend, wo es von schillernden Saunebecken geradezu

wimmelte. Das Kind bemerkte mich nicht; seine ganze Aufmerksamkeit war auf die flinken Tiere gerichtet, die aus ihren Löchern hervorkamen und im Sonnenlicht spielten. Die Kleine griff nach den zierlichen Geschöpfen, sie zu fangen, was ihr freilich nie glückte; sie jauchzte laut auf in heller Freude an dem niedlichen Spiel. Kein Zweifel, mit Kreuzottern oder Skorpionen hätte sich das Kind ebenso arglos unterhalten.

Bekannt ist das Märchen von der »Haus-unke« — die Ringelnatter mit dem goldenen Krönchen ist gemeint —, die täglich zu dem Kinde kam, um mit aus dessen Milchschüsselchen zu trinken. Ein Märchen schon aus dem Grunde, weil in freier Natur keine Ringelnatter einen Tropfen Milch anrühren wird. Aber eine tiefe Wahrheit liegt dem Märchen zugrunde: angeborene Schlangenfurcht gibt es nicht. Wenn etwas dem Menschen angeboren ist, so ist's nicht die Furcht vor gewissen Tieren, sondern im Gegenteil die Zuneigung zu allen Geschöpfen, eine Tatsache, die in rührend naiver Weise die Bibel zum Ausdruck bringt, wenn sie auf ihren ersten Blättern erzählt, daß Gott allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel zu Adam brachte, »daß er sähe, wie er sie nennete«. Freilich ist gleich darauf auch vom Versucher die Rede, der in Gestalt der Schlange an Eva herantrat, und ich glaube, diese Erzählung hat viel zu der törichten Schlangenfurcht und zu dem Abscheu gegen diese Tiere in unserm Volke beigetragen. Wir reden von einem Paradies der Kindheit; es ist nur denkbar mit allerlei Spielkameraden, zwei-, vier-, sechs- achtbeinig und ohne Beine. Die Erwachsenen sind es, die dies paradiesische Verhältnis unsrer Kinder zur Tierwelt stören, indem sie nur zu oft die natürliche Teilnahme der Kleinen zu allem, was lebt, untergraben. »Werbet wie die Kinder!«

Von den Wirbeltieren sind einzig unsere Kaltblüter der Willkür eines jeden schutzlos preisgegeben. Viele wildlebende Säugetiere und Vögel stehen unter den Jagdgesetzen und erfreuen sich, falls es nicht gerade Raubtiere sind, streng geregelter Schonzeiten; das Reichsgesetz nimmt sich der meisten Vögel an; Fischereigesetze sorgen in ähnlicher Weise für die Flossenträger. Nur die Kriechtiere und Lurche sind vogelfrei; jeder darf sich ihrer bemächtigen, sie töten, ihre Brut vernichten, selbst wenn es die letzte Ringelnatter am Bachesrand wäre, der letzte Molch im Tümpel des Steinbruchs. Die Aquarien- und Terrarieniehabe-klage ich nicht an; ich bin weit davon entfernt, dem Liebhaber unsrer Geschöpfe Vorwürfe zu machen, wenn er im Frühling auszieht, um sich für die Verluste des Winters Ersatz zu schaffen. Durch rücksichtsvolle, pflegliche Behandlung der freilebenden Tierwelt er-

setzt er der Natur doppelt, was er ihr raubt. Aber daß Jäger von Profession aus dieser Liebhaberei ein Geschäft machen, indem sie Massenfang der schlimmsten Art treiben, und daß die Händler der Großstadt die lebendige Ware feilbieten und jedem Herzugelaufenen verkaufen, das ist ein Unfug, der gesetzlich unterbunden werden mußte. Unsere freilebenden Tiere sind nicht dazu da, die Taschen gewerbmäßiger Jäger und Händler zu füllen. Wir haben ein deutsches Reichsvogelschutzgesetz; sollte es nicht an der Zeit sein, ein ähnliches Schutzgesetz auch für die Reptilien und Amphibien zu schaffen, zumal da diese von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise seltener werden? Gewiß, der Vogel steht unserm Empfinden näher als Blindschleiche oder Unke, er belebt die Landschaft in weit höherem Grade als Natter oder Salamander, aber was die Bedeutung für den Haushalt des Menschen betrifft, da gibt es doch eine ganze Anzahl unter unsern gesiederten Freunden, die manchen Schaden anrichten, manchen Ärger bereiten, und die das Gesetz doch unter seinen Schutz nimmt, und zwar mit vollständigem Recht. Wir dürfen das Tier nicht nur nach Nutzen und Schaden beurteilen, sondern in jedem Lebewesen haben wir ein Glied des großen Ganzen zu erkennen, das uns unverletzlich, ja heilig sein muß. Und diesen höheren, idealen Standpunkt, zu dem sich der Vogelschützer und die Gesetzgebung im Laufe der Zeit erhoben haben, gilt es, auch den Kaltblütern gegenüber einzunehmen. Sie verdienen solchen Schutz ebenso wie der Vogel.

Vor kurzem sprach ich mit einer jungen Dame über unsere heimatische Tierwelt. »Sie wollen sich doch nicht etwa auch noch der giftigen Schlangen und Salamander, der Eidechsen und Molche annehmen!« fiel sie mir ins Wort. »Sagen Sie einmal, Herr Doktor, wozu sind eigentlich die entsetzlichen, scheußlichen Kröten auf dieser Welt?« — »Wozu, mein verehrtes Fräulein,« entgegnete ich, »sind denn eigentlich Sie da? Sie haben Ihren Beruf zu erfüllen im Haus, in der Familie, in der menschlichen Gesellschaft, genau wie jedes andre Geschöpf in seinem Kreise, und wenn Sie Ihrer Aufgabe so treu und gewissenhaft nachkommen wie jene Lurche, die Sie so hassen, dann alle Hochachtung vor Ihnen!«

Die Kröten nähren sich hauptsächlich von Nacktschnecken, Regenwürmern, Asseln, Spinnen, Tausendfüßern, von Insekten und deren Larven wie Puppen. In unsern Gemüsegärten stiften sie großen Nutzen. Das wußte schon mein Vater vor einem halben Jahrhundert. Wo wir auf unsern Spaziergängen einer Erdkröte begegneten, da hieß er uns Kinder sie im Taschentüchel mit heimnehmen. Zwischen die Beete gesetzt, verschah der Lurch das Amt der

Sicherheitspolizei; namentlich die kleineren Nachtschnecken hielt er in Schach. Später habe ich gelesen, daß in England und in Belgien die Kröten bußendweise in den Gärten gehalten werden, ja daß man sie in jenen Ländern den Gartenbesitzern auf den Märkten zum Kauf anbietet. Wo Erdbeeren oder Salat gepflanzt sind, da sollte sich der Gärtner von Herzen freuen, wenn er einer Kröte begegnet; er sollte den Hut vor ihr ziehen und »Danke schön!« sagen.

Auch die andern Lurche sind Räuber, d. h. sie leben ausschließlich von Kleintieren und verschmähen alle pflanzlichen Stoffe. Nur in ihrem Jugendzustande nagen die Amphibien, z. B. die Kaulquappen der Frösche und Kröten, an faulen und verwesenden Pflanzenteilen. Unter seiner Verwandtschaft ist, wie mir scheint, der grüne Wasserfrosch der gewalttätigste und gefräßigste. Neben winzigen Krebsstierchen, Larven von Wasserinsekten, neben allerlei Mückenarten, Würmern, Schnecken, Kaulquappen frisst er auch kleine Fische, wodurch er in Brutteichen ziemlichen Schaden anrichtet, ferner junge Blindschleichen, Eidechsen, Wassermolche; alles, was er bewältigen kann, würgt er hinunter. An einem einzigen Tage vermag der Wasserfrosch eine recht stattliche Portion zu sich zu nehmen; allerdings ist er auch befähigt, längere Zeit zu hungern. Einmal — es war mitten im Sommer — entkam ein solcher Frosch aus meinem Aquarium; ich konnte ihn nirgends entdecken. Nach einem Vierteljahr fand er sich endlich hinter einem Schrank, mumienartig eingetrodnet und ganz verstaubt, aber tot war er nicht. Ich wickelte den Hungerkünstler in ein nasses Tuch; die Feuchtigkeit, die seine nackte Haut begierig aufnahm, belebte ihn immer mehr von Stunde zu Stunde, und bald war er so weit, daß er sich dem Genuß von Mehlwürmern mit sichtlichem Wohlbehagen widmen konnte. Schon am folgenden Tage hatte er seine frühere Munterkeit wiedererlangt.

Der braune Grasfrosch und der zierliche Laubfrosch, unser lieber Wetterprophet, haben es besonders auf Fliegen, Käfer, Kleinschmetterlinge, glatte Raupen und auf allerlei Würmer abgesehen. In hohem Sprung, die klebrige Zunge, die vorn am Unterkiefer angewachsen ist, aus dem breiten Maule herausklappend, erwischen sie den Falter, der sich auf der honigspendenden Blüte niedergelassen hat, die Fliege, die in der Luft schwebt, die zarte Libelle am Schilfblatt.

Ebenso erjagen die Reptilien nur lebende Beute. Die Kreuzotter nährt sich von Mäusen und Spitzmäusen, die sie durch ihren Biß tötet. Im Nu schnellst der Kopf der auf der Lauer liegenden Otter gegen das ahnungs-

los herbeitrippelnde Mäuschen vor; das Gift bringt in die zwei winzigen Wunden, die die Giftzähne schlagen. Meist wirkt es sofort: die Maus taumelt, dreht sich im Kreise und sinkt nach ein paar Minuten tot nieder, oder sie zieht sich in einen Winkel zurück, wo sie verendet. Auch Maulwürfe erleiden das gleiche Schicksal. Die Haselnatter dagegen jagt mit offenem Visier; kräftig und schnell in ihren Bewegungen, holt sie selbst die flinken Eidechsen ein, die ihre Hauptnahrung bilden; und was sie einmal gefaßt hat, das hält sie fest. Wie bissig sie ist, davon kann sich jeder überzeugen, der einmal mit der Hand eine solche Ratter fängt; gefährlich ist ihr Biß für den Menschen keineswegs. Die Ringelnatter frist mit Vorliebe Laub- und Grasfrösche, jagt aber auch im Wasser nach kleinen Fischen, wodurch sie sich den Haß der Teichwirte zugezogen hat. Auch Molche frist sie, ja, sie scheut sich nicht, selbst mal eine Unke oder gar einen Feuersalamander trotz deren Schreckfarben zu verschlingen — vielleicht nicht in freier Natur, aber eine meiner gefangenen Ringelnattern fraß einmal einen kleinen Erdmolech, den sie freilich nach einiger Zeit wieder herauswürgte. Die weit seltenere Würfelnatter wird ungefähr den gleichen Speisezettel haben. Es ist ein interessantes, aber unschönes Schauspiel, das eine Ringelnatter gewährt, wenn sie einen großen Frosch verschlingt. Sie hat den Lurch vielleicht an einem Hinterfuß erwischt, der nun ganz allmählich immer tiefer in dem Rachen der Schlange verschwindet. Nach vieler Mühe gelingt es dieser, auch den zweiten Fuß des sich heftig sträubenden Frosches in den Mund zu bekommen. Nun geht die Schlingarbeit schneller vor sich; denn das wehrlose Opfer ergibt sich bald seinem Schicksal, nur ab und zu noch einen gepreßten Klagelaut ausstoßend. Die bezähnten Kiefer der Schlange greifen immer weiter nach vorn. Jetzt ist schon der Kopf des Unglücklichen im Rachen verschwunden, und nun gleiten auch die beiden Vorderfüße, die einzig noch heraus schauen, lautlos in den finstern Schlund. Hat die Ratter den Frosch von vorn gepackt, so bereitet es ihr weit weniger Mühe, die Beute zu verschlingen. Kleine Fische bewältigt sie rasch ohne jede Anstrengung.

Die lebhaften Eidechsen sind hinter allen Kerbtieren her. Heuschrecken, Grillen, Käfer, Schmetterlinge, Fliegen verstehen sie geschickt im Sprung zu erbeuten. Dazu fressen sie Würmer, Nachtschnecken, überfallen auch kleine und schwache Genossen des eignen Geschlechts, während die Blindschleichen, viel schwerfälliger in ihren Bewegungen, auf Regenwürmer, Schnecken, glatte Raupen u. dgl. angewiesen sind.

Von einem besonderen Schaden unsrer Kalt-





viele bereits im Reich der Insekten — Grillen, Heuschrecken u. a. —, aber der Frosch ist der erste Sänger, dem wir begegnen, wenn wir auf der Leiter des Tierreichs von Stufe zu Stufe emporsteigen. Sein Lied ist das ursprünglichste Liebeslied, die erste Äußerung der Tierseele durch die Stimme, der erste Versuch einer Sprache durch Kehllaute. Abgesehen singt nur der grüne Wasserkrautfrosch; von seinem braunen Vetter vernimmt man ab und zu höchstens ein paar knurrende Laute, während sich der zierliche Laubfrosch gleichfalls in der Frühlingsnacht hören läßt. Die Kleinen wollen immer oben hinaus, und so sitzt der Gnom unsrer Frösche im Blattwerk der Bäume und ruft ohne Unterlaß sein »Epp, epp!« in die Stille des nächtlichen Parks.

Weit stimmungsvoller aber als dieser Brautgesang des kleinen Solisten ist das Lied der Unken im Dorfsteich. Wunderbare Glodenklänge, die aus der Tiefe herauftönen. An das Märchen von Vineta denkt man, der unglücklichen Wendenstadt, die das Meer verschlang und deren Gloden noch heute der Schiffer schwer und dumpf läuten hört, wenn sein Rachen über der versunkenen Stadt dahingleitet. Unsern Dorfweibern würde ein gut Stück ihrer ländlichen Poesie fehlen, wenn das schmerzliche »Ang, ung!« der niedlichen Froschlurche für immer verstummt wäre.

Den Wohnstätten der Kriechtiere und Lurche ist in unsrer Zeit viel Gewalt angetan worden. So manchen Dorfsteich hat man zugeschüttet; die Abwässer der Fabriken haben viele unsrer Bäche und Flüsse verseucht; ihre Ufer sind der natürlichen Vegetation beraubt worden — steinumgürtete Rinnale, die ein trübes Wasser talab führen; Sümpfe und Wiesen hat man entwässert. Der lichte Buchenwald, der den Boden feucht hält, hat immer mehr einförmigem Nadelwald weichen müssen; Heiden und Feldgehölze sind der Art massenhaft zum Opfer gefallen. Ist es da ein Wunder, daß die Kaltblüter unsrer Heimat immer seltener geworden sind?

Es ist nicht möglich, hier die Mittel anzuführen, wie den gefährdeten Geschöpfen zu helfen wäre — Kleinarbeit, jedem Einzelfall angepaßt. Aber alle Fürsorge wird umsonst sein, wenn nicht endlich unser Volk einsieht, wie töricht es handelt, aus abergläubischer Furcht die kleine unschuldige Gesellschaft zu verfolgen, wie frevelhaft — aus Übermut oder bloßer Laune —, die Schlange, die Kröte und ihre Verwandten zu erschlagen, und wie undankbar gegen die Natur, den Reichtum, die Mannigfaltigkeit, womit uns die Schöpfung erfreut, zu vernichten; wie unklug zugleich. Denn verarmt die Natur der Heimat, so verarmt mit ihr unser eignes Leben.

## Er sitzt am Pult

Er sitzt am Pult. In eines Hauptbuchs Seiten  
Schreibt Zahl auf Zahl die jetzt so müde Hand,  
Die Hand, die einst in sonnenhellen Zeiten  
So leicht den Weg zum Griff des Säbels fand.  
Die oft im Kampf erprobte starke Hand,  
Die als des Vaterlandes treueste Wehre  
In wildem Ringen auf dem Feld der Ehre  
Den Siegeskranz um Deutschlands Fahnen wand.

Er sitzt am Pult. Doch wo sind die Gedanken?  
Die Arbeit stockt — er sieht das Buch nicht mehr.  
Mit gramensstellten Zügen aber schwanken  
Viel düstere Gestalten zu ihm her,  
Einst Helden noch im Tod auf blut'gem Sand.  
Jetzt sind sie aus der Gruft emporgestiegen  
Und sehn ihr Vaterland im Staube liegen —  
Die Feder splittert unterm Druck der Hand.

Louis Engelbrecht



## Mama

Aus einer Selbstbiographie  
Von Richard von Schaukal

Das Haus, in dem ich Kindheit und Knabenjahre verlebte und in Abschnitten einen großen Teil meiner Jünglingszeit verbracht habe, stand in einer nicht eben breiten Gasse. Alt, schmal, aber tief, mit kleinen, niedrigen Räumen, lag es nach vorn einer noch älteren Kirche, nach hinten einer hohen Feuermauer gegenüber, die, mit andern den Blicken verborgenen Stüden, aus dem Brande des Theaters sich erhalten hatte. Durch ein vergittertes Fenster sah man den Wipfel eines gefangenen Baumes aus der Trümmerstätte aufragen. Das schlichte Gebäude hat vor einigen Jahren einem neuen weichen müssen, das in seinem überladenen unechten Prunk würdig das tschechische Zeitalter verkörpert, wie es laut, hastig und häßlich das einst so schöne geschichtliche deutsche Brunn überwältigt hat. Da auch, was meine 1913 verstorbene Mutter an ererbtem Grundbesitz in und nächst der verwandelten Stadt besessen hatte, in fremde Hände übergegangen ist, besteht meine Heimat aus den ineinander übergehenden Gräbern meiner Vorfahren, neben denen auch, jung von schwerem Leiden (1915) erlöst, die Gefährtin meiner glücklichen Jugend, meine einzige Schwester Lotte ruht.

Es war mir erst, seit wir, nach der Übersiedlung meiner Eltern in das stattlich an den gepflegten »Glacis«-Anlagen gelegene Haus des Oheims (1904), nichts mehr mit ihm zu tun hatten, aufgefallen, was für ein braves, warmes, treues Wesen das zuzeiten geringgeschätzte, fast mißachtete Ding doch eigentlich vorge stellt habe. Ich gestehemithertzlicher Reue, daß ich mich seiner als Heranwachsender manchmal geradezu geschämt hatte. Es ist mir nicht vornehm genug gewesen, zumal der Laden, der das Erdgeschloß einnahm, während ein beträchtliches Stück des ersten Stockwerks, das wir bewohnten, den Waren zur Stapelstätte diente, schien es mir zu entwürden. Überhaupt ist die falsche Scham, die andererseits einen nicht unerheblichen Antrieb zum gesellschaftlichen Weiterkommen abgibt, eine entstellende

Kerbe am schwanen Stämmchen meiner bürgerlichen Knabenbildung. Die gute Familie, ein aus unwägbar en Tatsachen und ungeprüften Annahmen, Sein und Schein seltsam zusammengesetzter Begriff, beherrscht in einer gewissen Schicht durch Anforderungen und mit Zwangsvorstellungen Bewußtsein und Willen des Reisenden. Wie zu allen Irrtümern und Irrwegen verführt die Schule als die erste Gelegenheit gegenseitiger Auseinandersetzung den noch so arglosen Ankömmling bald zu äußerlicher Selbsteinschätzung und erzeugt Ansprüche, die dann wachsen und wuchern. Die ärmeren Kinder bedienen den Bessergestellten, verehren in seiner sauberen, sorgfältigen, sorglosen Erscheinung den Höherstehenden. Oder sie hassen und verfolgen in ihm den Reichen, Verwöhnten. Beides bildet, aber es verleitet zur Annäherung, stört die Natürlichkeit, indem es die Unterschiede erkennen lehrt und geltend macht. Ich ließ mir Huldigung gefallen, ohne sie zu mißbrauchen. Aber früh verbieltete sich in mir, trotz den einfachen Verhältnissen, unter denen ich in der verzweigten Familie erzogen ward, ein deutsches Gefühl für das Wohlhabende, ein Abscheu gegen das kümmerliche, dem sich Etel vor dem Unreinen, Groben und Unanständigen gesellte. Alles Feine, Leichte, Reichliche empfand ich als wohlthuend, und so sehr ich mir daheim und bei der Großmutter am Behaglichen genügen ließ, so aufmerksam genoß ich die breiter begründete Lebensform der »reichen« Tante, an der wir zwei Kinder der geliebten Schwester regelmässigen unbefangenen Anteil nehmen durften.

Dies alles beeinflusste dennoch kaum mein fleißiges, ehrgeiziges Schülerdasein und störte meine geistige Weiterbildung nicht, die sich einigermaßen selbstherrlich ihren tüchtigen Weg bahnte und von der Mutter gefühlsmässige Förderung erfuhr.

Mama, mütterlicherseits aus ehemals ansehnlicher alteingesessener Bürgerschaft entstammend, dem vom Lande mittellos in die Stadt verschlagenen Vater, der sich seine ge-

achtete unbeträchtliche Stellung im Erwerbsleben selbst erarbeitet hatte, im tiefsten Wesen fremd, war meines jungen Lebens seliger Inhalt und segnendes Schicksal. In stolzer Dürftigkeit neben der frühverwitweten, ein weiches Gemüt in Bitterkeit gegen die Welt abschließenden Mutter erwachsen, war das heitere, anmutige Mädchen neunzehnjährig mit unbefangener Neigung der ehrerbietigen Werbung des um zehn Jahre älteren Mannes gefolgt, dessen blondes, wohlgeformtes Haupt fast zu mächtig auf dem kurzen Körper saß. Die schlanke, schwarzhaarige junge Frau mit den tief liegenden grauen Seelenaugen, die einen schmalen verglasten Kasten zur Not mit ihren geliebten Büchern »Lessings Meisterdramen«, Goethe, Schiller, Uhland, Heine, Chamisso, Lenau, Grillparzer, Raimund, Mirza-Schaffy, Schlossers Weltgeschichte, dem »Deutschen Balladenkatz« und »Enoch Arden« füllte, sollte, aus dem fröhlichen Kranz herzlich an ihr hängender Freundinnen, aus dem von vielen jungen Stimmen erklingenden freundlichen Familienhaufe tretend, das dem lebenslustigen Schwager der melancholischen Mutter gehörte, nur zu bald die Enttäuschung, die Sorge und den Kummer kennenlernen, da der Gatte, wie sich ihm rasch über den buschigen Brauen der Scheitel lichtete, ungebändelter Mißlaune immer häufiger mürrischen Ausdruck gab. Sie sollte aber auch stilles Glück in ungeahnter Fülle sich erblühen sehen in den zwei Kindern, dem Knaben und dem Mädchen, die der auf sich Zurückgewiesenen, früh Kränkenden, aber stets Standhaften das neue Leben gewährte. Täglich brachte sie die Kleinen, von denen »Richtl« als das erste Kind unter den vielen jungen Leuten wie ein Wunder bestaunt, alsbald auch als Liebling gehätschelt ward, in die alte Heimat, zu Mutter, Schwester, Tanten und Basen: im kleinen alten Garten, von Liebe umgeben, bin ich zum ersten Bewußtsein meiner selbst erwacht. Erst später setzen die traulichen Eindrücke der von einem riesigen Kachelofen beherrschten dämmerigen Kinderstube ein, ich finde mich in dem mit grünem Schnürwerk vergitterten Bett, erlebe die unendliche Wanderung des Tapetenmusters, die Wunder der Winkel und der

Schränke, zumal des »Schubladlastens«, die Weihe der spendenden Feste, die Merkwürdigkeiten des Gegenüber von der Nächststufe am Speisezimmerfenster, erlebe vor allem mit ganzer Seele die Zauberwelt der Märchen und Sagen, der Geschichten und der Geschichte, die mir die wohl lautende Beredsamkeit der unermülich erzählenden und vorlesenden Mutter hoch um mich her erbaut. Wir drei haben uns in diesen seligen Kinderjahren so aneinandergebrängt und -gekauert wie in einem Nest, um dessen Rand die Wirklichkeit nur als ein Traum dämmert. Dann kam die Schule und mit ihr neue abenteuerliche Lust. Auch die Lehrer traten, angezogen von der begnadeten Wesenhaftigkeit dieser mit Blumen, mit Worten beschenkenden Frau, nah und näher an unsern Kreis, die Schule verwuchs innig mit unsrer Häuslichkeit. Jegliches Ereignis des Lehrganges ward umgesetzt in das nährenden Erdreich, das der sanften Hand sich fügte: was immer auch in der sich weitenden Seele geschah, Mama war mitbestimmend dabei.

Sie war unbedingte Wahrhaftigkeit und tiefste Lauterkeit, gütig, klug, gerecht bei aller Leidenschaftlichkeit, stolz bei aller Bescheidenheit. Ihre süße Stimme war bunt wie ihr Haar, ihr breiter, schmaler Mund atmete Keuschheit, ihre ins Grünlichbraune schimmernden Augen waren ein schwermütiges Märchen; auf dessen unergründlichem Spiegel sonniger Glanz lag. Das mühsame Leben hat sie müde, aber lange nicht welken gemacht, erst die gehäufte Last des Kammers hat sie zermürbt, ihr Haar früh gebleicht, ihren lieben kleinen Kopf gebeugt, aber sie blieb beweglich und mutig, ihr Herz war stark und groß. Noch im Sterben hat sie sich selbst hintanzusetzen vermocht und freundlich lächelnd die Krankenschwester bedauert, der sie so viel Mühe machen müsse —

Als ich (1899) heiratete, hat sie mir in einem der schönsten von den unzähligen Briefen, die ich von der geliebten Hand bewahre, für das Glück gedankt, das ich ihr durch mein Dasein bereitet hätte. »Du hast mir immer nur Freude gemacht ...« Und ich hatte doch von der Unerschöpflichen nur genommen.

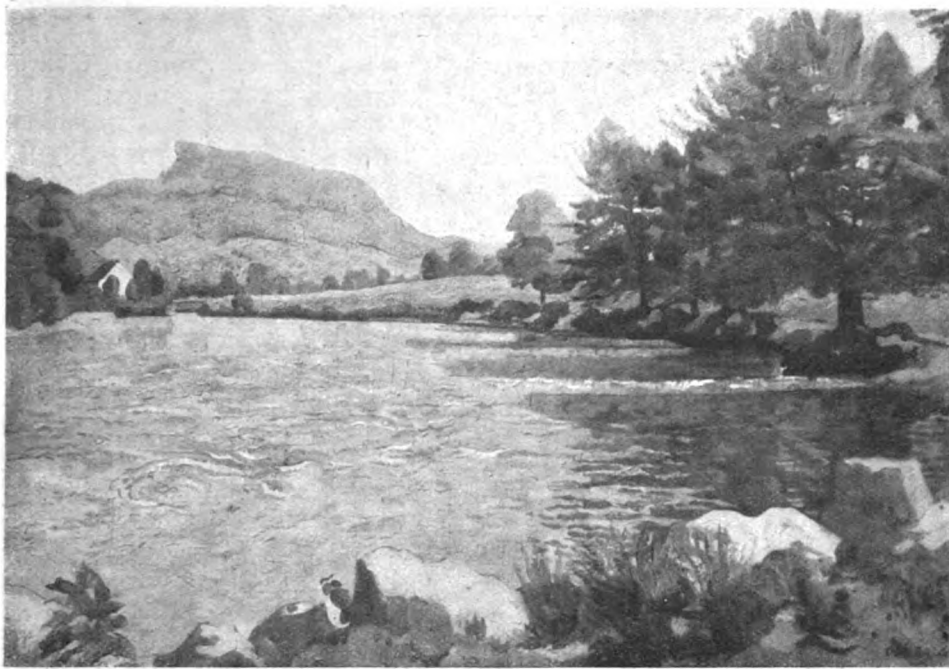


Otto Wyler:

Blumen mit Figur







Aarelandschaft

## Otto Wyler

Von Erwin Poeschel

Außerhalb des Landes trennt man sich nur zögernd von der Vorstellung, die Schweizer als das Volk der Hirten zu sehen, ihre Kultur als urwüchsig im Sinne einer bäuerlichen Bodengebundenheit zu begreifen und ihr künstlerisches Schaffen in den Begriff einer »Heimatkunst« einzuengen, durch den Idylle, Geruch der Scholle und Vereinsamkeit zum Bild werden soll. Mag man es immerhin für eine vorübergehende Kriegererscheinung halten, daß die Schweiz — oder wenigstens ihre Zentren — in den letzten Jahren keineswegs Gefühlslosigkeit atmete, vielmehr zeitweise das Podium Europas genannt werden durfte, so darf man doch jedenfalls nicht übersehen, daß die Mehrzahl der Schweizer Künstler viel weniger aus bäuerlichem denn aus

bürgerlichem Element gewachsen ist. Dies lebt in den alten beharrlichen, manchmal noch mauern- und turmbewehrten Städten in den Kaufleuten und Handwerksmeistern, und ihr Erbe trägt die Schweizer Kunst in Tüchtigkeit und Werflichkeit, mit jenem

heimlichen Zug zur Romantik, der Selbstwollas Freud' und Leid ist.

Aus solchem Bezirk stammt Otto Wyler. Seine Heimat ist das Städtchen Aarau, mit Sattelturm und Ringmauern an den grünen Wassern der Aare angesiedelt, die Heimat manches Künstlers und manches Dichters. Und wenn er vor Jahren schon ein neues Heim in ländlicher Einsamkeit 1600 Meter über dem Meer in dem Engadiner Dorf Fetan begründete, so geschah es nicht, um eine innerliche Verwach-



Otto Wyler

Westermanns Monatshefte, Band 131, II; Heft 785



Bunter Strauß

senheit mit dem Bauerntum zu bestätigen und zu vertiefen; es mögen vielmehr Gründe gewesen sein, die weit davon abliegen.

Bei jedem Künstler wird auch die äußere Lebensgestaltung irgendwie von inneren Notwendigkeiten bestimmt sein, wenn sie auch nicht immer ihr reiner Ausdruck ist. In besonderem Maße darf man dies bei einem Menschen annehmen, der so viel Sinn für die eigne organische Entwicklung hat wie Wöler, dem es ganz ferne liegt, irgend etwas gewaltsam herbeiführen zu wollen, das er nicht auf seinem Wege sieht, der einfach das eigne Wesen gewähren lassen will. Darin drückt sich bei ihm jene »gute Dosis Phlegma« aus, die Riccardo Such in ihrem schönen Essay über Gottfried Keller als einen fruchtbaren Bestandteil schweizerischen Wesens erkannt hat, der »gegen den Einfluß fremder und eigener Reize festmacht« und die eigne Eigenart »unbefangen genießen läßt«. Dieses »Phlegma« als einen Sinn zu deuten, der des

eigenen Weges sich immer wohl bewußt ist, mag besonders erlaubt sein bei einem Künstler, dessen Entwicklung in einer Richtung verläuft, die der herrschenden Strömung entgegengesetzt ist. Denn während die Kunst der letzten Jahre sich in der Proklamierung der Alleinherrschaft des Ausdrucks zu einem uneingeschränkten Subjektivismus bekannte, so finden wir Wöler im Gegensatz dazu auf dem Wege zu immer strengerer Objektivität.

Und da er gegenwärtig den Scheitelpunkt dieser Linie erreicht zu haben scheint, so rechtfertigt es sich, gerade jetzt einen Überblick über sein Schaffen zu geben und, Wendestimmung erkennend, das Fernere ahnen zu lassen. Mag man nun diese Entwicklung zu fortschreitender Objektivität als eine Folge seines Aufenthaltes in Fetzan bezeichnen oder vielmehr meinen, daß er sich — natürlich ihm selbst nicht bewußt — hierher gedrängt fühlte, um eine Übereinstimmung zwischen dem Äußeren und einer vorgezeichneten inneren Entwicklung herzustellen: in beiden Fällen ist die Beziehung gleich sinnvoll. Jedenfalls: eine innige Verbindung mit dem Bauerntum wäre neue Bindung gewesen; Wölkers Entwicklung aber drängte nicht zur Bindung, sondern zum Abstand, durch den allein Objektivität er-

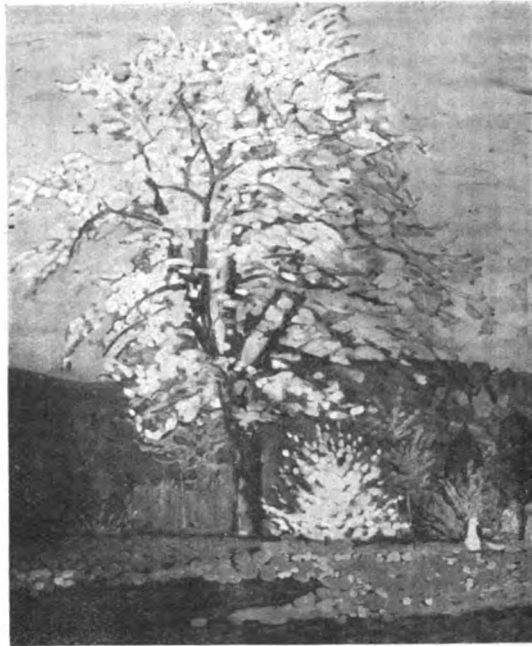


Campanula

reicht werden kann. Der fand sich hier. Die Welt mit betriebsamen Strömungen blieb draußen, aber auch hier gewann man innerlich nicht neuen Boden. Diese Dörfer im unteren Engadin sind heute noch Bauernaristokratien. Die Häuser mit gewaltigen Mauern, riesigen Einfahrten und Räumen von einem Stolz des Ausmaßes, wie sie anderwärts nur Herrnsitze haben, bergen ein Geschlecht, in dem der Glanz früherer Zeiten, da Handel und Reichtum den Inn entlang rollte, das Gefühl der Besonderheit und eine bleibende Abgeschlossenheit zurückgelassen hat. Jedes Dorf, auch äußerlich eng in sich geschlossen, ist von dem nächsten schon innerlich geschieden; der Städter vollends, auch wenn er Landsgenosse ist, bleibt immer ein Fremder.

Und Abstand versinnbildlicht auch die Lage Getans. Hoch auf steilem Wiesenhang, fast ein halbtausend Meter über dem jungen Inn, der grünweiß durch die Tarasper Felsen bricht, ist es wie ganz aus Türmergeist geboren und zum Schauen bestellt. Die Berge, die Wylser gemalt hat, sehen sich hier anders an als unten im Tal, und anders auch, als sie dem Tiefländer blauen. Sie sind nicht enziangfarbene Sehnsucht, sie sind aber auch keine Bedrückung, nicht die unbedingt unterwerfende Übermacht. Hier ist mehr eine Beziehung von gleich und gleich, ein objektives und männliches Sich-gegenseitig-messen.

Und dann dieses fast unbegreifliche Licht Engadins. In der Ebene löst die Vieldeutigkeit der Atmosphäre die Dinge auf, die Umrisse haben nichts objektiv Gültiges mehr, sondern sind einbezogen in das allgemeine Fließen. Hier aber ist die Form hart, unabänderlich, ewig gültig und für sich bestehend. Hier gilt es auch, sich mit den absoluten Werten der Farben irgendwie zu verständigen, sie ohne Hilfe einer tonig machenden Luft zur Harmonie zu bringen. Dazu kommt die Übersichtlichkeit der Struktur, wie sie den Reiz besonders des oberen Engadins, wo auch viele Werke Wylers entstanden sind, ausmacht. Diese ganze Landschaft ist der Ausdruck eines in großen Gedanken schaffenden Formwillens; in klaren, einfachen Umrissen sind die Berge hingestellt,



Blühender Kirschbaum

und es herrscht der einfache Gegensatz von horizontal und vertikal. Kein vielfach gegliedertes Vorland, sondern flach gebreitetes Tal oder See und steil gestiegener Fels.

In dieser gar nicht intimen, vielmehr kühlen Welt stellt sich heute die Kunst Wylers dar. Im strengen Dienst, riesige Bergkolosse zu malen, die auch im leuchtenden Wintermantel noch ohne Vertraulichkeit sind, hat er Jahre seines Schaffens verbraucht, den Pifoc, auf den der Blick Getans trifft, wiederholt gemalt und vor allem den Forno bei Maloja getürmt. Der Forno ist vielleicht der Höhepunkt dieser Periode des Künstlers. Einsam steht dieser Dom von einem Berg mitten im Bild, unnahbar, von selbstverständlicher Größe. Es fehlen Vergleichspunkte in Staffage, Häusern, überschneidenden Bäumen, die oft ein bequemes Mittel sind, die Mächtigkeit solcher Riesen anschaulich zu machen. Es ist auch nicht der Geist Hoblers, der in diesem Bild wirkt. Für Hobler sind die Berge gewissermaßen eine plastische Masse, in der er denkt, in der er seine herrschsüchtige Persönlichkeit ausdrückt. Er macht den Schöpfungsprozeß zum zweitenmal, türmt noch einmal die Felsen hin, wirft sie noch einmal aus der Glutmasse seiner inneren Dynamik heraus.





Else Berna

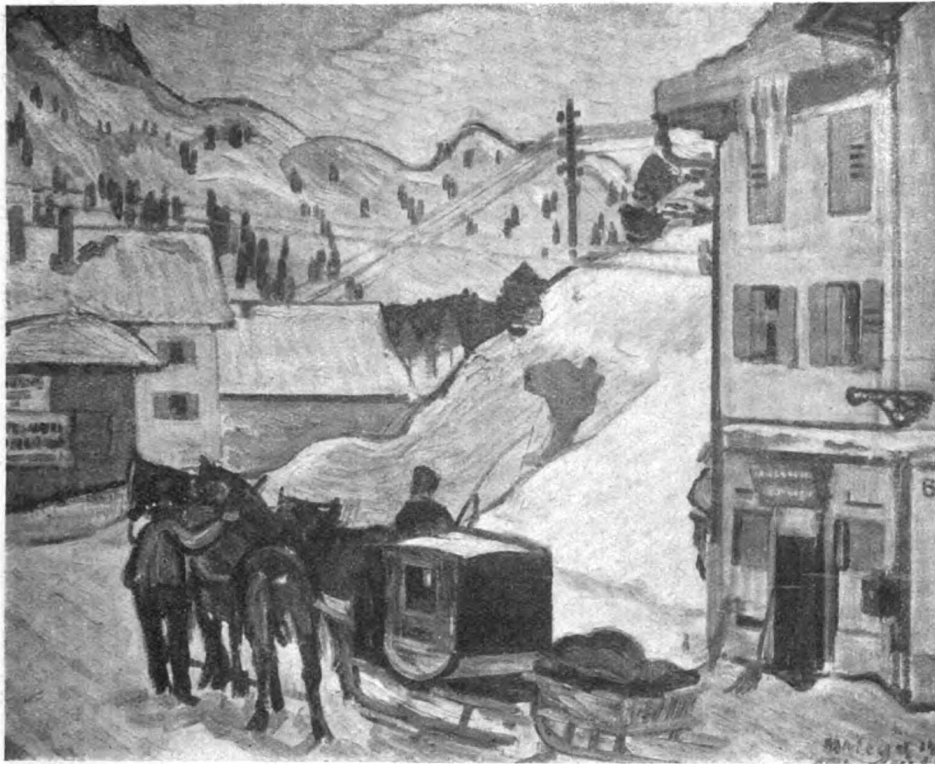
Wölfler erzielt die Wirkung durch Treue des Auges, durch wählendes Nachgehen der Form, durch Vorbehaltslosigkeit in der Beobachtung. So gewinnt er die Gesetze der Verjüngung in der Linie sowohl wie vor allem der farbigen Abstufung, und ein sicheres Empfinden schaltet Form- und Farbelemente aus, die den Eindruck des einsamen Aufstrebens trüben würden, d. h. stilisiert das Zufällige zum Wesentlichen.

Form- und Farbelemente: damit soll hier nichts Gleichwertiges bezeichnet werden. Denn auch die Form will Wölfler ganz durch Farbe geben. Bezeichnenderweise sind sogar seine graphischen Blätter (Radierung und Lithographie) meist farbig. In dieser Ausschließlichkeit des farbigen Sehens mag der Grund liegen, warum das Paris seiner Studienjahre ein Erlebnis für ihn blieb, das nicht verlöschen konnte. Abgesehen davon, daß die eigentümliche Atmosphäre jener Stadt so leicht keinen ohne Verzauberung läßt, der für Fluoreszenz des Lebens Empfinden hat, so war Paris

vor allem die Stelle, wo mit Unbeirrbarkeit an der alleinigen Vorherrschaft der Farbe vor der Linie am konsequentesten festgehalten wurde. Hier war die Wiege des Impressionismus, hier aber lebte vor allem Cézanne, für den Form allein in Farbe Geltung hatte, der die trennenden linearen Umrisse vollkommen aufhob, für den es Schatten nicht gab, sondern nur Farbe. Wölfler aber wich der Gefahr der Anlehnung an einen überragenden Meister instinktiver aus. Für ihn galt es, nicht eine sichere Manier zu übernehmen, mochte sie noch so meisterhaft sein, sondern einfach der Welt der Erscheinungen habhaft zu werden und dafür in handwerklicher Tüchtigkeit die Mittel zu erlangen. So suchte er auch zu seinen Lehrern nicht richtungsbildende Künstler, die einem neuen Inhalt den ihm gemäßen Leib gegeben, sondern solche von vollkommener technischer Freiheit und starkem Können ohne eigenwillige Art: in Paris Cormon und in München Heinrich Knirr. Und die Zusammenarbeit mit Albert Hauelsen, der monatelang in einem Dorf der Rheinpfalz sein Mentor gewesen, war ganz erfüllt von Probieren und Experimentieren, von einer frischen, tüchtigen Freude am Handwerk. Schon früh stand Wölfler deshalb im Besitz eines so ansehnlichen Könn-



Fräulein Et



Post in Maloja

nens, daß 1913 dem damals erst Fünfundzwanzigjährigen in München die goldene Medaille zufiel.

Jene reine Sachlichkeit des Sehens, eine gewisse Nachgiebigkeit dem Eindruck gegenüber, die recht eigentlich das Wesen des Impressionismus darstellt, war natürlich nicht von allem Anbeginn so ausgeprägt, wie sie die Getaner Periode darstellt. Auch Wyler hat seine lyrische Jünglingszeit gehabt: diese verhangenen Bilder des Zwanzigjährigen mit dem grau überhauchten Grün wolkiger Tage, diese silbrigen Corotstimmungen, die wie ins Malerische übertragene Kapitel aus Jense Peter Jacobsen oder George Rodenbach sind. Auch gab es eine Zeit, da er, vorwiegend auf dekorative Wirkungen zielend, Landschaften malte, in denen starkfarbige Flächen gegeneinanderstehen wie bei buntem Gewirk. Auch ging er früher viel mehr als heute auf große figurliche Kompositionen aus. In beiden Fällen wird die Natur zum Stoff für einen selbständigen Willen, sei es nun, daß sie unter einen dekorativen Grundsatz gebeugt

wird, sei es, daß aus ihren Elementen ein neues Gebild selbständig aufgebaut wird. Vielleicht hat Wyler gefühlt, daß dafür seine Zeit noch nicht gekommen war, vielleicht wollte er zunächst einmal bescheiden nur die schöne Oberfläche alles Lebens ganz fassen können. Daher kommt wohl die Erscheinung, daß in seiner Kunst bestimmte Zeiten vorwiegend von gleichen oder ähnlichen Motiven beherrscht sind. Nicht weiß er eine Spezialität zum Gefallen des Publikums ausbilden möchte, sondern weil er sich immer aufs neue um den Wesensausdruck einer Erscheinung müht. So entstehen die Blumenwiesen, die blühenden Bäume, die Sträuße, die Kinder und endlich die Berge. Auch seine Vorliebe für das Aquarell hat hier ihren Grund. Das ist die Technik, in der er mit dünnem nassem Auftrag aus freiem Gelent Niederschriften flüchtiger Eindrücke festhalten kann, irgendein flatterndes Band am Kleid der Erde rasch erfäßt.

Es ist, als ob in diesen Bildern die Freude darüber immer stärker würde, wie schön das Gewand der Erde ist. Wyler ist eine

von den Malernaturen, die malen, weil es sie freut, die ganz Auge sind und die alles zu Bild machen, weil es ihnen gleichmäßig wert ist und weil sie eine gesunde männliche Freude am Dasein erfüllt. Wplers ganze Kunst ist eigentlich selbst ein Lebensgenuß. Sie ist wie seine Freude am Reisen, an Menschen, Geselligkeit und Abenteuern Ausdruck einer bereitwilligen Aufgeschlossenheit jeder Form des Daseins gegenüber. Das einfache unvergewaltigte Leben ist ihm schön an sich. So liebt er es, jede Figur in ruhiger Darstellung ihrer organischen Funktionen aufzuzeigen, bringt sie nicht in gewaltsame Verkürzungen, scharf oder gar eckig betonte Bewegungen, sondern gibt gern die reine Stirnstellung. Darin brückt sich der gleiche Sinn für das Organische aus, der in seiner eignen Entwicklung waltet. Das Unproblematische, Unbeschwerte kennzeichnet ihm Leben und Kunst. Auch damit steht er abseits der Zeitströmungen. Verstandeskunst liegt ihm fern, er ist untheoretisch, und was er sucht ist die Schönheit. Seine Farbe geht auf Schmutz, auf Leuchten und glänzende Fülle. Er liebt auch in der Natur die absichtslose Verschwendung,

den holden Leichtsin, das hochzeitliche Prangen.

Darum malt er gern die blumigen Wiesen und umgibt sich mit bunten Feldsträußen. Manchmal werden sie ihm ganz flächenhaft, schmutzmäßig wie der »bunte Strauß auf Braun«, manchmal geht er aus der Farbe in die Form. Dann wird sie wohl rund, strohend, fast fleischig, ebenfalls schwelgend wie die Farbe (»Campanula«). Bei einem Marktbild kommt es ihm nicht darauf an, genrehast zu erzählen, etwa wie gefeilscht wird, welche Typen sich im Gewühle drängen, sondern es ist ihm nur zu tun um die bunte Oberfläche dieses heiter bewegten Handels. Denn er sieht auch im Werttag das Festliche. Und Schmutz und Sonntag sind ihm auch die Kinder. Der »Kinderfestzug« (den nun eine Marauer Schule besetzt) ist nur ein Glied aus einem Reigen ähnlicher Stücke. Hier feiert der Marauer das Festliche an sich; ihm ist dieser Tag, zu dem Männer alljährlich von weither heimkommen, ein Symbol für alles, was Feiern heißt, was kindliches Abtun aller Verknüpfungen mit Werk- und Alltag ist. Frohsinn ohne Gestern und Morgen. Ganz hell sind diese Bilder: Kinder in der

Straße, Kinder in der Allee, Kinder unter Bäumen. In immer neuen Fassungen sucht er zu umschreiben, was Kind ist: das Leichte, Blumenverwandte, Blonde, das Unverpflichtete und immer irgendwie erregt Festliche und auch mit dem Alltag Spielende. An den »Tanzenden Kindern unter Bäumen« wird es besonders deutlich, worauf Wpler im Innersten ausgeht: es ist nicht die Bewegung, auch nicht die Erzählung, sondern einfach der Zustand in der farbigen Erscheinung. Denn gerade das Motiv des Tanzes hätte es gestattet, ein Bild nach dem linearen Rhythmus zu gestalten. Das ist vermieden worden. Die Gruppen sind so verteilt, daß ein Ruhezustand eintritt, nicht so, daß das Auge nach einer Melodie durch das Bild geleitet wird. Auch die



Markttubie



Kinderfestzug in Aarau

Sonnenfleden sprechen im gleichen Sinn. Sie heben jede lineare Betonttheit auf, fangen die einzelnen Gruppen in die Maschen eines Netzes von Luft und Sonne. Alles ist gleichwertig: Laub der Bäume, Licht, ahnungsvolle Ferne und Jungmädchenbasein. Und so ist es auch mit dem »Blumenstrauß mit Figur«: Weben in Daseinsgenügen und Gegenwartszone ist darin, die gelben Blumen und die Frau sind im gleichen zitternden Licht einen zeit- und grenzenvergessenden Augenblick lang gleichen pflanzenhaften Wesens.

Es überrascht nicht, daß diese Werke in der Schule der Berge entstanden sind, die am reinsten Zustand geworden sind. Sie zeigen ein immer weiteres Fortschreiten zu Gegenständlichkeit und einfachem Ausdruck des Seins. Im »Sommertag« ist der Akt ganz ruhig hingebreitet, klar alle Akzente des Körpers. Der Raum schichtet sich in einfachen Parallelen hintereinander; das Lager zuerst, dann der Leib der Frau und

weiter das Fenster und die ebenmäßig verlaufenden Höhenlinien. Von gleicher Breite ist der Raum rechts und links des Ausblicks, der beiderseits von Buschwerk gerahmt ist; keine Überschneidung. Alles scheint im Augenblicksgefühl des hohen Sommers zu sagen: Wie einfach ist doch das Leben! Aus ähnlicher Stimmung heraus ist eine größere Komposition im Wurf, das alte Motiv vom Menschenleib und den Elementen: »Die Badenden«. Auf einem lithographierten Blatt steht die erste Erfindung; Aquarellskizzen halten die farbige Stimmung eines durchglühten Sommertages fest, und lebensgroße Akte mit perlmutterfarbenen schimmernden Leibern bilden die Einzelstudien. Die Komposition, auf der ersten Stiftskizze noch stark rhythmisch bewegt, in der Steinzeichnung schon gehaltener, soll im großen Bild noch ruhiger werden. Die mittlere geneigte Figur weicht einer stehenden; auch hier soll also nicht Bewegung oder Vorhang dargestellt, son-



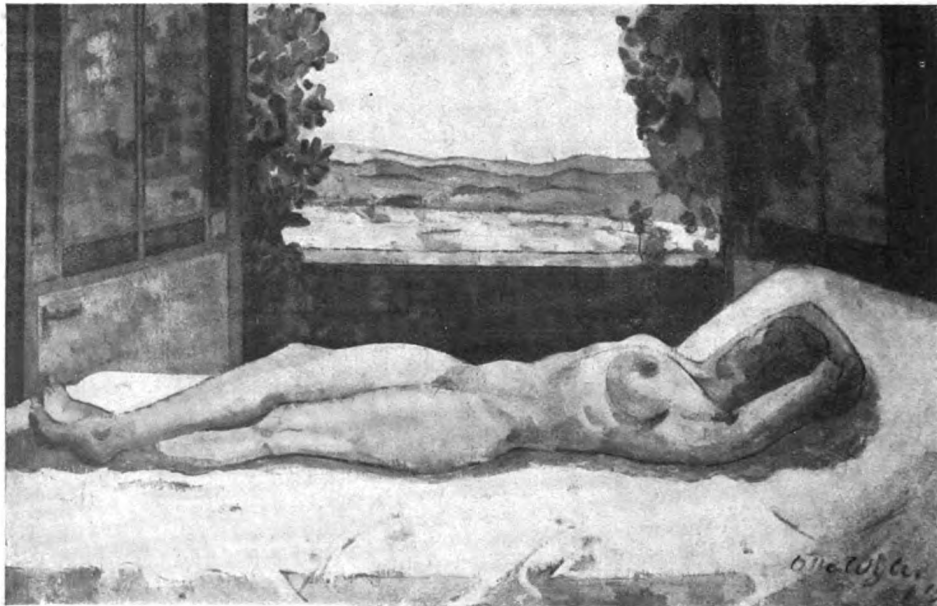
bern Eindruck Zuständlichen Seins gesucht werden.

Der Schritt von der Figur zum Bildnis, von der Erscheinung zur inneren Gestalt ist nicht leicht für einen Künstler, der so sehr vom Reiz der Oberfläche gefangen ist. Das Bildnis des Fräuleins St. mag etwa in der Mitte stehen zwischen der »Frau mit dem Blumenstrauß« und Else Berna. Es lebt von dem rein malerischen Vergnügen an zarten gelbgrünen und rosa Tönen, die immerhin etwas über einen empfindsamen Menschen auszusagen vermögen. Else Berna ist mehr von der Form her gestaltet. Das Bild ist vornehm und repräsentativ in einem guten Sinn. Im Äußeren ist aperçuhafte Darstellung eines flüchtigen Eindruckes durchaus vermieden, die Formen sind zu Übersichtlichkeit und Einfachheit zusammengefaßt. Wem die Hände posiert erscheinen — aber Pose ist erlaubt bei einer darstellenden Künstlerin —, der beachte die feine Kaprice um den Mund und — lieber noch — das wissende Leid in den Höhlen der Augen.

Von hier wird vielleicht die Entwicklung des Künstlers weitergehen. Die vollkommene

Beherrschung der farbigen Oberfläche ist ein Weg und nicht ein Ziel. Es ist aber dem Maler zuträglicher, von außen nach innen schaffend zu beginnen, als umgekehrt. Denn durch das Auge geht er zum Sinn des Lebens. Wer große seelische Ereignisse gestalten will, bevor ihm die äußere Bewältigung der Umwelt gelungen ist, läuft leicht Gefahr, in der Gestaltung blutlos zu bleiben und in der Allegorie zu enden. Wer sich dagegen bescheidet, der wächst allmählich in die Welt hinein, vermag die Erscheinung seelisch leichter zu füllen und mit ihr innerlich zu wachsen.

Von der großen Figurenkomposition des Neunzehnjährigen, »Frühling«, die in der Münchner Sezessionsausstellung einen Ehrenplatz bekommen hatte, sagte Hauke das kluge Wort: »So etwas malt man mit zwanzig Jahren oder mit vierzig«. Wylser wird dies wohl wahr machen. »Die Badenden« zeigen, wo er wieder anknüpft. Was früher der Unbekümmertheit zufiel, wird dann der Sicherheit gelingen, gelassenes Austragen den jugendlichen Schwung ersetzen und eine dichtere Form vollkommener Träger der Idee sein können.

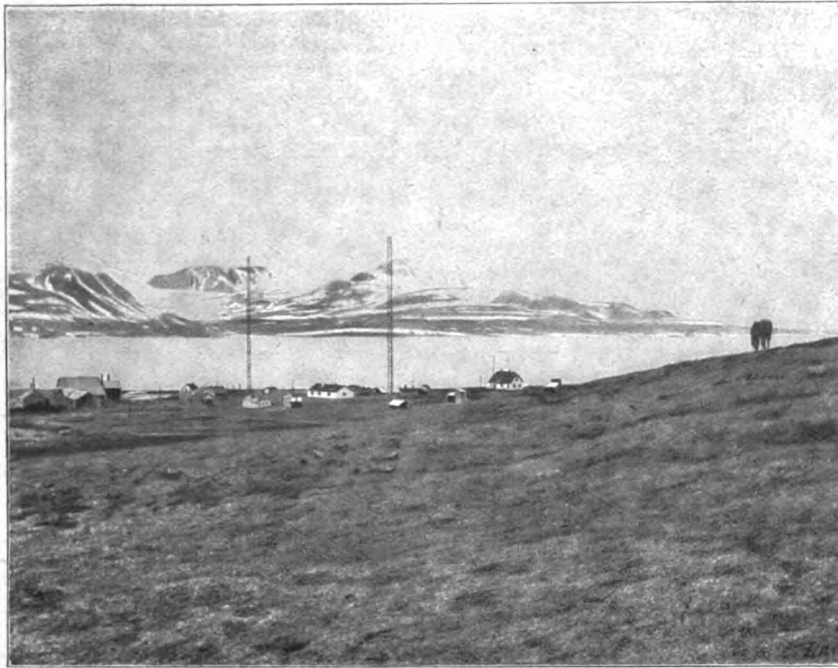


Ein Sommermorgen



Otto Wyler: Tanzende Mädchen unter Bäumen





Telegraphen- und Walfangstation in Green Harbour

## Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

### Von Hammerfest zur Väreninsel

Von Fridtjof Nansen

**I**m Abend des 8. Juli verließen wir den letzten norwegischen Hafen. Vor uns lagen das Meer und die Eiswelt. Das graugräuliche Wetter hatte sich etwas aufgehellt, aber noch hing der Nebel über den Bergen im Land. Die Meeresfläche wölbte sich unter dem Nebelbach weit hinaus. Eine leichte Brise von Nordost, die Segel wurden gesetzt und die Väreninsel gerade angesteuert.

Wache um Wache, Horizont um Horizont ging es vorwärts über die immer gleiche Wasserfläche — die ganze Nacht, den nächsten Tag und wieder die Nacht — immer der gleiche Kurs unter Segel und unter dem einförmigen Puff-Puff des Motors. Nur der Eissturmvogel, der ein Stück vom Lande ab zu uns stieß, war von nun an unser beständiger schweigender Begleiter, dieses ewige graue schwebende Rätsel.

So manche Wache habe ich am Ruder

geessen und habe über den Flug dieses Vogels nachgedacht, wenn er auf steifen Schwingen lautlos über die wogende Fläche schwebte, hinauf über die Rämme, hinab in die Wellentäler, und wieder hinauf über den nächsten Kamm, ohne einen Flügelschlag, immer gleich fern, gleich teilnahmslos — ohne Seele. Es scheint, als habe er die Schwerkraft aufgehoben.

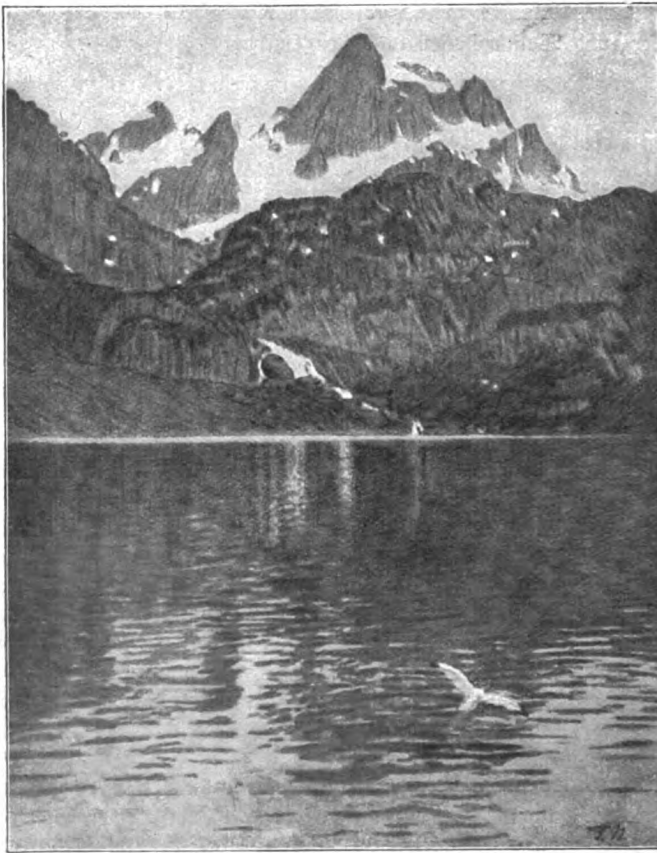
Sie und da der klagende Schrei einer Dreizehnmöwe, die von einer Raubmöwe verfolgt wird; mitfühlend folgt das Auge dem leichten eleganten Flug dieses Freundes aus früheren Jahren. In so mancher einsamen Stunde im Eis des hohen Nordens war sie mir die einzige muntere Botin von Leben und Sommer.

Als ich am Mittag des nächsten Tages (10. Juli) an Deck kam, um meine Wache zu übernehmen, fragte ich im Scherz Olaves und Jakobsen, die die andre Wache hatten: „Nun, seht ihr Land?“

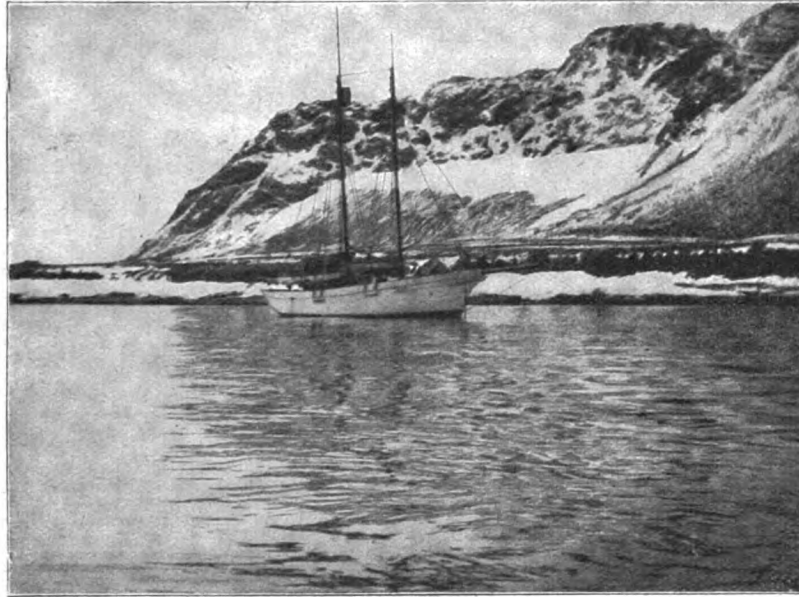


Aber wir waren nicht weit gekommen, als sich ein dichter, grauweißer Nebelschleier langsam über den westlichen Gipfel legte. In einem wagerechten schmalen Band breitete er sich nach Osten aus. Er verschwand und kam wieder. Aber dann wälzte sich, ge-

Wir hielten süblich herum und in den Sübhafen hinein. Unter hohen Felswänden ging es vorwärts; ihre Vorprünge waren bis zur Höhe hinauf mit Tausenden von Affen besetzt, die wie Wolken auf uns herabfielen. Schwere Dünung brandete im starken Strom unter der Sübspitze, und »Beslemöy« hob und senkte sich in den Brechern in dem unbekannten Fahrwasser, während wir schäumend in die ruhige Bucht einfuhren, wo das Wasser grün war und senkrechte dunkle Felswände uns auf allen Seiten umgaben.



## Im Trollfjord



Auf der Ostseite des Smeerenburgfjords

»Da steht ein Haus!« riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit. Und hoch oben am Rande der Felswand, tieft drinnen in der Bucht lag eine graue Hütte — wunderbar einsam in dieser öden Umgebung. Das mußte die ehemalige Residenz Lernalers sein, dieses seltsamen Deutschen, der sich zum Herrscher über diese Nebelinsel ausgerufen hatte.

Wir glitten weiter nach dem inneren Ende der Bucht. Es wurde gelotet — sechs Faden, fünf Faden, vier Faden.

»Fallen Anker!«

Rasselnd fuhr der Anker in den Grund, und da lag »Veslemön«, eine weißgestrichene Nußschale zwischen den hohen grauen nackten Felswänden, die die Bucht auf drei Seiten umschließen, während sie nach Süden sich nach dem Meer öffnet.

Nicht ein grünes Fleckchen, nicht der Gedanke eines Lächelns unter diesem Nebeldach. Die Dünung rollte vom Meer da draußen herein, brach sich an dem schmalen Strand am Fuß der Felswände und bonnetierte weißschäumend in die schwarzen Höhlen hinein.

An einer Stelle stürzte hoch oben ein

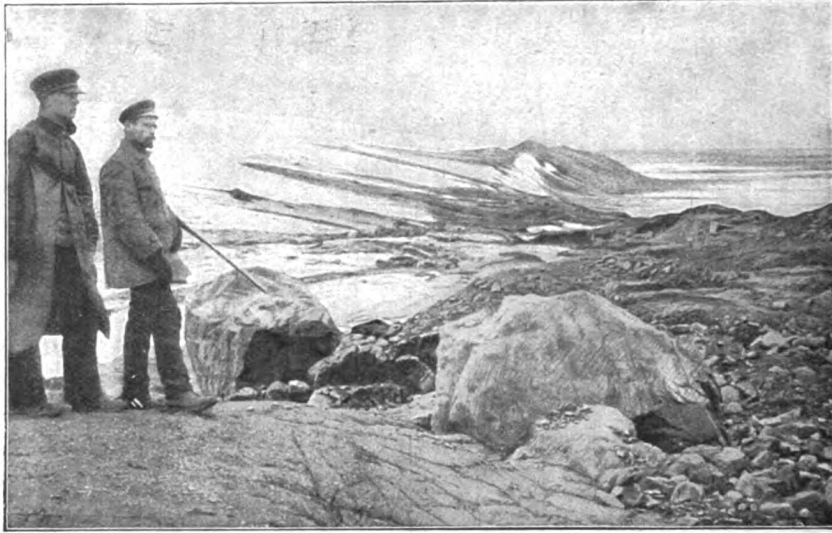
Bach über die Felskante herab, aber er wurde zu Staub, ehe er die See erreichte.

Welch ein ödes, verlassenes Nebelland! Eine tote Welt in Ruinen.

Die verwitterten Wände steigen mit Spalten, Ranten und Absätzen aus der Brandung mehrere hundert Meter senkrecht empor bis zum Rand der alten Landschaft hoch oben, in die das Meer sich hineingearbeitet hat. Davor liegt die lange schmale Möweninsel mit den gleichen senkrechten Wänden — auch dort oben die alte ebene Landschaft — eine Ruine des früheren Landes, mit dem das Meer und die Zeit noch nicht ganz fertig geworden sind.

Das Leben hier sind die Tausende von Vögeln, die bis oben hinauf an den Wänden haufen, auf Vorsprüngen und in den Ritzen, die lärmenden, schwarzrückigen Alke mit der weißen Brust, die dasitzen wie Flaschen in Reihen, und die schweigenden grauen Eissturmvögel. Zu oberst sitzt die große Mantelmöwe, der »Bürgermeister«, würdig und ruhig.

Schwärme von Vögeln freisen um die Rämme da oben wie dunkle Wolken, in



Gröndahl und Käre am Rand des Murrangletschers

ihre unaufhörlichen Jagd von und nach den Brutplätzen.

Das Geschrei der Affe wetteifert mit dem Donnern der Brandung am Fuß der Wände.

Über auch dieses verlassene Land hat mildere Zeiten gesehen. Vor vielen Millionen Jahren wuchsen hier unter der lebenspendenden Sonne eines warmen Klimas mächtige Wälder von unbekannten Bäumen entschwundener Zeiten. Wir finden die Reste davon als Kohlschichten in den Tiefen der Berge und fördern sie ans Tageslicht, um die aufgestapelte Wärme frei zu machen als Ersatz für die, die uns die Sonne hier im Norden nicht mehr geben will.

Wir brauchen Wasser für unsern Bolindermotor, der die liebenswürdige Eigenschaft hat, ungefähr ebenso viel Wasser wie Petroleum zu trinken.

Also das Boot aufs Wasser und an Land,  
um zu sehen, was sich findet, und dann  
weiter! Hier ladet nichts zum Bleiben ein.

Wir landeten am Strand unter der Hütte; aber kein Weg war zu sehen, der die steile Bergwand hinaufführte. Wir kamen ein Stück weit hinauf, aber dann wurde es zu steil, und das Gestein war so locker, daß es einem beständig unter den Füßen wich.

An einer andern Stelle hing ein doppel-

tes Drahtseil hoch oben von einer Leiter in der Nähe des Randes herunter. Wohl die Reste der Himmelsleiter des Deutschen. Es wäre vielleicht möglich gewesen, da hinaufzuleitern; aber zu welchem Zweck? Wasser konnten wir ja auf diesem Weg nicht hinunterschaffen.

Wir gingen zurück ins Boot und ruderten an den Felswänden entlang mit ihren Höhlen am Fuß und den Affen überall darüber. Von dem Bach, der von oben herabsiel, blieb nicht einmal so viel übrig, daß wir davon einen Eimer füllen konnten.

So ruderten wir an Bord und heizten an, um weiterzufahren. Unterdeß drang der Nebel, dicht wie eine Mauer, von draußen herein. Wir kamen nicht weiter als bis zur Mündung der Bucht und schossen eine Anzahl Alke, die an uns vorbei aus- und einflogen. Währenddem legte sich der Nebel so dicht um uns herum, daß wir nicht einmal das Land auf beiden Seiten der Fjordöffnung sehen konnten. Wir mußten wieder hinein und für die Nacht vor Anker gehen.

11. Juli 1912.

Am nächsten Morgen war es einigermaßen fichtig. Wir segelten rund um die Landspitze nach dem nördlich gelegenen Walroßhafen. Hier standen im Lande drin



Virgohafen mit Wellmans Haus

große Häuser. Es war die aufgegebene Station des bekannten Walfängers M. Ingebrigtsen, der sich hier einige Jahre aufgehalten hatte.

Walroßhafen ist eine leichte Bucht mit nur drei oder vier Faden Wasser. Auf der Südseite Felswände mit tiefen Höhlen. Am Bach im Inneren der Bucht gute Gelegenheit zum Wasserfassen. Aber als Hafen kann man die Bucht eigentlich nicht bezeichnen; sie ist nach Osten offen, so daß Eis hineintreiben kann, und östlicher Sturm muß schweren Seegang verursachen, wenn das Meer draußen eisfrei ist.

Während die andern am Bach Wasser holten, machten Gröndahl, Rare und ich einen Ausflug ins Innere der Insel.

Eine flachwellige, nackte Felsebene, von einer lodernen Erdschicht bedeckt. Mit ihren abgerundeten Formen erinnert diese Landschaft nicht wenig an Schetland. Aber sie ist unglaublich öde und unwirtlich. Ich habe in den nördlichen Himmelsstrichen keine Gegenb gefunden, die ärmer an Pflanzenleben wäre, es müßte denn sein, daß die vulkanischen Aschenebenen auf Jan Mayen noch unfruchtbarer wären. Nur hier und da sah man eine Blume oder eine armselige Pflanze, die sich in den Ritzen rund um die Rauten festgeklemmt hatte, in die der aus loderner

Erde bestehende artfische Boden sich abteilen pflegt. Sonst lag die Oberfläche des Erdbodens völlig grau und nackt da ...

Ein charakteristischer Zug der Oberfläche des weitaus größten Teils der Bäreninsel ist ihr loderes Gefüge. Der Grund dafür liegt in ihrem Aufbau aus weichen Gesteinen, Kalkstein (Dolomit), Sandstein und verschiedenen weichen Schiefen, die in diesem rauhen Klima, wo der Frost eine so starke Wirkung hat, alle mehr oder minder leicht zersprengt werden und verwittern.

Indem diese weichen, oft breiartigen, mit Grus und kleinen Steinen durchsetzten Erdschichten die Neigung haben, die Abhänge hinab- und in alle Senkungen hineinzufließen, werden sie hier leicht mächtigere Decken bilden und das darunterliegende Gestein vor den Wirkungen des Frostes schützen. Die höher gelegenen Teile dagegen, von denen sie abfließen, werden beständig bloßgelegt und sind den Frostwirkungen mehr ausgesetzt.

Auf diese Weise haben Frost und Verwitterung die Neigung, die Oberfläche dieses Landes einzuebnen, anstatt die Unebenheiten zu vergrößern. Es kann dies zum Teil erklären, daß mit einer einzigen Ausnahme, dem Ymertal, auf der ganzen Insel kein wirkliches Tal entstanden ist.



Noch oben fanden wir ein Holzkreuz vom Grab eines Robbenfängers: »Martin Olsen, Vardö, geboren 1876, gestorben 17. Mai 1911.« Also erst vom vorigen Jahr, und schon lag es oben mitten auf der Bergebene und mußte vom Grab irgendwo am Strande dort hinaufgeweht worden sein.

Das war die Wirkung einer andern Macht, die Bedeutung für die Oberfläche dieses nackten Landes hat: des Sturmes. Denn hier geht ein starker Wind, namentlich wenn der Sturm im Herbst und Winter mit voller Gewalt einsetzt und alles Bewegliche mit sich fortreißt. Es gibt für den Wind wahrscheinlich nicht viel Staub und Grus auf dem nassen oder gefrorenen Erdboden wegzufegen; der Schnee, der von allen dem Wind ausgelegten Rämmen und Abhängen weggeweht wird, nimmt sie mit sich fort. Der Schnee hat zu wenig Schutz vor dem Wind, um auf dieser abgerundeten Oberfläche tiefe Schneewehen zu bilden.

Dies dürfte die Erklärung dafür sein, daß es auf der Insel keine Gletscher gibt, ja nicht einmal größere Schneefelder, obwohl die verhältnismäßig starken Niederschläge und die niedrige Jahrestemperatur gute Bedingungen dafür bieten müßten...

Wir wanderten die »Chaussee« hinauf zum Palais Lerner's.

Was für ein Einfall, so einen Weg hier in dieser Einöde anzulegen! Er endete im Nichts, über der Felswand, an der wir am Abend vorher den Aufstieg versucht hatten. Ein Sinnbild für das ganze Unternehmen dieses Mannes.

Der Journalist Theodor Lerner hatte offenbar Lust bekommen, Großgrundbesitzer zu sein. Zum erstenmal kam er im Jahre 1898 hierher und stellte Pfähle und Steine mit den deutschen Farben rings um ein kleines Stück Land auf, hier oben am Rande des Abgrundes. Es war ganz wertlos, beherrschte aber beide Aufgänge, den vom Südhafen wie den vom Walroßhafen. Er brachte ein Plakat an mit der Inschrift »Privateigentum der deutschen Staatsangehörigen Theod. Lerner und Hugo Rüdiger. 13. Juni 1898«.

Im Juni 1899 kam Lerner wieder und nahm nun den größten Teil der Insel in Besitz, unter anderm alle Häfen, die einigermaßen brauchbar waren, und alle Plätze mit den zugänglichsten Koblenschichten. Alles

miteinander war »Deutsches Privateigentum« geworden, in Besitz genommen von ihm, dem »deutschen Staatsangehörigen Theodor Lerner aus Linz am Rhein«.

Interessant ist der Zweck, den seine Proklamation angibt: Ausnützung (des Landes) für Bergbau, Fischerei und Jagd, hauptsächlich Trantierjagd. »Für diese dem deutschen Reichskanzler angezeigte Erwerbung, sowie für alle Rechte auf Land und Wasser, besonders die Häfen, wird der Schutz des Deutschen Reichs in Anspruch genommen.«

Von Trantieren ist in jüngerer Zeit nichts Nennenswertes auf der Insel gewesen. In alter Zeit gingen hier Massen von Walrossen an Land; aber jetzt sind sie in diesen Gewässern ausgerottet. Und was es an Seehunden und Walen gibt, hält sich im Meer und im Treibeis auf. Lerner's Absicht mußte wohl sein, seine Herrschaft auch über das Meer auszudehnen, wenn ihm auch vorläufig noch eine Flotte mangelte, um sie aufrechtzuerhalten.

Einen ganzen Sommer lang regierte Lerner als Alleinherrscher auf der Insel. Mit drei Trabanten, alle mit Magazingewehren bewaffnet, er selbst obendrein mit einer Mauserpistole, zog er als gewaltiger Krieger in seinem Reich umher und fiel drohend alle an, die dort ankerten oder sich unterstanden, den Fuß an Land zu setzen...

Aber Lerner's Triumphe gingen über die Vertreibung frieblicher Gangmänner und Reisender hinaus. Er überwand auch einen russischen Kreuzer. Die russische Regierung, unbekannt aus welchem Grunde, vielleicht aus Furcht vor der neuen Lerner'schen Großmacht, sandte im Juli 1899, um die russische Flagge zu hissen, den Kreuzer »Swetljana« unter Kapitän Albaza nach der Insel, wo sich Reste alter russischer Niederlassungen befanden. Der Kreuzer kam am 21. Juli nach dem Ruffenhafen, nördlich vom Walroßhafen, wo es Spuren alter russischer Hütten gibt. Kapitän Albaza wollte hier die russische Flagge hissen.

Aber Lerner kam mit seinen drei Trabanten herangestürmt, bis an die Zähne bewaffnet, und drohte mit den ernstesten Folgen, falls die Flagge gehißt würde.

Es kam nicht zu einer »direkten Aktion«. Aber die Verhandlungen endeten damit, daß die Russen abzogen, ohne die Flagge zu hissen, wieder an Bord gingen und nach der

Nordseite der Insel führen, fort aus Verners Herrschaftsbereich. Sie fanden dort ein Paar russische Stiefel an einem Skelett in einem Grab und hißten hier die russische Flagge.

Ja selbst seinen eignen Landsleuten gegenüber war Verner der grausame Tyrann. Eine deutsche Fischerei- und Walfangexpedition, die sogar vom »Deutschen Seefischerei-Verein« ausgesandt war, kam schon im Jahr 1898 in dem alten Kriegsschiff »Olga« nach der Insel. Im Südhafen und im Walroghafen, den sie übrigens »Olghafen« nannten, errichteten sie zwei kleine Häuser, zwei Meter im Geviert, und nannten sie »Station des Deutschen Seefischerei-Vereins«.

Als die Expedition nächstes Jahr wiederkam, fand sie ihre zwei stolzen Stationen von Verner beschlagnahmt und die Häfen unzugänglich infolge seiner Magazingewehre. Sie mußte sich nach dem Nordhafen im Norden der Insel zurückziehen, der dem offenen Meer ausgesetzt ist.

Aber selbst hier kam es zu Scharmühen, als die bergbaukundigen Teilnehmer der Expedition die kohlenführenden Schichten innerhalb Verners Landesgrenzen untersuchen wollten.

So regierte dieser rührige Fürst mit harter Hand. Ein Lichtpunkt ist jedoch hervorzuheben. Als die schwedische Expedition unter Leitung von Joh. G. Andersson im Juli 1899 nach der Insel kam, erhielt sie die

Erlaubnis, sich dort aufzuhalten, unter der Bedingung, daß sie sich auf wissenschaftliche Untersuchungen beschränkte. Wie alle großen Herrscher der Geschichte, wollte selbstverständlich auch Verner Kunst und Wissenschaft beschützen.

Inzwischen war der Gedanke aufgetaucht, mit dem Abbau der Kohle im Reich zu beginnen, und es kam ein Grubeningenieur mit Arbeitern und nahm wirklich Untersuchungen vor. Verner wollte selber den Winter über dableiben und die Geschäfte der Regierung wahrnehmen.

Aber als es Ernst wurde, scheint der Winter im Eismeer dem mutigen Mann mehr Schreden eingeflößt zu haben als selbst die Kanonen eines russischen Kreuzers und als der Deutsche Seefischerei-Verein. Im August brach er plötzlich auf und reiste nach Deutschland zurück. Er hoffte, seine Leute könnten sich auch ohne ihn über den Winter forthelfen. Aber siehe da, das konnten sie nicht, und im Oktober wurden auch sie heimgeholt.

So ging es zu, daß der »Rebelfürst« sein Reich nach mehr als zweimonatiger glanzvoller Regierung wieder verlor.

Und nun stand dieses Hüttchen da oben so unsäglich vereinsamt am Rand des jähen Absturzes. Mit seinen eingeschlagenen Fenstern und den aus den Angeln gerissenen Türen bot es nicht gerade ein großes Bild von dem mächtigen Herrscher.

Dies ist in Text und Bildern eine Probe aus dem bei Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Buch »Spitzbergen« von Fridtjof Nansen (328 Seiten mit 180 Abbildungen, Karten und Skizzen nach Zeichnungen des Verfassers; geb. 70 M.). Das Stück ist mitten aus dem Zusammenhang herausgegriffen, aber auch in seiner Vereinzelung legt es Zeugnis ab von der glänzenden Darstellungs- und Erzählergabe des norwegischen Reisenden und gibt einen Vorgesmack von der bildhaften Anschaulichkeit und der dramatischen Spannung, die, wie schon Nansens früheste und berühmteste, so auch diese seine jüngste und — verhältnismäßig! — bedeutendste Reiseschilderung auszeichnen.

## In schwerer Zeit

Und legt auf dich sich Last um Last,  
Trag weiter, Herz, ohn' Ende.  
Du weißt nicht, wieviel Raum du hast,  
Zu speichern Leid wie Spende.

Auf pfostensteilen Schultern trag  
An Ketten tief die Schalen,  
Die dir der nie erschöpfte Tag  
Zum Rand gefüllt mit Qualen.

Es kommt ein zauberischer Strom  
Einmal, das Joch zu schmelzen.  
Und Eisen wird sich als Phantom  
Von deiner Stirne wälzen.

Dann baut dir auch auf steinigem Grat  
Das Leid noch Fruchtgelände,  
Und es entschäumt der Born der Tat  
Den Schalen deiner Hände.

Willibald Krain

# Himmelgarten

Roman eines bürgerlichen Hauses  
Von Agnes Harder

V (Schluß)

Es wurde ein unruhiger Sommer. Lisbet war froh, daß Walt wirklich nach Oxford gegangen war.

In den Himmelgarten war ein Kuddud gekommen und hatte sein Ei in das Grasmüden-nest gelegt. Da gab es Sorge genug, als das junge Ziehkind nacheinander die eignen verdrängte und hinauswarf. Oba und Herbert standen immer wieder vor dem Nest und nahmen die nackten Grasmüden von der Erde auf. Es war, als wollte die Natur ein Gleichnis geben. Alles war zum Zerreißen gespannt. Zuweißen kam Dutta tagelang nicht in den Himmelgarten. Dann ging Boß hinüber in die Mühle, und wenn er dann zurückkam und Lisbet und ihr Bruder saßen unter dem Walnußbaum und Hanna Könnede mit ihrem Vater war vielleicht aus der Stadt gekommen und saß bei ihnen, dann sah er aschfahl aus und gab zerstreute Antworten. Sein Werk war im Druck. Die Korrekturbogen kamen. Er hatte viel Arbeit, und bis in die Nacht brannte die Lampe in seinem Zimmer. Sein Schlaf war kurz und unruhig. Früh stand er auf und sah hinüber nach dem Osning, zum Hermannsdenkmal. War er noch wert, seine ganze Seele an seine Arbeit zu setzen? War er noch wahr mit sich selber? Er gab sich keine Antwort mehr auf solche Fragen. Er lebte im Kampf mit seiner Leidenschaft, uneins und zerrissen.

»Ich lasse sie nicht,« sagte er sich selbst. »Ich kann die Hand nicht öffnen, ich kann es nicht.«

In der Stadt garte es. Ein Streif folgte dem andern. Kurze Kraftproben, die immer wieder beigelegt wurden. Ernst wurde es in der Fabrik von Könnede. Könnede gab nicht nach. Lieber schloß er sein Werk. Es waren Fehrbredner aus dem Ruhrgebiet gekommen. Jeden Tag gingen die Arbeiter in Versammlungen. Heine Jordan war der Wortführer der Jugend. Karl war auf dem Seminar. Er hatte einen glücklichen Brief an Herbert geschrieben. Zu den großen Ferien im August kam er nach Hause. Herbert war mit dem Brief hinübergegangen, mit der Mutter zu sprechen. Aber er hatte sie wortkarg und ablehnend gefunden. Es war ja ganz schön, daß Karl Lehrer wurde. Bei seinem schwachen Körper war es ja wohl das Beste. Wenigstens stünde er dann auf eignen Füßen und brauchte keine Wohltaten mehr anzunehmen.

Herbert war nicht verlegt. Er dachte an die Verbitterung der Frau. »Es sind keine Wohl-

taten, Mutter Jordan. Das ist selbstverständlich.«

»Es müßte selbstverständlich sein,« sagte sie scharf. »Es hat keiner das Recht, mehr zu haben als der andre. Man müßte nehmen dürfen, was man braucht. Das habe ich immer gesagt.«

»Wenn alle Menschen rechtschaffen wären wie Sie, Mutter Jordan, dann ging's vielleicht. Aber Sie wissen ja, daß sie das nicht sind.«

»Jetzt ist der junge Herr groß. Jetzt redet er ganz anders als damals, als er mit dem heiligen Franz hier ins Haus kam. Rechtschaffen oder nicht, das ist gleich. Sind auch nicht alle rechtschaffen, die mit silbernen Löffeln essen.«

In diesem Augenblick ging Dutta an den Arbeiterhäusern vorbei nach der Stadt. Sie war wie immer nach der letzten Mode gekleidet. Ein paar Kinder mochten sie gegrüßt haben. Sie nickte flüchtig mit dem Kopf. Die Frau sah ihr nach.

»Es ist schon so, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushadt. Das haben wir auch gelernt. Bei Könnede wird durchgehalten. Von überall strömt das Geld in die Streikasse. Heine ist Führer, der weiß, was er will.« Sie sah gehässig auf den Hund, der Herbert begleitete. »Ich weiß wohl, was mancher von den Reichen gern möchte, wenn er sich auch anders stellt. Ich kann das nicht so in Sätze bringen wie der Junge. Der hat alles gelesen, was die Arbeiter von heutzutage wissen müssen. Der pfeift ein ander Lied.«

Betrübt ging Herbert fort. —

Jedesmal, wenn einer der flüchtigen Briefe von Walt kam, brannte das Heimweh aus den Worten. Er konnte die Ferien gar nicht erwarten. Lisbet und Herbert lasen die Briefe meist zusammen. Sie hatten ein Vertrauensend im türkischen Zimmer, unter dem alten Gebet-teppich. Da lag nun der Bogen mit den großen kantigen Buchstaben auf Lisbets Schoß, und ihre Hände, die ihn glätteten, zitterten ein wenig.

»Ich hätte es nie von Walt gedacht,« sagte Herbert leise. Er sagte nicht, was. Sie wußten es beide. »Er kennt sie doch von klein auf und weiß, wie schlecht sie ist. Und Boß ist doch unser Freund.«

»Sie ist nur ein Triebwesen, Herbert. Du darfst an sie keinen sittlichen Maßstab anlegen. Sie weiß nicht, was gut und böse ist; nur was verboten und erlaubt ist.«



Paul Plontke:

Marietta





»Aber Walt weiß es. Darum sind seine Briefe zum erstenmal zerquält und ohne Harmonie. Tutta darf uns doch Walt nicht verderben, Mutter. Du mußt mit ihm reden, wenn er kommt.«

»Neben?« Lisbet sah in die reinen Augen Herberts. Würde er das je verstehen? Raum. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern. »Mein lieber Junge! Walt muß hindurch durch dieses Feuer. Es hilft nichts. Und wenn er sich seinen blonden Schopf versengt. Laß ihn kommen. So oder so, wir müssen wieder reine Luft haben in Himmelparten.« —

Um diese Zeit kam ein Brief von Herrn von Altrod, der von Schloß Altrod datiert war.

»Ich bin daheim, Frau Lisbet, und will daheim bleiben. Ich bin durch mein altes Schloß gegangen und habe gehorcht, ob die Vergangenheit mich ruhe. Aber ich hörte nur die Stimmen der Zukunft. Die hat mich ja auch aus Ägypten gelockt. Ich bin bei Schwarz gewesen, und er hat gesagt, für den Sommer geht's, im Herbst solle ich machen, daß ich nach Kairo zurückkäme. Ob ich jeden Wind fürchten wolle wie ein offenes Licht? Ich will's aber. Eins hat mir die Halle gesagt mit den alten Rüstungen, mit den Kronen und den Fähnlein und den Lanzen an den Wänden: Auch seiner Gesundheit muß man trogen, wenn man sie erobern will! Es ist plötzlich keine Verlockung mehr für mich, mir ein paar Jahre zuzulegen, dadurch daß ich mich in der Wüste vertriebe wie die alten Einsiedler. Das war ganz gut, solange das Leben keine Versuchungen für mich hatte. Nun ist's anders geworden. Sie wissen, warum. Sie waren ja selbst die große Versuchung, die in jene flammende Einsamkeit trat, nur daß der Gedanke an Sie nicht Sünde ist, sondern Leben, Kraft und Gesundheit. Ich will sehen, wie ich diesen Winter überstehe, Frau Lisbet. Er ist das Entscheidende. Vergessen Sie mich nicht und schicken Sie zuweilen Ihre Gedanken über die Wälder hinaus.«

Zu tun gibt es genug. Mein Verwalter wundert sich, daß ich nicht nur als Herr leben, sondern auch als Herr arbeiten will. Die Nachbarn betrachten mich wie einen von den Toten Auferstandenen. Wenn ich jünger wäre, würden sie mir den Namen des Jünglings von Nain geben. Ich denke oft an jenes Wort: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Ich wünschte, es wäre früher erklingen. Verstehen Sie mich?« —

Ja, Lisbet verstand ihn. Voll und stark schlug ihr Herz und füllte sie mit einer Freubigkeit, die sie alle Unannehmlichkeiten dieses Sommers und die gereizten Stimmungen tragen ließ. Josias wäre ohne sie nicht ausgekommen. Denn nun begann es auch bei ihm zu kriseln. Gerade als Walt erwartet wurde, war eine Art Kriegszustand ausgebrochen. Überall in der Stadt

hatten die Schornsteine aufgehört zu rauchen. Josias war beständig auf Sitzungen der Arbeitgeber, die Könnede leitete, während die Arbeitnehmer Tag und Nacht Versammlungen hatten. Hanna Könnede trug den Kopf hoch, wenn sie in den Himmelparten kam. Aber Tutta war furchtsam. Sie ging nicht mehr an den Arbeiterhäusern vorbei, sondern benutzte den Ausgang durch den Himmelparten und brachte all ihre kleinen Kostbarkeiten in einem Köscherchen auf die Bank.

»Am besten wäre es, ich führe nach Rio. Ich überlege täglich, ob ich nicht ein Telegramm schide, das meine Ankunft meldet.«

»So tu's,« sagte Lisbet ernst.

»Dann wäret ihr mich los, meinst du? Der Kudud aus dem Grasmüdenneist ist ja auch glücklich ausgeflogen. Aber ich kann noch nicht fort. Noch nicht.« Ihre Augen gingen suchend durch den Garten und blieben an der Schaufel haften. Sie lächelte. »Ich habe ja Glück. Seine Jordan wird den roten Hahn erst auf die Mühle setzen, wenn ich fort bin.«

Als Lisbet an diesem Abend auf das Zimmer von Voh kam, fand sie den Freund am Fenster, dessen Flügel offen standen. Er hatte die Arme um das Fensterkreuz geschlungen und starrte hinüber zum Osning.

»Voh, ich glaube, Sie beneiden den Hermann.«

»Warum? Weil er der Hinterlist seiner Nächsten zum Opfer fiel?«

In den Worten lag alles. Das Geständnis war so schwerwiegend, daß Lisbet erschüttert schwieg.

»Warum nicht einen Irrtum einsehen,« fragte sie dann. »Wird euch Männern das so schwer?«

Er warf sich herum und stand plötzlich vor ihr. »Oh, Frau Lisbet, Sie haben die Leidenschaft lange begraben. Der stille Himmelparten liegt zwischen jetzt und einst, da führt keine Brücke hinüber.«

Sie legte die Hand auf seine Schulter. »Glauben Sie das, Erich Voh? Glauben Sie, das Herz macht es uns so leicht im Leben? Das verlangt sein Recht mit jedem Morgen neu. Die Zimmer unten, in denen noch die Erinnerung der Geschlechter hängt, die mehr daran gewöhnt waren, ihre Persönlichkeit in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und zurückzutreten vor den Forderungen ihres Ichs, sie wüßten manches zu erzählen. Es hängt mehr Sehnsucht in den türkischen Teppichen, als die schmalen Hände der Weberinnen Fäden hineinknoteten. Aber das Leben verlangt Mut im Nehmen und im Entsagen. Hermann schwingt sein Schwert nicht umsonst. Fertig müssen wir mit den Dingen werden, so oder so. Dene Einigkeit gibt uns Macht über uns selbst, die in Flammenschrift auf dem blühenden Stahl brüben steht, und die

gilt für das Ganze und für den Einzelnen. Herz und Willen müssen zusammengeschmiedet sein.»

Als sie gegangen war, schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte. Große Tropfen drangen durch seine Finger. Sie fielen auf die letzten Korrekturbogen seiner Arbeit. Hier war alles getan. Dieser Abschnitt seines Lebens war zu Ende. Ein neuer Weg in die Welt mußte eingeschlagen werden. Sollte er ihn allein gehen?

Am Vorabend von Walts Ankunft hatte Herbert Hanna Könneke nach Hause begleitet.

»Laß den Hund hier, Herbert. Die Leute sind so gereizt, daß sie ihn für eine Herausforderung halten. Am liebsten ginge ich allein. Ich möchte die Verantwortung für dich nicht übernehmen.«

»Fürchten Sie sich nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fürchte nur für meinen Vater. Er hat die benachbarte Garnison um Militär gebeten, und es ist irgendwie bekannt geworden. Als Antwort haben sie uns die Fenster eingeworfen.«

»Ich möchte so gern in eine ihrer Versammlungen. Es ist aber nicht möglich. Sie lassen mich nicht hinein. Sie tun, als ob ich ihr Feind sei. Aber nun kommt ja Karl Jordan endlich. Gerade als ob sich alles hier zusammenfinden muß. Der wird mir helfen. Den können sie doch nicht auch ausschließen. Wenn sie mich nur erst hören, dann ist alles gewonnen, glaube ich.«

»Da irrst du, Herbert. Verhegung ist wie Gift. Wenn es nicht gleich ausgebrannt werden kann, dann wirkt es tödlich.« Sie fühlte, wie sehr er unter dieser Entwidlung litt. Schlaflose Nächte standen auf seiner Stirn und im Ausdruck seiner Augen.

»Ich kann nicht müßig bleiben, Hanna. Ich wäre sonst ja wirklich nur ein Schwäger. Diese Wirtschaftskämpfe sind doch wie Kriege. Habe ich darum unter dem Hermann gestanden?«

Sie fand keine Antwort. Sie sah ihn wieder neben sich stehen und hörte, wie er Heine aufforderte, ihn zu rufen, wenn es Zeit sei. War es Zeit für ihn?

Als sie ins Haus ging, traf sie ihren Vater. »Morgen kommt das Militär.«

Sie ging mit ihm in sein Zimmer. Sie war jetzt hier heimisch. Die Vorhänge waren herabgelassen, die Scherben aufgelesen. In dem dümmrigen Raum setzte sie sich ihm gegenüber. Er war jetzt daran gewöhnt, sich mit ihr auszusprechen. Die Tante lebte in tausend Ängsten, versteckte das Silber und hätte am liebsten die Teppiche ausgerollt und fortgebracht. Jetzt hielt Hanna auch den Haushalt, und es zeigte sich, daß alles ihren Anordnungen willig folgte. Die Mädchen, die durch die Unruhe verwirrt und auffällig geworden waren, fügten sich. Eine, die

einen Bräutigam unter den Streikenden hatte, wurde von Hanna sofort entlassen. Die Gewohnheiten des Tages wurden nicht im mindesten geändert. Früher hatte Hanna oft darüber gespottet, welcher Wert in dem reichen Hause auf das Essen gelegt wurde. Jetzt hielt sie streng an der üblichen Speisenfolge. Als die Köchin sich weigerte, zum Fleischer zu gehen, weil am Markt gerade eine Zusammenkunft war, ging sie selbst und trug das Schweinefilet und den Kalbsnierenbraten ruhig durch die Menge, die das Trottoir besetzt hielt, in ihrem eleganten nachlässig angezogenen Foulardkleid trotz dem Korb so ganz eine der gebähten Reichen, die mit ihren kurzschichtigen Augen abwehrend auf die Menge saß.

»Wir haben also einen Kampf zu erwarten. Wo meinst du, daß er beginnen wird?«

»Hier oder in der Klostermühle. Ich würde dir vorschlagen, in den Himmelgarten zu ziehen. Der ist voraussichtlich sicher. Ich weiß aber, daß du bei mir bleibst.« Er sagte das sehr stolz. Sein Haus war nicht mehr einsam. »Wenn du mir versprichst, dich nicht unnötig auszusetzen. Du und Herbert, ihr seid die Tapfersten in diesem Streik.«

Herbert ging indessen über die Klostermühle nach Hause. Nicht nur um Oda noch einmal zu sehen. Und er fand, den er suchte. Heine Jordan stand vor dem Haus seiner Eltern. Er hatte mit seinem Vater gesprochen. Der grüßte und ging hinein, als Herbert kam. Er war der einzige in der Familie, der einen klaren Kopf behalten hatte. Am liebsten wäre er aus der Partei ausgetreten. Aber er hatte nicht den Mut. Streikbrecher zu sein war gefährlich. Er hatte es Holber auch gesagt und um Entschuldigung gebeten.

»Man hat doch nichts als sein bißchen Leben, Herr Holber. Frieden gibt es ja im Hause nicht mehr, seit der Karl fort ist.«

»Ja, das Leben!« Holber lachte bitter, als er den Lieblingsauspruch seiner Frau wiederholte. »Fahr dahin, Mann! Eine Schwalbe macht keinen Sommer.«

Breitpurig stand Heine vor Herbert. »Wo ist der Hund? Traut sich der Herrensohn ohne ihn auf die Straße?«

»Du siehst es doch, Heine. Und nun, da uns der Zufall zusammenführt: laß mich in eurer Versammlung heut' abend sprechen.«

»Das gibt es nicht.«

»Du fürchtest also, ich würde euch überzeugen.«

Heine sah zu ihm auf. Es war ärgerlich, daß der andre ihm über den Kopf gewachsen war. Das kam auch von dem fetten Leben, von der Bärenhaut, auf der er sich wälzen konnte. Selbst die schmalen Schultern hob er auf den Mangel an Arbeit, und als sich seine Augen

senkten und auf die schönen schlanken Hände fielen, packte ihn die Wut.

»So dumm sind wir nicht mehr. Ich will nicht, das ist alles. Ich hab' auch meinen Willen. Es wäre eine gute Lehre, wenn der Heilige vom Himmelgarten niebergefahren würde, weil seine Rotte nicht da ist und ihn schügen kann. Aber ich will nicht.« Er drehte ihm den Rücken und ging pfeifend davon.

Der Vater trat in die Haustür. »Vorsicht, junger Herr. Da ist Hopfen und Malz verloren.«

Walt kam mit dem Militär zusammen. Er saß in dem Zug, der die Soldaten brachte. Der Leutnant hatte ihm kurzen Bericht erstattet. Er wunderte sich daher nicht, nur Herbert an der Bahn zu finden. Sein Gepäck sollte später geholt werden. So ging er mit dem Bruder zu Fuß. Die Soldaten hatten sich vor dem Bahnhof aufgestellt, von der johlenden Menge, die sich aber zurückhielt, umgeben. Als die Brüder vorbeigingen und Walt den Leutnant noch grüßte, warf man ihnen ein paar Schimpfworte nach.

»Das sind ja nette Zustände, Herbert. Wird denn bei uns noch gearbeitet?«

»Ja, in beschränktem Maße. Die alten Leute halten durch. Drüben bei Holbers steht die Mühle. Vor den Arbeiterhäusern ist ständig Versammlung. Wenn es nach ihren Reben ginge, steckte längst der rote Hahn auf dem Dach.«

»Und das sagst du so ruhig, Wüstenprediger? Abzrigens, warum hast du Wolf nicht mitgebracht? Ich freute mich schon auf sein Freudengeheul.«

»Der Hund verärgert die Leute.«

Walt lachte kurz. »Gerade darum, Kleiner! Ich gehe nicht mehr ohne ihn aus. Wir wollen doch mal sehen, ob sich einer an ihn heranwagt.« Und dann zögernd: »Sind Holbers in persönlicher Gefahr?«

»Noch nicht. Aber wer weiß, was kommt. Jede Stunde kann die Entscheidung bringen.«

Auch die Begrüßung daheim stand unter dem Druck. So fiel es wenig auf, daß Walt und Voss sich nur flüchtig die Hand gaben. Nachdem er mit der Mutter gesprochen hatte, zog Onkel Josias den Nessen in sein Bureau. Dann gingen sie hinüber in die Fabrik. Als sie zurückkam, sagte Josias nur: »Schabel! Wie er mit den Leuten umgeht! Nun er hier ist, hoffe ich fast, wir zwingen es.«

Und über sein vergrämes Gesicht zog ein stilles Lächeln, und er rieb sich die Hände wie in guten Zeiten. —

Am Abend wartete Walt auf Dutta unter dem Walnußbaum. Es war August, der Tag war heiß gewesen. Die Nacht hatte keine Abkühlung gebracht; Schwüle lag unter den Bäu-

men, die Rosen dufteten und die Heliotropen, des alten Donner Lieblingsblumen. Ein und wieder fiel ein Apfel ins Gras. Die Grillen zirpten. Die ganze Luft war erfüllt von dem Geschwirr. Walt begriff nicht, daß er den Ton als Kind geliebt hatte. Jetzt machte er ihn unruhig.

Als er die Pforte gehen hörte, lief er Dutta entgegen. Sie hatte den Staubmantel über ihr helles Kleid gezogen. Sie zitterte, als sie in seinen Armen lag.

»Ich fürchte mich, Walt,« waren ihre ersten Worte.

»Jetzt fürchte dich nicht, jetzt bist du bei mir. Die Bande soll mir nur kommen! Das Herrenbewußtsein schwillt in meinen Adern, seit ich hier bin und den Trubel gesehen habe. O Dutta, wie reizt doch der Kampf! Auch der Kampf um dich. Morgen spreche ich. Ich komme mir ja wie ein Verbrecher vor neben Voss.«

»Ach, laß doch, Voss ist ja erledigt.«

»Mag sein, aber nicht öffentlich. Ich verstehe nicht, wie du so leben kannst, Mädchen. Das ist ja ein ganz unwürdiger Zustand. Jeden Tag hat er mich gestört drüben in der englischen Freiheit. Die ist auch nur ein Begriff. Ich habe manches Häßchen gefunden im Studentenleben in Oxford. Aber davon später. Jetzt sage mir nur, ob du dabeisein willst, wenn ich morgen mit deiner Großmutter spreche. Ich muß dich haben, und wenn ich dich mit Gewalt nehme.«

»Morgen nicht. Es sind Drohbriefe gekommen. Auf Großvaters Bitte ist Militär zu uns gelegt worden. Das kommt vor Sonnenaufgang auf die Mühle. Nicht wahr, Walt, du siehst ein, daß das kein Zeitpunkt ist, um den Großeltern von unsrer Liebe zu sprechen? Es kommt ja auf ein paar Stunden nicht an. Ist es dir nicht recht, wenn wir noch morgen abend allein für uns sind? Liebst du mich denn nicht mehr wie damals im Frühjahr?«

Er hielt sie ganz fest. Er dachte an die heiße Sehnsucht, die wie die Wüstensonne in ihm gebrannt hatte, in diesen Monaten der Abwesenheit.

»Es kommt nicht darauf an, ob ich dich liebe, Dutta, ehe ich nicht das Recht habe es frei zu bekennen. Begreifst du das nicht?«

»Nein,« sagte sie leidenschaftlich; »ich fühle nur dich.«

»Es sei! Ich rede mit deinen Großeltern erst, wenn diese Streiktage vorüber sind. Aber mit deinem Verlobten spreche ich morgen, das darfst du mir nicht wehren.« —

Aber als Walt am nächsten Tage nach Voss fragte, erfuhr er von seiner Mutter, daß er mit dem Frühzuge nach Detmold gefahren sei. Er wollte auf die Grotenburg.



Dieser Tag war heißer noch als der vergangene. Dennoch war überall in den Straßen wimmelndes Leben. Die Arbeiter rotteten sich zusammen. Die Alten auf dem Platz vor der Könnefischen Fabrik, die Jungen bei der Klostermühle. Das Militär war geteilt, bei Könnef und in der Mühle je ein Offizier mit seinen Leuten. Doch hielt man sich zurück, da man die Arbeiter nicht reizen wollte. Herbert war am Morgen herübergekommen, um Oda in den Himmelgarten zu holen.

»Und ich soll hierbleiben?« hatte Tutta gefragt.

»Mutter dachte, du würdest die Großmutter nicht verlassen wollen.«

Tutta zuckte ungeduldig die Achseln. »Die Großmutter gehört doch ins Haus, sie ist doch eine Holber. Ich schulde mein Leben meiner Mutter. Ich gehe mit dir.«

In diesem Augenblick kam Frau Holber in die Mühlenstube. Alle schwiegen. Man hörte das Wasser rauschen. Noch nie hatte es so laut und deutlich gesprochen.

Oda ging zur Großmutter und sagte sie um. »Bring' Tutta hinüber, Herbert. Ich bleibe bei der Großmutter. Nein, wehre dich nicht, Großmutter. Da ist nichts zu machen. Hörst du nicht, was das Wasser sagt? Das habe ich schon verstanden, als ich noch ein kleines Kind war.«

Herbert nickte ihr zu. Ein Strahl unendlicher Liebe brach aus seinen Augen, als sie das kindliche Mädchen umfaßten, das neben der alten Frau stand. »Gott schütze dich! Du bist immer echt.«

Und er ging mit Tutta, die ein Bündelchen Kleider trug, zurück über die Brücke. Ein blaues Band hatte sich gelöst und wehte ihnen nach wie ein letzter Gruß.

»Wir wollen arbeiten,« sagte die Großmutter. »Wir kommen so am besten über die Zeit hinweg. Vater ist im Kontor, der Leutnant ist bei ihm. Wir wollen irgend etwas vornehmen. Unsere Hände müssen beschäftigt sein, vielleicht lenkt das die Gedanken ab. Wollen wir in die Küche gehen? Die Mädchen schneiden Bohnen zum Einmachen, wir könnten ihnen helfen.«

»Nein, Großmutter, ich will den Korb herüberbringen. Laß uns in der Mühlenstube bleiben. Ich muß auf das Wasser hören, das gibt Kraft.«

Nach ein paar Augenblicken kam sie wieder. Sie stellte den flachen Korb mit den grünen Bohnen auf den Fenstertritt und setzte sich daneben, zu Füßen der Großmutter. Sie sprachen beide nicht, wie sie da Bohne nach Bohne in die Finger nahmen und zerschnitten. Fein und zierlich verrichteten sie die Arbeit, wie im tiefsten Frieden. Ihre Hände zitterten nicht, wenn sie sorgfältig die grünen Fäden lösten. Unter ihnen gluckste das Wasser, als wollte es er-

zählen von der Zeit, da die Mönche die Mühle gründeten und das Flüßchen noch Forellen führte im Übermaß, bis dann die Stadt entstand und das Land in die Mauer zog. Aber als der erste Schornstein gebaut wurde, kam die Industrie in den Westen Deutschlands wie eine Siegerin, die lange Züge Gefesselter mit sich führte, die ihr fronten um blankes Geld, und das Wasser sang davon, daß nun die Stunde gekommen sei, da diese Gefesselten der Arbeit nach einer neuen wilden Freiheit riefen.

Plötzlich fielen den Frauen die Messer aus der Hand. Man hörte Lärm und dumpfe Geräusche. Die Menge näherte sich, und zugleich standen in den Gängen die Soldaten auf, die dort gegessen hatten. Ein scharfes leises Kommando des Offiziers rief sie zusammen.

Man konnte vom Fenster der Mühlenstube wohl die Brücke, aber nur die letzten Arbeiterhäuser übersehen. Von dorthier drängten die Menschen, voran Heine Jordan, neben dem ein Fahnenträger ging. Schläff hing das rote Banner in der Hitze des Morgens.

»Wir wollen hinauf in Tuttas Stube, von dort sehen wir besser,« sagte die Großmutter und strich die letzten Bohnenreste von der Schürze.

In diesem Augenblick kamen Herbert und Walt vom Himmelgarten über die Brücke. Wolf sprang neben ihnen.

»Großer Gott, Großmutter; Herbert wird doch nicht versuchen, mit den Leuten zu reden!« Obas Hände hatten sich in Angst gefaltet. »Ich muß hinunter, Großmutter, ich muß ihn hindern. Heine Jordan haßt ihn ja. Laß mich, Großmutter!«

Sie machte sich von der Hand frei, die sie halten wollte, küßte die Großmutter noch einmal zärtlich und lief hinaus.

Aber sie kam gar nicht bis zu ihm, denn nun sprach Herbert wirklich. Sie hörte seine beschwörende Stimme. Sie verstand die Worte in ihrer Aufregung nicht. Sie wußte ja, was er sagen würde. Aus seiner reinen Seele heraus würde er sprechen. Und sie würden ihn nicht hören. Ihr Herz schlug bis zum Hals. Deut wurde er unterbrochen. Ein lautes Toben antwortete ihm, und plötzlich rief Walts Stimme scharf und schneidend: »Zurück! Keiner rührt ihn an, oder ich heße den Hund!«

»Leuteshinder, Hundehäher, nieder mit ihnen!«

Und nun brachen sie vor. Hochaufgerichtet standen die Brüder nebeneinander.

»Faß, Wolf! Faß!«

Da stand Wolf vor Heine, die Pranken auf seiner Schulter, den roten Nacken vor seinem Gesicht. Aber im nächsten Augenblick schon hatte er ein Messer in der Kehle. Ein Strom von Blut schoß über Heine hin. Aber noch ehe sich die Pranken lösten, hatte Walt den

jungen Arbeiter gepackt. Auf den Tagen des verendenden Tieres lagen seine festen jungen Hände.

»Das wirst du büßen, Heine Jordan.«

Man hörte den gleichmäßigen Schritt der Soldaten. Da sprangen ein paar junge Burken vor und versuchten, Walt von Jordan fortzureißen.

Ein schriller Pfiff ertönte. Er war wohl ein Signal. Häufte mit Steinen erhoben sich. Herbert deckte den Bruder, der sich in Heine verframpft hatte, daß Wolfs Blut jetzt auch ihn tränkte.

»Die Steine fort! Nichts wird euch geschehen. Ich spreche mit dem Leutnant.«

Deutlich und fest war Herberts Stimme. Sie trug sich zum letzten Mann.

»Los!« Kommandierte Heine.

Sauend durchschnitten die Steine die Luft. Ohne einen Laut sank Herbert zu Boden.

Wie ein Irrer hielt Walt den Feind umklammert. Erst der Leutnant löste seine Hand und führte Heine ab. Der Körper des Hundes glitt zu Boden. Wild sah Walt sich um. Die Soldaten verfolgten die fliehenden Arbeiter. Neben ihm lag Oda auf den Knien, über Herbert gebeugt.

»Herbert!« Gurgelnd kam der Laut. »Herbert!« Und nun schrie er. »Kleiner Bruder! Herbert!«

Dann fand er keine Worte mehr. Er schrie nur noch. Aus der ungeheuren Aufregung seiner Seele, die noch nicht begreifen konnte, noch nicht begreifen wollte, drangen diese Schreie wild und verzweifelt, aber unaufhaltsam. Die alten Holbers kamen über die Brücke, Donner trat in die offene Pforte des Himmelpartens. Er schrie weiter.

Da stand Oda auf. Aus einem totenblauen Gesicht sahen ihn ihre Augen gebietend an. »Sei still. Du tust ihm weh!«

In der Halle des Krematoriums in Koburg standen sie und sahen auf den mit roten Rosen bedeckten Sarg. Alle waren sie gekommen, auch Altmund und Professor Schwarz waren da. Nur die alten Holbers fehlten. Tutta hatte darauf bestanden, sofort hinüberzufahren. Sie wollte nicht eine Stunde länger als nötig in diesem furchterlichen Land bleiben, mit dem sie plötzlich allen Zusammenhang verloren hatte. Es ging ein Dampf an dem Tage der Einäscherung. So mußte die Großmutter sie nach Bremen begleiten. Der alte Holber konnte die Mühle noch nicht verlassen, obgleich überall in der Stadt am Tage nach Herberts Tod die Arbeit wieder aufgenommen worden war.

Und noch einer stand im Krematorium: Karl Jordan. Er war am Tage nach Herberts Tod in seine ersten Ferien gekommen. Lisbet selbst

hatte ihn an den offenen Sarg geführt. Da hatte er nun gestanden, still wie eine Sandsteinsfigur, ein Wächter. Nicht einmal nachts war er zu den Seinen gegangen. Auf dem Divan im türkischen Zimmer, wo der Tote aufgebahrt war, hatte er geschlafen. Die Fenster waren offen. Die warme Augustnacht sah hinein. Um die knisternden Wachskerzen flogen Fledermäuse. Zuweilen kam Lisbet aus ihrem Schlafzimmer herüber und blickte nach dem stillen Sohn ihres Herzens und trat von seinem Totenbett zu dem Lebenslager dessen, den er gerettet hatte.

Sie nahm Karl Jordan auch nach Koburg mit.

Sie alle sahen auf die roten Lebensrosen dieses Sarges und hörten auf die Worte des Geistlichen. Onkel Josias wenigstens hörte sie. Der Superintendent war mit ihnen mitgefahren. Elfermann war das eine Erleichterung und eine Genugtuung. Die Kirche hatte ihren Widerstand gegen Feuerbestattung lange aufgegeben. Er nicht. Er trank jedes Wort des wohlgemeinten Trostes, und sein vergräutes Gesicht glättete sich.

Lisbets Augen hoben sich nicht von den Rosen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, als solle sie nichts, nicht einmal ein Flor von diesem Sarge trennen. Ob sie den gutgemeinten Trost hörte? Wer wußte es! Walt und Roß hörten ihn gewiß nicht. Walt war unnatürlich starr. Oda hielt seine Hände, bis sich nun der Sarg langsam senkte. Da neigte sich Lisbet vor. Noch schienen die Rosen aus dem Dunkel herauf. Noch! Da hoben sich die schwarzen Flügel der Öffnung; langsam wie die Schwingen des Todes selbst schlossen sie sich. Altmund, der neben Schwarz den Angehörigen gegenübergestanden hatte, wollte zuspringen, um sie zu halten. Aber im nächsten Augenblick hatte sie sich gefaßt. Am Arm ihres Bruders verließ sie die Kapelle.

Draußen verabschiedete sich Schwarz. Er mußte den nächsten Zug nehmen, da ihn eine Operation rief. Altmund begleitete ihn zur Bahn.

»Selen Sie vernünftig, Herr von Altmund, und gehen Sie zum Winter zurück. Es ist mir eben klar geworden, was Sie hält. So hatte ich es nicht gemeint, als ich die Grüße an Sie auftrug.«

»Das sind Fügungen. Daran sind Sie unschuldig. Nein, ich bleibe. Ereignisse wie die letzten zeigen, daß man seinem Besitz verpflichtet ist.«

»Wir beweisen sie nur, daß es Torheit ist, an einen inneren Zusammenhang zu glauben. Ein Stein, in sinnloser Wut geworfen, vernichtet schließlich ein so kostbares Gefäß wie den Gral selber. Wenn ich daran denke, wie die Mutter mir damals in Beirut das Kind zeigte! Wenn ich an diese fünfzehn Jahre denke! Und nun —«

»Nun wehren Sie sich gegen Ihr besseres Wissen um das Geheimnis alles irdischen Wesens! Der Mediziner wehrt sich. Noch vor einem Jahr hätte ich Ihnen zugestimmt. Seitdem bin ich Herberts Schüler geworden.«

Professor Schwarz stieg in seinen Abteil. Die Erregung machte ihn hart und zornig. »Tut, was ihr wollt! Was geht es mich an? Künstler sind wir vor unsern Operationstischen, hell-sichtlich bei unsern Diagnosen. Und dann macht uns ein Stein zu Stümpfern! In kindlichen Zeiten verurteilte man solch einen Stein zum Tode.«

Er beugte sich noch einmal vor. Tränen funkelten hinter seinen Brillengläsern.

»Sie depeßkieren natürlich, wenn Sie auf dem letzten Loch pfeifen.«

Altrod nickte und winkte mit der Hand. —

Am Nachmittag, ehe sie heimfuhren, stiegen sie alle zur Burg empor. An der Stelle, wo einmal das Lutherdenkmal stehen soll, hielten sie. Das Koburger Land lag vor ihnen. Unwillkürlich dachten sie an jenen Ausflug zum Hermann.

Da trat Walt zu Boß, der am äußersten Rande der Brüstung stand. »Vergeben Sie mir, Boß. Ich war nicht ehrlich gegen Sie. Ich glaubte Dutta zu lieben.«

Boß nickte. »Ich wußte es.«

»Warum schwiegen Sie dann?«

»Weil ich mich selbst verloren hatte. An jenem Abend, als ich von der Grotenburg zurückkam, hätte ich mit Ihnen gesprochen. Da oben war mir klar geworden, daß ich meiner Arbeit nicht wert sei, wenn ich diese Liebe nicht besiegen könne. Aber da trat ich an Herberts Bahre.«

»Glauben Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen sonst an demselben Tag mit meinem Geständnis entgegengekommen wäre.«

»Ich glaube es.«

Walt tat einen tiefen Atemzug. »Ich danke Ihnen, Boß. Nun darf ich um Herbert trauern.«

Da sprach plötzlich Karl Jordan: »Hier wird einmal Luthers Denkmal stehen. Dann ist's schon die rechte Stelle, ein Bekenntnis abzulegen. Ich bekenne mich zu dem Toten. Mein ganzes Leben will ich ihm weihen. Alle meine Arbeit will ich tun in seinem Geist. Ich bin sein Geschöpf. Das werde ich nie vergessen. Immer werde ich ihn so sehen, wie er zum erstenmal an meine Matragengruft gekommen ist, ein zartes Kind, aber er hatte den Wolf von Gubbio bezwungen, daß er ihm folgte. Wohl hat mir Professor Schwarz geholfen und das Sanatorium und die Anstalt. Aber die halfen nur meinem Körper. Er half meiner Seele. Für Deutschland will ich leben ohne Menschenfurcht. Für den rechten deutschen Geist, den Geist des Friedens.«

Sie sahen auf den schlanken blonden Jungen. Eine Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen lag wie der Abglanz der untergegangenen Sonne auf seinen Zügen.

Walt trat neben ihn. »Ich nehme dein Gelübde auf, Karl Jordan. Für Deutschland will ich leben ohne Furcht. Für den rechten deutschen Geist, den Geist des Kampfes.«

»Den Geist des Rechts,« fügte Boß leise hinzu.

»Diese Stunde wird vergehen,« sagte Altrod ernst. »Sie hebt uns über uns selbst, daß die Echeu fällt, die uns sonst hemmt, unser Inneres zu zeigen. Herbert ist noch bei uns. Wir fühlen ihn noch körperlich. Darum geloben wir uns seinem Geiste, so wie ihn ein jeder von uns verstanden hat. Diese Erinnerung soll unsre Trauer sein. Nicht ein Verlorener soll er uns sein, sondern ein Lebendiger im Geist. Dann wird er uns alle lehren zu wirken. Mehr bedarf es nicht.«

Als sie von der Feste herabstiegen, ging Walt neben Oda. Sie schien ihm plötzlich am meisten verwaist. »Du gehörst zu uns, Oda, zum Himmelgarten, du weißt es doch.«

»Ja, Tante Lisbet hat gesagt, ich bin Herberts Vermächtnis.«

Es durchzudte Walt. Er dachte an Dutta. In der Starrheit seines Schmerzes hatte er sich verschlossen. Er hatte sie nicht wiedergesehen. Nun würde er sie nicht mehr finden. Er begriff nicht, daß er so ruhig blieb. Er dachte an die sickernde Sehnsucht der letzten Monate. Es war noch keine Woche vergangen, daß er nach Hause gekommen. Im Himmelgarten trieb jeder Windhauch die Schaukel im Walnußbaum. War Leidenschaft so kurz? »Sein Vermächtnis,« hatte Oda gesagt. Er sah sie an, wie sie da in ihrem schwarzen Kleid schlank und leicht neben ihm herschritt, ein wenig gebeugt, mit dem rührenden Kindergesicht, über das die harte Hand des Schmerzes gestrichen und dem sie eine neue weichevolle Schönheit gegeben hatte. Sein ganzes Herz füllte sich mit Ehrfurcht und Mut.

»Hab' Vertrauen zu mir, Oda. Willst du es mir versprechen?«

Sie nickte traurig. »Ihr habt oben alle Gelübde getan für die Zukunft. Ich wußte nichts zu sagen. Aber ich hab' ihn so liebgehabt. Und nach seiner Mutter kannte ich ihn doch am besten.«

»Du wirst mir von ihm erzählen,« sagte er warm. »Wir werden in der Mühlenstube zusammensitzen und auf das Wasser lauschen. Und dann erzählst du mir von Herbert.«

»Bleibst du denn hier?«

»Du sollst die erste sein, die es erfährt. Ja, ich bleibe. Ich trete in Onkels Fabrik ein, bis sich alles geklärt hat. Ich gebe mein Studium auf. Der Doktor wäre doch nur eine Eitelkeit

gewesen. Hier bin ich nötiger. Was lächelst du, Oda?»

»Das sage ich dir nicht, Walt. Herbert hat mich gelehrt, daß man nicht gleich jede Blume pflücken dürfe, die ausblüht. Mit den Gedanken ist es wie mit den Blumen. Wenn Frucht geworden ist, was du da sagst, dann kannst du mich wieder danach fragen. Ich werde es nicht vergessen.« —

Ende Oktober, als die Herbstgleichenstürme tobten, lud Altrod Walt zur Jagd auf sein Schloß. Der lehnte erst ab. Man war so dicht zusammengedrückt in Himmelgarten, seit Voss nach Tübingen gegangen war, wo er über germanisches Altertum las. Da schien es fast unmöglich, den Kreis noch zu verkleinern.

»Du gehst!« sagte Onkel Josias. »Ich, dein Chef, befehle es dir.«

Josias Elfermann war in diesen Monaten fast wieder jung geworden. Zuweilen, wenn er nach den Geschäftstunten nach oben kam, viel öfter als sonst, und von seinen Plänen sprach, händereibend durch das türkische Zimmer ging, hielt er mitten im behaglichen Rühren erschrocken an. »Verzeih, Lisbet. Aber seit ich ein neues Ufer sehe, erscheint mir die Welt verändert. Glaube mir, es hat mit meiner Trauer um Herbert nichts zu tun. Walt macht sich. Wenn er den richtigen Ueberblick hat, muß er freilich in größere Verhältnisse. Aber zum erstenmal habe ich alter Mann eine Lebenshoffnung. Begreift du, wie wohl das tut?«

Sie sah liebevoll auf den Bruder. »Ich wollte dich fragen, ob wir nicht zusammen essen wollen, Josias. Es wird uns allen dreien besser munden. Wir kommen zu dir hinunter. An deinen Gewohnheiten soll nicht gerüttelt werden.«

Und diese kleine Veränderung tat ihnen allen gut. Nur machte Lisbet zur Bedingung, daß während der Tischzeit nicht vom Geschäft gesprochen werden durfte. —

Walt blieb acht Tage auf Schloß Altrod. Die Jagden hatten mit einem großen Treiben angefangen, bei dem Altrod zum erstenmal als Schloßherr den Wirt gemacht hatte. Da seit Jahren nur das Notwendigste abgeschlossen worden, so hatte es eine reiche Strede gegeben. Die Herren waren bei Laune gewesen, die Tafel in der großen Halle hatte in ihrer Würdigkeit und dem Prunk des alten Silbers an vergangene Zeit gemahnt. Die riesigen Kamine hatten ganze Kloster Buchenscheite verschlungen.

»Es war aber auch ein furchtbares Wetter. In den Nächten ritt Wode mit dem wilden Heer vorüber, glaube ich. Der Sturm drückte mir fast die Fenster meines Turmzimmers ein.«

»Und Altrod?« fragte Lisbet besorgt.

»Er war schon heißer, als er den Trinkspruch ausbrachte. Später vertrat ihn der Förster, und

er machte nur den Wirt. Er hat ja warme Zimmer, und der Kastellan und seine Töchter sind ungefähr wie unsre Donners. Aber trotz aller Renaissancepracht ist das Schloß doch ein zugiger alter Kasten, mehr Museum als Wohnhaus. Altrod sagt aber, er müsse jetzt sein Probefahr ablegen. Als junger Lebenskandidat hat er's versäumt. Nun muß er's eben als alter.«

Lisbet blieb besorgt, vor allem als Altrod eine Einladung zum heiligen Abend ablehnte. Er hätte Stubenarrest.

Man aß am zweiten Feiertag bei Könnedes. Auf Hannas Weihnachtstisch lag schön gebunden die Arbeit von Voss »Die Ausbreitung des römischen Rechts bei den germanischen Völkern.« Auf der ersten Seite stand eine Widmung. »Dem treuen Kameraden in Dankbarkeit.«

Lisbet las und sah Hanna an.

»Ja, wir schreiben uns. Wenn er in Tübingen Boden faßt, wird er gefunden.«

Es wird alles wieder neu, dachte Lisbet. Es gibt keinen Stillstand. Und sie sah zu Walt und Oda hinüber, die neben dem Tannenbaum saßen und Schach spielten. Oda lehrte es den Ungedulbigen. Sie hatte ihren Finger auf die Königin gelegt und erklärte die Züge. —

Im Februar rief Lisbet eine Depesche nach Schloß Altrod. An der Haltestelle sagte ihr der Kutscher, daß sie noch auf den nächsten Zug warten müßten, der den Professor Schwarz aus Göttingen brachte.

Lisbet saß in dem kleinen Wartesaal, der nicht geheizt war. Der Tauwind beschlug die Fenster. Aber es war nichts zu sehen als Dunkelheit mit einem schmalen hellen Schein im Westen, der sahl über den Wäldern stand.

Dann kam Schwarz, und sie fuhren auf der durchweichten Chaussee. Der Schmutz spritzte bis an die Wagenfenster, so eilig hatten es die Pferde.

»Nun sind wir also so weit.«

Sie schwieg. Sie kannte dieses Grollen in der Stimme des alten Freundes.

»Ich fürchte mich.«

»Ich nicht,« sagte sie ruhig.

Die Kastellanin führte sie in ihr Zimmer. Ein Tannenstrauch mit den ersten noch festen Rätzchen stand auf dem Tisch. Ein riesiger Kachelofen strömte behagliche Wärme aus.

»Nicht wahr, Sie führen den Herrn Professor gleich zu mir, wenn er von dem Kranken kommt?«

Dann nahm sie leichte Hausschuhe aus der Handtasche, zog die kalten Lederschuhe aus und stützte die Füße gegen den Ofen. Es fiel ihr ein, daß sie das als Kind getan hatte, wenn sie vom Schlittschuhlaufen gekommen war. Sie sah sich plötzlich selbst klein, mit blonden Hänge-



göpfen, die sich unten kräuselten und keine Schleifen brauchten. Wie viele Leben birgt ein Menschenleben! dachte sie.

Dann kam Schwarz. Als sie seinen Schritt hörte, schlüpfte sie in die Schuhe, blieb aber sitzen. Es war so dämmerig hier am Ofen. Die dunkle Stofftapete sog das Licht ein. Die Lampe ertrank fast in dem großen Raum.

Fragend hob sie die Hand.

»Nun, noch immer besser, als ich dachte. So wie er reisefähig ist, muß er nach Ägypten.«

»Er wird nicht wollen.«

»Nein, allein wird er nicht wollen. Aber es ist eine Lebensnotwendigkeit.«

Sie schwieg erschrocken. Notwendigkeit! Da war das Wort, dem sie sich gebeugt hatte.

»Wie lange bleiben Sie hier?«

»Bis morgen mittag. Ich will das Krankheitsbild vom Morgen mit dem vom Abend vergleichen.«

»Und wann darf ich ihn sehen?«

»Sogleich. In einer halben Stunde essen wir. So lange dürfen Sie bei ihm bleiben.«

Sie stand sofort auf, und er führte sie. Sie gingen über einen langen Korridor. Lichte steckten vor Blendern. Man fühlte, daß man hier nicht mehr auf Gäste eingerichtet war.

»Eine schauerhafte Bude, gerade gut genug für die Kunstgeschichte in Lieferungen. So, hier hercin! Ich hole Sie ab.«

Das grünverhängte Licht am Bett machte Altrod noch bleicher. »Frau Lisbet,« flüsterte er.

Sie setzte sich zu ihm und nahm seine Hand. »Herbert hat Ihre Hand so liebgehabt,« sagte sie unwillkürlich.

»Herbert?«

»Ich auch.« Und sie bog sich nieder und legte ihre blühende Wange darauf.

»Hat Schwarz mit Ihnen gesprochen?«

»Nach seiner Art. Er faßt derb an. Eine Notwendigkeit nennt er es, daß Sie fortgehen.«

Er wollte gerne rasch sprechen. Das Wort hatte ihn getroffen. Er konnte nicht. Sie mußte ihn erst beruhigen.

»Notwendigkeit? Und damit will er Sie zwingen? Das darf nicht sein! Damals, unter dem Ephing meinten Sie eine Herzensnotwendigkeit. Was liegt denn am Leben? Wie kann er Ihnen drohen? Dann hätte ich ja meine Probe doppelt schlecht bestanden.«

Er sank erschöpft zurück. Schweiß stand auf seiner Stirn.

»Nun fehlt mit Herbert,« sagte sie bekümmert.

»Er ist ja da.« Er lächelte fast geheimnisvoll.

»Immer ist er da und hil't mir.«

Professor Schwarz klopfte.

»Auf morgen, lieber Freund!«

Altrod sah i-r nach. Da lag er nun, sich selbst zum Spott! Aber in dem siechen Körper

schlug das Herz, nicht mehr müde, wie in der Dababise auf dem Nil, sondern voller Sehnsucht, wie kaum je in seiner Jugend.

»Das ist dein Wert, Herbert. Du willst deiner Mutter über die nächsten Jahre der Verzweiflung hinweghelfen, ich weiß es wohl. Ich bin nur dein Werkzeug.« —

Lisbet schlief nicht. Wobe ritt wieder über die Wälder. Wärmflaschen waren in ihr Bett gelegt, im Ofen noch einmal geheizt worden. Sie hatte anfangs das Licht brennen lassen. Ihre Umgebung kam ihr so fremd vor. Zu diesem alten Schloß fand sie kein inneres Verhältnis. Die feierliche Abendtafel war in dem großen Speisezimmer fast ertrunken. War es eine Fügung, daß Altrod wieder in die Sonne sollte? Wast konnte auch einen Monat früher fort. Denn nicht nur für seine Zukunft, auch für Oda war es gut, daß ein paar Jahre zwischen seiner dauernden Übersiedlung nach Himmelgarten lagen. Diese Reigung mußte reifen, wenn sie Segen bringen sollte. Josias hatte nun seine Hoffnung. Und dann — wie lange würde die Trennung denn dauern? Würde sie nicht wieder zurückkommen, wie damals?

Sie fuhr erschrocken auf und löschte das Licht. Nun starrte sie ins Dunkel. Sie war also schon entschlossen? Sie ging wieder in die Sonne, und ihr Weg führte wieder zu einem Hügel und hohen Zypressen? Tränen traten in ihre Augen.

»Warum ich? Wieder ich? Muß denn das sein?«

Nichts antwortete. Nur der Sturm brühte sich an die Fenster. —

Am Morgen wartete sie, bis Professor Schwarz in den Park ging. Sie sah es aus ihrem Zimmer. Die Tochter des Kastellans hatte ihr das Frühstück heraufgebracht. Ein Strauß Schneeglöckchen lag neben der Tasse. Sie blühten an einer geschützten Stelle. Das junge Mädchen hatte sie für den kranken Herrn gepflückt. Der hatte sie nach oben geschickt.

Lisbet bestellte ihren Dank. Später suchte sie die freundliche Helferin auf und ließ sich durch sie bei Altrod melden.

Als sich die Tür hinter ihr schloß, blieb sie zögernd stehen. Deht füllte Morgenlicht das Zimmer. Es floß um ihr dunkles Kleid. Aber an der Brust trug sie die ersten Frühlingsblumen. Witternd fast hob sie gegen ihn die Hände.

Er wartete, daß sie sprechen würde. Als er ihre Tränen sah, lächelte er. »Morgentränen, Lisbet? Ist das Frühlingsregen für mich?«

Da nidte sie und nahm wieder seine schöne durchseelte Hand und barg sie in der warmen Lebenskraft der i-ren. Wie ein Kind bettete sie diese Hand, und ein tiefer Friede zog durch ihr Herz.



Willibald Rrain:

Innenbild



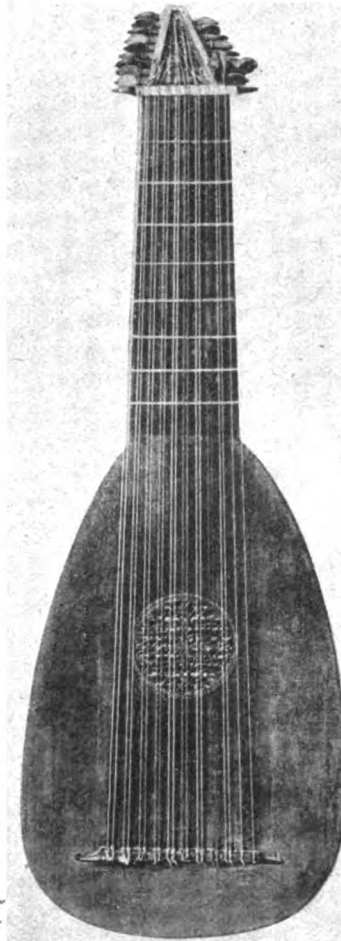
# Musikinstrumente der Vergangenheit

Von Julius Schlosser

Es beschleicht uns ein merkwürdiges Gefühl, treten wir in eine Sammlung von Tonwerkzeugen der Vergangenheit ein. In den gläsernen Schaukästen schlummern da oft seltsam abenteuerliche Formen, mit deren Handhabung wir nicht mehr vertraut sind, deren Technik ganz oder teilweise verlorengegangen ist — man denke nur an die hohen, mit Flöten und Geigen in der Koloratur wetteifernden Trompeten Joh. Seb. Bachs, deren mühseliger Ersatz in modernen Konzerten uns mitunter fast körperliche Qual bereitet —, deren Klangwirkungen wir uns nicht mehr vorzustellen vermögen, und die dennoch einstens wohlgefällig in die Ohren unserer Ahnen geklungen haben. Es ist eine Empfindung, der verwandt, die uns überkommt, wenn wir einsam durch die Säle von Zeughäusern mit ihren leeren Harnischen streifen, als müßten diese toten Hülsen unversehens lebendig werden, zu flirren und zu tönen anheben. Zu diesem seltsamen und spukhaften Altertumsreiz solcher vergessener und verschollener, einst lebend bewegter Dinge gesellt sich aber auch ein Gefühl ästhetischer Art: der Eindruck des hohen Kunstverständes, den ältere, schmuckfrohe Zeiten auf deren Herstellung verwendet haben, die Bewunderung für den treuen Handwerksfleiß, der selbst in den unscheinbarsten von ihnen steckt, etwa in den »geraden Zinken« mit ihrer sauberen Drehselarbeit und der sorgfältigen Wahl ihres schöngeflamnten Holzes, ganz zu schweigen etwa von unserer heutigen Geige, die ihre schönlinige Barockschwingung, ein Ergebnis des Kunstfleißes von Geschlechtern, durch Jahrhunderte unverändert bis auf unsere Zeit gebracht hat.

Es ist begreiflich, daß Laute. Hans Frey, Nürnberg um 1500

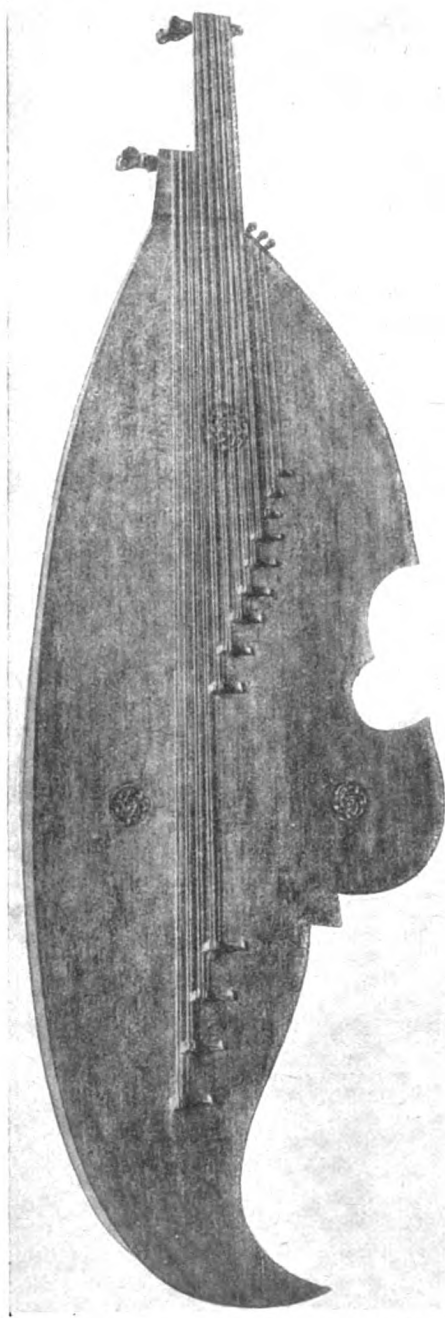
Westermanns Monatshefte, Band 131, II; Heft 785



dies alles — Altertums- wie Kunstwert — schon in sehr frühen Tagen die Sammler gereizt hat; neben die praktischen Zwecken unmittelbar dienende »Musikkammer« tritt bald, zuerst im Italien der Hochrenaissance, die eigentliche künstlerisch-historische Sammlung. Es ist das kein Wunder, da viele Erzeugnisse dieser Zeit wahre — Wunder des Kunstgewerbes darstellen. Die älteste heute noch (freilich unter mancher empfindlichen Einbuße aus den Franzosentagen her) erhaltene Sammlung dieser Art rührt von einem der berühmtesten Kunstfreunde des ausgehenden 16. Jahrhunderts her, von Erzherzog Ferdinand von Tirol, und hat sich

bis 1806 auf Schloß Ambras bei Innsbruck befunden. Ein ganzer großer Schaukasten dieser denkwürdigen Kunst- und Wunderkammer, die schon 1596 nach dem Tode des Stifters verzeichnet worden ist, war seltenen alten und kunstvollen Musikinstrumenten eingeräumt. Ihr schließt sich eine andere, bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende, richtige »Musikkammer« an, die, zusammen mit ihrem alten Notenarchiv, sich ebenfalls bis heute, wenn auch nicht so ungemindert erhalten hat. Es ist die des uralten Geschlechtes der Obizzi auf Schloß Catàjo bei Padua; der letzte Marchese Obizzo, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts starb, hat sie, selbst im Geigenbau dilettierend, mit seiner großen, höchst wertvollen Kunstsammlung vereinigt und als der letzte seines Zweiges dem vermeintlich oder wirklich angestammten Hause Österreich vermacht. In den siebziger Jahren nach Wien übertragen, ist sie nach dem tragischen Tode des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand als »einstenische Sammlung« an





Baßzister. Deutsch, 15. Jahrhundert

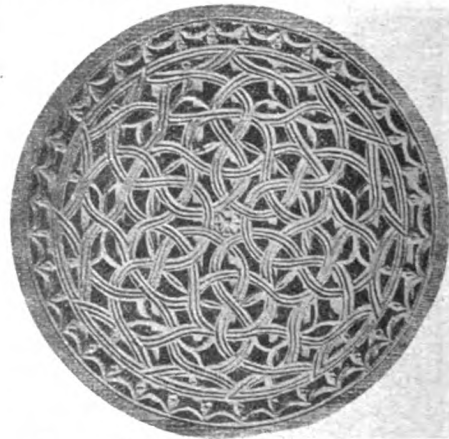
das Kaiserhaus und nach dem Umsturz an den deutsch-österreichischen Staat gelangt. Während des Weltkrieges hat dann der Schreiber dieser Zeilen die beiden einzigartigen Bestände in einen Körper zusammengefaßt und durch neuere Erwerbungen ergänzt, wodurch die alte Welthaupt-



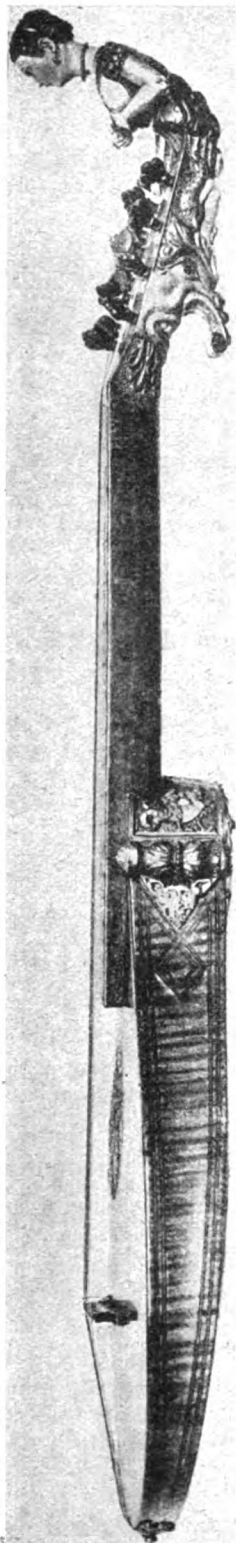
Einzelteil von der Zister des Erzherzogs Ferdinand von Tirol

stadt der Musik erst eine Sammlung erhielt, die ihr wunderbarerweise bis jetzt gefehlt hat; denn die vieles Wertvolle enthaltende private der Gesellschaft der Musikkreunde ist ziemlich planlos und zufällig zusammengekommen und vermag sich in keiner Weise den großen europäischen Sammlungen von Berlin, Köln, Brüssel, Paris u. a., nicht einmal der von Kopenhagen an die Seite zu stellen, während die neue staatliche, seit kurzem der Öffentlichkeit übergebene Sammlung an Umfang zwar eine der kleinsten, aber ihrem Stammbaum und der Zahl ihrer kostbaren und einzigen Stücke nach eine der vornehmsten, vielleicht überhaupt die vornehmste der Welt ist.\*

\* Es liegt jetzt auch der große, vom Verfasser herausgegebene, mit über 60 Lichtdrucktafeln ausgestattete Katalog vor: Die Sammlung alter Musikinstrumente (Wien, Anton Schroll, 1920).



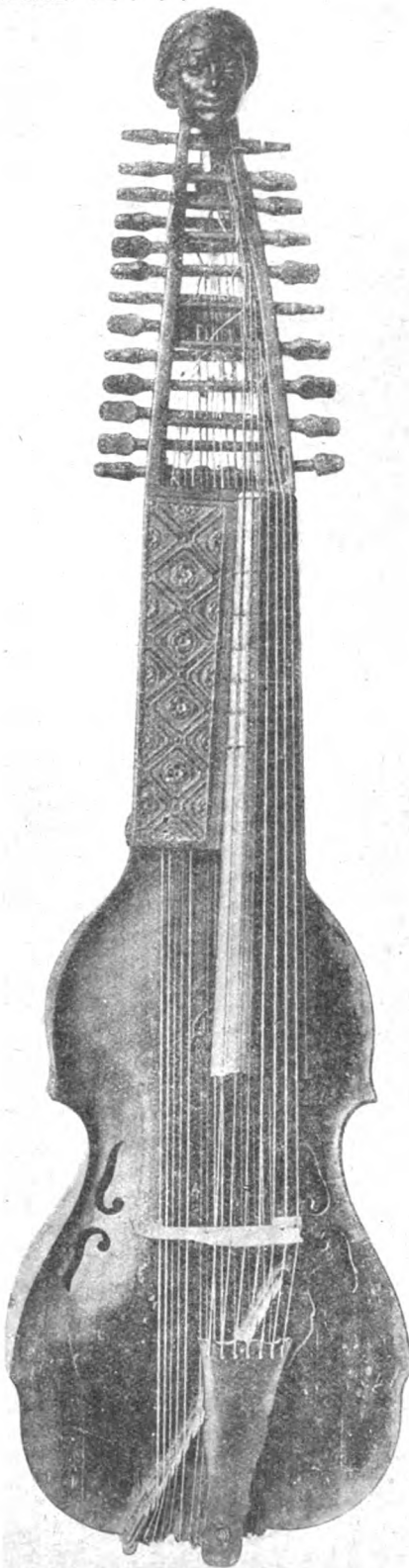
Lautenrose von Wendelin Tieffenbrucher



Zister des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Girolamo de Virchis, Brescia 1574

Die Sammlung legt schon dadurch ihre einzigartige Bedeutung an den Tag, daß sie, wie es scheint, das alleinige Beispiel liefert, durch das jener früher erwähnte Bann, der über den alten Tonwerkzeugen lagert, gebrochen wird und tönend überliefert. Musik der Vergangenheit den Ohren der Heutigen erklingt. Das leistet ein von einem kunstreichen Augsburger Orgelbauer, Samuel Bidermann, in den letzten Jahren des 16.

Jahrhunderts erbautes Automaten-spinett, dessen Walze — es mag die älteste oder eine der ältesten erhaltenen sein — sechs, eine kleine Tanzsuite bildende und von einem Vorspiel eingeleitete Stüdchen vernehmen läßt; der selbstsam zirpende Ton des in einen riesigen Prunkschrank — einst ebenfalls auf Umbras — eingebauten Instruments führt uns in die Zeit der schwirrenden Musik der Alten, der kleinen tragbaren »Virginale« und und Regale, der



Baryton. Simon Schödl, Passau 1782



Bordeferseite

Lira da braccio. Giovanni d'Andrea, Verona 1511

Rückseite

ganzen wunderlich »sordinierten« Instrumente zurück, die unsern Ohren fremd geworden ist und nur gerade in einigen Klangwirkungen unser Instrumente von heute als fernes Echo weiterlebt.

Der Kern der Sammlung umfaßt die Instrumente des 16. und 17. Jahrhunderts bis in

jene Zeit, wo unsere modernen Tonwerkzeuge sich herausbilden, vor allem die königliche Führerin des Orchesters, die Violine, von der ein sehr altes und merkwürdiges, aus einer Venezianer Werkstätte stammendes Exemplar (von Ventura Linarol, 1581) hier zu sehen ist. Sie



Spinettregal. Anton Meidling, Augsburg 1587

läßt aber auch (in einer kleineren ausgewählten Kollektion) in das Werden unsrer heutigen Orchesterinstrumente hineinsehen; ferner in deren Umformung bis an die Schwelle unsrer Gegenwart, namentlich im Bereiche des bodenständigen, einst in alle Welt wirkenden Wiener Handwerks. Es sind das zwei Gruppen der Sammlung, die fast durchweg aus neuer und neuester Zeit stammen und den alten historischen Kern einrahmen.

Die erste davon stellt die für die Kultur- und Kunstgeschichte des Abendlandes höchst bedeutsame, auch auf andern Gebieten zu belegenden Tatsache ins Licht, daß der Schnitt zwischen dem klassischen Altertum und dem christlichen Mittelalter hier so scharf als möglich ist. Wird auch die antike Theorie künstlich weitergeführt, und läuft dies schließlich in einen Kompromiß mit der aus eigenem Volksgrunde emporquellenden, der Antike wie dem nächsten und fernsten Osten bis heute gänzlich fremden harmonischen Musik aus, so sind doch, von wenigen Urinstrumenten abgesehen, so gut wie alle Tonwerkzeuge unsers heutigen Orchesters ihrem ersten Ursprung nach Orientalen; dem alten und neueren, dem nahen und entlegeneren Osten entstammend, wo ihre Nachkommen zum größten Teil noch heute leben, während die Hauptinstrumente klassischer Kunstmusik, Kithora und Aulos, mit dem Ende des Altertums spurlos verschwunden sind. Ist ja doch vor allem der Grundkörper unsers Orchesters, die Streichinstrumente, jener vollständig fremd; sie entstammen ebenso der »saragenischen« Welt, wie

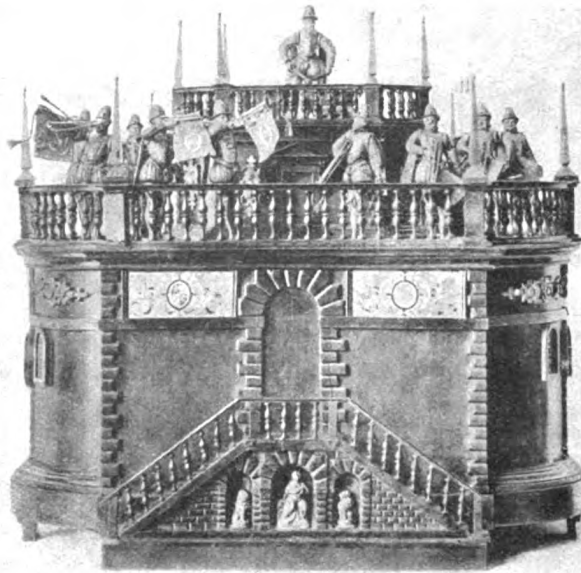
uns diese, zum Teil noch vor den auch hier so wichtigen Kreuzzügen, die Grundformen fast aller unsrer Blasinstrumente und sämtlicher Schlaginstrumente geliefert hat. Auch hier geben uns wieder noch ihre Namen Zeugnis; das trifft vor allem auf das vornehmste Instrument der Kunstmusik des 17. Jahrhunderts zu, die »Laute«, deren arabisch-Bezeichnung noch in allen europäischen Sprachen fortflinkt. Bis an die Schwelle unsrer Zeit, ja bis in unsre Gegenwart hinein gehen diese Entlehnungen fort. Ist doch das letzte, noch ein Schattenbassin führende Glied der alten »Violen-Familie, die vox angelica unsers Instrumentenkörpers, die »viole d'amour«, erst um 1600 durch die Ostindische Kompanie zunächst nach England verpflanzt worden; und erst aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt unser Harmonium mit allen neuen Abarten, die ein bis dahin unbekanntes, doch in China uralt einheimisches System der Tonerzeugung in Europa heimisch machte. Daß noch heute jedes bessere Orchester seine »türkische Musik«, vor allem die Becken und den Gong, wirklich aus dem Osten, aus der Türkei und China bezieht, ist bekannt genug.

Freilich, was das aktive Abendland aus diesen Erbgütern des beschaulichen und beharrenden Morgenlandes gemacht hat, ist, so wie die Musik auf harmonischer Grundlage, der jene nun dienen, durchaus ein Selbstgeschaffenes und Neues. Die Wiener Sammlung führt uns recht

Tartölle aus Ambras  
Deutsch, 16. Jahrhundert



weit in die Tage zurück, da das neue Instrumentenwesen auf jenen ursprünglich orientalischen Grundlagen einsetzt, zusammen mit dem Aufkommen eines neuen Stils, der in merkwürdiger Übereinstimmung mit dem Gang der redenden und der bildenden Kunst, gleich dieser im Glorienz des 14. Jahrhunderts als »ars nova« beginnt. Als ein solcher ältester Zeuge



Trompeterautomat. Bayern, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

tritt uns eine mannshohe Baßzister entgegen, die im Ambrazer Inventar von 1596 bereits als ein seltenes Altertum erscheint und ihren ausgesprochen gotischen Formen nach wohl bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Die mit Metallsaiten bespannten Zistern — mit denen unsere älteste Schlagszither einerseits, die Mandoline der Südländer andererseits noch zusammenhängt — waren neben der viel vornehmeren Laute als Vileltanteninstrumente viel gebraucht; neben einem kostbaren Stück, das von dem berühmten Brescianer Geigenbauer P. Maggini stammt, besitzt die Sammlung namentlich ein ganz einziges Stück, das, ebenfalls aus Brescia stammend und von Girolamo de Virchis 1574 für niemand Geringeren als Erzherzog Ferdinand von Tirol selbst gebaut, in seiner farbigen Erscheinung ein Wunderwerk der hochausgebildeten oberitalienischen Holzschneiderei darstellt. Die eigentliche Königin der Instrumente ist aber damals die hochgeschätzte und schwierige Laute, seit dem Aufkommen der Gitarre, eines andern südlichen Volksinstruments, im 18. Jahrhundert aussterbend und erst heute wieder, zumeist nur als Bastardform dieser letzteren, neu belebt; sie hat nicht nur ihren orientalischen Namen, sondern auch ihre Urform treu bewahrt. Die Sammlung besitzt zwei merkwürdige Exemplare aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, merkwürdig auch dadurch, daß sie bezeichnete Werke von Dürers Schwiegervater, Hans Frei, sind. Die künstlerische Ausstattung der Lauten mit ihrem kunstvoll aus »Spänen« zusammengesetzten gewölbten Schallkörper steht

oft sehr hoch, besonders prächtige Exemplare ziehen edles Material, vor allem Eisenblech, in reichem Maße herbei, und auf die Ausstattung der »Rosa«, des Schallloches — in der gotische Formen außerordentlich lange nachwirken — wird ein Erstbedliches geleistet. Ihre tieferen Stimmungen, die »Theorben«, die abenteuerlichen langhalsigen »Chitarroni« (zur Ausfüh-

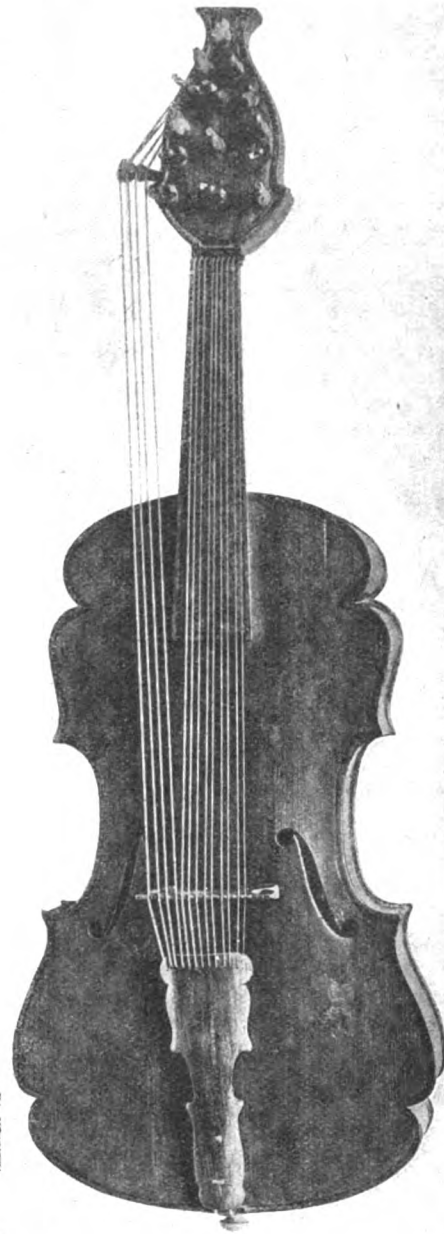
rung des Generalbasses gebraucht) haben mit ihren eigensinnigen Formen lange die Maler gereizt — wie denn die Laute in ihrer schwierigen Verkürzung ein beliebtes Glanzstück der Perspektiviker bildet. Sie erscheinen sehr häufig auf den Gemälden des 16. und 17. Jahrhunderts. Noch der alte Rat Goethe hat nach dem Bericht des Sohnes viel Zeit mit der schwierig zu stimmenden und zu »schlagenden« Laute verbracht. Heute gehört sie mit ihren Verwandten — obwohl Versuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht worden sind — ebenso zu den Fossilien der Instrumentenkunde wie die ältesten Vertreter der Geigenfamilie, die ihr auch im Klangcharakter nahestanden. Das sind außer den alten Arm-Violen, wie sie in den Händen der musizierenden Engländer auf altitalienischen Bildern erscheinen — die Wiener Sammlung besitzt ein seltenes, sehr altes Stück —, und deren Name noch in unsrer »Bratsche« fortlebt, mit der sie aber nichts zu tun haben, namentlich die in allen Größen vom Diskant bis zum »Großbaß« gebauten »Beinviolen«, die G a m b e n, das Lieblingsinstrument dilettierender Damen, besonders im 17. Jahrhundert und häufig auf niederländischen Bildern erscheinend. Wie die Viole d'amour das letzte Glied der ersten Familie, so ist der aus Haydns Leben bekannte Varyton das letzte der zweiten, aus der übrigens bekanntlich die Gambe, einst vor dem Violoncell das berufene Soloinstrument, heute wieder zu einem Schattenbass erwacht ist. Ganz und schon frühzeitig ausgestorben ist eine dritte Familie, die der »Liren«,

mit ihren freilaufenden »Bordunsaiten« einem Artypus angehörig, aber höchst denkwürdig als die eigentlichen Vorfahren unsrer Geige. Es ist das Instrument, das Apollo auf Raffaels Parnas spielt. Die Wiener Sammlung bewahrt zwei sehr schöne und äußerst seltene Stücke, eins davon noch aus Raffaels Zeit selbst (1511).

Auch die Blasinstrumente sind reich an »Fossilien«. Ganz verschwunden bis auf das in Westeuropa noch ein kümmerliches Da-



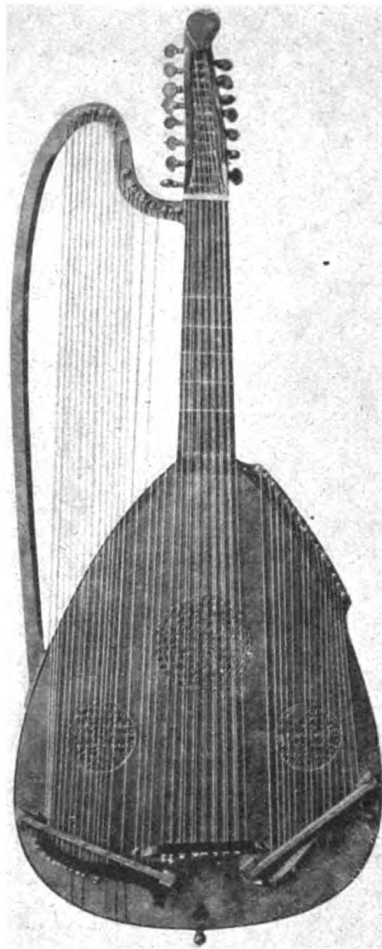
Großbaß-Viola. Ventura Linarol, Padua 1585



Lira da gamba. Wendelin Tieffenbrucher, Padua um 1590

sein führende »Flageolett« (von dessen Klangwirkung die Aliquotöne unsrer Geigen noch eine Vorstellung geben und den Namen tragen) sind die uns freilich noch als Kinderinstrumente wohlbekannten »Schnabelflöten«, auch bezeichnenderweise flûtes douces genannt, bis ins 18. Jahrhundert der ausdrucksfähigeren Querflöte den Rang streitig machend (wie die

Gambe dem Violoncell) und namentlich in England als Gentlemaninstrumente äußerst beliebt — in allen Größen, bis zur übermannshohen »Großbassflöte« gebaut, wie unsere Sammlung schön darstellt. Ebenso verschwunden sind die Vorläufer der Oboen und Fagotte, die schnarrenden »Pommer«, mit allen ihren Verwandten. Die Sammlung bewahrt ein ganzes Quartett, das einzige seiner Art, von »Cordunen« — merkwürdige »gedeckte« Ursagotte, deren Klangwirkung schon durch ihren Namen angedeutet wird, sowie Proben jener seltsamen »Radette«, in denen subtiler Handwerksverstand tiefe Basslagen auf kleinstes Handsformat zu bringen verstanden hat. Ebenso seltsam in seiner Drachenform ist ein ganzes Quintett von »Tartösten« — so heißen sie im alten Ambraser Inventar —, wohl einst bei Mummenkämpfen gebraucht und einzig in seiner Art. Ein Mittelglied zwischen »Holz-« und »Blech«instrumenten bildet die einst hoch im Ansehen stehende Familie der »Zinken« aus Holz mit Tonlöchern, aber mit Kesselmundstüd. Ihr Klang ist für uns kaum mehr vorstellbar, sie haben an Geläufigkeit mit den gleichzeitigen hohen Trompeten gewetteifert. Diese, das Instrument einer hochgewerteten Gilde, haben dementsprechend oft eine kostbare Ausstattung erhalten; die Wiener Sammlung besitzt einige reichverzierte Silbertrompeten aus dem Nürnberg des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie gehören ihrer Technik nach, die schon in Mozarts Zeit untergegangen war, zu den ausgestorbenen Instrumenten, während die Zug-Posaune ihre höchst zweckentsprechende Gestalt und Handhabung seit dem Mittelalter bis auf uns fast unverändert erhalten hat. An Stelle jener hohen Trompeten ist dann seit Beginn des 18. Jahr-



Hartenzister. Wendelin Tieffenbrucher,  
Padua um 1590

hunderts (noch nicht bei Bach und Händel!) ein Lieblingsinstrument Mozarts getreten, die Klarinette, eine Nürnberger Erfindung auf Grund eines namentlich im Orient weitverbreiteten Arttypus; ihr Name weist noch darauf, daß sie ein Ersatz jener hohen Trompeten, der »clarini«, war.

Der Bau der Blasinstrumente hat, im stärksten Gegensatz zu dem der Streichinstrumente, im Laufe des 19. Jahrhunderts seit der Beethovenzeit überaus tiefgreifende Umgestaltungen erfahren, die sich nur denen auf dem Felde des Klavierbaues vergleichen lassen. Die Geigen hatten jene sanftintonierten Violentarten längst siegreich aus dem Felde geschlagen; nun begann der Kampf um größte Tonfülle und allen Anforderungen gewachsene Mechanik, wie sie eben die moderne Entwicklung forderte, auch hier. Wer die höchst einfachen Blasinstrumente unserer Wiener Klassikerzeit mit den förmlich in Metallpanzern starrenden des Straußschen Orchesters vergleicht, vermag den ungeheuren Unterschied schon äußerlich wahrzunehmen.

Ob dabei der klangliche Wohlklang immer gewonnen hat, ist eine andre Frage. Aber so wie der Kampf zwischen dem süßen Amation und dem gewaltigen Stradivariklang längst zugunsten dieses entschieden war, so traten auch mit der alten »Wiener« Flöte, dem alten Fagott, dem Naturhorn der Klassiker, die moderne »Böhmflöte«, das Fiedelfagott und das Ventilhorn in einen bis an die Schwelle unserer Gegenwart heranreichenden Kampf, in dem die letzteren siegen mußten, weil persönliche Geschmacksneigungen mit den Forderungen neuer Zeit allzusehr in Widerspruch gerieten. Jener Flötenname erinnert aber daran, wie das ältere Wien auf diesem Felde eine Weltrolle gespielt hat.



Willibald Krain:

Geiger und Kind





# Neue Briefe von Theodor Storm

Mitgeteilt und eingeleitet von Else Brenke

I

So unbehaglich sich Theodor Storm in Potsdam fühlte, so lieb ist ihm der Aufenthalt in dem gemüthlichen Städtchen Heiligenstadt im Eichsfeld geworden. Beim Abschied gesteht er, »fast fassungslos« gewesen zu sein. Zu diesem Wohlbehagen in dem »alten Nest« trug nicht wenig der Verkehr mit den Familien v. Wuffow, v. Byern und v. Raissenberg bei.

Frau v. Raissenberg, von Storm meist »Mamachen« genannt, war die Mutter von Frau v. Byern, der jungen Frau des Assessors v. B., dessen Schwester wieder als Frau des Landrats v. Wuffow in Heiligenstadt lebte. Storm wurde Vate zu der 1859 geborenen Hedwig v. B., der Empfängerin der meisten hier abgedruckten Briefe.

Von den beiden andern Briefen ist der erste, vom 21. Mai 1865, einen Tag nach Constanzes Tod, an die Familien Raissenberg und Byern gerichtet, der zweite, vom 14. Juli 1866, einen Monat nach der Trauung mit Frau Do, an Landrat v. Wuffow und seine Frau.

Herr v. Wuffow war, nach Storms Schilderung, ein Mann von umfassender Bildung, in den Künsten wohlverfahren und voll lebhaften Interesses für Poesie.

Einst gab Storm ihm Mörikes »Maler Nolten« zu lesen, zu dem aber W. kein Verhältnis finden konnte. Sie gerieten in eine heftige Debatte darüber, bei der die Frauen auch Partei nahmen. Es half nichts; sie »blieben voreinander stehen wie ja und nein«. Eines Vormittags halb darauf gab Storm dem Freunde »Mozart auf der Reise nach Prag«, und als Storms am selben Nachmittag beim Tee saßen, wurde ein Brief Wuffows an Mörike überbracht mit einem Begleitschreiben an Storm, das da begann: »Da hast du deinen verrückten Freund, weiß selbst nicht, was ich geschrieben; bin ganz toll, habe geheult — Himmel tausend Donnerwetter, will denn der Paroxysmus nicht wieder fort! ... Also du entscheide, und bewahre mich vor einer Dummheit und Lächerlichkeit.«

Wuffows Brief an Mörike aber lautete:

Heiligenstadt, 3. Februar 1859.

Hochverehrter Herr!

Es ist so meine Gewohnheit, nachmittags mich auf mein Sofa zu legen, um, ein Buch in der Hand, lesend und endlich einschlummernd von meinem schweren und trodden Beruf auszurufen. Heute war's auch so; ich griff nach

»Mozart auf der Reise nach Prag«, einem Buch, das mein Freund Storm mir heute vormittag gebracht hatte. Aber — ich legte es nicht wieder hin; Poesie und Musik fesselten mich, wie magisch gebannt mußte ich Ihnen folgen, und die Seele flog mit Ihren Gedanken hinaus über die Wolken. Wenn etwas beweisen kann, daß die Poesie gottgeboren, daß wirklich ein Tropfen Nektar zur Erde gefallen, daß ein Funken unendlichen Lichtes von der ewigen Leuchte nicht geraubt worden, so ist es die in ihm wohnende Kraft, die irdische Seele der Erde zu entreißen. Das ist die Befriedigung jenes Dranges!

»Ach, könnt' ich doch auf Bergeshöhn usw. in deinem Tau gesund mich haben.« Nur mit Mühe kann ich mich wieder greifen und zurückführen in die körperliche Gegenwart: noch klopf mein Herz, noch tränen die Augen, und nicht um Ihnen zu danken, sitze ich und schreibe an Sie — nein, um der Fülle der Gefühle, die mich bewegen, Ausdruck, Abfluß zu geben. Was könnte Ihnen auch an dem Dank eines Unbekannten, Ungenannten liegen! Und doch, wüßte ich so recht zu sagen, was ich denke, was ich fühle, Sie freuten sich doch! Sie müßten dem ewigen Gotte danken, der Ihnen die Seele eingehaucht, der diese Seele geküßt und Ihnen in dem Ruß die Fülle der Poesie, der Kunst zu eigen gegeben. Ich sage der Kunst: denn wenn das letzte Ziel aller Künste das Schöne, das ewig Schöne ist, so ist auch eine Kunst der andern gleich. Nur verschiedene Seiten desselben Lichtstrahls, wie ja auch in dem irdischen Sonnenstrahl alle Funken enthalten sind. Eine solche Vereinigung der Musik und der Poesie wie in Ihrem Mozart traf ich noch nie, oder richtiger: traf mich noch nie. Noch weiß ich nicht, ob ich eine Dichtung im Worte gehört oder ob ich die Wellen der höchsten göttlichsten Musik im Geiste vernommen. Der unsterbliche Mozart saß bei mir, und ich lauschte ihm, seiner Musik, seinen Gesprächen, verband mich seinen Gedanken. Sei, wie das sprühte und glühte! Wie ich des Genießens nicht satt werden konnte, wie mein Genießen ihn höher und höher begeisterte! Wie Leben und Sterben, Gegenwart und Zukunft zusammenfloß im Finale des Don Juan! ...

Halten Sie mich für keinen Schwärmer, bin Landrat, 39 Jahr, glücklicher Familienvater, gesund an Körper und Geist, liebe das Vergnügen des Geistes wie das des Körpers und habe bis heute nie an mir unbekannte Dichter geschrieben. Sie aber mögen mit den lieben Augen Ihres

Porträts bei meinem Storm auf diese Zeilen blicken und — sie zerreißen.

Ihr — ich finde kein Beiwort —

v. Wuffow.

Dieser Brief beleuchtet wohl am besten die lebenswürdige, ebenso geist- wie temperamentvolle Persönlichkeit dieses Stormschen Freundes aus Heiligenstädter Zeit, und man begreift, daß der Umgang mit ihm für Storm eine Befriedigung des Geistes wie des Herzens bedeutete.

Zwischen den beiden Familien entwickelte sich sehr schnell ein naher Verkehr:

Gern schließ' ich einmal meine Türen,  
Um auf des Nachbars Grund zu gehn;  
Doch muß ich deutlich dort verspüren  
Den Duft des Kräutleins: Gerngefehn.

Storms und Wuffows tranken wechselweise oft den Abendtee beieinander. Dabei las Storm vor, während Wuffow Landschaften auf ein Blättchen Papier zeichnete, die alle in eine eigens dazu bestimmte Mappe wanderten. Nach solchem Beisammensein liefen die beiden Männer manchmal noch bis Mitternacht um die Stadt spazieren, in tiefen Gesprächen. »Wir haben uns recht ausgerebet miteinander,« schreibt Storm einmal an die abwesende Frau Constanze, »zuletzt langten wir bei Tod und Sterben an. Das ist ein fürchterlicher Grübler. Ich wollte, ich könnte mich an Deine Brust werfen, um von diesen grausamen Gedanken zu genesen.«

Auch zum Nachmittagstee stellte sich Wuffow manchmal ein, dem um diese Zeit eine Tasse Tee bei Storms »wie gestohlen« schmedte, und eines schönen Maitages schleppte er Storm danach spazieren, »krant dabei an allen Feden und Jäunen, zwischen dem schönsten Grün umher«, schlägt Storm, der seine Müdigkeit nicht überwinden kann, »von Zeit zu Zeit auf die Schultern und schreit ganz begeistert: Du, es wird Frühling!« Aber es wollte nichts verschlagen, Storm kommt »halb tot« von diesem Spaziergang nach Hause.

Auch spätabends erscheinen die Freunde noch bei Storms, wenn diese schon im Begriff sind schlafen zu gehen. Da wird denn »der Schlaf aus den Augen gerieben und der Teekessel wieder in Gang gebracht, denn ohne Tee, und zwar viel Tee, geht es bei ihm nicht ab«, sagt Storm. —

Frau v. Wuffow, geborene v. Byern, war eine »grundgute und gescheite Frau«, der es Freude machte, ihren Gästen die schönsten Sachen aufzutischen. Sie hatte zu Storms, besonders zu Frau Constanze, eine so innige Zuneigung gefaßt, daß sie einmal herübergelaufen kam, nur um sich von Storms sagen zu lassen, daß sie ihr noch ebenso gut seien wie sonst. Zwischen ihr und Storm bestand ein alter, halb

scherzhafter Streit. Storm erklärte sie für »die hochmütigste Person von der Welt«, was sie nicht wahrhaben wollte. Als sie den Inhalt von Storms Novelle »Im Schloß« witterte, bat sie Storm, doch nichts gegen den Adel zu schreiben, worauf Storm ihr erklärte, daß »der Dichter, wie jeder Künstler, dahin gedrängt werde, seine Persönlichkeit auszuprägen«, und daß zu seinen tiefsten Überzeugungen gehöre, Adel und Kirche seien zwei wesentliche Hemmnisse einer durchgreifenden sittlichen Entwicklung, worauf Frau v. Wuffow meinte: »Nä, Storm, ich halte das für eine entschiedene Schwäche von Ihnen.«

Frau v. Wuffow war eine sehr kinderliebe Frau und versammelte gern zu ihren eignen die Stormschen Kinder um sich, um stundenlang mit ihnen zu spielen.

So waren die beiden Familien durch Geistes- und Gemütsbeziehungen verbunden, und Storm sagt, in Heiligenstadt hätten sie ihre »Hohle Gasse« (damit meint er sein elterliches Haus in Dufum) bei Wuffows.

An Byerns und Raissenbergs.

Dufum, 21. Mai 1865.

Lieben Freunde, Mamachen, Tanten, Paul und Clärchen, ich hatte diese Zeit abgewartet, um an alle meine Freunde draußen im Reich recht ausführliche und heitere Briefe zu schreiben; denn die Geburt unsers siebenten Kindes sollte im Anfang dieses schönen Frühlingmonats eintreffen, und Ihr wißt, daß Constanze und ich, als wir noch beisammen waren, unser Pädchen, wenn es auch immer schwerer wurde, doch mit ziemlich leichtem Mute trugen. Beisammen waren, sage ich; denn Constanze ist nicht mehr. Nachdem sie am 4. Mai in ziemlich leichter Geburt einer Tochter das Leben gegeben, der jedoch, weil sie angewachsen war, eine starke Blutung folgte, ist sie gestern morgen früh gegen 6 Uhr nach schwerem Kampfe dem hier epidemisch auftretenden Kindbettfieber erlegen; sie starb, ihre Hand in der meinen, doch hat sie uns in den letzten sechs Stunden wohl nicht mehr gekannt; nur der Körper kämpfte seinen Kampf mechanisch noch zu Ende; zuletzt wurde das schwere Stöhnen sanft wie Bienengetöse; dann ging eine eigentümliche Verklärung über ihr Gesicht, ein sanfter blauer Glanz flog durch das gebrochene Auge; und dann war sie tot, ich hatte sie verloren. Den Nachmittag vorher ließ ich die vier ältesten Kinder heraufkommen, damit sie ihnen noch einmal die Hand gebe; sie tat es, brüdte sie ihnen schwach, sagte aber nichts; nur als Ernst hereinkam und mit bebender, aber daher wohl ziemlich lauter Stimme sagte »Guten Abend, Mutter!«, sagte sie: »Guten Abend«, oder, wie er meint, »Gute Nacht, mein Kind, ich sterbe«. Nachher hat sie dann nicht viel mehr gesagt.

Das Kind, das ihr von allen am ähnlichsten zu sein scheint, hat gelitten, zumal auch der Amme vor Mitgefühl die Milch wenigstens zurzeit vergangen; aber wir scheinen auch hier schon Freunde zu haben; die junge Frau unsers Subrektors Dr. Matthiessen kommt Morgen und Abend und wenn es not ist, und trinkt mein armes Kind. — Herzerreißend war das Geschrei meiner kleinen süßen Lucie: »Ich habe keine Mutter mehr, o ich habe keine Mutter mehr; und ich habe sie doch so lieb gehabt.« Und, nachdem sie es dann tags verspielt hatte, kam es abends beim Zubettgehen wieder.

Eben kommt mir eine neue Freundlichkeit; die Mitglieder meines Gesangsvereins, der schon so groß ist wie der in Heiligenstadt, lassen bitten, sie zu Grabe tragen zu dürfen. — Und das soll am Donnerstag in der Morgenämmerung geschehen; wenn dann die neugierige Stadt erwacht, habe ich schon mein ganzes Blut begraben.

O meine lieben Freunde, Ihr habt sie getannt; war das eine Frau zum Sterben?! Paul und Clärchen, wie oft mit ihrem glodenhellen Lachen hat sie an Euren Tische gegessen! Ich werde es nimmer wieder hören.

Wie ich weiterleben soll, begreife ich nicht, ich weiß nur, daß ich es muß und daß ich jetzt mehr als zuvor in der Welt zu tun habe.

Und nun noch eine Bitte: ich möchte, daß der Tod meinen Heiligenstädter Freunden angezeigt würde, unsern alten Schuster Wirth und Rechenbachs und unsre Wirtsleute eingerechnet; liebe Frau Clärchen oder Mamachen, wollen Sie das besorgen lassen? Sie wissen ja ungefähr, wer dazu gehört. Auch beim Buchhändler Delion möchte ich angesagt haben. Was soll ich noch schreiben? Hans und Ernst laborieren beide noch an ihren Übeln, so daß Hans das Gymnasium gar nicht, Ernst nur einige Stunden besucht. Die übrigen sind gesund.

Mit herzlichem Gruß Euer armer alter  
Theodor Storm.

An Wuffows in Heiligenstadt.

Dusum, 14. Juli 1866.

Lieben Freunde!

Endlich muß doch ein Wort von mir über das gesprochen werden, was Ihr schon anderweit wohl erfahren habt; zürnt mir nicht, daß ich so lange geschwiegen; es mußte erst alles klar und fertig sein, wie es jetzt ist. Sie, liebe Frau Anna, sagten damals zu mir: eine Constanze finden Sie doch nicht wieder. Ich war damals schon im Begriff, Ihnen zu sagen, daß noch eine lebe, die einst die erschütterndste Leidenschaft in mein Leben gebracht, die seit ihrer Kindheit — das ist buchstäblich — nur mich liebt, die mit Constanze sich in meine Poesie

teilt, und von der jetzt jeder — ohne diese Dinge zu ahnen — sagt, daß ich die Tote durch diese Wahl geehrt. Constanze selbst wußte alles dies, und sie dachte immer darauf, die kleine Do solle zu uns kommen und mit uns zusammen leben bis zu Ende. Zu dem Ende hatte sie sie vor zwei Jahren hieher eingeladen; aber die kleine Do vermochte es noch nicht, und Dange nahm sie an ihr Herz und sagte, wir müssen Geduld haben; später wird es schon gehen. Sie, Constanze, äußerte auch einmal vor Jahren, da wir noch froh und gesund zusammen waren, im Fall ihres Todes müßte ich doch wohl Do heiraten; ihr würde sie die Kinder am liebsten anvertrauen; und die Kinder, große wie kleine, haben die Mitteilung, daß ich sie auf ihrer Mutter Plaz führen würde, mit der innigsten Zustimmung aufgenommen. Ihre Schwester ist die Frau meines Bruders Johannes, und sie war längst die geliebte »Tante Do« der Kinder, das bleibt sie auch; der Muttername wird unsrer geliebten Toten nicht geraubt. Und so waltet sie denn unter uns wie ein kleiner guter Hausgeist, der Sauberkeit, Ordnung und freundliche Kindergesichter um sich her verbreitet. Und ich lebe noch einmal eingehüllt in die Liebe einer süßen milben, mir grenzenlos hingeebenen Frauenseele.

Eine Constanze finde ich zwar nicht wieder; jeder, der etwas im Leben bedeutete, ist individuell unerfesslich; wie es auch die kleine Do gewesen sein würde, wäre sie zuerst in mein Leben getreten. Ich fühle das auch; denn obgleich die törichte Leidenschaft, die einst meine schönsten Lieder hervorgerufen, mich noch einmal gepackt hat, so lebe ich doch in dem steten Gefühl der Vergänglichkeit.

Ein Bild der kleinen Do schide ich Euch nicht; eine verblühte Blondine, deren Anmut zumeist in ihrer Zartheit bestand, läßt sich nicht photographieren. Ihr müßt schon einmal selbst kommen, wie ich zu Euch kam, und wenn Ihr euch auch gegen die Tatsache sträubt, gegen die Person werdet Ihr euch nicht sträuben können.

Am 13. v. M. ließen wir uns von einem alten Schulkameraden auf einem benachbarten Dorfe trauen, in Gegenwart meiner Mutter, die ganz überzeugt ist, daß noch einmal eine Perle der Frauen mein geworden, und meiner vier ältesten Kinder. Dann waren wir acht Tage in Hamburg ...

Mit den Kindern hier geht es seinen ebenen Gang; nur Hans hat sich dieser Tage in raschem Entschluß als studiosus medicinae in Kiel immatriculieren lassen, wird aber erst zum Wintersemester hingehen und dann bei Tante Friedlieb in Kost und Pflege kommen. Nach Beratung mit meinem Bruder Doktor und unserm Freunde, dem hiesigen Rektor Gibbion, ist es richtiger befunden, Hans, der eine



Ѕусум, 10. Декембер 1876.

Das Leben hat es nicht so gefügt, daß Du unter meinen Augen aufwachsen konntest; sonst — so will ich gerne glauben — wäre ich vielleicht Deinem jungen Herzen ein wenig lieb geworden, Du hättest Vertrauen zu mir gewonnen, und, da Dein Vater seit lange nicht mehr ist, ich hätte Dir wohl in mancher Beziehung etwas sein können. Als ich Dich zum letzten Male sah, warst Du noch ein Kind, wenigstens noch ein halbes; jetzt bist Du eine Dame. Du zürnst aber wohl nicht, daß ich hier auf dem Papier von meinem Patenrecht Gebrauch mache und Dich mit dem traulichen »Du« anrede. Hab' ich Dich doch bei Deiner Taufe in meinem Arm gehalten!

Und so grüße ich Dich denn, mein liebes Kind, recht innig und von ganzem Herzen. Ich denke, in den Weihnachtstagen wirst Du oft bei mir verweilen; und willst Du mir eine reichere Freude machen, so — wenn sonst die Verhältnisse Deines Lebens es gestatten — suche es so einzurichten, daß Du in dem Jahre, das nun vor uns liegt, auf längeren Besuch zu uns nach Husum kommst ...

Husum, 5. Juli 77.

Nicht an mir war es, zu zürnen, sondern Du und die Deinigen hatten allen Grund, den Kopf zu schütteln, daß ich den herzlichen Brief Deiner Mutter nicht beantwortete. Was war das für ein Pate, der Dich erst eifrig einlud, und nachdem ihm Hoffnung auf Dein Kommen gemacht worden, nichts mehr von sich hören ließ.

Sorgen, daß sie mich ganz niederbrüdten. Hans, der über zehn Jahre auf Universitäten gewesen war, ber in Kiel das Examen verfehlt, dann 1875 einen Teil desselben in Würzburg bestanden hatte, schien zur Wiederholung der auch dort verfehlten Stationen nicht zu kommen; da reiste ich im Februar dieses Jahres hin und blieb vier Wochen in Würzburg. Hans bestand während meiner Anwesenheit nun das Examen so weit, daß von den fünf Abteilungen des Examens nur noch die letzte übrig war, von der man mir sagte, es sei eigentlich nur eine Formalität. Ich reiste voller Hoffnung ab, aber nach einigen Wochen erhielt ich von andern — Hans hatte nicht den Mut, es zu schreiben — die Nachricht, daß das Schlußexamen mißlungen sei, und er es erst in drei Monaten wieder machen könne; eine lange bange Zeit, auf eine Entscheidung zu warten, die zugleich über das ganze Leben meines Kindes entscheiden sollte; denn, wenn er es dann auch noch ein drittes Mal versuchen konnte, welche Hoffnung war darauf zu setzen?

So war mein Haus voll und mein Herz schwer, um die Zukunft der Kinder; zumal da meine Kräfte abnehmen, und es ja nicht gar so lange mehr sein wird, daß ich helfend bei ihnen sein werde. . . .

Dein freudiger, hoffnungsvoller Brief, mein liebes Kind, hat mir die Zunge gelöst. Zu den herzlichsten Worten für mich noch die Glückwünsche Deiner Genesung! Du hast mir eine wahrhaft frohe Stunde mit diesem Brief gemacht. Und wir wollen es nun festmachen, daß Du — wie es dann paßt — im nächsten Jahr im Mai oder Juni auf ein paar Monate zu uns kommst; ich bin ziemlich sicher, daß es Dir hier gefallen wird. Lisbeth wird dann freilich wohl auf irgendeinem Konservatorium sein; aber Lucie, die jetzt in einer Pension ist, kommt Anfang Mai kommenden Jahres nach Hause. Und hoffentlich steht dann auch am Abendhimmel meines Lebens wieder etwas von jenem goldenen Rot, das dem Sonnenuntergang vorhergeht. . . .

Soeben erhalte ich die bestimmte Nachricht aus Würzburg, daß Hans sein medizinisches Staatsexamen vollständig bestanden hat. Damit fällt mir ein Stein vom Herzen, den ich lange getragen habe. ...

Digitized by Google



Eines Nachmittags gegen Abend an einem schwermütigen Frühlingstag saß der ergraute König Marke nachdenklich und einsam an dem Fenster seines Schlosses. Ihm war wehe ums Herz. Er hörte unten im Park die ersten Vögel des Frühlings singen. Er lauschte. Und die ersten Frühlingstage seiner Jugend kamen ihm zurück und strahlten wie ein leises fernes Abendrot. Sein Haupt war auf die Brust gesenkt. Und sein ergrauter Bart stand straff wie aus Stein gehauen. Er glich einem der steinernen Ritter an den Ertern seines Schlosses. Seine Rechte hatte das Königschwert dicht unter dem goldenen Knauf gefaßt. Im Knopfe dieses Knaufes bligte durch die zunehmende Dämmerung ein großer Rubin. Zehn Städte des Reiches Kornwall hätten ihn nicht bezahlen können. Denn er stammte aus der Krone des heiligen Grals.

So saß er und sann. Wohl umklammerte er sein Schwert, das in mattem Glanze funkelte und von Schlachten und Siegen zu ihm sprach. Aber was sollte ihm die Sprache seines Schwertes? Was nützten ihm Schlachten und Siege? In dieser einsamen Nachmittagsdämmerungsfunde fühlte er, daß etwas anderes mit ihm redete. Etwas, das er in Schlachten und Siegen unberührt und vereinsamt gelassen hatte. Die's Etwas war sein Herz. Und dieses Herz begann in der steinernen Brust zu beben. Seltsam, fremdartig und stammelnd wie ein Knabe. Es begann zu sprechen vom Weib und seiner Liebe.

Da schoß aus dem letzten Himmelsblau mit einem süßen, hellen, jauchzenden Schrei ein paradiesfarbener Vogel herab.

Er hatte ein Haar im Schnabel. Er ließ es vor dem alternden König auf den Sims des Altars fallen. Und dann schoß er wieder davon und verschwand mit dem gleichen süßen, hellen, jauchzenden Schrei.

Der König sah das Haar an.

Es war rotgoldener Seide gleich. Und er erinnerte sich nicht, ein solches Haar in allen Landen je gesehen zu haben.

Sein großes Auge blieb auf dem Haare haften. Sein Herz blieb daran haften. Und seine Sehnsucht blieb daran haften.

Er stand auf. Rasselnd fiel sein goldenes Schwert zu Boden. Und bieweil sein Auge auf dem rotgoldenen Haare haftenblieb, reckte er seine gewaltigen Arme. Ein Seufzer kam aus des alternden Mannes Brust. Und er sprach vor sich hin, leise, als getraue er sich nicht, dieses Wort sich zuzugestehen: »Das Weib, dem dieses Haar gehört, soll meine Königin werden. Sie soll mir Jugend geben. Sie soll heiße Kraft durch meine Abern gießen. Sie soll meine Glieder verjüngen, wie ein Bad im Maientau. Ich will sie zuhöchst setzen unter allen Weibern der Lande. Und aus meinem Königschwert, aus meinem Schlachtenschwert, aus meinem Siegeschwert will ich diesen Rubin brechen, der rot und rein und makellos ist wie das Blut Christi. Ich will ihn setzen der Königin in den Reif, der dieses Haar bekronen soll, das ich in allen Landen an keinem Weib gesehen habe.«

Also geschah es, daß der greise König Marke seinen jungen, schlanken, blonden, braunäugigen Neffen Tristan, den künsterreichen Helden, zu sich rief, um ihn auf die Brautschau zu senden. Die Brautschau nach dem Weibe, das die Trägerin seiner Krone werden sollte um dieses Haares willen.

Tristan trat ein.

Er verneigte sich und fragte: »Was begehrt König Marke von mir?«

Marke sah ihn an und sprach: »Tristan! Ich habe wohl an dir getan.«

Tristan verneigte sich abermals und tiefer. Er küßte mit seinen jugendwarmen Lippen König Markes welkende Hand.

Marke fuhr fort: »Du bist jung. Dir stehen alle Herzen offen. Mein Haupt umspinnt schon das Alter. Aber noch bin ich kein Greis. Du weißt, Tristan, daß ich einsam war in aller meiner Lebenszeit. Ich hatte für mein Reich zu tun. Ich habe alle

niedergeworfen, die mich bedrängt haben. Ich habe meinen Thron hochgesetzt über allen den Völkern um uns. Aber sieh nun, du mein einziger Freund, du mein Neffe, den ich liebe und den ich großgezogen habe: Sieh her, Tristan, und denke an unsre Freundschaft. Mir ist eine seltsame Botschaft gekommen. Betrachte dieses Haar, das mir ein Vogel im Schnabel gebracht hat. Und verstehe mich, daß eine Sehnsucht in mir geworden ist. Eine Sehnsucht nach dem Weibe. Eine Königin will ich haben. Dich aber, meinen Freund, sende ich aus, das Weib zu suchen, das dieses Haar trägt.»

Der junge, schlanke, blonde Tristan verneigte sich abermals.

Ein letzter goldener Schein der Abendsonne fiel auf das rotblonde Haar.

Er sah dieses Haar glänzen in des alternenden Königs Hand.

Und er wußte nicht, wie ihm ward.

Er sah auf das Haar. Er sah zum König auf. Und er sprach: »Nie, o König, werde ich vergessen, was du mir gegeben hast aus freudiger Güte. Du hattest es nicht not, mich aufzunehmen. Denn dein Groll lag auf meiner Mutter, deiner Schwester — sie ist nun lange tot. Und er lastete auf meinem Vater, weil er deine Schwester entführt hat. Heißes und widerspenstiges Blut konntest du in mir wirksam wähen. Alles dessen hast du großmütig vergessen. Du warst mir der Vater, an Stelle dessen, den ich frühe verloren und nie gekannt hatte. Du hast mich wie deinen eignen Sproß erzogen. Du hast mich zu Kämpfen gesandt. Du hast mich Siege erstreiten lassen. Deinem Willen dienstbar zu sein, ist mir höchste Ehre, teuerste Pflicht. Mein ganzes Geschick habe ich in deine Vaterhand gelegt. Gib mir dieses Haar. Und ich will die weite Welt durchwandern, seine Trägerin zu finden.«

Er hielt inne. Ein leises Aufatmen verkündete seine Bewegung. Er nahm das Haar aus des alternenden Königs Hand in seine junge Hand. Dann begann er weiter zu reden: »Möge, o König, dieses Haar dir Glück bringen!«

Bei diesen Worten durchrieselte es Marke seltsam.

Der ergraute König sah seinen jungen, schlanken, blonden, braunäugigen Neffen Tristan an. Er sah ihn lange und durchdringend an.

Dann sprach er mit schwerer Stimme: »Gib mir dies Haar wieder. Ich will einen andern zur Brautschau senden. Deine Gesellschaft ist mir zu lieb. Und ich entbehre dich zu sehr in meinem Räte.«

Tristan sah herab auf das goldflimmernde Haar, das in seiner Hand zitterte. Er betrachtete es lange. Dann sah er auf. Und dann sagte er mit verhaltener Stimme: »Ich habe dir gesagt, o König: ich werde das Weib suchen, von dem dieses Haar stammt. Es soll deine Königin werden. Nichts ist zu köstlich für dich! Nichts zu schwer für meine Kraft, dir meinen Dank zu spenden. Lasse mir also das seltsame Haar. Oder — mißtraut mir mein König?«

Darauf wußte Marke nichts zu erwidern.

Aber er sah Tristan noch einmal an. Lange. Prüfend.

Wie aus Erz gegossen standen die beiden einander gegenüber.

Die Dämmerung warf ihre bleichen Schatten herein.

Tristan nestelte sein seidenes Hemd über der Brust auf.

Er nahm ein Amulett von seiner nackten starken blondflaumigen Jünglingsbrust.

Dieses Amulett war sein Höchstes. Er hatte es als Kind von seiner in Liebesleid verstorbenen Mutter Blanchefleur bekommen. Es war eine goldene Kapsel. Das Bildnis Mariä auf dem Kapselschild. Die Kapsel hatte ein König in das anstürmende Feindesheer geschleudert. Und Tristans Vater, des Königs Felbhauptmann, hatte sie aus dem Anäuel der Schlacht mit starkem Arm gerettet. Todwund hatte er sie dem Könige wiedergebracht. Von dieser Schlacht trug die goldene Kapsel dunkle Flecken, Blut, das untilgbare Spuren hinterlassen hatte.

Der junge Tristan tat das Haar in die goldene Kapsel, die an einer goldenen Schnur an seinem gebräunten Halse hing.

Er hielt sie in seinen schlanken Händen.

Dann küßte er sie.

Und dann sprach er: »So wahr diese Kapsel dieses Haar einschließt, beim Gedenken meines Vaters und meiner Mutter gelobe ich, o König Marke: ich will dir das Weib suchen, das solches Haar zu eigen hat. Ich will dir deine Königin bringen!«

Es war in der Frühe eines blühenden Morgens, da Tristan über die Schloß-

brüde hinausritt, begleitet von wenigen Reitern, um die Braut für König Marke zu suchen.

Die Welt taute von Frische. Die Vögel sangen und hüpfen in den blühenden Bäumen. Ringsum auf den Wiesen standen glitzernd im Raß des Frührots die Blumen.

Und der junge Tristan ritt hinaus. Sein Wams war offen und der kühlen Morgenluft preisgegeben. Auf seiner Brust funkelte im Sonnenglanz die Kapsel mit dem seltsamen rotgoldenen Haar.

Also zog er aus.

Der Frühling ging, den Frühling zu suchen für den Herbst.

Tristan fuhr über das brausende Meer. Das Meer, unruhig wie der Wellenschlag seines jungen Herzens. Und blau, weit und lodend wie das Leben vor ihm.

Lieber wäre er in Stürmen zu Kämpfen gefahren. Lieber Wunden ernten als spöttischen Dank von schönen Frauenlippen oder funkelnden Jörn aus großen Augen, wenn er mit seiner Werbung kam vom alternden König Marke. Und wenn er, wie ein hartnäckiger Kaufmann seine Ware, die Haare der Schönen mit dem in seiner goldenen Kapsel verglich und verlegen, aber bestimmt abweisend, sein blondes Jünglingshaupt schüttelte.

Einmal hatte ihm ein Hofnarr an der Schloßbrücke höhnisch zugerufen:

»Wenn Alter sich will der Jugend gatten  
Und blondes Haar mit grauem schatten  
Und Greisentum als Helfer fand  
Jugend zu solchem Unverstand,  
Dann merk:  
Das ist der Narrheit wahrstes Werk!«

Glühendrot war damals der junge Tristan davongeritten. Er hatte des Narren Worte nicht aus den Ohren gebracht.

So oft er auch seines geheiligten Wortes gedachte, immer war auch der bohrende, aufstachelnde Gedanke dabei: Warum schickt das Alter die Jugend zu solchem Werk?

Eine jörnige Scham überschlich ihn. Er kam sich vor wie ein wahrhafter Narrenspott.

Wahrlich: das Haar brannte auf seiner blonden Brust und in seiner schlanken Hand wie giftiges Feuer.

Manchmal, wenn er müde auf fremden Straßen dahinritt oder in einsamen Näch-

ten lag und brütete, dann stellte er sich in Gedanken die Trägerin dieses Haares vor.

Gewiß war sie schlant, stolz, gebieterisch. Und schön! Wie ein goldener Mantel wallten die reichen flutenden Haare um ihren schlant-üppigen Mädchenleib.

Und Tristans Jünglings-Mannesherz, dem bis jetzt kein Mädchen oder Weib hatte nahen können, schrak auf. Wie an schwülen Tagen ein Windstoß oder eine Welle aufspringt.

Dann betrauerte sich Tristan. Er küßte inbrünstig das entsagungsreiche Bild Mariä auf der goldenen Kapsel. Denn er dachte seiner toten Mutter Blanchefleur, die um der Liebe willen so elend geworden war.

Eines Nachts lag Tristan in schwerem, nach langem mühsamem Tagesritt bei ihm eingekehrtem Schlaf, in einem Schloß, hoch über dem Meer. Die silberne Nachtlampe an der geschnittenen Dede schwebte in einem bläulichen Lichtkreis. Das Meer wob eine unruhige, süße und beklemmende Nachtweise in die Stille des Schlafgemachs. Draußen klonn hoch der Mond.

Da erwachte der junge, schweratmende Tristan.

Und ein Vogel sang in sein dämmerndes Erwachen. Mit seltsamer Stimme:

»Die du geahnt, ob nie gesehn,  
Leibhaft wird bald sie vor dir stehn.  
Nach der mit Botschaft du gesandt,  
Für Tristan einzig sie erstand.  
Nur eine trägt solch Haar im Erdenland:  
Isot!  
Die Königstochter vom Irenland.«

Mit jähem, fieberndem Schreck griff Tristan nach seiner Brust.

Heiß von seinem stürmenden Blut lag dort die goldene Kapsel mit Isots Haar.

Zögernd, furchtsam nahm er die Kapsel in seine Hand. Das Licht der Ampel spielte geisterhaft über ihr.

Dann, mit einem jähen Satz sprang er taumelnd vom Lager ins Gemach.

»Isot, die Königstochter vom Irenland,« klang es in ihm nach.

Wie eine geheime Drohung sprach es aus diesen Worten.

Der wunderfame Vogel, der Marke das goldene Haar gebracht hatte, war Tristan erschienen.



Zu übler Stunde. Und mit übler Ver-  
kündung.

Zu Markes Todfeinden, den Iren, sandte  
ihn der Loderuf des Zaubervogels.

Dort sollte er die junge Königin holen!

Er sah sie leibhaftig vor sich, wie der  
Vogel es angesagt hatte:

Von einem Goldflammenmantel umwogt.  
Den schlank-üppigen Leib stolz und abweisend  
aufgeredet. Das Lächeln des Hasses auf den  
Lippen. Und den Blick des Hohnes in den  
Augen: Warum sendet der alte König sei-  
nen jungen Neffen, die Braut nach Corn-  
wall zu holen? —

Und wiederum erklangen ihm die rätsel-  
haften Worte des Vogels:

Für Tristan einzig sie erstand!

Ein Feuerstrom widerstreitender Gefühle  
schloß durch Tristans Herz.

Es schüttelte ihn.

Durch die Fensterlücke starrte er angstvoll  
in die Nacht hinaus.

Ferne im klaren Mondlicht schloß der  
Wundervogel davon.

Einen Perlmutterkreis irisierender Far-  
ben ließ er hinter sich.

Dann schien es, als sauge ihn der Mond-  
lichthof ein. —

Tristan sah ihm stierend nach. Er war in  
die Knie gebrochen. Sein Herz hämmerte  
durch die Nacht.

Wie ein zischender Pfeil hatte sich des  
Vogels Wort in sein Herz geböhrt. Es  
bäumte sich auf wie ein wundgeschossenes  
Wild. Aber die Widerhaken saßen fest im  
tiefsten Fleisch.

Es war Tristan in einem Augenblick  
schrecklichen Hellsehens, als habe ihm der  
Vogel den Weg seines Geschides mit schau-  
riger Klarheit gewiesen. Als stehe er am  
Rand einer tangenden, brodelnden Hölle  
voll furchtbar prächtiger Wunder.

Und in dem tollen Wirbel sah er mitten-  
innen sich und ein Weib rasend ver-  
schlungen.

Sich. Und das Weib, das er Marke  
bringen sollte! —

Unbarmherzig und spöttisch wie das spie-  
lende Schicksal bebte auf Tristans blon-  
der Brust die goldene Kapsel mit Iots  
Haar.

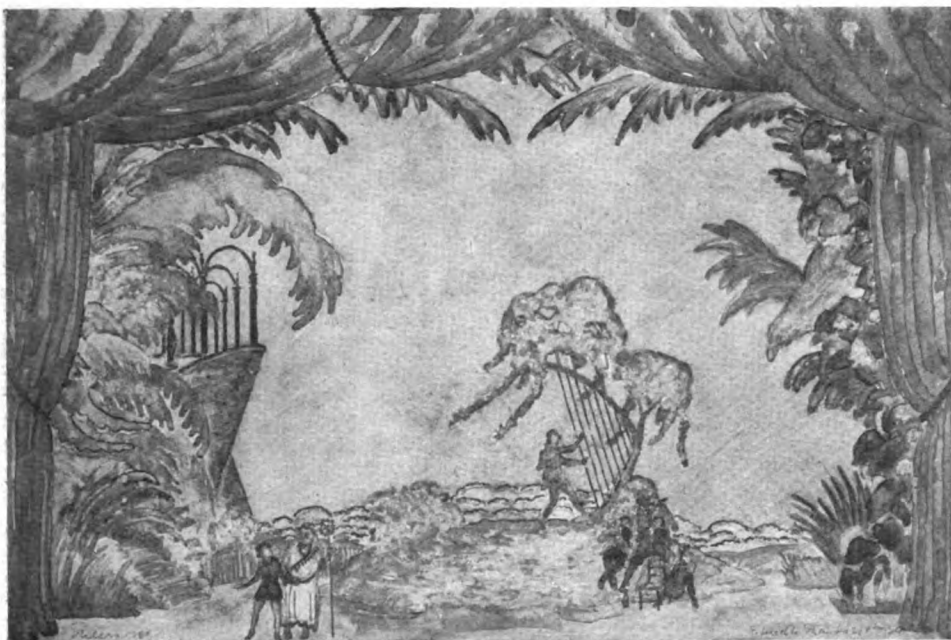
## Neujahrslied

Alten Jahres Ring sich ründet,  
Durch der Sterne Bild geflochten;  
Eh die Herzen ihm noch pochten,  
Dankend für viel liebe Dinge,  
Wird das neue schon verkündet  
Und beginnt im lichten Ringe.

Und beginnt im lichten Ringe  
Singend durch das All zu gleiten,  
Doch schon scheuchen Traurigkeiten  
Die nie ewig heitern Lieder:  
Ach, es bricht die lohe Schwinge,  
Und der Mensch sinkt alltag'nieder.

Und der Mensch sinkt alltag'nieder,  
Schon ist blaß, was blink begonnen,  
Und verschwunden sind die Sonnen,  
Die den Anbeginn umkreisten,  
Ach, wir sind voll Sehnsucht wieder  
Und die nie zum Ziel Gereisten.

Alfred Heine



Bühnenbild zu Raimunds Zaubermärchen »Die gefesselte Phantasie« im Berliner Staatstheater  
Entwurf von Alfred Ehlers (1. Bild)

## Dramatische Rundschau

Gerhart Hauptmann: »Peter Brauer« — Ben Jonson: »Der Schrei nach Ruhe« — »Die Räuber« in Berlin und Hamburg — Raimunds »Gefesselte Phantasie« und Shakespeares »Othello« im Staatstheater — Goethes »Götz« im Großen Schauspielhaus — Franzosen und Französlinge — Theaterliteratur

**D**er Lustspielbichter Gerhart Hauptmann hat zu Anfang dieser Spielzeit eine späte Ehrenrettung und eine schier unverhoffte Ermunterung erfahren: seinen »Jungfern von Bischofsberg« ist nach vierzehn Jahren, in einer zur äußersten dramatischen Bescheidenheit erzogenen, zumal an Lustspielen bettelarm gewordenen Zeit wenigstens ein Blättchen von dem Lorbeer, der sie damals schände mied, auf die ergrauten Scheitel gefallen. Das mag den Dichter bewogen haben, doch in seinen Trüben und Schränken einmal nachzusehen, ob sich nicht noch ähnliches aus vergangenen Tagen darin berge, etwas, das den gemarterten Seelen von 1921 die Salbe des Vergessens auf die Wunden streichen könnte. Und richtig! da fand sich aus dem Jahre 1911 — lang, lang ist's her, damals, als die Marokkokrise über unsern Häuptern hing und Helios in einem regenlosen Sommer seine unermüdblichen Pfeile auf uns schoß — eine »Tragikomödie«, die vollständig »fertig« war, von der aber noch nie ein Zipfeln das Licht der Welt, geschweige denn der Soffitten erblickt hatte. Ein seltener, ein unerhörter Fall in der Geschichte der Hauptmannschen Dramatik! Seit »Vor Sonnenaufgang« war es dank der engen

Verbindung mit der Bühne seines Freundes Brahm keinem so wie ihm vergönnt gewesen, alles, was seine Muse, die heitre oder die tragische, gebär, gleich aus den Windeln auf die weltbedeutenden Bretter zu bringen; und nun lief ihm da ein zehnjähriges Bübchen oder Mädelchen herum, von dem niemand nichts wußte. Auch Brahm nicht, sein Vertrauter, sein Berater, sein Geburtsbesser in allen dramatischen Kindesnöten? Die Fama will wissen, daß auch dies Stück damals unverzüglich dem dramaturgischen Freunde eingereicht, aber von ihm mit der sanften Entschiedenheit, in der er Meister war, abgelehnt worden sei. Und noch eins ist verdächtig: nicht auf einer der drei Bühnen Felix Hollaenders, an die nach Brahms Tode das Hauptmann-Privileg übergegangen, ist dieses zwischen den »Ratten« und »Gabriel Schillings Flucht« entstandene Stück erschienen, sondern im Lustspielhaus, das der neue Leiter Heinz Saltenberg freilich mit heißem Bemühen von seiner erbärmlichen Vergangenheit befreien und unter der Flagge berühmter Namen einer besseren literarischen Zukunft entgegenführen möchte. Der mag dem Dichter lange in den Ohren gelegen und hart zugesetzt haben, ihm »doch auch mal etwas zukommen zu lassen«, und dem Dichter mag dann das tapfere Wort ein-

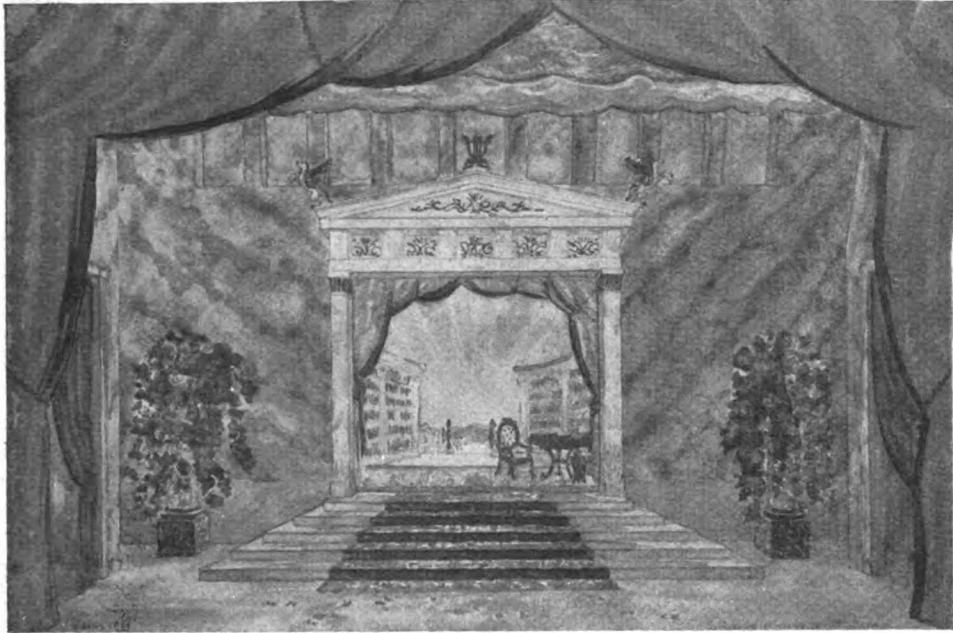
gefallen sein, das er vor Jahren nach einem offensichtlichen dramatischen Mißerfolg sprach, als die Kritik sich darüber wunderte, daß der erste Dichter Deutschlands sich auch nach halbem Beifall so willig zeige, vor dem Vorhang zu erscheinen: »Ich bin jederzeit entschlossen,« bekannte er damals, »vor mein Werk zu treten.« Dies Wort wird man heute noch gelten lassen müssen: Hauptmanns dichterische Persönlichkeit und Lebensleistung sind stark genug, auch noch ein unfertiges und versehltes Werk mehr zu tragen — man rechne nur einmal nach, wieviel Totes und Abgeblühtes in Goethes Garten steht, ohne daß der Regen seiner Blumenbeete und Fruchtobäume darunter litte.

Wir nehmen das Buch (Berlin, E. Fischer) vor und lesen den Titel noch einmal. Ja, »Peter Brauer, eine Tragikomödie« steht auf dem Titelblatt. Damit stellt sich das Werk an die Seite des »Roten Hahns«, der Fortsetzung des »Biberpelzes«, die bisher allein unter Hauptmanns dreißig Bühnenwerken diese Bezeichnung führte. Aber das ist zuviel der Ehre, denn hier entfaltet sich weder eine zum Ziel fortschreitende Handlung noch ein Charaktergemälde, geschweige denn ein menschliches Schicksal, das sich auf dem schmalen Ramm zwischen Tragik und Komik in der Schwebe hält, um schließlich vom Zuschauer solcher todesbanger Seiltänzerkünste mit einem lachenden und einem weinenden Auge verabschiedet zu werden. »Porträtstudie« würde genügen, zumal da dies Wort der Werkstatt aus Peter Brauers eigenster Sphäre genommen wäre. Er ist nämlich Maler, vornehmlich Porträtmaler, dieser traurig-komische Held (aber was für einer!), und Crampton, Michael Kramer und Gabriel Schilling sind seine ihm freilich an Genialität und Menschlichkeit weit überlegenen Kollegen. Einen größeren Haselanten, Schwabronneur, Schaumschläger, Windbeutel und Nichtsnutz hat die Sonne nie beschienen. Zu Hause weiß man, wie es um ihn steht: Frau und Tochter verachten und verhöhnen ihn, nur der Sohn, dem Alten an Begabung und Können weit überlegen, gönnt ihm ein bißchen verstehendes und verzeihendes Mitleid. Er ist es auch, der ihm zu den elenden fünfunddreißig Mark verhilft, mit denen sich Peter endlich auf die Socken machen kann, um in der Provinz, fern von häuslicher Misere und drängenden Gläubigern, die mit Wechseln und Staatsanwalt drohen, sein Glück zu versuchen. Und wirklich, es scheint, als wolle ihm dort ein freundlicherer Stern aufgehen. Er findet einen Wirt, der sich ein paar Wochen mit der Rechnung hinhalten läßt, er findet einen schlesischen Magnaten, der dem »in Rom gewesenen Professor« die Ausmalung einer eben ererbten Kapelle anvertraut. Aber ach! das Glück hat kurze Beine. Denn keiner

wird doch glauben, daß Peter Brauer den alten Adam auszieht, aus einem Faulpelz zu einem Arbeitsamen, aus einem Nichtstönner zu einem Tüchtigen wird, nun er sich wie der Hase in den Salat gesetzt hat! Wohl schickt er, gutmütig-renommistisch, von dem Mammon, mit dem der schlesische Krösus ihn vertrauensvoll überschüttet, ein paar Kröten nach Hause, aber drinnen in der Kapelle — der schottische Maler, mit dem der Mäzen zur Revision kommt, will sich ausschütten vor Lachen: ein paar mit roten Zippelmützen ausgestaffierte Gnomen und Zwerge, Peter Brauers Lieblingsfiguren von jeher, das ist alles, was er in all den Wochen zustande gebracht hat. Und diese Blamage muß seine ehrenwerte Familie, die gerad' zu Besuch gekommen, miterleben! Peter Brauer, der sich sonst nicht so leicht ins Bodshorn jagen läßt, kniet nun doch zusammen, als ihm der fette Auftrag entzogen wird, und verspricht, in das Land zu verduften, »wo man aus Gram, Scham, Galle, Sorge und Kummer bide Jervelatwürste macht«.

Stünde diese Figur in einem mit geistigen Mitteln zu geistigen Zielen strebenden Drama, es könnte viel Wärme und Behagen von ihr ausgehen. Denn es ist eine von denen, die Komik im Leibe haben, in denen sich Gut und Böse, Dämmerlichkeit und Liebenswürdigkeit zum Bilde echter Menschlichkeit paaren, und denen die Liebe eines Dichters nicht umsonst mit gütiger Hand über Haar und Wange gestrichen hat. Wie das Stüd aber beschaffen ist, ohne inneren dramatischen Antrieb, ohne Entwicklung, ohne geistigen und seelischen Gehalt, findet auch die an sich wohlgelungene Gestalt keinen Boden unter den Füßen und versinkt ins Leere. Alles, was um sie herumgebaut ist, bleibt plumper, schwerfälliger, das Gleichgewicht störender Apparat, den auch eine gewisse äußere Lustigkeit und Dialoggeschicklichkeit nicht besflügeln kann. Wäre nicht Jakob Tiebtkes lastige Niederländerei der Titeltrolle meisterlich zu Hilfe gekommen, das Stüd wäre auch auf der Bühne so leer erschienen, wie es sich als Literaturzeugnis selbst dem willigsten Leser und Freund des Dichters offenbart.

**M**anchmal kommt so etwas wie Gerechtheitspleen über die deutschen Theater. Dann fragen sie sich: Warum immer nur der erhabene Schwan vom Adon, warum nicht auch mal das Entlein von Westminster, das so munter im Tümpel des von jenem Großen vernachlässigten bürgerlichen Schau- und Lustspiels plätscherte? »O seltener Ben Jonson!« steht auf der Grabplatte dieses Zeitgenossen und Freundes Shakespeares in der sogenannten Dichterede der Westminster-Abtei. Ja, selten sind die unzähligen Stüde dieses zopfigen und



Bühnenbild zu Raimunds Zaubermärchen »Die gefesselte Phantasie« im Berliner Staatstheater  
Entwurf von Alfred Ehlers (5. Bild)

regelrechten Dramatikers auf unsern Bühnen geworden, aber einmal kann man's wohl wieder mit ihm versuchen. So hat denn seine einst weltberühmte »Epicoene« oder »Das schweigende Weib« Benedikt Lachmann für das Neue Volkstheater, das gern auf literärhistorischen Seitenpfaden wandelt, in eine Komödie mit dem parabolischen Titel »Der Schrei nach Ruhe« umgearbeitet. Was ihm bei diesem Wiederbelebungsvoruch vorfhwabte, war aller Ehren wert: den komischen Charakter Morose, einen Mann, der nichts als Ruhe, nur Ruhe will, wollte er der Nachwelt wiedersehen, diesen launischen, zänkischen, in seiner Forderung unbarmherzigen Kauz, einen frühen Vorläufer der Molièreschen und Raimund'schen Sonderlinge, denen dann von der ledigen Jugend oder von der unverdorbenen Natur ein erfrischendes Schnippen geschlagen wird. Aber er übernahm sich in der Charakterzeichnung oder ging dem alten Schmöcker von 1609 nicht resolut genug zu Leibe; so wurde aus der Charakterkomödie eine Groteske, und die wurde von dem Ballast der umständlichen und schwerfälligen Dialoge in die Tiefe gezogen, aus der kein Taucher sie so bald wieder heraufholen wird.

Der Schrei nach Ruhe — in der Zirkusauf-  
führung der Schillerschen »Räuber« im  
Großen Schauspielhause fiel einem  
dieser Titel öfters wieder ein, wenn die Räuber-  
massen mit ihrem Tumult die Manege erfüllten  
und die Schloßszenen im Hintergrunde, die doch

am Ende auch ihr Recht haben, jämmerlich erdrückten, so daß nicht einmal Werner Krauß mit seinem derwischartigen Franz Moor durchzubringen vermochte. Was aber war diese Berliner Monster-Aufführung gegen das Experiment, das Schillers Jugenddrama von 1782 lechthin in den Hamburger Kammerspielen über sich ergehen lassen mußte! Da erschienen die Brüder Moor, Spiegelberg, Schweiger, Koller und Konforten im Kostüm der Revolution von 1918: Karl als ein »ins Grandiose idealisierter Max Hölz«, Franz mit Reitpeitsche und Monotel als ostelbischer Junker, Spiegelberg als russischer Bolschewik in roter Bluse, Koller in rebellischem Matrosentragen, die andern gar in Feldgrau, Stahlhelm und österreichischem Käppi, mit Handgranaten, roten Fahnen und Gewehren Modell 98 ausgerüstet! Das Ganze sollte, scheint's, eine Huldigung an die glorreiche Revolution sein, und war nur eine Verlästerung des Dichters und des Zeitgeschmacks.

Welche Erlösung, solchen Grimassen der Gegenwart auf Raimunds Zaubermantel ins Reich der Phantasie, selbst der »Gefesselten Phantasie« zu entführen! Zwar zählt dieses Stück nicht zu den gelungensten des Wiener Romantikers und kann sich weder mit dem »Verschwender« noch mit dem »Bauer als Millionär« im entferntesten vergleichen, solange der Dichter auf den Wolken der Allegorie wandelt; aber sobald er wieder





Figurine zu der Königin Hermione in Raimunds Zaubermärchen »Die gefesselte Phantasia« im Berliner Staatstheater von Alfred Ehlers

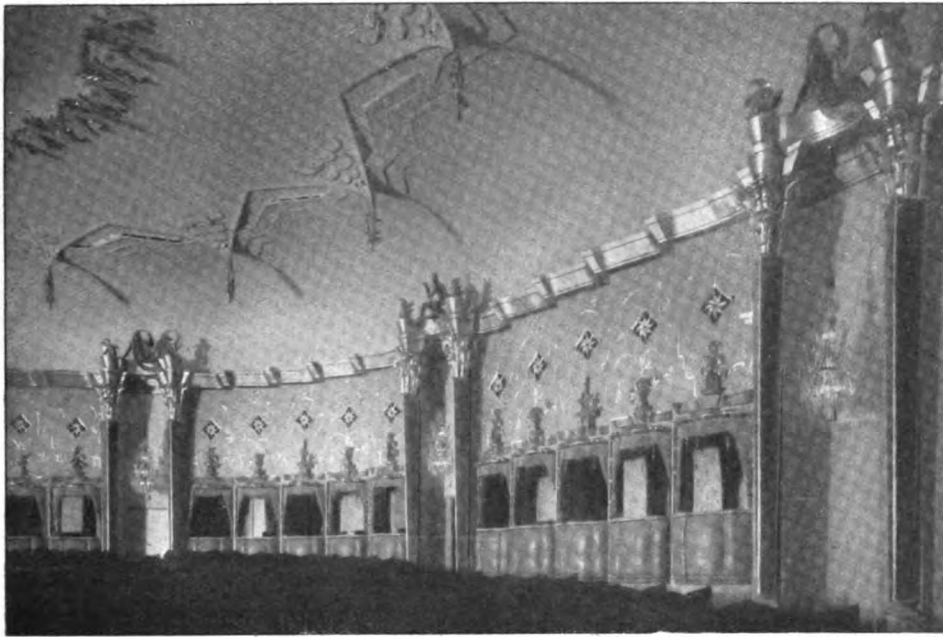
realen Boden unter den Füßen hat, sobald er in dem Harfenisten Nachtigall eine seiner herzhafte komischen Wiener Volksfiguren auftreten läßt, blüht unter seinen Tritten die bunteste, lustigste Blumenwiese auf. So kam das Berliner Staatliche Schauspielhaus nach langer Pause mal wieder zu einem Abend, an dem sein altes angestammtes Bürgerpublikum, falls ihm das noch treu ist, seine ungetrübte Freude haben konnte. Auch das war da, was zu solchen lieben, ein klein wenig runzlig gewordenen Großväter- und Großmütterstücken gehört, wie Lavendelgeruch zu süßen Jugenderinnerungen, dies »Weißt du noch?« und »Ach ja — damals!« Paula Conrad, die in Berlin vor vierzig Jahren als Grille, vor dreißig als Puck, vor zwanzig als Hannele entzündet hat, ließ selbst durch die Tigermaske der Zaubererschwestern Arrogantia noch etwas von dem Jugendzauber ihrer unvergeßlichen Naiven durchblicken, und den neugewonnenen Karl Etlinger als Nachtigall mit der glücklichen Mischung von unverfälschtem Taddäb-Witz und warmer Menschlichkeit hätten gewiß auch die gelten lassen, die sich etwa noch — es gehören nur Etüden achtzig bis neunzig Jahre dazu — in dieser unzerstörbaren Rolle an Raimund oder Nestor ergötzen haben. Auch ein urkomischer Vorhang, mit vorfintstlichen Amoretten bemalt, spielte mit; aber da fand sich keiner im

Hause, der uneitel genug gewesen wäre, um einzugestehen, daß er den noch aus seiner Flügelkleidzeit her kenne — denn Theodor Fontane und Ludwig Vietzsch sind doch schon lange tot. Das Köstlichste an dem Abend aber — ja, man wußte nicht: waren es die entzückenden, aus freispieler Phantasie und Schmetterlingsbuntem Farbenzauber gewobenen Szenen- und Kostümbilder von Alfred Ehlers, oder war's die Schubertsche Musik, die das verqualmte Wiener Bierhaus mit denselben holden Himmelstönen umspann wie das Arkadien und Wolfenbüdelsheim der »tragischen« Allegorien.

Weniger Glück als mit der heiter beschwingten Zauberwelt Raimunds hat das Staatliche Schauspielhaus anderthalb Monate später mit der düstern Tragik Shakespeares gehabt. Mit Leopold Dehnners Aufführung Richards III. kann sich seine Othello-Aufführung weder in der Kühnheit des Gesamtstils noch in den Einzelleistungen vergleichen. Wir lassen es uns gerne gefallen, daß die Tragödie der Eifersucht aus ihrer venezianischen Umhüllung gelöst und auf ein fast zeit- und raumloses Podium allgemeiner Menschlichkeit gestellt wird, obwohl uns Reinhardts unvergeßlicher »Othello« gezeigt hat, daß die Betonung



Figurine zu dem Fremden aus Linz in Raimunds Zaubermärchen »Die gefesselte Phantasia« im Berliner Staatstheater von Alfred Ehlers



Zuschauerraum im neuen Theater am Kurfürstendamm in Berlin (Aufn. von Franz Einfelbst, Berlin-Galerjee)  
Gesamtausführung der Emil-Heinide-A.-G.

des Schauplazes kein Hindernis zu sein braucht für die tragische Gewalt heute wie gestern unentrinnbarer, unter südlichem wie nördlichem Himmel gleich erschütternder Leidenschaft. Wogegen wir uns aber auflehnen, daß ist die fade, ebene Neutralität der Regitation, darin der Brand dieser Tragödie, wie eine umgestürzte Fadel im Waschzuber, gelöscht und erstickt wird. So aber geschah's hier durch einen über anerkennenswerte Zielftreuge zur Pedanterie ausartenben Regiewillen, der das Bett der reißenden Handlung eindämmt, die Bildhaftigkeit auf ein flaches Relief zusammenbrückt und die Darsteller in spanische Stiefel schnürt. Dieser falsch verstandene expressionistische Stil wirkt nur noch peinlicher, wenn nicht verhindert werden kann, daß ein Schauspieler der alten Schule, Max Wohl als Brabantio, zwischen diesen Sordinen alle Register seiner naturalistisch aufgeregten Virtuositätsmanier zieht. Fritz Kortners Othello, ein an Europens überfüllte Höflichkeit nur halbgewohnter Wilder ohne ritterliche Vornehmheit, ohne den Schlachtenglanz des ruhmreichen Feldherrn, ohne den Zauber des Naturhaften und selbst des Exotischen, aber voll verhaltener, unter der Vede demütigen Liebesglüdes vulkanhaft lauender Glut, durchbrach zwar zuweilen die Fesseln der Regie, so, wenn ihm Iago den ersten Stachel des Verdachts ins kindlich vertrauende Herz bohrt und die Bestie sich in ihm aufbäumt; aber schließlich, bei Vollführung der schredensvollen

Tat durch eine unbegreifliche Laune der Spiel-  
leitung neben der schlafenden Desdemona aufs  
Bett gestreut, aus einem Aufrechten zu einem  
Liegenden gemacht, muß auch er vor der be-  
fohlenen Windstille die Segel reffen, und trägt  
schleicht dieses Schiff der Leidenschaft, um das  
alle Gewalten der Elemente brausen sollten, wie  
ein jeder Kahn in den bergenden Hafen. Auch  
Albert Steinrüd fand aus der schmalen  
Wasserstraße, die man seinem zum Prinzip des  
Bösen stilisierten Jago angewiesen hatte, nicht  
den Weg aufs freie Meer der tödlich tobenden  
Vöshaftigkeit, das der tragische Tiefgang auch  
dieser Gestalt verlangt, soll sie nicht an den  
Klippen der platten Gemeinheit zerschellen. Es  
war bisher Dögners Ehrgeiz und Stärke, jedem  
dramatischen Dichterwerk seinen besonderen  
Blutpuls abzufühlen und sein besonderes ein-  
geborene Temperament zu entreißen; er sollte  
sich auf diesem Wege, der das alte verstoffte  
Agl. Schauspielhaus mehrmals so steil über  
seine ärmliche Vergangenheit emporgeführt hat,  
nicht durch expressionistische Schulregeln hemmen  
lassen, die, aus einem Diener zum Herrn ge-  
worden, genau so verderblich werden können wie  
Leisten und Schablone.

Nicht viel besser als dem Mohren von Venedig im Staatstheater erging es dem Goethischen Götz im Großen Schauspielhause. Zwar danken wir es der in Vorder-, Mittel- und Hinterbühne getheilten Szene, daß sich die lange, nur lose verbundene Bilderfolge mit unwesentlichen

Auslassungen glatt und schnell abrollt, und gewiß bedeutet hier jedes dem Abend gerettete Bild einen kostbaren Gewinn, aber höher noch als die buchgetreue Vollständigkeit gilt die naturhafte und häusliche Deutscherheit, der Dichtung Schöpfungsobem und Lebensnerv. Die aber wurde nur zum bescheidenen Teil getroffen. Von der Landschaft Frankens, die hier mit Berg und Tal, Fluß und Heide genau so lebendig werden müßte wie die Menschen, überkommt uns nur dann und wann ein Schimmer, wenn der Beleuchtungsmeister tief im Hintergrunde abendliche oder nächtliche Silhouetten am Horizont aufdämmern läßt; Gögens Burg, drin er Weib, Kind und Schwester hegt und den Harnisch mit dem behaglichen Hausrod vertauscht, wird zu einem kalten, erkältenden Hohlraum, wenn ihre Gemächer so weit, offen und leer in das Zirkusrund hinausgebaut werden, daß sie sich schier mit den in der Manege sitzenden Zuschauern vermischen. In die kalte Atmosphäre stieß hart und spitz ein zersplitterter Stil. Nichts fügte sich recht zusammen. Eugen Klopfers Göß, der wohl deutsch und fränkisch, aber mehr täppisch als treu, mehr kindisch als kindlich, mehr unterirdisch als erdhaft ist, stimmt schon nicht zu seiner lauten, grellen Hausfrau und seiner modern-ätherischen Marie, und in der Welt Weislings und Abelheids stoßen gar glatte Konvention von ehegebern, stimmernde Nervosität von heute und geblähtes Primadonnenpathos von einem morgen, das uns hoffentlich niemals tagen wird, zu schrillen Dissonanzen zusammen. Das Schlimmste aber ist die Zerstreuung und Zersetzung, die der Gesamteindruck und das Gesamtspiel durch das nirgend gebändigte Raumbild, durch diese unaufhörlich von fremden Geräuschen summenbe Schallmuschel erfahren. Genug, das Zirkustheater der Fünftausend hat sich auch vom »Göß« nur wieder seine Aberschlüßigkeit und Schädlichkeit bezeugen lassen.

Wenn es mit der Franzosenhäßchelei im Laufe der Spielzeit so weitergeht, wie es angefangen hat, wird das Staatliche Schauspielhaus bald das einzige unter den Berliner Theatern sein, das den Pariser Komödienschreibern nicht die Schleppe trägt. Einen Abend gab es, da wurden auf nicht weniger als sieben Berliner Bühnen französische Stücke gespielt. Man sollte denken, die bescheidenste vaterländische Selbstachtung müßte ausreichen, das zu verhindern. Aber nein! Es gibt Leute, die sind von einer wahren Tollwut befallen, sich bloßzustellen und wegzuworfen. Und wenn da noch irgendwelche menschlichen oder künstlerischen Werte importiert würden! Kein Gedanke! Ob das Stück nun, wie in den Kammerpielen, »Der Hühnerhof« heißt (Moral die hü-

bsche Beobachtung von Ottomar Enting: Das Huhn bewundert den Hahn um so mehr, je zahlreichere Mithühner es hat) und von Tristan Bernard ist, ob es sich, wie im Kleinen Schauspielhaus, den Titel von einer Variété-Diva namens »Kiki« borgt und Monsieur André Vicard zum Verfasser hat, ob Romain Coolus im Theater am Zoo das »Ewig-Männliche« triumphieren läßt: es ist noch genau dieselbe, nur hier und da mit ein bißchen Sentimentalität und Ehrbarkeit geschminkte Erotomanie wie vor zehn oder fünfzehn Jahren. Und wir selbst sind schon wieder munter dabei, das Lied nachzupfeifen. Roda Rodas »Erste Sporen«, mit denen das Neue Theater am Zoo, Kurt Gögens »Ingeborg«, mit der das noch neuere Theater am Kurfürstendamm sich eröffnete, jenes erste »ritterliche« Abenteuer eines halbwüchsigen Schuljungen namens Bubi, diese dreiaktige Causerie um das dreieidige Verhältnis zwischen einer Frau und zwei Männern (Gatte und »junger Herr«) — was sind das anders als französische Imitationen, die versuchen, ob sie nicht auch so krähen und gadern können wie das Federvieh vom gallischen Hühnerhof. Das alte brave Landwehrkasino, darin sich das Zoos-Theater eingenistet hat, mit seinen vaterländischen Gemälden und seinen Kaiserbüsten, wie mag dem dabei zumute sein! Für ein stilgerechteres Gehäule hat Oskar Kaufmann, dem Berlin seine schönsten Bühnenräume, das Volkstheater und das Theater an der Königsgräber Straße, verdankt, in den früheren Räumen der »Freien Sezession« gesorgt. Dieses expressionistische Rotolo in Heliotrop mit Eugen Stolzers Bühnenbildern, Cäsar Kleins Deckengemälde »Die Geburt der Venus« und den bizarren Plastiken von Walther Reger an den Wänden: das ist der richtige »stimmungsvolle« Rahmen für solche um den einen Punkt kreisenden Spielereien mit Bonmots und Sentiments, Gefühlchen und — nein, nicht einmal Gedänschen.

Oft werden wir gefragt, was für eine Verwandtnis es denn eigentlich mit dem Expressionismus im Drama habe. Zu einer theoretischen Erörterung dieser Frage bietet sich hier kein Raum. So müssen wir den Leser auf Bücher verweisen, die sich damit beschäftigen. Zum Beispiel auf das Buch von Manfred Schneider, dem Dramaturgen am Württembergischen Landestheater in Stuttgart (Verlag von Jul. Hoffmann). Was da geschrieben steht, ist nicht gerade tief eindringend und weit ausholend, aber aufs Wesentliche zielend und so, daß jeder, auch der noch gänzlich unvorbereitete Leser, einen Begriff von dem neuesten vielumstrittenen -ismus bekommt.



in sich geschlossene Arbeitsgemeinschaft und Siedlung das Leben des Schauspielers auf eine völlig neue, sittliche und soziale Grundlage stellen, so daß die Aufführungen als Feste in feierlichster Seltenheit veranstaltet werden können. Von diesen Gedanken ist noch vieles in die Wolken gebaut, trotz den praktischen Ansätzen, die zur Verwirklichung solcher Ideen durch die Labansche Schule in Zürich während des Krieges gemacht worden sind; aber ein geistiger und sittlicher Ernst ist ihnen nicht abzusprechen, und deshalb seien sie hier vermerkt.

Zum Schluß noch der Hinweis auf ein Hilfsmittel zum Verstehen dramatischer Werke und Aufführungen, der nicht ganz selbstlos ist. In Adlers Verlag (Themar i. Th.) erscheinen seit einem Jahr *Neue Schauspieler- und Opernführer*, an denen ich selbst gerne mitarbeite, weil mich fünfundzwanzigjährige Ausübung der Theaterkritik gelehrt hat, wie erwünscht vielen Theaterbesuchern Erläuterungen dieser Art sind. Nur zu leicht gehen dem Hörer und Zuschauer vor der Bühne manche feine Einzelheiten oder tiefere Momente verloren, für die er hinterher Rat und Deutung von einem Kundigen sucht, der das Stück nach seiner Bühnenerscheinung und seiner Buchausgabe gründlich durchgearbeitet hat. Das wollen diese »Führer« geben, indem sie die Leser zu dem Werke selbst, darüber hinaus aber auch zu der künstlerischen Persönlichkeit des Dichters geleiten, ihnen die Schwierigkeiten des Verständnisses aus dem Wege räumen und zumal die versteckten Schönheiten aufdecken. Nörgelnde Kritik ist möglichst vermieden, denn hier soll die Kunstfreude gepflegt und der Kunstgenuß gefördert werden.





Relief am Torhauserker in Büdingen

## Von Kunst und Künstlern

Murillo: Anbetung (vor S. 429) — Harry Schulz: Heilige Nacht (vor S. 517) — Ludwig Danziger: Weihnachten in der Kirche (vor S. 421) — Willibald Kain: Geiger und Kind (vor S. 501); Klaus (vor S. 517); Innenbild (vor S. 493); Der Kohlenwagen (S. 518) — Paul Plontke: Marietta (vor S. 485) — Hermann Ebers: Neuschnee (vor S. 461) — Otto Wyler: Tanzende Mädchen unter Bäumen (vor S. 477) und Blumen mit Zigur (vor S. 469) — Ansichten aus Büdingen (vor S. 437 und vor S. 453; auf S. 516)

Wenn wir in diesem Heft neben Murillos »Anbetung«, eine der vielen berühmten Conceptionen des Sevillaner Meisters, den modernen deutschen Holzschnitt »Heilige Nacht« von Harry Schulz stellen, so geschieht es, um einmal recht eindringlich zu zeigen, wie verschieden unser heutiges religiös gestimmtes Kunstgefühl von dem des Spaniers des 17. Jahrhunderts ist. Dort auch in der lieblichen Erscheinung der jungfräulichen, kindlich-gläubigen Gottesmutter brennende religiöse Inbrunst, fromme Verzückung, erdvergessene Entrücktheit; hier schlichte deutsche Innigkeit, familienhafte Vertraulichkeit und trotz der mit den Hirten vom Felde hereinströmenden Engel-schar erdgebundene bürgerlich-bäuerliche Verbheit. Ohne Uhdes Vorgang, ohne seine mutige Entschlossenheit, das heilige Wunder der Christnacht mit-

ten unter uns zu verpflanzen, wäre diese Darstellung vielleicht nicht möglich gewesen. Seine Kunst erst hat uns davon überzeugt, daß Josef nichts von seiner Ehrwürdigkeit, Maria nichts von ihrer Mutterheiligkeit, die anbetenden Hirten nichts von ihrer frommen Demut und Gläubigkeit verlieren, wenn sie zu unsern Brüdern und Schwestern, zu Menschen des 19. oder 20. Jahrhunderts gemacht werden. Schulz war kein Schüler Uhdes, aber er

hat, ein geborener Westpreuße (geboren 1874 in Elbing), in Uhdes Nähe um die Jahrhundertwende an der Münchner Akademie seine letzte Ausbildung erfahren. Handwerkliche Ausbildung muß man sagen, denn die letzte innere Ausbildung, die Entwicklung seiner künstlerischen Eigenart gewann er nicht aus Herterichs Schule, sondern aus sich selbst, erst nachdem er die Fesseln der Akademie und des verehrten



Wappenrelief im inneren Schloßhof in Büdingen



Willibald Krain:

Klaus







Harry Schultz: Heilige Nacht (Holzschnitt) Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1921

Meisters abgestreift hatte. Um den Zwiespalt zu überwinden, in den ihn die Herterichsche Lehre und Art gestürzt hatten, warf er sich auf die Graphik. Hier war ein Gebiet, auf dem er unbefangen und unbeeinflusst arbeiten konnte. Das hier wiedergegebene Blatt, eine Arbeit aus dem Jahre 1917, ging nebst drei andern Holzschnitten aus der letzten Münchner Glaspalastausstellung in den Besitz der Münchner Graphischen Staatsammlung über. Harry Schultz ist jedoch keineswegs ausschließlich Graphiker. Vielmehr hat er sich gerade in den letzten Jahren wieder lebhafter auf die Malerei besonnen, um neben Figurenbildern und Bildnissen — ein Damenbildnis brachte ihm auf der Münchner Internationalen von 1913 die goldene Medaille ein — besonders das Seebild zu pflegen, seine heimatliche Liebe seit früher Kindheit. Die Motive dafür liefert ihm vornehmlich die alte Hansestadt Danzig mit ihrem regen Hafenleben und ihrer landschaftlich schönen Meeresküste. Auch in der »Heiligen Nacht« macht sich wohl, zumal in den Erscheinungen der Hirten, die Erinnerung an die westpreußische Heimat des Künstlers bemerkbar.

Ähnliches gilt von Ludwig Danzigers »Weihnachten in der Kirche«. Denn dieses vom Lichterglanz der Tannenbäume feierlich erhellt Gotteshaus ist seine Heimatkirche in Lauban, der alten Sechstadt der Oberlausitz, wo der Künstler seine Jugend verlebte. Heimat — Kindheit — Weihnachten: wie oft und gerne

geht dieser alte Dreiklang auch durch die Kunst, wenigstens da, wo sie aus dem Herzen kommt.

Die erste Auswahl, die wir aus der Malerei und Zeichenkunst Willibald Krains treffen, betont das Häusliche und Familienhafte. Da ist das Bild »Geiger und Kind«, auf dem nicht bloß Musik gemacht wird, nein, das auch in seinem malerischen Tonklang von Musik durchwoben ist: gut könnte man sich vorstellen, daß es der Vater ist, der seinem Jungen, bevor sich die Türe zur Bescherung öffnet, ein Weihnachtslied vorspielt; da ist das Kinderbild »Klaus«, hell, lustig, farbenfroh, ein wenig bunt sogar, wie es sich für ein ungekünsteltes, der Natur abgelauchtes Kinderbild geziemt; und da ist das Innenbild, das erst recht in Farben schwelgt, aber mit dem vorherrschenden, gar verschieden abgetönten Rot doch eine energische koloristische Gesamtstimmung erzielt. Neben diesem Heimmaler, möchte man sagen, gibt es nun aber noch einen andern Krain: Das ist der vielbeschäftigte Zeichner, der dem bewegten Getriebe des modernen Lebens in den Straßen, auf den Plätzen, in der Umgebung der Großstadt Berlin nachgeht und es mit flinkem Stift da zu »paden« weiß, wo es »interessant« ist. Der Kohlenwagen ist so eine Wirklichkeitszeichnung vom Rande der Millionenstadt, eine Skizze mit sozialem Einschlag, die nicht weniger erzählt als manches penibel ausgeführte Bild. Auch Krain ist Schlesier von Geburt. In Breslau, seiner Vaterstadt, an der





Willibald Krain:

Der Kohlenwagen

damaligen Kunst- und Kunstgewerbeschule (jetzt Akademie) hat er sein Studium begonnen, in München bei Angelo Dank es fortgesetzt und vollendet. Aber schon auf der Akademie betätigte er sich vielfach als Illustrator, erst an der »Jugend«, später am »Kladderadatsch«, jetzt hauptsächlich an der Berliner »Illustrierten Zeitung«. Mannigfaltig wie als Zeichner ist er als Maler: er hat sich mit den verschiedensten Stoffen und Problemen befaßt, besonders innerhalb der freien Komposition, des Bildnisses und der Landschaft; Wirklichkeitsdarstellung und Phantastik reizen ihn in gleicher Weise, und auch als Lyriker hat er sich versucht (S. 483).

Paul Plontkes (abermals eines Schleiers!) »Marietta« ist ein Nachtrag zu dem Aufsatz von Heinrich Werner (September 1921), eng benachbart den dort gezeigten Bildern »Gestreiftes Kleid« und »Tischgesellschaft«, die sich gleichfalls dieser sicheren, ruhigen Komposition und dieser inneren Lebendigkeit erfreuen.

Der Maler der Winterlandschaft »Neuschnee« führt einen berühmten Namen, und wirklich ist dieser (1881 in Leipzig geborene) Hermann Ebers ein Sohn des bekannten Ägyptologen und Romanschriftstellers Georg Ebers. Ein Schüler Hadls, Hertreichs und Zügels, malt er außer Bildnissen und Blumen-

stilleben mit Vorliebe Freilichtbilder in breiter Technik und frischen leuchtenden Farben, wofür ihm die scharfen Kontraste des Winters besonders willkommen sind und meistens die oberbayerischen Vorberge oder der Starnberger See die Motive liefern. Der Krieg ließ wieder die alte Vorliebe für die Illustration in ihm erwachen. 1915 entstanden unter dem ersten Eindruck der Kriegsschrecken »Die Opfer«, eine Mappe mit zehn lithographischen Zeichnungen, 1919 siebenzig Illustrationen zu Jean Pauls »Flegeljahren«, 1920 Lithographien zum »Don Juan«, 1921 zur »Entführung aus dem Serail«. Diese drei »friedlichen« Werke sollen demnächst im Münchner Drei-Masken-Verlag erscheinen.

Die übrigen Einschaltblätter dieses Heftes begleiten eigne Aufsätze: die »Tanzenden Mädchen unter Bäumen« und die »Blumen mit Figur« den über den Schweizer Otto Wyler, die Aufnahmen »St. Florian« und »Straßenbild aus Büdingen« — wozu sich hier im Text noch zwei Sonderansichten gefellen — den großen Beitrag von dem Marburger Kunstgelehrten Prof. Dr. Richard Hamann, der sich die alten Bauschönheiten dieser heftigen Kleinstadt durch jahrelange Forschungen wie kein zweiter zu eigen gemacht hat. F. D.

# Literarische Rundschau

## Romane, Novellen und Erzählungen

Wir waren einst sehr freigiebig mit Gesamtausgaben auch solcher Schriftsteller, die noch nicht in den Tempel der Klassiker eingegangen, vielleicht gar nicht mal gewillt dazu waren, sondern sich lieber mit ihrem Gegenwartsruhm und ihrer Beliebtheit bei den Lebenden begnügten. Heute müssen wir uns schon aus wirtschaftlichen Gründen auf eine Auswahl beschränken, zumal da es sich hier oft um Schriftsteller handelt, die eine erstaunliche Fruchtbarkeit an den Tag gelegt und neben tüchtigen und lebenswürdigen Leistungen auch Minderwertiges und Flüchtigtes aus ihrem Gesamtwerk nicht haben fernhalten können. Die Spreu vom Weizen zu sondern, ist also nicht bloß eine Notwendigkeit, sondern auch eine Wohltat — für die Nachwelt wie für die Schriftsteller selbst.

Dem Novellisten Paul Heyse hat diese Wohltat sein Freund und Nachlaßverwalter Erich Peßet erwiesen, indem er aus dem überreichen Schatz seiner Novellen — es werden mehr als 170 gezählt — eine fünfändige Auswahl veranstaltete (Stuttgart u. Berlin, Cotta; geb. in Halbleinen, mit Bildnis des Dichters, 125 M.). Das Bild des Dichters in seinen wichtigsten Grundlinien, ohne entstehende Zufälligkeiten möglichst rein zur Erscheinung zu bringen, mit der Fülle seiner Phantasie und der Strenge seiner Kunst auch die Echtheit seiner Persönlichkeit und die Folgerichtigkeit ihrer Entwicklung zu zeigen, das ist die Absicht dieser 42 Stücke umfassenden Auswahl. Es kann nicht ausbleiben, daß der Heysefreund bei dieser »Viertelung« des Ganzen dieses oder jenes ihm besonders liebe Stück vermissen wird; darauf aber kommt es nicht an, die Hauptsache ist, daß der Grundton und auch wieder die eigentümliche Beweglichkeit der Heyse'schen Novellistik getroffen ist, und daß die nun mal »berühmtesten« Stücke nicht vermisst werden: L'Arrabbiata; Das Mädchen von Treppi; Die Etiderin von Treviso; Zwei Gefangene; Das Glück von Rottenburg; Hochzeit auf Capri; Himmlische und irdische Liebe u. a. Der Herausgeber hat den ersten Band mit einer lichtvollen Studie über Gehalt, Charakter und Kunstform der Heyse'schen Novelle eingeleitet; eine Arbeit, deren Liebe nicht ohne Kritik, deren Kritik nicht ohne allgemeine ästhetische Förderung bleibt.

Auß Heyse's Novellistik sich mit fünf Bänden begnügen, so darf das gewiß auch Ossip Schubin's Roman- und Novellenschriftstellerei, selbst wenn sie alles in allem noch ein Fach mehr füllt als die Heyse's. Der Verlag Westermann hat diese nichts weniger als klassische

Schriftstellerin mit der gleichzeitigen Neu-Ausgabe zweier großer Romane (»Gräfin Erillas Lehr- und Wanderjahre« und »Robert tönt dieser Mißklang durch die Welt?«), der Musikantengeschichte »Asbein« und zweier Erzählungsbände (»Toter Frühling« und »Slawische Liebe«) geehrt; wohl aus zweierlei Gründen: einmal, weil sich diese Werke vor andern in der Gunst des Lesepublikums behauptet haben — und zu erzählen versteht Ossip Schubin, das hat ihr auch die schärfste Kritik bestätigen müssen —, sodann, weil diese Werke, virtuose Volks- und Gesellschaftsschilderungen einer bestimmten Zeit und bestimmter sozialer Schichten, mittlerweile anfangen, neben ihrem Unterhaltungswert kulturgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen. Umwälzungen, wie wir jetzt eben eine erleben, pflügen nicht nur ganze Klassen der menschlichen Gesellschaft aus den Angeln zu heben, sondern auch Literaturgattungen zu entwurzeln. Der Salonroman, längst im Absterben begriffen, wird eines Tags zu den verschollenen Erscheinungen gehören, von denen nur noch bei den Literaturhistorikern zu lesen ist; da muß man es wohl auch aus einem höheren Gesichtspunkt als dem der Versorgung mit Lesestoff dankbar begrüßen, daß ein paar der markantesten und repräsentativsten dieser seltener und seltener werdenden Erscheinungen in guten dauerhaften Ausgaben für Mit- und Nachwelt gerettet werden. Ossip Schubin steht jetzt an der Schwelle der Siebzig; es wird ihr schwerlich gelingen, ihrem noch heute nicht erloschenen Temperament eine zweite Jugend abzurufen, wie sie ihrer österreichischen Landsmännin Marie von Ebner-Eschenbach aus der Fülle ihrer Natur und Menschlichkeit von selbst zufiel. Um so willkommener, daß hier von den berauschenden Blüten ihres Frühlings und Sommers ein paar zum Strauß zusammengebunden werden.

Aus einer ganz andern Welt kommt Diebriech Spedmann, der Heibeschriststeller, der Dichter der norddeutschen Heimatliebe und Heimatsehnsucht. »Aus den gefunden Wurzeln unsers Volkstums, die im Heimatboden ruhen, wächst seine Kunst empor, an den Ideen- und Kulturkreis der Heimat«, sagt Richard Dohse in der Einleitung zu der achtbändigen Gesamtausgabe seiner Heideerzählungen (Berlin, Martin Warnke), »sind seine Probleme, Menschen und Dinge gebunden«. Sein Geld ist klein, aber sein Spaten gräbt tief, und die Welt da draußen bleibt ihm nicht stumm. Von Spedmanns Erstling »Heidi's Heimkehr« bis zu seinem jüngsten Roman »Neu-

Lohe« — es ist erstaunlich, wie viel »weltweite Dinge« in dem engen Lebenskreise Raum haben, wenn das Herz eines Dichters sie umfaßt. Die Überwindung der lodenden Ferne; der Kampf zwischen alter und neuer Zeit; die unbefieglige Sehnsucht nach dem »goldenen Tor« des Lichts, Schönen, Ewigen; die Heilkraft und Schicksalsgewalt der Liebe; das Wachsen und Werden junger Menschenjelen; Kirche und Sektenbildung; Kriegerleben und Kriegsvergehen; Urbarmachung des Odlandes und Siedlung: damit sind Spedmanns Themen noch keineswegs erschöpft. Die Warnedische Ausgabe erscheint zum 50. Geburtstage des Dichters (Februar 1922); wohl dem Schriftsteller der zu diesem Grenz- und Gedentage ein so charaktervolles, festgefügtes Lebenswerk vor sich aufgebaut sieht, um von hier aus neuen Zielen zuzuschreiten!

Da wir schon mal im niederdeutschen Lebenskreise sind, noch der Hinweis auf ein paar Gaben niederdeutschen Humors, nach denen sich jezt mehr denn je verlange die Hände ausstrecken. Da begegnet uns zunächst Hermann Krieger, kein »Literaturvirtuose«, sondern ein Mann aus dem Volke mit einem Kinderherz, wie Reuter es war, als er die Feder ergriß, und sein Buch »Familie Pahneltamp und ihr Freund Schnurrig« (Braunschweig, Westermann) ist die fröhliche Geschichte einer Befreiung, deren lebensstüchtige Heiterkeit bald auch am Leser ihr Gesundungswerk beginnt, so unwiderstehlich wirkt die hier in munterer und unterhaltender Form vorgetragene höchst originelle Lebensweisheit, der gesunde Mutterwitz und die hinter rauher Schale versteckte Gemütswärme. Aus Hamburg und seiner nächsten Umgebung kommen die plattdeutsch geschriebenen Erzählungen »De robe Heben« von Paul Schurel (ebenda) und »Babber Soobmann« von Wilhelm Fr. Broost (ebenda), aus der eiderstädtischen Marsch die (gleichfalls plattdeutsche) historisch gefärbte Küsten- und Ehegeschichte »Edfoerbie« von Theo Hinrichs (ebenda).

Aber die neuen Erscheinungen der Roman- und Novellenliteratur kann hier nur ein erster flüchtiger Überblick gegeben werden, nach Stoffgruppen oder geistigen und landschaftlichen Zusammenhängen der Verfasser.

Zunächst die Namhaften und Notablen! Da grüßt uns noch einmal der Name Ludwig Ganghofer, und zwar auf dem Titelblatt eines aus seinem Nachlaß zusammengestellten Erzählungsbandes »Das wilde Jahr« (Berlin, Grote), worin sich auch Bruchstücke aus Romanen und Lebenserinnerungen zusammengefunden haben, besonders erfrischende Zeugnisse für den Jäger Ganghofer und seine

liebvolle, sichere Kenntnis von Natur und Wild. Joseph von Lauff erscheint wieder mit einem von Kindheitserinnerungen durchspielten Roman vom Niederrhein »Sinter Klaas« (ebenda), eine bewegliche Geschichte vom Sichverlieren und -wiederfinden zweier schwerblütiger Menschen, denen der Nikolaustag (Sinter Klaas) die Erlösung bringt. Dem historischen Roman haben sich Georg von Ompteda und Otto Ernst zugewendet: Ompteda hat sich als Stoff den Tiroler Aufstand von 1809 erwählt und stimmt in seinem Roman »Es ist Zeit« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ein Hoheslied auf Heimat- und Vaterlandsliebe an; Otto Ernst führt seine beiden Helden aus den Spielen der Kindheit in den bitteren Ernst des Krieges und feiert das »Hermannsland«, das echte, unverlorene, unbefiegte deutsche Vaterland (Leipzig, Staackmann). Einen ähnlichen Weg läßt Wilhelm Hegeler seine »Zwei Freunde« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) gehen: aus den Gärten der Kindheit zu dem großen Kampf unsrer Tage, aus dem Einzelleben zum Völkerschicksal, aus der Trostlosigkeit der Heimkehr zu neuer Kraft und Zuversicht. Die jüngsten Zeitereignisse spielen auch hinein in Rudolf Presbers Roman »Der silberne Kranich« (ebenda), die Geschichte einer kleinen deutschen Herzogsfamilie, die durch die Revolution um Thron, Schlösser und Heimat gekommen ist; Ernstes und Humoristisches verwebt sich hier zu jener lebenswürdigen Verföhnlichkeit, in der Presber unübertroffener Meister ist. Pointenreich weiß Roda Roda seine Erzählungen »Die sieben Leiden Schafstena« (Wien, Nikola-Verlag) zuzuspitzen; das kleinste Abenteuerchen, die unscheinbarste Figur gewinnt in seiner Betrachtung und Ausmünzung Leben und Farbe.

Andre namhafte und schon bewährte Romanschriftsteller fallen durch eigenartige Stoffwahl auf: Rudolf Heubner gibt uns in der grotesken Geschichte »Der verhezte Genius« den Bamberger Liebes- und Künstlerroman E. Th. A. Hoffmanns, des genialen Musikers (Leipzig, Staackmann); Eduard von Hellenschreibt in »Heinrich von Plate« den Roman eines Privilegierten (Stuttgart, Cotta); Paul Burg gestaltet in seinem großen, Adolf Damaschke gewidmeten Roman »Andreas und Maria« (Langensalza, Friedr. Kortkamp) das Problem der Bodenreform und der Siedlung; Georg Wasner verpflanzt seine Ehegeschichte »Die Gärten vor der Stadt« (Berlin, Gleisfel & Co.) in die Bezirke geruhigen bürgerlichen Lebens, in denen sich seine reise, an Fontane geschulte Welt- und Menschenkenntnis mit einer auch das Tragische meisternden Sicherheit bewegt.

Die Stoffwelt unsrer Romanschriftstellerinnen und Novellistinnen unterscheidet sich in Kühnheit und Mannigfaltigkeit kaum noch von der ihrer männlichen Kollegen. So schreibt die in Weimar lebende Friede S. Kraze einen Baltenroman »Die von Brod« (Leipzig, C. F. Amelang), Clara Raska einen Münsterländer-Roman »Die Sieben und ihr Weg«; Berlin Fleischel & Co.), der aber auch über Thüringen, Glatland und Berlin seine Fäden zieht. Dieselbe Verfasserin webt trauere, phantastische Geschichten voller Träumerei und Humor um die »schöne Yvonne« und nennt das Ganze »Sie, die ich nicht kenne« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Mit feinem Gefühl für die seelische Not unsrer Gegenwart gestaltet Helene Christaller in ihrem Roman »Verborgene« (Stuttgart, Stredler & Schröder) die Wandlung eines »modernen« Mannes, der aus dem nervösen Taumel der großstädtischen Gesellschaft in der Einsamkeit der ruhenden Natur zu seinem besseren Selbst zurückfindet; Tragik und Komik begeben sich in Alice Berends Hundegeschichte »Bruders Bekenntnis« (München, Alb. Langen). Elisabeth von Heyking, die Verfasserin der »Briefe, die ihn nicht erreichten«, bleibt auch in ihrem Novellenbuch »Weberin Schulz« (Berlin, Grote), ihrem vertrauten Lebenskreise, dem hohen Adel und der internationalen Diplomatie, treu und läßt auch hier ihre aufs feinste ausgebildete Menschkenntnis, die nicht auf Urteilen und Richten, sondern auf Verstehen ausgeht, an seltsamen Schicksalen und dunklen Erlebnissen rätselfeln. Von Agnes Günther, die in ihrem »Heiligen« die Geschichte von der Reinigung der Seele erzählt hat, kommt aus ihrem Nachlaß ein innerlich damit verwandtes, zwischen epischer und dramatischer Form schwebendes Bruchstück: »Von der Heze, die eine Heilige war« (Marburg a. d. L., Verlag d. Christl. Welt). Das Büchlein hat im Ru eine Auflage von Hunderttausend erreicht. Man versteht das, denn sein zarter, innig-tröstlicher Inhalt, zumal in dem Dialog »Wie Gisela mit Leiden stritt«, einem Stück aus der Herzengeschichte der Menschheit, mag in dieser schweren Zeit vielen seelische Hilfe bringen. Das Werkchen liegt auch in einem mit Scherenschnitten von Tilla Ebhardt geschmückten Quartbande vor. In diese Nachbarschaft gehört wohl auch der seine, stille, ganz mit Poesie durchwirkte Heideroman »Folge Grote« von der jungen hannoverschen Dichterin Thyrabente (Hannover, Hans Hübler), der mit selig verträumten Augen durch die Landschaft und auf leisen Sohlen hörenden Herzens durch die Seele der Menschen geht, ein Sang der Liebestreue und der Frauentapferkeit.

Besonders reich mit Roman- und Novellenbüchern sind diesmal die österreichischen Schriftsteller vertreten. Das ist zum guten Teil das Verdienst des neugegründeten Nikola-Verlags in Wien, der einen heimischen Mittelpunkt für die zeitgenössische österreichische Literatur schaffen möchte. Bei ihm kommt Thaddäus Rittners letzter Roman »Geister in der Stadt« heraus, eine von Traum und Romantik ins Phantastische gehobene Staatsutopie, an den Grenzen einer Märchen- und Wunderwelt angesiedelt, in der Revolution und Theater eine ebenso abenteuerliche wie friebliche Rolle spielen können. Abirgens blüht auch in Österreich der historische Roman. Emil Luda, sonst in der zarten Legende, im Mystischen und Erotischen daheim, versenkt sich in die wilde, blutige Geschichte des Frankenreiches und läßt im öden Walde von Pectavon Eberulf, den sündigen, büßenden Kämmerer der Königin Fredegund — nach ihr heißt der Roman (ebenda) —, die Geschichte seines von Leidenschaften und heißen Trieben gestachelten Lebens schreiben. Noch weiter greift Felix Braun, der an Stefan George gebildete, seine und tiefe Lyriker, zurück: sein »historischer Roman großen Stils«, nach dem Ideal seines Helbens, des Heraclius, eines Sohnes des römischen Prokonsuls Caecus, »Die Taten des Herakles« genannt (ebenda), beschwört Rom und Athen, und sie erstehen vor unsern Augen wie moderne Städte, nur daß hier alles noch geballter und urtümlicher erscheint: Ringschulen, Bäder und Bacchanalien, Märkte, Häfen und Straßen, Sklavenaufstände und Christenverfolgungen.

Auch Robert Hohlbaum wandelt auf den Pfaden der Geschichte: ein Novellenbuch »Fallbeil und Reifrod« (Wien, Wila-Verlag) holt sich seinen teils galanten, teils tragischen, auch den Humor und Witz nicht entbehrenden Stoff aus der Zeit der Französischen Revolution, des Wiener Kongresses, der Reaktion und der Biebermeierzeit; der »Wilde Christian« (Wien, Nikola-Verlag), ein Boheme-Roman aus dem Rokoko, gestaltet das Schicksal Johann Christian Günthers, des in Not und Elend verkommenen Kraftgenies, des empfindungsvollsten und erlebniskühnsten Lyrikers vor Goethe. Die »Rettung«, die hier versucht wird, mag nicht gelungen sein, aber die liebevolle Art, wie die Irrwege dieses Zügellosen, Angebändigten und Unbehüteten dargestellt werden, verdient den Anteil, den der mitfühlende moderne Dichter seinem Bruder in Apoll bei uns zu erringen sucht. Auch Hohlbaums zuerst in den Monatsheften erschienener Subetenroman liegt jetzt (bei Stadmann in Leipzig) als Buch vor. Er heißt nun »Grenzland«, und dieser Titel trifft, viel-



leicht besser noch als der ursprüngliche («Heiliges Land»), die nationale Tragik der Sudeten-Deutschen des Altvatergebirges, die 1918 durch die Tschechen in ihrem Volkstum so schmächtig vergewaltigt worden sind. Hohlbaum ist seiner Herkunft und seiner Abstammung nach einer von den Ihren, aber er hat geschichtlichen Sinn und künstlerische Gestaltungskraft genug, um in seinem Werke nicht bloß das in seinem Heiligsten verletzte Gefühl, sondern auch seine Welt- und Menschenkenntnis, seine Lebenserfahrung und sein Kulturgewissen sprechen zu lassen.

Ob auch Paul Bussons Roman »Die Wiedergeburt des Melchior Dronte« (Wien, Rikola-Verlag) noch ein historischer genannt werden darf, mag zweifelhaft sein. Zwar rollt da in wilden, phantastisch bewegten Bildern das Leben eines sächsischen Edelmannes vor uns ab, bis zu seinem Tode auf dem Schauplatz der Französischen Revolution, aber diese Bilder sind nur Widerspiegelungen aus der Seele eines Mannes von heute, der mit der Gabe begnadet oder geschlagen ist, sich seines Lebens in einem früheren Dasein deutlich entsinnen zu können, und der nun jenes »Vorleben« bis zur Läuterung in sich abbüßt. Also das Problem der Seelenwanderung, wie es Busson in kleinerem Rahmen ähnlich in seiner hier leithin erschienenen Novelle »Der Schuß im Herzenmoos« behandelt hat.

In Deutschland ist Staadmann in Leipzig seit langem der Verlagshafen, aus dem die meisten Romanen und Novellen der österreichischen Erzähler auslaufen. Und zwar waren es hauptsächlich der biographische und der Landschaftsroman, die hier gepflegt wurden. So ist auch diesmal **Abam Müller-Guttenbrunn** mit einem Lenau-Roman, dem letzten der Dreierheit (»Sein Vaterhaus«; »Dämonische Jahre«; »Auf der Höhe«), vertreten. Das nun abgeschlossene Werk ruht auf dem festen Grunde aller erreichbaren Lebensdokumente des Dichters und der Seinen, ohne deshalb den Anspruch aufgeben zu brauchen, eine freigestaltete Romanbildung, keine »Lebensbeschreibung« zu sein. **Karl Hans Strobl** führt seine Leser in eine alte Stadt an der Ostgrenze des deutschen Kulturgebietes, und »Die alten Türme«, unter denen sich das Leben der hier geschlüpften Menschen abspielt, sehen neben viel ferniger Eigenart auch manchen verschörksten Sonderling, dem nur mit dem kräftigen Humor des Verfassers beizukommen ist. Einen neuen Tiroler Roman widmet **Rudolf Greinz** seiner »Königin Heimat«, mehr ein Volks- als ein Kunstroman, aber gewachsen aus der Fülle der kraftvollen Natur und des bodenständigen Menschenlebens. In dem neuen Roman »Seine Jüdin oder Jakob Böhmes Schusterkugel« von **Rudolf Hans**

**Bartsch** könnte man nach seinem Titel wohl so etwas wie einen historischen Weltanschauungsroman vermuten, aber es ist eine moderne, in unsern Tagen spielende Ehegeschichte, die an der Verbindung zwischen einem germanischen Offizier und einer Jüdin mit künstlerischer Vorurteilslosigkeit das Für und Wider solcher Blut- und Schicksalsmischung darstellt und prüft. Die Schusterkugel des mystischen Theosophen aus Görtitz spielt darin nur den stummen Partner für die ernsten Grübeleien, die der »Held« dieses Romans über sein Erleben und Schicksal anstellt.

Was **Greinz**, **Bartsch** und **Strobl** für Österreich, das sind **Jahn**, **Federer** und **Jegerlehner** für die Schweiz. Auch **Ernst Jahn**s neuester Roman »**Jonas Truttmann**« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) wurzelt tief im Landschaftlichen und Bäuerlichen, aber im Grunde ist es doch immer das sich frei darüber erhebende Menschenleben und Menschen-schicksal, woran er seine Kunst seelisch vertiefter Erzählung setzt. Diesmal gilt seine Künstlerliebe einem durch einen Unglücksfall verkrüppelten Bauernsohn, dessen geistige Willenskraft sich der körperlichen Fesseln weit entrafft, dessen Verbitterung aber viel Herzeleid über sich und seine Nächsten bringt, bevor sein Kind Trost und wehmütigen Frieden in sein unruhiges Herz trägt. **Heinrich Federers** jüngste Erzählung (immerhin ein Buch von 250 Seiten) führt den sonderbaren Titel »**Spizhube über Spizhube**« (Berlin, Grote), spielt im fünfzehnten Jahrhundert, als das ruhm- und goldgierige Schweizer Reisläufertum auf der Höhe stand, und geht auch sonst scharf mit schweizerischen Nationalschwächen ins Gericht. Aber bald schaut aus der prächtig erzählten Geschichte die alte Schweizerliebe und -treue des Dichters der »**Berge und Menschen**« hervor. In dem Einsiedler und Waldheiligen **Niklaus von Flüe** geht aus der wilden Felsenschlucht Rast der standhafte Retter und Einiger hervor, an dessen starker Heimat- und Menschenliebe das Werden der fremden Kriegsherren zerbricht und dessen mannhaftem Friedenswillen sich schließlich alle beugen müssen. Für die verwundete Seele der heutigen Menschheit mag darin, wie **Federer** will, ein tröstlicher Fingerzeig gefunden werden. Von **Heinrich Jegerlehner** sind zwei neue Bücher (ebenda) zu verzeichnen: »**Bergluft**«, eine Erzählung aus der Schweizer Hochgebirgssommerfrische, voll Waldbluft und Gletscherhauch, Kinderlachen und Ferienbehagen, und »**Die Schlossberger**«, die herzensfrische, familienhafte und wahrhaft volkstümliche Geschichte einer Jugend mit bunten Erlebnissen, fröhlichen Abenteuern und erstem Streben.

Dies alles sind Unterhaltungsbücher; wer bei einem Schweizer Poeten zu Gaste sein will,

muß ans Tor des Todes klopfen: aus Viktor Harbungs Nachlaß kommt ein Novellenbuch »Die Liebesfahrten der Eisheiligen« (Braunschweig, Westermann). Da ist Phantasie, Traumbust und Jugendglüd, da rauschen die Flügel der Sehnsucht und Schönheit, aber auch die dunklen Wasser des Schmerzes und der wehmütigen Geheimnisse.

Daß auch die kleine Form bei aller Zartheit und Stille ihren Meister haben kann, zeigt die neue Gabe von Paul Steinmüller: »Die sieben Legenden von der Einkehr« (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Die Leser kennen eine Probe daraus: die Legende

des Abschiednehmens vom irdischen, der Einkehr beim himmlischen Leben: »Wenn die Gäste gehen«. Dieses Stirb und werde geht durch alle sieben Erzählungen, immer bedeutet ein Verlassensein, ein Sichverlieren zugleich ein höheres Sichfinden und Sichvollenden. Dabei sind die Geschichten keineswegs in ein absichtlich moralisierendes oder lehrhaftes Gewand gekleidet, sondern stehen in reiner naiver Kunstform da, in sich gewiß, daß der mit Bedacht und Ernst Lesende den süßen Kern schon findet, oder besser noch, daß der sich ihm wie ein Samenkorn sanft und lautlos in die Seele senken wird.

## Frohe Botschaften

In Grenssens »Grübeleien« steht das beherzigenswerte Wort: »Man mühte die Bibel und auch sozusagen die Prediger anders einbinden: nicht schwarz mit Silber und Sargbedel, sondern grün und rot.« Das ist der stillschweigende Leitgedanke für ein paar Bücher geworden, die die ewigen Wahrheiten und unvergänglichen Schönheiten der Evangelien und unsrer Gotteskraft in das neue, lebendige Kleid der Gegenwart bringen wollen.

So ist die neue Evangelienübersetzung aus der griechischen Urschrift zu verstehen, die Roman Woerner »Die frohe Botschaft nach Markus« nennt (München, Bed). Wir schlagen das Büchlein auf: Ist das der alte Evangelientext oder ist es unser Heiland? Denn alles ist ja in Verszeilen gedruckt. Sehr bald treibt es uns, gelodt vom Rhythmus, die Verse laut zu lesen, und nun erst entfaltet sich ihre ganze Kraft, Würde, Feierlichkeit, Lieblichkeit und Innigkeit. Dann erfahren wir aus dem Anhang, daß diese Verseinteilung auch wissenschaftlich zu rechtfertigen ist, daß hier keine leichte Modernisierung vorliegt, die so leicht zur Verwässerung und Entweihung wird.

Mit andern Mitteln strebt Werner Janßen zu gleichem Ziel, wenn er Worte Jesu, des »Reinen« auswählt, herauschält aus der biblischen Kruste und sie zu Gefühls- und Betrachtungsgruppen verbindet: Sendung — Das

neue Wesen — Wider die Heuchler — Gleichnis — Vermächtnis — Nachfolge. Nun darf er sein Büchlein getrost »Der Heiland« nennen; denn reiner, als es im Bibeltext geschehen kann, tritt uns die Gestalt des Trösters und Erlösers vor Auge und Herz. Was aber diesem und einem eng damit verwandten Büchlein des Dichters — es ist derselbe, der die »Nibelungen«, »Gudrun« und »Dietrich-Romantrilogie« geschrieben hat —, der Kirchenlieder-Auswahl »Gottes deutscher Garten«, erst den Zauber des Neuen, Verjüngten, gleichsam mit uns Geborenen gibt, das ist das Schriftbild und die Ausstattung der beiden aus dem Verlage und der Druckerei von Georg Westermann in Braunschweig hervorgegangenen Bände. Sie erscheinen nicht in schwarzem Talar, sondern in heiterem, farbenfrohem Gewande, und ihre Schrift ist — nun, eben Schrift, d. h. nicht fertige, bald hierfür, bald dafür verwendete »Type« aus dem Setzerkasten oder der Setzmaschine, sondern die eigens für diesen Zweck mit der Rohrfeeder geschriebene Letternreihe (von Hertza Pöblich), in ihrer altdeutschen Prägung ebenso kunst- wie kraftvoll, ebenso schön wie charakterhaft. Fr. Th. Vischer fällt uns ein:

Das Altdeutsch mag ich, das hat noch Kraft  
Und Leben und Mark und flüssigen Saft;  
Auf unser Neudeutsch sei nicht stolz;  
Es ist nur troden gesägtes Holz!

## Kinderbücher

Für die Kinderstube ist seit unsrer Übersicht im Dezemberheft allerlei Neues und Gutes am Weihnachtsbaum gewachsen, das noch ein Wort der Empfehlung verdient.

Zunächst ein paar aus Künstlerhand kommende bunte Bilderbücher des Verlages Jol. Scholz in Mainz: »Muh-muh«, zwölf bunte große Tierbilder von Eugen Oßwald mit Versen von Abolf Scholz; »Tanz, Kindlein, tanz« und viele andre Kinderreime und

-liedchen mit höchst lebendigen farbigen Bildern von Arpad Schmidhammer (wohl eins seiner letzten Werke, aber eins seiner freiesten und muntersten der Art); »Wer zählt mit?«, ein Buch für kleine Rechenkünstler, weil die Bilder, gleichfalls von Schmidhammer, und die Verse von Scholz alle mit Zahlen in Verbindung gebracht werden; »Das gefällt mir«, sehr bunte, aber etwas zu nüchterne, realistische Bilder aus der häuslichen Umgebung

von Hans Schroedter (wiederum mit Reimen von Adolf Polst).

Die alten lieben Kinderreime, und zwar hauptsächlich die lustigen, erscheinen in neuem, ebenso phantasievollem wie drolligem Gewande auch in den »Nürnberger Bilderbüchern« (Nr. 19) des Verlages Stalling in Oldenburg. Die d hat sie mit geschicktem Griff für das Fröhliche und Muntere ausgewählt; Else Wenz-Victor heißt die Zeichnerin der 93 zart hingehauchten vielfarbigen Bildchen, der nach dieser Leistung eine glänzende Entwicklung vorauszufragen ist. Man muß sehr für die alte Schule und die alte Geschmackszeit schwärmen, wenn man für das Auge daneben das »Eija, gudd ba!«, einen Sonderband aus der Sammlung »Für unsre Kleinen« von Adelheid Stier (Gotha, Perthes) mit seinen farblosen Holzschnitten von Kaulbach, Reiß u. a. gelten lassen will. Die Texte freilich haben jene behagliche Gemütswärme, die den neueren Kinderbüchern zu ihrem Schaden oft fehlt. Ein Maler hohen Kunstgrades läßt sich in dem Buche »Fröhliche Kindheit« zu den Kleinen herab: der (uns nun auch schon entrissene) Ludwig von Zumbusch (München, Georg W. Dietrich). Zu seinen farbenhaften Bildern aus dem Kinderleben, großen Blättern, die sich in jeder Kunstmappe sehen lassen könnten, hat Fritz von Ostini schöne, aber manchmal schon etwas zu »erwachsene« Gedichte verfaßt.

Man soll übrigens nicht allzu engsinzig zwischen Kinder- und Erwachsenenkunst unterscheiden; sonst gerät man vielleicht ins Kindische. Das scheint schon Ludwig Richter gewußt zu haben, denn auf den meisten seiner Bilder, die freilich der Farbe entbehren, ruhen die Augen der Eltern mit derselben Freude wie die der Kinder. Der Verlag Perthes in Gotha hat eine Auswahl dieser Richterschen Holzschnitte, meistens aus dem Kinderleben, zu einem artigen Büchlein zusammengestellt (»Das ist ein süßes Klängen«), und Paul Eberhardt hat Gedichte dazu geschrieben, die sich in Richters Nachbarschaft wohl sehen lassen können. — In ähnlicher Weise hat man die Nibelungen-Zeichnungen von Peter Cornelius für ein Jugendbuch verwendet, indem man sie in eine Racherzählung von Siegfrieds Tod und Krimhildens Rache einfügte. Recht zusammen klingt beides nicht: die schlichte Prosa von E. du Bois-Reymond paßt nicht zu

diesen Bildern, deren Deutlichkeit mehr nazarenisch als deutsch ist (»Die Abenteuer der Nibelungen«; Berlin, Dietr. Reimer).

In Märchenbüchern ist der Verlag von Perthes in Gotha glücklicher als in Bilderbüchern. Wir empfehlen: Schnuppelbiwup, eine frische, fröhliche Geschichte für Kinderherzen von Fritz Halbach, illustriert von Walter Siebert-Leman; und »Wie Klein-Else das Christkind suchen ging« von Th. Lehmann-Haupt, mit Bildern von Heinrich Eusemihl.

Dem Texte nach auf gleicher Stufe steht nur ein Buch: »Ein Starenheim in Bild und Reim« von Emmy Landmann mit Bildern von Kurt Böttcher (Nürnberg, Offenstadt & Zellheimer), denn hier ist das den Kindern so liebe und vertraute Vogelleben zu einem artigen Geschichtchen in hübschen Versen und Bildern ausgebeutet.

Tiergeschichten für jung und alt, doch mehr für die Jugend, die eben erst mit neugierigen und wissensbunten Augen in die Natur hinauslugt, erzählt auch Arno Marx in einem von ihm selbst mit exakten Federzeichnungen illustrierten Büchlein, das er nach dem in den Kriegzeiten so vollstümlich gewordenen grauen Erdgefallen »Hamster Filz« nennt. Es ist viel Beobachtung und naturgeschichtliches Wissen, zum Glück aber auch viel Lebensfröhlichkeit und Humor darin (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung).

Das Beste zuletzt! Bei Bruno Cassirer in Berlin ist aus dem Nachlaß Christian Morgensterns ein Kinderbuch herausgekommen. Da begegnen wir einem echten, vollwertigen Dichter, einem, der im Herzen auch als Mann und Denker Kind blieb, und der deshalb den Kinderton meisterhaft trifft. Er konnte spielen noch auf seinem Krankenlager, und am Strande in den Ferien Sandburgen bauen wie ein Acht- oder Zehnjähriger. In engem Umgang mit den Kindern seiner Freunde sind denn auch die hier gesammelten Lieder und Liedchen entstanden. »Klein-Drumchen« heißen sie, nach der, an die er vornehmlich dabei dachte, und wie die ihre jubelnde Freude daran gehabt hat, so werden sie tausend andre Kinderherzen beglücken. Zu jedem dieser Gedichte hat Josua L. Gamppe echt kindertümliche, ein wenig an die alte liebe Struwwelpeter-Art erinnernde bunte Bilder gemalt. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düfel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Osterreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einwendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.







Bruno Zwiener:

Im Rinderparadies



# Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 131. II

Febr. 1922

## Konsul Holtmans Tochter

Roman von Lene Wenck

I

**D**ie Erziehung Beatrice Holtmans verlief nicht in den Bahnen des Herkömmlichen. Man hatte zwar der Äußerung des Kindes, daß es niemals lesen lernen werde, keinerlei Gewicht beigelegt, doch sollte die Erfahrung zeigen, daß sie einige Beachtung verdient hätte. Wohl wurde der Versuch gemacht, die etwa Siebenjährige in eine Privatschule zu schicken, in der Kindern die erste Wissenschaft mit milder Zurückhaltung eingefloßt zu werden pflegte, jedoch ergab es sich, daß dieser Versuch keineswegs glücklich endete.

Beatrice war bis dahin unter der Obhut mehr oder weniger pflichtbewusster Bonnen aufgewachsen. Ein schweres Leiden verhinderte Frau Margarete Holtman, sich ihren beiden Kindern in dem Grade zu widmen, der ihr selbst angestanden hätte. Und von dem Konsul, Chef der Reederei J. W. G. Holtman, war es durchaus nicht zu verlangen, daß er sich mit einem noch nicht schulpflichtigen Kinde in eingehenderer Weise abgab, als es etwa geschah, wenn er dem kleinen Mädchen beim Gutenachtsagen freundlich über die dunklen Haare strich und es zum Artigsein ermunterte. Auch der sieben Jahre ältere Sohn des Hauses, dieser etwas blasse, ebenfalls dunkelhaarige Knabe, dessen Wesen neben bewußt zur Schau getragener, ein wenig allzu stark betonter Zurückhaltung eine ausgesprochene Anlage zur Herrschsucht zeigte, war durchaus kein Spielgefährte für die Kleine.

Ob die ihr dergestalt aufgedrungene Einsam-

keit sich im Grunde mit Beatrices eignen Neigungen berührte, oder ob sie aus irgendwelchen nur ihr bekannten Ursachen einen unbezwingbaren Widerwillen gegen das Zusammensein mit andern Kindern empfand, Tatsache blieb, daß sie von der Bonne in jene Schule geführt wurde, in jene Schule mit den geringen Anforderungen, in der nur die Töchter der ältesten und besten Familien Hamburgs Aufnahme fanden. Nach Ablauf der ersten Unterrichtsstunde war Beatrice Holtman bereits verschwunden, ohne daß sich ermitteln ließ, wohin die Kleine ihre Schritte gelenkt hatte.

In den friedlichen Räumen der von weiblicher Hand geleiteten Schule herrschte lebhafteste Unruhe. Man suchte das Kind. Die Villa am Großen Weg wurde benachrichtigt. Frau Konsul Holtman erlitt einen heftigen Anfall ihres Leidens, so daß man dazu schreiten mußte, ihr Herz mit Hilfe künstlicher Mittel daran zu erinnern, die ihm obliegende Tätigkeit zu versehen. Ja, selbst die Polizei der Freien und Hanse-Stadt wurde in Kenntnis gesetzt, ohne daß man auch nur den geringsten Anhaltspunkt gefunden hätte, wo Beatrice geblieben war. Endlich, gegen Abend, stellte sie sich am Portal des Hauses ein, verweigerte aber rundweg jede Auskunft über ihren Verbleib. Hingegen erklärte sie mit befremdlicher Beharrlichkeit, daß sie nicht wieder in die Schule gehen werde.

Man nahm diese Bemerkung selbstverständlich ebenso wenig ernst, wie man die früher aufgestellte Behauptung, niemals lesen lernen

zu wollen, ernst genommen hatte. Und sah doch bald, daß man nicht imstande war, den Willen dieses Kindes zu brechen. Wohl unternahm man es noch einige Male, Beatrice in die Schule zu bringen; der Erfolg war jedoch stets der, daß sie vor Ablauf der Stunden wieder am Garten ihres Hauses anlangte. Als man zu dem letzten Mittel der Erziehung dieses halsstarrigen Geschöpfes griff und es schlug, war die Wirkung dieses unerfreulichen und beschämenden Ereignisses keineswegs die, mit der man gerechnet hatte. Beatrice ließ alles über sich ergehen; zwar füllten sich ihre dunklen Augen mit Tränen, allein sie gab keinen Laut des Schmerzes von sich. In halb singendem Ton wiederholte sie nur von Zeit zu Zeit, daß sie nicht daran denke, in jenes häßliche Haus zurückzukehren.

Endlich entschloß man sich, den Fall dem Hausarzt vorzulegen. Dieser hörte die ganze Angelegenheit mit stiller Geduld an, um sich dann in einigen lateinischen Wendungen zu ergehen. Er sprach von der Wahrscheinlichkeit einer Disziplinstrafe, fragte nebenbei nach den Leistungsmöglichkeiten des Klassenzimmers, nach dem Besuch der Schule und meinte schließlich, daß sich wohl auch andre Möglichkeiten finden ließen, aus dem Brunnen der Weisheit zu trinken.

So gab man im Hause Holtman den Kampf auf. Es war dies das erstemal, daß Beatrice als völliger Sieger aus einer recht zweifelhaften Lage hervorging. Der Konsul stellte eine Erzieherin an mit der Bestimmung, das Kind in allem Nötigen zu unterweisen.

Glaubte er, hiermit alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt zu haben, so sollte sich binnen kurzem ergeben, daß er in einer Täuschung befangen gewesen war. Zwar erschien Beatrice zu den Schulstunden und nahm ihren vorgeschriebenen Platz an dem kleinen Pult ein, allein es war fast unmöglich, ihr etwas beizubringen. Sie setzte allen Bemühungen ihrer Lehrerin einen nicht unfreundlichen, aber bestimmten Widerstand entgegen. Nach Ablauf eines Jahres, in dem man weder an Unterricht noch an Lehrkräften gespart hatte, war sie kaum imstande, zu schreiben. Die Zahl der Erzieherinnen, die Beatrice solchergestalt verbrauchte, schwoll an, ohne daß die Kleinen den geringsten Nutzen gehabt hätte. Sie brachte diesen armen gequälten Lehrerinnen die größte Widerseßlichkeit entgegen, die sich allerdings nur höchst selten in offener Feindschaft äußerte. Dessenungeachtet gehörte Beatrice Holtman keineswegs zu den Kindern, die ihren Erziehern in hinterhältiger, versteckter Weise Not bereiten. Nein, durchaus nicht. Allein sie verharrte in einer passiven Resistenz, die jeden Kampf von vornherein aussichtslos erscheinen ließ. Als aber eine jener

Erzieherinnen eine Gelegenheit benutzte, um Beatrice eine Strafarbeit anfertigen zu lassen, in der das Kind zehnmal die Behauptung aufstellen sollte, daß es künftighin bestrebt sein werde, seinen Eltern und Lehrern nur Freude zu bereiten, da setzte sich Beatrice in offenkundigster, ungezogener Weise zur Wehr. Wollte man nur einen Schimmer von Autorität gewahrt sehen, mußte man abermals zu körperlicher Züchtigung greifen. Beatrice nahm diese Strafe mit der gleichen Ruhe hin, wie sie es in früherer Zeit getan hatte. Da, sie vergoß nicht einmal Tränen, sondern hielt ihre Augen mit einem fremden, fast wartenden Ausdruck auf ein Bild gerichtet, das die Wand des Schulzimmers schmückte.

So wenig der Konsul sich um die Erziehung einer Tochter kümmern mochte, deren Existenz für die »Holtman-Linie« keinerlei Gewinn bedeutete, so war ihm der Gedanke, sie gänzlich unwissend aufwachsen zu sehen, doch so peinlich, daß er in eine innere Bedrängnis geriet um dieses nachgerade zehnjährige Geschöpf.

Ein Zufall sollte ihn von dieser Sorge befreien. Zu seinem 17. Geburtstag hatte Johann Holtman der Jüngere ein Reitpferd erhalten. Auf einem der ersten Ritte stürzte der Knabe dergestalt, daß er sich schwere innere Verletzungen zuzog, die ihn für etliche Monate auf ein Strettbett bannten. Sobald sein Gesundheitszustand einigen Unterricht ermöglichte, nahm man einen Privatlehrer ins Haus. Die Anwesenheit des Doktor Siegfried Lomeier weckte in dem Konsul die Hoffnung, diesen Herrn auch zu Beatricens Unterricht heranziehen zu können. Nach einer längeren Unterredung mit dem ehrenwerten Philologen, in welcher der Konsul sich stöhnend und seufzend über die Angehörlichkeit seiner Tochter aussprach, erklärte sich der Hauslehrer bereit, einen Versuch zu wagen.

Er übernahm Beatricens Stunden, und — nach Ablauf eines Jahres war das Mädchen, was Schulkenntnisse anging, auf der gleichen Stufe wie seine Altersgenossinnen. Dabei bemerkte anscheinend kein Glied des Hauses Holtman diese Veränderung. Weder der Konsul noch seine Frau wandten diesem so schmerzlich gewesenen Thema irgendwelches Interesse zu, nachdem Doktor Lomeier sich im Anfange seiner Tätigkeit einige Male befriedigt über seine Schülerin geäußert hatte. Zugestanden werden muß, daß der Konsul eine nicht unbeträchtliche Erleichterung empfand. Doch konnte er sich eines gewissen Argwohns nicht erwehren. Er fürchtete, diese Herrlichkeit werde schwerlich von Dauer sein können, und besorgte, durch Fragen das Ende des wohlthuenden Zustandes heraufzubeschwören.

In den nächsten fünf Jahren lernte Beatrice unter der Führung Siegfried Lomeiers alle jene

Dinge, die auf dem Schulplan einer Mädchenschule stehen. Allerdings verließ Doktor Lomeier in seinem Unterricht nicht selten die vorgeschriebenen Bahnen, um seiner Schülerin auch von Materien zu sprechen, die nicht allgemein in Instituten behandelt werden, die aber seiner Ansicht nach eine Würdigung verdienten. So geschah es, daß Beatrice zwar in keiner Weise befähigt war, einen Kreuzstich anzufertigen, dessen Rückseite aus kunstgerechten Quadraten gebildet war, dafür aber mit leuchtenden Augen über Heinrich von Treitschkes Deutscher Geschichte saß, die ihr der Lehrer eines Tags geliehen hatte.

Jeden Unterricht, der ihr von weiblicher Seite entgegengebracht wurde, wies Beatrice zurück. Auch den verschiedenen Ausländerinnen, die in diesen Jahren im Hause ihr Wesen trieben, um den Kindern auf eine gefällige Art zu Sprachkenntnissen zu verhelfen, setzte sie einen stillen Widerstand entgegen. Ihre Abneigung gegen jene Ausländerinnen erwuchs vielleicht nicht zuletzt aus der Erkenntnis, daß ihrem Bruder das Lernen dieser Sprachen wesentlich erleichtert wurde durch eine nur allzu freudige Willfährigkeit, die jene Damen Johann Holtman dem Jüngeren entgegenbrachten.

Aborigens empfand Beatrice zu ihrem langjährigen Lehrer Siegfried Lomeier nicht etwa eine früh erwachte Neigung. Dazu war der kleine, körperlich äußerst unansehnliche Philologe keineswegs angetan. Indessen brachte er Beatrice zum erstenmal die Erkenntnis, daß es durchaus ehrenwert sei, sich einer Autorität zu beugen. Dieser mißgestaltete Mann, der, aus engen Verhältnissen stammend, bisher stets mit der häßlichsten Not des Lebens gekämpft hatte, dessen straff gespannter Wille jede seiner Bewegungen lenkte, verstand es, das Kind zu leiten. Und so genoß die Kleine hier zunächst die Freude, eine Grenze ihrer Macht zu sehen und angehalten zu werden, ihre Pflicht zu tun.

Lomeiers Einfluß war es zuzuschreiben, daß Beatrice sich bewegen ließ, an dem Konfirmandenunterricht teilzunehmen. Allerdings reichte seine Macht nicht hin, zu bewirken, daß Beatrice ihren Kameradinnen auch nur das geringste Interesse entgegenbrachte. Sie verharnte in ihrer Einsamkeit und begnügte sich damit, ihren Bruder gelegentlich mit der Schilberung jener Mädchen zu ergötzen, sie nachzuahmen und hierbei nicht geringe schauspielerische Talente zu entfalten. Johann Holtman pflegte den Berichten seiner Schwester nicht ungern zuzuhören, wohingegen Doktor Lomeier sich solche Angehörigkeiten seiner Schülerin ernsthaft verbat. Beatrice nahm dieses Verbot hin, ohne dadurch gekränkt zu sein, ja, sie lobte ihren Lehrer darob und erachtete seinen Standpunkt für gerechtfertigt und notwendig. —

Kurz nach ihrer Einsegnung verließ Beatrice Holtman Hamburg und sah ihre Vaterstadt erst nach vielen Jahren wieder. Die Krankheit der Frau Holtman machte es wünschenswert, dem feuchten norddeutschen Klima zu entfliehen. So verbrachte sie die letzten Jahre ihres Lebens ausschließlich im Süden, meist nur von der Tochter und einem Etage von Dienerschaft begleitet. Für kurze Zeit erhielten die beiden Frauen wohl den Besuch des inzwischen zum Senator erwählten Konsuls oder auch Johann Holtmans. Solchergestalt lernte Beatrice die Geste des Mittelmeeres näher kennen als die der Alster und wußte auf dem Bosporus und in der Umgebung der Pyramiden besser Bescheid als auf dem Großen Bursfab.

Man lebte einige Wochen in Cannes, verbrachte den Februar in Nizza, besuchte ein südspanisches Seebad, um dann mit einem der großen Ostasiendampfer durch das Mittelmeer bis zur ägyptischen Küste zu fahren. Während des Sommers wagte man sich in nördlichere Gefilde und verbrachte etwa den Juli und August auf der Insel Wight, wo man den Besuch des Senators empfing. Gegen die Mitte des Septembers pflegte man die »Eta Holtman« oder »Irene Lüders« zu benutzen, die mit Richtung Südafrika fuhren, und genoß auf diesen Schiffen alle jene Rücksicht, die man der Gattin und der Tochter des Reebers schuldig war. Zweimal schloß sich Johann Holtman diesen Reisen an und verlebte etwa vierzehn Tage mit den beiden Damen auf Teneriffa oder Madeira. Was Johann Holtman den Jüngeren betrifft, so arbeitete er nicht in der Firma seines Vaters, sondern hatte es vorgezogen, Rechtswissenschaft zu studieren. Der Senator war diesem Entschluß nicht entgegengetreten, wenn es ihm auch schwer genug werden mochte, zu sehen, daß die Reeberei nun dereinst in fremde Hände übergehen würde. Allein Johann Wilhelm Holtman der Ältere hatte es früh aufgegeben, auf den Willen seiner Kinder bestimmend zu wirken, so daß er auch diese Enttäuschung mit äußerer Ruhe hinnahm. Er hatte dereinst die Tochter des baltischen Holzhändlers aus Riga geheiratet, ohne von irgendwelchen andern Gründen geleitet zu sein, als dem einen, daß er, der nicht unerfahrene Mann, der kaum neunzehnjährigen Margarete Kerkovius in heißester Liebe zugetan war. Diese Neigung zu seiner Frau verschlang so recht eigentlich alle Wärme, die ihm innewohnte.

Die Holtmansche Ehe trug ein wenig das Gepräge, das sehr glücklichen Ehen mitunter eigen ist. Die Kinder dieser Verbindung konnten bei dem innigen Verhältnis der Eltern nicht ganz auf ihre Rechnung kommen. Die Krankheit der Frau Holtman tat das ihre, um diese Sachlage zu verschärfen. Alle Gedanken, welche



die schwerleidende Frau andern Dingen zuzuwenden vermochte, strebten zu ihrem Mann, der in Hamburg arbeitete. So ermangelte auch ihr Verhältnis zu ihrer Tochter — trotz der engen Gemeinschaft — jeder Wärme. Ein wenig hindernd an einem nahen Zusammenleben war zudem der Umstand, daß man stets eine Fülle von Personal auf diesen Reisen mit sich zu führen pflegte.

Beatrice selbst sprach in späterer Zeit meist in leicht spöttischem Ton von diesen sieben Jahren »Kofferdasein«. — Ihre anfängliche Freude, die Welt sehen zu können, war schnell von ihr gewichen und hatte einer unbefchränkten Überfüllung Platz gemacht. So weit ging diese Überfüllung, daß Beatrice sich bewußt gegen die südliche Schönheit der Natur verschloß. Ja mehr noch, sie empfand fast Widerwillen gegen Gegenden, die Anspruch erheben, die Bewunderung reisender Menschen zu erregen. Doch sollte auch dieses Stadium nach einiger Zeit einer vollkommenen Gleichgültigkeit weichen, die bei einem so jungen Mädchen kaum angebracht schien. Allerdinge waren die Tagewerte der Beatrice völlig durch Frau Holtmans Gesundheitszustand beeinflusst. Sie boten dem gesunden, kräftigen Mädchen kaum Gelegenheit, sich ein Anrecht auf Nachtruhe zu erwerben, da ihm mitunter wochenlang jede Tätigkeit versagt war. Befand sich Frau Holtman leiblich wohl, so spielte Beatrice im Laufe des Tages etwa fünf bis sechs Partien Bézique mit ihr. Dabei konnte sie ihr geringes Interesse für Karten kaum verhehlen. Irgendwelche zeichnerische oder musikalische Begabung, die sie auf diesen Reisen hätte pflegen können, besaß Beatrice nicht. So blieb ihr tatsächlich nur eine Beschäftigung, die — zu lesen, was in ihre Hände kam. Sie las nächstelng. Doktor Lomeier schickte ihr von Zeit zu Zeit Listen von Büchern, so daß sie in dieser Hinsicht nicht schlecht geleitet war. Im Laufe der Jahre hatte sie sich eine Reihe von Büchern angeschafft, die sie stets mit sich führte. Diese nicht allzu zahlreichen Werke las sie wieder und wieder. Und da das Lesen allein sie auf die Dauer nicht befriedigte, so erreichte sie bald eine Fertigkeit darin, ihre Redeweise dem einen oder andern von ihr besonders geachteten Verfasser nachzubilden. Es war dies ein Spiel, dem sie mit stillem Eifer oblag. Verstärkt wurde dieser Eifer durch eine ausgeprägte Neigung, auch im alltäglichen Verkehr den Ausdruck der Sprache zu pflegen. Diese etwas abgeschliffene Redeweise verlieh ihr im gesellschaftlichen Umgang eine leichte Überlegenheit, die sich überbietet in ihrer ganzen Haltung bekundete. Sie spottete gern jeder äußeren Form und beherrschte sie nichtsdestoweniger mit einer Sicherheit, die für ihre Jahre erstaunlich wirkte. Jener gewohnheitsmäßige Ton alltäglicher Tischunterhaltung,

zu dem sie durch ihre Reisen gezwungen war, ermüdete sie immer mehr. So suchte sie ihm neue Reize einzufügen und begnügte sich bald nicht mehr mit wohlgebildeter, zifelierter Ausdrucksweise. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihre Worte nicht selten so zu formulieren, daß sie einen doppelten Sinn tragen mußten. Hiermit trieb sie einen Sport, dem sie nicht geringes Interesse entgegenbrachte, der aber nicht der Gefahren entbehrte. Sie ging mit Worten gar manches Mal bis hart an die Grenze dessen, was nach herrschender Sitte gesagt werden kann, ja, sie überschritt diese Grenzen lachenden Mundes und erlebte es nicht, daß ihr dieses Treiben irgendwelche Niederlagen eingetragen hätte.

Dieses Mädchen war niemals von einem Manne geküßt worden, trotz all jener verhänglichen Reden, die es für jedermann hatte. Es war selbst für die zahllosen Globetrotter seines Umganges ersichtlich, daß hinter all diesen Worten nichts stand als eine bewußte Freude an einer geschliffenen Redewendung, eine bewußte Freude daran, durch die ganze Haltung, durch jede Bewegung dort abzuwehren, wo Worte vielleicht etwas versprochen hätten.

Noch nie war ihr ein Mann begegnet, zu dem sie wirkliche Zuneigung empfunden hätte. Und doch glaubte sie — obwohl diese Vorstellung zeitweilig getrübt wurde — ernsthaft lieben zu können. Und konnte sich doch einer leisen Furcht davor nicht erwehren.

Johann Holtman begleitete seine Mutter und Schwester im Herbst des Jahres 1912 von Brighton nach Gunchal. Auf dieser Reise bemühte er sich eigentlich zum erstenmal, die erwachsene Beatrice näher kennenzulernen, und war nicht wenig erschrocken über ihre Art, mit Menschen und Dingen umzugehen.

Man hatte den Abend auf Ded verbracht. Beatrice war frühzeitig heruntergegangen. Sie saß in der kleinen Wohnkabine, die zu ihrem Bereich gehörte, als ihr Bruder bei ihr eintrat. Ohne sich durch seine offen zur Schau getragene Mißbilligung beirren zu lassen, sagte sie ruhig: »Ich rauche. Jawohl, mein Lieber. Auch deine tadelnden Blicke sollen mich nicht daran hindern, mich dem Genuß dieser Zigarette hinzugeben. — Aber es ist immerhin anerkennenswert, daß du dich um deine Schwester bekümmerst. Komm, lasse dich hier nieder. Ich sing gerade an, mich etwas einsam zu fühlen. Das geschieht nicht oft, indessen ... Was meinst du, soll ich vielleicht Herrn Rittmeister Dürbing heiraten? Ich stelle diese Frage hiermit zur Diskussion.«

»Wen würdest du damit härter strafen? Dich oder ihn? Der Ton deiner Frage beweist mir, wie wenig lobnend es sein wird, länger hier-

über zu sprechen. — Aber du bist mir zuvorgekommen. Gerade um dieses Herrn willen suche ich dich auf. Ich wollte dich bitten, doch einmal darüber nachzudenken, ob du die Art deines Umganges mit Herrn Dürbing besonders reizvoll findest. Du gefällst mir nicht unbedingt bei diesem Spiel. Und etwas andres bedeutet die ganze Sache nicht für dich.»

»Ach, wie bedauerlich! Ich hegte bisher die Überzeugung, mein ganzes Streben gipfele nur darin, meinen Angehörigen zu gefallen.«

»Atta! Wenn du schon mit Fremden diesen Verkehrston anschlägst, was ich nicht zu ändern vermag, so zuwider er mir auch ist, so solltest du es mir gegenüber lassen. Ich glaube ja deine Stimmung annähernd zu verstehen. Du kannst von diesem jahrelangen Reisebastein unmöglich beglückt sein. Aber es steht doch nicht in meiner Macht, hier einzugreifen.«

»Sieh, du erkennst an, daß ich nicht verpflichtet bin, ständig zu jauchzen über die Möglichkeit, dauernd blauen Himmel und Gasthofessen zu genießen. Johann, das ist mehr als ich in meinen kühnsten Träumen erwartete, da ich sonst von sämtlichen Gliedern der Familie tagtäglich schriftlich und mündlich höre, wie gut ich es habe. Man nimmt eine solche Zumutung des 'Guthabens' stets ein wenig übel. — Immerhin, ich sehe ein, daß mir Gelegenheit geboten ist, die Welt kennenzulernen, wie es in diesem Grade andern Mädchen meines Alters nicht zuteil wird. — Es muß wohl das Übermaß der guten Tage sein, das mich gelegentlich bedrückt. Vielleicht fürchte ich den Reiz der Götter. — Laß gut sein. Ich trage es mit Fassung und bin nur bestrebt, meine gesellschaftlichen Fähigkeiten auszubilden, wozu ich ja als Kind bei dem Mangel an jeglichem Verkehr keinerlei Gelegenheit hatte.«

»Wem dürfte hieran die Schuld zugemessen sein, dir oder den Eltern?«

»Mir, ganz ausschließlich.«

»Ja, das kann man wohl sagen. Ich möchte nur wissen, worauf sich deine Abneigung gegen Schulen und Erzieherinnen stütze?« Johann Holzman hatte es sich in einem Armstuhl bequem gemacht und blickte nun fragend zu seiner Schwester hinüber. »Wir haben nie davon gesprochen. Allerdings waren die Gelegenheiten zu eingehenderer Unterhaltung in den letzten Jahren nicht eben reichhaltig. Also erzähle!«

»Gut, ich werde nicht verfehlen, dir diese Aufschlüsse zu geben. Dabei bin ich mir ganz klar darüber, dir mit diesen Geständnissen Einblicke in meine schwarze Seele zu öffnen, die dich berechnen können, weittragende Schlussfolgerungen zu ziehen. Aber ich glaube, selbst ein Mensch, der mit seinen eignen Sachen erstaunlich distret umgeht, wird eines Tags zu irgendeiner Stunde in das krasse Gegenteil seiner sonstigen

Gepflogenheiten verfallen und sich preisgeben. Nehmen wir an, daß heute diese Stunde für mich geschlagen hat, und danken wir dem Himmel, daß du und kein anderer auf den Plan tratst. — Im übrigen ist die Vorrede reichlich ausgelehnt für jene ganz bescheidenen Dinge.

Also: ich mochte die Schule nicht leiden. Der Raum war häßlich und grau. Die Zahl der Kinder schien mir überwältigend groß. Sie stachen mit ihren Fingern ständig Löcher in die Luft, um irgendwelche Weisheit von sich zu geben. Außerdem hatte man mir gesagt, es bestehe keine Möglichkeit, dem Klassenzimmer vor Ablauf des Vormittags zu enttrinnen. Das quälte mich, so daß ich den Versuch machte, doch davonzulaufen. Er gelang. So stand dem durchaus nichts im Wege, diese Versuche zu wiederholen. — Und meine Erzieherinnen? Sie waren langweilig. Einige von ihnen fürchteten mich, da ich notorisch als Teufel verrufen war. Sie fragten mich demütig, ob ich heute bereit sei, zu lernen. Lomeier fragte mich niemals. Er war höchst gleichgültig gegen meine Bezeugungen der Langenweile und zwang mich kurzerhand zum Arbeiten. Er ließ mir einfach keine Zeit. Dabei verlor er nicht etwa viele Worte. Aber, du kennst ihn ja selbst. Sieh, alle meine Lehrerinnen gingen von der Voraussetzung aus, ich wolle nicht lernen. Lomeier dachte nicht daran, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen. Er nahm — schon um seiner selbst willen — an, daß ich lernen werde, und ließ mich nicht dazu kommen, hierüber Erwägungen anzustellen. Und dann . . . .«

Sie zögerte einen Augenblick und fuhr lachend fort: »Im Grunde glaube ich, das Ganze war ein Spiel. Ich muß allerdings zugeben, daß ich für solche Unternehmungen reichlich jung war. Ich wollte sehen, wie weit ich es treiben konnte, und wartete nicht ohne Spannung darauf, daß die Eltern sich bei einer der zahllosen Gelegenheiten zur Wehr setzen würden. Und jedesmal wurde ich enttäuscht. Ihre diesbezüglichen Versuche blieben stets in den Anfängen stecken. Wenn ich wirklich schon fast bereit gewesen war, meinem lasterhaften Lebenswandel abzuschwören, so machten sie mir einen Rückzug stets unmöglich. Sie gaben den Kampf vorzeitig auf und ließen die Zügel noch schlaffer hängen. Und Wehklagen taten keinerlei Wirkung auf mein verstodtes Gemüt. Ich glaube, letzten Endes trägt jedes Kind eine Sehnsucht nach straffer Führung in sich — trotz alles anscheinenden Sträubens.«

»So wäre also Herr Lomeier der einzig ausgewählte Held, dem es bisher gelungen ist, die stolze Maib Beatrice Holzman zu bezwingen. Und du wolltest ihm einen Dürbing als Nachfolger geben?«

»Wenn ich mich recht entsinne, warst du vor-

hin selbst der Ansicht, daß dies nicht ernstlich in Betracht komme. Da du mir mit strafenden Worten ein solches Tun untersagst, sehe ich nicht, mit welchem Recht du schlechte Witze machst. Und dann, du mußt zugeben: Einer wird es einmal sein, dem ich gelobe, ein getreues Eheweib zu werden. Warum nicht dieser? Was sprichst dagegen?»

»Was spricht dafür? So frage ich. Nichts berechtigt mich zu der Annahme, du siehest ihm in Liebe ergeben. Ich habe nicht den Eindruck gewonnen, Atta.«

»Ich auch nicht. Aber hältst du es nicht für möglich, daß diese Anlage zum Ergeben sein bei mir nur in geringem Umfange vorhanden ist? Wenigstens habe ich vorläufig keine Beweise für das Gegenteil zu bieten. Und dabei habe ich wirklich hinreichend Menschen kennengelernt.«

»Schlachtenbummler. Reisenbes Volk. Ja.«

»Sollte es daran liegen? Nehmen wir an. Es ist angenehmer für mich, als an das Fehlen der vorhin erwähnten Fähigkeiten zu glauben. — Abgesehen, einmal habe ich einen Menschen gesehen, der mir nicht unbeachtlich schien. Allein wir verbrachten nur einen Abend miteinander unter vielem Volk. Und ich habe mich damals wenig rühmlich betragen.«

»Willst du erzählen?«

»Nein, das wäre zuviel. Laß es dir an diesen Geständnissen genügen. Und habe die Güte, mich nicht zu irgendeiner ungelegenen Zeit an diese Stunde meiner 'Schwäche' zu gemahnen. Ich habe, wie ich schon sagte, die unklare Vorstellung, daß man sich mit solchen Bekenntnissen in die Nesseln setzen kann, bieweilen der andre dazu neigt, sich daran zu halten und sie zur Unzeit zu wiederholen. Also, sei gut und begrabe alles. Ich vermute wohl nicht mit Unrecht in dir eine wohlausgebaute Gruftstätte von Bekenntnissen schöner Seelen. Sei zufrieden, deine Schwester ungeteilt zu genießen!«

»Ungeteilt! Als wenn ich jemals etwas von dir befehlen hätte.«

»Nun, es kann noch kommen. Ich hege die Zuversicht, daß wir uns lieblich vertragen würden. Nur dürftest du nie Forderungen an mich stellen in bezug auf Zuneigung. Ich bin es bisher von keiner Seite her gewohnt, solche Anforderungen an mich gerichtet zu sehen. Hast du die Empfindung, daß Vater neben seiner Liebe zu Mama noch Zeit und Sinn für andre Gefühlsregungen besitzt? Sollten wir beide auch nur über die Fähigkeit verfügen, uns auf einen einzigen Menschen zu konzentrieren, im ernsthaften Sinne? Deine Eskapaden, von denen selbst in unser bescheidenes Dasein mitunter ein Lieblein klingt, zählen hier nicht mit, da sie meiner Ansicht nach keineswegs ernsthafter zu nehmen sind als etwa mein Verhalten zu Herrn Dürbing. — Wir müssen es abwar-

ten, bis sich die eine oder der eine findet. Und es muß ja nicht der Rittmeister sein.«

»Gewiß nicht. Aber, Atta, sage mir, wer war der andre?«

»Ich denke gar nicht daran. Im übrigen bin ich derartig tiefgründige Gespräche durchaus nicht gewöhnt und werde demnächst der wohlverdienten Nachtruhe pflegen. — Es ist schade, daß du nie länger bei uns bist. Ich will ja nicht jammern, aber könnte ich nicht wieder einige Zeit zu Hause sein? Ich möchte so gern einmal wieder über eine eigne Kommode und einen eignen Kleiderschrank verfügen, gar nicht zu reden von der Möglichkeit, meine Bücher in angemessener Form unterzubringen.«

»Wer sollte bei Mama bleiben, wenn du jetzt mit nach Hamburg läsest?«

»Wenn Vater sich zurückzöge...?« Vorsichtig tastend fragte Beatrice und hielt die Augen wartend auf den Bruder gerichtet.

»Ein solcher Entschluß ist undenkbar für ihn.«

Beatrice sann einen Augenblick nach. »Ich habe immer die Vorstellung, als lebe er in einem ständigen Kampf zwischen seiner Liebe zu Mama und zu der Linie. Und zum Schluß siegt das Kontor.«

»Das wird bei jedem Manne mehr oder weniger der Fall sein.«

»Angenehme Ausichten. Ich heirate einen Rentier.« Sie lachte.

»Tu das. Aber verlange nicht, daß ich nach Ablauf eines Jahres die Scheidungslage für dich erhebe.«

»Oh, Johann, du bist mir zu klug. Mir scheint, ich habe zuviel geredet heute. Du verträgst ein beängstigendes Einbringen in meine Persönlichkeit. — Nun genug! Reisen wir weiter nach dem schönen Liebe: Wem Gott will rechte Gunst erweisen... Wenn Mama wenigstens daran dächte, sich irgendwo im Süden anzukaufen! Dann könnte man doch ein bodenständigeres Leben führen; aber davor scheut sie sich.«

»Der Grund hierfür ist mir durchaus verständlich.«

»So? Mir nicht.«

»Wenn sie sich entschließt, einen eignen Haushalt im Süden zu führen, betont sie damit, daß sie wirklich nicht daran denken kann, wieder ganz in Hamburg zu leben. Sie gibt zu, krank zu sein; bestätigt, daß ihr Leiden nicht gestattet, immer in Hamburg mit ihrem Manne zusammen zu sein, da er seine Tätigkeit nicht verlassen will. Ist sie auf Reisen, gehört sie zum heimatischen Haushalt. Alles sieht viel mehr nach einem Interimszustand aus. Sie kann sich selbst immer wieder vortäuschen, daß sie hier durch nichts gebunden sei und jederzeit die Möglichkeit habe, zurückzukehren.«

»Du magst recht haben, obwohl deine Be-

gründung etwas spitzfindig ist. Der juristische Denkapparat scheint mir in Tätigkeit getreten zu sein. Daß er mir fehlt, wird dich nicht verwundern.»

»Mir scheint eher, daß du der Fähigkeit ermangelst, dich in andre Menschen hineinzuversetzen. Oder du willst es nicht. Das kommt fast auf das gleiche heraus.«

»Vielleicht will ich es nicht. Das läßt doch die Frage offen: ich könnte, wenn mir daran läge. — Aber ich ermanne mich. Zum mindesten einmal habe ich dir bereits angekündigt, daß ich gesonnen sei, zu Bett zu gehen. Deht führe ich diesen Entschluß aus. Du siehst, ich bin von eiserner Konsequenz.« —

Johann Holtman verbrachte noch etwa eine Woche in der Gesellschaft seiner Mutter und Schwester und fuhr dann nach Hamburg zurück. Diese acht Tage hatten hingereicht, um in den beiden Geschwistern eine Freude an dem Zusammensein zu wecken, die sie vordem nicht in dem gleichen Maße gekannt hatten.

Der Wunsch der Beatrice Holtman, wieder nach Hause zurückzukehren, sollte schon wenige Monate nach dem Gespräch mit ihrem Bruder in Erfüllung gehen. Von Nizza aus, wohin sich die Damen mit dem Anbrechen des Winters gewendet hatten, ging ein bringendes Telegramm an den Senator ab. Es enthielt die Mitteilung von dem unmittelbar bevorstehenden Tode seiner Frau. Wider alles Erwarten traf Johann Wilhelm Holtman rechtzeitig in Nizza ein, um seine Frau noch am Leben zu finden. Vielleicht hatte die Sehnsucht, ihren Mann noch einmal wiederzusehen, Frau Margarete Holtman aufrechtgehalten. Etwa eine Stunde nach seiner Ankunft schloß sie ein, um nicht wieder zu erwachen. Weber von ihrem Manne noch von ihrer Tochter hatte sie Abschied genommen.

Johann Holtman der Jüngere war in Hamburg geblieben. Sein Dienst gestattete es ihm nicht, auf mehrere Tage die Stadt zu verlassen.

Der Senator war durch den Tod seiner Frau auf das höchste betroffen, wenn sich auch jedermann, somit auch er selbst sagen mußte, daß er seit Jahren damit gerechnet hatte, sie eines Tags unerwartet zu verlieren. Es war aber, als habe die Dauer der Krankheit jeden Gedanken an Lebensgefahr ausgelöscht. Und der Senator stand diesem Tod so faßungslos gegenüber, als sei ihm die Frau mitten aus blühender Gesundheit und Jugend geraubt worden.

Beatrice litt in jenen Tagen im wesentlichen ausschließlich unter dem niederbrütenden Gefühl, fast nichts empfinden zu können. Doch war sie geneigt, in diesem Fehlen jeglicher weicher oder sentimentaler Regungen einen Mangel zu er-

bliden, der nur in ihrer Art zu empfinden zu suchen sei, und geriet hier ein wenig in die Anschauung, die man gerade bei warmfühlenden, äußerlich verhaltenen Menschen häufiger beobachten kann: sie glaubte, Eis zu sein, und wußte nicht, daß hinter einem Ring von Eis, der vielleicht tatsächlich vorhanden war, ein helles Feuer loderte, das eines Tags das Eis zerstören mußte.

Sie folgte ihrem Vater nach Hamburg, ohne sich zunächst der wiedergewonnenen Heimat freuen zu können. Des deutschen Winters seit Jahren entwöhnt, legte sie sich wenige Tage nach ihrer Ankunft mit einer schweren Lungenentzündung nieder, zu der sich ein häßliches Scharlachfieber gesellte, das sie sich auf der Reise geholt haben mußte. Aus den ersten Tagen ihrer Krankheit glaubte sie sich zu erinnern, daß ihr Vater ganze Stunden an ihrem Bett gesessen und ihre fieberheiße Hand gehalten habe. Doch verschwand dieses Bild. Und Beatrice wußte lange Zeit nicht einmal, ob es lediglich in ihren Fieberträumen zu suchen sei. Während ihrer Genesungszeit bemerkte sie mit Verwunderung, daß ihr Vater keinerlei Miene machte, sie aufzusuchen, wohingegen Johann Holtman sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit zeigte. Und nun erst erfuhr sie auf ihre Frage, daß ihr Vater, der Senator Johann Wilhelm Holtman, gleichfalls von dem Scharlach ergriffen und vier Tage nach Ausbruch der Krankheit eines raschen Todes gestorben sei. Ob die Tochter, die er tatsächlich einmal besucht, ihm die Infektion mitgeteilt, oder ob er sich den Keim auf der Reise geholt hatte, steht dahin. Tatsache blieb, daß der Mann, der vor kurzem seine Frau verloren, dieser Erkrankung nicht den geringsten Widerstand geleistet hatte, sondern sich gleichsam von ihr umfassen ließ, so daß es ein leichtes Spiel gewesen war, die letzten Reste von Lebenskraft in ihm zu tilgen.

Als Beatrice seinen Tod erfuhr, lag er bereits seit etwa drei Wochen unter der Erde. Sie nahm diese Nachricht zunächst schweigend hin und blieb lange Zeit regungslos. Endlich öffnete sie die Lippen und fragte leise, fast scheu: »Habe ich geträumt, oder hat Vater wirklich an meinem Bett gesessen und meine Hand gehalten?«

»Nein, du hast nicht geträumt. Er war in den ersten Tagen oft bei dir,« erwiderte Johann Holtman. »Aber ich muß gestehen, daß es mir unheimlich war, wenn er an deinem Bett saß. Er vergaß dann mitunter, daß du seine Tochter warst, und hielt dich für Mama.«

»So ...« Beatrice lächelte. Ihr Gesicht trug einen harten Ausdruck: »So ... Nun, dann galten seine Besuche kaum mir ... Ich hatte ein schlechtes Gewissen bei dem Gedanken, daß er sich kaum an mein Bett gesetzt haben würde,



wenn er nicht doch mehr Zuneigung zu mir fühlte, als ich geglaubt. Ich habe ihm in dieser Beziehung nicht allzu viel erzeugt. — Allein dies ändert alles. Wenn er in mir nur Mama gesehen hat, dann habe ich keine Veranlassung, mir Vorwürfe zu machen.« Sie lag wieder ruhig, richtete sich dann plötzlich mit einer heftigen Bewegung auf und stieß hastig, erregt hervor: »Der Himmel bewahre mich davor, alles, was ich an Gefühlen besitze, an einen einzigen Menschen zu geben, wie Vater es getan. Auch dir würde ich raten, rechtzeitig beizubringen, Johann. Mir will scheinen, als wenn du mir während meiner Krankheit viel Lebenswürdigkeit erwiesen habest. Bitte, konzentriere deine dahingehenden Fähigkeiten nicht auf mich. Abgesehen davon, daß es skandalös wäre, so bin ich der Ansicht, daß du ehelichen solltest und daneben noch einige Gedanken für deine Schwester haben, falls dies möglich wäre. — Wer wird jetzt hier den Haushalt führen?«

»Du, sobald du gesund bist.«

»Ich? Glaubst du, daß ich derartige Künste auf meinen Irrfahrten erlernt habe? Allein, es wird sein müssen.«

Sie schweig. Ihre Hände glitten unruhig auf der Decke umher. Aus stark verbunkelten Augen blickte sie zu dem Bruder. »Ich möchte ... noch einmal mit dir ... von Vaters Tod sprechen ... Aber später ... Ich kann es heute noch nicht begreifen, daß wir nun allein sind. Wir beide, du und ich ... und das große Haus ... Und ich habe von allem nichts gewußt.«

»Weinst du, Atta?« Der Bruder fragte weich.

»Nicht einmal das! Weh, bitte. Es ist so beschämend, daß man nicht einmal weint. — Vielleicht bin ich noch krank und nicht ganz zurechnungsfähig. Bitte, geh. Dann kannst du annehmen, ich hätte geweint, als du mich allein gelassen. Erspare mir doch, mich in meiner ganzen Herzlosigkeit zeigen zu müssen.«

Johann Holtman stand auf. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, als wolle er nach Beatrices Hand greifen. Dann kehrte er sich ab und verließ das Zimmer.

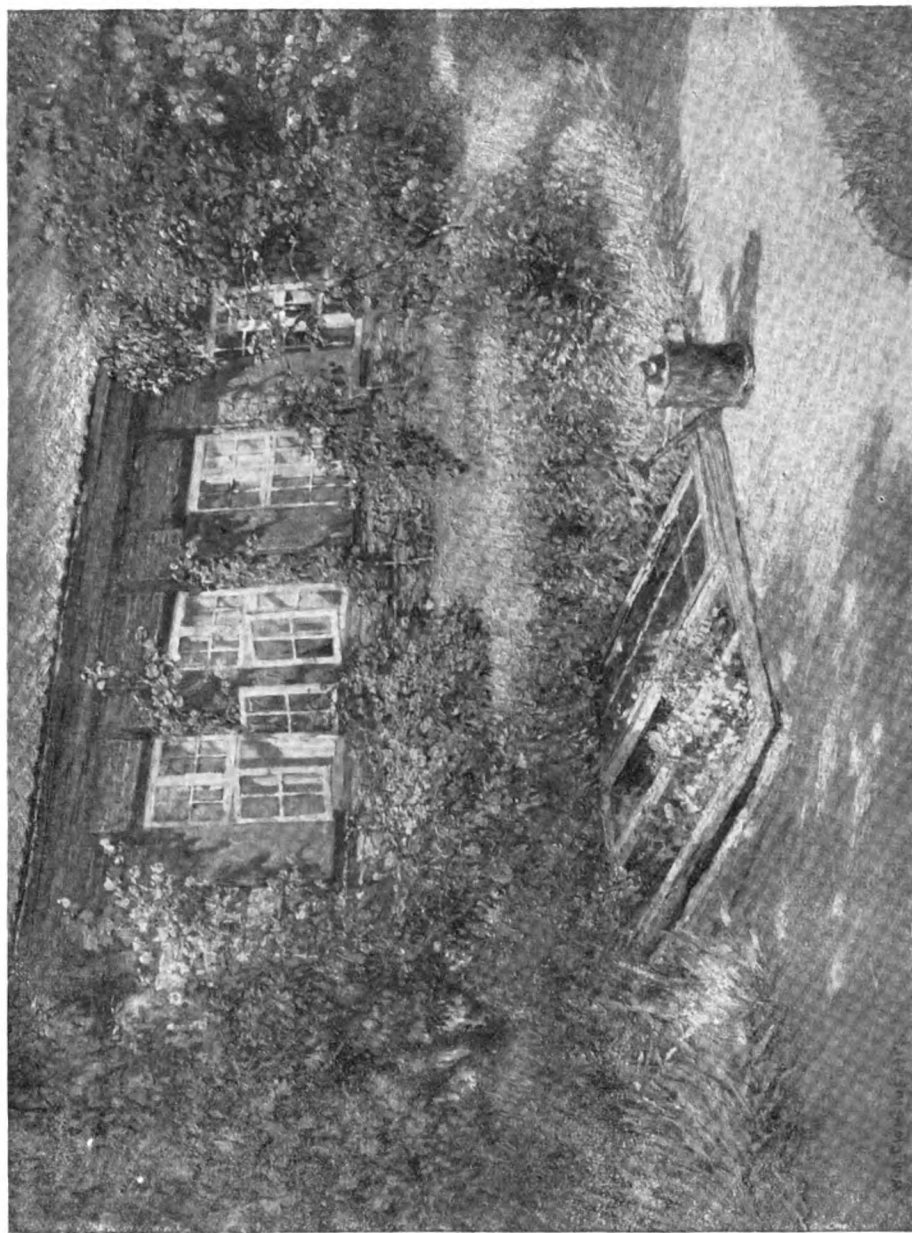
Beatrice Holtmans Genesung sollte sich länger hinauszögern, als man erwartet hatte, ohne daß sich die eigentliche Ursache dieser allzu langsam fortschreitenden Kräftigung erkennen ließ. Beatrice, die bisher niemals ernstlich krank gewesen, brauchte jetzt unverhältnismäßig viel Zeit, um sich von den Nachwirkungen des Scharlachs zu erholen. So ging der Frühling 1914 ins Land, ehe sie daran denken konnte, den Wunsch des Bruders zu erfüllen und den groß angelegten Haushalt zu führen. Und sie, die niemals als junges Mädchen in Hamburg gelebt hatte, nahm nun nach ihrer völligen Ge-

sunbung in Wahrheit die Stellung einer Frau ein. Die Geschwister hatten von dem geräumigen elterlichen Hause Besitz ergriffen, dergestalt, daß jeder von ihnen ein abgeschlossenes Reich sein eigen nannte, wohingegen ein Teil der Gesellschaftszimmer gemeinsam von ihnen benutzt wurde. Beatrice machte jetzt in Begleitung ihres Bruders eine Reihe von Besuchen. Doch ergab sich zunächst kein näherer Verkehr. Die langen Jahre, die sie im Auslande verbracht hatte, machten sich geltend. So wurde es ihr schwer, sich in den Hamburger Kreis einzuleben, zumal da ihr jede Kinder- und Jungmädchenfreundschaft fehlte. Mit einer gewissen Notwendigkeit ergab sich ein engeres Zusammenschließen der Geschwister. Auf Seiten Beatrices war allerdings eine Neigung zu bemerken, sich gleichsam hinter stark facettierten Glascheiben zu verhalten, so daß man zunächst glauben mochte, klar und offen zu sehen, bis man gewahr wurde, daß infolge mannigfacher Brechungen das Bild häufig verzerrt wurde. Vielleicht hätte hier Zeit und Gewöhnung etwas ändern können, allein der Ausbruch des Krieges sollte Johann und Beatrice abermals trennen, ehe es zu einem dauernden Zusammenleben gekommen war.

Johann Holtman ging bereits in den ersten Tagen des Augusts 1914 nach dem Westen und ließ seine Schwester allein im elterlichen Hause zurück. Beatrice verbrachte die nächsten Jahre in größter Einsamkeit, die hie und da unterbrochen wurde durch die Besuche des Doktors Lomeier. Ihr ehemaliger Lehrer hatte sich inzwischen in Hamburg habilitiert. Seine Körpergestaltung befähigte ihn keineswegs zum Kriegsdienst.

Erwähnt sei hier, daß Beatrice Holtman sich zu Beginn des Jahres 1917 mit Hans Ulrich von Ratte verlobte, dem ein wenig steifen Legationsrat der ehemals Deutschen Gesandtschaft in Petersburg.

Auf die Nachricht der Verlobung erzwang sich Johann Holtman einen kurzen Urlaub und traf unerwartet in Hamburg ein. Eine maßlose, angstvolle Eifersucht besaß ihn, als er erkannte, das Beatrice jenem Fremden mit einer großen, schrankenlosen Liebe zugetan war. Zudem erschreckte ihn die Art, in der Beatrice sich ihrem Verlobten gegenüber verhielt. Sie, die ihre innersten Gedanken bis dahin fast angstvoll behütet, die jedem Menschen auch nur die geringste seelische Hingabe verweigert hatte, kannte ihrem Verlobten gegenüber keinerlei Hemmnisse und Grenzen. So glaubte Johann Holtman, so wenig er von seinem Schwager wußte, den Eindruck zu gewinnen, daß dieser ein wenig kühle, ruhige Mann niemals einen solchen Grad von Zuneigung erwidern könne. Die Vorstellungen, die Johann Beatrice machte, fielen auf un-



Wilhelm Clausius: Gartenhaus





fruchtbaren Boden. Sie war unfähig, einzusehen, daß sie gab, zu viel gab, daß diese Fülle einen Mann, der nicht den gleichen Reichtum besaß, bedrücken mußte. Die Jahre der inneren Einsamkeit rächten sich. Sie erkannte nur das eine: Hier lebte ein Mensch auf der Welt, der sie liebte, der ihrer bedurfte. So reiste Johann Holtman wieder ab. Er verfehlte nicht, seiner Schwester zu sagen, sie solle keine Scheu tragen, ihm die Lösung ihrer Verlobung in kurzen Worten mitzuteilen, falls es dazu kommen werde. Er verspreche seinerseits, nie wieder diese Dinge zu berühren.

Was Hans Ulrich Ratte angeht, so hatte ihn Beatricens zurückhaltende, ein wenig harte Art angezogen. Er glaubte in dieser Veranlagung eine gute Grundlage für eine dauernde Freundschaft und demzufolge für eine gute Ehe zu sehen. Beatricens Erscheinung hatte ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt. Sein ausgesprochenes Gefühl für äußere, unbedingte Korrektheit ließ ihn allerdings mitunter das Fehlen dieses Sinnes bei ihr vermissen, doch hoffte er bei ihrer sonstigen Willfährigkeit, sich ihm anzupassen, daß sie sich auch hier seinen Wünschen fügen werde.

Im August des Jahres 1917 schrieb Beatrice Holtman an ihren Bruder:

Lieber Johann,

ich gebe mir die Ehre, dir mitzuteilen, daß ich vor wenigen Tagen meine Verlobung mit Hans Ulrich Ratte aufgelöst habe. — Du kannst nicht beanspruchen, hier ausführlich von mir zu hören, wie diese Lösung erfolgte. Daß sie eines Tags eintreten mußte, war mir schon seit einigen Wochen klar, wenn ich es auch vorzog, mich zunächst gleich dem berühmten Vogel Strauß im Sande zu verkriechen und die Augen zu schließen. — Ich werde dir gebührend dankbar sein, wenn du dich nicht in den landesüblichen Äußerungen ergehst, daß du »es von Anfang an gesagt« hättest. Ich habe H. U. wirklich liebgehabt. Das war die ganze Schuld, die durchaus auf meiner Seite lag, wenn man in einem solchen Falle überhaupt von Schuld sprechen darf. Aber wie man durch ein Übermaß von Kälte verletzen kann, so kann man es sicher auch durch das Gegenteil; besonders dann, wenn der andre ein rechtlicher Mensch ist, der es bedauert, nicht den gleichen Wärmegrad zu erreichen und die Belastung mit Liebe infolgedessen nur schwer erträgt. Lieber Johann, der Fehler liegt wohl darin, daß ich mit sechsundzwanzig Jahren zum erstenmal die große passion empfand. Das ist nach meiner neuesten Erfahrung zum mindesten unklug. Ich stelle es dir anheim, dieses »unklug« durch ein schwerer wiegendes Wort zu ersetzen. Die Kinderkrankheiten, die man mit sechsundzwanzig durchmachen muß, weil man es mit siebzehn Jahren veräumte, werden immer ernsthafter auftreten.

Heute kann ich dir ganz ehrlich sagen, daß ich das Geschehene nicht bedaure. Denn wenn ich zeitweilig auch bedrückt war, da gegeben zu haben, wo eben nach diesen Gaben kein Verlangen bestand, so verdanke ich diesen Monaten wiederum die Erkenntnis, geben zu können. Und das ist mir vordem mitunter zweifelhaft erschienen. Ich glaube, diese Einsicht wiegt mehr als das Gefühl der Beschämung, das mich mitunter gepeinigt. Abgesehen hat Ratte alles getan, um diese Regung zu ersticken. Es wird dir lieb sein, zu hören, daß wir in Frieden auseinandergingen. Beinahe tragikomisch war es, daß Ratte von dem Augenblick an, in dem ich mich von ihm zu lösen begann, jenen Grad von Wärme zu entwickeln trachtete, der ihm bis dahin gefehlt hatte. Aber — ein gebrochenes Herz trägt auch er nicht davon.

Somit kann ich diese Episode doch wohl als lehrreich und nützlich ansehen. Ich halte mein Herz wieder sicher und wohlgeborgen in kühlen Händen und nehme an, daß ich zum ersten- und letztenmal die Rolle des Rätchens von Heilbronn gespielt habe. Zugetraut hätte ich sie mir nicht. Du siehst, ich bin mir über meine eignen Qualitäten nicht immer ganz im klaren. Aber sollte es mein Schicksal sein, stets da die Glammen hell lodern zu lassen, wo eine stille, bescheidene Glut — die mit »glühend« nichts gemein hat — angemessen wäre?

Ratte geht nach Holland. Ich bleibe nach wie vor in Hamburg und bekämpfe meine Gelüste, Rotkreuzschwester zu werden. Allein: aufgelöste Verlobung — sie wird Schwester! Johann, mir graust. B.

Das Weihnachtsfest verlebten die Geschwister gemeinsam in Hamburg. Johann Holtmans Beteiligung am Kriege hatte ihren vorzeitigen Abschluß gefunden. Bei dem Vormarsch in Italien hatte ihn ein Gewehrgeßoß am Hüftknochen nicht unerheblich verletzt, so daß er nach längerer Pflege in einem Kriegslazarett zur weiteren Behandlung nach Hamburg entlassen werden mußte. Die Wunde verheilte zwar nach Wunsch des Arztes, allein Johann Holtman sollte nicht wieder in den ungehemmten Gebrauch seines linken Beines gelangen. Vielmehr behielt er eine Schwäche zurück, die ihn zwang, langsamen Schrittes, mit leise nachschleifendem Bein durch die Zimmer des Hauses zu wandern. Für längere Märsche war er vorläufig noch in keiner Weise befähigt. Er selbst nahm seine Verwundung mit einigem Gleichmut hin und war vielleicht im innersten Grunde seines Herzens nicht einmal unglücklich, auf diese Weise dem Heeresdienst entronnen zu sein, zudem er nur geringe Veranlagung mitgebracht hatte. Es kostete ihm Mühe, Verständnis für seine Soldaten zu gewinnen. Und nur dem Um-



stand, daß er mit sich selbst ebenfalls äußerst hart umgegangen, war es zuzuschreiben gewesen, daß seine Leute auf ihn hielten.

Die Auflösung der Verlobung seiner Schwester hatte ihn nicht überrascht. Er genoß es jetzt rückhaltlos, sie allein zu besitzen, und hoffte überdies, daß sich bei ihr das alte Sprichwort bewahrheiten würde: Das gebrannte Kind scheut das Feuer. Dabei übersah er, daß man nie so leicht überfahren wird, als wenn man eben einem Wagen ausgewichen ist und sich noch dem Gefühl des Glüdes überläßt, einer Gefahr entronnen zu sein.

**Z**u Beginn des Jahres 1918 hatte Johann Holtman seine Tätigkeit als Rechtsanwalt wieder aufgenommen. An einem naßkalten grauen Februartage kehrte er früher als gewöhnlich nach Hause zurück. Er war sichtlich in angeregter Stimmung, entlebte sich rasch seiner völlig durchfeuchteten Oberkleider und begab sich, so schnell es seine gehemmten Glieder erlaubten, in das Zimmer seiner Schwester. Dort fand er Beatrice am Fenster stehend. Sie war derart in das Hinausschauen vertieft, daß sie von seinem Eintritt fast keine Notiz nahm. Ja, als er zu ihr trat, wehrte sie leicht ab und wandte den Blick nicht vom Fenster hinweg.

»Bitte, Johann ... Es ist sehr hübsch, daß du so früh erscheinst. Wir werden mit dem Essen noch warten müssen. Wenn ich einen Wunsch äußern darf, so ist es der, du lässest dich hier nieder und — wirkst nicht störend auf meine Beschäftigung.«

»Gerne, ganz wie du befehlst. Aber du erlaubst vielleicht die bescheidene Frage, was dich an diesen ungewohnten Platz bannt.«

»Spotte nicht. Es würde dir auch nichts nützen. Wenn es nicht so häßlich draußen wäre, dann hätte ich längst dieses störende Fenster entfernt und mir die nötige Anzahl von Rissen für meine Ellenbogen geholt, um mich noch bequemer dem Genuß hingeben zu können. Ein Möbelwagen! Johann, du mußt ihn gesehen haben. Ein Umzug in unsern friedlichen Gefilden! Bedenke, bitte, was dieses Ereignis bedeutet, ehe du mein Tun deiner strengen Kritik unterziehst. Aberdies stelle ich mit Befriedigung fest, daß hier etwas Erotisches einzieht.

— Ja, es ist Krieg, und ich müßte längst meine schwächliche Vorliebe für alles Fremde abgelegt haben, aber ich kann es wirklich nicht hindern, daß mich echte chinesische und indische Möbel mehr interessieren als deutsche Renaissance aus dem Jahre 1880. Zudem hege ich seit einer Stunde das tiefste Mitgefühl mit der Frau des Hauses, die sich gezwungen sieht, bei diesen Schnitzereien Staub zu wischen. Ein Mädchen wird es niemals mit der gebührenden Ehrfurcht vor diesen Gebilden ostasiatischer Kunst tun.«

»Wenn du mir nicht geboten hättest, mich still und bescheiden im Hintergrunde zu verhalten, dann könnte ich dir alles Nähere über diese Möbel und ihren Besitzer berichten. Allein ich füge mich deinen Wünschen.« Johann Holtman hatte sich in einem der Sessel niedergelassen und brannte sich eine Zigarette an.

»Johann, sei nicht böartig. Meine Bitte war nicht allgemein gehalten. Solltest du in der Lage sein, mir wirklich neue Nachrichten zu bieten, so werde ich diesen Platz hier aufgeben, mich zu dir setzen und wie ein gläubiges Kindlein an deinen wohlgeformten Lippen hangen.

— Abrigens, es ist mir durchaus nicht klar, warum du vor dem Essen rauchen mußt. Allein es sei. Ich will dir bezüglich deines Lebenswandels keine Vorschriften machen. Zudem stelle ich Forderungen an dich: Erzähle! Wie sieht die emsig staubwischende Gattin aus?«

»Leider gar nicht. Sie existiert nicht.«

»Wie schade! Ich hatte auf einigen Verkehr gehofft.«

»Der sich ungeachtet dieses Mangels ergeben dürfte. Aber vorerst noch eins: ich habe uns einen Gast eingeladen.«

»Sehr freundlich, daß du mir diese Tatsache so zeitig mitteilst. Johann, solltest du wissen, daß Krieg ist? Daß wir nicht in der Lage sind, Delikatessen zu bieten? Mamsell hat mir erst heute nachmittag eine heftige Szene gemacht, weil wir nach ihrer Ansicht den 'Verhältnissen' zu wenig Rechnung tragen und von ihr das 'Menschenunmögliche' verlangen. Und nun soll ich ihr kundtun, daß wir einen Gast erwarten?« Sie war zur Tür gegangen. »Doch ich werde mich mutig erzeigen und mich in die Höhle des Löwen begeben. Vielleicht erfahre ich dann zur Belohnung, wer der Unglückliche ist und inwiefern er mit den Schätzen Chinas zusammenhängt.«

Nach kurzer Zeit kehrte Beatrice zurück. »Ich habe das meinige getan. Kardinal, tun Sie das Ihrige. Ist das richtig zitiert? Ich vermute, nein. Aber nun berichte! Wir haben noch viel Zeit. Du kannst ruhig bei der Geburt des Möbelbesizers beginnen. Wir werden, falls er nicht die Irrfahrten eines Odysseus hinter sich hat, doch fertig werden, bis er selbst auftritt.«

»Odysseus — das stimmt nicht ganz, schon weil die Penelope fehlt. — Solltest du dich an Cornelius Gellhorn erinnern?«

»Cornelius Gellhorn?« Beatrice errötete leicht. »War er nicht Schiffsarzt bei der Ridderslinie?«

»Gewiß, auch das. Auf der Eta Holtman ist er gefahren. Aber weißt du wirklich nicht, daß er früher beinahe täglich hier ins Haus kam? Wir waren Klassenkameraden.«

»Nein, wirklich nicht. Ich habe keinen Freun-

den damals wenig Interesse entgegengebracht. Außerdem wußte ich mich nicht zu entsinnen, daß du dahingelende Wünsche gehegt hättest.»

»Nun gut, so kennst du ihn nicht. Ich traf ihn heute früh und hörte, daß er sich das Pölschaufche Grundstück gekauft hat. Er muß unglaublich viele Gelder besitzen. Er will sich hier als Facharzt niederlassen. Nur bin ich nicht mehr ganz sicher, waren es Nervensachen oder Tropenkrankheiten.«

»Ist das so leicht zu verwechseln?«

»Ach, er sprach von beidem.« Johann Holtmans Stimme verriet eine leise Ungebuld.

»Und warum weiht er seine bewährte Kraft nicht dem Vaterlande?«

»Er ist bis vor kurzem draußen gewesen. Eine alte Malaria hat ihn gepackt. So ist er vorläufig g. v. Heimat. Vorläufig, das betont er.«

»Und weiter, wie ist er?«

»Wenn du mich dauernd unterbrichst, sehe ich mich nicht in der Lage, zu berichten. Ich begreife immer noch nicht, daß du dich seiner nicht innerst. Seid ihr ihm nie auf euren Schiffsreisen begegnet? Im allgemeinen ist die Welt doch klein.«

»Ich glaube wohl, daß ich ihn einmal flüchtig gesehen habe. Hamburger Namen pflegt man sich zu merken. Aber der Eindruck scheint nicht hinreichend tief gegangen zu sein.« Beatrice sprach mit leiser Befangenheit, ohne daß Johann Holtman dessen gewahr wurde.

»Ein verdrehter Kerl war er immer. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er zum erstenmal in die Schule kam. Sein Vater vertrat die Firma in China. Dort ist er geboren. Als er etwa sechs Jahre zählte, fuhrn seine Eltern mit ihm nach Deutschland, um ihn hier auf eine Schule zu bringen. Seine Mutter muß irgendeine exotische Dame gewesen sein. Ich weiß nicht mehr, woher sie stammte. Nun, sie starben beide auf der Überfahrt am gelben Fieber oder einer ähnlichen Krankheit. So kam der kaum siebenjährige Boy hier an, ganz allein, nur von einem chinesischen Diener begleitet, und wurde von Konsul Stüwer in Obhut genommen. Viel hat der nicht für ihn getan. Ich bitte dich, dieser Junggeselle gerät in den Besitz eines Münbels, das noch nicht einmal lesen und schreiben kann! Eine ganz verrückte Erziehung hat er dem Jungen angedeihen lassen, schickte ihn in Hertings Internat und versorgte ihn derartig mit Geld, daß er sich nie in Sehnsucht nach einem Besitz zu verzehren brauchte.«

»Ob das sehr zuträglich ist?«

»Ich weiß nicht. Kann nicht mal sagen, daß es Wellhorn wesentlich geschadet hätte, soweit man da durchsehen kann. Seine Eltern hat er damals kaum vermisst. Er wußte wohl nicht mehr, wie es tut, wenn man welche hat. Mitunter besuchte der alte Stüwer den Jungen und

hielt dann lange Predigten, denen wir anachtsvoll lauschten. Ich höre ihn noch: Wer einmal in den Besitz eines großen Vermögens kommt, erklärte er seinem Münbel, der soll sich früh daran gewöhnen. Lange Zeit Kinder kurzhalten, um sie dann eines Tags überraschenderweise mit dem ganzen Segen zu beglücken, hat seine Schattenseiten. Nun, diese Seiten hat Wellhorn nicht kennengelernt. Er besaß eben; und eigentlich war es ganz ordentlich von ihm, daß er sich einen Beruf suchte. Er hätte es wirklich leicht gehabt, den Globetrotter zu spielen, der seine Gelder verzehrt. — Ich war in Heidelberg mit ihm zusammen, später in Marburg. Ein guter Kamerad konnte er sein; nur hielt er es nie lange an einem Ort aus. Für die Dauer eines Semesters ging es zur Not an, aber dann wurde es gefährlich. Wir nedten ihn immer mit seinem Wandertrieb. Nach dem Examen hat er gebummelt, grünblisch, in Paris und London, war auch einmal in China. Zwischenburch trat er dann wieder hier in Hamburg auf, und in dieser Zeit ließ er sich schwer ertragen. Reisen wollte er, das war seine Leidenschaft, auf die Dauer bekam es ihm aber nicht. Zudem erwachten damals Gefühle bei ihm. Er fing an, dem Schicksal zu grollen, weil er keinen Menschen habe, der ihm nahestehe. Nun, er suchte sich Ersatz zu schaffen. Aber im Grunde fiel er jedesmal fürchterlich herein. Schließlich fragte Vater ihn — ihr wartet schon im Süden —, ob er nicht auf der »Eta Holtman« Dienst als Schiffsarzt tun wolle. Das nahm er an, ohne sich zu besinnen. Fünf Jahre ist er in der Welt herumgefahren, hat sich zu jeder Reise neu anheuern lassen, saß immer mal einige Wochen hier, fuhr dann weiter und war ganz glücklich bei diesem Leben, bis der Krieg ihm einen Strich durch die Rechnung machte. — Die Schiffsreisen hatten seinen Neigungen wohl deshalb so entsprochen, weil er nicht an einen Ort gebunden war und doch eine Arbeit zu leisten hatte, wenn auch die Anforderungen an seine Arbeitskraft nicht allzu groß gewesen sein mögen. Aber schließlich hatte er, abgesehen von dieser beruflichen Beschäftigung, genug zu tun, um der Gefahr zu entinnen, geheiratet zu werden. — Ich traf ihn einmal in Bouziers, dort erzählte er davon. Es war sicher nicht Einbildung; man weiß so ziemlich in der ganzen Welt, wie reich die Wellhorns gewesen sind, und er ist der einzige Erbe. Der reinste Akrobat im Entrinnen muß er gewesen sein. Nun, 1914 lag er gerade in Hamburg; seitdem spielt er den Bataillonsarzt. Vor wenigen Wochen ist er ins Lazarett gewandert, und heute hast du seinen Möbelwagen eingehend gemustert. Bist du befriedigt? Alles andre mag er selbst berichten. Ich denke, wir werden gute Nachbarschaft halten.«

»Denkst du? Ganz sicher ist es mir nicht. Immerhin, es mag sein, daß du recht behältst. — Ich weiß nicht, ob mir jemand gefallen wird, der stets erreicht, was er gewollt. Auch scheint es mir nach allem, was du sagst, als müsse er der Topf des gelangweilten Deutschen sein. Gleichgültig, blasirt, und doch solch ein guter Deutscher, daß er es nicht fertigbringt, sich konsequent mit Anstand zu langweilen. Nein, er sucht einen Beruf. Die Tüchtigkeit der Väter verleugnet sich auch in diesem letzten Sproß nicht ganz. Das siele einem Manne andrer Nationalität niemals ein. Aber trotzdem — blasirt bis auf die Knochen.«

»Ich glaube, liebe Schwester, wenn man bei dir und Gellhorn nachmessen würde, dann würde dich der erhobene Vorwurf weit mehr treffen. Nein, blasirt ist er nicht, wenigstens nach meiner Auffassung nicht.«

»Gut, wir werden sehen. Aber verzeih! Wenn ich mich um die Vereitung des Festmahles aus wohlervogenen Gründen auch nicht gekümmert habe — dein Freund wird kein gemästetes Kalb erwarten —, so werde ich jetzt doch danach trachten, einige Blumen auf den Tisch zu bringen. In gemüthvollen Büchern findest du stets die mangelnde Reichhaltigkeit der Speisen durch liebliche Blumen ersetzt, gepflückt von den zarten Händen eines sittsamen Haustöchterleins. Nehmen wir an, daß Hinrichsen im Treibhause etwas zu bieten hat. Chrysanthemen im Zweifelsfalle.«

»Chrysanthemen? — Auch das, oder besser nur das. Keiner von uns hegt eine besondere Vorliebe für sie. Nichtsdestoweniger ist das ganze Treibhaus angefüllt mit einem wohlaffortierten Lager dieser Blüten. Oder liebst du sie neuerdings?«

»Behüte. Ich denke gar nicht dran. Sie sind langweilig, gutgenährt und stolz. Auf was, weiß ich nicht. Und dann ... wenn es nichts andres gibt auf weiter Flur, so behilft man sich mit ihnen. Man gerät nie in Verlegenheit. Geh um diese Jahreszeit in ein Blumengeschäft! Das Ladenmädchen stürzt dir entgegen und fragt dich mit wehmütigem Augenaufschlag: Wünschen der Herr Blumen? Wie wäre es mit Chrysanthemen? Und sie ist hilflos beleidigt, wenn du etwas andres begehrst. — Sollte dein Freund es als besondere wohlervogene Aufmerksamkeit auffassen, wenn wir ihn mit den Blumen des fernen Ostens begrüßen?«

»Atta, er wird denken wir wir: es gab wohl nichts andres. Bei den Holtmans kümmert sich wahrscheinlich niemand um das Treibhaus.«

»Erspare mir deine bitteren Vorwürfe, Johann. Abtrübselt — wir sind der Gäste entwöhnt, bemerke ich, hältst du es für erforderlich, meinen irdischen Leib noch mehr zu schmücken?«

»Schmücke lieber deine verruchte Seele.« Johann Holtman betrachtete seine Schwester mit kritischen Blicken. Sie trug ein einfaches Kleid aus dunkelvioletterm Tuch, das den Hals frei ließ. Als einzige Verzierung diente eine schwere silberne Kette, deren Glieder hie und da von großen Amethysten unterbrochen wurden. »Ich meine, du siehst hinreichend festlich gekleidet. Höchstens könnte irgendetwas weißer Kragen zur Erhöhung deiner Reize dienen.«

»Ein weißer Kragen! Oh, Johann Holtman! Männer haben eine durch nichts begründete Schwäche für irgendein weißes Gebilde am Gewande ihrer Frauen und Schwestern. Ganz gleichgültig, wo es angebracht ist, und ob es dem übrigen auch nur die geringste Rechnung trägt. — Nein, mein Lieber. Ich denke, wir lassen diese zweifelhafte Verschönerung meines Äußeren. Es muß auch so gehen.

Sie verließ das Zimmer, schlüpfte im Vorraum in einen weiten, pelzbefestigten Mantel und schritt leise vor sich hinführend durch den Garten. Am Ende des Grundstücks lag die Wohnung Hinrichsens, dessen Begleitung für einen Besuch des Treibhauses unerlässlich war. In der Mitte des Weges gewahrte Beatrice einen Herrn, der, noch wenige Meter entfernt, ihr entgegenkam. Einer plötzlichen Regung folgend, verließ sie den Steig, schlug einen schmalen Nebenpfad ein und beschleunigte ihre Schritte, so daß sie fast in ein Laufen geriet. Ihre Gedanken weilten bei dem Fremden, und es schien ihr nun unbegreiflich, daß sie hier, gleich einem Schulkind, davongelaufen war, anstatt den Gast — sie hatte Cornelius Gellhorn erkannt — zu begrüßen. Mit einer herben Bewegung schob sie das Kinn etwas vor und grub ihre Hände noch fester in die Taschen des Mantels. Wie sinnlos, so auszuweichen! Was hatte sie mit diesem Fremden zu schaffen? Wußte sie nichts Besseres zu tun, als sich einen geschlagenen Nachmittag lang gleich einem kleinen Bürgermädchen in die Fensterbrüstung zu legen, um dort fremder Leute Möbel zu besichtigen? Mit welcher Andacht hatte sie dem Bericht ihres Bruders gelauscht!

Müthutig über sich selbst langte sie endlich erheit bei dem Gärtner an, der sofort bereitwillig die Schlüssel holte und sie zum Treibhaus geleitete, ihr auf dem Wege von seinen Söhnen berichtend, die im Osten standen. Am Ziel ihrer Wanderung angelangt, sah der Alte mit leichtem Bedauern zu Beatrice. Er bemühte sich, mit ihr hochdeutsch zu sprechen, und pflegte solchermaßen ein etwas seltsames Sprachgebilde zu formen, das ihm selbst nicht zum wenigsten gefiel: »Je, gnädiges Fräulein, was soll es nun wohl sein? Was Sie möchten, das is nich. Und es is man natürlich, daß es nich is. Da sind Chrysanthemen. Und sonst

is da nich viel. Die Marshall-Niel blüht auch nich mehr.« Unschlüssig stand der Alte vor den Blumen.

»Ach, Hinrichsen, wo nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren. Und bis zum Kaiser haben wir es noch nicht gebracht. Geben Sie nur, was Sie haben.«

Ein unerklärlicher Wunsch, hier von Cornelius Gellhorn zu sprechen, bedrängte sie.

»Wir sehen heute einen Gast bei uns, der hat früher in China gelebt oder in Japan. Das ist für uns so ziemlich dasselbe, obwohl sie es da draußen sehr übelnehmen, wenn man so sagt. Ich will ihm einmal das Treibhaus zeigen, das heißt, wir werden Sie holen. Dann erleben Sie es vielleicht doch noch, daß jemand diesen Wald von gelben und weißen Blumen leiden mag. — Suchen Sie nur recht schöne aus. Der Herr wird wissen, wie sie aussehen müssen. Wir wollen zeigen, daß wir in Hamburg auch etwas bieten können.«

»De, gnädiges Fräulein, dat is nun all so, als es is. De Herr Senator wollt ja nichts andres haben.«

»Ich weiß, Hinrichsen. Und wenn erst Friede ist, dann suchen wir uns noch viele andre Blumen aus, das verspreche ich Ihnen.«

Der Alte schnitt sorglich die Blüten ab, entfernte langsam und umständlich vereinzelte gelbe Blätter und gab sich seiner Beschäftigung mit der größten Ruhe hin, obwohl er Beatricens Ungebulb bemerken mußte. Sie fror jetzt trotz der feuchten Wärme des Treibhauses und trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern.

»Gnädiges Fräulein, ich mach' so fix, als es geht. Ramsell muß warten. Da stirbt sich nich an. Die Blumen müssen auch noch auf den Tisch gestellt werden.«

»Ist all gut, Hinrichsen. Aber nun genug. Wir wollen nicht das ganze Beet mitnehmen. Und für Wagenräder auf dem Eßtisch bin ich auch nicht sehr. Ich danke Ihnen schön, und nächstens kommen wir alle zusammen.« Sie nickte ihm zu und schritt dann hastig dem Hause entgegen.

Wenige Minuten später betrat sie ihr Zimmer, in dem Johann Holtman den Gast empfangen hatte. »Ich bitte um Entschuldigung, so spät zu kommen. Johann, Du brauchst mir deinen Freund nicht vorzustellen. Ich glaube, wir haben uns vor einigen Jahren auf der »Eta Holtman« oder »Irene Lüders«, nicht wahr?«

Cornelius Gellhorn hatte eine kurze Verbeugung gemacht, die durch nichts erkennen ließ, ob zwischen ihm und Beatrice eine frühere Bekanntschaft bestehe oder nicht. Jetzt glitt ein feines Lächeln der Befriedigung um seinen Mund, als Beatrice jene Begegnung erwähnte.

»Darf ich zu Tisch bitten? Ramsell würde es mir nie vergeben, wenn ich sie noch länger

warten ließe. Und ich muß danach streben, mir ihre Gunst zu erringen. Sie ist eine Perle, aber diente bisher stets in Häusern, deren Hausfrauen mit allen erdenklichen Tugenden ausgestattet waren. So fühlt sie sich genötigt, Vergleiche zu ziehen, die niemals zu unsern Gunsten enden können. — Sehr hübsch, die erste Unterhaltung, die Sie in unserm Hause erleben, handelt von Dienstboten. Es ist Ihnen doch recht, wenn wir mit der Einrichtung der Brot- und Butterarten fortfahren?«

Man hatte sich an den runden Eßtisch gesetzt, die Suppe war aufgetragen. Still und geräuschlos waltete der Diener seiner Obliegenheiten, um sich dann zurückzuziehen.

»Meine Schwester hat heute nachmittag deinem Möbelwagen das größte Interesse zuteil werden lassen. Ich durfte mich kaum einer Begrüßung erfreuen, so eindrucksvoll gestaltete sich dein Einzug,« begann Johann Holtman.

Beatrice empfand ein leises Mißbehagen bei dieser Äußerung des Bruders. Allein sie wartete Gellhorns Antwort nicht ab, sondern griff selbst in das Gespräch ein: »Wenn du meine Schande so öffentlich verkündest, so füge nur hinzu, daß ich mich auch im weiteren Verlauf des Tages noch eingehender mit der Person des Herrn Doktor Gellhorn beschäftigt habe. Sie sehen, wir kommen unsern Gästen nicht gleichgültig entgegen. Sie lieferten uns hinreichend Stoff: ad 1 die Möbel, ad 2 Ihre Geschichte, wenn man so sagen darf.«

»Nr. 1 ist mir behaglicher, denke ich,« erwiderte Gellhorn, »so werde ich mich daran halten. Die Möbel stammen größtenteils aus dem Nachlaß meiner Eltern. Weniges davon habe ich selbst gelegentlich auf Reisen erworben. Ein schönes Sammelstadium ist es geworden, so daß Menschen, die auf einheitlichen Stil Wert legen, ob dieses Anblicks erblassen müßten. Trotzdem hoffe ich, Sie werden sich einmal die ganze Herrlichkeit ansehen, wenn Sie Interesse für exotische Dinge haben.«

»Gewiß, darüber ließe sich reden. Vorläufig habe ich nur das regste Mitleid mit Ihrer Frau empfunden, die meiner Ansicht nach verurteilt sein mußte, den unzähligen drachenartigen Gebilden den Staub von den Köpfen zu entfernen. Und es schien mir, daß Ihre Drachen sich ganz traditionell benehmen. Wo ein Haupt abgeschlagen — in diesem Falle gereinigt — wird, wachsen sieben neue Köpfe zum Himmel empor. Nun, anläßlich Nr. 2 erfuhr ich, daß ich mein Mitgefühl verschwenket habe. Diese Frau, der ich mein ganzes Erbarmen gezollt, existiert nicht einmal.«

»Staub gewischt wird deshalb doch bei mir, wenn es auch ohne die ehrenwerte Tätigkeit eines weiblichen Wesens angehen muß. Mein Chinamann, der auf den rechtlichen Namen



Franziskus hört, tut es mit Eifer und Hingabe und träumt sich zurück in die Gefilde der Heimat.»

»Ein Chinese, der Franziskus heißt! Konnte er keinen andern Namen wählen?«

»Sie müssen bedenken, daß getaufte Chinesen eine Vorliebe für ausgesprochen christliche Namen tragen. Sie haben diese Eigenschaft mit dem so regen Herrn Grünlich gemein, den Sie zweifellos kennen. Wenigstens entdeckte ich mit Freuden die Buddenbrooks auf Ihrem Bücherbrett, als ich vorhin indiskret genug war, einen Blick dorthin zu werfen. Aber um auf Franziskus zurückzukommen, er ist eine treue Seele. Zudem fühlt er sich, seitdem er mich vor etlichen Jahren in Deutschland ablieferte, sowohl für mein leibliches wie auch für mein geistiges Wohl verantwortlich. Und daß ich ins Feld ging, ohne ihn mitzunehmen, was nicht wohl angängig war, hat ihn tief gekränkt. Es war der größte Kummer, den ich ihm angetan. Und ich kann nicht behaupten, daß seine Seele im Laufe der Zeit ohne Prüfung geblieben sei.«

Beatrice lachte und lehnte sich in ihren Stuhl zurück. »Ich denke, wir werden nicht verfehlen, uns gelegentlich sowohl die Möbel als den Franziskus anzusehen. Wenn mein Bruder weniger intensiv mit dem Wein beschäftigt wäre, würde er mir zweifellos zustimmen.«

Johann Holtman hatte inzwischen die Gläser gefüllt, aber trotzdem mitunter fragend von dem Freund auf die Schwester geblickt. »Beatrice, es scheint mir, als solltet ihr euch doch kennen, wenn du vorhin auch jede Erinnerung aus deiner Kindheit ableugnetest. Oder bist du gesonnen, aus deinem Herzen eine Mördergrube zu machen? Dann werde ich mich vertrauensvoll an diese Freundesbrust werfen — um deine Ausdrucksweise zu kopieren — und dort nach Wahrheit forschen.«

»Holtman, verzeih, wenn ich dich unterbreche,« fiel Gellhorn ein, »aber ich komme auf Punkt zwei zurück. Du hast hier meine Geschichte erzählt. Ich weiß nicht, ob ich das widerspruchsfrei über mich ergehen lassen kann. Gnädiges Fräulein, ich wende mich an Sie: wie schwarz hat Ihr Herr Bruder gemalt?«

»Chinesische Tusche nahm er nicht. Seien Sie unbesorgt, es war ein kurzer Lebensabriß für Kinder und solche, welche Kinder liebhaben. Auch für den Schulgebrauch geeignet, nachdem alles 'Unzweckmäßige' entfernt wurde.«

»O weh!«

»Sind Sie enttäuscht? Dann erzählen Sie selbst.«

»Atta, wenn du mir einmal auf meine Frage antworten wolltest, wäre ich dir zu Dank verbunden. Oder nein, Gellhorn, ich wende mich endgültig an dich. Frage eine Frau, wie das Wetter ist, und sie wird dir erwidern, daß sie

sich soeben einen neuen Hut gekauft habe. — Also ihr kennt euch? Es tut mir leid für dich, mein Freund, aber tiefen Eindruck kannst du auf meine Schwester nicht gemacht haben. Sie hat mir niemals von dir erzählt.«

Beatrice Holtmans Augen ruhten sicher auf Cornelius Gellhorn, der sie bei den letzten Worten forschend betrachtete, um sich dann Johann Holtman zuzuwenden: »Ich bin untröstlich. Und mein Unglück will, daß ich mich mit absoluter Deutlichkeit an jenen einen Abend erinnere, den wir gemeinsam verlebten.«

Beatrice hatte einige Sekunden sinnend dagelassen. Ihre Augen verengten sich leicht in den Winkeln. Jetzt richtete sie sich jäh auf.

»Sie brennen darauf, sich dafür zu rächen, daß mein Bruder von Ihnen erzählte. Ich will Ihnen gerne die Befriedigung Ihrer Gelüste gewähren. Johann mag auch um diesen düsternen Punkt aus dem Leben seiner Schwester wissen. Aber ich rate Ihnen, wenn Sie schon reden, so berichten Sie so hübsch wie können! Nehmen Sie es nicht allzu genau mit der Wahrheit! Lügen Sie einiges hinzu! Erhöhen Sie die Pointen! Bei Geschichten halte ich es für erlaubt, hier etwas zu glätten, dort etwas auszufächeln.«

»Soll er nicht vielleicht auch einige Momente fortlassen? Atta, du bist mir unheimlich mit deiner Bereitwilligkeit, dieses gemeinsame Erlebnis, das du mir bisher vorenthieldest, hier zum besten gegeben zu sehen.«

»Fortlassen? Das ist nicht notwendig in diesem Falle. Ein andermal kann ich vielleicht von deiner gütigen Erlaubnis Gebrauch machen.« Beatrice blinnte lächelnd zu Cornelius Gellhorn hin, so daß dieser ein wenig verwirrt wurde. Aber schon fuhr sie fort: »Johann, zu deinem Trost will ich dir sagen: wir tragen die Gewißheit in uns, daß Herr Doktor Gellhorn dereinst zu seinen chinesischen Möbeln und Menschen zurückkehren wird. Er braucht nur den Garten zu durchqueren und findet sich an dem Tore seines Palazzo. Dann setze ich mich in der Lage, einzugreifen, dann besitze ich die Möglichkeit, seine Erzählung zu berichtigen — kurz, ich habe noch einige Hintertüren für einen ehrenvollen Rückzug. O nein, wir geben uns nicht ohne weiteres gefangen!«

»Nein, das ist nicht anzunehmen,« warf Cornelius Gellhorn nicht ohne Schroffheit ein. Er selbst mochte fühlen, daß er zum wenigsten durch den Klang seiner Stimme seine innersten Gedanken verraten hatte. So war er bemüht, den Eindruck zu verwischen, und begann seine Erzählung. Doch sollte er daran gehindert werden. Beatrice Holtman, die den Anlauf, den er genommen, wohl bemerkt hatte, konnte es sich nicht versagen, ihn noch einmal zu stören. Sie schlug vor, die Erzählung zu vertagen, bis

man das Essen beendet hätte, um sie dann in aller Gemütsruhe bei einer Zigarette anzuhören.

Etwa eine halbe Stunde später hatte man sich in Johann Holtmans Arbeitszimmer niedergelassen. Der Kamin war angezündet und verbreitete seinen rötlichen Schein. Kleine Rauchwolken stiegen empor, die dem Tabak entströmten. Die Gläser waren frisch gefüllt. Aber dem Raum lag eine schwere Behaglichkeit. Cornelius Gellhorn hatte zwischen den Geschwistern Platz genommen.

»Darf ich mir, ehe ich beginne, noch eine Frage erlauben? Gnädiges Fräulein, wie kommen Sie zu der Abkürzung Atta? Von Beatrice ist sie abgeleitet, ohne Zweifel. Aber ich hörte diese Form niemals, wohingegen mir Kürzungen wie Beate, Trix durchaus geläufig sind.«

»Meine Schwester wird dir kaum die richtige Auskunft geben, da sie gern bereit ist, den Ursprung dieses Namens abzuleugnen. Atta ist nur die mildere Form. Angewandt im Verkehr mit Fremden, hat sie sich allmählich eingebürgert. Eigentlich heißt sie Allah. 'Insch Allah': wie Allah es will. Es hat mit der sanfteren Beatrice wenig zu tun. In wirklich ernsten Fällen kehren wir auch zu Allah zurück. Man beugt sich und sieht ein 'ce que la temme veut, Dieu veut'. Aber nun, bitte, fang an.«

»Ergebensten Dank für deine Aufklärungen. Aber noch einmal muß ich eine Bemerkung einschalten. Fräulein Holtman, Sie sind hart und unbillig mit mir verfahren. Hätte ich von unserer Begegnung sofort, als das Gespräch darauf kam, berichten dürfen, so wäre ich leicht davongekommen. Nunmehr haben Sie — nicht ohne Geschick — eine gewisse Spannung in der Zuhörerschaft heraufbeschworen, der meine Gaben nicht gewachsen sind. Allein es sei! Auch ich sage 'Insch Allah'. Ich werde mich bemühen, erkläre aber im voraus, daß ich Ihre Geduld in Anspruch nehmen muß. Wie Sie vorhin bemerkten, hatte ich an Bord der Eta Holtman die Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich tat damals Schiffsarztbienen und fuhr zum zweitenmal mit Ihrer Linie. Sehr erfreulich war diese Reise zunächst nicht gewesen. Im Kanal erlitt ich bereits einen recht gründlichen Malariaanfall, der mich heftig packte und für mehrere Tage arbeitsunfähig machte. Kurz vor Genua raffte ich mich auf und besuchte den Kapitän, der mich sofort festhielt. In Gibraltar seien neue Gäste an Bord gekommen, ich solle wenigstens diesen Abend auf Deck erscheinen. Für Unterhaltung werde er Sorge tragen. Ich ließ mich gern überreden und ging nach oben. Dort fand ich einen größeren Kreis. Der Kapitän stellte mich vor und gab mir still und leise in aller Geschwindigkeit einige Tips. So lenkte er meine Aufmerksamkeit auf einen Regierungsreferendar, den ich

bereits von der Abfahrt her kannte. Irgendein schrullenhafter Onkel hatte dem Glücklichsten einige tausend Mark vererbt mit der Bestimmung, von diesem Gelbe eine Reise um die Welt zu machen. Und so sah sich der kleine Referendar — wir wollen ihn Meier nennen — genötigt, eine solche Fahrt zu unternehmen, während er sonst all seine freie Zeit damit zubrachte, seine Gläubiger zu vertrösten. Schon am Abend unsrer Einschiffung hatte er uns berichtet, daß er alles daransetzen werde, um bei dieser Reise auch in den Hafen einer wohlfundierten Ehe zu laufen. Nur hatte er mit leiser Melancholie hinzugefügt, daß er wenig Hoffnung für das Gelingen seines Planes hege. Denn einmal sei sein Herz leicht entzündlich und fange stets Feuer, ehe er sich über die finanzielle Grundlage orientiert habe, und weiter sei er trotz aller Nöte noch nicht so weit gebieken, um lebiglich auf dieser Basis aufzubauen. Vielmehr lege er Wert auf Liebe. Aber vorläufig glaube er noch, daß es möglich sei, einmal beiden Faktoren vereint in einer Person zu begegnen. Ob er nun schon irgendwelche Bestrebungen auf diesem Gebiet gezeigt, entzieht sich meiner Kenntnis. Zu dem so heiß ersehnten Ziel hatten sie nicht geführt. Aber jetzt war er, wie mir der Kapitän zuflüsterte, 'tüchtig im Gange', ohne daß seinen Bemühungen auch nur der geringste Erfolg zuzusprechen sei. Dabei war Meier gar kein übler Mensch, und ich fühlte mich durchaus geneigt, ihm alles Gute zu gönnen. — Unter den in Gibraltar an Bord gekommenen neuen Passagieren befand sich Fräulein Beatrice Holtman.«

»Dürbing Nummer 2, vermute ich,« bemerkte Johann Holtman. »Nun, ich bin einigermaßen neugierig. Bisher hattest du wohl nichts auszusagen, Atta?«

»Die Einleitung war etwas lang; allein die Malaria mag als Entschuldigung dienen.«

Beatrice sah lachend zu Cornelius Gellhorn, fragend, ob er gesonnen sei, ihr derartige Äußerungen zu verübeln. Dieser schwieg; doch lag in seinen Augen deutlich zu lesen, daß er kaum verfehlen werde, sich bereinst für erlittene Unbill zu rächen.

»Und eben jenes Fräulein Holtman,« fuhr er fort, »war die Auserwählte unsers Herrn Meier. Man konnte ihr nicht nachsagen, daß sie sich der zahlreichen Angriffe des Herrn Regierungsreferendars nicht erwehrt habe. Aber, wenn man ihr auch sehr bald die Fähigkeiten zuerkennen mußte, ihn völlig aus dem Sattel zu werfen, so hütete sie sich doch, von allzu starken Waffen Gebrauch zu machen. Vielmehr brachte sie ihn zwar einige Male zur Strecke, reichte ihm aber stets hilfreich die Hand, um ihm wieder emporzuhelfen.«

»O Atta, welche Abgründe eröffnen sich meinen Blüten!«

»Ich stelle zur Diskussion, ob Unterbrechungen gestattet sein sollen oder nicht. Ich für mein Teil stimme mit nein.« Beatrice sprach mit großer Entschiedenheit.

»Gut, ich bescheide mich. Aber glaube nicht, daß dir auch nur ein Gramm erspart bliebe. Ich werde schweigen wie ein Grab,« erwiderte Johann Holtman.

Gellhorn nahm seine Erzählung wieder auf: »Das ganze Treiben schien geraume Zeit gedauert zu haben. Jetzt sehnte sich die Gesellschaft offenbar nach neuen Reizen. Man schlug alle bekannten Spiele vor, die aber sämtlich abgelehnt wurden. Endlich legte der Kapitän sich ins Mittel. Zwei Personen des Kreises sollten durch das Los dazu ausersehen werden, eine Geschichte, ein Märchen oder dergleichen zu erzählen, und zwar in der Form, daß der eine beginne, auf den Befehl eines vorher ernannten Leiters an einer beliebigen Stelle alsdann der andre fortfahren müsse, bis ihm das Wort zugunsten des ersten entzogen werde. Ein Herr und eine Dame sollten die Opfer sein. Der Kapitän lächelte bei dem Vorschlag so hinterhältig, daß ich mir sagte: dieses Spiel scheint hier nicht zum erstenmal auf das Unterhaltungsprogramm gesetzt zu sein. Ein drittes Los entschied, wer die ganze Sache zu leiten habe. Sofort wurde der Anregung des Kapitäns entsprochen. Man war allgemein auf den Ausgang gespannt. Und besonders der kleine Meier legte sich ins Feuer für die Vereitung der Lose. Wer bei der Verlosung betrogen hat, weiß ich nicht. Nur so viel steht fest: betrogen wurde nach allen Koordinaten. Herr Regierungsreferendar Meier und Fräulein Holtman waren die Unglücklichen; ich selbst übernahm die Rolle des Spielleiters. Auf allgemeinen Wunsch begann Meier die Erzählung, und zwar wählte er sich die Form eines Märchens.«

»Wertwürdige Idee für einen Mann, ein Märchen zu erzählen,« warf Johann Holtman ein.

»Oh, das hatte seine Gründe,« bemerkte Beatrice. »Gedulde dich fein, du wirst erfahren, warum Märchen bei Männern zu Ehren gelangen können.«

»Ich darf also mit dem befohlenen Märchen beginnen. Herr Meier war jedenfalls nicht unbefriedigt von seiner Aufgabe und schwamm recht bald in dem reichlich unwahrscheinlichen Fahrwasser eines sagenhaft schönen und edlen Prinzen, aus dem überall ein Stück Regierungsreferendar herauschaute. Natürlich verliebte er sich mit geradezu beängstigender Geschwindigkeit in eine ebenfalls wunderschöne, leider nicht ganz so von Tugenden belastete Prinzessin, die aber immerhin wert war, den Schweiß der Edlen zu entlocken. Nicht schwer ließ sich in ihr das Fräulein Beatrice Holtman

erkennen. Du kannst dir vorstellen, mit welcher Freude der Kapitän eine solche wunderfame Verwandlung der Tochter seines Reebers mit ansah. Selbstverständlich brachte sie den prinziplichen Fuldigungen keinerlei, ja auch gänzlich unbegründet gewesene, Abneigung entgegen, und wir hätten sehr bald die glückliche Vereinigung dieses tugendstrozenden Paares erlebt, wenn ich nicht dem Drängen der andern nachgegeben und eingegriffen hätte.«

»Niemand hat ihn gebrängt! Ich habe wohl darauf geachtet. Er brannte darauf, Herrn Meier zu unterbrechen, und wartete voll Tüde auf den Augenblick, der ihm besonders geeignet schien, eine Änderung des Programms herbeizuführen.«

»Es freut mich, zu hören, daß Sie meine Äußerung bestreiten. Beweist es mir doch, daß Sie mir mehr Interesse entgegenbrachten, als ich damals zu hoffen wagte.«

»Du bist hereingefallen, Altk. Ich rate dir, dich lieber passiv zu verhalten. Überdies ging von dir die Ermahnung aus, den Bericht nicht durch irgendwelche Einwürfe zu gefährden.«

»Du bist ein Schulmeister.«

»Danke, leider hast du nicht ganz unrecht.«

»Ich darf auch hier einschreiten und fortfahren, sonst sehe ich mich gezwungen, das Morgengrauen in diesem gastlichen Hause zu erleben. Also, ich bat Fräulein Holtman um Fortsetzung. Und mit einer staunenswerten Bereitwilligkeit versetzte sie alsbald den armen Königssohn in das fernste Afrika, allwo es noch keineswegs erforscht war. Dasselbst ließ sie ihn die aufregendsten Abenteuer bestehen. Dabei war nur zu deutlich ersichtlich, daß unser Held den Anforderungen, die ein grausames Geschick ihm gestellt, keineswegs gewachsen sein konnte. Allein die Erzählerin gewährte ihm nicht etwa die Möglichkeit, kurz und schmerzlos zu sterben — Löwen und andre wilde Tiere standen ihr in reichem Maße zur Verfügung —, nein, wenn ich dies aussprechen darf, so versuhr sie nach dem allgemein bekannten Rezept 'Ich quäle ihn erst noch ein bißchen'. — Abgesehen, Johann, du wirst überzeugt sein, daß ich diese Gelegenheit nicht zu suchen brauche, um deiner Schwester einige Komplimente zu machen, aber jene Märchenerzählerin auf der Eta Holtman war ungleich geschickter als Herr Meier. Sie begnügte sich nicht damit, ihrem treuen Anbeter einige Dinge zu sagen, die man im realen Leben nicht gut vorbringen kann, sie gab auch fast jedem aus dem Kreise gelegentlich einen kleinen wohlgezielten Hieb und verriet dabei eine nicht geringe Beobachtungsgabe. Nur ich ging leer aus. Ob hieran die Malaria, also die kurze Bekanntschaft, oder mangelndes Interesse schuld war, lasse ich dahingestellt. — Mit sieben schier unlöslichen Aufgaben betraute sie den



Friedrich R. Rolleit:

Frauenbildnis





armen Herrn Meier oder vielmehr den Prinzen. Und bei der vierten schien seine Kraft zu versagen. Da erbarmte ich mich seiner und entzog der Quälerin das Wort. Lächelnd, befriedigt lehnte sich Fräulein Holtman in ihren Liegestuhl zurück. Der arme Regierungsreferendar war inzwischen in arge Verdrängnis geraten. Indessen mochte er erkannt haben, daß ihn hier nur rücksichtslosestes Vorgehen retten könne. So war der zweite Teil seines Märchens recht anders geartet als der erste. War er zunächst Trab geritten, so mußte man seine jegige Gangart als pleine carrière bezeichnen. Und zwar wurde dieses Rennen mit viel Staubaufwirbeln und gerabezu halsbrecherischen Sprüngen in Szene gesetzt. — Und Fräulein Holtman? — Wollen Sie nicht selbst berichten, was Sie bei diesem Sturmangriff empfanden? Es ist nicht ganz einfach, Ihnen hier nachträglich Ihre eignen Gedanken zu interpretieren, angesichts des Spottes, der aus Ihren Augen bis zu mir herüberleuchtet.

»Bewahre, es ist viel hübscher, Ihre Mutmaßungen zu hören. Außerdem glaube ich, Sie zählen nicht zu den Menschen, die leicht in Verlegenheit geraten.«

»Nun, ich erbe mich. — Fräulein Holtman schien der Erzählung nicht ohne Teilnahme, aber auch nicht ohne geheime Sorge gelauscht zu haben. Ihr Äußeres hatte sich verändert, sie saß etwas steif aufgerichtet. Ich dachte, wenn ich sie ansah, stets an das Bild eines Knaben, der seine erste Rüstung trägt, die er für notwendig befindet, die ihm aber unbequem und lästig ist. Indessen, sie verleiht Haltung. — Endlich, kurz vor dem ach so bedeutungsvollen Kusse wurde Meier seines Amtes entkleidet, und Fräulein Holtmann trat noch einmal auf den Plan. Aber ihre schöne Sicherheit war verschwunden. Und hier muß ich zugeben, daß mir der Grund, die Ursache nicht klar geworden ist. Ob sie Mitleid mit dem waderen, unglücklichen Helden empfand oder tatsächlich keinen andern Ausweg mehr sah, auch sie griff zu sehr handfesten Mitteln, beförderte den armen Prinzen beschleunigt in die Hölle und ließ es überdies im Dunkeln, kraft welcher Verdienste er diese Fahrt antreten mußte. Er kniete in der Hölle, dort, wo sie am heißesten und schwärzesten ist —, ich glaube als Strafe dafür, daß er seine Augen schließlich in der Verzweiflung auf eine andre Prinzessin gerichtet hatte. Ihr höchst-eigner Schützling aber durfte zur größeren Sicherheit in den Himmel eingehen, obwohl keiner von uns hätte sagen können, dank welcher Tugenden diese junge Königstochter unbedingt der Seligkeit teilhaftig werden mußte, während ihr hehrer Freund höllenwärts wanderte. Allein — insch Allah! — der Prinz weilte in den Armen des Bösen, und Fräulein Holtman

stand urplötzlich auf und erklärte sehr freundlich, nach ihrer Mutter sehen zu müssen. Und ehe wir uns wehren konnten, war sie verschwunden.«

»Ruhmlose Flucht, Beatrice Holtman! Ich begreife, daß du diese Geschichte in deinem Herzen verschlossen hieltest. — Aber was sagte Herr Meier?«

»Er war recht schlimm dran. Er wußte nicht ganz sicher: hatte er gesiegt oder hatte er verloren? Oder war er gar als Sieger hervorgegangen mit der Erkenntnis, daß es hier angebrachter gewesen wäre, zu unterliegen? Er hat noch lange, nachdem Fräulein Holtman das Schiff verlassen, gefragt, was er eigentlich verkehrt gemacht habe an jenem Abend. Denn er trug die stolze Überzeugung in sich, daß ohne jenes Märchen, bei der er „zu forsch“ vorgegangen, das Glück ihm hold gewesen sein würde. — So, Holtman, gib mir zu trinken. Meine Kehle ist völlig ausgekörrt.«

»Wir sind gastliche Menschen, das muß ich gestehen. Lassen sich dürsten! Ich darf dir wohl auch im Namen meiner Schwester den Dank des Hauses für deinen Bericht aussprechen. Dein Gedächtnis muß ich rückhaltlos bewundern — weiß allerdings ja nicht, wieviel nachträglich hinzugekommen ist. Aber die Begegnung liegt einige Jahre zurück — es macht deinem Erinnerungsvermögen alle Ehre.«

»Ach, belanglose Sachen behält man immer am besten. Geradeso, wie man die dümmsten Lieder am raschesten lernt, um sie nie wieder zu vergessen.«

»Oh, Fräulein Holtman, Sie vernichten mit einem Wort all meinen sauer erworbenen Ruhm.«

»Tue ich das? Ich bedaure. Aber nun haben Sie die ganze Zeit — auf den Wunsch meines Bruders — von vergangenen Dingen gesprochen; wir wissen nichts davon, was Sie jetzt hier tun und treiben. Ich glaube, wir dürfen fordern, diesbezügliche Aufklärungen zu empfangen. Wollen Sie ständig hier bleiben, eine Praxis eröffnen? Johann machte etwas sagenhafte Andeutungen.«

»Ja und nein. Ich bin gezwungenermaßen hier. Mit der Eröffnung einer ärztlichen Tätigkeit möchte ich noch nicht beginnen, da ich bestimmte Ausichten habe, in einiger Zeit wieder herauszugehen. So wäre ein Anfang jetzt Kraftvergeubung. Vorläufig arbeite ich an einem Lazarett und beuge mich, so oft als irgend angängig, zur Untersuchung auf Selbsttätigkeit. Ich denke, mein häufiges Auftreten wird die Leute langweilen, und sie schiden mich fort, nur um mich los zu sein.«

»Brennen Sie darauf, totgeschossen zu werden?«

»Durchaus nicht. Meine Vorliebe für den vielbesungenen Helbentob ist keineswegs stärker

als die anderer Menschen. Aber ich habe den Krieg vom August 14 an mitgemacht. Und wegen einiger Malariaanfalle gibt man doch nicht klein bei. Zudem habe ich die Überzeugung, die für mich bestimmte Kugel ist noch nicht gegossen, geschweige denn im Besitze feindlicher Heerscharen. Schließlich ist ein Bataillonsarzt kein Sturmtruppsoldat. Nein, dies alles spricht nicht ernsthaft mit.«

»So, nicht ernsthaft. Ist das nun ...«

»Großsprecherei? Ich glaube nicht. Aber ich bin es nicht gewöhnt, mich dauernd an einem Orte aufzuhalten. Selbst während des Krieges hat mich ein gütiges Geschick davor bewahrt, mehr als vier Monate an einer Stelle verharren zu müssen. Und nun soll ich, während alles in der Welt fließt und vorwärtstreibt, ausgerechnet schon jetzt Schluß machen und mich hier gleich einem wohl situierten Bürgersmann niederlassen?«

»Wellhorn, einmal muß es sein.«

»Es muß, ja. Aber das kann geschehen, wenn Frieden ist, wenn über uns allen ein Stillstand liegt. Noch ist es aber nicht an dem. — Ich werde hier aushalten, bis das Herz wieder regelmäßig arbeitet, tue meinen Lazarettendienst, verkehre im Hause Holtman — mit Ihrer gütigen Erlaubnis — und ziehe eines Tags meine Straße nach Westen oder Osten, wie Allah es will.« —

Man hatte sich noch geraume Zeit unterhalten. Cornelius Wellhorn mußte noch ein wenig über seine Selbsterlebnisse berichten. Jedoch war seine Erzählung nicht ergiebig. Man gewann den Eindruck, daß er zum wenigsten an diesem Abend nicht dazu neigte, von dem zu sprechen, was er dort draußen gesehen hatte. So begann er bald wieder von andern Dingen und fragte Johann nach ehemaligen Schulkameraden. Alte Erinnerungen wurden aufgefrischt. Wellhorn kam auf seinen Vormund zu sprechen und wußte allerlei lustige Züge aus dem Leben des einsamen Junggefilen zum besten zu geben. Er erging sich in leichtem Spott über den unglückseligen Konsul Stüwer, dem ein seltsames Geschick ausgerechnet zu seinem 40. Geburtstag ein siebenjähriges Bündel beschied hatte. Dabei lag hinter all dem Spott ein gut Teil ehrlicher Zuneigung und Dankbarkeit für den alten Mann, der sich Wellhorns in einer Art angenommen, die vor einem Pädagogen vielleicht nicht mit Ehren bestanden hätte, dem Knaben aber allerlei Gutes mitgegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gegen elf Uhr war Wellhorn aufgebrochen. Johann Holtmann hatte ihn bis zum Gartentor geleitet. Während der Wochen, die Cornelius Wellhorn in der Heimat verleben mußte, würde man gute Nachbarschaft halten.

Johann Holtman fand seine Schwester noch vor dem Kamin sitzend, als er aus dem Garten zurückkehrte.

»Sieh an, du bist hiergeblieben. Das nenne ich Behaglichkeit. Bitte, bleibe sitzen und glaube nicht die Verpflichtung zu haben, jetzt aufzuräumen und etwa das Silber zu verwahren. Ich ehre alle Hausfrauentugenden, wenn sie meine Kreise nicht stören. Und nach meinen Begriffen gehört es zu einem solchen Abend, wie der heutige es war, daß man hinterher noch ein wenig zusammensitzt und redet — über seine lieben Gäste natürlich. Andres sollte nicht in Betracht kommen.«

Beatrice erhob sich, indem sie die Glieder redete: »Gut und schön. Ich muß gestehen, daß ich bisher noch nicht an die Möglichkeit gedacht habe, aufzuräumen. Für einen Menschen, den man einmal hier gehabt, dürfte das nicht erforderlich sein, jetzt gleich einem aufgeschreckten Heer durch die Räume zu wandern. Aber sitzengeblieben bin ich nur, weil ich zu müde war, um mich entschließen zu können, die Treppe zu ersteigen. Doch will es mir scheinen, als wenn die Kraftanstrengung, mein Schlafzimmer aufzusuchen, geringer wäre als die, dich hier zu unterhalten. Ich werde dich enttäuschen, so leid du mir tust, und dich verlassen. Nimm es nicht übel, aber ich bin nicht mehr unterhaltend.«

»Schade. Aber sag' noch, ob dir Wellhorn gefällt.«

»Nun ja, ich denke wohl; soweit sich das nach einem Abend beurteilen läßt.«

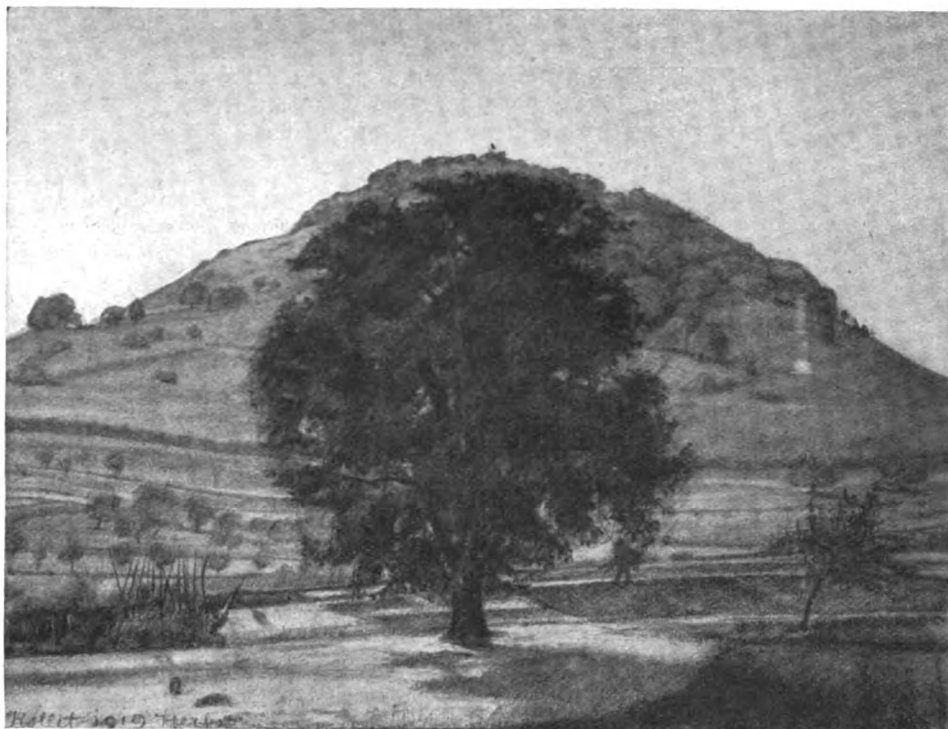
»Atta, ich hätte dich sehen mögen, märchen-erzählend auf den Fluten des Mittelmeeres.«

»Danke dem Himmel, daß du es nicht erlebt hast. Aber verschone mich mit diesem Thema, es ist eingehend genug verhandelt worden. Du ... ich gebe, meine Augen fallen nachgerade zu. Erbarme dich meiner Müdigkeit und laß mich den Rückzug antreten.«

»Natürlich. Schlafe gut, Beatrice! Es ist mir lieb, daß du Wellhorn magst.« —

In ihrem Schlafzimmer saß Beatrice Holtman noch lange Zeit in einem alttümlichen Armstuhl und blickte regungslos in das dunkle Zimmer hinein.





Die Aehalm bei Reutlingen

## Fr. C. Rollet

Von Richard Braungart

**R**ollet — ist das ein deutscher Künstler? Die Frage wird auf vielen Lippen sein.

Man erinnert sich des französischen Wortes *collet*, das ungefähr daselbe bedeutet wie unser *Koller* oder *Wams*. Und man denkt an irgendwelche Zusammenhänge.

Nun, diese Vermutungen sind durchaus auf der richtigen Fährte; denn Rollets Urgroßvater hat seinen Namen noch *Collet* geschrieben, und er wußte auch, warum: er war Franzose, hat als Arzt mit Napoleon I. den russischen Feldzug mitgemacht und ist dann auf dem Rückzug bis in den Baprischen

Wald versprengt worden. Dort vergaß er über einem deutschen Mädchen den weiteren

Rückzug und die französische Heimat. Er heiratete und blieb in der Gegend ansässig. Sein Sohn war Schneider und siedelte nach München über. Dessen Sohn, der Vater von Friedrich Carl Rollet, ist Maler- und Vergolbmeister und ein so gut deutscher Mann, als wären seine Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits bis ins zwanzigste Glied urreichste Germanen gewesen. Sein Sohn aber, unser Maler, hat es, sollte man wenigstens meinen, nicht nötig, noch be-



Selbstbildnis





Frauenbildnis

sonders betonen zu lassen, daß in ihm weder mittelbar noch unmittelbar etwas Französisches wirksam ist, sondern daß er so deutsch fühlt, wie — nun, sagen wir es nur gleich: wie Dürer, Holbein, Burgkmair, Cranach gefühlt haben. Sind seine Werke nicht bessere Zeugen für seine Gesinnung, als es Worte und Beteuerungen jemals sein könnten? Und erinnert man sich nicht vor verschiedenen seiner Bilder und Zeichnungen, noch ehe man an irgend etwas anderes denkt, der genannten echt deutschen Meister? Jedoch nicht, als ob man das Gefühl hätte, daß hier eine bewußte oder absichtliche Nachahmung vorliege. Davon kann keine Rede sein. Nur die Oberflächlichkeit wird zu einem solchen Schluß kommen. Wer aber genauer hinsieht — und es braucht nicht einmal mit der Brille zu sein —, der spürt sofort die Handschrift des modernen Künstlers, dessen Nerven, trotz der wundervollen Stille in seinen Bildern und Zeichnungen, doch irgendwie, dem Empfinden leichter faßbar als dem Auge, sich verraten. Aber das spezifisch Deutsche ist in Kollerts Kunst eben-

so wie in der jener alten Meister, deren Gesamtchaffen für uns längst zum Kanon für reinstes deutsches Wesen geworden ist. Worin aber besteht, in wenigen Worten ausgedrückt, dieses Wesen? In der Durchbringung jeder Linie und jedes Pinselstrichs mit Gefühl, mit frommer Hingabe an die Sache, d. h. an die Idee, und auch an das Technische. Und des weiteren: in der überaus starken Betonung und Herausarbeitung der Form oder des Zeichnerischen, wie man das wohl auch genannt hat. Das kann zu einer gewissen Vernachlässigung der Farbe führen, die dann nicht mehr Kolorit, sondern fast nur noch Kolorierung ist. Es kann — aber es muß nicht. Und wir werden gerade bei Kollert sehen, daß beides möglich ist und daß sogar eins aus dem andern hervorgehen kann.

Man hat den Deutschen seit Jahrhunderten gepredigt, daß beim Malen die Farbe das Primäre sein sollte. Die Romanen haben das immer schon viel besser verstanden, und die Franzosen haben im 19. Jahrhundert das Farbige einschließ-

lich der verschiedenen Lichtprobleme sogar zum beinahe alleinigen Gegenstand ihrer Bemühungen gemacht, deren Ergebnisse die Kunst aller Länder von Grund aus revolu-



Mädchenbildnis

tioniert haben. Auch die deutsche. Man hat auch bei uns in den letzten fünfzig Jahren im europäischen Sinne malen gelernt. Und der Impressionismus hat die Form, die bestimmte, klargezogene Linie in Deutschland ebenso in den Bann getan wie anderswo. Jedoch nur in den Bann. Verbannte aber pflegen, nicht immer, aber doch sehr häufig, wiederzukehren. Und so wird der Deutsche immer wieder von Zeit zu Zeit »rück-

fällig«: er verzichtet auf die Scheinwirkung der Farbe an sich und geht furchterhand wieder vom Knochengengerüst der Dinge, ihrer zeichnerischen Struktur, aus. Das läßt sich der Deutsche nicht verbieten und nicht austreten. Und er kann es auch gar nicht; denn sein Wesen, tiefgründig, ergast und ehrfürchtig, wie es nun einmal ist, zwingt ihn immer aufs neue, den Dingen auf den Grund zu gehen und ihre

Form bis ins Letzte, Kleinste und Feinste zu erforschen. So einer aber ist auch Fr. C. Kollet. Und darum begrüßen wir ihn als einen der jüngsten Abkömmlinge eines die Jahrhunderte überdauernden Geschlechts, in dem die deutsche Tradition fortlebt, und der sich der Verpflichtung wohl bewußt ist, die er als vorläufig Lehrender langen und erlauchten Ahnenreihe mit der Ausübung des alten Handwerks sozusagen stillschweigend übernommen hat.

Ich sagte oben Handwerk, und nicht ohne Vorbedacht; denn auch in diesem Punkt hat

Kollet uralte Übung und Selbstverständlichkeiten, die leider im Laufe der Zeit aufgehört haben, solche zu sein, wieder aufgenommen, zu Nutz und Frommen eines jeden, der davon lernen und Gewinn ziehen will. Wir hörten schon, daß Kollets Vater Maler- und Vergolbermeister ist. Nach bürgerlichem Brauch lernte der Sohn das Handwerk des Vaters. So ist Kollet, der am 3. Juni 1894 in München geboren wurde, zunächst einmal

ebenfalls Maler und Vergolber (auch Rahmenmacher) geworden. Und zwar hauptsächlich Kirchenmaler, wie sein Vater. Er hat die Gesellenprüfung in seinem Handwerk gemacht, mit Note I sogar, was nicht gering wiegt; denn solche Prüfungen pflegen keine einfache Sache zu sein. Und man wird es gerne glauben, daß die praktischen Kenntnisse, die Kollet sich in seiner Lehrzeit erworben



Lesende Bäuerin

hat, für sein späteres Schaffen ein Fundament geworden sind, das mit nichts zu vergleichen ist. Man möchte nur wünschen, daß recht viele Künstler gleich Kollet erst durch das Handwerk zur Kunst kämen. Denn keine Akademie kann ersetzen, was die Werkstatt lehrt. Und der Fall Kollet erinnert uns wieder einmal daran, daß der natürlichste Weg zur Kunst und zu ihren Idealen durch die Prosa der Lehrjahre führt. Das hat früher jeder gewußt und für selbstverständlich gehalten, bis dann allmählich die Akademien und ihr Hochschul-



Der Beter

betrieb den jungen Künstlern die Köpfe verwirrten, so daß sie sich heute gewiß schämen, eine Zeitlang als Lehrlinge irgendwo »Dienst zu tun«. Freilich: um das wenige zu sagen, was ein ganz moderner Künstler auf einem Bild von heute mitzuteilen hat, sind besondere handwerkliche Kenntnisse nicht nötig. In diesem Falle geht es auch so. Im Gegenteil. Etwas gelernt haben, könnte da nur die »Zwanglosigkeit« des Ausdrucks irgendwie beeinträchtigen. Aber nicht jeder denkt, fühlt und malt so. Die es aber nicht tun, müssen mehr können. Und für diese Kategorie, von der allein wir das Heil für die Zukunft erwarten, wäre, wie gesagt, eine praktische Grundlage von unschätzbarem Wert.

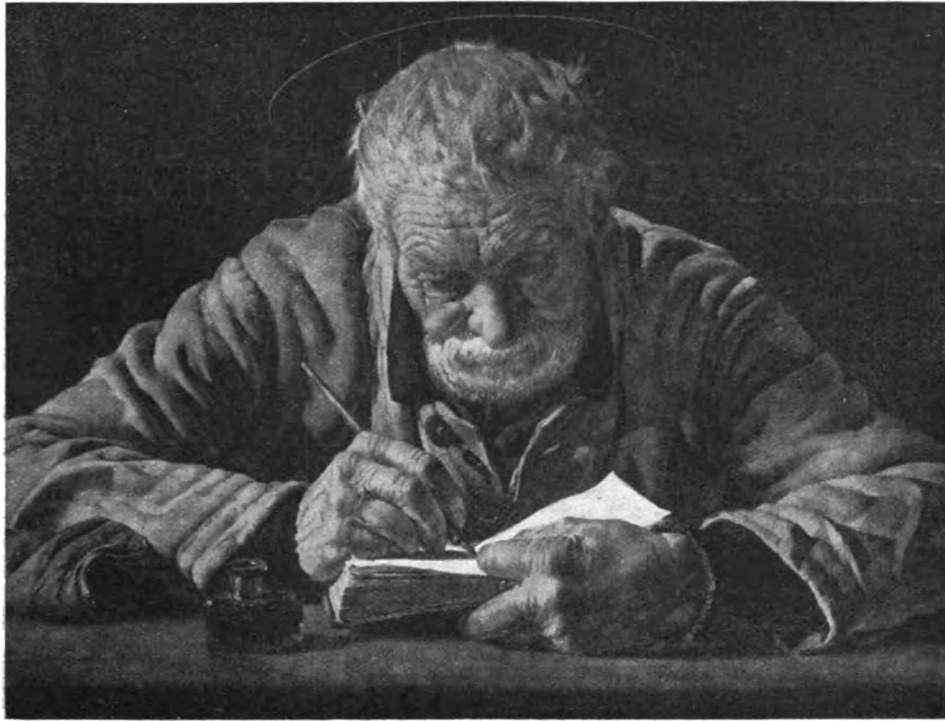
Eigentlich hatte ja Kollet ursprünglich Pfarrer und dann Lehrer werden sollen. Dann wollte er Künstler werden. Da kam der Vater dazwischen und verlangte, was wir eben gehört haben. Und das war gut so. Im übrigen krümmte sich auch dieses Häßchen beizeiten. Kollet zeichnete in seiner freien Zeit, so viel und so gut er konnte,

besonders gerne in der Münchner Glyptothek, und auch in der Werkstatt, wo eine schöne, alte Madonnenstatue mit kompliziertem Faltenwurf stand. Er wurde nicht müde, sie abzuzeichnen. (Unterricht im Zeichnen hatte er nur in der städtischen Gewerbeschule gehabt.) Und dazwischen wurden immer wieder die deutschen Meister in der alten Pinakothek studiert. So bildeten sich bestimmte und bestimmende, in die Zukunft wirkende Eindrücke, Ideale formten sich, und die Hand wurde immer fähiger, auszuführen, was der künstlerische Wille forderte. Im Frühjahr 1914 war der Zwanzigjährige, der unterdessen immer noch im väterlichen Geschäft gearbeitet hatte, reif für die Akademie. Der Herbst 1914 brachte eine kurze Unterbrechung durch Militärdienst; dann setzte Kollet seine Studien fort, erst bei Feuerstein, dann bei Groeber, endlich bei Marr. Freilich: angenommen hat Kollet von keinem von den dreien irgend etwas Wesentliches. Er zeichnet nicht wie Groeber und malt nicht wie Marr. Er zeichnet und malt nach wie vor nur wie — Kollet;

d. h. er ist ein Eigner und er selbst von Anfang an gewesen und auch geblieben. Daß empfindlichere Lehrer unter solchen Umständen nicht immer gut auf ihre Schüler zu sprechen



Bildnis des Vaters



St. Matthäus

find, ist menschlich und zu begreifen. Gänzlich unentschuldig aber ist es, wenn ein verärgelter Lehrer sich zu Äußerungen hinreißen läßt wie: »Gehen Sie in den Schützengraben und lassen Sie sich erschießen! Dann nützen sie wenigstens dem Vaterland. Der Kunst werden Sie ohnehin nie nützen!« Das ist eine Rohheit, die den feinempfindenden Kollet im Innersten traf. Ganz abgesehen von der Blindheit für Tatsächliches und Positives, die durch solche Worte bewiesen wird.

Kollet hatte sich vorgenommen, so lange kein Bild zu malen, bis er sich fähig fühlte, das Psychologische ohne einen ungelösten Rest auszuschöpfen und wiederzugeben. Obwohl krank, hielt er sich 1917 für so weit fortgeschritten, und so ist in diesem Jahre das hier abgebildete Selbstbildnis (das erste; ein zweites trägt die Jahreszahl 1919) entstanden. Es ist überhaupt das erste Bild, das er gemalt hat. Wer möchte das glauben? Denn eigentlich möchte man es aus verschiedenen Gründen an das Ende eines Malerlebens oder wenigstens einer längeren Schaffensperiode stellen. Ist es doch mit einem Können gemalt, das auch bei einem

Alten, einem sogenannten Meister, in Erstaunen setzen müßte. Die unendlich intime Durchbildung und Durchföhlung der kleinsten Einzelheit ist echt deutsch, und man kann an Dürers Selbstbildnis von 1500 oder an den Hieronymus Holzschuher denken, wird aber dann sofort auch den Unterschied zwischen einst und jetzt bemerken; denn der Künstler von heute kommt, ganz ohne sein Zutun allerdings, nur, weil eben die Welt in vier Jahrhunderten schärfer und unbeeinflusster sehen gelernt hat, der Natur doch weit näher als die besten Alten. Man möchte sagen: ein auch dem Genie unüberwindliches Befangensein in Gesetzen und Regeln hat damals unmöglich gemacht, was nur der absoluten Freiheit gelingen kann. Und diese Voraussetzung ist bei Kollet gegeben. Freilich ist dieser äußerste Naturalismus, der aber, dank seiner Geistigkeit, nichts mit kaltem Materialismus zu tun hat, so unzeitgemäß, daß ihn viele geradezu als einen Hohn auf unsre Zeit empfinden müssen. Aber er ist es ja nur im Schulsinne, nicht absolut; und etwas, das an sich richtig und gut ist, kann wohl eine Weile durch die Mode und durch den anders gerichteten





Christus auf dem See Genesareth

Stilwillen einer Zeit außer Kurs gesetzt, aber niemals dauernd um seine Geltung gebracht werden. Wie zahllose Leute von heute, die sich nicht im modernen Kunststil zurechtfinden können, dieses Selbstbildnis Rollets und alle seine andern, nach ähnlichen Grundsätzen gemalten Bilder ohne weiteres verstehen und als Kunst in ihrem Sinne schätzen werden, so werden vermutlich auch Menschen kommender Jahrhunderte zu Bildern dieser Art immer leichter ein Verhältnis finden als zu solchen, die sich allzu weit von der Natur entfernen. Auf solchen Wegen den Künstlern zu folgen, fällt den meisten sehr schwer, oder es ist ihnen überhaupt unmöglich; denn der Mensch geht immer zunächst von der Wirklichkeit aus und will irgendwie wieder zu ihr zurückgeleitet sein. Und er versteht und lebt deshalb nur eine Kunst, die wenigstens ungefähr diesen Weg geht.

Ältere Kunstfreunde werden bei dem Selbstbildnis Rollets, bei dem Bildnis seines Vaters und bei dem Beter, in dem man ebenfalls den Vater des Künstlers erkennen wird, vielleicht an die fabelhaft durchgearbeiteten Köpfe des Belgiers J. F. Leempoels denken, die viele Jahre lang in den deutschen Ausstellungen (meist in denen der Sezessionen) zu den alljährlichen Sensationen gehört haben. Man vermutet vielleicht auch hier Zusammenhänge. Aber es bestehen keine. Nicht materiell, denn Rollet hat nie Bilder von Leempoels gesehen und kennt nicht einmal seinen Namen, und auch nicht stilistisch-ideell, denn die photographische Treue des Belgiers hat ganz andre Voraussetzungen und auch andre Ziele als die Art Rollets, die ihre Wurzeln in der urdeutschen Vorliebe für das zeichnerisch Erfassbare hat. Welcher Steigerungen dieses Prinzip übrigens fähig und wie sehr

dann auch die Farbe mitzuwirken berufen ist, beweist am besten der St. Matthäus, dessen erste Fassung von 1918 hier wieder gegeben ist. (Die zweite von 1920 ist insofern etwas verändert, als an Stelle des schwarzen Hintergrundes die Lehne eines Lederstuhls und ein Bücherregal sichtbar werden.) Hier ist die banale Wirklichkeit (das Modell war ein Dienstmann!) trotz rührendster Treue gegen das Leben doch zu einer Monumentalität gesteigert, die mit andern Mitteln kaum zu erreichen gewesen wäre. Und dann ist noch etwas an diesem Bild, das seine Wirkung, die der alter Meister sehr nahe kommt, zu erklären vermag: das religiöse Gefühl seines Schöpfers, sein Glaube an das, was er malt. Es gibt ja heute kaum einen modernen Künstler, der sich nicht an religiöse Motive wagte. Aber doch nur zu Experimenten irgendwelcher Art. Und keiner von ihnen braucht sich deshalb zu wundern, wenn wir seine »religiöse« Malerei, die so ziemlich das Gegenteil davon ist, nicht ernst nehmen. Ganz anders bei Kollet. Ich meine, auch der allem Religiösen Entwachsende, der innerlich vollkommen unbeteiligt bleibt, wird fühlen, daß in diesem Bild Religion ist. Sie stammt aus der Atmosphäre, in der Kollet aufgewachsen ist (siehe den »Vater«!), aber auch aus seinem Inneren. Und man spürt es, daß diesem Künstler Kunst und Religion nicht ein Zweierlei von Begriffen, sondern ein und dasselbe ist. Ganz wie bei den Alten, deren Werke uns so sehr ans Herz greifen, und nur, weil sie

aus dieser wunderwirkenden Einheit stammen. Zwischen diesem Matthäus und dem Selbstbildnis, die in bestimmtem Sinne Gegenpole sind, stehen, ungefähr in der Mitte, die »Lesende Bäuerin« und das hier als farbiges Einschaltbild wiedergegebene Frauenbildnis, das freilich im Original unvergleichlich überzeugender wirkt als in dieser an sich gewiß trefflichen Verkleinerung. Viele werden vor diesen Bildern Holbein oder Leibl nennen, um irgendeine Vergleichsmöglichkeit zu haben. Weshalb eigentlich? Sollten sich solche im innersten Wesen naive Bilder nicht aus sich selbst heraus begreifen lassen? Man versuche es einmal, und man wird sehen, daß von diesem absoluten Standpunkt aus der geradeste Weg zu ihrem Verständnis führt.

Von ganz anderer Art als alle übrigen Bilder Kollets ist »Christus auf dem See Genesaret«. Es ist ein 1916 mit Sepia und Kreide ohne Modellstudien ausgeführter Entwurf für eine Konkurrenz (zur Gewinnung eines Akademiepreises). Kollet selbst liebt diese Arbeit sehr, und man wird sich vielleicht darüber wundern. Aber man muß wissen, daß er nicht dreißig und vierzig

Jahre lang Bildnisse und Blumen (wovon gleich noch die Rede sein wird) zu malen gedenkt und daß er allerlei Pläne hat, die er später einmal ausführen möchte. Welcher Art aber diese Zukunftsideen sind, mag man aus diesem Entwurf ersehen. Vorläufig freilich beschäftigen Kollet noch andre Dinge. Und so hat er in der letzten Zeit mit ganz be-



Rosen

sonderer Liebe sich in den Reiz der Blumen (der Rosen zunächst) versenkt und hat ein paar Stilleben gemalt, die in ihrer Art ebenso erstaunlich sind wie die Bildnisse und Figurenbilder. Man darf im Zusammenhang mit dieser Malerei den Namen Trübner nennen. Aber doch nur nebenbei; denn so wenig Kollet jemals Dürer-Nachahmer gewesen ist, so wenig hat er bei Trübner eine Anleihe gemacht. Trotzdem ist eine gewisse grundsätzliche Übereinstimmung in der Auffassung und malerischen Durchführung, besonders auch in der Gestaltung der Hintergründe, unverkennbar. Töricht wäre es, diese Blumen wächsern zu nennen. Weit richtiger ist es, zu sagen, sie seien so gemalt, wie sie — gewachsen sind. Es fehlt ihnen nur noch der Duft; und daß man sie mit den Fingern brechen könnte, wozu man nicht übel Lust verspürt.

Es begreift sich, daß ein Künstler, dessen Auge ganz und gar auf Nahsicht ein-

gearbeitet ist, mit der Landschaft, die ein auf die Ferne eingestelltes Auge verlangt, nicht gerade auf du und du steht. Aber es kommt doch vor, daß Kollet auch einmal im Freien zeichnet, und wie das dann ausfällt, das zeigt die hier abgebildete Landschaft. Das Motiv stammt aus der Umgebung des württembergischen Städtchens Reutlingen. Es ist die Achalm. Wer die Romane des Gaienhofener Doktors Ludwig Gindh kennt, dem ist das geradezu heimatischer Boden. Kollet selbst allerdings wußte nichts vom »Rosen doktor«, als er diesen eigenartigen Regal zeichnete. Aber auch unter seiner Hand wurde etwas Persönliches, bei scheinbarer äußerster Objektivität, daraus. Und man möchte also beinahe annehmen, daß es der Berg »in sich hat«. Vielleicht — aber Kollet auch. Und niemand kann uns verwehren, an ihn und seine Zukunft zu glauben. Seine Gegenwart gibt uns den Mut dazu und macht es uns sogar beinahe zur Pflicht.

## Heimwehfluh

Bei Interlaken, Berner Oberland

Ins felsuntürmte Wiesland, sonnenlall,  
Am abendstillen Fluß dehnt sich die Stadt.  
Um Dach und Kuppel will das Licht verbleichen.  
Vom Park des Rugen kühl die Lüfte streichen.

Den Harderwald streift noch ein voller Schein,  
Indes die Dämmerung wächst talaus und -ein.  
Von Thun im See, halb schon im Traum entschlafen,  
Strebt rauchumspielt ein Spätschiff noch zum Hafen.

Auch durchs Brienzger Becken langhin schallt  
Ein Bootsignal, das brechend widerhallt. —  
Nun ist verstummt das Leben in der Runde,  
Der heiße Tag hält wegmüß Felerstunde.

Da, vom Beatenberg mit einemmal  
Wiegt sich flutüber betend ein Choral:  
Ein frommer Hirt läßt der Natur Empfinden  
In seines Alphorns Tönen sich entbinden.

Auch mein Gefühl ergießt sich in sein Lied.  
Ich lausche, bis der letzte Schall verchied,  
Und spüre, wie die Klänge sacht verschweben,  
In mir der tiefsten Andacht heilig Weben.

Sagt mein' ich, nun am dunklen Sirmament  
In roter Glut der Jungfrau Scheitel brennt,  
Aus einem Tempelhaus hinabzuschreiten,  
Draus sich die Hüllen in den Himmel weiten.

Wie Sackeln sind die Höh'n vor mir entsacht.  
Ich wandre nieder durch die klare Nacht,  
Und Sehnsucht füllt das Herz mir nach der Ferne,  
Die heimisch nah mir ist im Gruß der Sterne.

Christian Schmitt



Herausholen der Schmelze aus einem Glasofen (das Gefäß in der Zange ist ein Schmelzhaufen)

## Die Glasmacher von Jena

Von Artur Jürst

**D**ie alten Ägypter mögen nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sie eines Tags sahen, daß ein Tontopfscherben, der lange im Feuer gelegen hatte, zu einem glänzenden, durchsichtigen Etwas geworden war. Ein besonders kluger Mann aus diesem befähigten Volke fand bald heraus, daß immer ein solcher Körper entstand, wenn man ein Gemisch von Sand, Pflanzensasse und Kalk hohen Wärmegraden aussetzte. So ward das Glas erfunden, das ein außerordentlich wichtiges Besitztum der Menschheit geworden ist. Seine Fähigkeit, gegen alles Körperliche abzudichten, aber die unkörperlichen Ätherwellen durchzulassen, hat erst den Bau von Häusern ermöglicht, in die der Wind nicht hineinblasen, die Kälte nicht eindringen kann, deren Räume aber doch von der Sonne durchleuchtet werden.

Ferner zeigte sich das Glas durch seine Härte, Glätte und hohe Widerstandsfähigkeit gegen chemische Angriffe als vorzüglich geeignet zur Herstellung von Gefäßen. Man kann feste Körper, Flüssigkeiten oder Gase darin einschließen und doch die Veränderungen daran beobachten. Ganz besondere Bedeutung erlangte aber die Fähigkeit des Glases, Lichtstrahlen beim Durchgang zu brechen, woraus die Optik mit allen ihren Segnungen für die Menschheit entstand. Der Astronom, der den Himmel beobachtet, der Forscher, der durch das Mikroskop das Kleinste betrachtet, der Photograph, der ein Augenblicksbild auf der Platte festhält, der Kurz- oder der Weitblickige, wenn er seine Sehkraft mittels Brillengläsern verstärkt, sie alle genießen die Wunderwirkungen des optischen Glases.

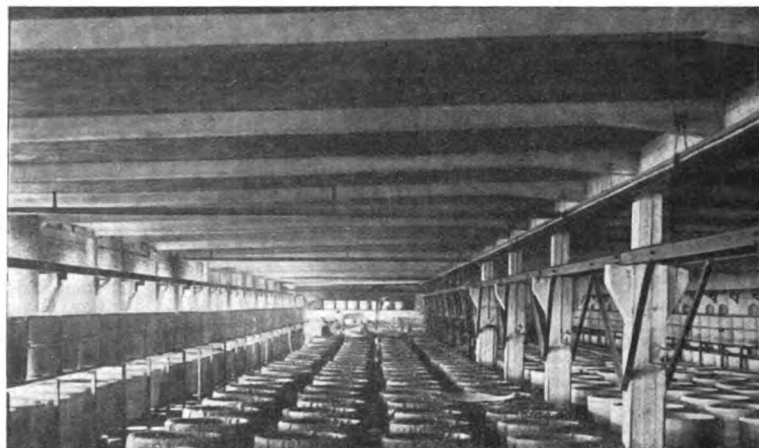
Die Erkenntnisse, die zu seiner heutigen ans Märchenhafte grenzenden Auswertung

geführt haben, beruhen letzten Endes auf den wissenschaftlichen Arbeiten eines Mannes, Ernst Abbe's, der die optische Werkstätte von Carl Zeiß in Jena zur Weltbedeutung emporgeführt hat.

Es sind jetzt gerade 75 Jahre her, daß der Feinmechaniker Carl Zeiß sich in Jena niederließ, um Mikroskope zu machen. Da er besseres erzeugen wollte als die übliche recht schlechte Handelsware, gewann er einen jungen Privatdozenten der Universität zur Mitarbeit, und Abbe fand, was bisher immer vergeblich gesucht worden war, nämlich die Methode zur Vorausberechnung optischer Wirkungen. In Otto Schott trat ihm ein Mann zur Seite, der als erster Glasorten mit bestimmten Eigenschaften herzustellen vermochte, und so ward Jena zu der Stätte, von der die Optiker in allen Ländern der Erde gelernt haben. Heute ist die Glashütte von Schott und Genossen, die mit der optischen Werkstätte verbunden ist, ein Riesenunternehmen, in dem viele tausend Arbeiter mit der Herstellung von Gläsern verschiedenster Art beschäftigt sind. Eine Wanderung durch ihre Hallen ist ein Erlebnis von äußerem und innerem Wert.

Schon die Art, in der das Rohgemenge für die Glasherstellung zusammengesetzt wird, zeigt, daß man hier Präzisionsarbeit betreibt. Damit die zweihundert Spezialgläser nach Wunsch entstehen können, müssen den Grundstoffen für das Glas — Quarzsand, Soda und Kalkspat — immer wieder andre Substanzen in verschiedenen Mengen beigelegt werden. Wie die Büchsen in einer Apotheke sind die Chemikalien in Silos fein säuberlich aufgespeichert, und die mit der Herstellung des Gemenges beauftragten Arbeiter zapfen genau nach Rezepten ein wenig von diesem und ein wenig von jenem Stoff in Kasten mit Wägebvorrichtungen ab.





Lageraal mit tausend Schmelzhfen von je einem Meter Durchmesser

Das Gemisch kommt alsdann in die Schmelzgefäße.

Diese, von den Glasmachern Hfen genannt, sind wahrhaft heroische Erzeugnisse der sonst nicht gerade mit heldischen Aufgaben beschäftigten Tpferkunst. Die Gefäße müssen nämlich, während sie tagelang von außen durch Temperaturen von mehr als 1500 Grad bedrängt werden, gleichzeitig im Inneren die fressenden Angriffe der Glasmasse aushalten, in der während des Schmelzens scharf wirkende Säuren vorhanden sind. Höchste Sorgfalt in der Herstellung ist deshalb notwendig, damit es nicht vorkommt, daß

ein Hfen im Ofen platzt, seinen viele Zentner schweren Inhalt ausschüttet und damit eine Katastrophe herbeiführt. Nach der Be-

reitung des Riesenspeichers trocknet der Ton länger als ein Jahr in sorgfältig temperierten Räumen. Eine große Glashütte muß wegen dieses überaus langamen Werdegangs stets eine kleine Armee von Hfen, tausend und mehr, im Vorrat haben.

Bevor er zum Schmelzen verwendet wird, kommt der Häfen in einen besonderen Ofen, der ihn tagelang vorwärmt. Als dann wird er im Schmelzofen selbst festgebrannt, und nun erst schufelt der Schmelzer das Ge-



Guß einer großen Linse

menge hinein. Er häuft es kegelförmig auf, öffnet hierauf die Auslässe der Gasfeuerung, und einen Tag lang übt die ungeheure Hitze ihre Wirkung. Die Rohstoffe werden zu einer weißglühenden Flüssigkeit.

Eingeschlossene Luftblasen und andere Gase bringen fortwährend hinaus, so daß die Masse wie vulkanische Lava auf und nieder wallt. Endlich ist die Läuterung beendet, und die Schmelze wird mittels einer mächtigen fahrbaren Zange aus den Höhlengluten herausgezogen.

Blendendes Licht durchstrahlt plötzlich die dunkle Halle. Weißleuchtend liegt die nunmehr beruhigte Glasmasse in dem rotglühenden, auch bereits stark zur Verglasung neigenden Hafen. Eine ungeheure, selbst in vielen Metern Entfernung für den nicht daran Gewöhnten unerträgliche Hitze ent-



Am Blasofen

Der Glasmacher benutzt noch immer die Lunge als Blasebalg

strömt dem Gefäß und seinem Inhalt. Die Arbeiter, die den Zangenwagen bedienen, eilen, die Schmelze in den Kühlöfen zu bringen.

Der Name, den diese Einrichtung führt, kann leicht eine falsche Vorstellung von ihr erwecken, denn das Kühlen des Glases beginnt bei einer Temperatur von 1000 Grad. Eine Woche dauert es, bis es ganz langsam wirklich kalt geworden ist. Trotzdem entstehen in der Masse so starke Spannungen, daß sie in viele ganz un-

regelmäßige kleine und größere Stücke zerspringt. Ebenso geht der Hafen in Trümmer, da die Glasmasse unlösbar an ihm haftet. Jedes dieser kostbaren Gefäße kann also nur einmal verwendet werden.

Wenn der Rohkörper für eine große Fernrohrlinse mit einem Durchmesser von



Prüfung des optischen Glases

Noch einmal erfolgt hierauf eine sorgfältige Sichtung, bei der jedes Stück, das nicht völlig homogen ist, zurückgewiesen wird. Durch das Kühlen nach dem Senken entstehen nämlich wieder neue Spannungen, die das Glas doppelbrechend und damit für optische Zwecke unbrauchbar machen können. Die



Die übrigen Erzeugnisse der Hütte, Retorten, Zylinder, Glöden und Lampenschirme, werden nach alter Art an der Pfeife in die richtige Form geblasen. Noch immer wird hier, mitten unter den modernsten Methoden, die Lunge als Blasbalg gebraucht.

Höchst überraschend ist der Anblick, der sich dem Besucher der Jenaer Glashütte bei der Beobachtung der Röhrenfabrikation bietet. Er sieht, wie ein Arbeiter aus dem Ofen zunächst einen Glaslumpen nimmt, den er zu einem kurzen zylindrischen Hohlgefäß anbläst. Ein zweiter

# Aus meinem Leben

## Erinnerungen von Ernst von Wolzogen

### XVII

Das Jahr 1912 brachte in das sonst so schöne friedliche Gleichmaß meines Daseins eine recht unliebsame Störung dadurch, daß mein Körper von der gräßlichen Plage des Ekzems heimgesucht wurde — vermutlich damit ich nicht übermütig werden und meine lieben Rechtsanwälte und Gerichtsvollzieher nicht zu sehr vermissen sollte. Mein alter Hauptverleger, Theodor Fontanes Sohn Friedrich, hatte mir nämlich den Freundschaftsdienst erwiesen, meine ganze Schuldenangelegenheit für mich derart abzuwickeln, daß er alle meine Außenstände an Honoraren und Lantien einlaffierte und davon meine Gläubiger pro rata ihrer Forderungen allmählich befriedigte. Die ewigen Prozeßandrohungen, Zahlungsbefehle, Pfändungen und Ladungen zum Offenbarungseid hatten meine Nerven allmählich derart heruntergebracht, daß mir Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit vergällt und bedenklich in Frage gestellt wurden. Sooft meine Post Briefe enthielt mit dem Aufbruch einer Anwaltsfirma, geriet ich in so hochgradige Aufregung, daß der ganze Verdauungsapparat für mindestens vierundzwanzig Stunden in Unordnung kam. Das hatte wieder die schmerzhaftesten Rückwirkungen auf alle loci minoris resistentiae meines geplagten Leichnams zur Folge, also daß ich aus dem Elend gar nicht mehr herauskam. Ich habe von jener Zeit her das Entsetzen vor der ganzen Juristerei beibehalten. Meine Erfahrungen mit Gerichten zwangen mir die Überzeugung auf, daß das ganze verfluchte römische Recht zusamt dem daraus abgeleiteten bürgerlichen deutschen Gesetzbuch nur den Zweck habe, den gewissenlosen Schuftten Waffen gegen die anständigen Menschen in die Hand zu geben. Und von dem Stande der Rechtsanwälte bekam ich die Privatmeinung, daß sie alle zusammen hämische, schadenfrohe Gesellen seien, die ihre größte Freude daran hätten, harmlose, friedfertige Mitmenschen bis aufs Blut zu peinigen und ihren größten Stolz darin setzen, der ungerechten Sache wider das klare Recht der ehrlichen heiligen Einfalt zum Siege zu verhelfen. Ich habe eine ganze Reihe von Rechtsanwältinnen im persönlichen Verkehr als geistvolle, witzige Köpfe und auch als untadelige Ehrenmänner kennengelernt. Aber auch bei denen war mir ihr Verhalten in amtlicher Eigenschaft oft unbegreiflich. Die besondere Art des juristischen Denkens ist mir ebenso verschlossen wie die des mathematischen Denkens. Ich weiß wohl, daß ich zu solch herbem Vorurteil nur deshalb gelangen mußte, weil zwischen meiner blaublütigen und blau-

äugigen Einfalt und der witzigen Gerissenheit, die im Aberliffen des Gesetzes ihr Vergnügen findet, ein Abgrund klast; aber so ganz Vorurteil ist meine eingefleischte Abneigung doch nicht — würde sonst die jüdische Intelligenz sich mit solcher Vorliebe auf den Anwaltsberuf stürzen? Ich habe auch gut germanische Anwälte kennengelernt mit wirklich reinlichem Rechtsempfinden. Feine Köpfe, glänzende Redner — aber die waren auch dafür berühmt, daß sie alle ihre Prozesse verloren!

Ich wäre also, wie gesagt, nachdem ich mich durch die Freundschaftstat meines lieben Fontane von der Zubringlichkeit meiner Todfeinde befreit sah, aufs Eis tanzen gegangen wie der Esel, der sich an Disteln einen saftigen Übermut angefreßen hat, wenn mich nicht der Herrgott durch die Skorpionsplage des Ekzems beim Ohrläppchen gefaßt hätte. Beim Ohrläppchen blieb es freilich nicht. Die gräßliche Plage verbreitete sich über den ganzen Körper, bis ich schließlich im Gesicht, auf Hals und Schultern überhaupt keine Haut mehr hatte. Kein Arzt konnte mir helfen. Da ich nun für Ende Hornungs 1913 einen Vertrag abgeschlossen hatte, der mich mit meiner Frau zu einer Vortragsreise durch Rußland verpflichtete, so begab ich mich bald nach Neujahr in die Klinik eines berühmten Frankfurter Spezialisten, in der Hoffnung, durch diesen Wundermann wenigstens reisefähig gemacht zu werden. Ich wurde angestrichen wie ein Preußischer Grenzpfahl, oben schwarz mit Teer, unten weiß mit Zink. Es waren qualvolle Wochen mit schlaflosen Nächten, die ich in der Klinik verbrachte; aber der Erfolg war schließlich nur der, daß wenigstens die Gesichtshaut wieder so weit hergestellt war, daß ich mich abends mit Hilfe von Puder und Schminke allenfalls vor dem Publikum sehen lassen konnte. In diesem Zustande unternahm ich mit meiner Frau die russische Reise. Bei den häufigen Nachtfahrten, die die Möglichkeit ausschlossen, den Juckreiz am ganzen Leibe durch Salbe und Puder zu bämpfen, litt ich gräßliche Qualen. Aber die Tage waren wenigstens erträglich, und die starken Einbrüche der Reise, die uns über Warschau nach Moskau und von da nach Petersburg und durch die baltischen Provinzen führte, ließen mich einigermaßen mein körperliches Unbehagen vergessen. Ein ganz scharmanter deutscher Arzt in Petersburg, der die feine Dichterin Thekla Zinggen geheiratet hatte, befreite mich endlich von meinem Leiden, indem er mir — Bierhefe zu essen gab.



Die sonnigen Tage von Moskau stehen fest in meiner Erinnerung eingegraben. Zwanzig Grad Kälte bei lachend blauem Himmel. Der byzantinische Prunk und die asiatische Seltsamkeit des Kremls, die barbarische Knallbunttheit der Kuppel- und Zwiebeltürme unzähliger Gotteshäuser, die Große Oper, Stanislawskis Künstlertheater, die Chinesenstadt, die Tatarenkneipen, die kleinen pelzverwahrten Schlitten mit den struppigen flinken Pferdchen, die üppigen Tafelfreuden mit den köstlichen Schnäpfen — das alles zusammen bildet für mich das Erinnerungsbild Moskaus. Unser Impresario — zum erstenmal kein Jude, sondern ein guter Reichsdeutscher aus Reval — bewährte sich zugleich als landestundiger lebenswürdiger Fremdenführer, so daß wir nicht nur als Ausbeutungsobjekt von Stadt zu Stadt gehegt wurden, sondern auch reichlich Gelegenheit fanden, neben dem elenden Rammon geistigen Gewinn von unsrer anstrengenden Reise mitzubringen. In Petersburg fristete ich alte Bekanntschaften auf und machte auch einige wertvolle neue. Und in den baltischen Provinzen fand ich die erfreulichste Gelegenheit, meine Vorliebe für den baltischen Adel zu bestärken. Wir genossen dort überall, in den Städten wie auch auf den Landgütern, eine Gastfreundschaft, die Herzenswärme ausstrahlte und feinstes Verständnis für die künstlerischen Gaben zeigte, die wir in unsern Vorträgen darzubieten hatten. Die deutschen Balten sind wirklich die deutschen der Deutschen, und ihre Barone bewähren sich nicht nur als Führer durch ihre echt herrenmäßige, selbstsichere Haltung und ihren praktischen Verstand, sondern mehr noch durch ihren hochfliegenden Idealismus, ihre gründliche und vielseitige Bildung. Allein unter den baltischen Baronen habe ich es mit ungetrübtem Stolz als Auszeichnung empfunden, in eine alte Rasse hineingeboren zu sein. In Riga und Libau erlebten wir die sonderbare Feier des 300jährigen Romanowjubiläums inmitten einer völlig unrußischen Bevölkerung, wobei der ganze byzantinisch-orientalische Kirchenpomp entfaltet wurde und die getreuen Untertanen des Väterchens Zar durch ein gewaltiges Aufgebot von Polizei verhindert werden mußten, Bomben auf den Festzug zu werfen, ja auch nur mit der Nasenspitze zu einem offenen Fenster oder gar einem vorspringenden Balkon hinauszuschauen. Und auf der Heimreise nahmen wir den letzten Aufenthalt in Lodz, der schaudervollsten unter den Großstädten des Ostens, die zur Strafe für ihre aufrührerische Gesinnung von den Russen gewaltsam verhindert wurden, ihre unglaublich zerfahrenen Straßen zu pflastern und auch nur die notwendigsten Gebote moderner Hygiene oder Verkehrstechnik zu befolgen. In Lodz wurde all-

abendlich auf den Straßen geschossen, denn sobald die Polizei sich eines Verbrechers bemächtigte, war sofort ein Pöbelhaufen zur Stelle, der die Verhafteten zu befreien suchte. Ein schriller Pfiff, und sämtliche Dworniks (Hausmeister) der Straße mußten bewaffnet den Borowoby (Schugleuten) zu Hilfe eilen. Und als wir am letzten Tage unsers Aufenthaltes von einer reizenden Abendgesellschaft im Kreise baltischer Gymnasiallehrer durch die unbeleuchteten und ungepflasterten Straßen heimgeleitet wurden, sahen wir in der stürmischen Vorfrühlingsnacht über der Mauer des Gefängnisses drei Gehängte am Hansfist schwingen. Das war unser letzter Einbruch von Rußland.

In den Sommer dieses selben Jahre 1913 fiel ein Ereignis, das mich heftig erschütterte. Ein boshafter Mietgaul ging gelegentlich eines Spazierrittes in großer Gesellschaft mit meiner Frau durch. Sie kam zu Fall und zog sich einen fünffachen Schädelbruch zu. Die Rettungsgesellschaft brachte mir die Bewußtlose blutüberströmt auf einer Bahre ins Haus. Unser vortrefflicher Hausarzt und Freund, Geheimrat H a p p e l, konnte zwar schon nach wenigen Tagen die Lebensgefahr für beseitigt erklären, aber keine Verantwortung dafür übernehmen, daß die Schwerverletzte ohne jegliche Störung ihrer körperlichen oder geistigen Funktionen davonkommen werde. In diesen furchtbaren Tagen erfuhr ich zum erstenmal in meinem Leben, was es heißt: mit Gott ringen. Es ist wohl dasselbe, was der Gläubige Beten nennt. Ich vermochte die Vorstellung, ohne die heißgeliebte Frau weiterzuleben, gar nicht zu fassen, noch weniger eine solch furchterliche Fügung als Willensäußerung eines gütigen Gottes hinzunehmen. Ich bäumte mich auf gegen eine solche Zumutung; denn ich war fest überzeugt von der Vernunft und Gerechtigkeit alles Weltgeschehens. Ich glaubte weder an unentrinnbare Schicksale noch an blöde Zufälle. Ich hatte auch niemals meine Missetaten wie meine leichteren Verirrungen auf andre oder auf den Zwang der Umstände abzuwälzen versucht, sondern vor mir selber freimütig die Schuld auf mich genommen, und alles, was mir Schlimmes widerfahren war, als gerechte Strafe gebeutet. Diesem entsetzlichen Unglück gegenüber war ich mir aber keiner Schuld bewußt. Wenn ich nicht gänzlich irrewerden sollte an meinem frohen Gottvertrauen, so durfte das Widersinnige, das brutal Grausame nicht eintreten, daß eine so ideale Ehe durch ein hartmäuliges Pferd zerrissen werde! Ich lag vor dem Schmerzenslager der Geliebten auf den Knien und flehte meinen Gott um ihr Leben an. — Hätte ich damals gewußt, was mir wenige Monate später enthüllt werden sollte, so hätte ich mit derselben Inbrunst gebetet, daß diese Frau aus ihrer



Rarl Neuf:

Waldfriedhof



Bewußtlosigkeit nimmer aufwachen möge. Dann hätte ihr Tod die schwere Schuld gelöst, ich hätte ihr vergeben können und nur die lichten Jahre unsers reinen Glüdes in dankbarer, wehmütiger Erinnerung bewahrt.

Doch sie genas überraschend schnell und ohne daß der furchtbare Sturz irgendwelche Folgen hinterlassen hätte. Ich mußte den Reiz des Leides bis zum gallenbitteren Bodensaß austrinken. Bald nach Weihnachten entdeckte mir ein mir zufällig in die Hände geratener Brief, daß die schier vergötterte Frau schon seit einer Reihe von Jahren eine regelrechte zweite Ehe mit einem jungen Manne geführt hatte, den sie mir immer als den Inbegriff der Langenweile, als einen nicht loszuwerdenden Plagegeist geschildert hatte. Ja, sie hatte mir sogar einmal auf etliche Sommerwochen ihren »reichen Jüngling« ins Haus geladen, damit ich seinen schwachen Willen in die Kur nehmen und ihn veranlassen sollte, sich endlich zu einem Lebensberuf oder wenigstens zu einer vernünftigen Arbeit aufzuraffen. Meine Diensthofen, vielleicht ganz Darmstadt, vielleicht halb Deutschland hatten längst um das Verhältnis gewußt und nur aus Schonung für meine zärtliche Liebe mir nichts verraten. Während ich in der Frankfurter Klinik von meinem Ausfall gepeinigt lag oder in die Kreuznacher Wälder zum Dichten geschickt wurde, reiste sie mit ihrem Knaben an der Adria und in den Bayrischen Alpen herum — und schrieb mir übermütige, lustige Briefe.

Nach der Entdeckung setzte ich mich auf die Bahn und traf die Sündlerin zwischen zwei Konzerttabellen in Weimar. Mein tiefer Schmerz erschütterte sie; aber nur während der wenigen Stunden unsers Zusammenseins schien die ehrliche Absicht, zu verzichten und nach Möglichkeit gutzumachen, in ihrer verlorenen Seele wach zu werden. Als sie bald nach jener Zusammenkunft nach Darmstadt zurückkehrte, war diese Stimmung verflogen. Sie begegnete meinem Begehren, das Verhältnis aufzugeben, mit zynischem Troß. Wir prallten heftig zusammen. Und sie ging schließlich auf meinen Vorschlag einer Trennung für mehrere Monate, während deren ich versuchen wollte, ob ich ohne sie leben, und sie, ob sie auf ihren Freund verzichten könne, mit schier verächtlichem Achselzucken ein. Sie reiste ab, ohne mir irgendwelche bindenden Versprechungen zu geben, und ich erlitt einen völligen Nervenzusammenbruch. Meine Kinder schafften mich nach Locarno, wo sie mich abwechselnd betreuten und auf Schritt und Tritt bewachten. Denn jeder Weg an einem Abgrunde war für meinen Lebensüberdruß eine starke Versuchung. Ich fühlte mich hin und her geworfen zwischen rasender Wut, der ich in langen grausamen Briefen Luft machte, und zwischen hilfloser Schwäche, die mich beim An-

blick eines Kindes oder eines zärtlichen jungen Paares in schier unstillbare Tränen ausbrechen ließ. Das gesegnete Klima meines geliebten Lago maggiore und die süße Farbenpracht der italienischen Primavera taten mir wohl, aber zu heilen vermochten sie mein todwundes Gemüt nicht. Was mich immer noch aufrechterhielt, war einzig die Hoffnung, daß die Ungetreue doch noch zur Einsicht kommen und die Kraft finden werde, mit dem schmutzigen Lügenwesen zu brechen — wenigstens den ehrlichen Versuch einer Sühne zu unternehmen. Den Bemühungen meines ältesten Sohnes gelang es endlich, die Frau zu einem halben Zugeständnis zu bewegen. Wir trafen uns in Stuttgart, und ich fuhr mit ihr heim, nach einer Aussprache, die mir immerhin einige Hoffnung erweckt hatte. Nach kurzer Rast mußte sie aber bereits wieder nach München fahren, um dort Gefangenschaft zu betreiben. Beim Abschied bekräftigte sie mit den heiligsten Eiden, die ihr zu Gebote standen, ihren Vorsatz, mich nicht mehr zu belügen, sondern mir wenigstens ehrlich zu gestehen, wenn ihre Kräfte bei dem Versuch, endgültig auf ihren Freund zu verzichten, sie im Stich lassen sollten. Einige Monate später folgte ich ihr nach dem Hallstädter See, wo ihre Gesangslehrerin einen Sommersitz besaß, und dort überraschte uns die österreichische Kriegserklärung an Serbien. Ihr Freund mußte als Reserveoffizier mitausrücken und bat telegraphisch um eine letzte Zusammenkunft, da er die bestimmte Ahnung habe, daß er nicht lebendig aus dem Feldzuge heimkehren werde. Ich gewährte diese Zusammenkunft. Aber in Abwesenheit meiner Frau brachte mir ein Christkind die vernichtende Gewißheit, daß sie keinen Augenblick daran gedacht hatte, ihren hochheiligen Schwur zu halten, sondern unmittelbar von Darmstadt aus zu ihrem Geliebten gereist war. Damit war für mich jede Möglichkeit eines abermaligen Verzeihens ausgeschlossen. Ich reiste ab mit Hinterlassung weniger Zeilen, in denen ich ihr meinen Entschluß mitteilte, die Scheidung zu beantragen. Der letzte Zug, der vor der Mobilmachung noch fahrplanmäßig abgelaufen wurde, brachte mich nach Darmstadt.

Sleich am ersten Mobilmachungstage meldete ich mich zu militärischer Verwendung, obwohl ich schon vor achtundzwanzig Jahren die Oberleutnantsuniform endgültig ausgezogen hatte. Anfang September wurde ich in das idyllische Obenwaldestädtchen Erbach zu einem dort neu aufzustellenden Landsturm-bataillon kommandiert. Aber sobald ich mich wieder einigermaßen in dem Soldatenwesen zurechtgefunden und mir die während jener achtundzwanzig Jahre gänzlich veränderten Vorschriften leidlich zu eigen gemacht hatte, meldete



ich mich zum mobilen Landsturm und bekam auch Mitte November eine Kompanie in dem in Darmstadt neu aufgestellten 4. Landsturm-bataillon zugewiesen. Meine Erlebnisse in Masuren bis zur großen Winterschlacht habe ich in dem Büchlein »Landsturm im Feuer« geschildert und kann sie darum hier wohl übergehen.

Ich war ins Feld gerückt in der Hoffnung, daß eine barmherzige Kugelfuge meinem zerstörten Leben ein Ende machen werde. Schon im ersten Gefecht, in das meine Kompanie verwickelt wurde, fand ich die denkbar günstigste Gelegenheit, mein Schicksal herauszufordern. Die Nachbarstellungen waren schon tags zuvor oder während der Nacht überrannt worden. Ich lag in einem unfertigen Schützengraben ohne Drahtverhau, ja fast ohne Munition. Meine Leute waren noch nicht einmal fertig eingeleidet. Sie besaßen keine Seitengewehre und waren obendrein meist alte bresthafte Krauterer, die ihre letzte Landwehrübung vor zehn Jahren oder noch mehr gemacht haben mochten. Sie waren folglich gänzlich aus der Übung und hatten von moderner Kriegsführung keine Ahnung. Bei Tagesgrauen wurden wir von dreifacher Übermacht überfallen und aus nächster Nähe mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Meine Leute liefen zum größten Teil so rasch davon, als ihre Füße sie irgend tragen konnten, was unter diesen Umständen auch das vernünftigste war. Ich blieb aufrecht stehen und erwartete in eisiger Gemütsruhe mein Ende. Vierzig von meinen Leuten lagen tot oder schwerverwundet um mich herum. Die Spitzkugeln schlugen dicht zu meinen Füßen in den Boden, sausten mir um die Ohren, durchlöchernten meinen Mantel, prallten gegen meine Sporen zu Duzenden, vielleicht zu Hunderten, ohne daß mein Fleisch und Bein auch nur gestreift wurde. Da blickte in mir der Gedanke auf, ich müßte am Ende doch noch zu etwas nütze sein in der Welt. Ich sammelte zehn Tapfere um mich und schlug mich mit ihnen auf der vorgeschriebenen Rückzugstraße an der Front einer ganzen russischen Kompanie, die Salven und Schnellfeuer auf uns schüttete, von Baum zu Baum springend durch.

Von da an wurde mir das Leben wieder lieb. Und wenn in Zukunft die Granaten herbeigeheult kamen, warf ich mich ebenso demütig aufs Angesicht wie die andern Kriegskameraden auch; bei meinen Landsknechten aber kam ich in einen unheimlichen Respekt: sie meinten, ich müsse entweder einen besonderen Schutzwinkel oder einen Bund mit dem Satan geschlossen haben. Nur etwas über drei Monate war es mir vergönnt, in der Feuerlinie den wirklichen Krieg mitzuerleben, denn den Anstrengungen des weiteren Winterfeldzuges ins Innere Russisch-Polens hinein waren meine sechzig

Jahre doch nicht mehr gewachsen. Von Suwalki aus mußte ich mich heimischen lassen. Aber für nichts andres bin ich meinem Schicksal dankbarer als dafür, daß es mir in solchem Alter noch vergönnt war, an dem ureigensten herrlichsten Manneswerte, der Verteidigung des Vaterlandes, teilzunehmen. Wer die erhabene Größe des Krieges nicht zu empfinden vermag, der ist niemals ein rechter Bub und erst recht kein ganzer Mann gewesen. Nur Dredseelen und alte Weiber können in das widerliche pazifistische Gewinsel einstimmen, Seelen, die überhaupt keines Aufschwungs fähig sind, blut- und temperamentlose Dämmerlinge, denen es weder zum Haß noch zur Liebe langt. Ein heiliger Krieg für eine gerechte Sache ist ein Reinigungsbad für kranke Gewissen, ein Jungbrunnen für schlaffe Nerven, eine Peitsche für einen müden Willen. Auf Patrouillengängen, im Schützengraben, wie bei allen den tausend Gelegenheiten, die Mut, raschen Entschluß, Verschlagenheit und Anspannung aller Körper- und Seelenkräfte erfordern, wird aus dem ältesten Manne der Bub wieder herausgeholt, und wer jemals ein rechter, strammer, gottgeliebter Bub war, der wird im Kriege seine Lust finden und über Nacht zum Helben werden, mag er auch in seinem Zivilverhältnis nur ein Gevatter Schneiderlein oder sonst etwas Unfriedliches gewesen sein. Mir selbst erging es genau so wie meinen braven Landsknechten: die Rückkehr zu den Lebensbedingungen vorgeschichtlicher Höhlenbewohner machte uns alle jung. Der Ehrgeiz jedes Einzelnen, den Unterstand im Schützengraben zu einem Muster von Sicherheit und Bequemlichkeit zu gestalten, spornte den Erfindungsgeist gewaltig an, und auf einmal war nicht mehr die rohe Muskelkraft, nicht mehr der stumpfsinnige Gehorsam Trumpf, sondern der flinke Geist, die geschickte Hand. Ich selber setzte meinen Ehrgeiz darein, mich als Höhlenbaumeister und besonders als Kochkünstler hervorzutun, und packte sogar mit Feuerzifer Aufgaben an, für die ich mich im bürgerlichen Leben gänzlich ungeeignet erachtet hätte. Das ist der unvergleichliche Erziehungswert des Kriegshandwerks: jedermann muß können, was befohlen wird. Das unerbittliche Muß schafft das nötige Selbstvertrauen, und ist in dem angeborenen Wesen gar noch ein Schuß Humor vorhanden, so macht der das Herz vollends leicht, so daß gerade die Lösung unmöglich scheinender Aufgaben die größte Lust bereitet.

Zu alledem kommt schließlich noch als unschätzbarer Gewinn für uns Menschen aus der Herrenklasse, daß wir Gelegenheit finden, das »Volk« wirklich kennen und verstehen zu lernen. Ich für meine Person habe in den drei Monaten des Felddienstes in dieser Beziehung mehr gelernt als in den vorhergehenden sechzig

Jahren meines Lebens. Und das Ergebnis meiner Erkenntnis bestand in der nachdrücklichsten Befräftigung meiner aristokratischen Weltanschauung. Der aus Mangel an Kenntnissen, Welterfahrung und geistiger Freiheit zum selbständigen Denken nicht befähigte Volksgenosse bedarf der starken Hand des geistig Überlegenen, sittlich gefestigten Führers. Hat er zu diesem Führer Vertrauen, so sind alle guten Keime auch aus verwahrlosten und verhärteten Seelen herauszuholen und die höchsten Leistungen menschlicher Tüchtigkeit von ihnen zu erreichen. Damit aber solches Vertrauen, solch ein freudiger Gehorsam sich einstelle, muß der Führer einerseits ein leuchtendes Vorbild in gewissenhafter Pflichterfüllung, rascher Entschluß- und persönlicher Aufopferungsfähigkeit sein, anderseits seines Herzens Güte dadurch beweisen, daß er in seinem menschlichen Verhältnis zu den Untergebenen den reinen Willen zur Gerechtigkeit betätigt. Die wütigen Schreihälse des Kasernenhofes haben im Kriege sicher öfter versagt als die streng gerechten väterlichen Kommandeure. Die Brutalitäten des Militärstrafgesetzes und der alte preußische Unteroffizierston waren die üble Kehrseite des sonst als Volkserzieher so glänzend bewährten Militarismus. Es war mir eine große Freude, meine Behandlungsart führungsbedürftiger Menschen im Felde und auch in der Garnison sich als richtig bewährend zu sehen. Freilich wurde mit meiner lafterhaften Gutmütigkeit, mit der ich unglückseligerweise behaftet bin, von verschlagenen Bosnideln oft Mißbrauch getrieben; aber mein reiner Wille zur Gerechtigkeit und meine Achtung vor der Mannes- und Menschenwürde erzwangen sich Vertrauen. Ich hatte es mir beispielsweise zum Grundsatz gemacht, Abeltäter niemals vor versammelter Mannschaft, am allerwenigsten in Gegenwart ihrer Unteroffiziere herunterzuputzen. Ich nahm sie mir stets einzeln in meinem Unterstande vor, suchte sie zu beschämen und bei der Ehre zu paden. Auf diese Weise bin ich stets sogar mit gemeingefährlichen Bösewichtern fertig geworden, an denen nach der Meinung ihrer übrigen Vorgesetzten Hopfen und Malz verloren war. Mein Trick war, solch wüste Kerle zum Weinen zu bringen und mir alsdann in die Hand das große Ehrenwort geben zu lassen, daß sie hinfort Selbstzucht üben und sich nicht wieder zu Tieren herabwürdigen wollten. Die Kerle haben ihr Versprechen tatsächlich gehalten.

Bei der Gelegenheit darf ich vielleicht erwähnen, daß mir dieselben Grundsätze schier ausnahmslos gute und treue Dienstboten verschafft haben. Es kam einmal in Berlin ein Mädchen zu mir, aus dessen Dienstbuch hervorging, daß es bei einer ganzen Reihe von Herrschaften immer nur acht bis vierzehn Tage aus-

gehalten habe. Die Zeugnisse waren nichts-sagend oder geradezu schlecht. »Na, hören Sie mal,« sagte ich, »Ihr Buch ist aber eine sonderbare Empfehlung!« Mir offen in die Augen schauend, erwiderte das Mädchen: »Die Herrschaften waren aber auch danach!« Das gefiel mir, ich verpflichtete sie als Hausmädchen und — sie blieb bis zu meiner Übersiedlung nach Darmstadt in meinem Dienst und erwies sich als ein Muster von Ehrlichkeit, Fleiß und Intelligenz. Als im Jahre 1905 der große Zusammenbruch bei uns kam, erklärte sie sich bereit, auch ohne Lohn uns weiter dienen und uns sogar ihre Ersparnisse zur Verfügung stellen zu wollen. —

Im Felde war es mit der herrlichen deutschen Mannszucht vorbei, als die Blüte unsers Abels und vornehmen Bürgertums weggeschossen war und an deren Stelle ein Offiziersersatz von geschwiegelten Ellenreitern und ähnlichen Talmikavalieren hinauskam. Und der unselige Klassenhaß hätte niemals in der Revolution so giftige Früchte getragen, wenn unsre führenden Stände jemals verstanden hätten, den Glauben an ihre Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten und ihre Untergebenen, statt zu ihnen hinabzusteigen, in Güte zu sich hinaufgezogen hätten.

Als ich im März 1915 nach Darmstadt zurückkehrte, fand ich meinen Scheidungsprozeß noch immer in der Schwebe. Ich gedachte einmal vor dem Gerichtshof ein freies Manneswort zu sprechen und begab mich zu einem Termin; als ich aber der drei Richter ansichtig wurde, wußte ich sofort, daß es bloße Atemverschwendung sein würde, an diese verstaubten Aktenbedel hinzureden. Es war offensichtlich ausgeschlossen, hier auch nur das geringste Verständnis für das Seelenleben ober gar den Ehebegriff freier schöpferischer Geister zu erwarten. Meine Ahnung betrog mich nicht: dieser Areopag brachte es fertig, meinen Prozeß drei Jahre lang hinzuziehen! Der Gegenanwalt schrak unter den Einflüsterungen seiner Mandantin, der es einzig darauf ankam, meinen für ihre Erwerbstätigkeit so wichtigen Namen für sich zu retten, vor keiner Schamlosigkeit zurück, und die drei Aktenbedel saßten ihre amtliche Pflicht dahin auf, daß sie auf alle Verschleppungstricks dieses gerissenen Anwalts eingingen. Im Sommer 1917 kam endlich ein geradezu monströses Urteil zustande, über das auch gescheiten und menschlichen Juristen die Haare zu Berge standen. Die Scheidung wurde zwar wegen der ungeheuerlichen Verfehlungen meiner Gattin und der dabei bewiesenen niedrigen Gesinnung ausgesprochen, aber es wurde in längeren Ausführungen ausbrüchlich betort, daß auch ich von Schuld nicht freizusprechen sei, weil ich sie durch meine

Bereitwilligkeit zu verzeihen und meine freie Auffassung vom Werte der physischen Treue zum Sündigen herausgefordert hätte! Das schlimme Weib hatte also erreicht, was es wollte. Es durfte meinen Namen weiter tragen und sich ruhig darauf verlassen — wie sie mir einmal höhnisch ins Gesicht geschleudert hatte —, daß »alle Welt« sie, die allverehrte künstlerische Verkörperung mädchenhafter Anschul und keuscher Lieblichkeit, für das dritte Opfer eines schon durch zwei Echeidungen berücksichtigten Ehesünders halten werde. Die geschäftsmäßige Gleichgültigkeit, mit der in Berlin und auch wohl andern großen Städten Echeidungsprozesse vor Gericht verhandelt werden, hat mich ebenso wie die drei Jahre Folterqualen, denen die Darmstädter Weisen mich unterwarfen, zu der Erkenntnis gebracht, daß die Behandlung von Ehesachen durch Juristen überhaupt ein nicht zu duldbender Anflug sei. Es empört das natürliche Schidlichkeitsgefühl jedes anständigen Menschen, die Geheimnisse des Schlafzimmers in öffentlicher Sitzung von Rechtsanwälten und Richtern behandelt zu sehen. Das mühte unmöglich gemacht werden dadurch, das man die Vermittlung in Ehestreitigkeiten sowie auch die Befugnis, rechtsgültige Echeidungen auszusprechen, den Gerichten entzieht und dafür an jedem Orte eines Landgerichts eigne Eheberatungsstellen schafft, die aus ganz wenigen, allgemein geachteten Persönlichkeiten zusammenzusetzen wären. Ich würde es für das vernünftigste erachten, vielleicht je zwei Männer und zwei Frauen reifen Alters, die durch Welterfahrung, Herzenstakt und Menschenkenntnis sich allgemeinen Vertrauens erfreuen, als solche Eheberater aufzustellen. Die Frauen könnten dann bei den Frauen, die Männer bei den Männern zur Beichte gehen, bevor in gemeinsamer Sitzung unter Leitung einer fünften Person als Obmann die Klage zur Verhandlung käme. Die Ent-

scheidungen dieser kleinen Körperschaften müßten rechtsverbindlich sein, und die Gerichte hätten lediglich die Vermögenssachen hinterher zu behandeln. Eine höchste Berufungsstelle müßte allerdings vorhanden sein, die aber gleichfalls nur aus Laien im Ehrenamte zu bilden wäre. Ich bin überzeugt, daß eine solche Einrichtung sehr bald vollstündlich werden und dazu beitragen würde, die Ehescheu zu verringern und den Begriff der Ehe zu verfeinern; denn das heutige bürgerliche Gesetzbuch hat es unter dem Druck der Römlinge fertiggebracht, die eigentlich entscheidenden, weil innerlichsten Echeidungsgründe aus den Gesetzesparagraphen verschwinden und nur die allergrößten und dennoch weniger schwerwiegenden Gründe, wie Ehebruch, Mißhandlung usw., stehen zu lassen. Es lag mir daran, diesen Gedanken, wenn auch nur ganz skizzenhaft, hier zur öffentlichen Besprechung hinzustellen, in der Hoffnung, daß vielleicht Leute von Einfluß und warmer Bereitschaft sich finden werden, die ihn später einmal in die Tat umsetzen.

Mein Anerbieten, ihr unser liebes Haus am Herdweg abzukaufen, hatte mir die Dame schon im Jahre 1915 rundweg abgeschlagen. Als möblierter Herr in Darmstadt weiterzuleben, ludte mich aber nicht, so sympathisch mir die freundliche Waldbresidenz war. Der Großherzog hatte mich mit einem seiner schönsten Orden, mit dem Ludwigskreuz geehrt, der Magistrat hatte meinem Andenken eine herrliche Eiche im Stadtwald gewidmet (von allen Ehrungen, die ich im Leben erfahren habe, hat mich keine so gefreut wie diese), und meine zahlreichen guten Freunde bateten mich inständig, meine Fluchtabsicht aufzugeben. Dennoch vermochte ich es nicht über mich, länger die Luft der Stadt zu atmen, in der ich so lange in der Einbildung eines unerschütterlichen Eheglücks geschwelgt und dennoch die fürchterlichste Enttäuschung meines Lebens erfahren hatte.

(Schluß folgt.)

## Sehnen

Oh, dürft' ich heimlich Trost dir lächeln,  
Wenn deines Herzens Qual sich bäumt,  
Als Lenzluft schmeichelnd dich umfächeln,  
Auf deren Schwingen Hoffnung träumt.

Als Silberquell das Fieber kühlen,  
Das deine Lippe glutend sengt,  
Befreiung von dem Alp dir spülen,  
Der würgend deinen Traum bedrängt —

Als meiner Blüte Schmelz dir spenden,  
Als blasse Rose, dornbefreit,  
Die, wild zerpflückt von deinen Händen,  
Dir sterbend noch den Dufthauch weicht —

Als Sternbild dir verheißend glänzen,  
In deiner Seele Todesnacht,  
Das fern von dieser Welten Grenzen  
Als lichter Segensgruß dir wacht.

Marga von Renzell

## Der gekrönte Fisch

Novelle von Franz Otto Werner

Am 15. sollte ich mein neues Amt antreten. Bis dahin hatte ich noch sieben Tage Zeit, um mir in aller Ruhe in der Stadt, in der ich nun arbeiten sollte, eine Wohnung zu suchen.

Bis in die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Stadt Festung gewesen. Da waren die Wälle geschleift worden, und immer weiter und weiter ins Land hinaus hatte sich die Stadt gebehnt. Außerhalb der alten Wälle waren viele schöne, lustige Wohnstraßen. Die alte Stadt war von einigen großen, neuen Geschäftsstraßen durchzogen. Sonst war sie wohl fast nur von kleinen Leuten bevölkert.

Einen besonderen Reiz übte auf mich ein Platz an einer kleinen alten Franziskanerkirche aus. Seit über hundert Jahren war hier kein Neubau entstanden, ja, die drei Läden, die an dem Platze lagen, hatten noch die kleinen vielgeteilten und vorgebauten Schaufenster, wie sie in alter Zeit geschaffen wurden. Die Sonne blühte in die Fenster der einen Seite des Platzes hinein. Aber auch unter dem Frohsinn ihrer lichten Strahlen dehnte sich eine leise, müde Traurigkeit. Der Platz war still, nur ein halbwüchsiger Bursche polterte in Holzpantoffeln darüber hin, und ein paar alte Frauen mit Körben über dem Arm standen an einer Ecke in halbblauem Gespräch.

Ich stand vor einem Hause, dessen Stufen breit in den Bürgersteig hineinragten. Die Tür war reich geschnitten. Besonders schön war das Oberfenster, in dem eine stattliche Laterne saß, die auch dem Hausinneren ihr Licht spenden konnte. Vor vielen Jahren mochten die Sprossen der Fenster in weißer Farbe gestrahlt haben. Jetzt waren Tür und Sprossenwerk in einer toten, braungelben Farbe gehalten.

An dem Hause entdeckte ich eine Tafel mit der Aufschrift »Wohnung zu vermieten«. Ich öffnete die Tür, ein scharfes Klingelgeräusch fiel in den weiten Hausflur. Links dehnte sich eine breite Treppe mit einem reich ge-

schnittenen Geländer, und geradeaus sah das freundliche Grün eines Gartens herein. Ich wartete ziemlich lange darauf, daß das Klingeln einen Menschen herbeirief, aber es kam niemand. Ich ging an die nächste Tür und klopfte. Niemand antwortete. Ich klopfte auch an den andern fünf Türen vergeblich. Wie tot schien das Haus zu sein. Ich trat in den Garten, auch dort war niemand. Die freundlich schöne Stille hielt mich gefangen und ließ mich einen Augenblick froh darüber sein, daß niemand kam. Dann ging ich die Treppe hinauf. Da stand eine Tür offen: eine große leere Stube dehnte sich, ich sah hinein. Die Sonne malte die sprossenreichen Fenster auf den Fußboden, und die verblähten Blumen der alten Tapete führten den Blick an breiten, stummen Wänden entlang. Rechts war eine Glastür mit gebogenem Sprossenwerk, ein andres ruhetiefes Zimmer sah hindurch. Diese leeren Räume grüßten irgendwie. In ihrer Betrachtung vergaß ich alles Weiterdenken.

Da schreckte mich ganz nah an meinem Ohr eine Stimme: »Bitte, der Herr wünschen?« Eine alte Frau stand da. Sie mußte auf Filzpantoffeln hereingeschliffen sein.

»Ich wollte die Wohnung mieten.«

»Ja so! Bitte!«

Wir gingen durch die Räume. Es waren drei weite Zimmer, eine Küche, mit dem Blick nach dem Garten. Als ich hinunter schaute, fragte die Alte: »Haben Sie Kinder?«

»Ich bin unverheiratet.«

»Das ist schön!« Offenbar sollte in diesem Hause alles so still wie möglich sein. »Haben Sie denn Möbel?«

»Ja. Ich gebrauche gerade drei Zimmer. Eine gute Aufwartung wird man wohl auch hier bekommen können.«

»Wenn es Ihnen recht ist, besorge ich Ihnen die Zimmer.«

»Das wäre mir sehr lieb,« sagte ich.



Ich mietete die Wohnung zu einem niedrigen Preise.

Im Geist sah ich meinen Urväterhausrat schon dort stehen. Für jedes Ding hatte ich bereits einen Platz. Die alten Möbel würden bald mit dem Hause verwachsen sein.

Als ich meinen Amtsgenossen meine neue Wohnung nannte, sahen sie erstaunt auf. Sie wunderten sich, daß in jener Gegend einer ihresgleichen überhaupt nach Wohnungen gesucht hatte. Der eine glaubte wohl, daß die Unkenntnis des Ortes mich dorthin geführt hätte, sagte, daß er mir gern bei der Wohnungssuche behilflich gewesen wäre, und sprach von neuen, schönen Straßen bei einem Parle. Ich erwiderte aber, daß ich die neue Gegend der Stadt auch aufgesucht hätte, daß ich aber als Freund alter Dinge glaubte, in dem Haus, das ich gefunden hatte, mich besonders wohl zu fühlen.

Freilich bis zu meinem Einzuge war noch allerhand zu bessern. Für das große Zimmer nach dem Plage hatte ich einen weißen Kachelofen gekauft an Stelle eines häßlichen eisernen Ofens, der dort stand. Die Ofenecke war abgekrüßt. Als die Maurerleute das Loch für das Rohr in die Wand schlugen, fiel ein großes Stück Lehm herunter. Ich kam gerade hinzu und sah, daß der Lehm ungefähr drei Handbreit eine alte geputzte Wand bedeckte. Ich ließ die Wandfläche weiter frei schlagen, und bald kam der Rand eines alten Kamins zum Vorschein. Vorsichtig arbeiteten die Leute weiter, und schließlich war ein Kamin mit seiner Bildhauerarbeit freigelegt.

Inmitten des Randes erschien ein Wappen: auf dem Schild ein Fisch, stehend in leichter Krümmung; auf seinem Kopf trug er eine Krone. Auch die Helmzier zeigte dasselbe Zeichen. Ich war von dem Funde entzückt.

Die Wirtin ging mit ernster Miene durch die hohen Lehmhaufen und sah ein ganz wenig verwundert, was wir da gefunden hatten. Da mußte der Ofen dem alten Prachstück doch wohl den Platz lassen. »Ja, aber wie wollen Sie denn heizen? Sie können doch mit einem offenen Feuer das Zimmer nicht warm bekommen, und das Heizen mit Holz wird wohl auch recht teuer sein.«

Der Kachelofen wurde in das Nachbar-

zimmer gebracht, für das große Zimmer kaufte ich noch einen kleinen Dauerbrenner, der sich in einiger Entfernung von dem Kamin recht gut damit vertrug.

Von meinen Amtsgenossen zeigte besonders der eine bei seinem Besuch Verständnis dafür, wie gut meine alten Sachen in das alte Haus paßten. Er sah mit Interesse das Bild eines Vorfahren, der unter Friedrich dem Großen als Major gefochten hatte. Er meinte, er hätte dieses Bild über den Kamin gehängt. Dort hätte früher sicher ein Porträt gehangen. Das Wappen an dem Kamin sei das derer von Fischstedt. Das sei eine alte Patriziersfamilie der Stadt, deren Nachkommen aber jetzt in bescheidenen Verhältnissen lebten.

Als mein Besuch gegangen war, überdachte ich noch einmal seinen Vorschlag. Aber ich ließ das Bild meines Ahnherrn über der alten geschweiften Kommode hängen, die aus seinem Besitz stammte.

Ich hatte mir zu meinen ererbten Sachen beim Althändler noch manches Stück hinzugekauft, namentlich altes Porzellan. In der Stadt gab es sehr viele gute Althandlungen. Bald besuchte ich in meinen Freistunden die eine und die andre. Da sah ich bei einem Althändler ein Frauenbildnis aus der Rokokozeit. Die Frau war schön, vor allem aber fiel mir der energische Gesichtsausdruck auf. Ich betrachtete das Bild näher. An der linken Hand saß ein Siegelring, und auf dem Ring war deutlich der gekrönte Fisch erkennbar. Eine derer von Fischstedt! Die gehört wieder in das alte Haus. Ich kaufte das Bild. Das mochte über dem Kamin hängen.

Als es dort saß, wunderte ich mich, wie gut es auf die Fläche paßte. Vielleicht hatte es dort schon früher einmal seinen Platz gehabt. Ich liebe es nicht, alte Porträte anderer Familien in meine Räume zu hängen. Aber dieses Bild hatte ein Recht auf Platz in dem Hause. Das Bild des Majors über der Kommode, die andern Bildnisse der Damen und Herren in alter Tracht nahmen die Dame über dem Kamin gelassen in ihre Gesellschaft auf. Sie gehörte schon dazu.

Ich erzählte meinem Amtsgenossen, daß jetzt über dem Kamin ein Bild hänge, und zwar eine Dame aus dem Hause derer von Fischstedt. Er nickte zustimmend und sagte:

»Wir wollen die Rückkehr der Dame in das alte Haus ein wenig feiern.«

»Schön,« erwiderte ich, »so kommen Sie heute zu mir, es soll auch das Feuer im Kamin brennen. In diesen Herbsttagen ist ein Kaminfeuer nicht unangenehm.«

Er sagte gern zu und meinte: »In Ihnen spukt auch irgend etwas, irgendein alter energischer Vorfahr, der die neue Zeit nicht mag und der in Ihnen zwischen alten Dingen leben will.«

»Meinen Sie, daß es so etwas gibt?«

»Ja, freilich, wie könnten Sie sonst alles so echt nachfühlen, was die Alten erfüllt hat! Es ist jetzt Mode geworden, alte Dinge zu sammeln. Aber wie viele vermögen die alten Sachen zu stellen? Irgendein Proß aus einer jungen Familie kauft sich ein altes Stück und wird doch nie damit fertig.«

Der Kamin brannte, und das Feuer erwärmte behaglich den Raum. Mein neuer Freund kam und rief sich die Hände. Er hatte viel Freude an all den Dingen, die ich ihm zeigen konnte: einen alten Stammbaum, alte Bücher, Bilder, Stammbuchverse, Tassen und all die Dinge, die meine kleine Wohnung füllten.

Als wir vor dem Kamin saßen, sagte er: »Wissen Sie, daß Friedrich der Große in dieser Stadt ein Winterlager gehabt hat? Vielleicht kennt der, dessen Bild Sie da haben, schon diese Stadt.«

Als er das sagte, hatte ich die Empfindung, als ob ich den Gesichtsausdruck meines Vorfahren trug. Ich wehrte mich dagegen und strich mit der Hand über mein Gesicht. Ich bemerkte dabei, wie mich mein Freund prüfend ansah. Ich stand auf. Ich glaube, ich sagte irgend etwas, das zu den Worten meines Freundes gar keine Beziehung hatte. Dann holte ich von einem Nebentische eine Flasche Wein und zwei Gläser. Erst diese Handlung befreite mich von meiner Vorstellung. Ich sprach von Friedrich dem Großen und führte unsre Gedanken fort zu einer Welt, in der der Bau von Sanssouci stand. Mein Freund folgte meinen Worten mit einem höflichen Nachgeben, als trenne er sich ungern von dem, was soeben auch mein Empfinden erfüllt hatte. Als er spät abends ging, warf er noch einmal einen tiefen Blick auf das Bild meines Ahnherrn. Dann sah er mich wieder kurz und scharf von der Seite an und lächelte.

Nach diesem Abend waren ungefähr vierzehn Tage vergangen. Da erhielt ich einen Brief, von einer fremden Hand geschrieben. Ein Herr Albing teilte mir mit, daß er der Verlobte eines Fräuleins von Fischstedt sei. Die Stiefmutter der Braut habe vor einiger Zeit ohne deren Wissen mehrere alte Familienstücke an einen Althändler verkauft. Seine Braut sei darüber sehr entsetzt gewesen. Sie habe ihm dieses nach seiner Verlobung bald erzählt, und er sei nun bemüht, die Sachen wieder zu erwerben. Namentlich läge ihm an dem Bilde, das ich nach der Mitteilung des Althändlers gekauft hätte.

Ich antwortete sogleich und schrieb, daß ich mich zwar sehr schwer von dem schönen alten Bilde trenne, daß ich aber selbst so viel Familiensinn besäße, um den Wunsch durchaus zu verstehen und ihm entgegenzukommen. Gegen Erstattung des Preises, den ich dem Althändler gezahlt hätte, stände das Bild zur Verfügung.

Am andern Tage kam Herr Albing selbst, bedankte sich vielmals und nahm mir das Bild ab. Er hatte einen Dienstmann mitgebracht, der das Bild tragen sollte. Ich sprach davon, daß das Bild hier in dem Hause ja auch nicht so sehr am falschen Platz gewesen sei, denn dieses sei ja ein altes Fischstedtsches Gebäude. Herr Albing lächelte dazu und zeigte, daß er von allen diesen Dingen wenig verstand. Ihm war wohl nur darum zu tun, einen Wunsch seiner Braut zu erfüllen.

Ich erzählte meinem Amtsgenossen, daß die von Fischstedt mein Haus wieder verlassen hätte. »Vielleicht ist es gut,« meinte er, »in dem Hause des Herrn Albing wird viel von ihr sterben. Ich kenne diesen Herrn. Nun ja, das kleine Fräulein von Fischstedt hat immerhin keine schlechte Partie gemacht.«

Es war im Winter desselben Jahres, als ich im Speisesaal des Theaters Herrn Albing mit einer Dame sah. Ich erschraf. Das ist die von Fischstedt! Wie sah sie ihrer Ahnfrau ähnlich! Nur fehlte der energische Gesichtsausdruck. Im Gegenteil sah sie sehr empfindsam aus. Ich merkte, wie beim Gegengruß das Fräulein von Fischstedt gleichfalls ein erschrockenes Erstaunen zu unterdrücken versuchte. Ich merkte, wie sie sich sofort nach meinem Namen erkundigte. Ich ging weiter. Da trat Herr Al-

bing auf mich zu und bat, mich seiner Frau vorstellen zu dürfen. Diese habe das Bedürfnis, mir noch einmal für die Überlassung des Bildes zu danken. Die junge Frau reichte mir in lebhafter Art und Weise die Hand. »Ich danke Ihnen vielmals,« sagte sie, »daß Sie mir das Bild wiedergegeben haben.« Ich konnte es nicht unterlassen, zu bemerken, daß sie ihrer Ahnfrau ähnlich sähe. »Ja, das tue ich,« erwiderte sie. Da klingelte es, die Vorstellung begann wieder, und wir wurden auseinandergerissen.

Auch dieses Erlebnis bekam mein Amtsgenosse zu hören. Vor allem sah er auf, als ich ihm erzählte, daß die junge Frau Albing ihrer Ahnfrau sehr ähnlich sähe. »Schade,« meinte er dann, »die Albings werden die Rasse verderben, aber vielleicht ist es gut, Junges mit Altem zu mischen.«

Ich hatte Herrn Albing und seine Frau wohl einigemal auf der Straße, in Konzerten und im Theater gesehen. Mein Gruß wurde von Herrn Albing stets mit besonders geschäftiger Höflichkeit erwidert, während Frau Albing mich oft mit großen Augen ansah.

Ich hatte in meinem Beruf viel zu tun. Auf dem Amt war eine neue Geschäftsverteilung vorgenommen, die mir viel Arbeit machte. Eines Abends kam ich übermüdet und abgespannt nach Hause. Als ich die Tür meines Zimmers öffnete, wedte ein sonderbarer feiner Duft alle meine Sinne. Wer brauchte solches Parfüm in meinen Räumen? Als die Wirtin eintrat, fragte ich sie, woher der sonderbare feine Duft käme. Sie schüttelte erstaunt den Kopf und behauptete, sie hätte eine gute Nase, aber sie röche nichts. Meine Frage, ob jemand hier gewesen sei, verneinte sie sehr bestimmt.

Am andern Tage war der Duft verschwunden. Als ich nach ungefähr drei Tagen an einem Sonntagmittag nach Hause kam, empfing mich aber wieder derselbe feine fremde Duft. Ich sagte diesmal meiner Wirtin nichts. Ich suchte in meinem Zimmer nach einem Stück, das mir vielleicht eine Erklärung geben könnte. So kam ich an mein Bücherbort. Ohne es recht zu wollen, griff ich nach einem alten Schweinsledernen Buche: Der geöfnete Ritter-Platz. Worinnen die vornehmsten Ritterlichen Wissenschaften und Uebungen Sonderlich was bei Fortifikation Civil — Bau-Kunst.

Schiff-Fahrt — Fechten — Reiten — Jagden — Antiquen so wol als Modernen — Münzen und Medaillen Hauptsächliches und Merkwürdiges zu beobachten. In Erörterung der nothwendigsten und gewöhnlichsten Kunst-Wörter, wie auch einer kurz gefaßten Beschreibung und zierlichen Kupfer-Figuren, denen Liebhabern zum Vergnügen und vornehmlich der Politischen Jugend zum Nutzen und denen Reisenden zur Bequemlichkeit an das Licht gestellt worden. Hamburg Bey Benjamins Schillers sel. Wittwe im Thurm Lauenburg (gedruckt bey Christian Albrecht Pfeiffer) Anno 1715.

Ich las das langatmige Titelblatt einmal wieder und las es so, wie man vertraute Dinge zuweilen ansieht, ein wenig mit halben Gedanken. Ich blätterte weiter. Da lag ein alter gelber Zettel darin, mit großen, verblichenen Buchstaben stand darauf: Chagrin d'amour! Louise! Wie ein kurzer, verzweifelter Aufschrei wirkten die Worte auf mich. Diesen Zettel hatte ich noch nie gesehen. Und wie oft hatte ich schon in dem alten Buche geblättert! Links oben auf der Seite stand »Der Grannabier rechts Compagnie Minirer. Die Grannabierer Derer hat man sowohl zu Pferde als zu Fuß / und marschieren und rücken gemeinlich wie die Regimenter im Felde nach der Reihe aus und ein / und lagern sich, wo sie der Ordnung nach hingehören.« Das hatte ich schon gelesen, und den Zettel sah ich doch zum erstenmal auf dieser Seite liegen.

Da wurde mir der Besuch meines Freundes gemeldet. Ich stellte rasch das Buch fort. Mein Freund blieb in der Tür stehen. Ich dachte: Weshalb macht er eine so sonderbar feierliche Verbeugung? Aber dabei machte er eine gute Figur. Er zwang mich, ihn wohl ebenso förmlich zu begrüßen. Wir waren doch sonst ein wenig vertraut miteinander geworden. Dann gingen wir aufeinander zu und reichten uns die Hände. Er sah mich groß an. »Nun, wie geht es? So ernst? Chagrin d'amour? Oder was fehlt Ihnen?« Ich war gar nicht erstaunt, daß er diese seltenen fremden Worte brauchte, die mir eben zu Gesicht gekommen waren. Ein starker Eindruck beherrschte mich, nahm alle meine Sinne gefangen, daß ich nichts sagen konnte. Ich sah Frau Albing vor mir gehen mit feinen, leichten Schritten. Sie bog links die Straße ab, sie verschwand in



Rembrandt: Brustbild eines Mannes mit Vollbart

Original im Besitz des Herrn W. von Pannwitz in Berlin





einem Laden. Die elektrische Bahn hielt vor mir. »Holztor« stand daran. Mit diesem Wagen mußte ich nach dem Amte fahren. Ich stieg ein. Es war mir, als höhnte irgend etwas aus dem Wagen heraus. In einer weiten Ferne verklang etwas Schönsanftes und ließ ein wehmütiges Schweigen in mir zurück. Das war gestern morgen gewesen.

Ich hörte wieder die Worte meines Freundes, ich solle an diesem Sonntagnachmittag mit ihm spaziergehen. Ich folgte ihm und kam spät bei Dunklem zurück. In meinen Kleidern saß der Duft einer gesunden, starken Welt. Ich stand in meinem Zimmer und dehnte die Arme, da nestete etwas in mir. Chagrin d'amour? Ich holte mir den »Geöffneten Ritterplatz«. Ich wollte den alten Zettel noch einmal sehen. Ich suchte, fand ihn aber nicht. Und er hatte doch zwischen den Seiten gelegen, auf denen von den Grannabieren und der Compagnie Minirer die Rede war. Ich schlug diese Seiten auf und fand den Zettel nicht. Ich blätterte in dem Buch, ich fand nichts. Ich schüttelte das Buch. Nur ein paar eingefaltete Wappentafeln lösten sich, aber den Zettel konnte ich nicht entdecken. Ich mußte ihn verloren haben, als ich das Buch beim Kommen meines Freundes weggestellt hatte. Ich suchte und suchte vergeblich. Ich fragte meine Wirtin, aber es war an dem Nachmittage niemand in meinem Zimmer gewesen.

Als ich mich am Abend zu Bett legen wollte und schon halb entkleidet war, sah ich durch die Glastür den Mondschein ganz hell in dem Raminzimmer auf dem Boden liegen und an der Wand emporsteigen. Das Zimmer sah so feierlich aus, daß es mich lockte, noch einmal hineinzugehen. Da empfing mich jener starke Duft, der schon vor einiger Zeit mein Zimmer erfüllt hatte. Ich war diesmal noch erstaunter, denn ich hatte ja das Zimmer vor kurzem erst verlassen und nichts bemerkt. Woher kam dieser seltsame Wohlgeruch? Die Fenster und Türen waren geschlossen. Ich ging an den Ramin, dort herrschte der feine, kalte, scharfe Geruch angebrannter Gegenstände. Meine Sinne waren seltsam erregt. Ich machte Licht und griff nach einem Buch, das ich mir kürzlich gekauft hatte. Es war eine schöne neue Ausgabe von Goethes Liebesgedichten. Ich

wußte nicht, ob der Geruch verfliegen war, oder ob ich mich so sehr daran gewöhnt hatte, daß ich ihn nicht mehr bemerkte. Ich stand wenigstens nicht mehr so stark unter seinem Eindruck und konnte mich schließlich schlafen legen.

Ein paar Tage später folgte ich einer Einladung zum Abendessen bei meinem Vorgesetzten. Der Herr hatte eine sehr wohlhabende Frau und machte ein großes Haus. Es verkehrten dort auch Kaufleute, die sonst mit uns Beamten gesellschaftlich nicht recht in Berührung traten. Das hatte mir mein Freund erzählt, mit dem zusammen ich den Weg dorthin machte.

In dem Empfangszimmer waren schon eine große Anzahl Personen versammelt. Eine Gestalt nahm meinen Blick sofort gefangen. Frau Albing! Der Hausherr stellte mich vor. Ich begrüßte die Dame. Sie reichte mir die Hand wie eine alte Bekannte. Da bannte mich der Duft, der mein Zimmer so stark gefüllt hatte. Er strömte von Frau Albing aus.

Sie saß mir bei Tisch schräg gegenüber, doch so weit entfernt, daß wir uns nicht unterhalten konnten. Sie sprach lebhaft und fröhlich mit ihren Nachbarn. Ich wurde ständig von dem seltsamen Eindruck beherrscht, daß der eigenartige Wohlgeruch, der mein Zimmer erfüllt hatte, das Parfüm der Frau Albing war.

Ich bin an jenem Abend wohl ein wortfarger und langweiliger Tischherr gewesen. Einmal blickte ich auf und erschrak. Da saß die von Fischstiedt. Frau Albing hatte einen Augenblick sinnend geradeaus gesehen und in diesem Augenblick vollkommen den Gesichtsausdruck der Ahnfrau angenommen. Nach Tisch sprachen wir miteinander. Sie erzählte von dem Bildnis und sprach davon, wie entsetzt sie gewesen sei, als sie nach der Rückkehr von einer Reise es vermisse und erfuhr, daß die Stiefmutter es unterdessen verkauft hätte. Es sei damals ein Althändler in die Wohnung gekommen, und der Preis, den er geboten hätte, wäre der Mutter außerordentlich hoch erschienen. Auch einen schönen alten Schrank und Tassen mit Ansichten der Stadt seien damals verkauft worden. Den Schrank und das Bild hätte sie wiederbekommen. Der Schrank sei zu einem andern Althändler in eine andre Stadt gewandert. Nur die alten Tassen

habe sie nicht wiedererhalten können. Der Sammler, der sie gekauft habe, wollte sie unter feinen Umständen wieder hergeben. Sie sei aber vor allem froh, daß sie das Bild wiederhabe.

In einem sonderbaren Bann nahm ich alle ihre Worte auf. Wie im Traume sprach ich selbst, denn ich stand ganz unter dem Eindruck des Duftes, der von dieser Frau ausging. Sie erzählte, daß die Fischstebs in der männlichen Linie ausgestorben seien. Sie sei die letzte der Familie. Als sie dies sagte, bemerkte ich den Siegelring an ihrer rechten Hand, den ich kannte. Es war derselbe, den die Ahnfrau getragen hatte. Auf meine Bitte zeigte sie mir den Ring, der mit seinem großen, breiten, wappengeschmückten Stein den Ehering bedeckte. »Ja,« sagte sie, »das ist der alte Familienring, den die Frauen unsers Hauses getragen haben. Meine Mutter war die letzte, die ihn als Frau von Fischstebs trug. Meine Stiefmutter wollte ihn nicht tragen. Sie fand ihn zu groß und unförmlich.«

Da trat Herr Albing auf uns zu und schnarrte ein paar Worte in unser Gespräch hinein. Auf sein glattes Gesicht kam ein breites Lachen, das alle die Dinge zudeckte, bei denen unsre Gedanken geweilt hatten.

Die Gesellschaft war früh zu Ende; wir brachen bald auf. Zu Hause empfing mich ein dunkles, kaltes Zimmer. Der Dauerbrenner war ausgegangen, auch der alte Kachelofen im andern Wohnzimmer war kalt geworden. Eine öde Traurigkeit lag in den Räumen. Ich dachte: Weshalb schlägt mir heute nicht der Dufte entgegen, den ich nun auch dort draußen im Leben gefunden habe? Gröstelnd ging ich zu Bett. —

Es vergingen ein paar Monate. In dieser Zeit hatte ich Frau Albing nicht gesehen. Der Frühling kam ins Land. Ich ließ die Akten in meinem Bureau allein und lief vor die Tore der Stadt. Ohne Ziel ging ich auf einer schönen, geraden Allee. Da hörte ich Musik. Aus dichtem Grün lugte ein altes Rokokohaus. Als ich näher kam, sah ich, daß es ein Kaffeegarten war. Ich trat ein. In einem Zimmer war noch schöner alter Stuhl an der Decke, sonst hatte sich in den Räumen die Kaffeewirtschaft so breit gemacht, daß von der alten Herrlichkeit nichts weiter zu entdecken war. Irgendein Landhaus mußte dies einmal gewesen sein. Da

sah ich durch eine Glastür einen weiten, lustigen Garten sich dehnen. Vorn standen ein paar alte Sandsteinstatuen; Feden und beschnittene Bäume waren noch in ihrer alten Gestalt erhalten. Der Garten gehörte auch zu der Wirtschaft. Es standen auch etliche Stühle und Tische darin. Sie waren aber leer. Die Gäste hatten sich alle vor dem Hause niedergelassen, wo auch die Musik spielte, und von wo aus man auf die Landstraße sehen konnte. Einige Leute, die glaubten, an der frischen Frühlingsluft Schaden nehmen zu können, hatten sich in dem Gastzimmer niedergelassen.

Ich ging durch den Garten. Vielleicht entdeckte ich doch noch irgendein altes schönes Steinbild oder dergleichen. Einen ganz stillen Weg zwischen zwei hohen Feden ging ich entlang.

Da sah ich vor mir Frau Albing. Sie drehte den Kopf und sah mich groß und lächelnd an. Ich wollte auf sie zueilten, doch sie bog um eine Ecke; ich lief nach, sie war verschwunden. Ich ging in dem Garten auf und ab, ich fand sie nicht. Ich eilte ins Haus. Ich fragte, ob soeben eine Dame in einem weißen Kleide aus dem Garten gekommen sei. Man hatte niemand gesehen. Ich lief vor das Haus, ich fand sie nicht. Ich sah die Landstraße auf und ab, ich konnte sie nicht erspähen. Man konnte weit in die Landschaft hineinsehen. Irgendwo in der Ferne hätte ich noch einen weißen Punkt entdecken müssen oder ein Gefährt, das sie trug. Aber es war nichts zu sehen. Ich setzte mich in den Kaffeegarten in der Hoffnung, Frau Albing wäre doch noch zu treffen. Aber mein Warten war vergebens.

Auf dem Heimweg trat mir ein kleines Mädchen in den Weg und bot mir einen Strauß Himmelschlüssel an. Ich dankte. Was sollte ich mit den Blumen? Ich ging zum Abendessen.

Als ich nach Haus kam, stand ein Strauß Himmelschlüssel in einer Vase auf dem Tisch des Kaminzimmers, und die Stube war erfüllt von dem Dufte der Frau Albing. Ich fragte meine Wirtin, ob jemand in meiner Abwesenheit hier gewesen sei. Sie verneinte es. Ich wartete vergeblich darauf, daß sie mir sagen sollte, wer die Himmelschlüssel in mein Zimmer gebracht hätte. Vielleicht hat sie es selbst getan, dachte ich. Ich trat an den Tisch, nahm den Strauß und roch dar-

an. Als ich die Wirtin fragend ansah, sagte sie: »Haben Sie die Blumen selbst gepflückt?« Ich schüttelte mit dem Kopf. Sie fragte dann noch, ob ich irgendwelche Wünsche hätte, und ging hinaus. Wer mochte den Strauß in mein Zimmer gebracht haben?

Mitten in der Nacht wurde ich wach. Der Frühlingswind hatte mich wohl geweckt. Durch das offene Fenster war er hereingekommen, jung und warm. Ich stand auf. Da blinkte es durch die dünnen Vorhänge der Glastür. Im Kaminzimmer lag heller Mondschein. Ich ging hinein. Ich sah das Bild des Majors. Ich fühlte seinen Gesichtsausdruck in meinen eignen Zügen. Es war ein Gespanntsein auf irgend etwas, was da kommen wollte. Da schlug mir eine starke Welle des Duftes entgegen, der in diesem Zimmer schon oft zu Gast gewesen war. Die Schlüsselblumen standen im Mondlicht. Ich streckte meine Hand nach dem Strauße aus. Da ging die Tür auf, weiß stand es da. Lautlos ging es auf mich zu. Ich breitete die Arme aus. Weich schmiegte es sich an mich. Ich zog es zu mir auf den Divan nieder.

Am andern Morgen erwachte ich sitzend auf dem Divan des Kaminzimmers. Ein wohliges Betäubtsein lag in meinen Gliedern. Ich redete mich und sprang auf. Die Tür war gut verschlossen. Ich schämte mich vor dem hellen Tageslicht, das grau und spöttisch durch das Zimmer kam. Ich lief in das Schlafzimmer und kleidete mich an.

Als mir mit dem Kaffee die Zeitung und die Post gebracht wurde, griff ich, ganz meiner Gewohnheit zuwider, nicht zuerst nach den Briefen, sondern nach der Zeitung des Ortes. Auf der letzten Seite stand schwarz umrandert die Todesanzeige der Frau Albing. Ich sah zu dem Bilde des Majors auf. Der blickte mit großen blauen Augen in eine weite Ferne. An meinen Fragen sah er vorbei.

Es ward Zeit, ich mußte auf das Bureau. Mein Blick fiel auf die Vase. Es waren keine Schlüsselblumen darin. Sie war leer.

Ich habe mit allem Fleiß an diesem Tage

gearbeitet, und ich habe an diesem Tage gelogen. Als mein Freund in mein Dienstzimmer trat, wie meist, um irgendeine Sache mit mir zu besprechen, da sagte er: »Frau Albing ist tot. Die letzte derer von Fischstedt.« Ich habe gelogen und erstaunt getan, als ob ich es nicht gewußt hätte. —

Der Sommer kam mit vielen schönen sonnigen Tagen. Im August sollte ich Urlaub haben. Da schrie die Kriegsbrommete durchs Land. Ich war Reserveoffizier in einem rheinischen Regiment. Wir waren unter den ersten, die an den Feind herankamen, und gleich bei Lüttich haben sie mir die Kniegelenke des linken Beines zerstoßen. Es dauerte nicht gar zu lange, da ging ich mit dem steifen linken Bein auf mein Bureau und tat Dienst für zwei. Ich hatte nicht viel Zeit zum Sinnen und Denken.

Mein Freund fiel vor Verdun. Unter den kleinen Kriegskreuzen, die in den Zeitungen vom Kriegerode reden, stand eines Tags auch der Name Albing. Wo mochte das Bild des Fräuleins von Fischstedt jetzt hinkommen?

Ich ging zu dem Althändler, der das Bild schon einmal in seiner Hand gehabt hatte. Nach zwei Monaten brachte er es mir. Auch den Schrank konnte ich kaufen; er trug das Fischstedtsche Wappen. Eine Schwester des Herrn Albing hatte dem Händler alles überlassen.

Das Bild der von Fischstedt hängt wieder über dem Kamin. Auch der Schrank hat Platz auf dem Vorsaale des alten Hauses gefunden. Ich habe das Haus von meiner Wirtin gekauft. Ich bin der Chef der Behörde hier geworden und werde wohl bis zu meinem Ende an diesem Orte bleiben.

An meinen Schläfen sind graue Haare. Ich bin ein Krüppel. Vielleicht mag sich zu dem doch noch eine Frau finden. Aber wer wird in dieser verlorenen Gegend der Stadt ein neues Heim mit errichten wollen, unter dem Bilde der von Fischstedt! Sie mag nur kommen, die neue Herrin: der heimlich, buhlerisch süße Duft ist nicht wieder erweckt worden in meinem Haus seit jener Frühlingsnacht.





# August der Starke und Spener

Von Cornelius Gurlitt

Pastor Christian Gerber in Lodwig bei Dresden ließ 1717 ein Buch in zwei Bänden erscheinen, dem er den Titel gab: »Die Unbekannten Wohlthaten GOTTES in dem Chur-Fürstenthum Sachsen«, verlegt bei Johan Jacob Windlers Wittib. In diesem erzählt er, daß 1713 König August der Starke in die Hofkirche gekommen sei und dort eine Tafel gefunden habe, auf der Namen und Amtsdauer aller evangelischen Oberhofprediger und bei jedem dessen Bildnis sich befunden habe. Nur das Bildnis Johan Jakob Speners habe gefehlt, der am 7. Juli 1686 in das Amt berufen und am 5. Februar 1705 in Berlin gestorben sei. Sein Nachfolger im Amt S. B. Carpzow wurde am 16. März 1697 berufen. Daß Spener den Dienst infolge der Ungnade Kurfürst Johann Georgs III. verließ, wird auf der Tafel nicht erwähnt. August aber habe befohlen, das Bild Speners malen zu lassen und der Reihe einzufügen, was auch geschehen sei. Das Bild befindet sich neben den andern heute in der evangelischen Hofkirche Dresdens, der Sophienkirche, und zeigt den großen Theologen in der Amtstracht.

Damals war August ein Mann von dreißig Jahren und längst zum Katholizismus übergetreten. Die Geschichte ist aber für seine Wesensart so bezeichnend, daß es sich lohnt, auf sie etwas tiefer einzugehen.

August der Starke hat in der Weltgeschichte ein wenig freundliches Weltgericht gefunden. Er gilt als ein Verschwender, der sein Volk durch wüste Prachtliebe ins Elend gebracht habe, als ein eitler und gewissenloser Mensch, der seiner Väter und seines Volkes Glauben leichtfertig hingegen habe, um dafür die polnische Königskrone zu erwerben, als ein Genußmensch, der seine Pflichten veräußerte, aber um so mehr den Frauen nachgejagt habe, als ein Tyrann, der zwar seine ernstesten politischen Ziele verfolgte, aber doch seinen Vorteil als allein für maßgebend erachtet habe — kurz, als ein padendes Beispiel dafür, wie ein Fürst nicht sein solle. Man lobt dabei seine Kunstliebe. Aber es war eben die »frivole« Kunst des 18. Jahrhunderts, die er pflegte, und erst die Zeit nach ihm nahm die keusche Strenge der Antike wieder auf, die zu Augusts Zeiten nicht verstanden worden war. So etwa ist das Bild eines Mannes von den Nachlebenden gezeichnet worden, der seinen Zeitgenossen als ein großer Fürst, als ein Mann von bewundernswerten Gaben

— nicht nur körperlicher, sondern auch geistiger Kraft —, als der beste Regent Sachsens, als Kriegsheld und mehr noch als Förderer aller künstlerischen, wissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen Bestrebungen mit begeisterten Worten geschildert wird, dessen Güte alle Welt lobte, soweit sie nicht als allzu groß, als bis zur Schwäche sich auslebend geschildert wurde. Aus Augusts Lebensbild kann man lesen, daß man ihn feierte als den Förderer des Volkswohls, als den Fürsten, der seine Untertanen weniger mit Steuern bedrückte als die der Nachbarländer. Aber all das wurde von den Nachlebenden als Beweis der Dämmerlichkeit jener Zeit abgelehnt: es seien elende Schmeicheleien, Versuche, die Gunst des eiteln Fürsten zu erkrichen.

Aber es vollzieht sich in unsrer Zeit unverkennbar ein Wandel in der Beurteilung des Königs. Man sieht wohl ein, daß man ihm unrecht tat; man erkennt seine Fehler, und man findet bei tieferem Eingehen in sein Wesen einen Mann von achtungsgebietenden Eigenschaften. Seine polnische Politik entsprang nicht der Eitelkeit, sondern einem durchaus berechtigten Streben, seinem Heimatlande Sachsen politischen Einfluß zu schaffen, indem es zwischen den nach Osten vorstrebenden Nachbarstaaten Preußen und Oesterreich als dritter gleichberechtigter auftreten wollte. Hätte damals eine deutsche Politik überhaupt bestanden, so würde es zweifellos ihre Aufgabe gewesen sein, die Bestrebungen Augusts, als deutsche, zu unterstützen. War doch ein Franzose sein hauptsächlichster Gegner und hoffnungsreichster Mitbewerber um die Krone bei der Wahl gewesen, hatte doch ein französischer Prinz schon früher auf dem polnischen Thron gesessen, war doch seines Vorgängers Johann Sobieski Frau eine Französin von starkem politischem Einfluß gewesen, all dies als Erfolg der seit Franz I. in Paris betriebenen Politik, Deutschland einen Gegner im Osten zu schaffen oder diesen doch zu unterstützen, so die Türken, dann die Polen, endlich in unsern Tagen die Russen und erneut die Polen. August hatte in jungen Jahren am Rhein gegen die Heere Ludwigs XIV. gekämpft, hatte 1688 bei seinem zweiten Besuch in Paris eiligst flüchten müssen, als der Franzosenkönig den Krieg gegen Deutschland vom Saune brach und Melac seine Verwüstungen in der Pfalz begann. Er kannte die Gefahren, die dem zerrissenen Deutschland vom Westen drohten. Seine Polenpolitik war

auf gutem Wege, dort den Geist des Haders und der Rebellion niederzudrücken, der Polen nie verlassen hat. Augusts Sohn genoß die Erfolge seines Vaters. Aber Friedrich der Große zerstörte leider das Werk, indem er Sachsen von Polen durch die Eroberung Schlesiens abschürfte und alles tat, was er nur konnte, um Sachsens aufblühenden Handel mit Polen zu zerstören — gewiß richtig für Preußen, ebenso verhängnisvoll für Deutschland, das es eben damals politisch kaum gab.

Wer sich mit der Geschichte Augusts und namentlich mit der Beurteilung seines Wesens und Wertes beschäftigt, muß sich zunächst durch Berge von Hofklatsch hindurcharbeiten. Da ist ein Vorleser Friedrichs des Großen, v. Pöllnitz, der eine Sammlung von Skandalgeschichten aus Augusts Liebesleben herausgab. Es ist schwer zu verstehen, wie er als ernste Geschichtsquelle aufgefaßt werden konnte: erzählt er doch von allen Abenteuern, über die er berichtet, mit einer Genauigkeit, als habe ihn der König gebeten, jeder Liebeserklärung als Protokollant beizuwohnen. Er schrieb eben einen »historischen Roman«, d. h. er dichtete das zusammen, was ihm am sächsischen Hofe von den Klatschbasen erzählt worden war. Die Akten der Archive belehren uns überall dort, wo sie überhaupt Kunde geben, wie falsch die Darstellung ist: gewiß, August war kein Tugendbold. Ein Herkules an Kraft, benutzte er seine Stellung als unumschränkter Herr und die Zeitanficht, daß einem Fürsten das Aushalten einer Geliebten anstehe, um sich auszuleben. Dabei fiel ihm wahrlich nicht die Rolle des Verführers zu, sondern er hatte seine helle Not, sich dem Andrang der Frauen zu erwehren, und nicht nur dieser, sondern auch der Männer, die ihm ihre Freundinnen, ja ihre Töchter zuführen wollten, um durch diese Einfluß auf den König zu gewinnen.

Die Erzählung des Pastors Gerber über das Bild Speners führt mich auf Augusts Stellung zu den Konfessionen. Zunächst frug ich mich, ob die Tafel und die Bilder der Oberhofprediger noch erhalten seien. Obgleich sonst mit dem Kunstbesitz Dresdens gut bekannt, wußte ich nichts von ihnen. 1697 war August zum Katholizismus übergetreten. Trotzdem fand zu Gerbers Zeit der evangelische Hofgottesdienst noch in der Kapelle im königlichen Schlosse statt, von der sich heute nur noch das am Jüdenhof stehende schöne Renaissancetor erhielt. Es war die Kapelle ein reichgeschmüdter stattlicher Bau, während dem katholischen Gottesdienst im Schloß nur auf bescheidenste Weise im ersten Obergeschoß ein Raum zugewiesen war, bis später das umgebaute Opernhaus diesem Zwecke diente. So blieb es bis 1737, als nach Augusts Tode der evangelische Gottesdienst in eine alte

Klosterkirche verlegt wurde, die sogenannte Sophienkirche. Die Schloßkapelle wich aber Räumen für den Hofdienst.

In der Sophienkirche fand ich auf Anfrage bei deren Verwaltung die Bilder wohl erhalten. Sie hängen in der sogenannten Ministerbetstube, die gewöhnlich nicht zugänglich ist. Man hat sie also beim Umzuge aus der Schloßkapelle mit herübergenommen. Epener, der Vater des Pietismus, war Oberhofprediger in der Zeit von Augusts Jugend. Ich habe hier nicht von der Bedeutung dieses Mannes zu sprechen, die darin liegt, daß er eine vertiefte innere Frömmigkeit an die Stelle der nur zu oft verknöcherten Rechtgläubigkeit der Theologen jener Zeit stellen wollte, daß er auf Reinheit und In sich Gekehrtheit des Herzens mehr Wert als auf die reißlose Anerkennung von Luthers Lehre legte, obgleich er dieser in allen Hauptfragen folgte; daß er mitwirkte bei den Bestrebungen der Zeit, die auf den Grundlehren Christi, nicht aber auf die Bekenntnisschriften der Konfessionen das Hauptgewicht legten. Dabei war er gefeiert um seiner seelsorgerischen Leistungen willen, beliebt wegen seiner ernststen Mahnungen zur Echtheit und Tugend, gegen die Vergnügungssucht und Unsittlichkeit. Namentlich auch als Führer der Kinder war er mit großem Erfolg tätig. Der Hof freilich liebte ihn, als einen unbequemen Mahner, nicht. Man höhnte, der Kurfürst habe nicht einen Oberhofprediger, sondern einen Oberhofschulmeister. Die Streittheologen der Universität Wittenberg aber wiesen ihm »Irrungen« in der Lehre Luthers nach, verziehen ihm nicht seine Milde und Duldsamkeit und sahen in seinem Gebaren nur eine weichherzige Verwässerung von Luthers glaubensstarken Willen — zweifellos von ihrem Standpunkt aus nicht ohne Grund. Und sie erreichten, daß Epener trotz seines großen Anhanges unter den Theologen und Laien Dresden verließ, um an den preußischen Hof überzusiedeln.

Ob er zu August in ein unmittelbares Verhältnis getreten sei, weiß ich nicht. Aber sicher hat der Knabe seinen Predigten beiwohnen, wahrscheinlich auch an seiner Kinderlehre teilnehmen müssen. August war 16 Jahre alt, als Epener nach Dresden kam. Damals war er, wie er in erhaltenen kindlichen Niederschriften von sich sagt, ein unschuldiger Knabe, der von allerhand Taten träumte. Er versuchte sich im Einne der Abenteuer-Romane jener Zeit selbst zu schilbern. Seine früh erwachende körperliche Kraft führte ihn zu ritterlichen Künsten, also zu dem, was man heute Sport nennt. Er fühlte sich in jungen Jahren berufen, die nach dem Dreißigjährigen Kriege erschlaffte Rüstigkeit im Volk, zunächst in dem ihn umgebenden Adel, zu heben. Die Damen des Hofes ver-

häßtelten den lebhaften und sonnigen Knaben. Er erzählt von einer, die ihn das Küssen lehrte, bis deren Bräutigam ihr das verbot.

Ein Jahr nach Epeners Dienstantritt, 1687, trat August seine »Große Tour« an, die Reise an die Höfe von Paris, Madrid, Lissabon, nach Mailand, Venedig und Wien. Man gab ihm einen Theologen mit, Dr. Paul Anton, einen Anhänger Epeners, der später als Professor in Halle im Sinne seines Lehrers wirkte. Daß man ihn wählte, mag der Einfluß von Augusts Mutter bewirkt haben, der frommen Kurfürstin Anna Sophie, der Tochter König Friedrichs III. von Dänemark. Anton hinterließ Aufzeichnungen über seine Reise und erzählt darin viel von den hervorragenden katholischen und reformierten Theologen, mit denen er unterwegs zusammenkam und die er eifrig aufsuchte, um mit ihnen über Glaubensfragen zu sprechen. Er stand fest in seinen lutherischen Überzeugungen, konnte sich aber der Wucht mancher Einwendungen nur schwer erwehren. August aber, wenn er gleich nirgends als beteiligt an den Streitfragen erscheint, hatte doch um sich Epenerschen Geist. Wohl drückte auf die ganze Reisegeellschaft der Kampf gegen die Evangelischen, wohl sah August die Folgen der Härte, mit der die Jesuiten die Unterdrückung fremden Glaubens dort betrieben, wo sie an der Macht waren, und so mag denn die Empfindung in der jungen Fürstenbrust auch geworden sein, daß es ein Fehler sei, andre ihrer religiösen Anschauungen willen zu bekämpfen. Es mochten ihm wohl Zweifel aufkommen gegen die Wut jener Theologen, die sich einseitig auf ein Bekenntnis festlegten, jenes Wittenberger Professors Calow, der täglich Gott bat, er solle ihn mit Haß gegen die Irrlehrer erfüllen, gegen jene, die nicht jedes Wort der *Confessio Augustana* als unumstößliches Bekenntnis dessen ansahen, der sich Christ zu nennen das Recht beanspruche. Der Geist der Duldsamkeit begann sich zu regen, nachdem der furchtbare dreißigjährige Religionskrieg und der aus ihm sich ergebende Haß mehr und mehr zur geschichtlichen Erinnerung wurde. Man muß bedenken, daß ein Hugo Grotius, ein Hobbes, ein Descartes, Spinoza, Leibniz jener Zeit angehören, daß der Wunsch nach Versöhnung der Christenheit in der Luft lag. Und die Duldsamkeit, wie sie 1779 Lessing im »Nathan« lehrte, mußte sich in zwei Formen äußern: in der Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Fragen, namentlich gegen die theologischen Streitigkeiten, im »Indifferentismus«. Oder im Kampf gegen den konfessionellen Fader, also in einer bewußten Abkehr von den Konfessionen auf Grund einer verstandesmäßigen Erkenntnis des Weltganzen und der höchsten Dinge in ihm, also im »Rationalismus«, der »Naturphilosophie«.

Wer geschichtlich zu denken gelernt hat, der muß sich die Forderung abgewöhnt haben, die Menschen der Vergangenheit nach ihrem Verhältnis zu neuzeitigem Denken zu beurteilen, der muß sich vor Parteinahme hüten. Es ist nicht der bessere Mensch des 18. Jahrhunderts, der an der Lehre seiner Konfession festhielt, ebensowenig der, der sich innerlich von ihr loslöste. Daß die Beamten der Kirchen, die Geistlichen, ihr Amt im Sinne der von ihnen übernommenen Pflicht auszuüben hatten, und daß sie dies aus innerer Überzeugung taten, ist ebenso ein Beweis von moralischer Kraft, wie daß andre sich von der Glaubenslehre losagten, die im Herzen und Hirn mit ihr nicht mehr übereinstimmten.

August las ernste wissenschaftliche Bücher, das bestätigte seine Umgebung, namentlich solche naturwissenschaftlichen und technischen Inhaltes. Und wenn er gleich unter der Last seiner weltmännischen Höflichkeit sein Innerstes selbst gegen seine vertrautesten Minister verschloß, so erkennt man doch aus seinen Taten, daß der Gedanke der Dulbung bei ihm sich in religiösem Indifferentismus umgewandelt hatte. Das lag im Zuge der Zeit und offenbarte sich an vielen hervorragenden Köpfen jener Tage. Die »Fragmente eines Unbekannten«, nämlich des Hamburgers Reimarus, die Lessing seit 1774 herausgab und die damals noch so viel Staub aufwirbelten, stammen aus den Lebzeiten Augusts. An seinem konfessionell gemischten Hofe bestanden ähnliche Ansichten zweifellos. Er ließ »jeden nach seiner Fassung selig werden«, wie nach ihm Friedrich der Große.

An August trat die Versuchung heran, eine große und für sein Land heilsame politische Aufgabe zu übernehmen, nämlich seinem wirtschaftlich und namentlich industriell aufblühenden Kurfürstentum ein Hinterland zu schaffen, das ihm die Rohstoffe liefern konnte, die es für seinen Gewerbefleiß brauchte, und das ihm die Fertigung abnahm, für die der heimische Markt zu klein war: Polen. Durch dieses hoffte August sein Land aus der politischen Enge herauszuheben, in die es durch die Fehler seiner Vorfahren verfallen war, und ihm neben Österreich und Preußen eine europäische Stellung zu geben.

Um die polnische Krone übernehmen zu können, wurde er Katholik, indem er seinen Sachsen die Zusicherung gab, daß ihr kirchliches Leben durch seinen Abtritt nicht leiden solle. Zugleich versprach er dem Papste und dem polnischen Klerus, alles für die Verbreitung des Katholizismus zu tun. In Rom jubelte man: dort war man der Ansicht, August werde nach dem Grundsatz *cujus regio, ejus religio* Sachsen katholisch machen, also den Sieg der alleinseligmachenden Lehre im Herzen des Protestantismus, im Stammland der Reforma-

tion herbeiführen. Es war unmoralisch, daß er zu gleicher Zeit Dinge gelobte, die sich vollständig widersprachen. Und von beiden Seiten hat man deshalb Klagen gegen ihn erhoben. Noch herrschte in der Politik der Geist Machiavellis, die Ansicht, daß der Erfolg der Maßstab sei, mit dem man den Wert einer politischen Handlung beurteilen müsse, nicht die bürgerliche Moral. Wer die Politik unsrer Zeit überdenkt, so zum Beispiel Wilsons, des frommen und friedfertigen Mannes, Worte und Zusicherungen mit seinen Taten vergleicht, der wird verstehen, was August mit seinen Zusicherungen erstrebte.

Dem kühnen, in Kriegen erprobten jungen Fürsten öffnete sich die Aussicht auf eine gewaltige Lebensaufgabe. Seine lebhafteste Phantasie malte diese sich in den glänzendsten Farben aus. Es waren nicht unmögliche Dinge, die ihm vor Augen schwebten. Was damals im nahen Osten möglich war, bewies sein Gegner, der Schwedenkönig Karl XII. Dieser scheiterte nach unerhörten Erfolgen, August erlebte schwere Schläge, erhielt aber seine Macht in Polen aufrecht. Und wenn die Polen sich dabei als ein Volk erwiesen, das einen festen Zusammenschluß einfach nicht ertug, aus Gründen der »Freiheit« der Einzelnen, so war August doch auf dem Wege, sie zu höherer politischer Einsicht zu führen.

In Sachsen wie in Polen mußte August den Konfessionalismus zu beschwichtigen suchen. Er tat es in einer zwar der bürgerlichen Moral, nicht aber in einer der politischen jener Zeit widersprechenden Weise. Der Fürst, der sich zum Nachteil des Staates durch sein Wort gebunden fühlte, galt als schlechter Politiker: er vergab, wie Richelieu sagte, seiner Ehre damit, wenn er das für ihn nachteilige Versprechen hielt. Der Politiker kann selten ein aufgestelltes Programm restlos durchführen. Es fragt sich, ob er es wenigstens in den Grundzügen sich zur Richtschnur machte. Der Zwiespalt, den der Abtritt zum Katholizismus schuf, verbitterte August das Leben, schuf in ihm einen Riß, eine seelische Vereinsamung, die er vergeblich durch den bionysischen Zug seines Wesens — um mit Nietzsche zu sprechen — zu verhüllen strebte.

Man muß ihn daher nicht nach seinem Versprechen, sondern nach seinen Taten beurteilen. Er änderte nichts an den sächsischen Gesetzen hinsichtlich der konfessionellen Frage. Diese hielten, gestützt auf die Landstände und die Geistlichkeit sowie auf die geschlossene Masse des Volkes, fest an der Einheitlichkeit der Lehre. Nichtlutheranern war verboten, Grund und Boden in Sachsen zu erwerben, Bürger zu werden, Gottesdienst abzuhalten. Aber durch Augusts Duldung wurde das Gesetz für Reformierte, Katholiken und Juden bis zu einem gewissen Grad umgangen. Nachbarstaaten sie-

delten aus Frankreich flüchtende Reformierte an, um aus ihrer höheren Gewerbekunst Vorteil zu ziehen; August war dies verboten. Er baute selbst Fabriken und setzte die Zugewanderten als Pächter ein. Er gestattete reformierten Kaufleuten, die für die Messe in Leipzig von hoher Bedeutung waren, dort eine Gemeinde zu bilden, einen Geistlichen anzustellen, zum höchsten Zorn der lutherischen Stadtverwaltung. Aber man nenne mir den Schritt von ihm, der der lutherischen Kirche tatsächlich feindselig gewesen sei, ihr, die, wie das Aufblühen des Gemeindegelbens, wie das Auftreten eines Zingendorf und so vieler anderer bekundet, in vollster Blüte sich entwickelte. Freilich, August stellte Hofkünstler an, wie den katholischen Bildhauer Balthasar Permoser und den Architekten M. V. Pöppelmann — aber wir wollen ihm deshalb keine Vorwürfe machen: sie schufen eine Kunst nach seinem und unserm — Herzen.

Wenn innerhalb der lutherischen Kirche die Auffassung eines Zingendorf, Sellert und später der Rationalismus das Übergewicht gewann, so geschah dies, ohne daß August eingegriffen hätte, wie er denn auch den Oberkirchenrat nicht störte, wenn dieser pflichtgemäß sich gegen diesen Geist auf Grund der für ihn allein maßgebenden Landesgesetze stützte. August hat den Sachsen sein Wort gehalten, außer daß er seinen Sohn — wieder aus politischen Gründen — zwang, ebenfalls Katholik und damit König von Polen zu werden.

Ein Zeitgenosse, der dem Könige unverkennbar nahestand, ohne dessen Untertan zu sein, einer der besten unter denen, die uns Nachrichten vom Dresdner Hof hinterließen, M. v. Loën, sagt einmal, es sei unrecht, wenn man August vorwerfe, er sei von einer Religion zur andern übergetreten, denn er sei nie im Herzen Lutheraner gewesen. Loën irrt: er ist auch nie von Herzen Katholik geworden. Ganz ähnliche Vorwürfe wie die Kirchenmänner Sachsens machte ihm der Klerus Polens und in oft sehr scharfer Sprache der Papst. Denn er folgte auch dort nicht seinem Versprechen und den bei den politischen Parteien maßgebenden Anschauungen, ohne diesen offen entgegenzutreten. Seine Künstlernatur erfreute der katholische Gottesdienst, und er hat dem in der ihm geläufigsten Sprache, der Architektur, in Polen durch Kirchenbauten berebten Ausdruck gegeben — ebenso sehr, wie er in Sachsen den protestantischen Kirchenbau förderte. In Polen aber fanden in ihm die Protestanten des Landes, die Dissidenten, einen starken Schutz und bildeten selbst in der Landeshauptstadt eine Gemeinde, die sich bald nach seinem Tode eine ständige Kirche bauen konnte. Die Protestanten des damals polnischen Danzig errichteten ihm dankbar im Artushof eine Marmorstatur.



Und das führt uns wieder zu Epenier und zu jener Tafel, auf der des großen Vorkämpfers Bild fehlte und durch August ersetzt wurde. Ich weiß nicht, warum es fehlte. Das wahrscheinlichste ist, daß die Orthodoxie seiner Nachfolger es dort nicht zu sehen wünschte, daß die Nachfolger ihn nicht als ihresgleichen anerkannten.

August aber trieb ein sinniger Zug an. Er dankte damit seinem Jugendlehrer und dem Manne, dessen frommes Wirken ihm, dem von Leidenschaften Durchwühlten, von Mißtrauen gegen jeden Erfüllten, dem seine Pläne im tiefsten Winkel der Brust Verbergenden den Weg gewiesen hatte, der ihn von konfessioneller Gebundenheit frei zu kommen angeregt hatte. Nicht war das Samen Korn Epeniers auf eine Stelle gefallen, auf der es in des großen Gottesmannes Sinne hätte aufwachsen können. August ist in seiner ganzen Art, in seiner Stellung zum Glauben ein volles Gegenteil von dem, was Epenier erstrebte. Dieser wollte den gottergebenen, weltabgewandten Menschen erziehen, wollte ihn lehren, in Bescheidenheit sich in Christi Wort einzuleben. Aber gerade das, seine Ablehnung des Richteramtes gegen Andersdenkende, die Milde seiner Seele mag auf

August gewirkt haben, in dem Sinne, daß er hierdurch den Weg fand, zwar in der von ihm aus äußeren Gründen angenommenen Konfession zu leben und das an Handlungen zu leisten, was diese fordert, ohne damit den Haß und die Mißachtung zu übernehmen, die die Konfessionen zu den blutigsten Kriegen und Verfolgungen geführt hatten und noch führten.

Es ist nicht meine Absicht, August zu verteidigen. Wohl aber möchte ich ihn, einen geistvollen Mann, eine Künstlerseele von gewaltigem Schaffenseifer, als eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf den Thronen verstehen.

An Augusts Sterbebett stand ein katholischer Priester. Er bekannte sich vor ihm als ein großer Sünder, sagte aber, er sei schon zu schwach, um seine Verfehlungen zu beichten, für die er Gottes Gnade angerufen habe. Hat sein Herz jenes hinterlistig gegebene Versprechen über seine Stellung zu den Konfessionen beunruhigt? Oder hoffte er durch seine Taten in seiner Kirchenpolitik den Fehler geküßt zu haben? Der Priester mochte sich dies fragen. Aber er erteilte ihm die Absolution!

Mir will scheinen, daß die Geschichte diesem Beispiele folgen solle.

## Das Marmorbild

Im grellen Lichte des Tages stehn sie erstarrt,  
Und ihre Lippen und ihre Leiber sind kalt und hart.  
Ihre fest ineinander verketteten Augen sind

Wie blind.

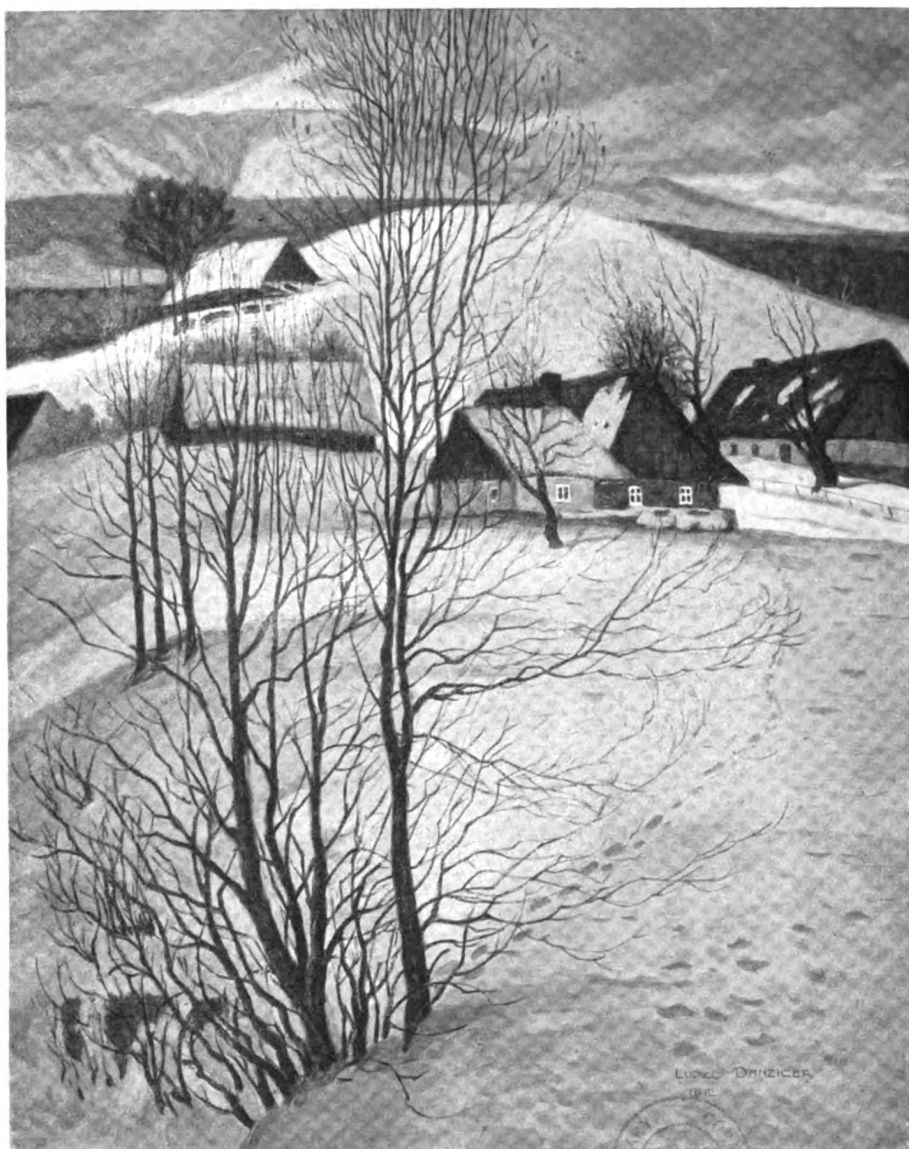
Und über beiden liegt es, kaum fühlbar, wie zitternde Scham,  
Weil ihnen der Tag so jäh das schützende Kleid der Nacht von den Leibern nahm.

Zur Nacht jedoch, wenn der Part von dem Lachen der flachen Menschen leer,  
Wenn die Sterne sich schaukeln im wiegenden Blättermeer,  
Verliebte Winde leis mit den Rosen  
Rosen,

Wenn die zärtlichen Hände des Mondes schmeichelnd über die Erde gehn  
Und die nachtaufunkelnden Augen der Gräser voller Wunder stehn,  
Dann fangen die Herzen der beiden Erstarrten an zu glühn,  
Dann stehn ihre Augen von dunklen Feuern entflammt,  
Dann werden die weißen Marmorleiber lichtschimmernder Samt  
Und scheinen zu wachsen und aufzublühn  
Und in heißem Ersehnen  
Sich tief in den Leib des Geliebten hineinzudehnen.

Der Nachtwind aber bemüht sich, ganz leise zu gehen,  
Um jedes der glühenden Worte zu verstehen,  
Die aus dem Munde der beiden Liebenden brechen  
Und von den unsagbaren Wundern des Lebens sprechen.

Fritz Rudnig

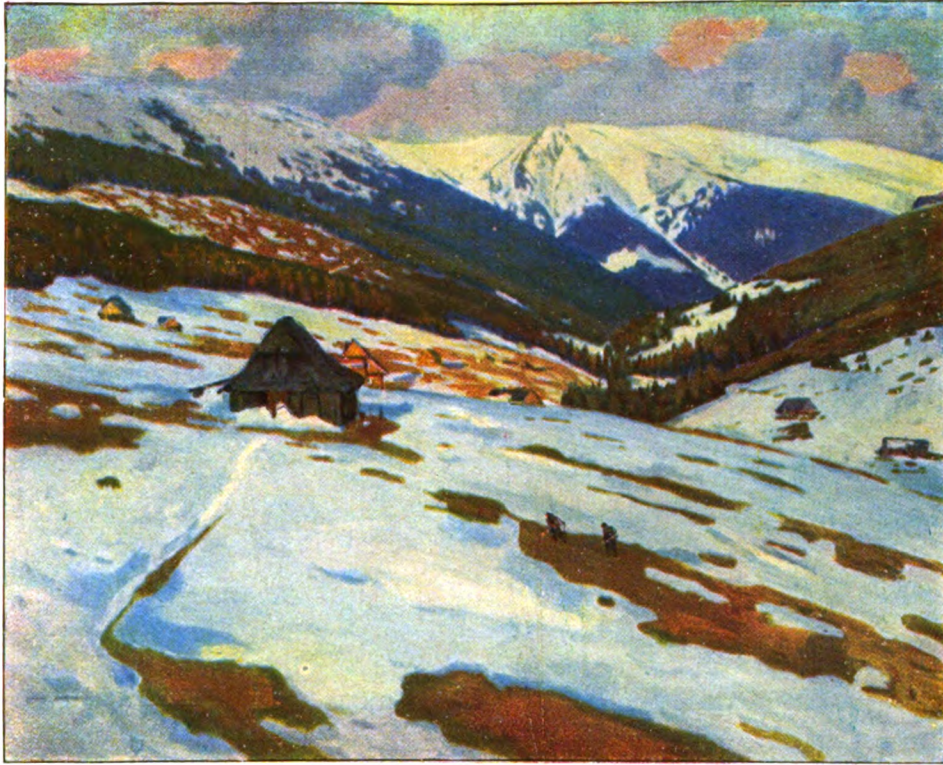


Ludwig Danziger:

Winter in Agnetendorf

Besitzer: Amtsrichter Hänischkel in Rattowitz





Ludwig Danziger:

Schneeschmelze in St. Peter

## Das malerische Riesengebirge im Winter

Mit 6 farbigen Abbildungen und einem Kunstblatt in Mattondruck nach Gemälden von Ludwig Danziger

Von Dr. Georg Wenderoth

**D**ie Schönheit des Riesengebirges läßt uns fast vergessen, daß auf seinem hohen Kamme heute die Grenze läuft zwischen Deutschland und dem östlichen Auslande. Diese gewaltige Klippe könnte als ein völkerscheidender Trugwall erscheinen. Aber die hohen Reize dieses Grenzgebirges verhindern solche Scheidung und machen es eher zur Verbindungsbrücke, die uns immer wieder ins entfremdete Böhmen hinüberweist, damit wir die dort wohnenden Deutschen nicht vergessen.

Es ist eine Schönheit der Kraft. Keine solche der Lieblichkeit bewaldeter Hügel mit sanft ansteigenden Hängen, wie im übrigen deutschen Mittelgebirge. Schroff ragen die steilen Felswände aus bewaldetem Untergrund. Wie in toller Laune hingetürmt reihen sich die Facken und Klippen des Kammes daher in phantastischen, großartigen Formen. Schneeschründe, weiß leuchtend bis

in den Hochsommer, ziehen zutal. Tief eingekerbte Felsenschluchten, einst Gletscher bettend, bergen dunkle Schatten. Wir messen dies Gebirge nicht mit dem Maßstabe irgendeines bekannten Hochgebirges. Es trägt seinen eignen Maßstab in sich. Als hohe Wasser- und Wetterscheide am Rande der nordostdeutschen Tiefebene hat es überdies seine ganz besonderen atmosphärischen Verhältnisse. Sie zeigen seine Höhen in beständig wechselnder Beleuchtung, entrücken es dem Beschauer im Tale bald in neblige Ferne, zaubern es bald scharfumrissen vor ihn hin oder hüllen es in Wolken. Seine Wolfenerfülltheit ist sein besonderes Merkmal. Auf seinem Kamme lagern die Nebel lange, und über schwarze, verwitterte Geröllfelder huschend, in die einstige Berggipfel zusammengestürzt sind, geben sie der Landschaft dort oben viel Düsterteit. Hochmoore verstärken diesen Eindruck, und vollendet ist diese mystische, naturnahe Wirkung, wenn

Westermanns Monatshefte, Band 131, II; Heft 786

45



dann plötzlich auf der Hochebene der legende Sturm den Nebel zerteilt und dicht vor uns wie ein hingespiegeltes Bild das Wunder des pyramidenförmigen Koppengipfels steht, dieser merkwürdigsten aller Bergformen des nördlichen Deutschlands.

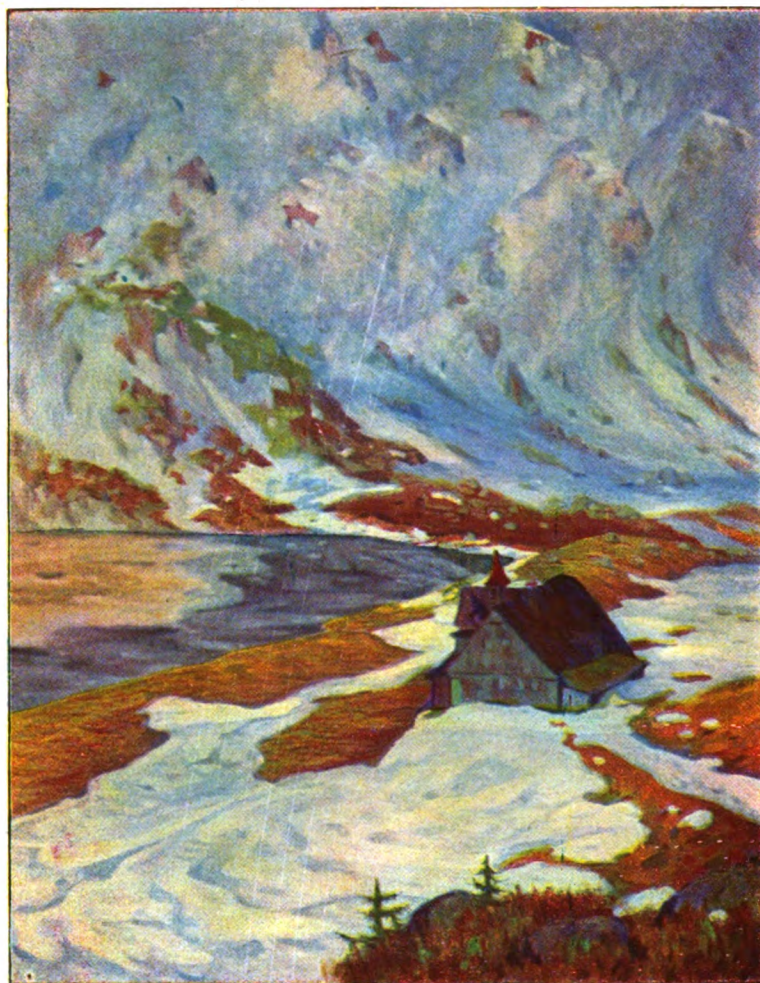
Dies Gebirge hat noch die Kraft, sich seine eignen Menschen selbst zu formen. Die der Erholung dienenden Fremdensiedlungen einiger Täler fälschen sein Bild nur in örtlich beschränktem Maße. Es gibt dort noch eingesehnenes, ursprüngliches Menschentum, geschaffen von der Natur nach ihrer Laune. Gerhart Hauptmann ist sein Gestalter. Ganze Dörfer gibt es noch von einheimischem Charakter. Verstreut liegen ihre einstöckigen Häuschen mit den kleinen Fensterchen, die unter der Haube ihrer mächtigen Dachgiebel verstoßen hervorlugen, im Sommer umblüht von Wiesen und Gärten, im Winter zusammengebuddelt unter ihrer Schneelast. Wer seine Schritte abseits von den bunten Wegweisern zu lenken weiß, erschaut dies eigentliche, das einheimische Riesengebirge. Ist er zu ihm vorgebrungen, so erschließt sich ihm erst der örtliche Charakter der Landschaft.

Für den Maler, dem das Charakteristische Erlebnis ist, kann nur diese Ursprünglichkeit von Reiz sein. Auch hier siegt die Größe und Unmittelbarkeit wahrer Natur über jede Mode des Stils, die nicht aus ihr selbst hervorgegangen ist, und hier klafft kein Riß zwischen wirklich Gesehenem und innerlich Gesehenem. In Naturnähe erlebte Größe und Liebe zum Gegenständlichen schmilzt in lebendig danciger Bildern zu selbstverständlicher Einheit zusammen. Es sind Bilder, hervorgegangen aus engster Gemeinschaft mit dieser Gebirgswelt und ihren Bewohnern, ganz aus örtlicher Stimmung heraus gemalt, und zugleich Bekenntnisse eines Künstlers, der in liebevoller Versenkung in die Anschauung vertrauter Stätten seiner Heimat nach jahrelanger Großstadtunruhe den eignen Menschen wiederfindet. Dies Gebirge, das er von Kindheit auf in so fernem Glanz zu seiner Geburtsstadt, dem nahen Lauban, herüberleuchten sah und das in ihm romantische Sehnsucht und Träume weckte, birgt ihm auch als reifem Manne noch die Rätsel seiner Seele, die er in der Gestaltung seiner Schönheit zu lösen strebt. Für ihn liegt das Leben dieser Landschaft in

dem raschen Wechsel ihrer Stimmungen, in der Plötzlichkeit des Übergangs von strahlender Sonne zu hüllendem Nebelschleier, der alle Formen ins Gigantische steigert; von blauer, dunstiger Gebirgsferne zu der klaren Plastik, mit der jeder Berg nun wieder nahegerückt dasteht; von stiller, moosiger Verschiedenheit zu Wäldern und Wiesen, die sich unter Frühlingsstürmen aus dem Weiß in leuchtendem Grün entschälen. Seine Bilder sind aus Wetter und Nebel herausgesehene, dem Winde abgejagte Bewegungen des Lichts und der Wolken als Ausdruck seiner persönlichsten Stimmung.

Folgen wir seiner persönlichen Art, so gewinnt unser Auge wieder an Schärfe für die örtlichen Werte dieser Landschaft, und die Vielbegangenheit seiner Wege wird uns dann seine Schönheiten nicht mehr zu Gemeinplätzen verderben.

Meist malt er den Winter oder den nahenden Frühling. Der Winter zeigt gerade dieses Gebirge mehr in seiner Ursprünglichkeit als eine andre Jahreszeit. In den abgelegenen Dörfern, die dann vollkommen einschneien, gehen die Einwohner wieder mehr ihrer gewohnten Beschäftigung nach. Es gibt noch Waldwege, auf denen uns dann statt der Scharen von Wanderern nur noch wenige Holzfäller begegnen, die auf ihren Hörnerschlitten schwere Frachten geschlagener Bäume holpernd und stemmend ins Tal hinunterführen; oder ab und zu einheimische Lastträger, die auf Schneeschuhen zum Ramm streben, vielleicht um ihre Ware bei Nacht und Nebel auf verstoßenen Wegen über die Grenze zu schmuggeln. Dann versinkt nach Sonnenuntergang das Tal in ein friedliches Dunkel, und als letzter leuchtender Glanz bleibt etwa nur das Feuer der Glashütte, vor dessen roter Glut sich seltsame Gestalten mit langen Pustrohren bewegen und Gläsern von magisch schöner Farbe kunstvolle Gestalt einhauchen. Im Dorfe in den kleinen Häuschen sitzt dann noch an manchem der großen Radelösen ein Holzschnitzer, und seine Arbeit ist nicht ohne Kunst. Die Holzschnitzschule im nahen Warmbrunn, in der viele Bewohner dieses Handwerk erlernen, hat mit großem Verständnis Ansätze primitiven Könnens zu bodenständiger, aber wirklicher Kunst fortentwickelt — ein mustergültiges Beispiel für die Pflege deutschen Volkstums.



Ludwig Danziger: Ostern im Riesengebirge

Diese ganze Winter-Dorfeinsamkeit, in der alles seinem stillen Eigenleben zurückgegeben ist, liegt in Danzigers »Winter in Agnetendorf« (siehe das Einschaltbild). Agnetendorf, durchrauscht von dem Gebirgsbach, der den nahen Schneegruben entströmt, hier eingebettet in schmaler Schlucht zwischen Felsen und bewaldeten Bergvorsprüngen, dort breit umrahmt von Wiesenhügeln, ist noch voll Ursprünglichkeit. Die Häuschen schmiegen sich ohne Zwang in die Landschaft.

lauern am Rande eines Hügels oder hängen über den schäumenden Gefällen des Baches. Und darüber steht bräunend als mächtiger Talabschluß die ungeheure Felsenmauer des Gebirges, die scharfe Kante der Schneegruben. Im Winter dehnen sich alle Linien und Flächen und lassen die Siedlungen der Menschen noch zwerghafter erscheinen. In diesem Gegensatz des Kleinen zur Erhabenheit der Natur liegt ein guter Teil der Wirkung dieses Bildes.

45 \*



Ganz anders ist die Stimmung in dem farbigen Bilde »Schneeschmelze in St. Peter« (Abbild. S. 573). Der tiefe Ernst ist hier der Befreiung ersten Frühlingsahnens gewichen. Alle großen Flächen sind aufgelöst und zergangen. Diese Vielfarbigkeit der tauenden Bergwiese, der über Wald und Berge hinhuschenden Sonnenflecken, der bunten Wölkchen, die vom tauenbelinden Gebirgskamm zur Sonne aufsteigen, klingt es nicht wie lachender Jubel über die Befreiung des Tals vom Winter, über das erste Keimen neuen Lebens unter zerfließendem Schnee? Dieser Vorfrühling ist des Malers liebste Zeit im Gebirge. Die Landschaft ist nie so farbenreich, das Licht nie so leicht wechselnd und fein abgetönt wie jetzt.

Es ist ein stiller Winkel, dieses St. Peter, recht geschaffen, sich allen Schwingungen der Seele hinzugeben. Wie Agnetendorf auf der deutschen, so ist dieser Ort Danzigers Lieblingsaufenthalt auf der böhmischen Seite, und er pflegt wohl in jedem Jahre hier einige Wochen malend bei seinen deutsch-böhmischen Freunden zu verbringen. Auch hier ist man der Nähe der großen Verkehrsstraßen entronnen. Das Tal wird

durchströmt von einem Quellarm der Elbe. Er schneidet tief ein zwischen den beiden zerklüfteten, steil abstürzenden Höhenzügen des »Ziegenrüdens« und des »Heuschobers«. Im Hintergrunde lugen hohe Berge, die bekannte »Geierpude«, über die Wälder hinweg. Die Bewohner der böhmischen Täler bilden in ihrem Gesamtcharakter eine Einheit mit der deutschen Gebirgsbevölkerung, aber sie sind wohl in ihrer heimischen Art noch unverfälschter, weniger auf den großen Fremdenverkehr eingestellt als die Riesengebirgler auf der deutschen Seite. Sie trogen als echte Hirten ihren Bergen allein das Leben ab, froh, den Kampf gegen den langen Winter immer wieder neu aufzunehmen und zu bestehen. Darum sind die Bauden, die auf dieser Seite auf den hohen Bergwiesen stehen, auch noch echte Hirtenhäuser, um die im Sommer die Herden weiden und in denen uns noch die ganze Heimlichkeit uralten, vollstümlichen Hausrats, mit Standuhr, Wandgesimsen und bunten Truhen aufnimmt, wenn uns im Winter die Schneestürme zwingen, sie zu betreten. Auf deutscher Seite ist es wohl nur mit Mühe gelungen, die »Kleine Teichbaude« als eine



Ludwig Danziger:

Vorfrühling im Tal





Ludwig Danziger:

Verschneite Kammzüge über den Schlingelbauden

der letzten Gebirgsbauden einheimischer Art zu erhalten. Sie hat die Anregung zu dem Bilde »Ostern im Riesengebirge« (Abbild. S. 575) gegeben.

Es führt uns mitten hinein in das föhn-umtobte, wolkenbrauende Reich der steilen Berge und Felsenschluchten. Die Bewegung ist hier noch gesteigert. Alles ist ein Nebelwallen, ein Eischlößen von Eis und Schnee. Inmitten dieses Wetterwinkels steht, aus seiner winterlichen Verschneitheit zu neuem Sommerdasein erwachend, das Häuschen wie eine stille Kapelle, die in drohender Bergwildnis Schutz bietet.

Ganz anders der »Vorfrühling im Tal« (Abbild. S. 576). Die Luft steht hier still und unbewegt, ist von klarster Durchsichtigkeit. Was sich dem von den Warmbrunner Teichen zur Schneekoppe aufblickenden Auge bietet, hat Danziger zu einem stillen Frühlingsmysterium gestaltet. Alles lauscht wie in lautloser Erwartung. Die seltsam nahe scheinenden Berge wirken traumhaft, und diese ganze Mystik der tieffarbigen Land-

schaft spiegelt der Teich in herrlicher Harmonie zurück.

Als geübter Skiläufer vermag unser Maler stets zu allen Wundern vorzubringen, die seiner im »Hochgebirge« warten. Aber die Art, wie er sich ihrer bemächtigt, gleicht einem Kampfe gegen die neidischen Berggeister. Da entwurzelt ihm der Wind immer wieder die sorgfältig verankerte, bis auf die Höhe geschleppte Staffelei und droht Leinwand, Farben und Pinsel in tollem Wirbel in den Abgrund zu jagen. Die Finger erstarren ihm bei der Arbeit. Und glaubt er sich ob seiner Beharrlichkeit beinahe belohnt, so bläst ihm der Bergspuk unversehens einen dichten Nebel vor die Landschaft. Der »Kamm«, wie die Riesengebirgler diese sturmgejegte Hochebene nennen, ist im Winter eine einzige Polarwüste (Abbild. S. 577). Felsengeröll, Hochmoor und Knieholz, alles ist verschwunden; der Blick geht weit über diese glänzende Fläche hinweg und haftet nur an den wenigen Bergfuppen, die wie nackte Klippen aus gefrorenem Meer her-



vorstehen. Wundervolle Farben zaubert die sinkende Sonne auf diese vereiste Welt. Sie durchleuchtet die feinen Kristalle des zerstiiebenden Raubreifs, macht aus den vom Winde zu Eis gefegten Schneeflächen blendende, rötliche Spiegel und umsäumt die Ränder der unter uns über dem Tale lagernden Wolken mit einem heißen Rot. Dunkelgrün wölbt sich über dem allen der nachtahnende Himmel. Man möchte sich dieser Schönheit ganz hingeben, ganz ungebunden über diese Ebene auf dem Schneeschuh hinwegfliegen. Aber die langen, reißbärtigen Stangen, die den Winterweg zeigen, warnen uns: diese Pracht ist tückisch; nie darf man den bezeichneten Weg hier oben verlassen. Zu plötzlich umschließt uns die graue Wolkenwand, umheult uns der Schneesturm mit sinnverwirrendem, weißem Flodengewebe. Schon mancher ist hier oben von der Schneeböe erfaßt, geblendet und in einen der Gründe geweht worden, in die an vielen Stellen die Hochebene steil abstürzt.

Die bekanntesten dieser zum Tal jäh abfallenden Stellen sind wohl die »Schneegruben«. Gelangen wir zu ihnen an einem nebelfreien Tag, so bietet sich uns ein überwältigender Anblick. An den weißen Schneewächten versinkt der Blick unvermittelt in zwei Schlünde schwarzer Gesteinsmassen. Tief unten, wo der Wald beginnt, liegt verloren ein kleiner blauer See, der letzte Rest eines Gletschers, der einst hier lagerte. Es ist, als böte unsre Erde hier ihr altes, ewiges Urgefißt, das über alles Vergängliche menschlicher Gestaltung ihrer Oberfläche ruhig und erhaben triumphiert.

Nicht so schroff, dafür aber waldbumrauschter, quellendurchrieselter sind die Gründe der böhmischen Seite. Im Elbgrund und den »Sieben Gründen« fließen die Quellbäche der Elbe, die unten in Spindelmühle schon ein stattlicher Fluß ist und deren Frühlingsungestüm dort zunächst in einer Talsperre gebändigt werden muß. Wie ja auch die deutschen Riesengebirgsflüsse in Talsperren verhindert werden, das Anheil anzurichten, das in früheren Jahren gang und gäbe war.

Von besonderer Eigenart ist aber der »Riesengrund« (Abbild. S. 579), jene tiefe Schlucht der Südseite, die uns so recht das ganze Bergphänomen der Schneekoppe erkennen läßt: wie sie so steil von der Talschle aufsteht, nicht getragen vom gemein-

samen Untergrund eines Massengebirges, sondern erhoben aus eigener Kraft als Erdscholle von besonderem Gestein. Kühn hat Danziger das Große dieser Welt in einigen mächtigen Alforden zum Bild gestaltet. Als drei gewaltige, beiderseits gestaffelte Schanzen stehen die Berge da, die sich in den Grund senken. Ein jeder in der Beleuchtung, die ihm die verschiedene Höhe und Entfernung verleihen. Vom düsteren Vordergrund des Tales stuft sich das Bild empor über die dunkelgrüne Vorderwand, die schon im Abend Schatten liegt, hinaus über hellere Hänge bis zum thronenden Gipfel, den sein eignes Höhenlicht wie aus andrer Welt bestrahlt. Das Ganze ist ein Schmelzen und Ergöhen in wuchtigen Formen und Linien.

Wie anders als der feste Rhythmus, in dem sich dieses Bild erhebt, wirkt das Idyll winterlicher Versunkenheit in dem »Verschneiten Riesengebirgsdorf«! (Abbild. S. 580). Dort starke Gegensätze, klargeführte Linien, hier Weichheit, ein blauer Ton, der alles verschwimmen läßt, und nur ganz schüchterner Sonnenglanz, der durch graue Schneewolken bringt. Die Unberührtheit dieses Dorfes, das in seinem vergessenen Tale so abgeschlossen daliegt, seine Ferne von der Welt erfüllt das Gemüt mit heiliger Stille. Ein Hauch weiten Friedens schwebt über den Walddabhängen und Bergen, die es schützend umrahmen. Auch dieses Bild zeigt wieder das stark persönliche Verhältnis, das der Künstler zu seinen schlesischen Bergen hat, seine Freude an der Schönheit noch unentdeckter Orte, die er mit allen ihren charakteristischen Einzelheiten liebt und festzuhalten weiß.

Aber doch bleibt sein Hauptthema immer die Gestaltung des Großen dieser Welt. Die Partien, in denen sich das Gebirge in seiner ganzen Gewaltigkeit zeigt, sind von ihm in unermüdlicher Weise immer wieder gemalt worden, und ein jedes Bild ist immer ein neuer Versuch, sich ihrer mit neuen Mitteln der Darstellung zu bemächtigen. War es dort der Nebel, dort die Sonne, so ist es hier der Schnee, der uns die Größe des Gegenstandes sehen läßt. Die »Verschneiten Rammzüge« mit der Schneekoppe darüber führen den Blick ins Ungemessene. Das lange Hinfliessen des Gebirgszuges wird prächtig dargestellt durch die mehrfach übereinandergeordneten, sich nach der Tiefe des



Ludwig Danziger: Der Riesengrund

Bildes mehr und mehr weitenden Horizonten des Waldbrandes, der Schlucht und des weißen Rammes, dessen ununterbrochene Einheit in der Einfarbigkeit des Schnees erst deutlich wird. Ein gleichmäßig gedämpftes Schneelicht erhöht die Plastik aller Formen.

Es liegt so viel Lebendiges in der klaren Art Danzigers, daß der örtliche Charakter der Landschaft mit seltener Unmittelbarkeit aus seinen Bildern zu uns spricht. Von diesen Schneefeldern geht eine suggestive Wir-

lung auf uns aus. Man möchte die Reinheit dieser Luft atmen, das Auge in diese lang entbehrten Weiten tauchen. Man versteht, daß diese verschneiten Wiesenhänge mehr und mehr von ihrer Unberührtheit verlieren mußten und heute an vielen Punkten zum Tummelplatz der Wintersportler geworden sind. Vielen mögen heute die schlesischen Berge das ersetzen, was ihnen der Winter früher in den Alpenländern bot. Das Riesengebirge ist ausgedehnt genug,



### Verschneites Riesengebirgsdorf (Die Baberhäuser)

und Sprünge üben, und nichts übertrifft die Drolligkeit dieser Knirpse, die so gewandt ihre Sprungschancen nehmen. Wachsen sie heran, so ringen sie um die Preise der sportlichen Wettkämpfe und springen von den Sprungbänken, die sich allerorts turmhoch über die Abhänge lehnen. Zur Vereblung dieses Volksschlags hat somit der Schneeschuh sicherlich das seine beigetragen. Darum ist zu hoffen, daß auch der weitere sportliche Ausbau dieses Gebirges, der jetzt so lebhaft im Gange ist, den Ortscharakter nur wenig stören wird.

Laß auf meinem Haupt sie liegen,  
Schließe meine Augen zu.  
Deine weichen Hände wiegen  
Wie ein Kind mein Herz in Ruh'.

## Neue Briefe von Theodor Storm

Mitgeteilt und eingeleitet von Else Brenke

II (Schluß)

Husum, 1. Januar 1878.

Liebe Hedwig!

Nur einen Neujahrsgruß soll Dir und Deiner Mutter und Großmutter dieses Blatt bestellen, damit Ihr seht, daß ich herzlich Euer gedenke, und ganz besonders soll es den Wunsch aussprechen, daß das neue Jahr Dich, mein liebes Kind, auf eine Zeitlang zu uns bringe, wie es ja denn zwischen uns auch, denke ich, fest und beschlossen ist. Gleich nach Pfingsten ist das Haus zu Deiner Aufnahme bereit, und dann bleibst Du ein paar Monate und wohnst Dich ordentlich bei uns ein. Lute, jetzt hier auf Besuch, freut sich schon darauf, wie Ihr zusammen wirtschaften werdet, und läßt Dich freundlich grüßen.

Der Großmutter und Mutter magst Du erzählen, daß Hans seit fast drei Monaten praktischer Arzt in einer kleinen holsteinischen Stadt ist und schon hübsche Praxis hat, auch, abgesehen von dem ihn plagenden Asthma, ganz vergnügte Briefe nach Haus schreibt. Eine Dame aus dortiger Gegend rühmte ihn neulich hier recht, sagte auch, er wüßte die Armen und Kranken so zu trösten. — Lisbeth strebt fleißig vorwärts auf dem Stuttgarter Konservatorium; sie hat das Glück, bei einer alten Dame, einer Frau von Seht, ganz eine Tochter im Hause zu sein. — Karl, dem es mit seinem Hals jetzt besser geht, hat den Weihnachtsabend vergnügt bei den guten Wustows zugebracht.

Ernst, der Referendar, der seine Schwester Lute Sonntag auf einen allerliebsten Ball führte, hat heute am Neujahrssonntag das schwermütige Vergnügen, einen Jugendfreund in das Schleswiger Irrenhaus abzuliefern. Eben ist er abgereist, während wir auf den Abend allerlei zierlich Mädchen voll erwarten, das Du im Sommer dann ja kennenlernen wirst.

Nun aber muß ich zum Gratulieren zu meiner alten Mutter, die diesen Winter recht frisch gewesen ist, sogar die Komödie und das Florentiner Quartett besucht hat.

Also — herzlichen Gruß an Euch alle; auch von meiner Frau Do, die Du, wie ich hoffe, noch etwas in Dein junges Herz schließen wirst.

Dein alter Freund und Vate Th. Storm.

Husum, 18. April 1878.

Beifolgend, liebe Hedwig, sende ich Dir Lutes Bild als Ostergruß. Daß sie das Mäulchen etwas schief zieht, mußt Du entschuldigen; für gewöhnlich tut sie das nicht.

Mit heute schließt das achtwöchige Jahresreinigungsfest bei uns ab, und das Haus ist nun

so sauber, daß es eine kleine Prinzessin, wenn sie einigermaßen bescheiden ist, empfangen kann. Also!

Anna Storm, meine kleine Nichte, wird nun auch bald in Heiligenstadt erscheinen. Und so hoffe ich denn in nicht allzulanger Zeit auf ein Brieflein, das mir die Ankunft meines lieben Patzens verkündet.

Grüß' Mutter und Großmutter recht herzlich und erzähle ihnen, daß Karl, nachdem er militärisch unbrauchbar befunden, sich dieser Tage als Musiklehrer in Oldenburg (Großherzogtum Oldenburg) etabliert.

Tante Do und die Kinder grüßen Dich.

Dein alter Vate Th. Storm.

Husum, Sonntag mittag, 26. Mai 1878.

Mein liebes Kind!

Paßt alles, und alles ist in Ordnung; an Tante Gite in Neumünster und den Onkel Friedrich (Densen) ist geschrieben, daß Du Mittwochabend dort anlangst. Sie, und darunter unsre Lute, die noch dort ist, werden Dich also auf dem Bahnhof empfangen, sonst fragst Du nach Herrn Friedrich Densen, und Du gelangst sicher zur Stelle. Donnerstag kommen Lute und Du dann zu uns. Sei gewiß, Du kommst zu so getreuen Freunden, daß Du dich gleich zu Hause fühlen wirst.

Hans ist Arzt in der holsteinischen Stadt Heiligenhafen und war neulich hier, ganz bid und vergnügt. Ernst ist hier und arbeitet beim Rechtsanwalt und zum großen Examen. Er ist mitunter ein etwas hypochondrischer Geselle; übrigens in seinem Wesen mir am nächsten verwandt. Wir haben ihn sehr gern noch bei uns ...

Erschrid aber nicht, wenn Dich hier ein sehr alter Meergreis in Empfang nimmt! Tante Do läßt freundlich grüßen.

Grüß Du Mama und Großmama von deinem alten Vaten Th. Storm.

Husum, 4. Aug. 1878.

Meine liebe Hedwig!

Ehe die Reise losgeht (übermorgen), noch einen Gruß; aber auch nicht mehr; denn ich bin, wie Karl sagen würde, schauderhaft abgeturpelt.

Und nun fürchte nur nicht, daß wir Dich vergessen, mein liebes Kind; Du bist in der Tat keine Person, die sich so leicht vergessen läßt; auch wüßte ich nicht, warum, weswegen. Du hast ja nun Dein Kämmerchen in meinem Herzen bezogen, und ich fühle mich gar nicht veranlaßt, es anderweitig zu vermieten, und nun



Und nun behalt mir lieb den alten Vaten  
und Meerareis Th. Storm.

Meine liebe Hedwig!

Hier im Hause geht es seinen Dir bekannten Gang; nur daß unsre Mama am 4. dieses Monats, um Hans und Lisbeth zu besuchen, nach Heiligenhafen reiste, dort aber erst am 8. anlangte, und zwar nach einer abenteuerlichen Fahrt: per Bahn allein mit hundert Schneefahelarbeitern, zu Fuß um aufgerissene Schienen, zertrümmerte Schneepflüge und auf dem Kopf stehende Lokomotiven herum und schließlich (von Neustadt) zu Schlitten mit vier

Dein alter Vatenontel Theodor Storm.

Meine liebe Hedwig!

Zürne mir nicht; das Briesschweigen ist in den letzten circa vier Monaten nicht allein Dir gegenüber bagewesen, denn mir war eigentlich zumute, daß ich nicht »Herein« rufen möchte, und wenn der beste Freund an die Tür klopfte. Ein mich ängstigender anhaltender Zustand meiner Kopfnerven, oder was es sein mag, drängte mich dazu, daß ich im Januar ein Gesuch um Pensionierung einreichte, und erst in diesen Tagen habe ich auf Anfrage vom Justizminister die Auskunft erhalten, daß die Versetzung in den Ruhestand voraussichtlich zum 1. Mai erfolgen werde. Und nun in diesen vergangenen Monaten neben der schweren Arbeitslast mit den neuen Gesetzen und dem schweren Kopf die Vorbereitungen zur Übersiedlung nach Habermarschen, zum Bau des neuen Hauses dort, das jetzt wohl schon bis zur Etage herauf ist,

\* Gertrud Storm.

dann der Verkauf des hiesigen Hauses und all das andre Tausenderlei — ich glaube, ich habe fast alle entfernten Freunde vor den Kopf gestoßen; aber sie werden wohl wieder gut; und Du, mein liebes junges Kind, denn doch auch wohl?

In Hademarschen haben wir auf ein Jahr eine recht geräumige Etage von sechs Zimmern gemietet, von der aus wir denn in leidlicher Behaglichkeit dem äußeren und inneren Bau unsers Hauses zuschauen können. Den großen Garten, worin es liegt, habe ich im wesentlichen schon Herbst 1878 mit vielen Tannen, blühenden Gebüschen, Linden, Birken, rotblühenden Kastanien, Obstbäumen usw. angepflanzt, der Gemüsegarten mit Spargel- und Erbbeerbeeten ist jetzt angelegt; der Onkel Johannes und die Tante Rife, die sich sehr auf unser Kommen freuen, nebst dem Nessen Hans, bauen, säen und pflanzen für uns. Am 22. dieses Monats wird mit ein paar Möbel- und Eisenbahnwagen das Bewegliche des Hauses hinübergeschafft; am 23. folgt Tante Do mit Ebbe, Dette, Dodo und Mathilde, die uns treu bleibt. Ich quartiere mich bis zu meiner Erlösung bei Reventlows ein, wo ich ja gut verpflegt werde und mir nur das in dem alten Schlosse höchst eifrig betriebene Spucken im Wege ist ...

Der Frau Pastorin in Heiligenhafen geht es fortdauernd gut; ich habe ihr dieser Tage einen braven Hufener Kalbsbraten geschickt; denn sie gibt heute ihre erste große Gesellschaft. Ernst, der ziemlich Hypochonder und abgearbeitet in Kiel existiert, wird im Mai zum Staatsexamen nach Berlin gehen. — Hans, der Schiffsarzt auf dem schönen zur Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrt gehörigen Dampfschiff »Santos« ist, hat dort eine recht einförmliche und angenehme Stellung (zwei schöne Kajüten, freie Station, mit fünfmal Essen täglich und eine Flasche Wein und 120 Mark monatlich), aber wenn er an den festen Ball kommt, ist er nicht so vernünftig, wie man es dringend wünschen möchte. Karl ist in seiner Stellung in Varel; Weihnachten war er zu Haus und sang ganz herrlich die Löwische Douglas-Ballade von Fontane. Das andre Gefindel schießt wie Kraut in die Höhe.

Was Tante Do jetzt zu tun hat, magst Du dir selber denken; doch hat sie noch so viel Zeit, Dir und Deiner Mutter einen freundlichen Gruß hinüberzusenden ...

Nun also, vom Mai an ist die Adresse: Amtsgerichtsrat Storm in Hademarschen bei Hanerau in Schleswig-Holstein.

Und nun grüß' mir herzlich Deine Mutter, und im Mai dann schreib einmal Deinem alten Vater

Th. Storm.

Hademarschen, 17. September 80.

Liebe Hedwig!

Dank für Deinen Geburtstagsbrief. Ich würde gewiß schon Deinen vorigen beantwortet haben, wenn nicht wieder einmal viel Schweres auf mir gelegen; was sich jetzt in etwas zu lichten beginnt. Zunächst hatte sich bei Tante Do ein Leiden herausgestellt, mit dem wir uns erst herumquälten; dann vor etwa vierzehn Tagen reisten wir nach Hufum, um den bewährten Onkel Emil zu konsultieren; der hat nun gestern hier unter Assistenz eines hiesigen Arztes die Operation vollzogen, und nach drei bis vier Tagen wird sich die Sache erledigen; die Angst war das Schlimmste. Es handelte sich um die Entfernung eines inneren Polypen. — Dann war Hans außer Kondition, und es ging wieder auf meinen jetzt recht mageren Geldbeutel. Jetzt ist das insoweit vorbei, daß er eine vom Könige von Holland allerdings noch zu bestätigende — nach Angabe des Generalarztes ist die Bestätigung aber außer Zweifel — ungewöhnlich reich dotierte Stellung als Schiffsarzt beim Holländischen Lloyd zu Rotterdam noch in diesem Monat antreten wird, nachdem er seit zehn Tagen bei uns gewesen. Ernst ist Hilfsrichter in Tondern, hat viel zu tun, ist etwas weniger Hypochonder und wird sich auch wohl, vielleicht auch nicht ohne Aussicht, da die meisten die damit verbundenen dänischen Bezirke scheuen, um die Stelle bewerben. Tondern ist nach Hufum vielleicht die angenehmste unsrer kleineren Städte. Lucie ist bei Lisbeth, die ja ihr erstes zu früh geborenes Kind begraben mußte, in Heiligenhafen, und geht es ihr nach der Kur in Synhausen dort jetzt besser. Alles übrige nach Wunsch. Wir bleiben in unsrer angenehmen Etage von sechs Zimmern noch den Winter und denken erst im April oder Mai in unser neues Haus einzuziehen. Eine Fülle von Gemüse hat uns der Garten dies Jahr schon geliefert, der Teil, den ich dies Jahr noch zum Bauen frei lassen mußte, sogar überdies fünf Tonnen Kartoffeln für den Winter.

Das große neue Haus, äußerlich ein einfacher Würfel mit kleiner Terrasse und Veranda an der Ostseite, von wo weite Schau ins Land hinausgeht, an den Wetterseiten (Süd und West) mit Schiefer bekleidet, hat inwendig recht menschenwürdige Räume und wird vom Frühling bis in den goldenen Herbst gewiß jeden als ein recht anmutvoller Alterssitz anmuten. Aber es überfällt mich mitunter, als würde ich das meiner Disposition zugrunde liegende Dugend Jahre wohl nicht mehr am Gastmahl des Lebens sitzen, und dann brüdt mich der große Steinlasten oftmals auf der Brust.

Nun — jedenfalls will ich mich nach besten Kräften wehren.

Aber was höre ich durch meinen Bruder Amil von Dir, mein liebes Kind! Du bist eine verwitwete Braut, und von alledem hast Du mir geschwiegen? Das hörte ich gern von Dir selber; d. h. wenn Du mir ganz vertrauen magst; sonst ist es so genug.

18. September.

Tante Do liegt noch im Bett und ist heut wieder unter den Händen des Arztes gewesen; aber von jetzt an geht's hoffentlich rasch aufwärts; und ich kann beruhigt Montag mit Hans nach Hamburg reisen, um ihn Dienstag an Bord zu bringen. Wenn hier alles nach Wunsch geht, bleib' ich dort eine Zeitlang und lehre dann zurück, um noch eine Anzahl Bäume in meinen Garten zu pflanzen und mich dann geduldig einzuwintern. Dann Weihnachten, wozu wohl Ernst und Karl kommen werden; später, im Januar, denken Tante Do und ich etwas die Husumer Saison und Hedenslows Geburtstag, bei denen wir uns auch einzuquartieren gedenken, zu genießen; allmählich kommt dann der Frühling, dann der Umzug, und dann — muß ich sehen, wie ich mich hier einrichte, um nach dem großen Bau mit meinem schmalen Gehrensolb zu leben. Künste wird's kosten.

Das war's so etwa, was ich zu berichten hätte; — grüß' nun Deine Mutter recht herzlich von mir — Onkel Amil hat sich, wie er mir erzählte, recht mit ihr ausgeplaudert — und unsern guten Onkel Uhle, wenn Du ihn siehst, und behalte lieb Deinen alten Patenonkel Th. Sorm.

Hademarschen-Hanerau, 25. Nov. 81.

Meine liebe Hedwig!

Du beklagst Dich mit Recht über mein Schweigen; als Du mir damals Deinen ersten vertrauensvollen Brief geschrieben, hab' ich Dich in Gedanken recht warm an mein altes Herz geschlossen. Warum ich nicht wieder schrieb, was so ganz selbstverständlich gewesen wäre? Vielleicht kam zuerst ein Außerliches dazwischen, vielleicht war's in einer der vielen Zeiten, wo das Leben wie brüderdes Blei auf mir lag; und dann kam das Dämonische des Liegenlassens, was sich um so leichter einstellt, wo die Ansprüche der Welt an uns sich mehren und die Kräfte abnehmen.

Wie Du weißt, stürzte ich mich die letzten Jahre in eine Unruhe, die wohl für mich zuviel war; ich dachte an eine Lebenserneuerung; aber das geräumige Haus in dem geräumigen Garten, auf der Höhe mit den weiten Fernsichten, erscheint mir oft in seltsamem Widerpiel zu dem Endchen Zeit, in dem ich es werde benutzen können Im übrigen, glaub' ich, sind wir hier alle recht gern; an Geselligkeit fehlt es auch nicht; wir hatten gestern mit uns eine Gesellschaft von vierundzwanzig Personen, und

die Jugend war nicht einmal mit dabei. Auch einen »römischen Abend«, wie einst in Heiligenstadt, haben wir uns eingerichtet, woran denn alle, auch die Mannhardt'sche Jugend (d. h. die konfirmierte) teilnimmt. Daneben unterrichte ich Dette und Do im Französischen und lese Geschichte und dergleichen mit ihnen; auch die Poesie wird noch mitunter betrieben; vor meinem letzten in den Westermann'schen Monatsheften gedruckten Stück »Der Herr Etatsrat« haben sich freilich alle guten Frauen entsetzt.

Sonst geht es leidlich; Hans ist seit Anfang Mai Arzt zu Grammersbach bei Lohr (im Speßart) in Bayern; Tante Do korrespondiert mit ihm, und prompt jeden andern Sonntag erhalten wir einen netten ausführlichen Brief von ihm; ich hoffe fast, daß er ausgerast hat. Seine Tüchtigkeit als Arzt ist ja unbezweifelt; er hat zwei Eigenschaften, die ihm sehr zu Hilfe kommen: die der ruhigen Beobachtung und die freundliche Art im Verkehr mit Kranken, besonders auch mit Kindern. Man hätte ihn gern in Heiligenhafen behalten. Das ersuhr ich selbst, als ich September/Oktobre dieses Jahres, zum erstenmal (!), in Elisabeth's Pfarrhaus mit Dodo zu Besuch war. Es war recht erquicklich; Haase ist ein vortrefflicher und dabei durch und durch gebildeter Mann; für einen Priester ist vielleicht nur zuviel schönes unbefangenes Menschentum in ihm. Schade, daß ihr freundliches Heim so weit von uns ist; doch geht jetzt die Bahn bis auf eine Meile (Neustadt) dort hinan; und Gertrud, die letzte Ostern konfirmiert wurde, ein Kind nach dem Herzen Gottes, wird unsrer Frau Pastorin die Einsamkeit der Weihnachtstage überwinden helfen. Ernst, in dessen Amtsgebäude in Tostlund es mächtig spukt, wird dann in Tondern bei Braut und Schwiegereltern sein, und wenn Karl sich nicht aus Barel aufmacht, so wird unser Weihnachtskreis recht klein, insofern nicht das brüderliche Haus aushilft, wo die Edhne Kasimir (Einzjähriger Freiwilliger in Koblenz) und Ernst (auf der Meisterschule in Chemnitz) nach Haus kommen. Lute und Helene, diese netten Nichten, sind ja dann nebst Hans immer da ...

So, meine Hedwig, das war so ein kleiner Bericht. Grüß' Deine Mutter herzlich, wie Dich alle grüßen, und sammle einmal feurige Koblen auf mein altes Haupt. Siehst Du mein Brüderliches, so grüß' auch das.

Dein alter Onkel Theodor.

Husum, 19. November 84.

Übermorgen wieder Hademarschen.

Mein Herzenskind!

Als Dein Brief bei uns ankam, war ich in Hamburg, jetzt wieder einige Tage hier. In der Zwischenzeit geht's von einer Korrespondenz, der ich noch erliegen werde. Darüber bleiben

die Briefe an Freunde und liebe Menschen liegen. Mir geht es bis auf eine freilich üble Magenschwäche ganz leiblich. Aber ich bin doch noch immer in Reih' und Glied. Tante Do und die andern sind alle wohl. Lucie ist schon fast anderthalb Jahre bei Hans, der Arzt in Wörth am Main in Bayern ist. Mit ihm ist es nicht anders geworden, und man muß sich in das Unabänderliche finden. Elise reiste auf Einladung Anfang Januar vorigen Jahres zu ihrer Pate Tolberg nach Erfurt und machte dort die Saison mit und tanzte tüchtig; sie ist, nebenbei, sehr hübsch. Als sie nach Hause wollte, kamen leidenschaftliche Bitten von den Geschwistern aus Wörth, und so ging es dahin. Als ich sie nun forderte, wieder ein Flehen von Lute, sie für den Winter dort zusammenzulassen. Ebbe schrieb, sie käme zwar gern nach Haus, aber man müsse ja auch einmal etwas für andre tun. So können wir sie dann erst zum Frühling zurückerwarten. Ernst ist Amtsrichter in dem nordschleswigschen Dorfe Tostlund, hat seit August 83 eine junge, recht kluge und charakterfeste Frau und seit einigen Monaten ein Töchterchen. Sie sind zufrieden; was will man mehr. Sie ist die Tochter des Seminarlehrers Krause in Habersleben und heißt Marie. Karl hat noch immer als Musiklehrer sein schmales, aber für den so bescheidenen und ökonomischen Mann so eben ausreichendes Brot in Barel, Großherzogtum Oldenburg; seine Festzeiten sind die drei oder vier Wochen Sommerferien und, wo wir jetzt davor stehen, Weihnachten; die Schwestern lieben ihn sehr, und auch Mama und ich freuen uns immer auf sein Kommen. Er ist ziemlich stark geworden, sieht sonst aber noch hübsch und jung aus. Auch unsere Lisbeth pflegt mit Kind und Stiefkindern im Sommer auf etwa drei Wochen im Elternhause einzufahren und sich dann noch etwas weiter nach Husum zu grasen. Sie sah diesen Sommer so frisch und jugendlich aus und erfreut sich eines in der That selten anmutigen Kindes und eines wirklich gebildeten und als Theologe zu den Freisinnigeren gehörenden Mannes.

Unser Leben in Habemarschen — Du warst ja da — ist ganz hübsch, besonders durch das nach Behagen gebaute geräumige und bequeme Haus und den großen Garten; Dito ist Nichte Lute da eine selten angenehme Zugabe. Aber ich habe, leider, doch gefühlt, daß, wenn man seine Töchter in die Gesellschaft einführen will, dies doch nur unter dem Schutz der Eltern geschehen kann. Daher, kann ich verkaufen, so tu ich es; aber nach Haus und Garten, wenn es geschieht, werde ich mich immer zurückziehen.

Ich danke Dir recht für Deine Familiennachrichten. »Das Leben ist eine schwere Arbeit« schrieb Deine Mutter mir einmal; und sie hat

recht. Auch ich Sorge jetzt für meine Töchter; denn es scheint ja kaum, daß sie verheiratet werden, und es wird mir kaum gelingen, eine kleine Existenz für sie nach meinem Tode zu erringen; denn es sind acht Geschwister. Auch nach Stellen für sie habe ich mich vergebens umgesehen. Sie sind hier nicht leicht zu haben. Höre ich etwas, das Dir passen könnte, so sollst Du es gleich erfahren.

Unsre neunzehnjährige Gertrud und die sechzehnjährige sehr lebhafte und geschickte Dodo sind allein zu Hause. Die beiden haben sich sehr lieb und haben Heimweh nach einander, wenn sie voneinander sind; es sind keine schönen, aber wohlaussehende Mädchen, Gertrud die einzige, die mir und trotz ihres feinen Köpfchens auch wohl Ernst etwas ähnlich ist ...

Und nun genug für heut, mein liebes Kind, und schreib mir später, wie es Dir mit Deinem neuen Engagement glückt. Ich schreibe Dir gewiß wieder.

Dein alter und getreuer Onkel Pate  
Th. Storm.

Habemarschen (Station Hanerau),  
17. März 1886.

Mein liebes Kind, meine gute Hedwig!

Eben habe ich Deinen herzlichen, aber traurigen Brief vom 3. September wieder gelesen und komme mir selbst recht niederträchtig vor, daß ich so lang geschwiegen. Ich konnte im letzten Jahr meine Korrespondenz nicht mehr bewältigen; am Vormittag ging es, aber dann mußte ich die Stunden zur Arbeit benutzen, nachmittags konnte ich wegen eines stets auftretenden Magenleidens nur das Notwendigste besorgen. So kam ich mit allem in Rückstand. Jetzt aber geht es seit einiger Zeit wieder aufwärts ...

(Hier ist eine halbe Brieffseite abgeschnitten. Nachdem der Sinn wieder verständlich wird, fährt der Brief fort:)

Nach meinem Tode bleiben auch vier wahrscheinlich unverheiratete Töchter nach, und bei dem voraussichtlich noch immer sinkenden Zinsfuß kann ich nicht so viel erwerben, um sie, wenn ich nicht mehr bin, von ihren Kapitalien leben zu lassen. Ich werde sie dann nicht einmal mit Rat und Liebe in ihren Nöten stützen können. Ich denke deshalb auch daran, meinen mir so lieben Landsitz wieder zu verkaufen und in eine Stadt, etwa Kiel, zu ziehen ...

(Fehlt die andre Hälfte der Brieffseite. Dann fährt der Brief, augenscheinlich in der Schilderung eines Besuchs bei Storms Tochter Lisbeth in Grube i. Holstein, fort:)

Hinter dem Garten eine Pastoratsweide, an die der grobe Gruber See heranrauscht, in dessen Schilfrändern sich abends Millionen schwappende und rauschende Stare sammelten;



zu Häupten im Garten in den Büschen quakten eine Anzahl Laubfrösche, wie mir noch nicht vorgekommen. Als ich Lisbeth Deinen Brief las, gab sie mir einen Gruß für Dich, den ich denn jetzt bestelle. Einige Zeit vorher war ich mit Tante Do und Lucie bei Ernst, dem Amtsrichter in dem nordschleswigschen Dorfe Tostlund. Von ihm kann ich nur sagen: er ist mit seiner tüchtigen kleinen Frau und seinem überaus hübschen Töchterchen Lisbeth bei seiner bescheidenen Einnahme ein glücklicher Mann; er fühlt das und sprach es auch gegen mich aus. Im Mai erwarten sie ihr zweites Kind.

Mit Lucie geht es nicht nach Wunsch; sie ist seit neun Wochen in Kiel in der Neubertschens Klinik, um von Nervenleiden und nebenhergebender Schias geheilt zu werden, ohne daß bisher eine Besserung sich gezeigt hat. Sie wird Tag um Tag elektrifiziert und massiert; es ist ein etwas trostloses Abwarten.

Elisabe bringe ich Ende April nach Weimar, damit sie sich dort im Klavierspiel etwas vervollkomme, freilich nur auf ein Jahr. Wesentlich wurde ich dazu veranlaßt, weil mein jugendlicher Freund, derzeit Professor in Wien, Erich Schmidt in der angesehenen Stellung als Direktor des neu eröffneten Goethe-Archivs dahin berufen wurde. Er ist dreißig Jahre und hat eine lebenswürdige, hübsche junge Frau, bei deren Mutter ich einmal vier Wochen in Würzburg wohnte (Frau Professor Lina Stredler), als ich Hans seinetwegen dort war. Das Ehepaar wird sich Ebbes annehmen und sie in seinen Verkehr ziehen, so daß sie dort wohl auf ein angenehmes Jugendjahr wird rechnen können.

Unser alter Karl lebt nach wie vor in seinem Barel (Großherzogtum Oldenburg) als Musiklehrer und kommt zu Weihnacht und im Sommer in den Ferien, was für alt und jung immer eine Freude ist. Zwei Zehnfundpalette meist vierhändiger Noten gehen ihm voraus, und dann spielen er und Lute Ha miteinander Mendelssohn, Schubert, Haydn, Beethoven, Bach und Händel; dann haben wir gute Musik.

Gertrud ist ein lernbegieriges Mädchen, die einzigste von allen, mit seltsam philosophischen grüblerischen Neigungen: Carlyle, Schillers philosophische Briefe, Lessings Laokoon, nach solchen Sachen greift sie gern; dabei trägt sie das »Hyperion« stets in der Tasche. Abgesehen lese ich ihnen in der Teestunde nachmittags jetzt die Goetheschen Dramen und stehen wir jetzt mitten im Faust.

Dodo ist ein schlankes, lebhaftes Mädchen; sie hat einen guten Mezzosopran und viel Vortrag, ist geschickt in allen möglichen Dingen, ist lustig und das Leben des Hauses; sie ist siebzehn, G. zwanzig Jahre alt.

Nun ist noch einer nach, dann hast Du von

allen ein Wort gehört; mein Sorgenkind Hans. Lucie und Elisabe haben ihn im Frühjahr vorigen Jahres verlassen, den Unglücklichen, der allein die unheilvolle Erbschaft aus seines Großvaters Familie trägt, von der sein Großvater allein unter seinen Brüdern völlig frei war; aber es ging nicht mehr. Jetzt liegt er in seinem Wörth a. Main in Bayern seit zehn Tagen schwach und elend an Bluthusten darnieder, wie wohl nicht bezweifelt werden kann, infolge seines Lebens. Es wird sich wohl wieder bessern, und für Wartung und Pflege ist auch gesorgt; aber wenn es wieder gut ist, die Warnung wird auch nicht helfen. Ich habe mich schon seit Jahren zur Ruhe gegeben und der Hoffnung in betreff seiner entsagt. Und doch, durch alles hindurch sehe ich immer die guten und lebenswürdigen Seiten seines Wesens. Wird nichts mehr sein, wo die zur Geltung kommen? Und wird er so im Dunkeln uns auf immer verschwinden? — Der Rest ist Schweigen.

Wir beiden Alten sind dann noch da; Tante Do leidet, trotz ihres vortrefflichen Aussehens, seit einiger Zeit an mich beunruhigendem Luftmangel, auch viel an Schwindel und Abseits. Die Gesundheit nimmt allmählich Abschied, und man schlägt sich mit allerlei Abeln herum, bis sie plötzlich oder endlich unser Herr werden.

Und nun für diesmal Schluß! Grüß' Deine Mutter aufs herzlichste von mir und Deine Geschwister; sowie Tante Do und Elisabe und Gertrud und Dodo Dich freundlich grüßen lassen.

Ich schide Dir gleichzeitig eine Novelle, die Du freilich später aus andern in der Gesamtausgabe erhalten wirst.

Dein alter Freund und Patenonkel

Th. Storm.

Habermarschen, 23. Mai 87.

Meine liebe gute Hedwig!

Endlich komme ich zu Dir, nachdem ich eben Herrn Westermann beauftragt habe, Dir die letzten Doppelbände der Gesamtausgabe 11/12 und 13/14 zu schicken. Daß ich erst jetzt an Dich und an die Freunde schreibe, das ging so zu. Vom 2. Oktober bis 20. Februar war ich bettlägerig und mußte oft hart an den schwarzen Wässern vorbei; Rippenfellentzündung und eine Reihe von Krankheiten entwickelten sich nacheinander; dann kam Nierensteinkolik; aber alles das verschwand, ein trockner Magenkrebs ist nachgeblieben. Erschrak nicht zu sehr, mein liebes Kind, vor diesem argen Namen, man kann lange damit leben und stirbt zuletzt an einer andern Krankheit. Das neue Mittel dagegen, das ich regelrecht gebrauchte, Dococ von Kondurangorinde, heißt das Abell mitunter ganz, hält es meistens doch im Zaum. Nachdem ich

am 20. Februar aufgestanden und in mein behagliches Zimmer mit weiten Ausichten auf Garten, Felder und Wälder gegangen war, war ich noch ein recht schwacher Gast, konnte noch nicht briefschreiben und wurde oftmals noch für ein oder zwei Tage ins Bett zurückgeworfen; endlich, Mitte März, wurde es besser, und ich begann eine neue Arbeit niederzuschreiben, die sich inzwischen in mir entwickelt hatte, »Ein Befenntnis«, und die ich Dir, sobald ich Abdrücke erhalten habe, schicken will. Aber mit dieser Arbeit war denn auch täglich meine Kraft erschöpft; doch sie liegt jetzt eingeseiegelt bereit, an die Westermannschen Monatshefte gefandt zu werden.

Meine liebe brave Hedwig, wie oft wünsche ich Dich wiederzusehen, aber dieser Sommer ist nicht dazu angetan. Nach Pfingsten gehe ich für den Juni zu Elisabeth zu ihr Pfarrdorf Grube (Holstein), wo ihr Mann ein sehr auskömmliches Hauptpastorat hat, dann Juli zu Haus, um Karls und Elisas Besuch zu empfangen, dann Anfang August auf längere Zeit nach Ost. Aber wenn der Frühling 1888 anbricht, dann mußt Du kommen, oder im Sommer oder im Herbst; ich bin überzeugt, auch im ungünstigen Falle dann noch so zu sein, um mich Deiner erfreuen zu können; auch Lucie Storm, meine Nichte, wünscht so sehr Dich wiederzusehen; ich soll Dich herzlich von ihr grüßen ...

Hans, mein armer Sohn, starb am 5. Dezember im städtischen Krankenhaus zu Aschaffenburg an der Schwindsucht. Ich lag schwer krank. Ernst war im Oktober von Tostlund zu mir gekommen; da schickte ich ihn zu seinem todkranken Bruder in Wörth am Main, wo Hans Arzt war; acht Tage blieb er bei ihm und brachte ihn im benachbarten Aschaffenburg in dem trefflichen Krankenhause unter, wo er gern gewesen und wo unter der Hoffnung, nach seiner Genesung ins Elternhaus oder zu seinem Bruder Ernst zu kommen, der Tod ihn sanft und schmerzlos in sein stilles Haus genommen hat. Dann reiste Ernst wieder hin und begrub ihn auf dem Kirchhof zu Aschaffenburg. »Vater,« sagte er, als er wieder an mein Bett trat, »Deinen genialen Sohn haben wir begeben.«

Für heut genug, meine Hedwig, Mama und die Töchter grüßen Dich. Und schreib einmal, wie es mit Dir steht.

Dein alter Onkel Theodor Storm.

Hademarschen bei Panerau, 11. April 88.

Meine liebe Hedwig!

Nicht viel kann ich Dir schreiben; aber ein Brieflein sollst Du doch haben. Es geht mir nicht besonders, und das Schreiben ist für mich

eine Anstrengung; wie ich Dir wohl schon einmal schrieb, das fünfmonatige Krankenlager hat neue Leiden gebildet und alte verstärkt hervorgerufen. Doch will ich nicht sagen, daß nun das Ende bald danach folgen müsse, nur quälend ist es. Es ist sogar der Gedanke wach geworden, hier — was freilich seine Schwierigkeit hat — das Haus zu verkaufen und nach Husum zurückzuziehen, wo mein geliebter Ernst jetzt ein vielbeschäftigter und geehrter Anwalt und Notar ist; in seiner Nähe meinen Rest zu verleben, in seiner Gegenwart den letzten Augenblick zu erwarten, das ist freilich ein Lieblingsgedanke von mir. Im Osterfest war er hier mit seiner Frau und seinem dreijährigen Töchterlein (der dann noch vorhandene zweijährige Stammhalter heißt Hans Adolf), aber ein beschäftigter Anwalt ist, gleich einem solchen Arzte, nie Herr seiner Zeit: statt Osterabend zum Eiermahl zu kommen, konnten sie erst per Wagen um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr kommen, und als er am zweiten Ostertag behaglich bleiben wollte, wurde er mittags durch Depesche zurückgerufen ...

Dodo, die im vorigen Herbst, wesentlich zur Ausbildung ihrer Stimme, in Hamburg war, wird erst zum nächsten Herbst dahin zurückgehen; diesen Sommer wohl eine Zeitlang nach Greifswald zu einer Schwester meines verstorbenen Biographen Dr. Paul Schüpe.

Kennst Du das Buch von ihm: »Th. St. Sein Leben und seine Dichtung« (Berlin, Gebr. Paetel, 1887)?

Wenn bei Deinen Prinzipalen etwas für Th. St. übrig ist, solltest Du sie veranlassen, es anzuschaffen; es ist sehr hübsch. Der Verfasser, mein armer junger Freund, bekam zwei Tage vor meinem Geburtstag einen Blutsturz und starb zwei Tage nachher. Das war ein tiefer Schatten über meinen Festen. —

Eine Dir hoffentlich angenehme Nachricht will ich noch mitteilen: Gegen Weihnacht wird Band XV—XVIII der Gesamtausgabe erscheinen und dann auch Dir zugehen; schreib nur, welche Farbe Du für den Einband willst.

Wenn Lute ihre Reise angetreten hat, bleiben Dodo und meine treffliche Gertrud, welche mir jeden Nachmittag meine treuen Vorleserinnen sind, im Hause zurück. So wollen wir denn nun endlich nach dem langen Winter den Frühling erwarten und auch ein wenig für die Gesundheit dabei erwarten. Heute ist's draußen schon ganz lieblich ...

Tante Do — sie wird im November sechzig Jahre und bekommt allmählich auch einige Altersschwächen —, unsre Lute, Gertrud und Dodo lassen Dich freundlich grüßen. Grüße auch Du deine Mutter herzlich und gedenke meiner auch ferner in Liebe.

Dein alter Vaten-Onkel Theodor Storm.



Auf dem überragenden Korbillerengipfel verglühete das letzte Mattrot der Sonne, und als Hollmann aus der Tür des Observatoriums trat, sah er den glimmenden Ball unter den Horizont rollen, dort wo der Stille Ozean lag. Der Alte aber spähte nach Osten über die blauen Dämpfe der schwelenden Ebene. Von dort mußte das Flugzeug kommen.

Heute hatte er gesunkt. Das erste Lebenszeichen seit zwölf Jahren. Und jetzt mußte Genton unterwegs sein. Jede Minute mußte sein Flugzeug der Ferne enttauchen und wie eine große Bergbohle sich niederlassen zu dem Landungsplatz auf dem Vorgipfel.

Der Mann mit dem mächtigen, schicksalgezeichneten Moseshaupt stieß die Blide in die Dämmerung. Wie ein böser Zauberer kam er sich vor, der auf sein Opfer lauert. Wenn Genton wüßte, daß er in ein Netz flog, das mit stählernen Fäden ihn halten sollte! Aber nein, nicht als Opfer kam er! Als Retter! Als Erlöser! Ersehnt, im voraus gesegnet!

Wolkenwürmer krochen aus den Tälern, das Observatorium stand plötzlich im Dunst. Da glühten die drei roten Scheinwerferstrahlen durch die Nebelmilch. Das Omegalicht, dem die Wolke kein Hindernis bot. Wie ein steiler, unendlich hoher Dreifuß standen die schmalen Säulen in der einbrechenden Nacht und bezeichneten den Landungsplatz.

Hollmann ging in das Arbeitszimmer. Aber kaum war er eingetreten, da tönte die Klingel. Das Flugzeug war gelandet.

Der stumme indianische Diener öffnete blöddarinsend die Tür. Hollmann sah dem Eintretenden entgegen und bemerkte sein Zurückfahren.

»Du bist erschrocken. Ich habe mich verändert, nicht wahr?«

»In der Tat. Ich hatte dich anders in der Erinnerung.«

Gentons beweisliche Züge konnten seine Empfindungen nicht verhehlen. Dieser weißhaarige Alte war Herrwart Hollmann? Der

damals so unbesümmert lachen konnte, wenn er den Ball ins Ziel warf? Was für ein seltsames Feuer in den dunklen Augen flackerte! Was für mächtige Leidenschaften in seinen Zügen gepflügt hatten! In Genton war ein Krampf, wenn er daran dachte, daß dies alles vielleicht um Ellen war!

Hollmann hatte ein rätselhaftes Lächeln. »Du meinst wohl, ich sei jung geblieben in der Einsamkeit meines Berggipfels? Ach, mein Junge, man kann auch hier erleben. Aber du — du bist fast noch der alte. Natürlich, zwölf Jahre liegen dazwischen. Aber sonst — dir geht's gut, nicht wahr?«

»Vor einer Woche starb mein Ältester!« sagte Genton düster.

»Oh!« machte Hollmann. Aber es klang anteillos; seine Gedanken schienen sich schon mit anderm zu beschäftigen.

Verlezt zuckte Genton die Schultern. »Du kannst so etwas wohl nicht verstehen —«

Da verstummte er unter dem Blick, mit dem Hollmann ihn anstarrte. »Ich glaube auch,« sagte der Unheimliche, »ich glaube auch, so etwas kann ich nicht mehr verstehen!«

Genton war bekommen. Was mochte dieser Fremdgewordene ihm zu sagen haben?

Zwölf Jahre war es her, daß Hollmann ihm die Hand auf die Schulter gelegt und mit seiner stählernen Stimme gesagt hatte: »Genton, mein Leben gehört jetzt einer Aufgabe. Kümmer dich um Ellen. Ich kann sie nicht heiraten.« Dann hatte er seine Assistentenstelle an der Hochschule abgegeben und mit den Millionen seines Vaters das Observatorium gebaut und die elektrische Kraftstation, von der niemand wußte, wozu sie diente. Die Zeitungen hatten eine Weile Vermutungen geäußert, dann war Hollmann verschollen gewesen. Nun aber hatte er ihn gerufen. Da wußte Genton, daß es um nichts Geringes war.

Hollmann war erregt durch das Zimmer gegangen. Um seinen Mund tiefte sich ein grausamer Zug, in den ein spöttisches Lächeln spielte.



Die Plehn: Kriegerdenkmal auf dem Friedhof in Dresden-Cöbtau





»Höre zu.« sagte er und setzte sich schwer in einen Sessel. »Damit du begreifst. Ich arbeitete damals an der Hochschule mit der großen Antenne. Gelegentlich machte ich Aufnahmen, die mir merkwürdig vorliefen. Eines Tags wurde mir Gewißheit. Dene Wellen stammten nicht von der Erde, sondern aus dem Weltraum, vom Mars. Und mit dem Augenblick dieser Erkenntnis verfügte über mich eine fremde Macht. Aus dem All griff es nach mir und zwang mich auf die Verfolgung der Spur ins Unbekannte. Ich entsagte meiner Braut und baute das Observatorium. Hast du die Antenne gesehen zwischen den beiden Berggipfeln? Ach ja, es war Nebel. Nun, ich arbeitete mit Mitteln, wie sie sonst niemandem zur Verfügung standen. Und die Ergebnisse waren überraschend. Zunächst freilich blieben mir die außerirdischen Zeichen unverständlich. Ein Zufall half mir zur ersten Deutung. Tag und Nacht, die Nerven am Zerreißen, rang ich mit dem verschlossenen Sinn. Schritt für Schritt kam ich vorwärts. Eine Zeichensprache entstand. Ein Code. Ich erhielt immer längere Botschaften. Ich erfuhr ungeahnte Zusammenhänge, unerhörte Kenntnisse, eilte der Entwicklung der menschlichen Forschung um Hunderttausende von Jahren voraus. Ich wurde der Schüler von Intelligenzen, von deren körperlichem Dasein ich mir immer noch kein Bild machen kann.«

»Das also!« sagte Gerton langsam. »Nun begreife ich!«

»Nein,« entgegnete Hollmann, »du fängst erst an. Höre weiter. Meine elektrischen Wellen reichten zu den Nachbarplaneten, nicht darüber hinaus. Das heißt, eine lächerlich kurze Spanne, gemessen an den Entfernungen auch nur der nächsten Fixsterne. Auf dem Mars aber fand man längst in Verbindung mit den Planeten anderer Sonnensysteme. Man hatte bessere Mittel. Und man lehrte sie mich. Es sind sehr kurzwellige Strahlen. Sie laufen 1200 mal schneller als Sonnenlicht und erfahren auch auf größte Entfernung keine nachweisbare Ablenkung oder Schwächung. Ich fand die Strahlen und verwendete sie. Ich machte Aufnahmen von andern Sternen. Mars lieferte mir den Code.«

»Das — das ist ja wie ein Märchen!« stammelte der Zuhörer.

Hollmanns Züge aber hatten sich belebt. »Komm, ich will es dir zeigen!« Und er sprang auf und führte Gerton in einen anstoßenden dunklen Raum. »Hörst du das?« fragte er. Ein leises Tiden war in der Finsternis lebendig; wie ein kleines emsiges Insekt kroch es durch den Raum.

»Hörst du?« fragte Hollmann noch einmal. »Das ist die Stimme des Sirius!«

»Mache Licht!« stieß Gerton hervor.

Das Licht einer kleinen elektrischen Lampe sprang auf. Es fiel auf einen schreibenden Telegraphen. Aber sich aber erblickte Gerton eine Kuppel, unter der ein Fernrohr stand.

Mit Grauen starrte er auf den schreibenden Stift und den sich abrollenden Streifen, der sich am Boden zu einem ganzen Berg gehäuft hatte. War das nicht alles ein Traum, nicht Blendwerk? Und wer war der unheimliche Alte, der neben ihm stand?

»Sirius,« wiederholte Hollmann, »oder richtiger: einer seiner Planeten.«

Gerton sah auf das Fernrohr. »Aber ich begreife nicht — die Kuppel ist ja geschlossen!«

»Die Strahlen gehen durch die Decke. Nebenan ist ein ähnlicher Raum. Dort rehet Capella. Noch vier andre Kuppeln sind da. In jedem schreibt ein Stern.«

Der Boden schien Gerton unfest zu werden wie ein Schiffsdeck; so trunken war er von dem großen Neuen. Nie war einem Menschen in einer halben Stunde Unerhörteres eröffnet worden.

»Ich bemühe mich,« sagte er verwirrt, »ich bemühe mich, die Fäden zu fassen.«

»Sie sind ungeheuer, Gerton! Mache dir klar: unser Planet ist mündig geworden. Er tritt ein in die Gemeinschaft seiner Brüder im Weltraum. Er hat sich entwickelt nach dem ewigen Gesetz. Still und unbefannt reifen die Himmelskörper heran, bis sie anfangen zu erwachen für das Leben des Alls, mitzutönen in seiner großen Symphonie, sich einzureihen in die Brüderschaft der Welten. Alle denkenden Sterne stehen untereinander in Verbindung, tauschen ihre Erfahrungen, ihre Gedanken, ihr Fühlen, bilden ein festes Gefüge, ein kosmisches Gehirn.«

»Aber Hollmann,« rief Gerton erregt, »das ist ja ein neuer Anfang! Ein uner-

meßliches Glück! Wir waren alt geworden. Vor uns stand das Ende, wo alles Leben auf der erstarrenden Erde starb. Nun sehen wir, daß wir jung sind, Kinderjung!»

»Die Erde wird sterben. Wie die Menschen, die Völker. Aber wie diese wird sie Erben haben. Jeder Planet gibt sein Geistesgut weiter an die Gefährten. Sein Bestes bleibt. Denn ehe er vergeht, hat er mitgearbeitet in der großen Arbeitsgemeinschaft der Welten, ist aufgeglüht als Träger des kosmischen Bewußtseins, das immer weiter greift, sich ohne Ende steigert zu immer höheren Arten des Lebens.«

Ergriffen blickte Fenton den Gewaltigen an. »Was bist du für ein Mensch! Bist du überhaupt noch einer? Der Größte bist du, der Beneidenswerteste!«

»Beneidenswert —« wiederholte Hollmann finster. »Ja!«

Ganz unvermittelt brach er in ein furchtbares Lachen aus, das von der Kuppel schaurig widerhallte. Und ebenso plötzlich, wie das Gelächter begonnen, gleichsam in der Mitte durchgeschnitten, hörte es auf.

»Ich werde Ruhm haben,« sagte er kalt. »Ruhm —! Und du, Fenton —« Er machte eine Pause und sah seinen Besucher scharf und neugierig an. »Und du, Fenton, sollst ihn mit mir teilen!«

Der Angeredete erschrak. »Ich? Was habe ich mit deinem Ruhm zu tun?«

»Du sollst mir helfen, die Menschheit an ihre neue Aufgabe zu führen. Die Zahl der möglichen Verbindungen mit andern Sternen ist ohne Grenzen. Eine unendliche Fülle von Kenntnissen soll uns übermittelt werden. Dazu muß ein Heer von Beobachtern, Gelehrten, Hilfskräften organisiert werden. Apparate, Observatorien, Büchereien, das alles muß in einem Umfang geschaffen werden, an den man nie gedacht hat. Ein solches Werk können nur alle Völker der Erde gemeinsam leisten. Und dazu sollst du sie aufrufen.«

»Das sollte ich dürfen?«

»Das sollst du. Dein Name wird sich mit Flammenschrift in jedes Gehirn brennen. Du wirst berühmt werden, geehrt, reich!«

In Fentons Gehirn arbeitete es; an dem raschen Strom seiner Freude drehten sich lustig die Mühlrädchen seiner Gedanken. Er sah schon tausend Möglichkeiten, entwarf bereits Pläne.

»Aber noch ist es nicht so weit,« sagte Hollmann hart. »Du hast einen Preis zu zahlen für deinen Ruhm!«

Seine glimmenden Augen machten Fenton befangen; sie schienen ihn festzuschrauben, willenlos zu machen. Seine Freude war plötzlich dahin. »Einen Preis? Was habe ich denn zu tun?«

»Meinen Platz einzunehmen!«

»Ich?«

»Ein halbes Jahr! Ehe ich mein Werk in die Hände der Menschen lege, muß ich sicher sein, daß täppische Finger nicht die feinen Fäden verwirren. Ein Jahr muß ich noch warten. Und die Hälfte dieses Jahres mußt du mein Amt verwalten. Es ist ein Amt, hörst du?«

»Ich soll — nein — das — das kann ich nicht! In dieser nervenzernagenden Stille — bei den unheimlichen Telegraphen — allein mit den fremden Gewalten — glaube mir, ich bin dazu nicht geeignet! Warum willst du nicht diese Zeit noch auf deinem Posten bleiben?«

»Du fragst? Warum bist du denn bleich geworden? Warum zitterst du? Weil du Angst hast! Weil du ahnst, daß es furchtbar ist!«

»Du hast zwölf Jahre ausgehalten!«

»Und jetzt bin ich am Ende meiner Kraft! Ich kann nicht mehr! Ich ertrage es nicht mehr, hin und her zu taumeln zwischen den ausglühenden Ekstasen übermenschlicher Wonnen und den Qualen übermenschlicher Verantwortung. Auf mich allein von allen Menschen stürzte unermessliche Gnade — oh, eine grausame, mitleidlose Gnade, die über mich verfügte, die kein Sträuben duldet, die mir mein Leben nahm! In mich ergoß sich die Gedankenflut von Ionen, die Fülle des Weltwissens drängte sich in mein Gehirn. Nenne mir den Menschen, den das nicht zersprengt! Der leben kann unter der Wucht von Gedanken, die Tag und Nacht auf ihm mahlen wie Mühlsteine! Hin und her gerissen! Zu schwindelndem Nachtgefühl erhöht! In mir geballt das Bewußtsein unsrer Mutter Erde! In mir der Ausgang eines neuen Weltentages! Und dann wieder der Wurm, überirdischen Mächten anheimgegeben, herausgerissen aus der Gesellschaft der Menschen, wie Tantalus an diesen Felsgipfel geschmiedet, wo in mein zuckendes Herz die fremden Sonnen ihre

feurigen Runen sengten! Sieh mich an, wie ich vermühtet bin, dann weißt du, was in mir gewühtet hat. Zwölf Jahre trage ich an der ungeheuerlichen Verantwortung, zwölf Jahre an dem furchtbaren Geheimnis!»

»Aber warum hast du nicht gesprochen, dich befreit?«

»Es hinauszuheilen in die Welt, die Menschheit alarmieren — das wäre Erlösung gewesen! Durfte ich das? Ich wollte mein Werk ausreifen lassen, meine Ernte unter Dach bringen. Doch das wieder — war es nicht maßlose Selbstsucht? Der rasende Wunsch, mich immer neuer Wunder zu bemächtigen, meinen Ruhm noch fester zu gründen, meine Gestalt ins Mythische wachsen zu lassen? War ich ein Prophet Gottes, ein Führer ins gelobte Land, oder ein Verbrecher, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, ein Dieb an dem, was der ganzen Menschheit gehörte? Mißbrauchte ich nicht meine Erwählung? War es nicht Greuel, den Eintritt der Menschheit in die Gemeinschaft des Universums, ihre Mitarbeit an den ewigen Aufgaben des Kosmos auch nur einen Tag aufzuhalten? Das Glämmchen meines armen Verstandes flackerte und zuckte unter den tausenden Stürmen, die aus dem Abgrund der Welten auf es hereinbrachen — stündlich bereit, zu erlösen oder aufzulobern zum Wahnsinn. Und in all den Entscheidungen von unermesslicher Tragweite kein Mitwisser, kein Helfer! Allein, immer allein! Dieser entsetzliche Himmel mit seiner Unendlichkeit kreisender Sonnen und voller niegeahnter Wunder, die blendend und sengend aufblühten aus dem schwarzen Abgrund, dieser ganze furchtbare Himmel, er lastete auf meinen Menschen- schultern, erdrückend, zermalmend, jede Stunde, jede Minute, zwölf Jahre lang. Wie Atlas das Himmelsgewölbe, so trug ich das Weltall. Zwölf Jahre! Zwölf Jahre!«

Die Erregung hatte Hollmanns Züge eingestellt. Feuer tanzte in seinen Augen, die Qual der Verdammten schrie aus seiner Stimme. Er sprang auf Genton zu, rüttelte ihn an den Schultern, heulte es ihm ins Gesicht: »Zwölf Jahre! Zwölf Jahre!«

Sein tierischer Schrei zernirzte in einem Schluchzen; als sei in ihm eine Stütze gebrochen, sank er zusammen.

Entsetzt sah ihn Genton gegen die Wand

taumeln. Nein, er konnte das nicht! Er durfte nicht, er mußte sich wehren! Und als habe Hollmann seine Gedanken erraten, hob er den Kopf aus den Händen und spähte ihm ängstlich ins Gesicht. »Nein, nein, Genton! Du mußt mir nicht glauben! Ich habe Unsinn geredet, ich fäsele. Ich bin überarbeitet. Du aber bist frisch. Für dich wird es leicht sein.«

»Aber warum muß ich es sein? Nimm einen andern!«

»Ich kenne keinen andern! Ich habe nur mit meinen Instrumenten gelebt und den Sternen.«

»Ich habe zehn Fabriken, die brauchen mich.«

»Eine Nichtigkeit!«

»Ich kann nicht! Ich habe Weib und Kind!«

»Weib und Kind! Sie bleiben dir ja! Aber ich! Ich weiß kaum noch, was die Worte bedeuten! Liebe zu einem Weib, Trauer um einen Toten, was waren sie mir, die kleinen Gefühle der Menschen! Bis ich entdeckte, daß ich betrogen war um mein Menschentum! Und jetzt will ich es wiederhaben! Ich sehne mich, ein Mensch zu sein, ein harmloser, unbedeutender, armseliger — nur wieder ein Mensch unter Menschen. Nur ein halbes Jahr lang. Ein halbes Jahr, Genton! Habe Erbarmen, nimm mir die Welt von den Schultern, trage sie, nur diese kleine Weile!«

»Nein!« schrie Genton und wick bis an die Wand des runden Raumes. »Ich soll werden wie du; das will ich nicht! Du sollst mich nicht weich machen! Ich wehre mich gegen das Mitleid! Wie einer sich gegen den Schwindel wehrt, der ihn in den Abgrund ziehen will! Ich will nicht! Hörst du?«

Da trat Hollmann dicht zu ihm. Ein verhaltener Triumph warf in seinen Augen leise Funken. Seine Stimme wurde geheimnisvolles, böses Flüstern.

»Du willst nicht. Aber du mußt! Dort oben, da sind sie! Sie halten dich fest. Sie nieten dich an deine Aufgabe. Ihnen kannst du nicht entfliehen. Du bist berufen, du hast zu gehorchen!«

»Ich will nicht!« schrie Genton mit gewürgter Stimme. »Ich will fort! Jetzt gleich! Ich rufe meinen Flugführer!«

»Du kannst nicht!« hörte er die heiße ein-



bringliche Flüsterstimme. »Du darfst nicht! Ein dünner Vorhang trennt mich vom Wahnsinn. Siehst du das nicht? Ich halte die Hände im Tuch! Ich presse sie zusammen, daß sie es nicht aufreißen. Daß ich nicht die Zunge blecke in den Irrsinn, der dahinter ist! Ich gebe dir mein Amt. Geh fort, wage es! Morgen bin ich wahnsinnig. Dann ist der Erdball zurückgeworfen in die Nacht!«

Im Halbbunkel der Kuppel sah Genton die düstere Gestalt des Unheimlichen drohend vor sich. Da packte ihn sinnlose Angst. Er sprang zur Seite, riß den Revolver hervor. »Gib mir den Weg frei! Du willst mich in die Halle locken! Du wirst gar nicht wahnsinnig! Eher mache ich ein Ende mit mir!«

Hollmann antwortete nicht. Er sprang auf die eiserne Treppe, die an dem Fernrohr hinaufführte; über dem Haupt schwang er einen Hammer.

»Nicht morgen! Heute! Jetzt! Ich reiße ihn auf! Mit diesem Hammer zerhau' ich meine Instrumente. Zurück mit der Erde! In die Einsamkeit! Die Brücken, die ich spannte, will ich zersplittern!«

»Halt ein!« schrie Genton. Ein Gedanke barst in seinem Hirn flammenspeidend wie ein Geschloß. Es ging um das Schicksal der Welt.

»Halt ein! Wirf den Hammer weg! Ich bleibe!«

»Du nimmst mein Amt?«

»Ja!«

Der Hammer polterte zu Boden. Mit einem Stöhnen der Erlösung taumelte Hollmann die Treppe hinab. —

Im Arbeitszimmer saßen sie sich stumm gegenüber. Eine dumpfe Ruhe zog gleich verhüllendem Nebel wohlthätig über Hollmanns Geist; er war überlanae so grausam wach gewesen. Befreit! Ledig der allzu schweren Last! Welches Glück! Welche Seligkeit! Dieses eine Gefühl füllte ihn aus wie ein rosig leuchtender Lichtpunkt.

Erst allmählich begannen sich seine Gedanken wieder zu regen. Sie waren wie Genesende, die sich vom Lager erheben und noch langsam und tastend gehen. Der Weg war offen. Der Weg ins Menschenland! Er durfte wieder zu den Menschen — zu Frauen, zu Kindern —.

Wo sollte er zuerst hingehen? Zu Ellen?

Sie hatte ihn einmal geliebt, sie war seine Verlobte gewesen. Ob sie ihn erkennen würde? Ob sie verheiratet war? Ob sie überhaupt noch lebte?

»Weißt du etwas von Ellen, Genton?«

Der Gefragte senkte den Blick lange in Hollmanns. »Als ich heute von meinem Kabinensfenster die Kette der Korbilleren sah, da fing mein Herz an zu klopfen, daß ich meinte, von seinem Schlag müßte das Gestänge des Flugzeugs zittern. Ich hatte Angst — nicht vor dem, was ich erfahren sollte, sondern vor dem, was ich zu sagen hatte. Jetzt — ist es gleich. — Ellen ist mein Weib.«

Hollmann rührte sich nicht. Sein Weib? Merkwürdig! Daß er das so ruhig zu denken vermochte. Er spürte nichts dabei. Gar nichts. Keinen Schmerz. Nur eine Enttäuschung. Und nun mochte er nicht mehr zu ihr.

Aber wohin dann? Zu den Menschen? Seltsam. Er hatte nur noch an die Menschheit gedacht, nie an die Einzelnen. Doch jetzt wußte er es wieder — alles. Sie lebten da unten, in dem Land, wo die blauen Dämpfe waren. Da hatten sie ihre Häuser, ihre Städte. Da arbeiteten sie, aßen, schliefen, spielten Tennis, badeten im Meer, kamen zusammen, redeten. Aber das alles war so belanglos. Das war doch nicht, wonach er sich gesehnt hatte. Wonach hatte er sich eigentlich so heftig gesehnt?

»Wollte ich nicht zu Frauen, zu Kindern?« fragte er wie einer, der sich mühsam besinnt. »Du hast einen Flugführer. Wird er mich mit seiner Familie leben lassen?«

»Frage ihn!«

Der Flugführer kam. Hollmann machte ihm seinen Vorschlag. Verlegen brachte der Mann Ausflüchte vor. »Es geht nicht — ich kann es mir nicht vorstellen — mir ist, als könnten Sie gar nicht durch unsre Tür — als wäre unser Häuschen zu eng für Sie.«

»Ich möchte Ihre Frau sinnen hören.«

»Sie würde nicht mehr sinnen.«

»Ich möchte Ihre Kinder lachen hören.«

»Sie werden nicht mehr lachen, wenn Sie bei uns sind.«

Da schickte ihn Hollmann fort. Er ließ den Kopf sinken. »Wie er zurückschauerte! Ich war ihm unheimlich. Ich trage ein Mal! Abscheu!«

Wie ein sengender Strahl traf sein Blick

Genton. »Aber du — du kennst mich. Öffne du mir dein Haus, laß mich leben bei den Deinen. Ich begehre nicht mehr nach Ellen. Ich will nur bei Menschen sein.«

Gentons Lippen wurden schmal. »Mit Ellen? Mit den Kindern? Nein, Hollmann. Sie würden sich vor dir fürchten.«

Da lachte Hollmann bitter auf. Er, der den Erdball stieß in den Reigen der Himmel, er bettete, daß man ihn duldet, nur wie einen Hund in der Zimmerede — und die Menschen wiesen ihn von ihren Türen! Für ihn, den Wohltäter der Menschheit, gab es kein Asyl unter den Menschen! War es allen so gegangen, die hinausgewachsen waren aus den Maßen der Allgemeinheit? Wie in einem Spiegel sah er plötzlich sich selbst. Mit den herrschergewaltigen Zügen, mit den tiefliegenden, glühenden Augen, mit der mächtigwuchsenden Stirn. Und eine grausame Erkenntnis ähte sich dabei in seine Seele. Er paßte nicht mehr zu den Menschen! Aber auch die Menschen paßten nicht mehr zu ihm. Aus seiner Höhe führte kein Weg mehr zu ihnen hinab. Sie würden ihn langweilen. Er sprach nicht mehr ihre Sprache, und sie nicht die seine. Er konnte sich nicht mehr wandeln, er hätte es auch nicht gewollt. Wieder zu leben mit den Menschen, das war ein unerfüllbarer Traum gewesen. Was hatte er noch gemein mit ihnen? Er fühlte nichts mehr für sie. Es war da etwas verborrt in ihm. Wo die Last des Himmelsgewölbes geruht hatte, war der Boden zu hart geworden für die Blumen, die in den Gärten der Menschen wachsen.

Er erhob sich und straffte sich. In seinen Augen war Haß und Verachtung. »Geh! Ich brauche euch nicht mehr. Eine Stunde lang bin ich frei gewesen — es war lange

genug. Sie genügte, mich wieder stark zu machen. Ich kann nicht zu den Menschen, ich mag auch nicht mehr. Es ekelst mich vor ihnen. — Was bist du noch da? Geh, befreie mich von dir!«

Da streckte ihm Genton mit herzlichster Bewegung die Hände hin. »Nein, Hollmann, nicht so! Du darfst nicht hassen. Laß mich bei dir bleiben. Zu zweien wird es leichter sein. Ich will dein Gehilfe sein, dein Handlanger, nicht mehr. Bis du dein Amt abgeben kannst.«

»Das wolltest du?« fragte Hollmann ungläubig. »Freiwillig?«

»Um der Sache willen. Und auch um deinetwillen!«

Da füllten sich Hollmanns Augen mit Tränen. Eine große Welle starken Glückes ging über ihn hin und brachte ihm wieder, was er für immer verloren geglaubt hatte: Liebe zu einem Menschen.

»Dann ist mir ja geholfen! Dann bist du dennoch der Erlöser gewesen!«

Schweigend brühten sie sich die Hände. Dann traten sie hinaus in die Nacht. Über den zusammengesunkenen Bergen flammten und zuckten die buntfarbenen Gestirne. Und mit emporgewandtem Antlitz verharreten sie in Andacht.

»Sie grüßen dich!« sagte Hollmann.

»Sie weihen mich.«

»Fühlst du, wie es herabströmt? Die Sterne reden! Die Brüder rufen!«

Um Hollmanns weißes Haar glitten die hohen Sonnen. Verehrungswürdig, übermenschlich erschien er dem Freund. Seine Einsamkeit war um ihn wie Heiligkeit, kalt und furchtbar wie der Weltraum.

Aber demütig blickte er empor zu den Sternen, die er dort verbunden wußte zu einem überweltlichen, unermesslichen Denken. »Ob das schon Gott ist?« fragte er.

## Dein Herz

In einer Kirche einst von allen Kerzen  
Entbrannte eine nicht, wie sehr sich auch  
Der Diener mühte: bei des Priesters Hand  
Erst zündete der Funke. Und kein Hauch  
Vermochte nun die Flamme zu verführen.

In dieser Kerze hab' ich dich erkannt.  
So war dein Herz auch unter allen Herzen  
Nicht rasch vom ersten Feuerfuß entfacht,  
Bis Eros selber kam dich anzurühren —  
Nun brennst du unbeirrbar Tag und Nacht.

Gertrud Lauffs

# Das Reich der Frau

LVIII

## Sichtgedanken zur Mädchenbildung

Von Marie Martin

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Sichte.

Als vor einem Jahrhundert unser Volk in tiefste Not gesunken war, wie niemals seit dem Dreißigjährigen Krieg, da erklang plötzlich im Winter 1808 zu Berlin mitten in den Untergang hinein, wie ein erster Amselruf im Frühling, das Wort: »Auch die Morgenröte der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen soll!« Wie mag alles aufgehört haben bei dem mutigen Prophetensang, der hier vor den Ohren der Feinde, die nichts begriffen, die Deutschen zur Buße und zu neuem Hoffen lodte! Freilich war es ein kommendes Geschlecht, auf das Sichte hoffend zeigte: denn das lebende, in Selbstbetrug versunkene hielt er weder neuer Freiheit, noch tieferer Wahrheitserkenntnis, noch neuer Willenskraft für fähig. Und er entwarf einen Erziehungsplan, der in dem so dunklen Deutschland das Licht wieder entfachen sollte.

Seine »Reden an die deutsche Nation« haben die Geister entflammt und den Freiheitskämpfern vorangeleuchtet; haben, als Napoleon zu Boden gerungen war, als lebendiges immerwährendes Zeugnis über die stets wiederauflodernde Selbstsucht, die die Mächtigen zur Gewalt und zur Unterdrückung der Schwächeren trieb, die Sehnsucht nach »Einigkeit und Recht und Freiheit« und den Glauben an diese Ewigkeitsgüter in den Herzen wahrer Volksführer wach erhalten helfen, als das Dunkel der Reaktion sich wieder tief auf unser armes deutsches Volk herabsenkte. Aber so wenig die Bahn wirklich frei wurde für echtes deutsches Wesen, noch viel weniger trat auch nur im geringsten sein Erziehungsplan in die Wirklichkeit. Wäre er wohl durchführbar gewesen und hätte er den neuen Geist gebracht? Schwerlich, er war das Gebilde seiner theoretisierenden Zeit, in den Forderungen und Plänen völlig unpraktisch und undurchführbar. Er forderte das Ei, ehe das Huhn da war, das es legen konnte. Und doch, er ist von gewaltigster, fruchtbarster Gedankenfülle. Der Wert großer, ewigkeitsträchtiger Gedanken liegt ja nie in ihrer formalen Durchführung, sondern ihr Wert steht in dem Leben, das sie wecken und das nun wie eine lebendige Quelle auch unter Geröll weiterrieselt.

Ein neues Geschlecht wollte er aufziehen, das nicht in enger Selbstsucht der Einzelnen das Seine suchte und im Kampf aller gegen alle nach Profit, Reichtum, Macht, Vorrechten

haschte, sondern, einer für alle und alle für einen, vorwärtstrebte und ein lebensstüchtiges gesundes Volk aufzubauen fähig sei. In den engen Standes- und Klassengeist hinein rief er das kühne Wort: »Die gesamte Jugend des Landes soll ohne Unterschied der Geburt, Rang und Vermögen der Eltern in besonderen Anstalten erzogen werden, in denen fleißig gearbeitet wird und nur der Tüchtige etwas gilt.« Wie hoch und lebenskräftig war das Ziel gesteckt, dieser leuchtende Gipfel ferner Sehnsuchtsberge, wie er so vielen idealen Erziehern in heißer Menschenliebe schon vorgeschwebt hatte! Eine neue Welt tat sich damit auf, ein solches Volk könnte wahrlich nimmermehr zugrunde gerissen werden! Aber: in besonderen Anstalten? Von den Quellen der Natur, von Vater und Mutter getrennt? Also so tief waren wir gesunken, daß Elternliebe unfähig war, das Kind in die Volksgemeinschaft einzuführen und zur Hingabe an das Ganze zu erziehen? In solch engen, egoistischen Standes- und Vorrechtsschulen war die deutsche Wissenschaft eingesperrt, daß die pädagogischen Ideale nicht verwirklicht werden konnten in einer echten »Volksschule«?

Inzwischen haben die veränderten volkswirtschaftlichen Verhältnisse und das steigende demokratische Bedürfnis nach Freiheit und Gleichheit aller Volksgenossen, nach gemeinsamem Anteil an Wissen, Aufgaben, Recht auf Mitarbeit am Wohl des Ganzen die »Frauenbewegung« auf den Plan gerufen und ihr das Ziel gesteckt, »den Kultureinfluß der Frau zu voller innerer Entfaltung und freier sozialer Wirksamkeit zu bringen«. Wie sehr dieses Ideal durch die elementaren Triebkräfte des Menschenlebens, den Hunger und die Liebe, beeinflusst und gefördert, aber auch gefährdet wird, zeigt sich besonders deutlich daran, daß diese Bewegung vorzugsweise von den unbeschäftigten, mit der Not des Lebens ringenden Frauen und in so geringem Maße von den versorgten Frauen und Müttern getragen wird, die doch noch viel natürlichere Ursachen hätten, ihren Einfluß im Volksleben geltend zu machen. Erst an dem praktischen Bedürfnis klären sich die Ideale; aber nun sind leider wir Berufsfrauen die Hauptträgerinnen der Bewegung geworden. Es ist ein wundervolles Zeichen für die Gaben und Kräfte der Frau, daß alle unsere Führerinnen zu so hoher idealer Auffassung gekommen

sind und die Kinderkrankheiten der Bewegung, eitle, tolle Emanzipationsucht und selbstfüchtiges Haschen nach Rechten, als minderwertig brandmarken. Fort mit dem Haremsgeist, der das Frauentum bedroht und herabsetzt, und fort mit altjungferlicher Selbstsucht und Eitelkeit; das Wohl unsers Volkes sei unser Ziel! Je schwieriger und verwickelter die Zeiten werden, um so mehr bedarf unser Volk der reinen klaren Frauenart, jenes unerfeglichen Muttersinns zur Ergänzung der Männerarbeit, zur harmonischen Entwicklung seines Volkslebens auf sozialem, religiösem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Und wenn wir auch den heißen, zähen Kampf um unser Menschenrecht oft mit sehr wehem Herzen geführt haben und noch mehr beklagen, daß es uns in so verkrampfter Zeit und nun in überstürzten Formen und ungesunder, unvorbereiteter Pöflichkeit zufiel, so ist das volle Menschen- und Bürgerrecht doch nun eine Tatsache, der Rechnung getragen werden muß. Wir überzeugten Glieder der Frauenbewegung haben es mit tiefer Bewegung angenommen: Siehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist heiliges Land! An den vielen frankten Erscheinungen der Zeit etwa nachweisen zu wollen, daß die ganze Bewegung unheilvoll und falsch sei, ist ebenso unbelehrbar schief wie jene Verachtung der demokratischen Ideale und Menschheitsrechte, um die so lange gerungen wurde, bis ganze Massen unsrer Volksgenossen in Haß gegen Staat und Kirche, Aristokratie und Bürgertum und alle Lebensordnungen der Väter eingesponnen waren.

Doch genug! Was wäre nun aber ein besseres Mittel, alle diese Abel, auch etwaige Schwächen und Irrtümer der Frauenentwicklung, wirksam und erfolgreich zu bekämpfen, als die neuen Vollbürgerinnen unsers Volkes, von denen schon zahlenmäßig so ungeheuer viel abhängt, möglichst vollwertig und allseitig zu erziehen, damit auch bei ihrem Dienst am Volk nicht »Geburt, Rang und Vermögen der Eltern, sondern die persönliche Tüchtigkeit« gilt? Wie ungeheuer wichtig heute, ob wir dem Volk in allen Schichten weibliche Persönlichkeiten heranziehen, die in Familie und Staat, für Berufe und Aufgaben aller Art ihre eigentümlich weiblichen Kräfte vollwertig und ungehindert einsetzen können! Ja, ich wage zu behaupten, daß alle etwaige Reform der Knabenbildung nutzlos bleiben wird, wenn man nicht die Mädchenbildung vollwertig mit heraufzieht zu jener hohen Menschenbildung, die allein noch unsere Zukunft neu aufbauen kann. Ich werde mich hüten, hier einseitig einen ins einzelne gehenden Plan zu entwickeln, obwohl er klar genug sich aus den Erfahrungen langer und vielseitiger Arbeit heraus entwickeln ließe. Auch Fichte würde heute seinen Plan in vielen Einzel-

heiten, ja in Hauptpunkten, fallen lassen. Die Form mag zerfallen, »was hat's denn für Not!« Ich will lieber für die Frauenbildung unsrer Tage die Fichteschen Hauptforderungen zusammenstellen und sie denen allen ins Gewissen werfen, die heute berufen sind, die neue Schule ausbauen und ins Leben rufen zu helfen.

Mit Fichte fordre ich eine von begeisterten Deutschen geleitete Schule, in der dem niedrigen Egoismus entschlossen der Krieg erklärt wird, die nicht in erster Linie dem Einzelnen Berechtigungen verleihen, sondern wirkliche Seelenreise bei allen anstreben will. Ich fordre zweitens, daß in dieser Schule rücksichtslos gebrochen wird mit jedem Standesunterschied, daß ein gemeinsames Band ihre verschiedenen Zweige umschlinge von der untersten Elementarklasse bis zur Spitze, wo die Jugend ins weitere Leben entlassen wird; je einheitlicher das Gesamtziel ins Auge gefaßt wird, um so mannigfaltiger kann sie in ihren Gruppen und Klassen den Forderungen des Lebens dienen. Aller egoistische Eiferuchtskampf zwischen den verschiedenen Lehrerkategorien und zwischen den beiden Geschlechtern muß dabei möglichst unterdrückt werden; nicht Standesvorrechte, sondern Tüchtigkeit und anerkannte Eigenschaften und Gaben bestimmen die Stelle, an der in der neuen Schule ein Erzieher verwendet wird. Überhaupt ist in der Schule die Aufgabe der Erziehung vor die mehr oder minder wichtige Aufgabe des Fachlehrers zu stellen, so gewiß hohe, umfassende wissenschaftliche Klarheit und Gründlichkeit ein nicht zu entbehrendes Gut der Schule sein muß. Aber alles sinkt zum Mittel herab vor dem Zweck, gerade, starke, willenskräftige Charaktere für das Leben zu bilden, sowohl bei Knaben wie bei Mädchen. Auch die Frage der gemeinsamen Erziehung ist als Nebenfrage unter den großen Gesichtspunkt zu stellen: Wie fördern wir am gerabesten und besten den Hauptzweck? Es gibt kein männliches oder weibliches Wissen, so wenig wie männliche oder weibliche Nahrungsmittel; wohl aber gibt es nach der Eigenart der Geschlechter verschiedene und verschieden gefärbte Lebensaufgaben; danach hat man sich bei der Ausgestaltung der Pläne zu richten. An sich ist es doch, wie von jeher in der Volksschule, natürlicher und familienhaft reiner, Mädchen und Knaben gemeinschaftlich aufwachsen und entwickeln zu lassen. Soweit die Natur gebietet, werden die Geschlechter sich schon periodenweise sondern, nur daß es unter den reinen, hellen, liebevollen und erfahrenen Augen der Erzieher geschehe und die Eden und Winkel nichts davon erfahren. Jammervoll mutet mich heute das Rechenexempel an den Fingern an: Soviel Mädchen, soviel Prozent Lehrerinnen, und umgekehrt: Soviel Knaben, soviel Lehrerstellen!



Nicht die Stellen, sondern die Persönlichkeiten machen den Wert und Erfolg einer Erziehungsanstalt aus, und die elenden Konkurrenzkämpfe zwischen den Kategorien der Erzieher zeigen qualvoll dies egoistisch niedrige Niveau unserer Pädagogik.

Heute ist es vielfach die wirtschaftliche Not, die die Frage der Gemeinschaftserziehung entscheidet, wo man nicht robust brutal die Mädchenbildung zugunsten der »wichtigeren« Knabenbildung in die Ecke drängt. Vielleicht, daß unserm Volk aus der Not ein Segen erwächst; jedenfalls können wir uns bemühen, auf alle Fälle diesen Segen rein herauszuarbeiten und nicht nur in der Familie der Mutter, sondern auch in der Schulerziehung hochgebildeten Frauen, Müttern des Geistes und Herzens ihrer Schüler, Einfluß auf Knaben und Mädchen einzuräumen. Und zuletzt: in unserer von egoistischen Rangansprüchen so zerklüfteten, geschwächten Zeit wirkt diese verfluchte Rangfrage nicht nur wie Scheidewasser zwischen den Geschlechtern und Lehrer kategorien, sondern auch unheilvoll zwischen den Fächern, und erstreckt sich, tiefe in höhere, wissenschaftliche und niedere, technische und zahlreiche weitere eifersüchtige Wertgrade zu teilen. Wie kommen wir dazu? Die Motive dieser Rangunterschiede sind durchsichtig genug und hängen allzu eng mit unserer in trassen äußerer Egoismus verjüngten Kultur zusammen, die unter dem Blitzen und Donnern des Weltgewitters dem Untergang entgegenrollt. Soll die neue Schule in einem frischen, lebenskräftigen Geiste sich erheben zur Erziehung eines reineren Geschlechts, dann muß diese ungesunde Abstraktionsneigung fallen, und wir haben heute erfahrene, eifrige Reformer genug, um die »Lernschule«, in der man angstvoll oder, noch schlimmer, leichtsinnig und unbekümmert der Reifeprüfung entgegenochst, in eine gründlich reformierte, in sich schon produktive Lebensschule zu verwandeln, in der freudige Arbeitsgemeinschaft die Schüler wahrhaft leben lehrt im höchsten Sinn.

Und hier nun wende ich mich ganz besonders der »Ertüchtigung« des weiblichen Geschlechts zu; da muß es ganz anders werden. Ein Junge mag, je nach seiner Berufswahl, das Gelehrtentum als einziges Ziel sehen. Eine nur gelehrte Frau — und mag sie noch so hohe Geistesstufen erreichen — ist und bleibt ein unseliges Wesen; dem die tiefsten Instinkte reiner Mütterlichkeit eingetrodnet sind. Eine Frau muß auch praktisch tüchtig werden, sonst

geht ihr der beste Frauensegel verloren. Darum muß unter jeder Bedingung hier die Mädchenerziehung sich von der Knabenerziehung trennen, und ein sicherer Weg muß gefunden werden. Ob leicht? Ob schwer? Das zeigt uns das bisher noch unsichere Taster in der Frauenschulfrage. Weil man in der Mädchenbildung noch zu ängstlich ist, ob man ihr auch wirkliche selbstverständliche Vollwertigkeit zubilligen kann — ein unseliges Erbe aus der früheren, auf gesellschaftlichen Bedürfnissen aufgebauten »Töchterchule« —, darum ist man auch noch unsicher ängstlich, den eigenartigen natürlichen Frauengaben einen Extrazweig der Mädchenbildung tiefgründig auszubauen. Man verliert sofort leicht den Boden unter den Füßen, sobald es gilt, selbständig von den Maßen der Knabenbildung abzuweichen und den besonderen ästhetischen sozialen und praktisch weiblichen Gaben sichere Wege der Ausbildung vollwertig zu bestimmen. Und doch, wenn die heute in erbittertsten, oft so egoistisch minderwertigen Konkurrenzkämpfen sich zerreibenden Geschlechter sich friedlicher ergänzen könnten und die Schwierigkeiten sich glätteten durch mehr vollwertige Frauenberufe, auf ihren eigenartigen Geschlechtsvorzügen beruhend und diese herausentwickelnd, welch eine Bereicherung der Volkskultur, welch ein Segen für die schwere Zukunft wäre das!

Würde zu all diesen Vorschlägen Sichte nicht freudig »ja« sagen können? So rufe ich denn mit i, m alle die mannigfaltigen Kreise, die mit diesem Problem zu schaffen haben, auf: die Behörden, die Eltern, die durch die gesegnete Einrichtung der Elternräte immer mehr an ernste Mitarbeit in der Schule gewöhnt werden, die Berufserzieher, die Frauen, besonders unermüdlich und verantwortlich die in die öffentliche Volks- und Kommunalvertretung berufenen Frauen: helft solche Mädchenerziehung schaffen, die Jugend wird euch freudigst entgegenkommen. Helft dem Volk tüchtige, arbeitsfähige, selbstlose, urteilsichere Frauen heranziehen! Denn wenn Sichtes Grundhoffnung, daß die Rettung und Wiedergesundung unserer Volkskraft abhängt von der neuen Einstellung unserer Jugend auf Tüchtigkeit, Gemeinnutzen und Hingabe an das allgemeine Wohl, an die feste Überwindung der Selbstsucht durch wahren Bürgersinn, so bleibt auch das wahr und wird sich in der Zukunft ausweisen:

»Ein Volk steht so hoch, als seine Frauen stehen.«





3fe Plehn:

Grabdenkmal





Carlos Ripamonte: Gauchos, dem Volksjänger (payador) zuhörend

## Argentinien

Von Albert Haas (Buenos Aires)

### Literatur und Kunst

**D**ie politische, die wirtschaftliche und vor allen Dingen auch die geistige Weltgeltung Amerikas ruht ausschließlich in den Händen seiner weißen Bewohner. Das bedeutet aber noch keineswegs, daß es bedingungslos von Europa abhängt oder nur ein Teil der Alten Welt ist. Neben den Revolutionen, die das europäische Joch zerbrachen, ist in Amerika eine geistige Revolution hergegangen. Genau so wie Nordamerika schon jetzt ein politisch und wirtschaftlich von Europa unabhängiger Staat ist und wie Spanisch-Amerika aller menschlichen Voraussicht nach etwa in drei Jahrzehnten der Schwesterrepublik im Norden darin folgen wird, genau so wird die geistige Unabhängigkeit ganz Amerikas in absehbarer Zeit zur vollendeten Tatsache werden. In dieser Entwicklung wird Spanisch-Amerika einen besonderen Platz einnehmen, weil es dank seiner überwiegend geistigen Veranlagung wahrscheinlich auf kulturellem Gebiete sein Bestes leisten wird. Unter den amerikanischen Ländern spanischer Zunge wird aber Argentinien, das in der nachkolonialen Zeit zunächst die politische Führung übernommen hatte, infolge seiner überlegenen wirtschaftlichen Kraft voraussichtlich auch in seiner geistigen Entwicklung den andern voranschreiten.

Die Kultur, welche die Spanier in das von ihnen entdeckte, eroberte und besiedelte amerikanische Land trugen, war die des Ritters und des Mönches. In den Listen der Konquistadoren, die in Kuba, in Mexiko oder in Hoch-Peru landeten und in geradezu unsäglichem

Heldentum diesen Boden eroberten, reihen sich die größten spanischen Namen aneinander. Sobald aber das Schwert der Hídalgos in Neu-Granada, in Neu-Espanien, in Neu-Andalusien und andern Riesengebieten der spanischen Krone den Sieg errungen hatte, wurden an Stelle der indianischen Götzen und ihrer Tempel das Kreuz und der Altar mit dem Muttergottesbilde errichtet.

Die ersten Äußerungen eines selbständigen Daseins bestanden allerdings in Argentinien, ebenso wie in den andern spanisch-amerikanischen Staaten, darin, daß die eingeborene Bevölkerung spanischen Stammes in revolutionären Kämpfen die politische Oberherrschaft des Mutterlandes abschüttelte. Seine tiefsten unterirdischen Wurzeln hatte dieses Unabhängigkeitsgefühl in dem Bewußtsein der »Criollos«, als Spanier zweiten Grades behandelt zu sein. Die »Kreolen« ergriffen die Waffen, nicht um aufzuhören Spanier zu sein, sondern um Spanier in demselben Sinne wie die Bewohner des spanischen Königreichs zu werden. Sie übernahmen dabei, wie sehr sie selbst die Gedanken und Gefühle dieses Mutterlandes verkörperten.

Die bewußte Abneigung der südamerikanischen Revolutionszeit gegen Spanien hat zur Folge gehabt, daß diese jungen Länder nur unbewußt nahezu alle spanischen Überlieferungen gewahrt und gepflegt, daß sie aber in ihrem bewußten Handeln und Denken sich an nicht-spanische Vorbilder angeschlossen haben. Hierbei kam ihnen, insbesondere soweit es sich um geistige Werte handelt, die weitere Tatsache





Carlos Ripamonte: Gaucho (Studie)

zu Hilfe, daß in Spanien selbst damals die Überschätzung des Auslandes Mode war. Nachdem Spanien in den Werken der Calberon, Lope und Cervantes der Weltliteratur unvergängliche Meisterwerke geschenkt hatte, wandte es sich selbst von diesen Denkmälern einer großen Vergangenheit ab. Das Spanien des 18. Jahrhunderts, dessen geistiger Inhalt naturgemäß entscheidenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der amerikanischen Länder spanischer Zunge ausüben mußte, verachtete seine Nationalliteratur und erschöpfte seine Kräfte in einer unfruchtbaren Nachahmung Frankreichs. Dieses selbe Frankreich aber gab den inmitten einer Revolution neu entstehenden spanisch-amerikanischen Völkern einen Schatz von Gedanken und rhetorischen Formeln, die zwar dem inneren Wesen der jungen hispanischen Rasse fremd waren, ihr aber wegen des revolutionären Inhalts und Tones zusagen mußten. Die ersten Regungen eines selbständigen süd-amerikanischen Geisteslebens standen deshalb, wenn man von vereinzelt englischen Einflüssen absieht, entweder im Banne der Französisierenden zeitgenössischen Literatur Spaniens, oder aber sie waren unmittelbare Nachahmungen Frankreichs. Ganz Spanisch-Amerika ist jahrzehntelang bei den Franzosen in die Schule ge-

gangen und verdankt den größten Teil dessen, was es weiß, französischen Lehrmeistern.

Die spanisch-amerikanische Kultur, die aus dem ausschließlichen Einflusse Frankreichs hervorging, konnte naturgemäß der französischen weder gleich noch gleichwertig sein. Sie mußte sich von vornherein auf die Übernahme einiger auch in der Neuen Welt ansiedlungsfähiger Seiten des französischen Geisteslebens beschränken. Zugleich aber mußte sie darauf verzichten, daß das spanisch-amerikanische Geistesleben, welches aus dieser Anpassung an Frankreich entstand, mit seinen Wurzeln tief in den Boden der Heimat griff. Das besondere spanisch-amerikanische Geistesleben war also dazu verurteilt, Abglanz einer andern Kultur zu bleiben. Weder konnte es die von ihm nachgeahmte Kultur in der Fülle ihrer Vollständigkeit wiederholen, noch konnte es in seinen Schöpfungen das eigne Wesen in spontaner Form ausdrücken. Seine Literatur mußte verhältnismäßig arm sein, und sie mußte weniger dem Gefühl als dem Verstande, weniger dem unbewußten Drange als dem bewußt nacheifernden Willen entspringen.

Macht man diesen Vorbehalt, so muß man anerkennen, daß die aus der Nachahmung Frankreichs entstandene Literatur Spanisch-Amerikas und insbesondere auch Argentiniens glänzende Schöpfungen, ja sogar Meisterwerke hervorgebracht hat.

Der größte Vertreter dieser Weltliteratur spanischer Zunge ist der in Nitaragua geborene Lyriker Rubén Darío, der in allen spanisch-sprechenden Ländern während eines ruhelosen Wanderlebens haltgemacht und längere Zeit in Buenos Aires Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Strebens gewesen ist. Seine Tradition wird noch heute von dem bedeutendsten argentinischen Dichter und Schriftsteller der älteren Generation, von Leopoldo Lugones, fortgesetzt. Lugones hat nicht nur als lyrischer Dichter und als Novellist, sondern auch als Historiker und als politischer Schriftsteller weit über die Grenzen seines Heimatlandes berechnete Anerkennung gefunden. Sein Werk über die Jesuiten in Paraguay ist eine der besten Quellen für die Kenntnis der Geschichte des merkwürdigen Staates, den dieser Orden unter den Guarani-Indianern vorübergehend aufrecht erhielt. Seine Verse und seine Erzählungen sind formvollendet. Trotzdem ist sein Einfluß auf die jetzt schaffende südamerikanische Generation gering. Man geht nicht fehl, wenn man diese sonderbare Tatsache damit erklärt, daß seinen Werken die Kraft des Angewollten, des Unbewußten fehlt, daß sie im tiefsten Grunde heimatlos und deshalb auch weltfremd sind. Argentinien denkt und fühlt gegenwärtig unter dem Zeichen dessen, was man »Argentinidad« genannt hat. Gerade von den gebildeten

und künstlerisch schöpferischen Mitgliedern des Volkes hat ein Heimatgefühl Besitz ergriffen, das zwar nirgend die Form der Ausschließlichkeit oder des geistigen Chauvinismus angenommen hat, das aber sowohl die enge Anlehnung an andre Länder wie die Bevorzugung eines einzigen Volkes vor den andern ablehnt. Wie weit aber gerade Lugones in seinem inneren Anschluß an Frankreich geht, ist am besten daraus zu ersehen, daß er noch vor kurzem erklärt hat, der Wert eines jeden Menschen in der ganzen weiten Welt hänge von dem Grade seiner Vertrautheit mit französischer Kultur und von dem Grade seiner politischen Ergebenheit für Frankreich ab!

Eine solche Literatur kann niemals zur Nationalliteratur führen, sondern muß Fremdling im eignen Lande bleiben. Während aber in der Hauptstadt Buenos Aires diese künstliche, aus dem nachahmenden Verstande geschaffene Literatur herrschte, entwickelte sich im Lande selbst ein nationales Leben, das die Grundlagen für eine eigenartige, nationale Literatur in Argentinien hervorbrachte und das zunächst in naiver, sodann aber in bewußter Art die argentinische Nationalliteratur wenn nicht geschaffen, so doch vorbereitet hat.

Spanien hat, genau wie Deutschland, stets neben seiner Kunstdichtung eine Volkskunst besessen. Und Argentinien wurde binnen kurzer Zeit das Heim einer Ansammlung solcher Gesänge, Lieder, Romanzen, Melodien, Gruppentänze, Märchen und Sagen. Der Träger dieser Volkskunst oder dieses Volkstums, wie die internationale Bezeichnung lautet, war der argentinische Gaucho, der ebenso ohne das Dazutun der



Carlos Ripamonte: Charakterkopf aus dem Landesinneren

spanischen Herrscher in das Dasein trat wie seine Literatur. Und wie dieser Gaucho aus der Mischung von Spaniern mit Indianern unter dem Einflusse eines nomadenhaften Steppenlebens sich zu einer neuen und eigenartigen Rasse herausbildete, so leben in seiner Volkskunst Erinnerungen an spanisches Volkstum mit indianischen Motiven und mit den Eindrücken des ihn umgebenden Landes zu unauflöslicher Einheit vermischt.

Die Schätze des argentinischen Volkstums begannen erst jetzt weitere Kreise zu beschäftigen. In alten Patrizierfamilien werden die argentinischen Gruppentänze wie der Malambo, der Gato und der Pericón für besondere feierliche Gelegenheiten eingeübt. In den Theatern der Bundeshauptstadt treten Chöre von Landbewohnern aus dem Landesinneren auf, die in unverfälschter Form, ohne jeden Anstrich von Salontiroletum, die wunderbare, schweremütige Kunst der argentinischen Berge und der Steppen den Großstädtern vorführen. Aber alles das würde nicht genügen, um das argentinische Volkstum vor dem Untergange und vor der Vergessenheit zu retten, wenn nicht gerade jetzt die einheimischen Unterrichtsbehörden einen groß angelegten Versuch zu seiner Sammlung und Aufzeichnung unternähmen. Es ist das besondere Verdienst des angesehenen Mitgliedes des argentinischen Nationalrates für Erziehungsfragen, Dr. Juan P. Ramos, daß nunmehr auf diesem Gebiete das Versäumte nachgeholt wird. Insbesondere sollen die Volksschullehrer, die in ihrer Tätigkeit bis zu den unzugänglichen Schluchten der Felsgebirge und bis in die Einöden der Steppe gelangen, die Aufzeichnung des argentinischen Volkstums und

48\*



Carlos Ripamonte: Charakterkopf aus dem Landesinneren

seiner Melodien übernehmen. Dr. Ramos bringt für diese Aufgabe außer einer umfassenden Bildung und einem feinen künstlerischen Verständnisse eine ungewöhnliche Tatkraft, Beharrlichkeit und Zähigkeit mit.

Aus der volkswirtschaftlich wertlosen, aber langesfrohen, tanz- und kampflustigen Reiterasse der Gauchos erwuchs das argentinische Folklore. Noch jetzt kann man namentlich in den nördlichen Provinzen der Republik das typische Bild des Gaucholebens sehen: die Frau stampft den Mais für das Abendbrot in einem ausgehöhlten Baumstumpf, um die Hütte tollten die halbnackten Kinder mit dem Hunde und mit der Ziege, vor der Hütte aber sitzt der Gaucho, auf der Gitarre klimpernd und schwermütige Weisen summend. Die Sangesfreudigkeit der Gauchos hatte nun vor mehr als einem Jahrhundert dazu geführt, daß sich unter ihnen eine Art Sängerstand herausbildete, die »payadore«. Diejenigen Sänger, deren Improvisationen im Umkreise ihrer Behausung besonderen Ruf erlangten und die zu vollstümlichen Gestalten geworden waren, trafen sich von Zeit zu Zeit auf den Volksfesten, wo sich die Bewohner weiter Gebiete vereinigten. Nach der Vorführung von Reiterspielen und Gruppentänzen sammelte sich dann das ganze Volk der Gauchos im Kreise um die »payadore«, die sich gegenseitig zu Wettgesängen herausforderten und in der geschlossenen Form der herkömmlichen Verse und Melodien abwechselnd neue »Gstanz« erfanden. Wer nach Ansicht der kunstverständigen Zuhörer dabei den Sieg errang, der wuchs allmählich über seine Heimatprovinz hinaus und wurde zur halb sagenhaften Gestalt, wie Santos Vega, den kein Sterblicher im Gesange überwand und der erst in dem persönlich erschienenen leibhaftigen Teufel seinen Meister finden konnte.

Die Motive, die das Leben der Gauchos durchziehen, haben schon vor Jahrzehnten in einem besonderen Zweige der argentinischen Literatur unmittelbaren Ausdruck gefunden. Gegenstand dieser Dichtungen waren Erlebnisse von Gauchos. In der Form schlossen diese epischen Gesänge sich eng an die Technik der »payadore« an, wie sie denn auch in der zur besonderen Mundart entwickelten Sprache des Gauchos geschrieben waren. Das bedeutendste der hierher zu rechnenden Werke ist »El Gaucho Martin Fierro« von José Hernández, ein 1872 erschienenes Epos, das den Zusammenstoß des Gaucho Martin Fierro mit der Polizei und seine Flucht in lebhaften Farben, untermischt mit vollstümlichen Sentenzen, schildert. Dieses mit Recht in ganz Argentinien besonders geschätzte und verbreitete Nationalepos enthält große Schönheiten und hat als dichterisches Denkmal vergangener Zeiten dauernden Wert.

Literarisch noch wertvoller ist der Balladenzyklus, den der vor kurzem verstorbene Dichter Rafael Obligado dem erwähnten »payador« Santos Vega gewidmet hat. Man kann dieses Werk ebenso wie die edle Persönlichkeit seines Dichters am besten mit unserm Abland und seinem Werke vergleichen. Beide Sängere, der Argentinier wie der Schwabe, zeichnen sich durch eine fledenlose Reinheit der Gesinnung, durch eine bedingungslose Vaterlandsiebe und durch künstlerische Zartheit in der Linienführung aus. Die Verwandtschaft geht sogar so weit, daß sowohl Abland wie Obligado durch ihre Balladen und die an Zahl geringen lyrischen Gedichte vor allem in der Jugend ihres Landes fortleben.

Alle diese Schöpfungen sind in ihrem innersten Wesen rein romantisch. Sie vergöttern den Gaucho und die Zeit, da er noch die argentinische Pampa beherrschte. Im Namen der kunstlosen Aufrichtigkeit einer zu Unrecht verschmähten Vergangenheit erheben sie Anklage gegen die Kultur, die von den Städten ausgeht, der es an Bodenständigkeit fehlt, die die Reinheit der alten Sitten durch erkünstelte Unlauterheit, durch Unaufrichtigkeit, durch Korruption ersetzen möchte und die Schritt für Schritt weiter auf das platte Land vordringt. Die Gegenanlage konnte nicht ausbleiben. Gegen das Epos »Der Gaucho Martin Fierro« wurde von den nüchternen denkenden Städtlern eingewendet, daß es letzten Endes die Instinkte der Gesetzmäßigkeit, der Unwissenheit, der Trägheit, der Schmutzigkeit und der bössartigen Verschlagenheit unter den Gauchos befördere. Statt dessen sei es notwendig, aus den rückständigen Landbewohnern nützliche Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft zu machen. Diese nomadenhaften Nichtsteuer müßten zur Hygiene, zur öffentlichen Ordnung, zum Gewerbesfleiß und zum Besuch der Volksschulen angehalten werden. So stark aber war das Gewicht dieser Bedenken, daß der Dichter José Hernández seinem Epos eine Fortsetzung gab: »Die Rückkehr des Martin Fierro«, worin er die Belehrung seines Helden zur städtischen Kultur zwar poetisch schön, aber stellenweise ausbringlich lehrhaft schildert. Derselbe innere Zwiespalt findet sich in dem Balladenzyklus, der das Meisterwerk des Dichters Rafael Obligado ist, in dem bereits erwähnten »Santos Vega«. Das Herz des Dichters ist bei dem Sänger Santos Vega, mit dessen Tode der letzte Vertreter einer ungebundenen, durch mancherlei Tugenden verklärten Zeit verschwindet. Aber sein Verstand gibt zu, daß jener Fortschritt, der Städte baut, Schulen gründet und auf dem Brachland Industrien erwachsen läßt, die Zukunft und das Glück des Landes bedeutet. Santos Vega wird allerdings von

seinem Menschen besiegt, sondern von einer geheimnisvollen, schaurigen Persönlichkeit, die sich zum Schluß als der leidenschaftliche Satan entpuppt.

Der einseitig romantischen Auffassung des alten argentinischen Lebens auf dem Lande und in der Provinz steht eine ebenso einseitige Kritik vom städtisch-europäischen Standpunkte gegenüber. Auch sie hat ihren künstlerischen Ausdruck in einem literarischen Meisterwerk gefunden, das trotz der inneren Unvollständigkeit seiner grundsätzlichen Auffassung von bleibendem Wert ist. Hatten Obligado und Hernández die Welt des Gaucho in lyrischer Verklärung gesehen, so gibt der noch jetzt lebende Roberto J. Payró eine vollendete Schilderung der Korruption, der Barbarei und des

Anrechtes, deren Heim das argentinische Landesinnere zur Zeit der Gauchos war. Und wie die romantischen Sänger des Gaucholebens auf den einheimischen Überlieferungen der dichterischen Form mit ihrem wesentlich spanischen Grundcharakter fußen, so ist Payró erfolgreich in die europäische, d. h. die französische Schule gegangen. Ebenso erinnert der satirische Roman Payró's »Die lustigen Abenteuer des Enkels von Juan Moreira« auf Schritt und Tritt an europäische, außerspanische Vorbilder, wie namentlich an den Numa Roumestan von Daudet. In diesem politischen Schelmenroman haben wir ein Meisterwerk der Satire. Unerbittlich und mitleidslos saufen hier die Geißelhiebe auf das öffentliche Leben Argentiniens nieder. Alle Schwächen einer teilweise bereits vergangenen Epoche der argentinischen inneren Politik sind rücksichtslos und mit einer an französischen Vorbildern gebildeten stilistischen Vollendung an den Pranger gestellt.

Dieselbe stilistische Meisterschaft zeichnet den zweiten argentinischen Roman aus, dessen Verfasser derselben Generation wie Payró angehört: »La Gloria de Don Ramiro«. Enrique Larreta, dem die argentinische Literatur dieses formvollendete Werk verdankt, war lange Zeit Gesandter in Paris, wo er enge Beziehungen zu den literarischen und künstlerischen Kreisen unterhielt. Und sein Roman spricht,

schillert und leuchtet in all den Farben, die insbesondere die Lyrik der französischen »Parnassiens« zieren. In gewisser Hinsicht kann man seine Prosa mit den Sonetten des in Paris lebenden und in französischer Sprache dichten Kubaners José Marie de Heredia vergleichen. Und wie eins der berühmtesten Gedichte Heredias jenen Konquistadoren gewidmet ist, von denen er selbst abstammte, so spielt »Die Herrlichkeit des Don Ramiro« zur Zeit der Konquistadoren in Spanien und Peru. Don Ramiro ist ein junger Hidalgo, der im Kastell seiner Väter sich auf den Kampf gegen die Ungläubigen, gegen die Mauren oder gegen die heidnischen Indianer, vorbereitet. Mohammedaner, die auch unter der wieder-

aufgerichteten spanischen Herrschaft insgeheim Allah dienen, strecken die Hände nach ihm aus und suchen ihn durch die schwül sinnlichen Reize einer odaliskenhaften Person zum Islam zu bekehren. Noch ehe es zu spät ist, reißt er sich aus diesen Verstrickungen los und ist Zeuge, wie die junge Maurin in einem Autodafé lebendig verbrannt wird. Allein sein ganzer Stolz und sein ganzes Sein brechen hilflos zusammen, als er das Geheimnis seiner Herkunft erfährt. Er trägt den Namen seines Vaters zu Unrecht. Während dieser in Glandern für den katholischen König von Spanien focht, erlag seine Braut der

Verführung eines maurischen Ritters. Der Bräutigam hielt trotzdem Wort und gab dem Sohne, dessen Vater nicht er war, durch die Hochzeit seinen Namen. Don Ramiro stößt auf seinen Irrfahrten sogar auf seinen ihm vorher unbekannt gebliebenen maurischen Vater und rettet sich aus der Verwirrung seiner Gefühle, indem er zusammen mit andern Standesgenossen in das nach Peru ziehende Heer der Konquistadoren eintritt. In der Neuen Welt gehört er zunächst zu den grausamsten Eroberern, bis die Reue von seinem Herzen Besitz ergreift. Er wird Mönch. Freiwillig arbeitet er in den peruanischen Bergwerken, um die indianischen Sklaven in der Fron abzulösen. Zuletzt stirbt er als Büsser, dessen Namen niemand, dessen Antlitz aber jeder kennt.



Konsul Alberto M. Candiotti, der hervorragendste Förderer der künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Argentinien und Deutschland





Manuel Gálvez

In der großen Kathedrale zu Lima wird sein Leichnam aufgebahrt. Und nachdem alle andre Herrlichkeit des Lebens ihm wie ein Traum zerronnen ist, gewinnt Don Ramiro in der Gestalt des geheimnisvollen Heiligen in seinem Sarge zum erstenmal wirkliche Majestät.

Das Leben auf dem alten spanischen Ritterschloß, die sinnlichen Verführungsversuche des maurischen Mädchens, das düstere Gepränge eines Autodafé, die weite Fahrt von Cádiz nach Peru, das stürmende, blutgetränkte Dasein der Konquistadoren, das Sklavenleben der indianischen Bergarbeiter und zuletzt das nächtliche Schweigen in der Kathedrale zu Lima: all das ist hier mit einer farbigen Einbringlichkeit geschildert, deren ästhetischem Reize sich niemand entziehen kann. Die Schwäche des Werkes liegt auf anderm Gebiete. Ebenso wie den Schöpfungen der französischen Parnassiens, die dem Dichter Vorbild waren, fehlt es dem Roman an Wärme, an Musik, an Seele. Marmorschön, marmorklar und marmorkalt sind seine Vorgänge, die in funkelnder und darum zuletzt ermüdender Pracht aufeinander folgen.

Sowohl die Dichtungen, in denen der Gaucho verklärt wird, wie die Satiren gegen das argentinische Leben der Gauchozeit, wie schließlich die ästhetische Pracht des zuletzt erwähnten archä-

ologischen Romans, entstammen einer eigenartigen, seit rund einem Jahrzehnt abgeschlossenen Epoche der argentinischen Entwicklung. Damals hatte das politisch unabhängig gewordene Land noch nicht die Lebensformen abgestreift, welche die spanischen Kolonisatoren ihm gegeben hatten. Es war ein weites Gebiet von Latifundien, auf denen Abkömmlinge einstiger Hidalgos als Großgrundbesitzer lebten und welche die aus der Mischung der eingewanderten spanischen Soldaten mit Indianerinnen hervorgegangenen Nestizen als deren Leibeigene in primitiver Form bebauten, während in den Hafenstädten der Ein- und Ausfuhrhandel von den aus Nordeuropa stammenden fremden »Kolonen« besorgt wurde. Aber etwa seit der Mitte des letzten Jahrhunderts hatte sich zu diesen Schichten der argentinischen Bevölkerung eine vierte gesellt. Die Einwanderung hatte begonnen und schuf langsam, aber unaufhaltsam den argentinischen Mittelstand, der gegenwärtig das früher herrschende Patriziat sowohl in der Politik wie im Geistesleben ablöst. Vorher war jeder Argentinier, der nicht Halbindianer und »Peon«, d. h. Adernknecht, war, ein Estanciero gewesen. Jetzt nahm die Zahl der geborenen Argentinier zu, die nicht von ihrem Landbesitz, sondern von ihrer Arbeit leben und doch zu den Gebildeten gehören. Handwerker, selbständige kleine Kaufleute, Besitzer kleinerer landwirtschaftlicher Unternehmungen, Lehrer in den Volksschulen oder höheren Lehranstalten, Ärzte, Regierungsbeamte, Rechtsanwälte, unabhängige Schriftsteller bilden eine neue Klasse, die Anteil am öffentlichen Leben verlangt, schrittweise sich die öffentliche Anerkennung und sodann die Herrschaft erkämpft.

Auf politischem Gebiete hat diese Entwicklung dazu geführt, daß nach Einführung des geheimen Wahlrechts dessen Vorkämpfer, die radikale Partei, bei allen Wahlen den Sieg errang und sofort den noch keineswegs beendeten Kampf gegen die frühere politische Korruption aufnahm. In allen geistigen Fragen aber hat das Auftreten des jungen argentinischen Mittelstandes die Ketten der früheren Abhängigkeit von Europa zerbrochen und zu einer Art neuer Freiheitsbewegung geführt. Der argentinische Großgrundbesitzer und der in Argentinien tätige Großkaufmann waren in Europa ebenso heimisch wie in ihrem Geburtslande oder in dem Lande ihrer Tätigkeit. Viele von ihnen waren überhaupt ganz an die Riviera oder nach Paris übergesiedelt und besuchten Amerika nur selten. Dem Angehörigen des argentinischen Mittelstandes fehlen die Mittel zu einem solchen Leben. Wohl denkt auch er mit Sehnsucht daran, Europa kennenzulernen. Aber wenn er diesen Wunsch verwirklichen kann, so will er in der Alten Welt etwas lernen,

er will seine Kenntnisse vervollkommen, er will dadurch seine Erwerbsfähigkeit heben; das Ziel seiner Fahrt ist weder der Jockeyklub noch Monte Carlo, sondern der Hörsaal der hohen Schulen. Argentinien ist für ihn nicht ein Land, aus dem er seine Renten bezieht; es ist das Land seiner Geburt, an das er durch seine Arbeit, durch seine Hoffnungen gefesselt ist, nach dem er sich stets zurücklehnt und dem all das nutzen soll, was er an den Stätten der alten Kultur lernen und sich aneignen kann. Es ist die Quelle seiner Kraft und das Ziel seiner Arbeit.

Mit dem argentinischen Mittelstande ist zugleich der Gedanke einer wirklich argentinischen Nationalliteratur entstanden: »La Argentinidad«, wie Ricardo Rojas, einer der Wortführer des jungen Geschlechts, es genannt hat.

Für die ältere argentinische Generation war Europa der einzig denkbare Maßstab aller Dinge gewesen. Für den jungen argentinischen Mittelstand, der in allen Fragen des öffentlichen Lebens mehr und mehr die Führung übernimmt, ist dieses europäische Problem innerlich vollständig abgetan. Er steht den europäischen Fragen unbefangen gegenüber, indem er weder europafreundlich noch europafeindlich, sondern kurzweg argentinisch ist. Er will eine Politik, eine Volkswirtschaft und ein Geistesleben schaffen, das sich zu den gegebenen einheimischen Zuständen nicht anders verhält, als das in den europäischen Ländern gemeinhin der Fall ist. Er lehnt weder die europäischen Gedankenkreise noch die europäische Einwanderung grundsätzlich ab, noch heißt er sie grund-



Ricardo Rojas

sätzlich willkommen. Er will beides zulassen, aber nur insofern, als dadurch die argentinische Eigenart gefördert und bereichert wird. Das argentinische Volk soll nach Überzeugung dieses Mittelstandes selbständig, eigenartig, bodenständig werden. Und da der Argentinier im tiefsten Inneren seines Wesens vor allem ideologisch-literarisch veranlagt ist, so mußte die Führung auf diesem Wege den Vertretern der Literatur und der Wissenschaft von selbst zufallen.

Run ist aber kaum ein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen den beiden Grundbestandteilen des neuen argentinischen Volkes, zwischen dem alteingesessenen »Criollo« und dem Einwanderer. Die alteingesessene argentinische Bevölkerung ist aus den Zuständen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert hervorgegangen, als der wirtschaftliche Kampf ums Dasein im modernen Sinne noch unbekannt war. Allerdings waren die Konquistadoren in das Land gekommen, um sich das märchenhafte Gold der Inkas und der Azteken anzueignen. Aber ihre Art des Goldeswerbes war nicht wirtschaftlich bedingte Arbeit gewesen. Der Ritter und der Mönch hatten vom Lande und seinen Schätzen Besitz ergriffen, ohne daß sie dabei »gearbeitet« hätten. Und ebenso unmodern wie der Ursprung ihres Reichtums war der Zweck, für den sie ihn bestimmten. Die spanischen Kolonisatoren waren keine Kaufleute, die ihr Vermögen durch Handel vergrößern wollten. Sie eigneten sich die im Lande vorhandenen wirtschaftlichen Werte an, weil sie damit die materielle Grundlage für die Ausdehnung des spanischen theokratischen Königreichs schufen.



Dr. Juan P. Ramos



Gruppe von Gauchos

Als die epischen Zeiten der Konquistadoren verstrichen und die Kämpfe mit den widerstrebenden großen Reichen der indianischen Fürsten siegreich beendet waren, blieb vor allem die Ablehnung der kaufmännischen Auffassung und der wirtschaftlich bewußten Arbeit lebendig. Inmitten einer mehr als freigebigen Natur konnte die Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft nicht auskommen. Das zum Leben notwendige Fleisch wuchs wild in den ungeheuren Rinderherden der Pampa; die Milde des Klimas brachte es mit sich, daß reich wie arm den größten Teil des Tages und der Nacht im Freien verleben und sich mit einer zwar geräumigen, aber doch primitiv eingerichteten Behausung begnügen konnte. Was noch zu tun übrigblieb, bestand in der Einsammlung der von der Natur stets bereitgehaltenen Gaben. Und diese Art Arbeit nahm ganz von selbst überall die Form frohen Spieles an. Wenn der Gaucho ein Rind mit dem Lasso einfing, so hatte er dabei kaum das Bewußtsein, eine wirtschaftlich wertvolle Arbeit zu verrichten. Er faßte seine Tätigkeit vielmehr als eine Gelegenheit auf, seine körperliche Kraft und seine Gewandtheit zu zeigen und sodann einen Festschmaus zu feiern. Damit aber gewann das argentinische Leben, namentlich im Inneren des Landes, das Wesen eines Volksfestes, das inmitten des Überflusses gefeiert und nur von den Tragödien der Leidenschaft und von der unentrinnbaren Wucht ungeheurer Naturereignisse unterbrochen wurde. Und alle Episoden dieses gleichsam spielend verlebten Daseins wurden durch die bald hellen, bald düsteren künstlerischen Farben der Le-

genden, Volkslieder und nationaler Tänze verklärt.

Dem Einwanderer ist die Ernte wichtiger als das Erntefest. Die Hunderttausende und aber Hunderttausende spanischer und italienischer Arbeiter, die in den letzten sechzig Jahren nach Argentinien übergesiedelt sind, folgten weder heroisch-religiösen Impulsen noch einem künstlerischen Spieltrieb. Sie wollten, nach einem in Europa viel gebrauchten und mißbrauchten Worte, »ihre wirtschaftliche Lage verbessern«. Sie wollten sich Tag für Tag gründlich satt essen und dabei reich werden. Hierfür wollten sie hart arbeiten und karg sparen. Sie wollten materiell unabhängig werden und ihren Kindern eine über ihren Stand hinausgehende Bildung zuteil werden lassen. Da sie aber in fremdem Lande allein standen, da sie nicht auf die Hilfe von Verwandten oder alten Freunden rechnen konnten, so blieb ihnen nichts andres übrig, als ihr Ziel durch harte, nur auf sich selbst vertrauende Arbeit und rücksichtsloses Streben zu erreichen.

Dieser Gegensatz zwischen dem Lebensideal des »Criollo« und des Einwanderers findet seine höchste Verkörperung in den beiden extremen Gestalten ihrer erfolgreichen und ihrer gescheiterten Vertreter.

In Argentinien, namentlich in Buenos Aires, lebt eine ganze Anzahl von Leuten, die vor einigen Jahrzehnten im Zwischendeck eingewandert sind und jetzt mehrere Millionen von Pesos ihr eigen nennen. Sie alle haben ein hartes Leben voller Arbeit, Demütigungen und Entbehrungen hinter sich, während dessen sie weder auf sich selbst noch auf andre Menschen je

Rücksicht genommen haben. Viele von ihnen sind über Leichen gegangen. In ihrem Dasein haben weder die Zerstreuungen der Geselligkeit noch die Erhebung durch die Kunst Raum gehabt. Einige von ihnen können nicht einmal lesen und schreiben. Sie sind alle Emporkömmlinge, und viele unter ihnen sind Prozen.

Dagegen hatte der zu Erfolg gelangte Kreole in den allerfesteften Fällen am kaufmännischen Erwerbsleben teilgenommen. Gewöhnlich hatte er von seinen Vorfahren großen Landbesitz und mächtige Viehherden geerbt. Seine »estancia« gab ihm die wirtschaftliche Grundlage des Daseins und außerdem einen angenehmen Aufenthaltsort während der heißen Sommermonate. In Europa war er vollständig zu Hause. Er hatte dort, namentlich in der Sorbonne, studiert, sprach Französisch, kannte die zeitgenössische französische Literatur in ihren unterhaltenden Teilen genau und war Mitglied der allgemein bekannten Klubs in Paris, Nizza sowie Buenos Aires. In seinen Jugendjahren hatte er mehrere Duelle ausfochten und dabei persönlichen Mut bewiesen. Später hatte er einige Schriften über Fragen des internationalen Rechts veröffentlicht, die ihm die Berufung zum diplomatischen Vertreter seines Vaterlandes oder zum Mitgliede verschiedener internationaler Kommissionen einbrachten. Er besitzt die schönsten Rennpferde, das schönste Automobil und das schönste Palais in der aristokratischen Avenida de Alvear zu Buenos Aires. Er kleidet sich mit tadelloser Vornehmheit, ist mit allen andern angesehenen Familien Argentiniens verwandt und erzählt mit Stolz, wie viele seiner Vorfahren die geschichtlichen Dokumente des argentinischen Staates mitunterzeichnet haben.

Auch der Kreole, der im Leben Schiffbruch gelitten hat, ist des ritterlichen Sinnes nicht bar. Er hat keine Schätze aufgehäuft, weil er den eignen Vorteil in entscheidenden Stunden meist gering schätzt. Sein Mißgeschick rührt von Nachlässigkeit, Leichtsinne, Unzuverlässigkeit, Disziplinlosigkeit her. Er lügt nicht. Aber da er stets mit irgendeiner Verpflichtung im Rückstande ist, so stolpert er aus einer »Ausrede« in die andre, bis ihm die Unwahrhaftigkeit zum System geworden ist. Er ist ein Kind des Augenblicks und kann seine Einbildungskraft nie zügeln. Inmitten all der Wechselfälle seines in absteigender Linie verlaufenden Lebens bewahrt er sich die Unmittelbarkeit des Gefühlsmenschen und eine leichtfertige Glückseligkeit. Die einzige Liebe, der er bis an sein jämmerliches Ende treu bleibt, gilt seiner Gitarre, auf der er — oft nur stümperhaft und unzusammenhängend — zu klirpern versteht.

Wenn dagegen der Einwanderer im Anglud endet, so ist er im Kampfe unterlegen. Abgesehen von den Fällen, in denen es sich um Industrieritter und bereits in Europa gescheiterte Existenzen handelt, ist der schiffbruchsleidende Einwanderer ein Mensch, der beim Ringen um den Reichtum zu Boden gestoßen und von den Füßen der über ihn hinwegdrängenden Kämpfer zertreten worden ist. Sein Elend ist finster und freudlos. Mit der Verzweiflung des Unterlegenen haßt er den Sieger. Oft hat er ein großes Vermögen beseffen, das, über Nacht gewonnen, ebenso schnell wieder zerronnen ist. Jetzt sucht er sich durch raffiniert eingefädelte Betrügereien für sein Anglud zu rächen. Das Furchtbarste in seinem humor- und trostlosen Dasein aber ist die Erinnerung an die alte Heimat, die er voll stolzer Hoffnungen verließ und in die er nur als mehrfacher Millionär zurückkehren würde.

Die Alteingesessenen und die Eingewanderten leben nun in Argentinien wie fast in allen Ländern der Neuen Welt nebeneinander her, ohne andre als rein zufällige, meist wirtschaftliche Berührungspunkte. Das Bild ändert sich erst, wenn die im Lande geborenen Kinder des Einwanderers auftreten. Nach argentinischem Gesetz sind sie von selbst Bürger des Landes, worauf sie selbst den größten Wert legen. Aber ihr Verhältnis zum Vaterlande ist anders als das



Gaucho im Sonntagsstaat





Ein »payador« (Volksänger)

der Alteingesessenen. Es geht nicht über die Eltern und die Großeltern und stammt nicht aus der Kinderstube. Oft schämen sie sich sogar ihrer Eltern, weil diese ein ungebildetes Spanisch sprechen oder eine Mischung aus Italienisch und Kastilisch radebrechen, weil sie keine Manieren haben, weil sie leichten Endes in ihrem funkelneuen, geschmacklosen Pa-laste genau so denken und fühlen wie früher, als sie noch in der Vorstadt im Hinterhofe wohnten. Für die Eltern aber ist der hoffnungsvolle Sprößling kurzweg »mein Sohn, der Herr Doktor«. Sie folgen mit bewundernder Rührung seinem Lebenswandel, bis die bursche Idylle einmal ein tragikomisches Ende findet und das junge Vermögen der Familie auf der Rennbahn vergeudet ist.

Allein solche Fälle sind Ausnahmen, wenn sie auch die Aufmerksamkeit am stärksten auf sich ziehen. Allerdings haben die Kinder der Einwanderer manchmal nur die Laster Europas und des Kreolentums geerbt und sind entweder ungebildete, proßige Verschwender oder strupellose Egoisten, während es andererseits auch vorkommt, daß in dieser zweiten Generation die künstlerische Gewandtheit des Argentiniers sich mit der Fähigkeit des Einwanderers verbindet und einen hervorragenden Ausnahmemenschen entstehen läßt. Im Durchschnitt jedoch sind die in

Argentinien geborenen Kinder von Spaniern oder Italienern oder andern Einwanderern brave Durchschnittsmenschen. Die Eigenschaften ihrer Eltern haben sich mit denen ihres Geburtslandes so vermischt, daß das Ergebnis eine Vereinerung des argentinischen Charakters ist. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß sie oft Berufe ergreifen, die dem alteingesessenen Argentinier nicht geläufig sind und auf diese Weise der Tätigkeit des sich neu bildenden Volkes einverleibt werden.

Dieser neue argentinische Typus trägt nun vor allem rein amerikanische Charakterzüge. In jungen Ländern hat der einzelne Mensch einen größeren freien Raum zur Verfügung, in welchem er die Ellbogen gebrauchen kann. Er ist vielseitiger, als der Europäer, der Slave seines Spezialistentums, zu sein pflegt. Sein Streben

geht in die enzyklopädische Weite und ist deshalb oft auch oberflächlich oder leicht tändelnd. Dabei überwiegt in ihm das Gefühl der individuellen Kraft, der Losgelöstheit von allem, was er selbst nicht anerkennt und was ihn beschränken möchte. Er nimmt das Leben weniger tragisch. Er rechnet gern mit dem Zufall, wie er denn wirtschaftlich zur Spekulation neigt und



Harpenspieler und Volksänger aus dem Landesinneren

seine Unterhaltungen meist im Glücksspiel und im Wetten auf den Pferderennen sucht. Die Wechselfälle des Lebens brüden ihn selten nieder. Er ist weniger verbraucht als der Europäer. Seine Empfindungen sind deshalb frischer, aber auch einfacher. An vielen Dingen, die dem Europäer abgestanden erscheinen, hat er seine unschuldige Freude. Viele europäische Dinge dagegen hält er für zu verwickelt. Sie machen ihm den Eindruck der Künsterei und der Verschrobenheit. Er sucht die Probleme nicht und handelt lieber, als daß er grübelt. Alles in allem ist er ein harmloser, frischer, gesund denkender, gesund fühlender, von geistiger und körperlicher Kraft strotzender, gewedter, anständiger und geschickter Mensch mit ausgeprägt starkem Gemütsleben.

Allein alle diese Eigenschaften genügen nicht, um aus so vorzüglichem Menschenmaterial ein Volk zu machen. Die Gleichmäßigkeit des Denkens und Fühlens muß durch einen nationalen Inhalt ausgefüllt werden, wenn diese innerlich verwandten Menschen zum Bewußtsein ihrer völkischen Zusammengehörigkeit kommen sollen. Diesen Inhalt zu schaffen, hat die junge Generation argentinischer Dichter sich zur Aufgabe gesetzt.

Wie bereits erwähnt, hat Ricardo Rojas, ein feinsinniger Lyriker und fruchtbarer Geschichtschreiber, für dieses neue argentinische Selbstbewußtsein das Wort »la Argentinidad« geprägt. Unter diesem Titel hat er eine sehr bemerkenswerte Schrift veröffentlicht, die das Wesen der »Argentinität« in der Geschichte der argentinischen Revolution finden will. Nach Rojas ist das argentinische Nationalgefühl weder in den europäisch angefränten Kaufmannstreifen von Buenos Aires noch unter den wetterfesten Gauchos entstanden, sondern inmitten der kernigen Bürgerschaft, welche die alten Städte im Landesinneren damals bewohnte: in Salta, in Tucumán, in La Rioja, in Santiago, in Mendoza, in Córdoba und vor allem in dem nördlichen Bergstädtchen Jujuy, wo im Jahre 1812 einer der größten Charaktere der argentinischen Revolution, der General Manuel Belgrano, das blauweißblaue Banner der jungen Republik zum erstenmal öffentlich hißte. Es mag nun durchaus berechtigt sein, die Quelle der argentinischen Freiheit in den alten Selbstverwaltungskörpern der städtischen »Cabildos« zu suchen, obwohl außer ihnen auch der Gaucho und der Bewohner der Hauptstadt irgendwie an der Schaffung des neuen Landes wohl mitgearbeitet haben. Aber zur Lösung der Fragen, welche die Gegenwart bedrängen, reicht diese archaische Feinheit nicht aus. Seit dem Jahre 1812 hat in der ganzen Welt und namentlich in Argentinien die Gesamtheit der Dinge und der Menschen sich von Grund aus



Kreolische Schönheit

geändert, so daß für dieses neue Problem auch eine neue Lösung gefunden werden muß.

Eine solche Auffassung vertritt nun Manuel Gálvez, der in vieler Hinsicht als der anerkannteste Führer unter dem jüngeren Geschlecht der Argentinier angesehen werden muß. Er steht mit beiden Füßen fest in der buntbewegten Gegenwart. In den zwei programmatischen Werken, die er über die Frage des geistigen Nationalismus geschrieben hat, geht er durchaus vom Tatsächlichen aus und mißt es mit sittlichen wie ästhetischen Maßen. Das argentinische Volk soll nach seiner Auffassung ein geschlossenes Bewußtsein seiner selbst gewinnen, weil ohne Charakter keine Sittlichkeit denkbar ist und weil Charakterlosigkeit daselbe wie Häßlichkeit bedeutet.

In seinem 1910 erschienenen »Tagebuch des Gabriel Quiroga« hat Gálvez diese Anschauungen zum erstenmal planmäßig dargelegt. Gabriel Quiroga ist ein vom Dichter geschaffener Charakter, ein nachdenklicher, philosophisch durchgebildeter, einsamer und ebenso vielseitig wie kritisch veranlagter Mensch. Das Unzureichende der ihn umgebenden argentinischen Wirklichkeit verstimmt ihn tief. Er wird dar-



Der Pericón, argentinischer Nationaltanz

über zum Skeptiker und verliert die Kraft zu schaffender dichterischer Arbeit. Trotzdem bleibt er Argentinier und will er Argentinier bleiben. Zum Bewußtsein seiner »Argentinität« aber ist dieser Sohn einer neuen Generation bezeichnenderweise durch einen längeren Aufenthalt in Europa gekommen. In enger Vertrautheit mit den alten Stätten der Kultur lebend, hat er nie daran gedacht, sie nachzuahmen, ihre Nachahmung in sein Vaterland einzuführen oder selbst Europäer werden zu wollen. Vielmehr hat er gerade in Europa gefühlt, daß er anders ist als die Europäer. Vorher hatte das Bewußtsein von der Halbheit und Unausgeglichenheit der argentinischen Zustände ihm die Arme gelähmt. Jetzt weiß er, daß diese Unzulänglichkeiten des Vaterlandes vor allem Unfertigkeiten bedeuten. Hatte er früher Argentinien zum Gegenstande einer zerlegenden und hoffnungslos verurteilenden Analyse gemacht, so forscht er munter den Untergründen seines trotzdem unzerstörbaren, siegreichen argentinischen Nationalgefühles nach. Er entdeckt, daß seine frühere Schärfe lediglich aus unbefriedigter Liebe zur Heimat entsprang. Jetzt sucht er inmitten all der ihn abstoßenden Züge von Kulturwidrigkeit und Sinnlosigkeit nach den wirklich schöpferischen Eigenschaften, nach den kulturell wertvollen, Zukunft schaffenden Kräften des argentinischen Volkes. Wie Gálvez es zusammenfaßt: »In keinem argentinischen Werke ist unser Heimatland so scharf angegriffen worden wie in dem 'Tagebuch des Gabriel Quiroga'. Das beweist, daß sein Verfasser ein Patriot ist.«

Gabriel Quirogas verurteilende Kritik richtet sich nun ebenso scharf gegen den Materialismus der neuen Reichen und die Kulturlosigkeit des von ihnen beherrschten hauptstädtischen Lebens wie gegen die Lässigkeit der auf alter Überlieferung aufbauenden Patrizien im Landes-

inneren. Beiden hält er grundsätzlich entgegen, daß das argentinische Volk keineswegs die Aufgabe habe, andre Völker an Reichtum, Macht und Gesundheit zu übertreffen. Eine solche Überlegenheit über andre dürfe niemals Ziel, sondern könne nur Mittel zur Erreichung eines wirklichen Zieles sein, dessen Wesen Gabriel Quiroga zu ergründen sucht. Dabei findet er zunächst, daß die materialistische Auffassung von der Nationalität in Argentinien lediglich die nationalen Laster verstärkt und sie durch hinzuerworbene nationale Laster anderer Völker verschlimmert. Um also die wirkliche Quelle der nationalen Kraft Argentiniens freizulegen, muß vor allem der sie überdeckende Schutt des Materialismus fortgeräumt werden. Auf die Laster aber, unter denen die argentinische Eigenart zu ersticken droht, kommt er unaufhörlich mit neuen Wendungen zurück. Er greift die glaubens- und ideallose Großstadt an wegen ihrer verkommenen Moral, wegen des verkommenen Geschmacks ihrer Gassenhauer, wegen der schwammigen Farblosigkeit ihrer Bewohner, wegen der Engbrüstigkeit ihres Egoismus, wegen der Verflachung ihres in der Operette aufgehenden Kunstbedürfnisses, wegen der Brutalität ihrer Prozen, wegen der Schludrigkeit ihrer Gesellschaftsordnung von gestern. Und dieselben starken Worte findet er, wenn er von der »Faulheit des Kreolen«, von der »Lügenhaftigkeit des Kreolen« und von seiner hartnäckigen Disziplinlosigkeit spricht.

Aber trotz all diesem entstellenden, überwuchernden Unkraut besitzt Argentinien einen eignen Charakter und eine eigne Tradition, deren innere Werte die Bausteine für die Bildung des nationalen Ideals sein müssen. Damit also das argentinische Leben zugleich gut und schön wird, damit es sowohl im Sittlichen wie im Ästhetischen Charakter erhält, muß auf

diese Überlieferungen zurückgegangen werden. Durch ihre bewußte Pflege kann und muß das nationale Ideal geschaffen werden. Diese Überlieferung ist natürlich dort verhältnismäßig noch heute am reinsten, wo das vergiftende internationale Leben der Großstadt sich nicht fühlbar gemacht hat, also im Inneren des Landes, in der argentinischen Provinz. Dort fließt der Quell moralischer und künstlerischer Kräfte im nationalen Folklore. Bis her hat der gebildete Argentinier diesem Folklore sein Interesse vorenthalten. Es ist auf die Kreise der Ungebildeten beschränkt geblieben, und sein künstlerischer sowie sittlicher Gehalt ist deshalb zur Zeit dunkel, triebhaft, rudimentär, genau so wie das wirtschaftliche Leben der argentinischen Provinz aus demselben Grunde rückständig ist. Bis her sind alle geistig regen Argentinier in die Hauptstadt abgewandert und haben ihre Heimatprovinz dort so schnell wie möglich vergessen und verleugnet. Wird dagegen die Provinz zum Gegenstande und zum Mittelpunkte der nationalen Bemühungen gemacht, so muß die ganze Nation aus den Wurzeln herauf erstarken. Statt in Buenos Aires aufbringliche Theater für die Operette zu bauen, sollte man also das trodene Land in der Provinz künstlich bewässern und sich mit den Bewohnern der Dörfer und Städtchen auch sittlich und künstlerisch eins fühlen. Weber das wirtschaftliche noch das geistige Leben der argentinischen Provinz in ihrer jetzigen Verfassung kann Gegenstand der Billigung oder gar der Bewunderung sein. Noch weniger aber dürfen sie verachtet und vernachlässigt werden. Pflege muß man ihnen angedeihen lassen und in ihnen Rettung vor der Jämmerlichkeit unsrer Tage finden.

Diese argentinische Tradition ist aber nach

Gálvez in erster Reihe katholisch, und zwar in der Form des spanischen, durch die eigne amerikanische Entwicklung weitergebildeten Katholizismus. Und so ergeben sich bestimmte kulturelle Kreise, die um denselben Mittelpunkt liegen und deren innerster, wesentlicher die »Argentinität« ist.

Den nächsten Schritt, der sich mit Notwendigkeit aus dieser Stellung der Frage des Nationalbewußtseins ergibt, hat Manuel Gálvez in dem Bande »Das Vaterhaus unsers Volkes« getan. Das Werk ist gewidmet »Dem Andenken meiner spanischen Vorfahren; den Söhnen Spaniens, die mit ihrer Arbeit an dem Aufbau der Größe meines Vaterlandes mitarbeiten; meinem Großvater von mütterlicher Seite, der im Herzen Alt-Kastiliens geboren wurde; dem wundervollen Spanien, in dem das Leben der Seele noch heute lebendig ist; dem tiefen und herrlichen Spanien; dem Spanien, das für uns Argentinier das wappengeschmückte Vaterhaus ist, das wir lieben müssen.«

Von dieser Liebe des amerikanischen Enkels zu dem spanischen Hause seiner Väter gibt denn auch jede Seite des Werkes Zeugnis. In der Form einer Reisebeschreibung enthält es eine ergreifende Schilderung der geistigen, sittlichen und künstlerischen Kräfte, die in den unvergänglichen Denkmälern der spanischen Architektur, der Dichtung und vor allem auch im spanischen Leben verkörpert sind. Damit aber ist das Werk in den Dienst des argentinischen Nationalismus gestellt. »Denn jedes Buch über Spanien, das von einem Argentinier geschrieben ist, muß ein argentinisches Buch sein, weil wir Argentinier trotz äußerlicher Unterschiede im Grunde Spanier, weil wir eine der besonderen Erscheinungsformen des Spaniers sind.«

## Mondstrahl

Ein kalter, dünner Mondenstrahl  
Fällt durch den Spalt im Laden.  
Vor einem Stoß mit solchem Stahl  
Behüt' uns Gott in Gnaden!

Der scharfe Pfeil aus weißem Licht  
Hat stracks mein Herz gefunden.  
Nun denk' ich dein und schlafe nicht ...  
Und schlafe nicht,  
Durch lange, schwarze Stunden.

Gunda von Freytag-Loringhoven





Ewald Banse  
Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Flebbe

## Früchtekranz aus Dichtung und Literatur Wüsten, Palmen und Basare Von Ewald Banse

**B**eisebücher als Niederschläge eines unmittelbaren persönlichen Erlebens sollten es eigentlich leicht haben, zu einem lebendigen anregenden Stil zu gelangen. Dennoch gibt es ihrer viele, die so papiern geraten sind, daß man annehmen möchte, sie seien zu Hause zwischen Globen und Folianten empfangen worden, anstatt unter Gottes weitem Himmel.

Mit derartigen Erzeugnissen verstorben Buchgelehrsamkeit haben Ewald Banse's Bücher zur Länder- und Völkerkunde nichts zu schaffen. Ja, man darf vermuten, daß ihnen der Ingrimm gegen solche Papiererzeugnisse ein Etachel gewesen ist, es anders zu machen. Leben setzt sich bei ihm in Leben, Sehen in Bilder und Gestalten, Erfahrung in Anschauung um. Banse hat in mehr als einem Werke, zumal über die Türkei und die Randländer Afrikas, bewiesen, daß er die wissenschaftlichen Methoden der Geographie und Ethnographie beherrscht, aber

er hat sich von diesen Methoden nicht knechten lassen, sondern ist dank eines starken Menschen- und Künstlertums, kraft seines Geistes, seiner inneren Erlebniskraft, seiner Phantasie und nicht zuletzt seines Wiges — im höheren Sinne des Wortes — ihrer Herr geblieben. Gelehrte Zopfsmeister haben über diese »feuilletonistische« Art, Geographie zu treiben, wohl die Stirn gerunzelt. Nicht zu leugnen: Banse's Temperament, seine dichterische Einbildungskraft, seine feste, zuweilen respektlose Verknüpfung ferner, fremdartiger Dinge mit dem Nächstliegenden und Natürlichen — dieses, ich möchte sagen: literarisch-wissenschaftliche Naturburschentum verführt ihn manchmal zu gewagten Behauptungen, die mehr verblüffen als überzeugen, zu blendenden Bildern, die mehr verdunkeln als erhellen, zu Vergleichen, die auf des Messers Schneide balancieren, zu Wendungen, gegen die sich das gesunde Sprachgefühl auflehnen muß, zu Marotten, die — wie die Verwendung des Schrägbalkens (!) an Stelle des Beiftrichs, des Strich-

punktes und des Doppelpunktes - - Kinder der Laune und des Troges, nicht der Notwendigkeit und des Nutzens sind.

Aber diesen Schwächen und Unarten stehen glänzende Vorzüge gegenüber. Vorzüge der Betrachtungs- und Anschauungsweise wie der Darstellungs- und Ausdrucksart. Wohl hat auch Banse baheim ernsthaft studiert, was seine wissenschaftlichen »Vorfahren« im nahen und fernen Orient erforscht und erkundet haben, bevor er das Kamel oder das Faltboot bestieg; aber ihm sind dadurch weder Brillen noch Scheuflappen gewachsen, mit frischen, offenen Augen ist er an die Dinge herangetreten, mit scharfem Verstande hat er sie durchdrungen, mit warmem Herzen sie umfassen, erfüllt von einer unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe für alles, was Menschenantlig trägt. Besonders für die Kinder jener unglückseligen Mischkultur, die sich am Nordrande Afrikas eingenistet hat, bringt er ein Verständnis und eine Teilnahme mit wie keiner vor ihm; Anklagen, die da manchmal nicht schweigen dürfen, richten sich mehr gegen die europäische »Zivilisation« als gegen die afrikanische »Unkultur« (die, in ihrer Naivität begriffen, oft das Gegenteil davon ist). Und vor allem: Banse hat das A und O aller echten Betrachtung begriffen, nämlich daß man in ein fremdes Land und zu fremden Völkern nicht mit vorgefaßten heimischen Maßstäben kommen darf. Und eigen, wie seine Betrachtung, ist seine Darstellung. Er ist, wenn man das recht verstehen will, Impressionist und Expressionist in einer Person. Er zeichnet oder malt — denn an Farben fehlt es seiner Palette nicht — die Wirklichkeit mit ihren eingeborenen Mitteln, des Milieus und der Atmosphäre, unmittelbar aus dem augenblicklichen Eindruck heraus, aber er scheut sich auch nicht, seine eigne Beleuchtung hinzuzugeben und dem Ganzen den Stil seiner Persönlichkeit aufzuprägen. Wie es

ist, wie es erscheint, aber auch wie ich es sehe! Die stürmische Kraft seiner Verlebenbigung sorgt schon dafür, daß der Leser ihm diese Eigenmächtigkeit zugesteht und ihm, wenn nicht in allen Schlüssen, Folgerungen, Vergleichen, Parallelen und Glossen, so doch für die entscheidenden Grundzüge seines Gemälbdes willige Gefolgschaft leistet.

Sein jüngstes Buch, dessen Titel »Wüsten, Palmen und Basare« den Reichtum seines Inhalts nur andeutet, wenn ich recht zähle, das zehnte seiner Reisebücher, läßt von dieser federnden Jugendlichkeit, dieser Spannkraft des Erfassens und dieser Beweglichkeit der Wiedergabe des Gesehenen, Erforschten und Erfahrenen noch nichts vermissen. Eine Psychologie des Morgenlandes möchte ich es nennen, des Morgenlandes, das für uns nicht nur das interessanteste, sondern auch das wichtigste und wertvollste ist, weil es uns Europäern greifbar vor der Türe liegt und schon die gebrochenen, deshalb aber erst recht reizvollen Töne zeigt, die zustande kommen, wenn eine eroberungslustige Zivilisation ihre Hand auf die Saiten einer alten, müde gewordenen, aber immer noch klangtiefen Kultur legt.

Das Buch (360 Seiten) zerfällt in vier Abschnitte: Von Ägypten und von der Libyschen Wüste — Von den Syrten — Von den Abendländern — Nordafrika heute und morgen, und es ist nicht schwer, ein paar Proben daraus zu entnehmen, ohne den Eindruck des Ganzen zu fälschen, da sich diese großen Abschnitte wiederum aus vielen kleinen, teils mit breitem, teils mit feinem Pinsel hingemalten Bildern, Bildchen, Skizzen und Studien zusammensetzen. Erschienen ist das mit dem Bildnis des Verfassers (nach einer Kreidezeichnung von Fritz Flebbe) ausgestattete Buch im Verlage dieser Zeitschrift, also bei Georg Westermann in Braunschweig (Preis geb. 60 M.). J. D.

### Alexandria

Alexandria / die unbekannteste Stadt Ägyptens. Wenn der Ägyptenfahrer in Alexandria landet, dann besteigt er eiligst den dicht neben dem Schiff seiner harrenden Expresz und rast gen Kairo / die rauschende, glänzende, märchenhafte, elegantstille Metropole des Morgenlandes. Von tausend Reisenden wenden kaum zwei einen Tag an die Besichtigung Alexandrias. Sie tun recht daran. Sie tun unrecht daran.

Alexandrias Gesamteindruck scheint mir der des Nichtangefertigten, des in steter Entwicklung Begriffenen. Das erzeugt häufig ein Bild des Unvollendeten. Läßt auf die Dauer keine volle Befriedigung im Beobachter reifen. Man vermißt den einheitlichen Zug, der doch die meisten Städte des Orients auszeichnet.

So wenig schön, rein ästhetisch, dies sich äußert / um so bedeutsamere Schlüsse läßt es in wirtschaftlichem Sinne zu. Alexandria ist schlechthin der Hafen Ägyptens. Runde drei Viertel des Außenhandels nehmen ihren Weg mitten durch die Straßen der Alexanderstadt.

Wer des Nilreiches Blutkreislauf will kennenlernen, der muß durch die riesigen Speicher am Westhafen wandern / der muß sein Auge über die geräumigen Hafenbeden schweifen lassen, an deren wohlgemauerten Pieren Dampfer und Segler aller Flaggen Waren über Waren löschen und fast ununterbrochen Fremde landen / der muß die Zeilen des Stadtteiles Minet el Bassal beschritten haben, hier harrt die Baumwollernte Ägyptens ihrer Bestimmung.

Im Straßenleben drückt sich die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt Zug für Zug aus.

Kairo ist ganz und gar die charakteristische Stadt Ägyptens, liegt in einer echt ägyptischen Landschaft, ist die Stätte vornehmlebensvoller Ruhe. Alexandria klammert sich eng ans Meer an. Es blickt unverwandt auf die See hinaus, es preßt sein Antlitz geradezu ängstlich in deren Wellenmantel, es greift mit den sehnigen Armen der Halbinseln und Molen weit in das Reich des Blauen hinein, es schaut kaum rückwärts / hier ist es von der weiten Silberfläche einer Lagune und durch einen Süßwasserkanal vom Lande abgeschlossen.

Somit zeigt das ägyptische Grundelement dieser Stadt / sie ist zweitausendzweihundert und etliche Jahre alt, sie ist kaum hundert Jahre alt / zeigt einen tiefen Stich ins Mediterrane. Dieser Stadt, welche die Gründung ist eines hellenischen Königs, welche alte griechische Kolonie war und ist, welche einer der Hauptstädte des fränkischen Levantehandels war. Die endlos langen Straßen, schmal und schattig, asphaltiert und staubig, begleitet von fünfstöckigen fahlen Gebäuden / sie könnten ebensogut einer lebhaften Großstadt Südeuropas angehören. Die große Anzahl neuzeitlicher und älterer Geschäftsläden, die erstaunliche Menge schwarzbeschrifteter Messingschilder an den Eingängen, die vielen europäisch gekleideten und größtenteils auch behuteten Herren und Damen, die unaufhörlich läutenden Trams mit offenen Anhängern, die unabsehbaren Reihen galoppierender Droschken und Lastwägelchen / das beschwört das Bild einer höchst arbeitsamen und hastenden Stadtbevölkerung.

### In einer orientalischen Singspielhalle

**I**ch geriet in eine orientalische Singspielhalle. Ein gewölbter Torweg, bunte Farben, Tischchen mit Gästen. Der Innenhof ist von weißen Säulenbogen umgeben. Palmwedel steden rings an den Wänden und rote Tücher hängen umher. Alles nicht gerade von erlesenem Geschmack / aber im Rhythmus einer gewissen, wenn auch hanebüchenen Ein- und Ausdrucksfähigkeit. Man erwartet nichts Besseres und gibt sich gern der Wirkung hin.

An den Tischen sitzen viele Eingeborene und selbst ein paar Europäer. In einer Ecke ist ein Kaffeeschank aufgeschlagen. In einer andern, ihr gegenüber, erhebt sich der Auftritt der Künstler / vier eingeborne Musikanten / alle ganz gut angezogen, einer sogar mit weißem Stehumlegtragen. Feine, etwas teilnahmslose, infolge ihrer Routine ein wenig abwesende Gesichter. Der eine klopft die krugförmige Tappdada-Trommel, der andre schellt mit dem Tamburin, der dritte streichelt eine Geige, die er verkehrt hält, und der letzte spielt ein seltsam klein gebautes Klavier. Morgenländische Musik. mit Hilfe europäischer Instrumente. Tunisisch.

Oben im ersten Stod sind die Säulengänge durch grüngestrichene Bretterwände geschlossen / und nur niedrige, mehr breite als hohe Guckarten sehen ihr geheimnisvolles Innere mit den Klängen des Wirtshofes in lose Verbindung. Hinter den Guckarten bewegen sich Köpfe. Rote Ges / und daneben buntgeschminkte Baden mit schwarzummalten Augen. Die merkwürdig starren Blicke orientalischer Dirnen schälern mit den Lebemännern von Esar.

Rundum gludst der alte Ton der Wasserpfeife / das gludst und kullert wie eine Vereinigung von Kamelbullern und Tigrismurmeln. Die Musik schellt / bummt und freischt. Winkelt auf und senkt sich jäh in uralte Tiefen. Die Bunten da oben und die Übermütigen lachen / und die Tropfen davon stäuben in perlenden Kasladen herab. Der bedienende Knabe gelst / Häluaaaaa. Das soll »Süßen« heißen, nämlich süßen Kaffee.

Die viere singen jetzt zur Musik, alle durch die Nase / diese Musik des Morgenlandes / naturgebliebener Rhythmus / in Rhythmen umgesetzte Natur. Der mit dem Stehfragen macht dabei mit Kopf und Mund Bewegungen nach den drei andern hin / wie ein Kater, der seinen Gespielen oder Gegner anmaut.

Manche der Besucher tragen kleine Kinder auf dem Arm. Sogar über die Brüstung dort oben guckt ein Würmchen / und dahinter blüht die Kriegsbemalung des gefälligen Gewerbes.

Der Innenhof ist mit einem schrägen Bretterdach notdürftig gedeckt und hält so die erforderliche Stimmung fest.

Dies sind die Vergnügungen von Esar.

### Biskra

**B**iskra! In diesen sechs Buchstaben liegt eine Welt von Baedekerverzückung / von Trinkgeldern und Stiefelpußern / von Oberkellnern und Labies / von Schlafwagen und Bauchtänzerinnen.

In diesen sechs Buchstaben liegt eine Welt von Baedekerverzückung / von Trinkgeldern und Stiefelpußern / von Oberkellnern und Labies / von Schlafwagen und Bauchtänzerinnen.

Wer Biskra zuerst die Königin der Dafen genannt hat (sicher ein Franzose), der kannte noch nicht viel von dieser in Violett und Grün gemalten Wunderwelt des südlischen Gebirgsorientes. Immerhin, das Wort war einmal eine Überzeugung / jetzt aber ist es nur noch ein Touristengeschwätz. Ich bin nach Biskra gegangen / ja, man muß nun einmal dort gewesen sein. Alle Leute gingen vor dem Kriege nach Biskra.

Biskra aber, das ist überhaupt keine Dase / Biskra ist nur eine Enttäuschung.

Dabei bin ich sicher, daß der Tourist sich dort sehr wohl fühlt / sehr wohl. Es gibt da ein



Bruno Zwiener:

Streikonzert





Hotel, das ist gebaut wie eine richtige Moschee / ja eigentlich noch viel schöner. Mit hohem weissem Minare in Giraldeweise. Und von ganz oben wimpelt es blauweißrot herab. ...

In Biskra lassen sich die Touristen auf Kamelen photographieren, in dem buntstreifigen Bassur, der Frauensänfte der Uad Nail / genau wie sie sich vor Pyramiden und Sphinx aufnehmen lassen. O, ihr glaubt gar nicht, was für ernste und kunstfinnige Leute sich zu dieser Schaustellung hergeben. Thronesprossen und Tagesdichter. Leute, die ein Heim mit erlesenen Gegenständen des Geschmacks besitzen. Aber es ist merkwürdig / da draußen, im Orient, dem Erbteil der Gegensätze, verlieren sie allen Boden unter den Füßen. Lassen die verrücktesten Dinge mit sich machen. Dann gehen sie heim und hängen sich auf / aber leider nur unter Glas und Rahmen.

### Constantine

Constantine hat eine ungeheuerlich zerrissene Lage / und doch läßt diese keine künstlerische Befriedigung reifen.

Wie Trapezunt baut sich die Stadt auf einem ganz steilmauerigen Felsstapel auf / unter dem lauern ringsum tiefe Schluchten. Aber der graue Fels, die fahlen Häusermassen und die fahlen, rötlich schimmernden Berge ringsum / das alles läuft zu gleichmäßig ineinander über / und die niedrigen dünnen Kiefernpollster heben sich gar zu schwarz davon ab / als daß das Gesamtbild viel mehr denn topographische Teilnahme erregen könnte.

Diese Stadt erinnert in keinem ihrer Züge an das, was wir vom Orient erwarten. Mehrstöckige (der begrenzte Raum zwingt zum Wolkentragen), von vielen Fenstern und Böchern durchbrochene Wände, grau, weiß, gelb / die steigen über den grünen Brauen der Kanten jener grauen, wildschattierten Schluchten empor. Oben ein Schuppenkleid rötlichbrauner, halbschräger Ziegeldächer.

Einzig das Eingebornenviertel auf dem südlichen Sporn sieht malerischer aus. Die Wände heben sich in bläulichem Weiß klein und fensterlos heraus / fast, als wären sie ein paarmal fräftig durch Waschblau gezogen worden. Die Ziegeldächer dienen einem ganzen Volk von Störchen zum Wohnsitz. Sie haufen in runden Reissignestern, und ihr lustiges Geplapper klingt in die Runde / vermengt mit dem Geträuch großer weißer Geier. Die Schweben über den Schluchten. Den Böschungen sind durch Stufenmauerchen grüne Gärtchen abgewonnen, und selbst dieser Teil der Stadt paßt eher nach Toskana als in den Orient. Sogar Blechrennen laufen unter den Dachrändern der Eingebornen entlang.

### In einem Kaffeehaus

In einem der vielen Kaffeehäuser gegenüber dem Uhrturm. Schmutzigweiße Turnusse mit Kapuzen, knatternde Kraftwagen, eine Überzahl schreiender Geschäftsanpreisungen. Soldaten, Spanier mit ihren kräftigen Kiefern und glänzend tiefschwarzem Haar / so findet man es auch bei Italienern und Griechen kaum. Stämmige Zugmaultiere im kastilischen Hörnerjoch.

Ich sitze neben einem deutschen Kaufmann aus Tandscha, der einen hiesigen Vertreter, einen Spanier, ausräuchern muß. Da redet uns eine Stimme an, hinter uns, deutsch / Ihr seid wohl Deutsche? Ist ein französischer Soldat, aber kein Essäffer, nein, ein Westfale / Hermann Guillaume Binnen, so stellt er sich vor, in der düsterblauen Uniform der Infanterie-Marine / nicht Legionär. Vollblutdeutscher als französischer Vollblutsoldat ... Nicht bloß Legionär. Ist abkommandiert zum 11me Sénégalais, die schwarzen Senegalrefruten zu drillen.

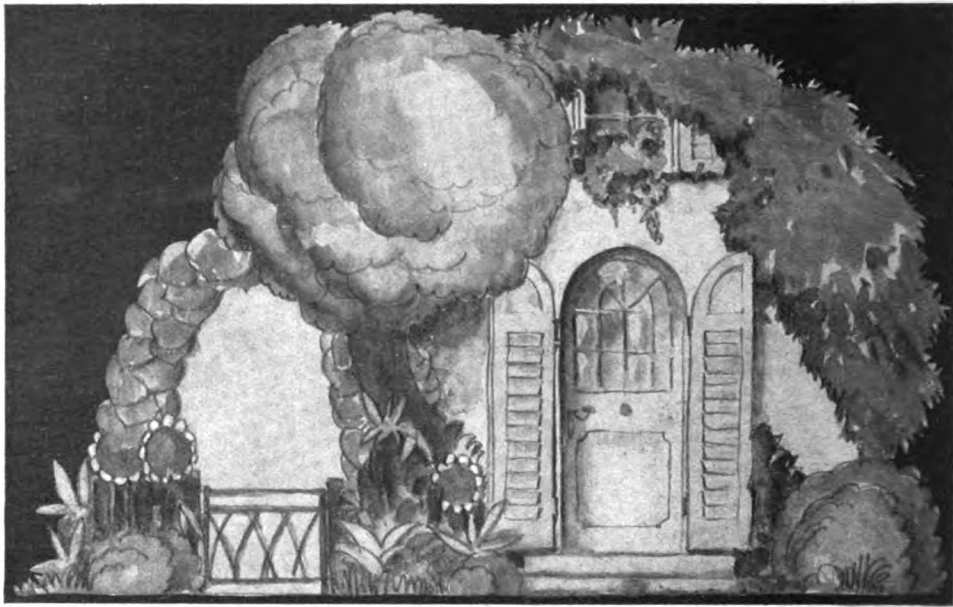
Er prahlte / wie eben all diese Entwurzelten, durch alle Länder gewirbelten prahlen. Hat in Frankreich eine junge Frau, eine Deutsche. Sagte / wer mir zwanzig Franken gibt, dann bin ich Franzose / gibt mir einer dreißig Franken, dem bin ich Engländer / gibt mir einer vierzig Franken, bin ich Spanier. Das Heimweh muß man abgelegt haben, wenn man sich in der Welt herumtreibt / so wie ich.

So wie ich / das ist das Gesprächsgeripp der Entwurzelten. Wir schreiben Bücher / sie treiben sich herum. Aber immer heißt es / so wie ich.

Er sprach ein etwas ausgebleichtes Deutsch, mit vielen französisierenden Wendungen. Diese Entwurzelten sprechen alle so, alle gleich / und die deutschen Worte kommen zögernd heraus, gleich als schämten sie sich solcher Lippen. Ihr Tonfall ist ein wenig hart, und die Sätze strogen von Fehlern.

Hermann Guillaume Binnen sah ganz deutsch aus / in seinen roten Zügen und seinen Kornblumenaugen wohnte die Treueherzigkeit (so schien es), und es züngelte aus ihnen die kaum verhaltene Freude, mal wieder deutsch sprechen zu können / trotz allem Internationalismus. Seit zwanzig Jahren schon war er nicht in Deutschland gewesen, und er konnte höchstens Ende dreißig sein. Man kennt die Schicksale dieser alten Burschen / und man weiß, daß sie das Heimweh doch niemals ganz loswerden.

Auf welchem Schlachtfelde Frankreichs wohl mag der Westfale Hermann Guillaume Binnen verreckt sein? Vielleicht liegt eine Korporalschaft von ihm ausgebildeter Senegalneger in seinem Heimatdorf / zu schänden seine Schwestern, Nichten und ... Neffen.



Szenenbild aus Frank Wedekinds »Sibilla« 1. Akt (Theater in der Königgräzer Straße), entworfen von Hermann Krehan

## Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

Kurt Heynide: »Ehe« — Paul Vaudisch: »Passion« — Hugo von Hofmannsthal: »Der Schwierige« — Franz Molnár: »Der Schwan« — Heinrich Lautensat: »Hahnenkampf« — Wedekinds »Sibilla« in neuem Gewand — Georg Büchners »Leonce und Lena« im Staatstheater — Friedrich Kayhlers König Lear und das Gastspiel des Moskauer Künstlertheaters — Kammerspiele im Lessing-Museum

**R**ein Theaterwinter, der nicht die ohnedies schon erkleckliche Zahl der Berliner Bühnen um eine, zwei oder gar, wie der letzte, um vier neue vermehrte, und was noch erstaunlicher: sie alle behaupten sich, sie alle erzielen zeitweise volle Häuser. Also eine neue Blüte der dramatischen Dichtung, emporgesprossen mitten aus dem Schutt- und Trümmerfelde des deutschen Lebens? Also ein neues Gold- und Glücksland für unsre jungen Dramatiker, während alle Welt den nahen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft verkündet? Ach nein, ganz und gar nicht! Es gäbe keine Folgerung, die trügerischer wäre als diese. Noch niemals hat sich die Gegenfälligkeit, ja die Feindschaft des geschäftlichen Theaterbetriebes und der schöpferischen Dramatik deutlicher offenbart als jetzt. Je mehr Theater, desto heftiger die Jagd nach dem Kassensuccé, desto geringer der Wagemut der Herren Direktoren, es auch mit den Stücken der jungen, noch unerprobten Dramatiker zu versuchen. Früher war es ein stillschweigendes Gebot des Berliner Theaterlebens, ruhen zu lassen, was diese oder jene Bühne einmal ergriffen, womit sie für eine Weile ihr Glück gemacht hatte; »es ist abgepielt« hieß es von einem solchen Stück, und hinter diesem kühlen Ge-

schäftsausdruck verbarg sich immerhin ein gewisser Respekt vor den Rechten der andern und eine noble Rücksicht auf die Allgemeinheit, der man den Anspruch auf einen möglichst vielseitigen Spielplan zugestand. Heute verfährt man umgekehrt: statt sich selbständig in der älteren und neueren Dramenliteratur umzusehen und mit Überlegung das auszuwählen, was man mit seinen eigentümlichen Mitteln und Kräften gut darstellen kann, stöbert man in den fremden Spielplänen herum, ob sich die Mischkub des andern nicht in den eignen Stall ziehen ließe. Dabei mag einem dann wohl der noch nicht ganz verklungene Nachhall des Erfolges von damals zugute kommen. Denn die Hauptsache ist: sichergehen, auf Fundamenten bauen, die schon einmal getragen haben, in Flüssen fahren, die schon ausgebaggert sind. Um die Darstellerkräfte, die man dafür hat, kümmert man sich nicht viel. Wozu leben wir in den Zeiten des Schauspieler austausches, wo Herr X heute hier, Frau Y morgen dort, Frä. Z übermorgen woanders spielt! Man borgt sich zusammen, was man für das Stück, sei's auch nur für die erste Aufführung, braucht, spielt sich in ein paar eiligen Proben miteinander ein und läßt für die Sensation, das Neue, noch nicht

Dagewesene den Spielleiter sorgen, besser noch die Reklame, die zu einem immer wilberen Anreizertum ausartet. Es ist vorgekommen, daß in solchen schreienden Säulenschlägen und Zeitungsannoncen der Name des Dichters völlig verschwiegen wurde; ein paar jugkräftige Schauspielernamen und dann möglichst bald die sorbeerumtränzte 100 auf den Zetteln — der Erfolg ist »gemacht«. Und dabei soll es der dramatischen Kunst, soll es den jungen Dramatikern gut gehen? Ich sage euch, es geht ihnen beiden in jeder mittleren Theaterstadt, die über eine oder zwei Bühnen verfügt, besser als in Berlin, das bald ein halbes Hundert davon zählen wird.

Noch verhältnismäßig am besten haben es die Auerproben, die »Namenlosen« an den kleinen Bühnen, die mit einem bescheidenen Apparat arbeiten und an vorgeschobener Stelle der Millionenstadt so etwas wie Pionierdienste der dramatischen Kunst leisten. Da ist das junge, auch sonst höchst strebsame Schloßparktheater in dem westlichen Vorort Steglitz, eine Gründung, für die sich ein wohlgeschulter Literaturkenner mit einem erfahrenen Theatermann zusammengetan hat. Das bringt sogar einmal den Mut auf, einen ausgesprochenen Lyriker, wie den jungen Expressionisten Kurt Heyncke, in jarten, wie Wolfenscheier dahinschwebenden Dialogen, die dem Instrument der Bühne kaum standhalten, sagen, nein: hinhauchen zu lassen, was er in geheimster Seele über Pflicht und Freiheit, Schönheit und Heiligkeit der »Che« empfindet. Und da ist das Neue Volkstheater in der Cöpenicker Straße, an derselben Stelle, wo einst Wolzogens Überbrettel an fremden Geschäftspraktiken und eigenem Größenwahn zugrunde ging, ein Theaterchen, das sich von der großen Volksbühne am Bülowplatz ins Schlepptau nehmen lassen muß, aber doch literarischen Eigensinn genug hat, um ab und zu seine Ketten zu brechen und einen eignen Kurs zu suchen. Dem fällt der Ruhm zu, während der vier vollen Theaterwochen, um die es sich in diesem Bericht handelt, die einzige Berliner Bühne vorzustellen, die einem dramatischen Knappen zu den Sporen verholfen hat.

Dieser Mut innerhalb so allgemeiner Jaghaftigkeit bleibt anerkennenswert, auch wenn ihm nur ein bescheidener Erfolg beschieden war. Vielleicht, daß wenigstens der Dichter selbst, der zweiundzwanzigjährige Deutschböhme Paul Baudisch, dessen Dramenliste schon so erstaunlich vielfältige Versuche aufzuweisen hat: Operetten, Märchenspiele, groteske Historien und Komödien, aus dieser Aufführung seines westlichen Mysteriums lernt, wo und wie auf der Bühne die zarte Linie zwischen Erhabenheit und Lächerlichkeit läuft. Denn schon der Titel »Passion« ist hier eine gelinde Blasphemie, des guten Geschmacks wie des frommen Ge-

fühls. »Der Jünger« oder »Nachfolge« hätte es auch getan und wäre zudem der Handlung angemessener gewesen. Zunächst freilich scheint es, als solle der Heiligenschein dieser »Passion« dem Dieb und Landstreicher, dem Betrüger und Verführer ums Haupt gewunden werden, der vor sich und andern den Heiland spielt und sich in dem schwärmerischen Sohn kleinbürgerlicher nüchterner Eltern einen leidenschaftlich ergebenden Jünger, einen ihm über Steine und Dornen, durch Not und Sünde folgenden Nachläufer wirbt. Und das, obwohl der »Meister« ihm seine Liebste, ein Mädel voll rotblütiger, jauchzender Lebenslust, gestohlen und ihn mit seiner Familie entzweit hat. Schließlich aber erweist sich, daß nicht der Meister, er, der auf dem »Wege von Gethsemane nach Golgatha« ganz lustig zu leben versteht, der Heiland und Erlöser ist, sondern vielmehr der Jünger, er, der auf diesem Passionswege alles für sein Ideal opfert, leidet und duldet, bis zum elenden Tode. Das wird in einer kalten Ekstase, oft sogar in einer bedenklich frühreifen Routine vorgetragen; nur selten einmal und recht flüchtig zuckt das jugendliche Gefühl auf, dem man sonst gern mehr von seiner Weltfremdheit und Überschwenglichkeit verzeihen möchte. Der junge Dichter bedient sich einer recht bequemen Technik, einer widerspruchsvollen, unverbundenen Mischung von Naturalistik und Expressionistik, und dabei zeigt sich, wieviel leichter es ist, in dieser als in jener den Meister vorzutäuschen. Seine aus dem bürgerlichen Leben genommenen Figuren, die Eltern, der Arzt und seine Frau, die Mutter und die Schwester des Landstreichers, sind Fragen oder blutlose Schemen; andre, denen die Phantasie mehr gegeben hat als die Wirklichkeit, wissen für einen Augenblick den Schein zu erwecken, als stehe hinter ihnen eine starke schöpferische Anschauung, bis dann auch sie ihre kränkelnde Gedanklichkeit offenbaren. Man hat für Paul Baudisch die Trompete geblasen, aber wohl mehr aus Ungebuld, endlich mal wieder eine dramatische Hoffnung zu haben, als aus Begeisterung für seine bisherigen Leistungen, die, nach dieser Probe zu schließen, den Geboten der expressionistischen Schule mehr gehorchen als dem eignen Gefühl und Erlebnis.

Nur einmal, in »Christinas Heimkehr«, hat Hugo von Hofmannsthal bisher gewagt, das Phantasiefestum der Romantik abzustreifen und im bürgerlichen Rod zu erscheinen, wenn der auch immer noch von fremdem Stoff und Zuschnitt war. Jetzt versucht er's zum zweiten Male mit dem Realismus, scheinbar kühner und entschlossener als zuvor. Sein Lustspiel »Der Schwierige« bewegt sich in der Wiener Aristokratie der jüngsten Gegenwart, ein paar Jahre nach dem Kriege, der sogar mehr als einmal seinen Schatten in die





Figurine von Hermann Krehan zu Frank Wedekinds »Hiballa« (Cottrelly). (Theater in der Königgräzer Straße)

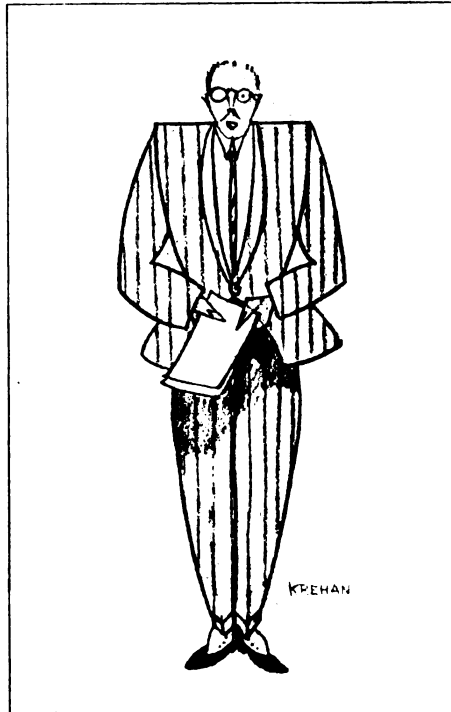
Handlung wirkt. Handlung? Gibt es die wirklich in diesen drei Akten? Oder rächt sich nicht vielmehr die verlassene Romantikerin, indem sie diese Wiener Salons, diese Grafen und Gräfinnen, Barone und Baronessen von 1920 oder 21 mit dem Nebel der Unwirklichkeit, der Zeitlosigkeit und Weltverlorenheit umhüllt? Zumal der Graf Bühl, dieser »Schwierige«, dieses vibrierende Nervenbündel, das aus lauter Vorsicht und Rücksicht, lauter Höflichkeit und Zartgefühl zusammengeflochten ist, kann man das noch einen Mann nennen? Das ist ein homunculus artificialis, wie er welt- und lebensfremder, blutloser und schemenhafter kaum zuvor im literarischen Vestibül der Kunst erzeugt worden. Möglich, daß ähnliche Schlemihle vor dem Kriege und als Gespenster ihrer selbst heute noch in der Wiener Aristokratie herumgeistern. Wenn sie eines Tags aussterben, wird ihnen kein Lebendiger eine echte Träne nachweinen, höchstens das Sacktuch ziehen und die Augen betupfen, wie sie selbst es taten, wenn sie eine Seelenerstarrung markierten. Mögen sie dann in der Novelle, in jartlichen, gedrehten Sonetten weiterleben, auf der Bühne haben sie nichts zu suchen. Im Grunde ist auch Hofmannsthal's neues Stück nichts anderes als in Prosa aufgelöste Lyrik, Konversationslyrik, in der jedes

dritte Wort aus dem Französischen stammt. »Tenu« ist ihr Lieblingswort. Tenu behauptet dieser Graf Bühl, als er für seinen Neffen bei der heimlich geliebten Komtesse Altenwol den Brautwerber spielt; Tenu behauptet er, als er endlich, nach glücklicher Lösung der Schwierigkeiten, selbst der Bräutigam wird — nicht aus freien Stücken und aus eigenem Entschluß, sondern erst von der geliebten Frau in den Sattel gehoben. Hier ist ein Anflug von Kellerschem Humor, dessen Gesundheit sich freilich in der verzerrten Umgebung sonderbar genug ausnimmt. Auch noch wenn Helene Thimig ihn in den Kammerspielen des Deutschen Theaters mit all der Schamhaftigkeit der Seele und der schwebenden Anmut des Gefühls ausstattet, darin sie, wie wir nun zu unsrer Freude wieder wissen, Meisterin ist. Völlig mißlingt es dem Wiener Nachromantiker mit den paar bürgerlich berben Kontrastfiguren, die er, offenbar dem Begriff »Lustspiel« zuliebe, seinem schwermütigen Wiener Hochadel beigelegt. Dieser frech-vertrauliche Diener, dieser ungehobelte, zerstreute, von Brot- und Ruhmneid gepiesackte Gelehrte — waren die nicht am Ende bei Moser, L'Arronge und Schönthan besser aufgehoben als bei einem so sorgnierten Ästhetiker, der sich nur eben gnädig zu ihnen herabläßt und nicht ernstlich gewillt ist, ihren struppigen Humor beherzt beim Schopfe zu packen?

Noch um ein paar Sprossen höher auf der Gesellschaftsleiter steigt der Ungar Franz Molnár in seinem Spiel »Der Schwane«. Dort Grafen und Gräfinnen, hier Prinzen und Prinzessinnen. Ja, die geschwähige Fama will wissen, dies »Spiel« sei die nicht einmal allzu freie Gestaltung der Brautwerbung des letzten Kaisers und Königs von Österreich-Ungarn um Zita von Parma und Bourbon. Nicht unwahrscheinlich, daß der junge Karl diesem Molnár'schen Prinzen-Thronfolger geglichen hat, der sich da so knabenhaft launisch dahintreiben läßt, dem erst durch ein von der klugen Prinzessinmutter Beatriz angelegtes Feuerchen zwischen ihrem vornehm-reservierten Töchterchen Alexandra und dem keden Hauslehrer Dr. Agi eingeheizt werden muß, bevor er sein Herz entdeckt und sich erklärt. Um ein Haar freilich wäre das Manöver verunglückt. Die Prinzessin ist warm geworden bei den Sternbisturjen mit dem jungen Prinzenzerzieher, und auch der macht Miene, das Herz festzuhalten, das ihm mit Blick, Wort und Fuß offen entgegenfliegt, zumal da ihm von einem menschlich-gütigen Mitglied des fürstlichen Hauses, einem immer noch recht weltlich gesinnten Ordensbruder, der Rücken gestärkt wird. Höchste Zeit, den geheimen Tiefinn des Titels in Kraft treten zu lassen! Prinzessinnen, boziert die ihrer fürstlichen

Rufine zu Hilfe geeilte Prinzenmutter Dominnica, sind Schwäne, und diese königlichen Vögel müssen auf dem Wasserspiegel bleiben, wollen sie ihre Majestät behalten; ein Schritt ans Ufer, in die Bürgerlichkeit, und sie taumeln, sind von einer wackelnden Gans nicht mehr zu unterscheiden. Was sich das Prinzgelein denn auch noch rechtzeitig gesagt sein läßt. Und der Hauslehrer? Wird sanft, aber entschieden abgeschoben, nachdem er zu dem Prinzessinnentanz für seine Ritterlichkeit auch noch einen vom Onkel Vater für seine Offenherzigkeit und einen dritten sogar von seinem fürstlichen Nebenbuhler für seine Anständigkeit zu schmecken bekommen hat. Das Ganze — nun, so eine Art mit ein wenig Abels- und Fürstensatire gepfeffertes, ins Weibliche überlegtes »Alt-Heidelberg«, jedoch ohne dessen Jugendfrische, Burleskenfrohmuth und nedarlichen Landschaftsschimmer. Trostdem wird es dem Theater am Kurfürstendamm, wo dieser Schwan seine aristokratischen Kreise zieht, wohl gelingen, ihn bald mit der 100 zu krönen. Denn so kostbare Toiletten wie von Adele Sandrod (Prinzessin-) und Ilka Gruning (Prinzenmutter) werden gegenwärtig auf keiner andern Berliner Bühne zur Schau getragen, und bei der fürstlichen Speisefolge, die verlesen — nicht doch! sogar serviert wird, läuft selbst den Logeninhabern von Berlin W das Wasser im Munde zusammen.

Geflügel auf den Zetteln der Berliner Theater ist jetzt sehr beliebt. In den Kammerspielen der gallische »Hühnerhof« Tristan Bernards, am Kurfürstendamm der Vogel der Leba, im Lustspielhaus der »Hahnenkampf« von Heinrich Lautensack, dem Verfasser der »Pfarrhauskomödie« und des »Gelübdes«, der im Irrenhause sein ruheloses Kunstzeuerebasein beschloß, ehe er noch einen einzigen seiner Bühnenerfolge erlebt hatte. Nach seinem frühen Tode sind ihm Propheten erstanden, die seine Schwächen und Blößen mit dem Mantel der Liebe zudeckten und ein kühnes Wollen für ein ganzes Gelingen gelten ließen. Zu solchem nachgeborenen Ruhm gehört nun mal auch die Entbedung unfertiger oder überwundener Jugendwerke, und so kommt die Komödie von 1908 nach vierzehn Jahren noch zu der Ehre der Auf- führung, so deutlich sie auch die Spuren dramatischer Anfängerschaft trägt. Eine Henne und vier Hähne, zwei davon, der bourgeoisste Apotheker und der strafverurtheilte Gendarm, vor Liebeswut und Eifersucht so ineinander verkrallt und verbißten, daß einer von ihnen tot auf dem Plage bleibt. Und alles, was mit Gemüth, Herz oder Seele zu tun haben könnte, so gründlich ausgemerzt, daß allein das Animalisch-Erotische bleibt. Dies freilich getränkt mit galliger Ironie auf Bürgerlichkeit und Wohlgefinntheit und eng verknüpft mit muffiger, muckerischer und dud-



Figurine von Hermann Krehan zu Frank Wedekinds »Hidalla« (Launhardt). (Theater in der Königgräber Straße)

mäueriger Augen- und Lippenfrömmigkeit. Ja, das Bei- und Durcheinander von Scheinheiligkeit und Fleischelust, öffentlicher Ehrenwertheit und unsauberer Alkovenheimlichkeit, wie's der Niederbayer Lautensack in gewissen Kreisen um Passau herum beobachtet haben mag, soll dem Erzeuger der Erotik offenbar erst den vertieften Hintergrund geben. In der »Pfarrhauskomödie« und im »Gelübde« beherrscht er diese zwiespältigen »Kulturerscheinungen«, denen man wohl einmal die Geißel des Satirikers gönnt, im »Hahnenkampf« ist ihm solche landschaftliche und soziale Einbettung nur kümmerlich gelungen. Die Dumpsheit, die er schildern und strafen will, legt sich dem Stüde selbst wie ein Alp auf die Brust, und so wirkt schließlich roh und gemein, was saftig und lebensfrisch sein soll. Selbst Bassefmann und Valentin mühten sich im Lustspielhaus vergebens ab, an dem Sporen- und Schnabellkampf der Liebeshähne auch Ebleres und Feineres zu beteiligen als die tierischen Extremitäten.

Wer ein Auge für literarische Zusammenhänge hat, wird nicht übersehen, daß diesem Stüde mehr als einmal Frank Wedekind über die Schulter guckt. Liebeswut und Gesellschaftsatire ließ auch er gern in einem Topf schmoren, bis ein echter Teufelsbrei daraus

wurde, oft über dem Feuer seiner eignen Schmerzen. Vielleicht aber haben wir all diese »Schauspiele« und »Tragödien« zu ernst genommen, solange wir das zerquälte Gesicht des Dichters, diese Mischung von Clown und Napoleon, dahinter auftauchen sahen oder ihre »Moral« und »Ethik« gar von ihm selbst mit dem Pathos des Märtyrers vorgetragen hörten. Jetzt scheint es, als sei man dieses Überernstes satt. Und so fängt man an, Webefinds Stüde zu stilisieren, d. h. mit sich selber zu karisieren, sozusagen im eignen Dampfe siedend zu lassen. Das Theater in der Königgräzer Straße hat leztthin »Hidalla« oder die »Moral der Schönheit« oder »Sein und Haben« oder »Karl Petmann« oder den »Zwergriesen« — in derartigen an die Jahrmärkteklame erinnernden Ober-Ober-Titeln konnte sich Webefind nun mal nicht genugtun — einer solchen gewaltigen Verjüngungskur unterzogen. Der Spielleiter Ernst Wehlich fand für diese Groteskatire als erster den ihr angemessenen Groteskstil, und Hermann Krehan, ein Szenekünstler von Witz und Phantasie, entwarf parodistische Kulissen dafür, die das Ganze in eine Sphäre des Spielerischen und Unwirklichen verpflanzen, wo selbst die Sitzgelegenheiten und Türklinten auf die Leinwand gemalt sind und die »Menschen« in harlekinartig gemusterten, ungeheuerlich wattierten und abenteuerlich verschnörkelten Wämsern herumlaufen, gleich Kleiderpuppen, die aus den Schaufenstern der Goldenen 110 entsprungen sind. Ludwig Hartau gab den Karl Petmann, den ideologisch verzerrten Gründer des »Internationalen Vereins zur Erziehung von Rassenmenschen«, auf der rechten Schulter einen Höder, um den den »Zwergriesen« manches Schiff der Wüste beneiden könnte! Zu solcher grotesken Mißgestalt paßte die Darstellung dieses Narren der Idee und des Idealismus: schrill disharmonisch in sich selbst, knirschend in titanenhaftem Wollen, greinend in pygmäenhafter Ohnmacht, ein verwunschener Halbgoth im Hanswurstleide, der sich nicht wundern darf, wenn er schließlich von dem Zirkusdirektor Cotrello als dummer August engagiert wird.

Mit ähnlicher, nur leiserer und zierlicherer Ironie will Georg Büchners romantisches Lustspiel »Leonce und Lena« angefaßt sein. Emil Pirchan, der Szenekünstler des Staatstheaters, bringt die leichte, gefällige Grazie dafür mit und weiß dem launisch-burlesken Spiel der Phantasie durch Magie der Schleier und Beleuchtungskünste jene phantastische Erbentrübsicht zu geben, in der es für ein Stündchen halber Täuschung allein Leben vorzutauschen vermag. Vielleicht war Karl Wallers Ausstattung im Lessingtheater (Dezember 1913) glücklicher in der Betonung des Prezios-Biedermeierischen — zarter in den Farben, duftiger in

der Stimmung als die des Staatstheaters war sie sicherlich nicht. Dazu kommt, daß uns Büchner, der Dichter des »Woyzeß« und des Revolutionsstücks »Dantons Tod«, heute als dichterische Gesamtpersönlichkeit näher steht als vor acht Jahren. Wir wissen und fühlen jetzt, daß auch dieses Lustspiel mit dem bis zur Welt- und Lebensmüdigkeit blasierten Prinzen, der an der Bruderhand eines herzhaften Naturburschen seiner verschnörkelten Umgebung, seiner ihm zubilligten Liebe und seinem eignen gähnenden Selbst zu entfliehen sucht, um erst durch diese Flucht zur wahren Liebe, zum wahren Glück der Seele zu genesen, daß auch diese Komödie uns tiefinnere Erlebnisse ihres Dichters widerspiegelt. Halb in Leonce, dem irrenden Ritter der Liebe, halb in Valerio, seinem Knappen und groben Gegenbild, erkennen wir den, der seinen jugendlichen Ekel an den Formen des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft durch den »glänzenden Schwung ironischer Laune« überwindet.

Im Theater in der Königgräzer Straße waren gegen Ende des alten Jahres zu mehrwöchigem Gastspiel die Russen eingelehrt, nicht mehr, wie 1906 im Berliner Theater, die ganze Truppe, aber doch würdige und vollwertige Glieder des von Stanislawski und Nemirovitich-Dantschenko geleiteten Moskauer Künstlertheaters. Sie finden jetzt in unserm Bühnen- und Schauspielwesen gegen damals völlig veränderte Verhältnisse vor. Der Naturalismus, dem 1906 eine schwächliche Romantik nur matte Opposition zu machen wußte, ist bis auf den letzten Rest ausgetrieben, der Wille zum Stil und zur seelischen Ausdrucksform beherrscht die Szene. Die Russen aber bringen auch jetzt noch dieselben bürgerlich-realistischen Stüde mit wie vor fünfzehn Jahren: Tschekows »Drei Schwestern« und »Onkel Wanja«, Ostrowskij's Komödie »Jede Weisheit hat einen Hafen«, ein tendenzlos humoristisches, aber ziemlich kleingeistiges Milieudrama aus den russischen Kaufmanns- und Beamtenkreisen, ein paar mittlere Werke des Norwegers Knut Hamsun und Dostojewskis »Brüder Karamasow«, von fremder Hand dramatisierte Fragmente aus dem großen Roman. Dieser Spielplan darf uns unberührt lassen, soll uns insbesondere unserer wiedererwachten und neubelebten Freude an den großen Tragikern der Weltliteratur nicht entfremden. Es traf sich gut, daß unmittelbar vor dem Erscheinen der Russen Friedrich Kappler im Volkstheater den König Leon spielte, und wenn sich hier die gewaltige Aufgabe und die reiche Menschlichkeit des Darstellers auch noch nicht völlig bedien — das aber müßten sie bei einem so subjektiven Schauspiel wie Kappler, um Vollenndetes zustande zu bringen —, so sind wir doch von Herzen dankbar für den hohen Maßstab deutsch-tragi-

zum ungesunden Schauspieleraustausch, vom Kino, das die Darsteller den Proben entzieht und sie durch seine Riefenhonore für das Bühnenspiel unlustig macht, vom falschverstandenen Expressionismus, der keine Bescheidenheit duldet, vom Zirkustheater, das jede Intimität zerstört. Die Aussen haben sich jene uns verlorengegangenen Gaben zu bewahren gewußt. Wir staunen, wie unverfehrt sie die Naturhaftigkeit, Schlichtheit, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, Sauberkeit und Treue ihrer Kunst gleich einem heiligen Gefäß durch die Stürme ihrer Revolution gerettet haben. Solche Tugenden aber kann kein Stilwechsel wertlos machen. Sie sind stets und überall kostbar und ehrwürdig. Sie wiederzugewinnen sollten wir uns nicht zu stolz dünken: diese völlige Hingabe an die einem jeden zugeteilte Aufgabe, ob bedeutend oder unbedeutend, diesen Ernst und Eifer, mit dem sie in Maske, Gang, Haltung, Ton und Gebärde ihre lebendollen, einprägsamen Gestalten schaffen, den innigen Zusammenfluß all dieser Erscheinungen und Charaktere zu einem Ganzen, einem Stück Welt und Leben, in dem wir uns mit all unserm menschlichen Drum und Dran wiedererkennen dürfen und dem doch der Glanz und Duft, der Geist und die Seele nicht fehlen.

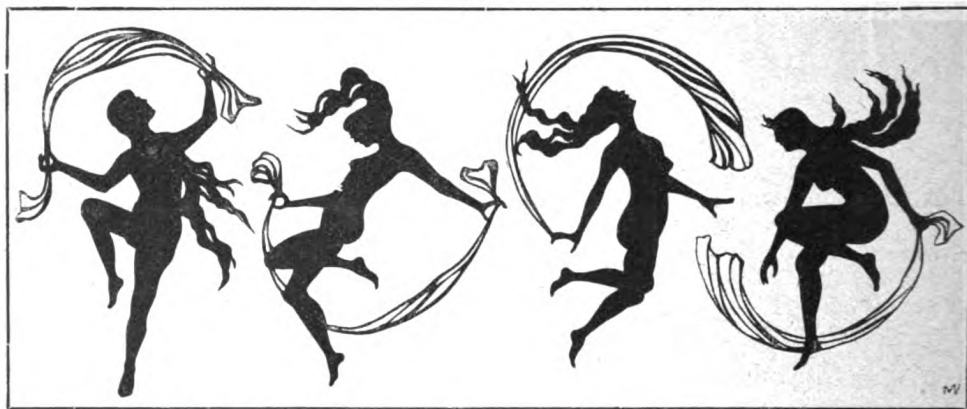


Frau Tschichowa=Knipper als Mascha in Anton Tschechow's »Drei Schwestern«

Manchmal scheint es, als wolle die Freude an einer feineren und leiseren Theaterkunst auch in Berlin wieder einkehren. Vielleicht liegt das Kindlein, das uns von dem lauten und auf-geklärten Wesen erlösen soll, schon irgendwo in der Krippe. Denn es wird auch hier nicht von oben aus Glanz und Reichtum, sondern von unten aus Armut und Dunkel kommen. Einen ersten zagen Vorläufer der Wandlung erblicke ich in den Kammerspielen, die sich unter Alexander Kunges Leitung im Lessing-Museum in der Brüderstraße aufgetan haben. Freilich muß statt ihrer Leistungen und ihres Spielplans, die beide noch recht dürftig sind, einstweilen ihr Programm für sie zeugen. Die »zehn Gebote«, die sie sich selbst aufgestellt haben, versprechen ein »Theater einsamer Menschen«, in dem von ganzer Seele und mit ganzem Herzen gespielt werden soll; versprechen eine nationale Bühne auf dem Boden realer Wirklichkeit; versprechen gesunde, fernhafte, gestaltenreiche Stücke; versprechen schmucklose, aber markante Ausstattung; versprechen wieder eine saubere, einheitliche Ensemblekunst. Wir wollen diese Gebote als Gelübde nehmen und an sie glauben — der Beginn des neuen Jahres dünnke uns sonst gar zu trübe.







Margarethe Künstler:

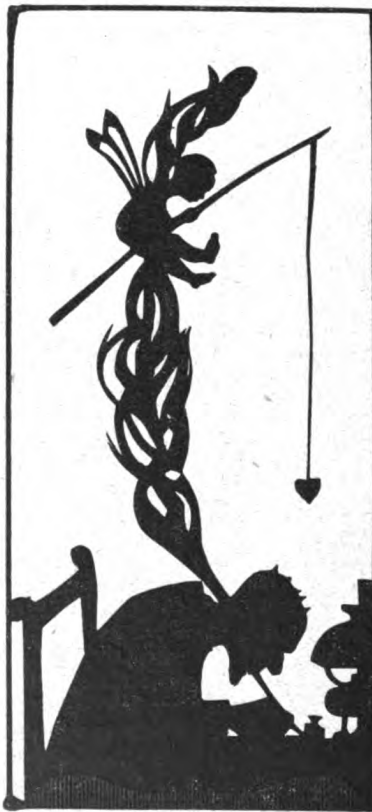
Reigen

## Von Kunst und Künstlern

Rembrandt: Alter Mann (vor S. 565) — Karl Neuf: Waldfriedhof (vor S. 557) — Ise Blehn: Grabdenkmal (vor S. 597) und Kriegerdenkmal (vor S. 589); Eisenne Schaumünze (S. 622) — Wilhelm Claudius: Gartenhaus (vor S. 533) — Bruno Zwiener: Im Kinderparadies (vor S. 525) und Freitanzert (vor S. 613) — Scherenschnitte von Margarethe Künstler (S. 620 und S. 621) — Ludwig Datziger: Winter in Agnetendorf (vor S. 573) — Friedrich Kollet: Frauenbildnis (vor S. 541) — Hans Meyers »Totentanz«

Mehr als 100 bisher unbekannte Gemälde Rembrandts sind im Laufe der letzten zehn Jahre wiederentdeckt worden. Damit ist das Werk des Meisters um ein Sechstel gewachsen, und darunter finden sich Gemälde, die allein genügen würden, ihm den Ruhm eines Malers für alle Zeiten zu sichern. Freilich überwiegen die unfertigen, oft noch rohen und barbarischen Jugendarbeiten, die bis zur Übersiedelung von Leiden nach Amsterdam (1631) entstanden sind, aber vertreten sind auch alle späteren und reiferen Entwicklungszeiten, so daß sich allein aus diesen wiedergefundenen Gemälden — angenommen alles andre wäre uns verloren — ein einigermaßen stichhaltiges Gesamtbild der Rembrandtschen Kunst gewinnen ließe. Am besten überblickt man den Reichtum der wiedergefundenen Schätze in dem Nachtragsbande, den Wilhelm R. Valentiner als dritten Rembrandt-Band den »Klassikern der Kunst« eingereiht hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; mit 120 ganzseitigen Abbild.). Hier finden wir mit guten Gründen bestätigt, daß das

Bildnis eines alten Mannes (»Orientale«), aus der Sammlung von Pannwitz in Berlin stammend, eine echte Schöpfung Rembrandts ist. Man hat entdeckt, daß es in der Mitte rechts bezeichnet ist: Rembrandt f. 1635, und darauf hat es schon 1912 C. Hofstade de Groot, neben Wilhelm Vode der kundigste und verdienstvollste Rembrandtforscher, in der holländischen Zeitschrift »Onze Kunst« unter Rembrandts Namen zu veröffentlichen gewagt. Es gehört zu den Bildnissen von Rabbinern und Orientalen, die den Sechszwanzigjährigen vielfach beschäftigten, und belegt sein damaliges Streben nach äußerer imposanter Wirkung, nach breiter barocker Formung in Kostüm und Gesichtszügen. Der geistige Gehalt, nach dem wir bei Rembrandt zu suchen gewohnt sind, tritt daneben freilich zurück. »Fast scheint es,« meint Valentiner, »als gäbe der Künstler dem Geschmaç der Menge nach, als werde er, von dem heiteren Leben im eignen Hause und vom gesellschaftlichen Erfolge betäubt, in falsche Bahnen ge-



Margarethe Künstler: Der Liebesbrief

drängt.« Es mußten erst erschütternde Ereignisse in seinem persönlichen Erleben eintreten — der Tod seiner ersten Kinder, seiner Mutter und seiner Gattin —, bevor er auf den alten, ihm vorgezeichneten Weg tiefer geistiger Gestaltungskunst zurückkehrte.

Von dem Braunschweiger Karl Neuf bringen wir nach einer Kohlezeichnung den »Waldfriedhof«, ein unverkennbar niederdeutsches Motiv. Wer sich auf den Zusammenhang der Schulen versteht, mag sogar die Jüngerschaft Eugen Brachts erkennen, der noch lange nach seinem Tode durch mehr als eine Generation begabter und dankbarer Schüler weiterleben wird. Hier war es Hans Licht, der des Meisters Lehre und Art weitergab und den jungen Neuf in seiner Vorliebe für die niederdeutsche Flachlandschaft mit ihren latten Luststimnungen, ihren starken Farbentönen und ihren großen, ruhigen Formen bestärkte. In dieser Zeichnung geht die Formbetonung fast ins Dekorative über, und das einfache Schwarzweiß löst eine Stimmung in uns aus, so tief und klangvoll, als lauschten wir einer schweremütigen, ernst bewegten Trauermusik.

Zwei neue Plastiken der Dresdner Bildhauerin Ise Plehn beweisen denselben künstlerischen Ernst, dieselbe feelsche Verhaltenseit, die uns schon vor fünf Jahren (Oktoberheft 1916) in dem »Betenden Krieger« ergriff. Namentlich die weibliche Figur für das Grabdenkmal, in Untersberger Marmor ausgeführt, ist in Gewandung und Haltung der vollkommene Ausdruck jener in sich gesammelten und getrösteten Ruhe, zu der den Schmerz und die Trauer hinzuführen der Künstler durch seine Grabmalsschöpfungen bei allen für die Sprache der Kunst empfänglichen Gemütern berufen erscheint. — Das Kriegergrabmal für Dresden-Löbtau ist im Auftrag des Sächsischen Staates geschaffen worden, der es der Dresd-

ner Gemeinde als Erinnerung an ihre 1200 im Kriege gefallenen Söhne geschenkt hat. In Thüringer Kalkstein ausgeführt, ist dies der guten Kameradentreue geweihte Werk am 6. Juli 1919 feierlich eingeweiht worden, und dem Tag zum Gedächtnis hat die Bildhauerin,

nach altem gutem Künstlerbrauch, die eiserne Schaumünze prägen lassen, die wir hier im Text (S. 622) wiedergeben.

In Dresden ist auch der Maler des Bildes »Gartenhaus« daheim. Oft schon haben wir von Wilhelm Claudius, einem wesenverwandten Nachkommen des Wandsbieder Boten, Landschafts- und Innenbilder gezeigt, selten eins, an dessen idyllischer Freundlichkeit und sonniger Lieblichkeit der Urahne Matthias solche Freude gehabt haben würde wie an diesem ganz in Blättergrün und Blütenweiß eingesponnenen Gartenhaus, unter dessen bescheidenem Dach, hinter dessen blanken, weißrahmigen Fenstern er selbst in seiner holsteinischen Heimat gewohnt haben könnte.

Die beiden in Farbendruck erscheinenden Kinderbilder »Im Kinderparadies« und »Freikonzert« kommen aus Oberschlesien. Und zwar hat sich ihr Maler Bruno Wiener das Kind in der raschen, augenblicklichen Bewegung und farbigen Erscheinung als Sonder- und Lieblingsgegenstand erkoren, um Momentbilder festzuhalten, die nur im Bruchteil einer Sekunde sichtbar sind und in ihren Erscheinungsformen nur von einem für alles

Kindliche durch jahrelange Übung geschulten Auge erfasst werden können. Zudem ist es Vaterfreude, die sich hier ausläßt. Das geschieht in flinker Quack-Technik und etwas kalten Farben, die aber in ihrer lichten Helligkeit um so »kinderfroher« sind und sich gar nicht scheuen, an das Bilderbuch zu erinnern.

Von neuen Eherenschnitten Margarethe Künstlers (vgl. das Märzheft 1920)



Margarethe Künstler: Die Parzen

A circular medallion featuring a profile portrait of a man wearing a wide-brimmed hat, likely a historical figure. The image is in black and white, showing the texture of the medallion and the shading of the portrait.

Bei dieser Gelegenheit gleich noch eine Berichtigung: dem auf S. 277 des Novemberheftes wiedergegebenen Bildnis Hans Meyers liegt kein Selbstbildnis des Künstlers, sondern eine Radierung von Johanneß Plato, einem Schüler des Meisters, zugrunde.

# Literarische Rundschau

Gustav Frenssen: »Der Pastor von Poggsee« — Walther von Molo: Die schönsten Geschichten von ... — Karl Gjellerup: »Die Hügelmilch« und »Die Weltwanderer«; »Die Hirtin und der Hirtende«; »An der Grenze«; »Das heilige Tier« — Hermann Bette: »Krauskopf« in einem Bande — Otto Progen: »Vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer« — Kalender und Almanache

Ich erinnere mich noch, und andre werden es auch tun: als vor zwanzig Jahren der »Jörn Uhl« erschien und den verschwenderischen Reichtum nicht seiner Kunst, aber seiner Lebens- und Menschenkunde vor uns ausschüttete, da fragten sich die Leser: »Woher will dieser Dichter hinfür seinen Stoff nehmen, wenn er in einem einzigen Buche so viel verbraucht wie andre nicht in zehn!« Seitdem hat Gustav Frenssen sechs neue Romane geschrieben, und seine Quelle ist noch heute so reich wie damals, weil sich ihre Brunnenstube aus unergründlicher, nie versiegender Tiefe füllt — welcher Eimer erschöpfte je das Menschenleben! Von Kunst und Literatur haben sich Frenssens neue Bücher weiter und weiter entfernt, der Versuch einer dichterischen Gestaltung Bismarcks ist ihm mißlungen — dem Quellsboden des Menschenlebens ist er heute noch so nahe wie in seinen Anfängen, mag die Flut der Begebenheiten auch gebändigt und die Farbigeit der Erscheinungen leise ergraut sein.

Auch Frenssens neuestes Romanbuch »Der Pastor von Poggsee« (Berlin, G. Grote) gründet sich ganz auf Menschenkunde und Erleben. Die selbstbiographischen Fundamente liegen offen zutage, ja, manches subjektiv Erlebte ist in den Gesamtbau nicht recht ausgegangen und stört nun Stille und Gleichgewicht. Wie Frenssen, so hat auch Adam Barfood, der Pastor von Hopptrupp und Halebüll, später von Poggsee, die Gabe und die Leidenschaft, in die Menschen hinabzutauchen, ihr Herz und ihren Charakter, ihren Geist und ihren Willen zu erforschen, und den heiligen Eifer, sie zu schützen, zu betreuen und zu führen. Ebenso erkennen wir den Dichter wieder in der Lust an der kraftvollen Freudigkeit des Lebens und in der feurigen Liebe, mit der er sein Werk anpackt. Wie an Barfood, so hat sich auch an dem Pastor von Hemme das Sorgenwort erfüllt, das jenem, dem gesunden, sinnlichen Jungen, die Mutter auf dem Sterbelager spricht: »Du bist zu breit und zu fest für einen Pastor, mein lieber Sohn; du wirst noch Mühe davon haben.« Wer Frenssens »Grübeleien« gelesen hat, diese offenerzigen Bekenntnisse seines inneren Lebens, der wird solche Ähnlichkeiten bis ins Kleinste und Verborgenste fortführen können. Hier sei nur noch eine hervorgehoben, die bedeutsamste und zugleich gefährlichste: beider glühende Parteinahme für die Sinnlichkeit und deren vielfältige Befruchtung des Lebens, ein Eifer für die Rechte von Fleisch und Blut, der selbst die

Sünde noch segnet, wenn sie dem Abel aller Abel wehrt, der Trägheit des Herzens. Es ist das ja ein alter, längst bekannter Zug in Frenssens Menschen- und Dichterbild; insbesondere »Hilligenlei« hat deshalb harte Vorwürfe hören müssen. Auch hier artet die Bewunderung und Verherrlichung manchmal in schier krankhaft anmutende Überschätzung aus, und man spürt den auftrumpfenden Troß, der sich im Voraus gegen jedes nur geahnte Mädelertum gerade macht und ihm den Fehdehandschuh hinwirft. Auch an Geschmacks- und Moralentgleichen fehlt es dabei nicht. Den Garten der Jugend kleidet die üppige Blume unverfälschter Menschlichkeit gut; in den Bezirken des Alters nimmt sie sich leicht komisch aus. So wenn die schwarze Margareth, eine ohnedies etwas wildromantische Landstreicherin der freien Liebe, mit ihren Verlodungen auch noch den schon mit Großvaterfreuden gesegneten Pastor heimsucht. Erst recht wird mancher Vater den Kopf darüber schütteln, wie leicht es Pastor Barfood mit dem Liebesdrang seiner Tochter Abel nimmt und wie er ihr die Wege zur außerehelichen Erfüllung ihrer heißen Muttersehnsucht bahnt, noch dazu mit einem Manne, der durch ein andres Band gebunden ist. Gewiß ist mutig, tapfer und menschlich schön, was er dem alten Propst Eli über den freien Liebesentschluß reifer Menschen sagt, die sich in der Erfüllung ihres Liebes- und Pflichtenbranges von der Welt, der »wahnsinnigen Mörderin«, nicht aufhalten lassen wollen, aber ein kluger, weitblickender Mann wie er, der so viel Sinn für Staats- und Allgemeinwohl hat, sollte sich doch ernstlicher fragen, ob die Achtung vor so heiligen und wertvollen Banden, wie sie die Ehe darstellt, die Rechte des Blutes nicht überwiegt.

Doch man soll nicht denken, daß dieser Pastor am Irdischen und Sinnlichen haftet. Ach nein, er läßt seinen Geist oft und gerne in die unendliche Schöpfung hinauffliegen, wo die Gedanken des Allmächtigen in jeder Sekunde Taten werden, wenn er auch der Ansicht ist, daß gerade der Pastor sich mit den natürlichen Dingen befassen soll, damit ihm, wenn er von den geistlichen redet, der Boden unter den Füßen nicht schwindet. Dieser Adam Barfood, der nicht zufällig nach dem ersten Menschen heißt, ist ein ganzer, voller und wahrhaftiger Mensch, der mit seiner ganzen, vollen Natur wirken will und das Beste von allem hat: die Menschenliebe. Der Rest altheidnischen Geistes- und Dämonenglaubens, der in ihm wohnt, mag seinem Chri-



stentum Abbruch tun, seinem Menschentum schadet er nicht. Erleichtert er ihm doch den Weg zu der Goethischen Weltanschauung, die bei ihm immer mehr die dogmatisch christliche verdrängt. »Ein Pastor«, bekennet er, »muß zuerst ein blut- und lebensvoller Mann und Charakter sein, ein Goethischer Mensch und auch, gleich ihm, ein Stück Heide.« Für diesen Gottesdiener gibt es keinen Unterschied zwischen himmlischer und irdischer Liebe; das ist seine Lust, seine wildeste Lust: ein echter Mensch zu sein, und nichts kann ihm den feurigen Glauben ans Leben zerstören. Auch seinen Predigten liegt kein fettes Dogma, keine Glaubenslehre zugrunde, sondern das somme Weltgefühl Goethes. »Jesus«, sagt er einmal, »ist lange nicht in allem unser Führer, nein, er ist in einigen wichtigen Dingen der Verführer der Menschheit gewesen, besonders in dem, daß er, nach der Weise seiner Zeit, zuviel nach dem Himmel sah und darüber schuld geworden ist, daß die Menschen die Erde vernachlässigt haben.«

Es mag viel Irren und Straucheln auf Adams Lebenswege sein, im ganzen ist sein Dasein, Wirken und Schaffen doch eine herzergreifende Einheit und Konsequenz. Nicht nur daß er sich in Gude Wißsch ein Weib gefreit hat, das seiner starken Natur die rechte Ergänzung ist: tüchtig, natürlich, sinnlich, lebensfroh, auch Art und Wesen seiner Kinder, bei denen er sich keine Gelegenheit entgehen läßt, »sie das Leben zu lehren«, klingen mit dem seinen zusammen, und was er lehrt und in seinen herzhafte, gütigen und praktischen Predigten von der Kanzel verkündet, das lebt er zu Haus und in seiner Gemeinde. Er ist stark und frei genug, seinem eignen Weibe eine jäh aufquellende Anwanblung zur Untreue zu vergeben; er erkennt nicht bloß, er nutzt auch für sich selber den bitteren, fördernden und befreienden »Segen der Sünde«. So vermag er Glück zu ertragen und Unglück zu überwinden. Hart kommt es über ihn: die Liebe zur einzigen Schwester muß er aus dem Herzen reißen, der Schwiegervater, ein mürrischer, hämißcher Geiztrager, vergiftet ihm den Frieden der Häuslichkeit, die jüngste Tochter, sein liebstes Kind, stirbt ihm früh dahin, die beiden Söhne verliert er im Krieg, der auch sonst seine schwere Rothand auf ihn legt. Er hält sich trotzdem zum Guten und wehrt dem Bösen trotz Tod und Teufel. Herzerregend, wie die beiden Eheleute sich einander ihr vermeintlich alleiniges Wissen vom Tod der beiden Jungen zu verbergen suchen und sich gegenseitig schonen und trösten, bis sie dann Hand in Hand wie zwei treue Kameraden das Leid miteinander teilen. »Und da weinten sie beide und streichelten einander und wachten so, bis der graue regnerische Morgen kam.« Aber neues Anheil naht im Gefolge des wilden,

wüsten Umsturzes nach Beendigung des Krieges: das Pfarrhaus mit aller Habe brennt nieder, und Adam Barfoot gerät in den Verdacht, Brandstifter und Dieb zugleich zu sein. Doch er verzagt und verzweifelt nicht. Sein Glaube an den Menschen besteht auch diese Probe. »Je trüber die Zeit und das Herz, desto steifer muß man den Naden halten. Dazu wird einem ein trübes Geschick, daß man lernt, tapfer und stolz, ja ein Held und groß zu sein.« In diesen Tagen, da der Himmel seines Hauses sich wieder entwölkt, formt sich das Gebäude seines Zukunftsglaubens an die Wiebergeburt des deutschen Volkes, formt sich ihm das wahre Bild des deutschen Menschen: Potsdam durch Goethe erhöht und erweitert durch den sozialen Gedanken; der Deutsche selbst aus maßvoller Seele freundlich und höflich, gläubig und zugleich weltfromm, klar, ernst. So steht der Pastor von Poggensee zuletzt, immer noch der alte Kampfhahn, aufrechter, stärker und schwerer da als zuvor, wenn auch rissig und gebeugt und an mehr als einem Ast von Frost und Wind gestugt.

Das letzte, was ihm sein Dichter als Triumph seines Seins und Wirkens gönnt, ist die große Rede an seine Landsleute bei der allgewohnten Volksfeier, die wieder, zum ersten Male nach dem Kriege, alle hollsteinischen Vaterlandsfreunde festlich und machtvoll vereinigt. Es ist die längste, aber nur eine von den vielen Reden, weltlichen Andachten und Predigten, die in dem Buche gehalten werden und allem Geschehen gleich die Lebensweisheit und die Ewigkeitsgeltung abzupapfen suchen. Nicht nur der unterhaltungsbedürftige Durchschnittsleser wäre dankbar dafür, wenn statt dessen die Romanhandlung mehr gepflegt würde und sich stetiger entwickelte. Dann blieben uns namentlich zu Schluß die jähren, wilden und wüsten Entladungen der Phantasie erspart, durch die der »Roman« wieder in Bewegung gesetzt und zum Abschluß gebracht werden muß. Da ist viel trüber Dunst und schwüler Brodem und nichts von dem schönen Maß und der reinen Form der Erfindung, die dem Meister Goethe zu eigen sind. Auch der katechetische Kanzelton, der dem Vortrag eine aufgetraute Munterkeit gibt, fällt einem wohl auf die Nerven, so übersteigert er sich zuweilen. Doch täte man übel an sich selbst, wenn man sich durch solche Schrullen ein Werk vergällen ließe, das wie dieses aus dem freizügigen Mutterleib der Zeit geboren ist und seine Gedanken, Sorgen, Erschütterungen und Entbehrungen aus dem Wesen und Schicksal unsers Volkes holt, da, wo beides am tiefsten und schmerzlichsten, aber auch am hoffnungsvollsten und tröstlichsten ist. Denn dies Buch ist mehr als ein Literaturerzeugnis, mehr als eine Dichtung, es ist schöpferische Seelenarbeit an unsrer nationalen Genesung und Erneuerung.

Walt her von Molo läßt es sich seit einiger Zeit angelegen sein, uns mit Auswahlbänden aus der Novellistik der Weltliteratur zu beglücken (München, Langen). Die Titel dieser Auswahlbände aus Selma Lagerlöfs, Knut Hamsuns, Charles Sealsfields, Strindbergs, Gogols und — Ludwig Thomas Novellistik sind weder bescheiden noch geschmackvoll (»Die schönsten historischen Erzählungen von Strindberg; die schönsten Geschichten der Lagerlöf; die schönsten Rosafengeschichten von Gogol: so spricht doch eigentlich nur der Marktschreier von seiner Ware), aber was sie bringen, ist meistens vortrefflich: in der Auswahl kennzeichnend für den Verfasser, in der Übersetzung gut deutsch, jedes einzelne Stück unmittelbar aus und für sich zu genießen, wie's guten Erzählungen nun mal eigen. Raum bedarf es zum Genuß noch der Moloschen Einleitungen, die zuweilen recht willkürlich verfähen und den Gegenstand oft mehr verbunkeln als erhellen. Zwei weitere dieser Bände gelten Storm und Max Dauthenben. Ist dort die Auswahl der mit Gedichten spielerisch durchschossenen Novellen (Pole Poppenspäler; Der Herr Etatsrat; Bötjer Balch; Der Schimmelreiter) willkürlich und wenig kennzeichnend, die dichterisch-visionäre Einführung für den Zweck zu subjektiv, so erfüllt der Dauthenben-Band eine schöne und verdienstvolle Aufgabe: uns diesen schönheitsstrunkenen Weltwanderer, der doch wieder alle bunte Beute heimgebrachter Entzückungen in der Heimats- und Menschenliebe sammelte, nahebringen und uns durch die oft fremdartigen Formen hindurch die reine, starke Flamme seines Gefühls sehen zu lassen. Ferner sind Hauff und Björnson vertreten. Man braucht auch hier die Bezeichnung »Schönste« nicht gelten zu lassen und wird doch zugeben müssen, daß der schwäbische Erzähler mit den »Phantasien im Bremer Ratskeller«, dem »Wirtshaus« und der »Bettlerin« nach seiner phantastisch-humoristischen wie auch nach seiner idyllisch-träumerischen Seite hin gut vertreten ist, während der Norweger nur auf einem Gebiete, freilich seinem glänzendsten und lebensfreudigsten, nämlich den Bauernnovellen (Arne; Synnöve Solbalten; Ein froher Burck), gepaßt ist.

Der Däne Karl Gjellerup, dessen weitoffene Romandichtung noch kurz vor seinem Tode (1919) durch Zuerkennung des literarischen Nobelpreises gewürdigt worden, ist ganz in unser deutsches Kulturleben hineingewachsen; seine letzten Bücher sind fast alle deutsch erschienen. Der Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig erfüllt ein Amt der Dankbarkeit und Gerechtigkeit an ihm, wenn er jetzt auch seine älteren Romandichtungen in neuer Auflage herausgibt, so »Die Hügelmühle« und

»Die Weltwanderer« (3. Auflage). Behandelt der Dichter dort mit psychologischer Feinheit und dramatischer Wucht einen aus dem modernen Empfinden geschöpften Liebesstoff, so hier den buddhistischen Gedanken der Wiedergeburt in einer Doppelhandlung, die Altertum und Gegenwart miteinander verbindet und schließlich zu einem kunstvollen Ganzen zusammenwächst. Auch das reizende arabische Idyll »Die Hirtin und der Sinkende«, ein Bändchen, wie gemacht zu Geschenken, hat es zu einer neuen Auflage gebracht, und der Roman »An der Grenze« zeigt, wie meisterhaft realistisch dieser Schriftsteller, der seine Phantasie so gern den Flug in ferne Länder und Zeiten nehmen ließ, auch die meerdurchleuchtete Schönheit seiner dänischen Heimat beherrschte. Mehr Legenden- als Novellenbuch ist Gjellerups letzter Gruß an die Überlebenden: »Das heilige Tier«, nur daß nicht Menschen, sondern Tiere die »Heiligen« sind, Tiere freilich, in die etwas von den Persönlichkeiten, Taten und Gedanken ihrer einstigen Besitzer übergegangen ist. Das weiße Maultier des Papstes, das graue Eslein Christi, das Pferd Kantala Buddhas — welches von den dreien hat den meisten Anspruch auf Heiligkeit? Der Wettstreit geht nicht viel anders aus als die Fabel von den drei Ringen; aber es kommt hier auch nicht auf Ausgang und Ziel an, sondern auf den Weg, und der ist mit Märchen voller Humor, Weisheit, Güte und Lieblichkeit bepflanzt.

»Und auferstehen wird ein verkürzter Leib« — diese biblische Botschaft hat kurz vor seinem im Frühling 1919 erfolgten Tode der münsterländische Dichter Hermann Wette mit seinem westfälischen Heimats- und Jugendroman »Krauskopf« wahr gemacht. Das war nach dem ermunternden Erfolge des 1900 erschienenen ersten Bandes im Laufe eines halben Jahrzehnts ein bider, allzubider Dreibänder geworden und hatte in dieser Leibesfülle, die gar zu viel Fett mit sich schleppte, nicht recht durch die schmale »Pforte der Ewigkeit« kommen können, wie wir kurzichtigen Menschlein gern schon ein literarisches Leben von zwanzig, dreißig Jahren nennen. Da hat sich denn der Verfasser, bis an die Zähne mit Selbstkritik bewaffnet, auf die Felsen gesetzt und den Roman so rücksichtslos »zusammengestrichen«, daß aus dem Dreibänder ein mittelstarker Einbänder geworden ist (Hamburg, Rich. Hermes). Nach dieser diätetischen Kur hat »Krauskopf«, die lebensvolle Geschichte eines westfälischen Jungen von der Geburt bis zum Beginn der ärztlichen Praxis, wohl bessere Aussicht, auf die Nachwelt zu kommen, und wie ihn die Väter mit Begeisterung gelesen haben, so sollten es nun auch die Jungen wieder mit ihm versuchen. Es wird sie nicht gereuen!

Wie eng Wissenschaft und Forschung bei uns mit dem Kriege gegangen sind, darüber gibt es viele Bücher, und die Welt wird es einst anerkennen, wenn das Geschwür der Lüge und Verleumdung, das sie heute noch vergiftet, abgeschwollen ist. Aber auch der Natur- und Geschichtsfreund, Sportsmann und Künstler — es gibt diese vierfache Vereinigung — hat während der Kriegsjahre nicht gefaulenzt, vielmehr aus dem Fortschritt unsrer Waffentaten neue Anregungen und Wegweiser gewonnen. So ein Aufgewedter, Beweglicher und Schnellentschlüssener war Otto Progen, als er sich im Jahre 1917, damals, als wir die Donau von ihrer Quelle bis zur Mündung beherrschten, zu einer Rajaffahrt donauabwärts aufmachte: »*Vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer*«. Er war trefflich dafür ausgerüstet: mit einer wohlgeprobten, durch Jahrzehnte geübten Bootskunde, mit lebhaftem Sinn für alle Erscheinungen der Länder- und Völkerkunde, mit hellem Blick für landschaftliche und künstlerische Schönheiten, mit einem freudigen Willen, dem Vaterlande in seiner Not und Beengung zu einem wirtschaftlichen Wege der Rettung und Sicherheit zu verhelfen, mit der glücklichen Gabe, das Gesehene und Beobachtete in anschaulichen Worten auch andern zu

vermitteln, vor allem und besonders aber mit der Kunstfertigkeit des Zeichners, alle Eindrücke des Auges sofort im Bilde festzuhalten, und nicht zuletzt mit einem Himmelsgegnat, das über all diese Gaben und Fähigkeiten geht: mit unverwundlichem, immer munterem, immer sieghaftem Humor. So ist ein Buch zustande gekommen, wie uns seit langem keins geworden ist, und wie die Zukunft es uns so bald schwerlich wieder gönnen wird (Braunschweig, Westermann; 253 Seiten; mit 70 Abbildungen, einer Übersichtskarte und einer Rajaf-Bauzeichnung). Da sind Unterhaltung und Belehrung, ernste, in die Zukunft schauende wirtschaftliche Unterweisung und frischfröhliche Sports- und Abenteuerfreude, Geschichts- und Naturgenuss in reicher Fülle zu holen. Freilich scheint es im Augenblick, als sei die Donau, diese uralte Straße der Völkerwanderungen, durch einen unzerstörbaren Nebel aufs neue und für immer für den friedlichen Austausch der Güter und Kulturwerte des Abendlandes mit dem Osten versperrt worden, aber was sind Traktate und Dekrete, wenn es sich wie hier um eine Naturnotwendigkeit handelt! So wird Progens Buch neben seinen jederzeit lebendigen literarischen und künstlerischen Werten bald auch die praktische wirtschaftliche Bedeutung wiedergewinnen. S. T.

### Kalender und Almanache

Es schnurrt mein Tagebuch  
Am Bratenwender:  
Nichts schreibt sich leichter voll  
Als ein Kalender.

So in Goethes Jahnren Kenien. Aber damit hielt er sich selbst, nicht die Kalenderschreiber zum besten, die er im Gegenteil wohl zu schätzen wußte. Sie werden, steht zu hoffen oder zu fürchten, in diesen hochbeinigen Zeiten, wie die Frau Rat sagen würde, noch mehr zu Ehren kommen als damals, wo die Schreibkalender, Taschenbücher und Almanache blühten. Weshalb? Weil so ein Tag- und Datumsbuch jeder haben muß, und weil sich da eine billige Gelegenheit bietet, dem täglichen Benutzer gute Worte oder gute Bilder ins Ohr oder Auge zu schmeicheln. Die günstige Gelegenheit wird denn auch fürs Jahr 1922 wieder fleißig benutzt.

Da ist, als wohl vornehmster von allen, der Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum, fortgesetzt von Karl Schüddekopf, auf 1922 herausgegeben von Karl Heinemann (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung; mit 8 Tafeln). Er durchschießt seine Kalenderblätter, nachdem er uns des Dichters Jahresleben von 1822 vergegenwärtigt hat, mit zeitgenössischen Urteilen über Goethes Charakter, druckt die in Goethes Werken auseinandergerissene liebliche Novelle von der »Schönen

Mailänderin« im Zusammenhange ab und frischt die merkwürdige Entdeckung von Maddalena Riggis Namen, Lebensgeschichte und Bildnis auf, wozu sich Goethes Bildnis von Angelika Kauffmann aus derselben Zeit (1787) und eine Goethische Zeichnung vom Albaner See und vom Castel Gandolfo finden, den Orten, wo sich das Liebesidyll abspielte. Auch eine Rätselgabe fehlt nicht: das fragliche Bildnis des Jünglings Goethe nach dem Ölgemälde, das Herr Max Eingewald in Leipzig 1919 von einem Weimarer Antiquar, dieser aus Süddeutschland erwarb, über dessen Echtheit die Meinungen der Goetheforscher aber weit auseinandergehen. Mag nun jeder selbst nach Laune oder Liebe entscheiden!

Mit dem wohlbegründeten Ansehen des Goethe-Kalenders wetteifert der nicht viel jüngere des Verlages von Fritz Herber in Berlin-Zehlendorf »*Kunst und Leben*« (14. Jahrgang), eine Brücke, die zwischen den beiden schon viel Gutes hinüber- und herübergetragen hat. Auf den Sonntagsblättern werden in 53 Bildern, die Geist und Handschrift von ebenso viel Graphikern erkennen lassen, Drude nach Feder- oder Pinselzeichnungen und Originalholzschnitte geboten, eine Kunstart, die sich jetzt erfreulicherweise wieder einbürgert, weil sie dem herben Charakter der Zeit wie keine andre entspricht. Dieser Kalender ist kein bequemer Augenbiener,

er will mit ernsten Mitteln zum feineren und tieferen Kunstgenuß erziehen und fordert deshalb vom Betrachter geistige Mitarbeit. Auf den Werktagsblättern oben Worte der Toten, unten, zum Teil in erster Veröffentlichung, Sprüche und Gedichte lebender, meist jüngerer Dichter und Denker, alle bemüht, Kunst und Leben in innige Verbindung zu setzen.

Damit sind wir schon bei den Wand- und Abreißkalendern, und als Führer darf Meyers Historisch-Geographischer Kalender gelten, der heuer seinen 25. Jahrgang feiert (Leipzig, Bibliograph. Institut). In zwölf erläuterten Sternbildern und 353 Bildnissen, Ansichten geschichtlich und geographisch denkwürdiger Landschaften und Städte sowie Darstellungen aus der Natur-, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, der Altertums- und Völkerkunde führt er uns durch Himmel und Erde, Gegenwart und Vergangenheit, Ideal und Wirklichkeit und erneuert das Gedächtnis der Jubilare. Die Sinnsprüche, in letzter Zeit etwas platt geworden, zeigen sich nach ihren Quellen jetzt wieder wälderischer behandelt.

Und dann die lange Reihe der »Heimats«, das heißt Landschafts- und Stammeskalender, mit denen man ohne Lüge die ganze Landkarte Deutschlands bedecken könnte. Nur ein paar, die besseren und besten, seien erwähnt. Erfreulich, daß auch unsre bedrohten Grenzmarken gut vertreten sind: Ostpreußen in dem von Robert Budjinski herausgegebenen Abreißkalender »Ostmark« (München, Callwey), der ähnlich wie Heyders »Kunst und Leben« ausgestattet ist, aber außer Holzschnitten, Federzeichnungen und dichterischen Beiträgen von ostmärkischen Lyrikern auch noch acht Blätter mit Kompositionen enthält; Schlesien in dem von Emil Glauber herausgegebenen Volkskalender »Unser Schlesienland« (Görlitz, Görlitzer Nachrichten), ausgerüstet mit den mannigfaltigsten Aufsätzen und Bildern über schlesische Heimatsangelegenheiten; die Rheinlande in dem Rheinischen Heimatkalender, herausgegeben vom Rheinischen Verein für Denkmalspflege und Heimatschutz in Bonn (Verlag von L. Schwann, Düsseldorf), einem Abreißkalender, der bestrebt ist, möglichst viele noch unbekannte rheinische Landschaften und Kunstschätze zu zeigen. Die »Hessentunst« (Herausgeber: Chr. Rauch; Verlag: Elwert in Marburg) hat auch diesmal wieder Otto Uebelhohe mit heimischem Bilderschmud ausgestattet, und auch der Textteil beschäftigt sich mit heftigen Kunstdenkmälern, Kunststätten und Künstlerpersönlichkeiten.

Preußen erfreut sich nicht des Vorzugs eines bestimmten Stammes-, nicht der Wohltat eines bestimmten Landschaftscharakters. Dafür ist ihm — auch heute noch, trotz aller

Verstimmung gegen seine »Vormacht« — vor andern deutschen Ländern und Staaten die Hut und Pflege der deutschen Nationalzugehörigkeit anvertraut. Dessen erinnert sich der von Dr. Bogdan Krieger herausgegebene Preußen-Kalender (Leipzig, Konfortia-Verlag) und läßt es sich nun in seinen weit über hundert Abreißblättern angelegen sein, die Ruhmestage nicht nur der preußischen, nein der vaterländischen Geschichte überhaupt im Gedächtnis der Gegenwart zu erhalten. Das geschieht nicht in überschwänglicher Selbstverherrlichung, sondern durch die sachliche Darstellung dessen, was Brandenburg-Preußen in 500jährigem Aufstieg geleistet hat, durch Schilderung der bodenständigen Kultur, durch Wiederbelebung derer, die sie geschaffen, erhalten und weitergepflanzt haben. Vaterländische Gedichte und Prosastücken begleiten die Bilder.

Den von Alois Trost herausgegebenen Alt-Wiener Kalender (Verlag der Wiener Drude in Wien), ein Kind des Krieges (geb. 1917), haben wir zwei Jahre hindurch entbehren müssen; für 1920 und 1921 konnte er nicht erscheinen. Aber für 1922 ist er wieder da, und wenn er sich auch in seinem Bilderschmud hat beschränken müssen, an gutem Geschmack hat er nichts eingebüßt. Noch immer herrschen Kunst und Gesellschaftskultur vor, besonders die Musikgeschichte. Da wird zunächst das Gedächtnis Anton Zampis, des lebenswürdigen Wiener Karikaturisten von 1848, aufgefrischt, und 15 Proben seiner Bilder, fonsische Figuren und heitere Episoden, zeigen uns, wie gemächlich es im »stollen Jahre« doch zugeht. Aber Nestroy als Politiker schreibt Otto Rommel, über Lucas Cranach in Wien Hans Ankwicz-Kleeboven, über die Wiener Tänzerin Eva Maria Garrid G. A. Crüwell, über das alte Wiener Wachsfigurenkabinett der Sammlung Müller-Deym Theodor Grimmel. Die musikhistorischen Beiträge (über den Text der Zauberflöte und ein Beethoven-Thema) kommen von Egon Komorzynski und Ludwig Böck, die literarhistorischen (über die Grillparzer-Ausgabe der Gemeinde Wien und Marie von Ebner-Eschenbach) von August Sauer und Karl Erdmann Ehler.

Die dankbare Aufnahme, die der erste Jahrgang des »Almanachs der deutschen Musikbücherei« (Regensburg, Gustav Bosse) gefunden hat, hat den Herausgeber ermuntert, das Unternehmen in erweitertem Umfang fortzusetzen. Auch der neue Jahrgang auf 1922, herausgegeben von Gustav Bosse, ist wieder auf zwei Männer eingestellt, für die er mit besonderem Eifer um die Liebe der Leser wirbt, auf einen Dichter-Musiker und auf einen der Musik dienenden bildenden Künstler: E. Th. A. Hoffmann, den Jubilar des Jahres 1922.



und Hans Wilbermann, den Szenenschöpfer des *Gaust* und des *Parzifal*. Von Hoffmann wird die für ihn höchst kennzeichnende musikalische Novelle »Don Juan« abgedruckt. Dr. Wilh. Matthießen, selbst ein in Hoffmann'schem Geiste schaffender Dichter, würdigt ihn als musikalischen Künstler, und Abelheid von Veith beschwört sein Bild aus Erinnerungen an seine Witwe. Wilbermann erläutert selbst seine »Gesichtspunkte für eine *Parzifal*-Aufführung« an neun Abbildungen nach Entwürfen, die er für die Staatsoper in Schwerin geschaffen hat, während Ferd. Gregori sein großes *Gaust*-Werk bespricht. Von den andern, mit darstellenden, programmatischen, kritischen oder rückschauenden Beiträgen vertretenen Mitarbeitern nennen wir: Paul Marzop, Helene Raff und Dr. Konrad Fuschke. Alles in allem: ein Buch, das seinen Platz in der Bücherei deutscher Musikfreunde über die Jahresgrenze hinaus dauern beanspruchen darf.

All diese Kalender gehören vornehmlich dem gebildeten deutschen Hause; will man wieder einen echten gutbäuerlichen Volkskalender kennenlernen, wie ihn zu ihrer Zeit Matthias Claudius und Johann Peter Hebel, der Wandsbieder Vöte und der Rheinische Hausfreund, geschrieben oder zusammengestellt hätten, so muß man nach Schwaben gehen. Da gibt Hans Kephling seit einigen Jahren im Auftrage des Vereins zur Förderung der Volksbildung den Schwäbischen Heimatkalender heraus (Stuttgart, Stredler & Schröder), und der ist mit seiner gesunden Spruchweisheit, seinen herzhaften Geschichten, munteren Anekdoten und praktischen Ratsschlüssen, alles durchflochten mit kräftigen, holzschnittartigen Bildern, auch im neuesten Jahrgang wieder ein Muster an Volksnützlichkeit und Lebensfrische geworden. —

Und noch einmal Goethe:

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!  
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:  
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,  
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige  
Durch Folg' und Folge neue Kraft;  
Denn die Gefinnung, die beständige,  
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Für Gefinnung darf man Charakter, für den »Menschen« Verlag setzen, und der Spruch behält seine Gültigkeit. Der Leipziger Inselver-

lag braucht ihn nicht zu scheuen, und so stellt er ihn getrost vor seinen Insel-Almanach auf das Jahr 1922, der, wie seine Vorgänger, mit Proben und Studien aus den neuen Veröffentlichungen des Hauses Zeugnis ablegt von der geistigen Vornehmheit, dem durchgebildeten Geschmack und vor allem dem in sich gefestigten literarischen Charakter des Verlages.

Solche Charakterhaftigkeit ist eine Frucht der Tradition; von einem so jungen Verlage, wie es der Berliner Dom-Verlag ist (bis vor kurzem Verlag der Täglichen Rundschau), darf man sie nicht schon verlangen. Sein Almanach, noch Almanach der Täglichen Rundschau genannt, offenbart sich dem einigermaßen Kundigen sofort als der erste Schritt auf einer Straße, die erst gepflastert werden soll. Geschottert ist sie schon, recht ausgiebig und bunt, aber die Steinchen fügen sich noch nicht zusammen, und wenn der Fuß darübergeht, fangen sie an zu knirschen. Man merkt wohl: die deutsche Note wird gesucht und in einzelnen Studien auch schon getroffen, aber wenn dieser Almanach, wozu er redliche Mühe macht, ein allgemeines, alljährlich dem großen deutschen Publikum neu willkommenes Buch werden soll — und das ist zu hoffen —, so muß der Herausgeber sich hinfort mit mehr Widerstand gegen Geschäfts- und Hausinteressen wappnen, die ihm hier noch manchmal das Konzept verderben.

Das Bodenseebuch, schon im neunten Jahrgang (Verlag Neuf & Uta, Konstanz), empfängt sein literarisches und künstlerisches Gepräge von der rings um das Schwäbische Meer heimischen Kunst und Kultur. Auch von den Dichtern und Schriftstellern, die an seinen Gestaden oder in seinem weiteren Umkreis ihre Zelte gebaut haben. Außer dem Herausgeber Robert Jacques haben hier Ludwig Finsch, Otto Ehinger, Wilhelm von Scholz, Eduard Reinacher, Jacob Picard u. a., von Malern und Zeichnern Prof. Hilkenbrand, E. von Segeviß, Walter Waentig, Emil Bizer, F. E. Kromer ihre Arbeitsfrüchte niedergelegt. Ein Einschlag von der nachbarlichen Schweiz her läßt sich nicht verkennen, aber das Ganze ist gut deutsch-alemannisch, den Einheimischen ein Band der Einheit, den Fremden, die die Landschaft liebgewonnen haben — und ihrer werden jetzt von Jahr zu Jahr mehr, seit Italien gemieden wird — ein Angebinde der Erinnerung an schöne Tage des Natur- und Kunstgenußes. F. D.

#### Herausgeber: Dr. Friedrich Düfel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf. Wien. In Deutsch-Osterreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Rohrer, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Bischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



## für persönliches und selbsttätiges Kunstspiel

Die überragende Bedeutung der Tri-Phonola gipfelt in der ans Wunderbare grenzenden Natürlichkeit des Anschlages und Feinheit des Vortrages. In ihrer Vielseitigkeit der Anwendungsarten und musikalischen Vollkommenheit bedeutet die Tri-Phonola den höchsten Grad in der Entwicklung der Kunstspiel-Instrumente. Sie gestattet dem Musikfreunde, ganz nach Wunsch Spieler oder Zuhörer zu sein

Broschüre und Vorspiel bereitwillig

**Ludwig Hupfeld A.-G., Berlin W, Leipziger Str. 110**

HAMBURG, Große Bleichen 21 / LEIPZIG, Petersstraße 4 / DRESDEN, Waisenhausstraße 24  
KÖLN, Hohenzollernring 20 / WIEN VI, Mariahilfer Str. 3 / AMSTERDAM, Stadhouderskade 19-20  
DEN HAAG, Kneuterdijk 18

# Sanotherm

elektr. Heizkissen



Unentbehrlich für jedes Haus!

Die Ärzte  
verordnen es bei  
Rheumatismus, Ischias,  
Leibschmerzen, Gallensteinleiden,  
Nervenentzündung, Rippenfellentzündung,  
Gelenkerkrankungen, Luftröhren-  
katarrh, sowie allen Er-  
kältungskrank-  
heiten etc.

Dem Gesunden gewährt es größte  
Behaglichkeit an kalten Tagen, bei  
kalten Füßen und als Bettwärmer

Überall erhältlich

Fabrik: „Sanitas“, Berlin N 24



Der Fön

„Bab, was hast du bloß wieder zu schreien!“

## Original FÖN

elektr. Heißluftdusche  
und Haartrockner

Nur echt mit eingepprägter Schutzmarke „FÖN“

Hunderttausende in Benutzung. .... Überall erhältlich.

ZUR HYGIENISCHEN MUND- u. ZAHNPFLEGE



*Lohse's*  
**Balsamisches**  
**Mund- u. Zahnwasser**

ZAHNPASTA ~ ZAHNPULVER

ÜBERALL  
 ERHÄLTlich



**GUSTAV LOHSE · BERLIN**

**NG-Busch**  
**Brillengläser**



sind auf Grund der  
 Tscherning-Gullstrand'schen  
 Forschungen errechnet  
 und  
 vervollkommenet;  
 sie gewährleisten:  
**Deutliches**  
**Sehen**  
**in jeder Blickrichtung!**

**Nitsche u. Günther**  
 OPTISCHE WERKE  
 RATHENOW



**Emil Busch A.-G.**  
 OPTISCHE INDUSTRIE  
 RATHENOW

NG-Busch Brillengläser  
 sind in den optischen Ladengeschäften erhältlich

Um uns vor minderwertigen Erzeugnissen zu schützen, die in letzter Zeit auch unter dem Namen  
 „Meniken“ massenhaft in den Handel gekommen sind, verwenden wir diese Bezeichnung nicht  
 mehr, sondern bitten, nur noch auf das in jedes Glas geätzte Markenzeichen **NG** zu achten.

# Dujardin

Der wundervolle Weinbrand

Spezialmarke  
Delikatessbrand



STRECK  
RUDOLF  
MOSSE

**Dujardin & Co., G.m.b.H.**

vorm. Gebr. Melcher

Gegr. 1810

Weinbrennereien: Uerdingen am Rhein



# Electromophon



## Das Musikinstrument der guten Gesellschaft

Elektrischer Antrieb / Elektrischer Selbstaussschalter / Geräuschloser Gang / Reiner voller Klang / Für alle Stromarten bei geringstem Stromverbrauch verwendbar

ALLEIN. FABR.: ALBERT EBNER & CIE. / STUTTGART-VAIHINGEN a. F. 14

### Hauptverkaufsstellen:

**Aachen:** Hermann jr., Dahmen-

graben 2 u. 4.

**Augsburg:** Fleiner, Pianohaus.

**Baden-Baden:** Electromophon,

Badischer Hof.

**Bamberg:** Frank, Luitpoldstr. 10.

**Barmen:** Poyda, Neuerweg 54.

**Berlin:** Beil & Voss, Tauentzienstr. 5,

Rosenthaler Str. 10, Badstr. 42/43,

Gr. Frankfurter Straße 110, Kott-

buser Straße 1, Hauptstraße 9,

Nollendorfsplatz 7.

**Bielefeld:** Festing, Bahnhofstr. 6.

**Bochum:** Wolters, Friedrichstr. 9.

**Braunschweig:** Miether, Neustr. 20.

**Bremen:** C. Hitzegrad, Herdentor-

steinweg 49.

**Breslau:** Fr. Jeske, Fr.-Wilhelmstr. 89.

**Cassel:** Musikhaus Hunold.

**Chemnitz:** Brader & Münch, Innere

Klosterstr. 15.

**Coblenz:** C. Prem, Löhstr. 76.

**Cottbus:** Czada, Schloßkirchpl. 7.

**Crefeld:** Adam, Westwall 69.

**Dortmund:** Schulze z. Wiesch,

Krüger-Passage.

**Dresden:** Electromophonhaus,

Viktoriastr. 19.

**Duisburg:** Missing, Karlsplatz.

**Düsseldorf:** Standke, Schadowstr. 73.

**Eisenach:** Weise, Johannisstr. 7.

**Elberfeld:** Mitsching, Poststr. 17.

**Erfurt:** Holtzhausen, Kasinostr. 6.

**Essen:** Roth, Huyssen-Allee.

**Frankfurt a. M.:** Apelt, Katharinen-

pforte 1.

**Geestemünde:** Daetz, Georgstr. 64.

**Gelsenkirchen:** Willeke, Bahnhof-

straße 44.

**Gotha:** Kröger, Neumarkt.

**Halle a. d. S.:** Manthey, Gr. Ulrich-

straße 12.

**Hannover:** Pianohaus Gertz,

Thielenplatz 3.

**Karlsruhe:** J. Kunz, Karl-Friedrich-

straße 21.

**Kiel:** Krull & Bollmann, Flämische

Straße 19.

**Konstanz:** Hug & Co.

**Köln:** Jul. Lüdemann, Kreuzgasse 5-7.

**Leipzig:** Electromophon, Petersstr. 10.

**Mühlhausen i. Th.:** Hey'sche Buch-

handlung.

**Mühlheim-Ruhr:** Gebr. Wellershaus.

**München:** Schmid Nachf., Residenz-

straße 7.

**Münster i. W.:** Bisping Nachf.,

Prinzpalmarkt 12.

**Nürnberg:** Karl Lang, Karlstr. 19.

**Pforzheim:** Griefmayer & Liphardt,

Westl. Karl-Friedrichstr. 9.

**Plauen i. V.:** Musikindustrie Katz-

mark.

**Siegen:** Herm. Loos, G. m. b. H.

**Sorau, N.-L.:** Musikhaus Hasche.

**Stuttgart:** Barth, Alter Postplatz.

**Trier:** Schellenberg, Simeonstr. 51.

Musikhaus Hans Kessler.

**Weimar:** Schaller, Schillerstr. 10.

**Wesel:** Gerh. Adam, Kaiserplatz 4.

**Zwickau:** Musikhaus Wolf, Bahn-

hofstraße 22.



**ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREIBUTTER!**

**Böttger & Eschenhorn** G. m. b. H.  
Berlin - Lichterfelde



Fabrik für  
**Gartenmöbel**  
in Holz nach künstlerischen Entwürfen

Bei Anfragen wird um gef. Bezugnahme auf Westermanns Monatshefte gebeten.

**Harmoniums**  
mit edlem Orgelton, auch ohne Notenkenn-  
nisse, 4 stimmig spielbar. Katalog umsonst.  
**Mais Waier**, Hoflieferant, Fulda.

Neue Broschüre „Die Geschichte  
des Tees in 23 Bildern“ sendet allen  
Interessenten kostenlos  
**TEE MESSMER, FRANKFURT/MAIN**



Anlage einer Teeplantage. Einpflanzen der Setzlinge.

## MERCEDES-AUTOMOBILE



STADTWAGEN / TOURENWAGEN  
KRANKENWAGEN / LIEFERUNGSWAGEN  
OMNIBUSSE / SCHLEPPER



**DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT  
STUTT GART - U N T E R T Ü R K H E I M**



## Bilder aus der Zeit

### Deutsche Kulturarbeit im verlorenen Osten

Das große Werk des Siedlungswesens, das die Preuß. Ansiedlungskommission in den uns durch den Unfrieden von Versailles entrissenen Ostprovinzen geschaffen hat, wird noch auf lange Zeit hinaus in dem jetzt polnischen Gebiet für die Kulturarbeit zeugen, die deutscher Fleiß und deutscher Ordnungssinn hier geleistet haben. Mögen diese schmucken und sauberen Siedlungen ihre deutschen Namen auch mit polnischen vertauscht haben, ihr deutsches Gesicht

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Wer gesund bleiben will, der muß sich vor allen Dingen gesundes Blut schaffen! Ein gesundes, vollwertiges Blut ist die erste und höchste Lebensbedingung! Eine ganze Reihe bekannter praktischer Ärzte hat nun bei den verschiedensten Fällen sog. schlechten oder erkrankten Blutes, z. B. die Bleichsucht, Blutarmut, Körperschwäche, bei Appetitlosigkeit, bei Schwächezuständen, nach schwerem Wochenbett und nach erschöpfenden Krankheiten ein Präparat zur Anwendung gebracht, mit welchem wirklich gute Erfolge, wie die Gutachten beweisen, erzielt wurden! Es ist dies das Präparat Neoferrol, welches in allen Apotheken und besseren Drogengeschäften zum Preise von M. 20,— pro Flasche erhältlich ist! Wo nicht erhältlich, wende man sich an die Fabrik, Chemische Fabrik, Ottweiler-Saar, die Niederlagen auf Wunsch benennt.

**Emser**  
**Pastillen**  
gegen Husten, Heiserkeit u. s. w.

### Neue liter. Erscheinungen

Bis Mitte Dezember sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau“ bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

**Amalteia-Almanach** auf das Jahr 1922.

Wien, Zürich u. Leipzig. Amalteia-Verlag.

**Amengruber, Ludwig:** Der Stern-Reinhold. Eine Dörfergeschichte. 8 M. Stuttgart u. Berlin, Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

**Armand:** Von Texas in die Felsen-gebirge. Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Geb. 34 M. Braunschweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**Bante, Ewald:** Wästen, Palmen und Safare. 60 M. Braunschweig u. Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**J. A. HENCKELS**  
Zwillingswerk — Solingen  
**Fabrik feinsten Stahlwaren**  
mit der bekannten Zwillingssmarke  
**Volle Gewähr für jedes Stück**  
Hauptniederlage: **Berlin W 66, Leipziger Str. 117/118**  
Eigene Verkaufs-Niederlagen:  
Cöln a. Rh. / Dresden-A. / Frankfurt a. M. / Hamburg / München / Wien I

## Höchste Vollendung

Enrico Caruso

war, seit »Grammophon« existiert, sein begeisterter Anhänger und Sänger. Wie ihm seine Aufnahmen gefielen, sagen seine folgenden Zeilen: „... Wenn es überhaupt noch möglich war, daß Ihr Aufnahmeverfahren in irgendeiner Weise vervollkommen wird, so beweist die vorzügliche Reproduktion meiner neuen Platten die höchste Vollendung.“ — »Gramonium« und »Gramola«-Instrumente und die guten »Grammophon«-Platten sind in allen Städten zu haben. Offizielle Verkaufsstellen werden gern nachgewiesen und ausführliche Kataloge bereitwilligst kostenlos versandt. Künstleraufnahmen. Herrliche Tanzplatten. Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft, Berlin SW 68



Die Stimme seines Herrn

Erzeugnisse von mustergültiger Qualität



## Leben • Lieben Wandern vor hundert Jahren

von

**Emma Schumacher**

Mit Zeichnungen von Anton Kling  
Einbandzeichnung von Carlos Lips

Herausgegeben von  
**Werner Jansen**

Auf feinstem, federleichtem, holzfreiem  
Papier gedruckt. — In vornehmem  
Halbleinenband gebunden

**Mark 22,50**

**Verlag Georg Westermann  
Braunschweig u. Hamburg**

### Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

**Baren, Erich Goh van:** Die Sunder-  
bunds und andere Skizzen und Auf-  
zeichnungen eines Kaufmannes aus In-  
dien. Leipzig, Xenien-Verlag.

— **Ferien in den Tropen.** Tagebuch-  
aufzeichnungen eines Kaufmannes aus  
Indien. Leipzig, Xenien-Verlag.

— **Heitere Einfälle.** Scherzgedichte  
eines Kaufmannes aus Indien. Leipzig,  
Xenien-Verlag.

**Bauer, Helene:** Neue Gedichte.  
Wilhelmshaven, Brisen-Verlag.

**Baum, Vicki:** Die Tänze der Ina  
Haffay. Roman. Berlin, Verlag Ill-  
stein & Co.

**Vertram, Ferd.:** Mein Hamburg.  
Bd. 2: Die innere Stadt. Geb. 45 Pf.  
Braunschweig u. Hamburg, Verlag Georg  
Westermann.

### Deutsche Volkslagen

Herausgegeben von Dr. Friedrich Däfel.  
Mit vielen, zum Teil farbigen Bildern von  
Herm. Neuhaus. Lebensbilder der Juend.  
Bd. 36. Gebunden 17 Mark. — Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.



Wieder ein Päckchen  
dieses unvergleichlichen Tees!  
Und mit ihm der Gutschein, der  
mit die vielbewunderten Seiden-  
muster für meine Handarbeiten  
verspricht.

# Scharlachberg Meisterbrand

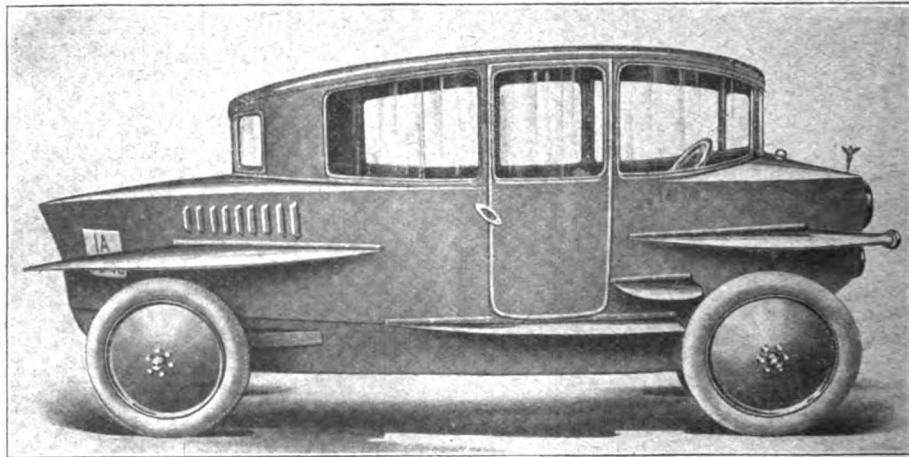
Bingen a. Rh

Edelster deutscher Weinbrand

— 7 —



## Bilder aus der Zeit



### Das Rumberg-Tropfen-Auto

Völlig neue Wege im Kraftwagenbau hat der als Flugzeugkonstrukteur bekannte Dr.-Ing. E. Rumberg eingeschlagen, indem er bei der Formgebung des von ihm entworfenen Wagens die Erfahrungen des Flugzeugbaus in stärkstem Maße berücksichtigt hat. Um den Luftwiderstand des Wagens möglichst herabzusetzen und die Bildung der lästigen Staubwirbel zu verhüten, hat er dem von ihm konstruierten Automobil die im Flugzeug- und Luftschiffbau allgemein angewandte sog. Tropfenform, d. h. die Form, die ein fallender Regentropfen zeigt, gegeben. Auch sonst weist das Rumberg-Auto gegenüber dem bisher üblichen Kraftwagen grundlegende Änderungen und Verbesserungen auf. So ist der Motor hinten eingebaut. Dadurch wird es möglich, den Fahrgang ganz vorne unterzubringen und ihm einen völlig freien Überblick über die Straße zu verschaffen.



## TYPE H

beseitigt

**Störungen der Gesundheit,**

schaft

**behagliche Wärme,**

braucht

**nicht mehr Strom als  
eine 25kerzige Lampe**

**Fabrikat Dr. Heilbrun / Berlin-Nowawes**



**Voigtländer**  
Kameras / Optik  
Voigtländer & Sohn A.-G.  
Optische Werke, Braunschweig

**Sigurd**  
Trockenplatten  
Rich. Jahr Trockenplattenfabrik  
A.-G., Dresden

**Satrap**  
Papiere / Chemikalien  
Chemische Fabrik auf Aktien  
(vorm. E. Schering)  
Berlin-Charlottenburg

**Wübben**  
Photo-Alben / Kartons  
Wübben Ges. m. b. H.  
Berlin SW 68

**Qualitäts-Marken**



ist ihnen doch geblieben und befundet eindringlicher als Worte das Unrecht, das man uns angetan hat. — Die hier im Bilde wiedergegebenen Bauten aus der Umgebung von Posen sind nach Entwürfen des Geh. Baurats Paul Fischer in Berlin kurz vor dem Kriege errichtet worden.

# Leciferrin

hervorragend begutachtetes

## Nähr- und Kräftigungsmittel allerersten Ranges

für **Unterernährte, Überarbeitete,**  
**Blutarme, Nervöse,**  
bei **Schwächezuständen**  
und **mangelhafter Ernährung.**

## Zur Erhöhung der Lebensenergie.

### LECIFERRIN

Sehr angenehm von Geschmack.

Gut bekömmlich.

Galenus Chemische Industrie, Frankfurt a. M.-Fedenheim  
Werk Mainkur





# GOERZ

## Largon-Brillengläser

Übertreffen an Scharfe die bisher besten modernen Gläser. Sie liefern bei schrägem Durchblick unter 30° zur Achse etwa doppelt so scharfe Netzhautbilder, als die punktuell abbildenden Gläser.

Bezug durch die Optiker

Druckschriften kostenfrei

Optische Anstalt C. P. Goerz A.-G. / Berlin-Friedenau 1.

CREME EL CAYA  
nicht fettend



von köstlichem Wohlgeruch  
macht die Haut weich wie Sammet  
ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen  
Jünger & Gebhardt, Berlin S.14



Musikinstrumente

Preisliste Nr. 203 umsonst.

Edmund Paulus

Markneukirchen 203

Welches Instrument interessiert?

### Begabte Schriftsteller

erhalten von ersten und verbindungsreichen Autor Gutachten, Rat und Beistand für Herausgabe Ihrer Werke. Kl. Honorar. Rückporto! Näher. durch Rud. Mosse, Leipzig, unter L. F. 8533.

## Universal-Negativmaterial!

Hochempfindlich . Lichthoffrei . Gelbgrünempfindlich . Großer Belichtungsspielraum . Sauberes Hantieren . Unerreichte Haltbarkeit



Näheres über sämtliche Agfa-Photoartikel in der  
kostenlosen **Agfa-Preisliste** 16seitig illustr.  
Bezug durch Photohändler.





## Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

**Veisch, Roland:** Komödie Gedenkmüller. Roman. Breslau, Bergstadt-Verlag.

**Bluntzschli, Hans:** Das Friedensproblem als Gewissensfrage. 6 M. Stuttgart, Druck von W. Kohlhammer.

**Sockelmann, Elise von:** Märchen. Leipzig u. Hartenstein, Verlag Erich Matthes.

# UNION ZEISS



**Zeiss**

### Union-Bücherschrank

aus einzelnen Abteilen,  
gleichzeitig Instrumenten-  
schrank für Ärzte.

Katalog Nr. 370 postfrei.

**Heinrich Zeiss**  
(Unionzeiss)  
Frankfurt a. M.

**Bohnenblut, Gottfr.:** A-Dur. Neue Gedichte. Leipzig, H. Haefel.

**Böhm, Hans:** Neue Gedichte. München, Verlag D. W. Callwey.

**Das Onkel-Otto-Buch.** Geb. 50 M. Berlin, Verlag Ullstein & Co.

**Diers, Marie:** Die Doktorin vom Bullenberg. Aufzeichnungen. Dresden, Verlag M. Seyfert.

**Ebner-Eschenbach, Marie von:** Margarete. 4 M. Stuttgart und Berlin, Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf.

Der Kenner nimmt

# Leoni Weinbrand

CHITTE & KLÖDEN  
KUNSTANSTALT  
NÜRNBERG

**Goupil Leoni Fils & Co., Wiesbaden**

„Distillerie Cognacaise“, gegründet 1882. — Seit 1898 in deutschem Besitz

# DIALON

## WUND-PUDER

für KINDER und ERWACHSENE  
IN DEN APOTHEKEN.

# Exquisit

Echter alter  
Weinbrand

# † ST. AFRA †

Die Perle  
der Liköre



**E.L. KEMPE & CO**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
**OPPACH 1/S.**

**Herm. Anders Krüger: Gottfried Kämpfer**

Ein herrnhutischer Bubenroman. 43.—62. Tausend. Geb. 21 Mark

Dies Buch hat sich einen bleibenden Platz in der deutschen Literatur errungen und paßt in diese Zeit vor allem, weil es durch und durch gesund und von Grund aus deutsch ist.

Verlag Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

## Die Grenzboten

die älteste deutsche Zeitschrift  
für Politik, Literatur und Kunst

erscheint joeben im 81. Jahrgang

Abonnementspreis (jede Woche ein Heft Großoktav)  
vierteljährlich 26 Mark — Einzelheft 2,50 Mark

Bestellungen bei jeder Buchhandlung, Post  
oder direkt vom Verlag

Vierwöchentliches Probenabonnement für 6 Mark

sowie kostenlose Probehefte stehen durch den

Verlag Abt. Grenzboten, Berlin SW 11,  
Tempelhofer Ufer 35a, zur Verfügung.

**Neue literar. Erscheinungen**  
(Fortsetzung).

**Einars, Anna:** Was meine Seele  
sah Gedichte. Geb. 15 M. Dresden:  
Weinböhla, Aurora-Verlag.

**Engelhardt, O.:** Die Dreizehn des  
Nischylos. Dresden, Verlag L. Ehler-  
mann.

**Ewers, Hanns Hein:** Vampir. Roman.  
Hannover, Verlag Paul Steegemann.

**Gandel, Fr.:** Schuld und Schicksal.  
Roman. 15 M. Leipzig, Verlag Otto  
Gillmann.

**Schrs, Johann Heinr.:** Anna Woesch  
und ik. Vertellen ut de Kinnertied. Geb.  
17 M. Braunschweig u. Hamburg, Ver-  
lag Georg Westermann.

**Seldmann, Jos.:** Fliegende Worte  
und Witze des deutschen Volkes.  
10 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Ver-  
lag, G. m. b. H.

### Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Brand

Mit 12 mehrfarbigen Einschaltbil-  
dern und 18 Abbildungen im Text.  
Bornehmer Halbleinenband mit  
bestem holzfr. Papier 55 Mark

Liebhaberausgabe, in Halbleder ge-  
bunden, mit einer vom Künstler hand-  
schriftlich unterzeichneten Radierung „Der  
Pflüger“ 170 Mark

Verlag Georg Westermann  
Braunschweig und Hamburg

### Tote leben

Mit 32 Geisterphotographien. Fr. 16 M.,  
gb. 20 M. Vils-Edenator, Dresd.-Radebeul

**Kein Notgeld-**  
Sammler

**Kein Notgeld-**  
Händler

darf ohne die bedeutende  
Fachzeitung  
„Der Notgeldmarkt“, Hannover  
sein. Akt., belehr., unter-  
richtend. Alle Postanstalten  
nehmen Abonnements ent-  
gegen. — Probenummer  
kostenlos durch den Verlag  
„Der Notgeldmarkt“, Hannover

Die letzte Gabe von Joh. H. Gehrs

**Anna Moesch und ihr  
Vorteil in der Kinnertied**

Georg Westermann in Braunschweig

**Kusten Sie?**

**Wiesbadener  
Hochbrunnen-Tabletten**

Katarrhe

überall erhältlich oder  
Brunnen-Kontor  
Wiesbaden



# HYGIAMA

Das altbewährte

## Nähr- und Kräftigungsmittel

für Jung u. Alt, in Pulverform u. Tabletten

Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien

Dr. Theinhardt's  
Nährmittel-Gesellschaft · Akt.-Ges.  
Stuttgart · Cannstatt

**GEGRÜNDET 1894**

**DAVID SÖHNE**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
**HALLE A/S.**

**Mignon**  
KAKAO  
SCHOKOLADE



# Hansi

## Schokolade-Kakao

OTTO RÜGER  
DRESDEN-  
LOCKWITZGRUND  
UND  
BODENBACH



# Gnom

\* HOCHGLANZ \*



WACHS-CREME

Sie sparen, wenn Sie ausschließlich Schutzputz „Gnom“ verwenden.

In jedem einschlägigen Geschäft zu haben.

Friedr. Wihl. Remy & Cie.,  
Bendorf a. Rh.

## Die gelbrote Katze

Phantastische Novellen  
aus der Grenzwelt  
Mit Illustrationen  
von Wellenstein  
Geb. 40 M.

Georg Westermann, Braunschweig



**Heinrich Scharrelmann,**  
der bekannte Pädagoge und  
Jugendschriftsteller, der als  
Schilderter von Kinder-  
und Familienjahren  
unerreicht ge-  
blieben ist

Sieben erschien von ihm:

## Sonniger Alltag

Ein Buch über Kinder-  
erziehung und Familienglück

Gebunden 30 Mark

Ein vortreffliches  
Buch, das uns Schön-  
heit und Glück im Alltag  
erkennen lehrt und uns so den  
Weg zur Freude weisen will

Durch jede Buchhandlung  
zu beziehen

**Georg Westermann**  
Braunschweig und Hamburg

## Vorwärtskommen Sprachkenntnisse

können Sie heute schnell und sicher, wenn Sie sich sofort

erwerben. Alle Anzeichen deuten daraufhin, daß Deutschland in  
nicht allzuferner Zeit daran gehen wird, seine wirtschaftlichen Be-  
ziehungen mit dem Ausland in größerem Maße auszubauen.  
Dazu sind Sprachkundige in allen Berufen in großer Anzahl  
erforderlich. Nützen Sie also die günstige Gelegenheit aus, sor-  
gen Sie dafür, daß dieser Ausbau auch Ihnen Vorteil bringt.  
Lernen Sie rechtzeitig fremde Sprachen. Unsere weltberühmte

## Methode Toussaint-Langenscheidt

bietet Ihnen Gelegenheit, in leicht verständlicher, bequemer  
und interessanter Weise auf Grund des Selbstunterrichts jede  
wichtigere fremde Sprache zu erlernen. Der Unterricht kostet  
einschließlich aller Lehrmittel

**monatlich nur 10,80 Mark**

Vorkenntnisse oder bessere Schulbildung sind nicht erforderlich.  
Das Studium nach unserer Methode ist eine interessante, Ihre  
Bildung ungemein fördernde Beschäftigung für Ihre freien  
Stunden. Bedenken Sie, daß Sie sich für diesen gering-  
fügigen Betrag, den Sie gewiß für einen einzigen Theater-  
besuch ausgeben, Kenntnisse erwerben,  
die für Ihr Vorwärtskommen von  
unermäßigem Werte sind.



Prof. G. Langenscheidt

Um Ihnen Gelegenheit zu bieten, den Unterricht  
nach unserer Methode Toussaint-Langenscheidt  
kennen zu lernen, sind wir bereit, Ihnen eine

## Probelektion kostenlos

und ohne irgendwelche Verbindlich-  
keiten zuzusenden. Sie brauchen  
uns nur den nebenstehenden Ab-  
schnitt einzulenden. Schreiben  
Sie aber heute noch.

Ich  
erfuche  
um Zu-  
sendung der  
in „Wester-  
manns Monats-  
heften“ angebote-  
nen Probelektion der

**Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung**  
(Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg,  
Bahnstraße 29 30 .. (Gegründet 1856)

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die ge-  
wünschte Sprache und Adresse genau an-  
geben und in offenem Briefumschlag  
frankiert als Drucksache einleiten.  
Wenn weitere Zusätze gemacht werden,  
nur als verschlossener Brief zulässig.

Sprache kostenlos, portofrei  
und ohne Verbindlichkeit.

Name: .....

Beruf: .....

Ort u. Str.: .....

**Jeder  
monarchisch Gesinnte**  
bestelle



# Die Krone

Zeitschrift zur Pflege des monarchischen Gedankens und der nationalen Überlieferung im Sinne Bismarcks  
(nationalpolitisch und literarisch)

Schriftleitung: Kurd v. Strantz

Vierteljährl. 6 Hefte 15,40 M., Einzelheft 3 M.

Verlag „Die Krone“, Dresden-N. 22

Postcheckkonto: Dresden 3446.

## Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz



Sofortige Linderung von Lungenleiden, Husten, Heiserkeit, Asthma u. s. w. f. Tausende verdanken diesem Naturschatz von Weltruf jährl. ihre Genesung. Im persönl. tägl. Gebrauch unzähl. Familien u. Aerzte Unübertroffen. b. Magen-, Darm-, Verdauungsstörung. Unentbehrlich b. Keuchhust., Nasen-, Rachenkatarrh, Folgen v. Grippe. In Apoth. à 12 M., direkt 3 Fl. 33,5 M. Kurschrift, ärztl. Heilbescheinigung durch städtisch. Brunnen-Kontrollor, Wiesbaden. (amtl. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden).



## Meggendorfer-Blätter

das beliebte farbig illustrierte Familien-Witzblatt  
Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 15,60.  
Einzelne Nummer Mk. 1,25. Die Auslands-Bezugspreise bitten wir zu erfragen. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.  
Meggendorfer-Blätter. München, Perusastr. 5.

### Alleinige Inseratenannahme: Rudolf Mosse,

Breslau, Köln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle a. d. S., Hamburg, Hannover, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Prag, Wien, Warschau, Basel und Zürich. — Anzeigengebühr für die dreispaltige Zeile nach Rudolf Mosse's Normalzeilenmaße Nr. 4 M. 7 50.

Ein Buch  
aus der Wunderwelt  
des Morgenlandes,  
der Roman eines  
Forschungsreisenden

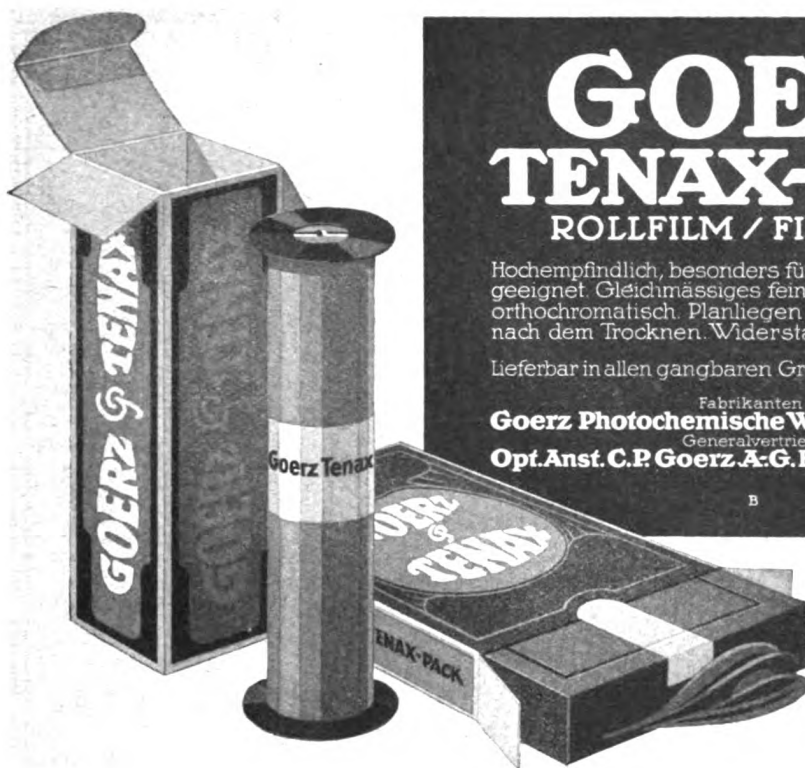
## Wüsten, Palmen und Basare

von

Ewald Banse

Geb. 60 Mark

Verlag von  
Georg Westermann  
Braunschweig  
und Hamburg



# GOERZ TENAX-FILM

ROLLFILM / FILMPACK

Hochempfindlich, besonders für Moment-Aufnahmen geeignet. Gleichmässiges feines Korn. Lichthoffrei, orthochromatisch. Planliegen in den Bädern und nach dem Trocknen. Widerstandsfähige Schicht.

Lieferbar in allen gangbaren Grössen. Preisliste frei.

Fabrikanten  
**Goerz Photochemische Werke & M. Steglitz**  
Generalvertrieb  
**Opt. Anst. C. P. Goerz A. G. Berlin-Friedenau 28**

B

# „CASTELL“



# KALODONT

ZAHN-CRÈME UND MUNDWASSER





Rodenstock's  
**Perpha-Gläser**  
 mit punktueller Abbildung  
 = Beste Brillengläser. =  
 Literatur kostenlos.  
 OPTISCHE WERKE **G. RODENSTOCK** MÜNCHEN



**SOENNECKEN  
 KALENDER**

Der bedeutendste  
 Erlebnis- und Bekenntnis-  
 roman unserer Zeit

**Kaspar  
 Krumbholz**

Roman von  
 Herm. Anders Krüger  
 11.—15. Tsd. Geb. 50 M.  
 In Ganzleder 200 M.

Georg Westermann  
 Braunschweig

Eine Schilderung glühender  
 Kämpfe um Gott  
 und die Welt

**Mingol-**  
**Tabletten** schützen vor **Husten**  
 Erhältlich  
 in den Apotheken und Drogerien  
 H. von Ginborn-A-G. Emmerich a. Rhein

**Sanguinal**  
**Krewel**

in Pillenform  
 schnell, nachhaltig  
 wirksames, appetit-  
 anregendes, wohlbekömmliches Mittel zur

Unterstützung  
 der Genesung, nach  
 Blutverlusten und  
 Schwächezuständen

Vorzügliches Mittel gegen  
 Blutarmut u. Bleichsucht

Sie haben in  
 allen Apotheken

**Krewel & Co. S.m.b.H. Köln a. Rh.**

# Die geistige Bewegung

die sich in dem Verbanne der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung eine Form geschaffen hat, will die katholischen Intellektuellen des In- und Auslandes in kleinen und kleinsten Gruppen sammeln und zu einer ernsteren Beschäftigung mit der katholischen Ideenwelt anregen.

Von hier aus soll das gnostisch anmutende, verworrene und bunte Bild des gegenwärtigen geistigen Lebens beleuchtet und bestrahlt werden. Mit dieser rein geistigen Methode glaubt die Bewegung am ehesten Urteilsicherheit und katholisches Selbstbewußtsein schaffen und sichern zu können. Den Intellektuellen will sie die ihnen gebührende Stellung zurückerobern, indem sie sie zunächst zum Verständnis für die tiefste Frage der Menschheit, die religiöse, zu erwecken sucht. — Eine Geschäftsstelle dient vor allem der Pflege des geistigen Lebens in den Gruppen. Sodann veranstaltet sie jährlich liturgische, religiöse und religiös-wissenschaftliche Tagungen. Über die Entwicklung der Bewegung unterrichten die „Mitteilungen“. Der Geist der Bewegung spiegelt sich im Jahrbuch (Verlag Haas & Grabherr, Augsburg und München) und in den Sammlungen: „Der katholische Gedanke“ und „Aus Gottes Reich“. — Auskunft erteilt die Geschäftsstelle Köln, Viktoriastraße 15, die auch Anmeldungen solcher Akademiker entgegennimmt, für deren Wohnort keine Ortsgruppe des Verbandes besteht. Der Mitgliedsbeitrag beträgt jährlich mindestens 20 Mark und kann auf das Postscheckkonto Köln 52517 des Verbandes eingezahlt werden. Diesen Mitgliedern überweist der Verband sein Jahrbuch kostenlos.

## Ein Heimatbuch im höchsten Sinne

### Das niederdeutsche Dorf

(Bd. 3 der Sammlung  
„Nanische Welt“)

Mit 78 Bildtafeln, Vorwort  
und erläuterndem Text von  
Hilde von Beckerath

Das Buch, erwachsen aus dem  
Wunsche, den Geist des nieder-  
deutschen Dorfes einem größe-  
ren Kreis näherzubringen, will  
nur Ausdruck sein des Großen,  
Zwingenden, Einmaligen, das  
niederdeutsche Volkscharakter  
zusammen mit der Heimat-  
landschaft schuf.

Gebunden 70 Mark

Verlag Georg Westermann  
Braunschweig und Hamburg

## Für die Jugend!



Jedes  
Stück  
trägt die  
Marke  
Bleyle

**Bleyle's**  
**Sweater** für Knaben  
und Mädchen  
**Bleyle's Sweaterhosen**  
*Praktisch • Schön • Dauerhaft*  
*Schmucke, kleidsame Formen*

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird mitgeteilt  
durch die Fabrik WILH. BLEYLE & CO. STUTTGART

Der deutsche Weinbrand

# EGON BRAUN AUSLESE

Weinbrennereien Hamburg 1

ALTBERÜHMTE

ERZEUGNISSE

**Gaedeke**  
HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

**Torpedo**



Weilwerke G. m. b. H., Frankfurt a. M.-Rödelheim



**Wir bitten höfl.**

bei allen Bestellungen und Anknüpfungen, die auf Grund hier abgedruckter Anzeigen erfolgen, sich auf Westermanns Monatshefte beziehen zu wollen.

**Geschichte d. Russischen Reiches**

von 600 v. Chr. bis 1920 n. Chr.  
Von Dr. Albrecht Wirth

Mit 23 Abbild. und einer fünffarbigen Karte,  
Vornehmer Halbleinenband mit farbiger  
Deckelzeichnung von Fred Löff

Geheftet 47 Mark Gebunden 57 Mark  
Verlag Georg Westermann, Braunschweig



Führende süddeutsche Wochenschrift  
(reich illustriert) für Jagd, Kno-  
logie, Forstwirtschaft, Schießwesen  
und Fischerei. „Der Deutsche Jä-  
ger“, München, Briennersstraße 9.  
Älteste deutsche Jagdzeitung. Be-  
zugsanmeldung bei dem zuständi-  
gen Postamt, Briefträger oder bei  
jeder Buchhandlung. — M. 6.50  
für einen Monat oder M. 19.50  
für ein Vierteljahr, unter Kreuz-  
band M. 28.— vierteljährlich, nach  
dem volutastort. Ausland M. 25.—  
Inserate wirken außerordentlich.

**Für den Naturfreund  
und Jäger:**

Frau Rada's Fels u. a. Jagdgeschichte.  
u. Abenteuer aus d. nahen Orient von  
Dr. Penzoldt, brosch. 12 M., geb. 15 M.  
Grüne Brücke, Geschichten und Ge-  
sellen aus Dera und Wald vom Mi-  
arbeiterkreis d. Deutsch. Jägers, brosch.  
12 M., geb. 15 M. Altmrausch, Jagd-  
u. Bergler-Erzählungen v. M. Merl-  
Buchberg, brosch. 12 M., geb. 15 M.  
Frig Druckerei: Als Zaungast  
am Herrgottsgarten, brosch. 12 M.,  
geb. 15 M. Auf alle Preise der üb-  
liche Sortimentszuschlag.  
H. von Czanzoni: Die Russchen-  
tionen des Synachth Pfefferberger,  
t. b. Hoffjagdhefte f. reich illustriert  
von Prof. Ludwig Gohlwein. In  
Prachteinband 25 Mark netto. Durch  
Buchhandlungen od. durch den Verlag

**F. C. Mayer, G. m. b. H.**

München, Briennersstraße Nr. 9.  
Fernsprecher 50517, 55351.

# DIE WELT VON HEUTE AUF EINEN BLICK

nach Grenzen der Staaten, Geschichte der Völker  
und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung zeigt der neue

## WESTERMANN'S WELTATLAS

106 Kartenblätter, mit 130 Haupt- und 117 Nebenkarten auf feinstem,  
starkem, holzfreiem Papier gedruckt, mit erläuterndem Text und  
alphabetischem Namenverzeichnis, bearbeitet von Adolf Liebers  
unter Mithilfe von Rudolph Barman, Prof. A. Oroebe,  
Dr. R. Müller, Dr. H. Winter u. a.  
Format 23:25 cm

\*

**In Halbleinen 225 Mark**  
**In Ganzleinen 275 Mark**  
**Auslandspreis: 25 Goldmark**

\*

Dieser alle rühmlichen Vorzüge der alten Atlanten in sich vereinigende Weltatlas bringt **eine bahnbrechende Umwälzung auf kartographischem Gebiete**. Durch ein ganz neuartiges Darstellungssystem zeigt er in bewundernswerter Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit **Weltgeographie, Weltgeschichte und Weltwirtschaft im Zusammenhang**. Ganz besonders bedacht ist darin das Wirtschaftsleben, das am Anfang alles neuen Werdens steht, die Produktionskräfte, das treibende Leben jedes Land- und Erdteils, sind offen darin dargelegt. Auf einen Blick gibt der Atlas ein lebendiges Bild von jedem Lande, jedem Volke. Westermanns Weltatlas ist so **der klassische Führer durch die Weltwirtschaft**, das vollendetste Weltlexikon in Karten. In jeder Hinsicht praktisch, übersichtlich und im Format handlich wird der Weltatlas **ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Kaufmann, Industriellen, Politiker, Volkswirtschaftler, überhaupt für jeden Gebildeten und Vorwärtstrebenden**. Er ist ein Handbuch des Wissens, das in jedem Arbeitszimmer und Kontor, in jedem deutschen Hause zu finden sein sollte, als **der beste Atlas für jedermann, auch für die Frauen von heute**, die Anteil an Welt und Leben, Politik und Wirtschaft nehmen.

\*

**Ausführlicher Prospekt**  
**steht gern kostenfrei zur Verfügung.**  
**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen**  
**des In- und Auslandes**

\*

**VERLAG GEORG WESTERMANN**  
**BRAUNSCHWEIG \* HAMBURG**



**DIE DREI  
WERNER**

Ein Geschenkwert für



**BÜCHER  
JANSENS**

jeden Bücherfreund!

**Das Buch Treue | Das Buch Leidenschaft | Das Buch Liebe**

Nibelungenroman

Amelungenroman

Gudrunroman

**Auflage rund 250 Tausend**

In neuer vornehmer Ausstattung; Einbandzeichnung und mehrfarbiger  
künstlerischer Schuumschlag vom Kunstmaler W. Dyd in Düsseldorf

Dauerhaft in Pappband geb. je 30 Mark, vornehm in Halbleinen geb. je 32 Mark

„Es ist, als flute das Volk mit seinen edelsten Wünschen in Werner Janse und bewege ihn zu seinem Schaffen, als fände es in ihm seinen Ausdruck.“

Deutsche Tageszeitung, Berlin

**Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg**

Wahrhaft fröhliche Stunden erleben Sie durch

## **Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig**

Die fröhliche Geschichte einer Befreiung von  
Hermann Krieger

11. – 15. Tausend

Gebunden 25 Mark

Fröhlich und seltsam macht dieses Buch. Es ist von keinem Literaten erdacht, von keinem Artisten stilisiert — es ist von einem erlösten, reinen Menschen hingelegt. Sag für Satz, Seite für Seite. Wie ein Wunder wirkt dieses Buch Hermann Kriegers! (Michael Georg Conradt)

**Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg**

## **Aus der Welt des Künstlers**

Kurze, in ihrer Art klassische Einführungen in das Schaffen unserer hervorragendsten bildenden Künstler. Namen erster Kunstschriftsteller bürgen für eine sichere und in die Tiefe gehende Auffassung der Wesensart des einzelnen Künstlers. Zahlreiche mehr- und einfarbige Kunstbeilagen geben eine deutliche Veranschaulichung des Vorgefragenen.

Bisher erschienen folgende Hefte (Die Sammlung wird fortgesetzt):

**Paul Hoeniger**

Von Dr. Max Osborn

Mit 8 mehr- und 13 einfarbigen Kunstbeilagen

Preis M. 3,60

**Paul Plontke**

Von Heinrich Werner

Mit 1 farb. Kunstbeilage, 8 mehr- u. 11 einfarb. Kunstbeilagen

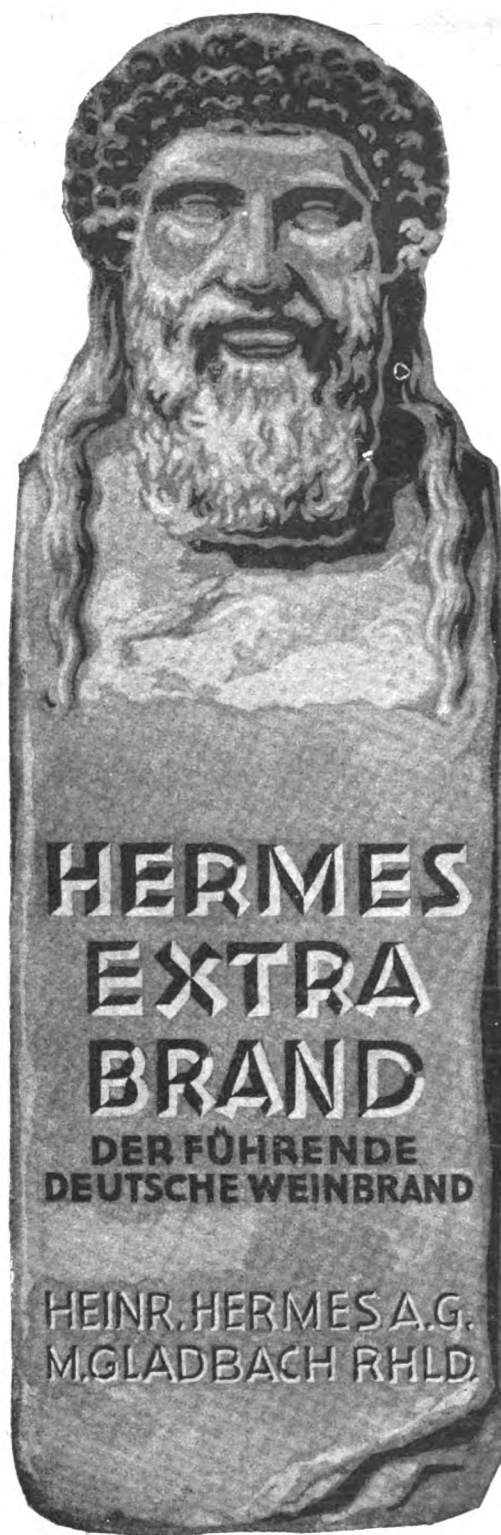
Preis M. 4,80

**Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg**

**Eine Kunstbücherei für jedermann**

## Neue literar. Erscheinungen (Fortsetzung).

- Schäfer, Dr. J.:** Erster Unterricht in der Krankenpflege (für Haus und Beruf), in Frage und Antwort bearbeitet. 6. Aufl. 12 M. München, Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin.
- Sörster, Hans:** Noornknider. Dtl. Beerländer Vertellen. 40 M. Braunschweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.
- Sreyhan, Mar:** Das Drama der Gegenwart. Berlin, G. S. Mittler & Sohn.
- Santner, Aug.:** Duvekröpfst us em Schwarzwald. Gedichte. Stuttgart, Verlag Adolf Bong & Co.
- Gildemeister, Otto:** Von Reichtum, Höflichkeit und anderem. Aufsätze. M. 7,50. Stuttgart und Berlin, Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
- Glock, Johann Philipp:** Es war einmal Ein Kameruner Immortellenfranz deutscher Koloniallieder. Magdeburg-R., Zacharias, Verlag.
- Goldscheid, Rud.:** Frauen, Freiheit und Liebe. „Der Aufstieg“, Nr. 23/24. Leipzig und Wien, Angengrunder-Verlag, Brüder Eufichty.
- Graberg, Carla Esteri von:** Die Bibel der Liebe. 20 M. Zürich, Verlag Art. Institut Del Rühl.
- Der Göttemensch. Geschrieben von einer Einfältigen für Einfältige. 20 M. Zürich, Verlag Art. Institut Del Rühl.
- Grah, Josephine:** Der gute Geschmack in der Frauenkleidung. Grundsätze und Anregungen. 8,50 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verl., G.m.b.H.
- Grosse, Martha:** Wir Frauen. Gedichte. Cassel, Edda-Verlag.
- Handwerker-Kompagnie, Lehr- und Lesebuch für Küche und Haus. 14 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G.m.b.H.**
- Reilborn, Adolf:** Unter den Wilden. Entdeckungen und Abenteuer. Berlin, Verlag Rich. Bong.
- Wilde Tiere, die unsere Jugend kennen sollte. Bong's Jugendbücherei, Bd. 2. Berlin, Verlag Rich. Bong.
- Herbst, Edgar:** Der Taylorismus als Hilfe in unserer Wirtschaftsnöte. Leipzig u. Wien, Angengrunder-Verlag, Brüder Eufichty.
- Hessen-Kunst 1922.** Jahrbuch für Kunst- und Denkmalspflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet. 10 M. Marburg, Verlag R. G. Elvert.
- Hobbing, Gela:** Hauswirtschaftskunde, Veritatisches Handbuch. 8,50 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verl., G.m.b.H.
- Jansen, Werner:** Der Heiland. Worte des Meinen. 30 M. Braunschweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.
- Kammerer, Paul:** Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Weltmeister der Zukunft? „Der Aufstieg“, Nr. 21/22. Leipzig u. Wien, Angengrunder-Verlag, Brüder Eufichty.
- Kajemadch, Hssein:** Annagan. Gedichte. Berlin, Orientalischer Verlag Transchähr.
- Kellen, Toni:** Führende Frauen. 4,50 M. „Die Zukunft“, Heft 14. Heidelberg, Verlag Willy Ehrig.
- Die Frau und ihre Berufe. „Die Zukunft“, Heft 15. Heidelberg, Verlag Willy Ehrig.
- Keller, Paul:** Altierröda. Bergstadtgeschichten. Geb. 20 M. Breslau, Bergstadt-Verlag.
- Kiesel, O. E.:** Frau Martha und ihr Sohn. Roman aus dem alten Hamburg. Halbleinen 20 M. Hamburg, Hansische Verlagsanstalt, H.-G.



**Dreitausend Kilometer im Paddelboot!**

### Dom Schwarzwald zum Schwarzen Meer

Eine Kajakfahrt, die Donau abwärts, im Jahre 1917 von Otto Prohen. Mit vielen Illustrationen vom Verfasser. Geschmackvoll gebunden 80 Mark. Verlag von Georg Westermann in Braunschweig und Hamburg

**Ein höchst interessantes, wertvolles Buch**

Gegr. 1805



**BRUCKMANN  
BESTECKE**  
Echt Silber mit Marke  Adler  
Versilb. m. Marke  Lokomotive  
zu haben in d. Fachgeschäften

Gegen Gicht, Rheuma,  
**Kaiser  
Friedrich  
Quelle**  
Offenbach (Main)  
Blasen-Nieren- u. Gallenleiden.

## Mein Hamburg

heimatkundliche Spaziergänge  
und Plaudereien  
von **Serdinand Bertram**  
Ein dreibändiges Werk — Jeder Band etwa  
200 Druckseiten

Soeben erschien **Die innere Stadt**  
der 2. Teil:

Mit zahlreichen Bildern und Zeichnungen von  
O. Bäß und anderen, sowie Kartenstücken.

Preis mit hübscher farbiger Deckelzeichnung  
gebunden 45 Mark, in Halbleinen 50 Mark.

Verlag **Georg Westermann**  
Braunschweig und Hamburg

## Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

### Eisenach Töchterheim Feodora Bismarckstrasse 14

gibt Töchtern aus gutem Hause **gründliche hauswirtschaftliche  
Ausbildung** nebst erster geistiger Fortbildung (Frauenlehrjahr).  
Prospekt u. Arbeitsplan versendet Frau **Marie Bottermann**, Vorsteherin.

### Jugendheim Garmisch-Partenkirchen

**Familien-Erziehung.** Zweckmäßige körperliche Pflege, beste Ernährung.  
Ständige Kontrolle des Arztes. Individuell-unterrichtliche Förderung in staatl.  
anerk. Realschule (mit gymnas. Abteilung) durch kleine Klassen Einzelunterricht.  
Auskunft durch **Studiendirektor Kring.**

### Lahn im Riesengeb. Pädagogium b. Hirschberg Landschulheim

6klassige Realschule. Ziel: Verbandprüfung (früher Ein-  
jährigen-Prüf.) und Schlußprüfung, Reife für Obersekunda.  
Bestempfohlenes Internat. — Werbeschrift frei. — Fernruf: Lahn 4.

### Kindersanatorium Sonnenheil

in Kalzenbad-Partenkirchen, bayr. Hochgebirge. .... 750 m ü. d. M.  
**Für Knochen-, Drüsen-, Gelenkerkrankungen und  
Erholungsbedürftige. Sonnen- u. Strahlentherapie.**  
Eigene Lehrkräfte. — Eigene große Ökonomie. — Prospekt.  
Besitzer: Dr. Th. Behrendt. Leitender Arzt: Dr. Borggreve.

### Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt  
**Deutsche Kolonialschule Witzzenhausen an der Werra**  
Hochschule für In- und Auslandssiedlung.  
..... Semesterbeginn: Ostern und Herbst. ....  
Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

### Bad Berka i. Th. Wald-Pädagogium

pfl. nach Godesberger Art, Gesund-  
heit, tücht. Wiss., Kunst und Handarb.  
Eingeh. Erzieh. in Fam.-Haus. Auch  
Zarte gedeihen vortrefl. 160 Morg. Land  
und eigne Viehzucht sich. die Verpfleg.  
Realsch., Gynn., Realgymn. m. Berecht.

### Röntgenassistentinnen-Kurse

beginnen jeden Quartalsersten.  
Näheres durch das **Büro des Röntgen-  
laboratoriums von San.-Rat Dr. M. Imm.**  
mann, Berlin W 35, Uitzowstraße 72.

### Glauchau i. Sa. Pädagogium

für nervöse, willensschwache,  
schwer lernende Knaben mitt-  
lerer und höherer Schulen.  
Prosp. d. Dir. K. Richter

### Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Gymn. und real. Klassen: Sexta bis  
Oberprima. **Reifeprüfung.** Verpfle-  
gung durch eigene Landwirtschaft.

Anfragen nach den Aufnahmebe-  
dingungen für diese Rubrik wolle  
man richten an die Anzeigen-  
verwaltung von Westermanns  
Monatsheften, Berlin SW 19.  
Jerusalemstraße 46/49

## Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

### Fischer's Privat-Töchterheim

Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter gebildeter Stände. — Gesunde Lage im Habichtswalde. Prospekt durch Frau G. Fischer, Wilhelmshöhe.

### Müllers höh. Privatschule Marburg a. L.

Gewissenhafte nationale Erziehung. Internat nur für Schüler. Zielsichere Schulung, Reichsverbandsprüfung, Primareife, Abitur für Schüler und Schülerinnen. Zeitgewinn, Halbjahreskurse. Erfolgsverzeichnis und Prospekt frei.

## Aus Bädern und Kurorten

### SANATORIUM SCHATZALP

Heilanstalt I. Ranges für Lungenkranke. — Unvergleichliche Lage. — Höchste Sonnenscheindauer. — Modernste Einrichtungen. 1865 m ü. M. \* 300 m über DAVOS-PLATZ. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion**. Leitende Ärzte: Dr. Lucius Spengler und Dr. E. Neumann.

Nemane voll Leidenschaft und Schönheit, die getragen werden von einer seltenen Leuchtkraft des Geistes, und deren Stil den Mythos fühlend der Zigeunermusik hat, sind vereinigt in

### Ossip Schubin: Gesammelte Romane

Fünf Bände in Halbleinen gebunden 175 Mark

Bd. 1: Erika / Bd. 2: Toter Frühling / Bd. 3: Slavische Liebe / Bd. 4: Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt? / Bd. 5: Asbein

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Georg Westermann  
Braunschweig und Hamburg

### Hofrat Friedrich Hessing'sche

Orthopädische Heilanstalt  Augsburg-Göggingen.  
Oberleitung: General- direktor Georg Hessing

Behandlung aller in dem Bereiche der Orthopädie liegenden körperlichen Deformitäten und Erkrankungen, aller Entzündungen der Wirbel und Gelenke, frischer und veralteter Knochenbrüche (Pseudarthrosen), Rückgratverkrümmungen, angeborener Hüftgelenkluxationen. Anfertigung künstlicher Glieder etc.

Konservatives, operationsloses Verfahren mittels unserer, an Vollkommenheit unerreichter Apparatebehandlungstechnik.

Prospekt gegen Voreinsendung von M. 3.—, für das Ausland mit Porto M. 6.—

Briefe und Telegramme erbeten an die

**Hessing'sche Heilanstalt**  
Augsburg-Göggingen.

## Wo wohne ich während der Reise?

### Dresden Hotel Westminster und Astoria-Hotel

am Hauptbahnhof  
Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelefon, Warm- und Kaltwasserzufluß. Privatbäder.

### Kurgartenhotel Friedrichshafen a. B.

Haus ersten Ranges

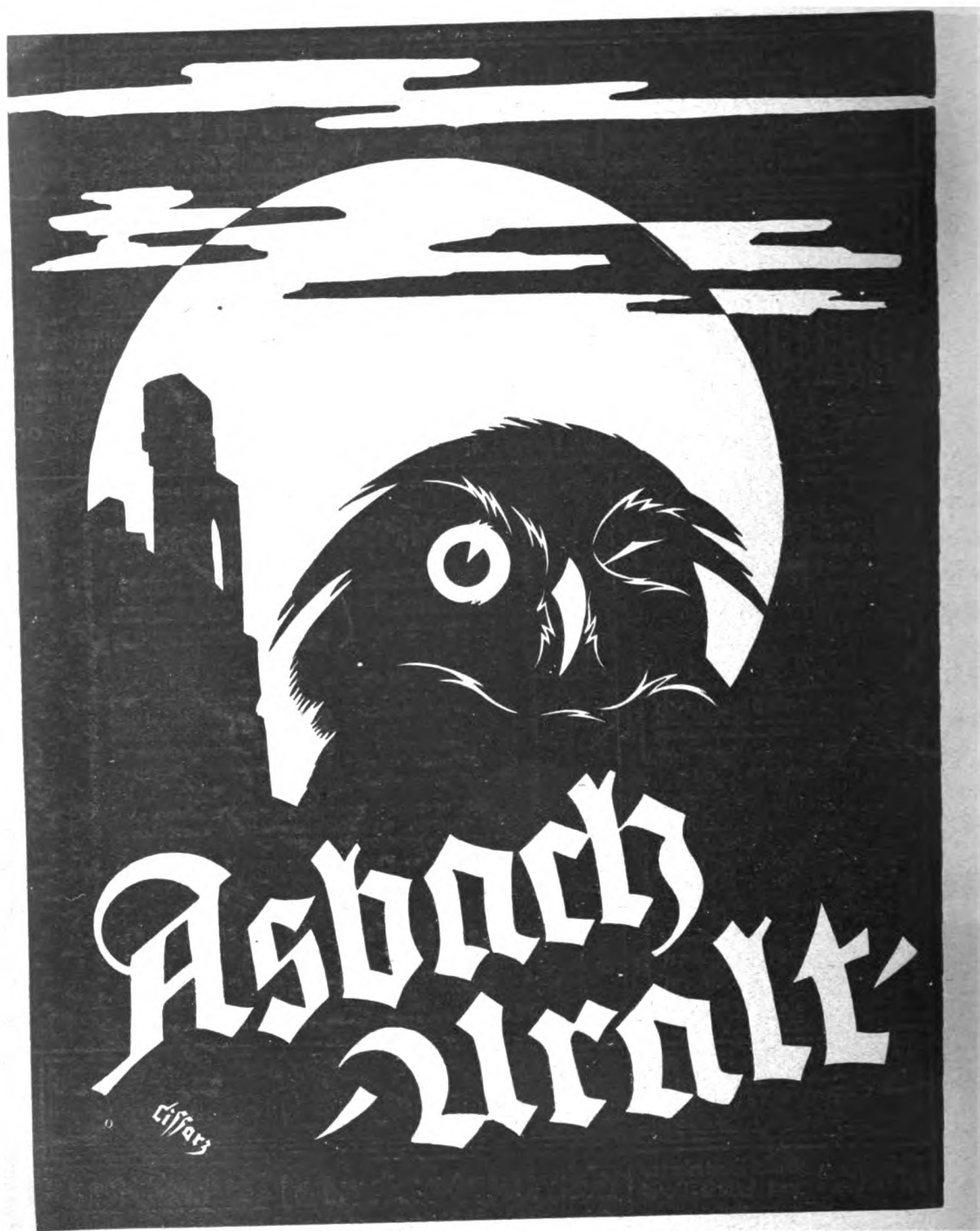
Mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik. Große Terrasse direkt am See gelegen. Erstklassiges Restaurant. Pensionsvereinbarung. Hausorchester. Eigene Landwirtschaft. Autogaragen. Das ganze Jahr geöffnet.

Anfragen nach den Aufnahmebedingungen für diese Rubrik wolle man richten an die Anzeigenverwaltung von Westermanns Monatsheften, Berlin SW 19, Jerusalem Straße 46/49

### Jodbad SULZBRUNN

bei Kempten im Allgäu / 875 m ü. d. M.  
Sommer und Winter geöffnet.  
Bade-, Trink- und Luftkuren. Jodwasser- versand. Kurarzt. Eine Ökonomie.  
Prospekt Nr. 3 kostenlos.







Unter den zahlreichen Mitteln, die zur Zahn- und Mundpflege angeboten werden, beherrscht Odol seit Jahren den Markt, den es sich durch seine antiseptische Wirkung, seine absolute Unschädlichkeit und seinen aparten Geschmack erobert hat. Die Odol-Zahnpasta, die wir vor einiger Zeit auf den Markt gebracht haben, dient speziell zur mechanischen Reinigung der Zähne. Die in derselben enthaltenen wirksamen Salze gewähren sicheren Schutz gegen Zahnfäulnis und machen die Zähne blendend weiß. Odol-Zahnpasta ist von überaus feinkörniger Beschaffenheit und hat einen eigenartigen Geschmack und Geruch, der sich dem des Odols in glücklicher Weise anpaßt. —



**PIXAVON**  
DAS HAARPFLEGEMITTEL DES KAVALIERS

PIXAVON ist tatsächlich ein Mittel, von dem mit Recht behauptet werden kann, daß es die Neubelebung des Haarwuchses anregt. Viele Tausende können das bestätigen. Durch die Anwendung der PIXAVON-Haarwäsche erhält man sein Haar gesund und schützt es vor Haar-  
ausfall.

*Spült' Züßchen und Mund  
mit Pebecco wascht!*



**METALLSPIELWAREN  
MÄRKLIN**

Fabrikanten: Gebr. Märklin & Co. Göppingen, i. Würtbg.

Eisenbahnen mit Uhrwerk-Dampf- u. elektr. Antrieb.  
Dampfmaschinen u. Betriebsmodelle • Elektromotoren u.  
Dynamomaschinen • Kriegsschiffe u. Personendampfer.  
♦ Kindergewehre, Pistolen, Kanonen ♦  
♦ Kochherde für Spiritus- u. elektr. Heizung ♦

♦ In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.  
Katalog gegen Einsendung von Mk. 1,50. ♦

**Das Märchenbuch des deutschen Volkes  
Werner Janßen: Die Märchen**

Ein Prachtband mit 25 Bildern von Paul Hey 180 Mark  
Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

**Goethe  
Der Mann und das Werk**

Von  
Prof. Dr. Eduard Engel

Völlig umgearbeitete neue  
Ausgabe. In 2 dauerhaften  
Halbleinenbänden gebunden  
160 Mark. Vornehm aus-  
gestattete Geschenkausgabe  
in 2 Kunstlederbänden (Halb-  
franz) 175 Mark

Verlag Georg Westermann  
Braunschweig und Hamburg

**Gemälde-  
Angebot**

Werke von: Kallmorgen,  
v. Volkmann, Bracht, Hölscher,  
Vetter, Cissarz, Heider, Putz,  
Pellar, Curnel, Schmoll u. a.

**Haus Sängershof  
b. Welver in Westf.**

## Neue literar. Erscheinungen (Fortsetzung).

**Keffler, Elfi:** Das grüne Land. Ein Buch Dicht. Nürnberg, Verlag „Der Bund“.

**Schmann, Emil:** Hölderlins Dicht. Geb. 75 M. Stuttgart, J. V. Neffersche Verlagbuchhandlung.

**Euther, Ernst:** Sonnige Heimat. Ein Buch aus Franken. Würzburg, Verlag Buchdruckerei Franz Staudenaus.

**Mayreder, Rosa:** Fabeln über göttliche und menschliche Dinge. Leipzig und Wien, Angenruber-Verlag, Brüder Eusebius.

**Mayrhofer, Johannes:** Der Kaiser des Sonnengottes. Roman. 11. u. 12. Teil. Geb. 8 M., geb. 13 M. München u. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

**Miller, Fritz:** Du schönes Nieder- sachsen. Notenside, Verlag G. J. Holzwarth.

**Motte-Fouqué, Friedr. Baron de la:** Das Göttermännlein. 20 M. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags- anstalt, A. G.

**Müllers, Camb:** Gartenunterricht. Bd. 1: Der Gemüsegarten. 12 M. Bd. 2: Der Obstbau. 12 M. M.-Glad- bach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

**Niedlich, Joachim Kurd:** Die germa- nische Mythen- und Märchenwelt. Als Quelle deutscher Weltanschauung. Herausgegeben vom Friesenbund. 9 M. Leipzig, Dürsche Buchhandlung.

— **Jesus oder Jesus.** Die Quelle un- serer Entartung. Herausgegeben vom Friesenbund. Leipzig, Dürsche Buch- handlung.

**Oesterwin, Herm.:** Welche Vornamen wollen wir unserm Kinde geben? Eine Sammlung von mehr als 1200 männ- lichen und weiblichen Vornamen mit An- gabe ihrer Abstammung und ihrer Be- deutung. Detmold, Meyersche Hofbuch- handlung.

**Onden, Herm.:** Aus Rantes Früh- zeit. 20 M. Gotha, Verlag A. Berthes, A.-G.

**Pauls, Eilhard Erich:** Liebes Vater- land. Erzählungen aus drei Jahrhun- derten. Lebensbilder der Jugend, Bd. 44. 32 M. Braunschweig u. Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**Pflüger, Ernst:** „Heimat ist alles!“ 12 M. Hannover, Verlag Adolf Spon- holz, G. m. b. H.

**Prosen, Otto:** Vom Schwarzwald zum Schwarzen Meer. Eine Kriegs- fahrt im Kajal donauabwärts. Mit 70 Abbildungen. 80 M. Braunschweig u. Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**Reuter, Otto Sigfrid:** Das Rätsel der Edda u. der arische Urglaube. Mit 13 Holzschnitten. Contra I. Hefen, Verlag Deutsch-Ordens-Land.

**Rheinischer Heimatkalender 1922.** Her- ausgeber: Rheinischer Verein für Deut- schenpflege und Heimatpflege, Bonn. 18 M. Düsseldorf, Verlag L. Schwann.

**Robert, J.:** Liebesglück und Liebes- leid. Geschichten an die Geliebte. Geb. 15 M. Leipzig, Verlag Otto Hillmann.

**Rosner, Karl:** Spione. Skizzen aus Frankreich. 320 M. Stuttgart u. Berlin, Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf.

**Röttger, Karl:** Das letzte Gericht. Sechs Spiele vom Leben. Gartenstein i. Erzgeb., Erich Matthes-Verlag.

— **Die sechs Schwäne.** Märchenpiel. Gartenstein i. Erzgeb., Erich Matthes Verl.

**Sarrafin, J., und Mahrenholz, R.:** Frankreich. Seine Geschichte, Ver- fassung und staatlichen Einrichtungen. Geb. 26 M., geb. 34 M. Leipzig, Verlag D. M. Weisland.

**Schalda, Leopold Carl:** Es geht die Sage. Dramatisches Gedicht. Leipzig, Kamen-Verlag.

**Scharrelmann, Heinrich:** Sonniger Alltag. Ein Buch über Kindererziehung und Familienglück. 30 M. Braunschweig u. Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**Stahl, Wilh.:** Niederdeutsche Volks- stänze. 10 M. Hamburg, Verlag Paul Hartung.

**Stord, Karl:** Die Musik der Gegen- wart. Geb. 75 M. Stuttgart, Verlag J. V. Neffers

**Sudermann, Hermann:** Söns und Erdine. Eine titanische Geschichte. 5 M. Stuttgart und Berlin, Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

**Tögel, Fritz:** Sonnenwärts. Gedichte. Geb. 15 M., geb. 21 M. Leipzig, Breit- kopf & Härtel.

**Ulrich, O.:** 23 und 28. Unser doppel- geschlechtiger Lebensstoff. An- wendung der aufsehenerregenden Ent- deckungen. Maderburg, Verlag D. H. Volkert.

**Urftall, Gräfin Lucy:** Die Kämpfer Jahwes. Geb. 20 M. Hannover, Verlag Adolf Sponholz, G. m. b. H.

**Vogel, Heinz:** Die gelbrote Kaze- Wunderliche Geschichten. 40 M. Braun- schweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**Wagner, Gust:** Militärversorgung. Die Ansprüche der Militärpersonen und ihrer Hinterbliebenen nach dem Reichs- versorgungsgezet. (Staatsbürger-Biblio- thek Heft 1.) 6 M. M.-Gladbach, Volks- vereins-Verlag, G. m. b. H.

**Walther, Joh.:** Das unterirdische Wasser und die Wänschelrute. Vortrag. Reichwasser (D.-L.), Buchhand- lung Emil Hampel.

**Wemmel, Dr. Joh.:** Zum „Untergang des Abendlandes“. Der „Stephiter“ und „Festmiser“ Spengler ein Verteidiger der Religion. Königsberg i. Pr., Verlag Von's Buchhandlung.

**Westermanns Weltatlas.** Bearbeitet von Adolf Liebers. Geb. 200 M. Braun- schweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.

**Wette, Herm.:** Krauslovi. Roman. Geb. 18 M., geb. 30 M. Hamburg, Ver- lag Rich. Vermeis.

**Wohlbrück, Olga:** Alle: hen. Roman. Geb. 24 M., geb. 31 M. Berlin, Verlag Lustein & Co.

**Zoder, Paul:** Hanne Himmelblau will heiraten. Ein Bericht aus de Hamburger Abzügen. 25 M. Braun- schweig und Hamburg, Verlag Georg Westermann.







## PRO ARTE / BASEL KUNSTHAUS

Begutachtung und Beratung durch Fachleute  
**Verkauf und Übernahme**  
von Werken alter Kunst / Meisterbilder  
Primitive / Alte Plastik / Antiquitäten

Leitung: **Dr. J. Coulin, Basel, Freie Straße 17**



### „Eta-Formenprickler“

Eine neue medizinische Erfindung! Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebszellen. Die unentwickelte oder welk gewordene Brust wird üppig und drall. **Der Erfolg ist ärztlich bestätigt.** So schreibt u. a. der Kosmetiker Dr. med. Klatt: „Senden Sie noch 2 „Eta-Formenprickler“. Habe mit der Anwendung dieses Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt.“ — Preis komplett M. 24,— mit Garantieschein.

**Laboratorium „Eta“, Berlin W 268**  
Potsdamer Straße 32.

Das Buch eines jungen Meisters plattdeutscher Dichtung

### Derode Heben En Geschiedt ut **Paul Schurek**

Verlag von Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg



### Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst

Leiter: Prof. Dr. v. Grolman  
Wiesbaden, Kapellenstraße 41

versendet gegen Portoersatz (70 Pf. in Briefm.) aus ihrem ca. 2000 Entwürfe umfass. Vorklagematerial für den einzelnen Fall passend zusammengest. Auswahlkoll. desh. Grabgröße und falls möglich, ungef. Preislage angeben.  
**Künstlerische Mitarbeiter:** Prof. W. Kreis, Prof. M. H. Kühne, Prof. Haiger, Prof. G. Metzendorf, Prof. E. Körner, H. Kaletsch u. v. a. — **Vertretergeschäfte** in Berlin, Hamburg, Bremen, Königsberg, Breslau, Erfurt, Halle, Düsseldorf, Köln, Essen, Dortmund, Osnabrück, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Greiz, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Fürth (Generalvertreter für Bayern), Wien, Zürich und 30 weiteren Städten.

— Man beziehe sich auf diese Anzeige. —

### DIE HAUSFIBEL

In meinem Verlage  
erschien:

## ELEMELEMU

Ein lustiges Bilder-  
und Geschichtenbuch  
für Kinder, die gerne  
lesen lernen wollen

Von  
**Otto Zimmermann**  
Seminarschullehrer  
in Hamburg

Mit über 100 farb. Bildern  
von **Eugen Osswald**,  
München

Gebunden 12 Mark



DAS BUCH ELEMELEMU ist eine Sonderausgabe der preisgekrönten Hansafibel. Es ist in erster Linie für das Kind im deutschen Hause bestimmt. Ihm soll es Freude und Unterweisung geben und den ersten Schulunterricht im Lesen ersetzen. Über lustige Bilder und heitere, dem kindlichen Gesichtskreis entnommene Geschichten und Verse führt es das Kind, die Schwierigkeiten methodisch und ganz allmählich steigernd, vom einfachen Laut bis zur vollen Lesefertigkeit. Das begabte Kind wird dabei wenig Hilfe brauchen; dem minderbegabten wird die Heiterkeit dieser Geschichten und Bilder von Heini und Lene den Aufstieg verlockend und leichter machen. Es lernt die Lettern in der Folge, in welcher sie auch geschichtlich entstanden sind. Von der Stein- od. Monumentalschrift führt der Weg über die Antiquazur Fraktur und Schreibschrift. Ausführliche Anleitung für Eltern und Erzieher im „BEGLEITWORT ZUM BUCHE ELEMELEMU“ von Otto Zimmermann, Hamburg.

Verlag Georg Westermann,  
Braunschweig u. Hamburg

AUSFIBEL

im Verlage  
meyer

ELEM

ges. Bilder-  
richtenbuch  
die gerne  
ren wollen

on  
mermann  
hullehrer  
sburg

farb. Bilder  
Oswald  
hen

12 Mark

EMELEMU  
usgabe der  
Hansafibel  
nie für das  
en Hause  
les Freude  
geben und  
unterricht  
en. Über  
1. heitere,  
lichtskreis  
chten und  
Kind, die  
metho-  
allmäh-  
rom ein-  
in vollen  
begabte  
nig. Hilfe  
rbegab-  
keit die-  
s. Bilder  
den Auf-  
leichten  
Lestern  
elchen  
ntlich  
Von der  
ischrift  
die An-  
schreib-  
Anlei-  
reicher  
"ZUM  
"MU"  
ann.

nam,  
burg

# Westermanns Monatshefte



## Dezember 1921

### Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Digitized by Google

Original from  
CORNELL UNIVERSITY





# ZEISS

## Feldstecher

für  
Reise, Sport, Jagd  
Hohe Lichtstärke  
Großes Gesichtsfeld  
Vergrößerung  
4-18 fach

**CARL ZEISS  
JENA**

Druckschrift  
T 37  
kostenfrei

### Für den Schießsport!

Der Qualität unserer Feldstecher entsprechend liefern wir auch Präzisions-Gewehrzielfernrohre mit  $2\frac{1}{2}$  bis 8facher, sowie wechselbarer Vergrößerung. Interessenten stellen wir auf Verlangen Druckschrift „Tz 37“ kostenfrei zu.

# ZEISS

## Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss-Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss-Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen und Kneifer Zeiss-Punktalgläser ein.



Druckschrift  
Punktal 13  
kostenfrei

**CARL ZEISS  
JENA**

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin

# MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN  
OMNIBUSSE

# MULAG-AACHEN

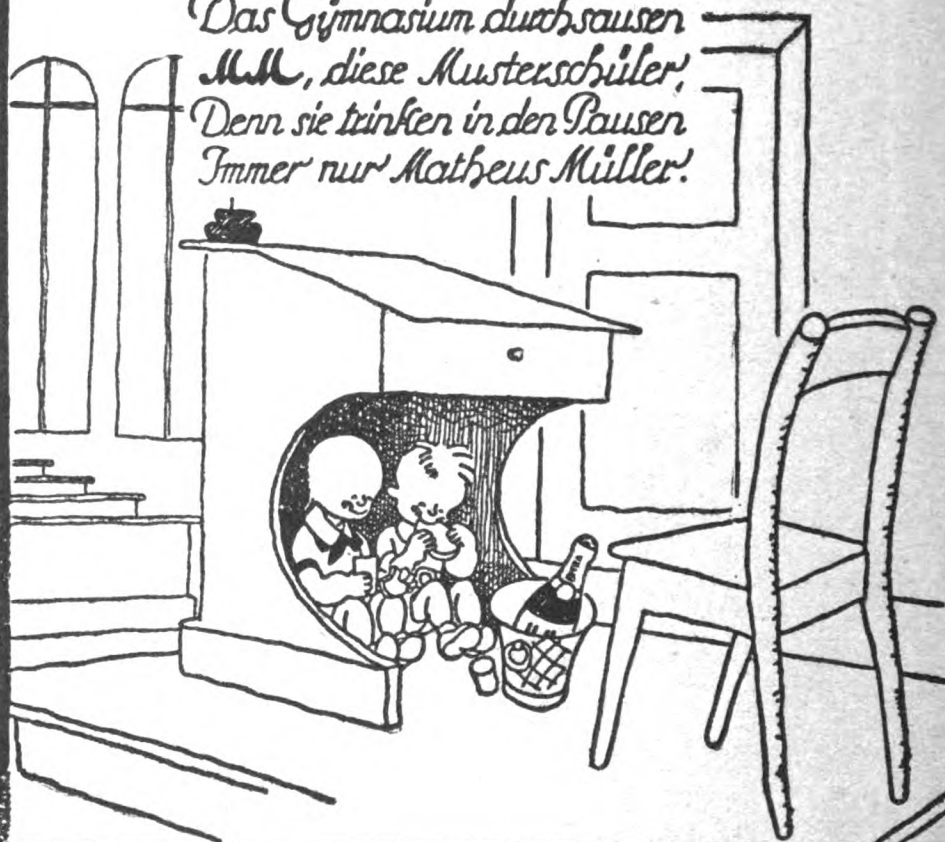




# Müller

②

*Das Gymnasium durchsauen  
Müller, diese Musterschüler,  
Denn sie trinken in den Pausen  
Immer nur Matheus Müller!*



# Matheus Müller

ELTVILLE

2A

# Westermanns Monatshefte



Januar 1922

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

1846

1921

# 75 Jahre

sind verflossen, seit Carl Zeiss in Jena mit dem Bau einfacher Mikroskope in einem kleinen handwerksmäßigen Betriebe mit nur einem Gehilfen begann. Es war die Periode des Tastens und des Probierens im Bau von optischen Instrumenten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Erst die bahnbrechenden Forschungen Ernst Abbes und die von Schott und Abbe in Jena gemeinsam errungenen Erfolge in der Schmelzkunst optischer Gläser führten eine neue Zeit der angewandten Optik herauf. Die optischen Instrumente konnten nunmehr nach wissenschaftlicher Vorausberechnung gebaut werden. Koch, Virchow und viele andere Forscher nach ihnen waren erst durch die neuen auf wissenschaftlicher Grundlage erbauten Zeiss Mikroskope in den Stand gesetzt, ihre großen Entdeckungen zu machen. Seitdem hat die Firma

# ZEISS

die Führung im Bau optischer Instrumente in der Welt übernommen. Aus dem kräftigen Stamm des Mikroskopbaues entwickelte sich der Bau aller derjenigen optischen wissenschaftlichen und Gebrauchsinstrumente, mit denen jetzt der Weltruf der Firma verknüpft ist. Die Zahl der Angestellten und Arbeiter beläuft sich heute auf über 5000, darunter sind 288 kaufmännische, 294 technische Angestellte und 33 wissenschaftliche Mitarbeiter. Der von Carl Zeiss aufgestellte und von Prof. Abbe bis zur höchst erreichbaren Grenze entwickelte Grundsatz der

# Qualität

aller Zeiss-Fabrikate ist der oberste Leitsatz aller Zeissischen Arbeit.

*Diese Fabrikmarke  
bürgt für höchste*



*optische und mecha-  
nische Vollendung*

Feldstecher und Theatergläser . Photographische Objektive  
Punktal-Brillengläser . Aussichtsfernrohre . Astronomische  
Fernrohre und Hilfsapparate . Nivellier-Instrumente . Op-  
tische Meßinstrumente . Lupen . Mikroskope . Mikro-  
photographische und Projektionsapparate . Medizinisch-  
optische Instrumente . Beleuchtungseinrichtung für Ope-  
rationssäle . Feinmeßgeräte . Motorfahrzeug-Scheinwerfer  
Gewehrzielfernrohre usw.

Illustrierte Druckschriften über die einzelnen Instrumente auf Wunsch kostenfrei

**Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin**

# MANNESMANN

## MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE

# MULAG-AACHEN

### Westermanns Hausbücherei

- Bd. 1: Ludwig, Zwischen  
Himmel und Erde.  
Geb. 16 Mark.
- Bd. 2: Eichendorff, Aus  
dem Leben eines Taugen-  
ichts. Geb. 9 Mark.
- Bd. 3: Scheffel, Ettehard.  
Geb. 16 Mark.
- Bd. 4: Alexis, Der Wer-  
wolf. Geb. 22 Mark.
- Bd. 5: Immermann, Der  
Oberhof. Geb. 22 Mark.
- Bd. 6: Heinrich Stilling's  
Jugend, Lehrjahre und  
Wanderjahre. Geb. 30 M.
- Bd. 7: Gottlieb: Ali der  
Pächter. Geb. 36 Mark.
- Die Sammlung wird fortgesetzt

Verlag Georg Westermann  
Braunschweig u. Hamburg

### Gemälde

alter und moderner, nur erster  
Preis! Verkauf  
Galerie van Diemen & Co.,  
Berlin W 8, Unter den Linden 17.  
Für Vermittlung zahlen bei streng-  
ster Discretion hohe Provision



AMSTERDAM

PASSAGIER-, POST- UND FRACHTDIENST NACH

**SÜD-AMERIKA**

RIO DE JANEIRO · SANTOS · MONTEVIDEO  
BUENOS AIRES

**CUBA, MEXICO, NEW ORLEANS**

HAVANA · VERA CRUZ

FRACHTDAMPFER NACH OBENGENANNTEN HÄFEN  
PERNAMBUCO UND BAHIA

REGELMÄSSIGER FRACHTDIENST NACH

**NEW-YORK**

Alle Auskünfte üb. Passage u. Fracht durch d. Gesellschaft in Amsterdam  
oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen

### Zu kaufen gesucht für Privatsammlung

Werke deutscher Meister von 1860 bis  
zur Gegenwart. Nur beste Kunst.

Angebote mit Abbild. an Rittergut Sängershof bei Welver l. W.



G. Thoma / 16. 11. 1897

# Müller

③

*Müller sind im Staatsexamen  
Allen andern überlegen,  
Weil sie ihrer Weisheit Samen  
Mit Matheus Müller pflegen.*



# Matheus Müller

ELTVILLE

2A

# Westermanns Monatshefte



Februar 1922

Illust. Zeitschrift fürs deutsche Haus

# ZEISS

## Optische Instrumente

Der Wert eines optischen Instrumentes  
liegt in der  
**Qualität**  
Für diese bürgt der Name  
**ZEISS**



Feldstecher und Theatergläser · Photographische Objektive · Punktal-  
brillengläser · Gewehrzielfernrohre · Motorfahrzeug-Scheinwerfer  
Lupen · Mikroskope · Mikrophotographische und Projektionsapparate  
Aussichtsfernrohre · Optische Meßinstrumente · Medizinisch-optische  
Instrumente · Beleuchtungseinrichtung für Operationssäle  
Nivellier-Instrumente · Feinmeßgeräte usw.

Auskunft  
auf  
Anfrage



Druckschriften  
auf Wunsch  
kostenfrei

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Berlin

# MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN  
OMNIBUSSE

# MULAG-AACHEN





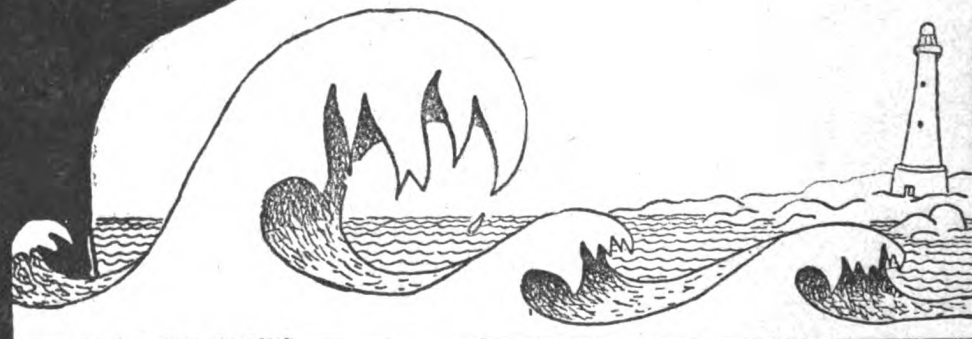
G. Pöhlmann

# M



④

Fern die Welt sich zu erschließen,  
Treiben **M** Wanderluste  
Mit Matheus Müller grüßen  
Scheidend sie die Heimatküste.



# Matheus Müller

ELTVILLE









